JAHRBÜCHER FÜR WISSENSCHAFTLICHE KRITIK

Societät für Wissenschaftliche Kritik (Berlin).

Digitized by Google

Digitized by Google

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0611 1428

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

13b5(1.2

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Januar 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Leipzig.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Baier, in Greifswald.
Barthold, in Greifswald.
Baumstark, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bäuer, in Bonn.
Bayer, in Erlangen.
Bayrhoffer, in Marburg.
v. Bennigsen-Förder.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Rostock.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
Blume, in Lübeck.
* *Boeckh.*
Bonitz.
Bonnell.
* *Bopp.*
Boumann.
v. Brandt, in Stettin.
v. Buch.
Bülau, in Leipzig.
Burmeister, in Halle.
Carrière, in Heidelberg.
Carus, in Dresden.
Cybulski.
Damerow.
v. Dechen, in Bonn.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dirichlet.*
* *Dove.*
Eiselen, in Halle.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Tübingen.
Feuerbach in Erlangen.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Fuchs, in Dessau,
* *Gabler.*
v. Gansauge.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Goldfuß, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
J. Grimm.
W. Grimm.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Breslau.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Halm, in München.
Hartung, in Schleusingen.
Hegel, in Rostock.
Heiberg, in Copenhagen.
* *v. Henning.*
* *Heffter.*
Heydemann.
Hermann, in München.
Hermann, in Marburg.
Herzberg, in Halberstadt.
Hesse.
Heusinger, in Marburg.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Hoefer.
Hoffmeister, in Kreuznach.
Homeyer.
Hornschuh, in Greifswald.
* *Hotho.*
J. Ideler.
Jacobson, in Königsberg.
Johannsen, in Copenhagen.
Keil, in Schulpforta.
Kleine, in Duisburg.
Klöpper, in Bergen.
Kosegarten, in Greifswald.
Kramer.
Krüger, in Quedlinburg.
Kühne, in Leipzig.
Kuhn.
Kummer, in Liegnitz.
Lange, in Oppeln.
G. Lange, in Worms.
Lange, in Zürich.
Lappenberg, in Hamburg.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
* *Link.*
Lisch, in Schwerin.
Lorinser, in Oppeln.
* *Marheineke.*
Marquardt, in Danzig.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
Merkel.
E. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
* *Mittermaier*, in Heidelberg.
Mitscherlich.
Moll, in Löckenitz bei Stettin.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
* *v. Müffling.*
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Osenbrüggen, in Kiel.
Parthey.
Passavant, in Frankfurt a. M.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Pfannkuch, in Marburg.
Phillips, in München.
Pinder.
Pluß, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott in Halle.
Preuß.
v. Prittwitz, in Ulm.
Purkinje, in Breslau.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer.
Rauter, in Straßburg.
v. Rehfues, in Bonn.
Riedel.
Carl Ritter.
Romberg.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Roestell.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert.
Rühle v. Lilienstern.
Rudorff.
v. Rumohr.
Sachs.
Schaller, in Halle.
Schellbach.
Schmidt, in Erfurt.
A. Schmidt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schmieder, in Wittenberg.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schnackenburg.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze.*
* *C. H. Schultz.*
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
Stahr, in Oldenburg.
Stannius, in Rostock.
Steffens.
Stein, in Niemegk.
Steinheim, in Altona.
Stern, in Göttingen.
Strauß, in Tübingen.
Streckfuß.
* *Toelken.*
Trendelenburg.
Ulrici, in Halle.
* *Varnhagen v. Ense.*
Vatke.
Volkmann, in Dorpat.
Waagen.
Wachsmuth, in Leipzig.
Waitz, in Hannover.
Walter.
Weber, in Bonn.
Weiße, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Werder.
Wilda, in Halle.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
Wolfers.
Zeller, in Tübingen.
* *C. G. Zumpt.*
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison. London, 1840. — Heusinger. 94

Ampère, Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, 1841. — Fuchs. 1

Botta, Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris pour le Museum d'histoire naturelle de Paris. Paris, 1841. — Lebrecht. 78

Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner. Leipzig, 1840. — Hermann. . 121

Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau. Paris, 1840. — Heusinger. 94

Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ne nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario. Milano, 1838—1840. vol. I. vol. II. fascicolo I. e II. — Heusinger. 94

Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté. Montpellier, 1838. — Heusinger. 94

Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret. Paris, 1840. — Heusinger. 94

Jacobi, Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten. Berlin, 1842. — Glückselig. 149

Journal of the statistical Society of London. London, 1838. — Heusinger. 94

Laspeyres, Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens. Erster Theil. Halle, 1840. — Wasserschleben. 35

Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy. Paris, 1840. — Heusinger. . 94

De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL. praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto. Jenae, MDCCCXLI. — Reuter. . . 81

Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe. Leipzig, 1841. — Hermann. . 121

Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch. Erster Theil. Breslau, 1840. — Reuter. 81

de Siebold: Isagoge in Bibliothecam Japonicam et Studium Litterarum Japonicarum. Leiden, 1841. — Schott. 116

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig, 1841. — Guhrauer. . . 14

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner. Gothae, MDCCCXLI. — Poppo. 61

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

I.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère, Professeur de littérature française au collège de France. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, 1841. LXIV u. 422 S. 8.

Für die wissenschaftliche französische Sprachlehre ist in Frankreich selbst noch so gut wie nichts gethan; eine solche ist auch nur erst möglich, wenn die vergleichende Erforschung der gesammten romanischen Sprachfamilie vorangegangen ist. Raynouard, welcher das Verdienst hat, den ersten Versuch darin gemacht zu haben, der aber freilich aller tiefern, wissenschaftlichen Begründung ermangelte und bei Raynouard's beschränkter Sprachkenntnifs nothwendig ermangeln mufste, ist bisher immer noch der Einzige in Frankreich geblieben, während dagegen in Deutschland, der eigentlichen Heimath der Wissenschaftlichkeit, die hier begründete und zur Wissenschaft erhobene allgemeine und vergleichende Sprachforschung mit den glänzendsten Erfolgen auch auf die romanischen Sprachen angewendet worden ist. Es liefs sich erwarten, dafs *Friedrich Diezens* Forschungen auch in Frankreich, dem geistig regsamsten der romanischen Länder, Eingang und Anklang finden würden. Aber um sie den Franzosen zugänglich zu machen, bedurfte es eines Mannes, der gründlichere Sprachkenntnisse, namentlich auch der deutschen Sprache und Mundarten, besitzt, als man sie bei den Franzosen zu finden gewohnt ist. Es gehört dazu aber auch eine Vorurtheilslosigkeit und eine Unbefangenheit, wie sie gerade bei der Betrachtung der vaterländischen Sprache besonders bei einem Franzosen wohl nicht häufig sich finden dürfte, und wie sie namentlich auch Raynouard abging; denn gerade in dergleichen Untersuchungen hat blinde Eingenommenheit für die Muttersprache und zu weit getriebene Vaterlandsliebe oft zu den gröfsten und lächerlichsten Irrthümern geführt. Demnach konnten die Franzosen nicht leicht Jemand finden, der mehr dazu geeignet wäre, sie mit den Diezischen Forschungen im Gebiete der romanischen Sprachen bekannt zu machen, als Hrn. Ampère, der sich schon dadurch Verdienste erworben hat, dafs er seine Landsleute mit dem deutschen Schriftenthume befreundet hat. Er hat nicht nur die deutsche Sprache und mehrere ihrer Schwestern (Dänisch, Schwedisch, Norwegisch) im Lande selbst gründlich kennen gelernt, sondern er hat sich auch mit mehrern der wichtigsten deutschen u. a. Werke über allgemeine und vergleichende Sprachkunde durch eigene sorgsame Beschäftigung mit denselben vertraut gemacht; namentlich kennt er aufser *Diezens Grammatik der romanischen Sprachen*, welche dem Werke des Hrn. Ampère eigentlich zum Grunde liegt, auch Werke von *Bopp*, *Grimm*, *Schlegel*, *Rask*, *Lassen*, *Burnouf*, *Pictet* u. s. w., so dafs ihm auch die keltischen, indischen und andere morgenländische Sprachen nicht fremd sind. Es fehlt Hrn. Ampère also keineswegs an vielseitigen Sprachkenntnissen, und wenn dessen ungeachtet sein Werk sich ganz anders, viel geputzter ausnimmt, und doch nicht so viel in sich hält, wie das des Hrn. Diez in seinem einfachen, bescheidenen Kleide, so mufs man das dem Franzosen zu gute halten, der einmal mehr auf gefällige äufsere Form, bequeme Nachlässigkeit und geistreiche Geschwätzigkeit hält, als auf strenge, wissenschaftliche Anordnung; gerade durch die Form, welche er seinem Werke gegeben hat und als Franzose geben mufste, wird er sich bei seinen Landsleuten mehr Eingang und Anerkennung verschaffen. Auch wir Deutsche können dies gern übersehen, denn wir werden durch reiche Fülle des Dargebotenen entschädigt. Allerdings finden wir im Ganzen sehr wenig eigene Forschungen

Digitized by Google

und Entdeckungen des Hrn. Verfs., und wir werden freilich auch sehen, dafs diese der Wissenschaft meistens nur sehr geringen Gewinn bringen, — aber wir erhalten eine fleifsige Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse aus den Forschungen Anderer in grofser Mannigfaltigkeit.

Auch die zweite Anforderung, welche wir an Hrn. Ampère zu machen uns berechtigt glaubten, Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, erfüllt derselbe in hohem Grade. Er zeigt sich fast überall besonnen prüfend, und giebt sich nicht voreilig einer Meinung hin. Das Einzige, was man ihm in dieser Beziehung vorwerfen könnte, ist eine gewisse nicht zu verkennende Vorliebe für die altfranzösische Sprache, deren Vorzüge vor der jetzigen er überall hervorhebt, während er selten die überwiegenden Vorzüge der jetzigen vor der alten französischen Sprache berührt. Und doch kann man von der alten und jetzigen französischen Sprache ungefähr dasselbe sagen, was Grimm (deutsche Grammatik 3. Ausg. I. S. 21 f.) von der alten und jetzigen deutschen Sprache sagt: „Mitten in aller Formenfülle des Alterthums herrscht oft Unbeholfenheit oder Verschwendung, sparsames Haushalten mit geringeren aber desto gewisseren Mitteln gab auf die Länge gröfsere Befriedigung. Dort gebricht es dem Anmuthigen nicht selten an Würde, dem Kühnen an Geschick, zumal dem Ganzen an Einstimmung, so dafs oft die rechte Wirkung, wo sie nahe zu erreichen war, dennoch ausbleibt. Weil sich Licht und Schatten gegenseitig nicht ermäfsigen, spielen lebhafte Farben allzu grell neben einander; Wort- und Satzverhältnisse sind noch ohne Perspective und kein Hintergrund wird geöffnet. Die neue Sprache versteht es, gelinder aufzutragen, Eindrücke zu berechnen und von dem Zufälligen das Nothwendige zu scheiden. Des schwebenden Flugs verlustig, ihre Schritte nicht selten zu doppeln und zu kreuzen gezwungen, behält sie das vorgesteckte Ziel fester im Auge. Allenthalben bleiben ihr Ausgleichungen und kleine Nachhülfen zur Hand; denn selbst in grammatischen Auxiliarverbindungen, so lästig sie schleppen können, beruhen zugleich günstige Feinheiten und leise Wendungen des Ausdrucks, von denen die Sprache vorher keine Ahnung hatte. Sie ist jetzt in ihr männliches Alter eingerückt, welches weifs, was es will und vermag." Denn das ist im Allgemeinen der Entwickelungsgang jeder Sprache.

In der *Préface* (S. I—LIX) erklärt sich Hr. Ampère zunächst über den Umfang des Zeitalters, welches er *Mittelalter* nennt. Er weicht nämlich von der gewöhnlichen Eintheilung der allgemeinen Geschichte ab, indem er nur den Zeitraum von 1100—1400 unter dem Mittelalter begreift. Als Grund für diese Annahme führt er an, dafs dieser Zeitraum ein gegen die Vorzeit sowohl, wie gegen die Nachzeit völlig abgeschlossenes Ganzes bilde; in staatlicher Hinsicht zeige sich überall in Europa, namentlich in Frankreich, England, Italien, Spanien, Deutschland und dem Papstthume ein Aufsteigen im 13., ein Höhepunkt im 14., ein Sinken im 15. Jahrhundert; dieselbe Erscheinung zeige sich in allen Theilen des geselligen Lebens und der Bildung, namentlich biete das Ritterthum, die Baukunst, wenigstens in Frankreich, und das Schriftenthum denselben Entwicklungsgang dar. Hiergegen läfst sich nun freilich Manches einwenden. Wir sehen hier recht deutlich, wie Hr. Ampère sich bei dieser Beschränkung des Begriffes Mittelalter nur durch äufserliche, in die Augen springende Ereignisse hat bestimmen lassen. Denn die Abgeschlossenheit jedes Zeitalters ist immer nur eine sehr leichte, da die ganze Geschichte eine ununterbrochene Reihe von Ursachen und Wirkungen ist; soll aber ein Zeitalter gegen ein anderes abgeschlossen werden, so mufs es eine bestimmte Eigenthümlichkeit haben, durch die es sich vom vorhergehenden wie vom folgenden Zeitalter unterscheidet. Das ist aber mit dem Zeitraume von 1100—1400 durchaus nicht der Fall, da vielmehr die Ereignisse des 12. Jahrh., namentlich die Kreuzzüge, in so enger und nothwendiger Verbindung mit den frühern Jahrhunderten stehen, und da sich eben dieselben Gedanken und Vorstellungen, nur weiter ausgebildet, durch diese Zeit hinziehen, wie durch die frühere, dafs durchaus kein Grund vorhanden ist, von dem gewöhnlich angenommenen Anfangspunkte des Mittelalters, dem Eintreten der germanischen Welt an die Stelle der römischen, abzuweichen. Und was sollte dann aus den zwischen dieser Zeit und 1100 liegenden Jahrhunderten werden? Von der alten Zeit unterscheiden sie sich durch ihre Eigenthümlichkeit so wesentlich, dafs sie zu dieser unmöglich gerechnet werden können. Sie bleiben also nach Hrn. Ampère in der Schwebe zwischen Alterthum und Mittelalter. Und gerade für Hrn. Ampère, der eine Geschichte der französischen Sprache und des

französischen Schriftenthums schreiben will, war doch nichts natürlicher, als dafs er mit der Gründung des fränkischen Reiches begann, welche ja eben mit dem eigentlichen Anfange des Mittelalters zusammenfällt. So aber erfahren wir von dem anfänglichen Nebeneinanderbestehen der Sprachen der siegenden Deutschen und der besiegten Römer, und von ihrem Verhältnisse zu einander und von ihrem allmähligen Verschmelzen in eine Sprache, worüber man doch etwas in einer „*Histoire de la formation de la langue française*" zu erwarten wohl berechtigt ist, im vorliegenden Werke nichts. Hr. Ampère hat schon früher eine, Unterzeichnetem nicht bekannte, „*Histoire littéraire de la France avant le XIIe Siecle*" geschrieben, in welcher er jedenfalls diesen Gegenstand ausführlicher bespricht; aber warum gab er nicht wenigstens die Ergebnisse seiner dortigen Forschungen kurz in dem vorliegenden Werke? So wenig wir mit Hrn. Ampère hinsichtlich des Anfangspunktes, von dem er ausgeht, einverstanden sein können, so wenig können wir es hinsichtlich des Endpunktes. Was er Sinken nennt, ist nur ein kurzer Stillstand, in welchem äufsere glänzende Ereignisse fehlen, weil im Stillen die grofsen Dinge der Folgezeit vorbereitet werden; von dem Gemeinwesen giebt er selbst zu, dafs es sich am Ende seines Mittelalters grade hebe (S. VII f.), aber mit ihm hebt sich eben zugleich auch allgemeinere Bildung, Wissenschaft und Kunst; und das Sinken ist nur ein allmähliges Aufgeben der mittelalterlichen Gedanken, die nach und nach den Gedanken der neuern Zeit Platz machen, bis diese endlich mit der Kirchenverbesserung sich offen Bahn brechen, womit man mit vollem Rechte das Mittelalter schliefst. Auch in der Geschichte der französischen Sprache und des französischen Schriftenthums konnte um dieselbe Zeit (um 1500) bei König Franz I., der ja auch nicht mit Unrecht *le père des lettres* und *restaurator litterarum* genannt wurde, ein passender Abschnitt gemacht werden. Der von Hrn. Ampère gewählte Zeitabschnitt bildet wohl einen Zeitraum, aber kein Zeitalter; höchstens könnte man ihn die Mittelzeit des Mittelalters nennen.

Hr. Ampère giebt nun in Umrissen, in einzelnen Theilen auch weiter ausgeführt, ein recht anschauliches Bild des französischen Schriftenthums in dem Zeitraume von 1100—1400. Er spricht zunächst von der Entwickelung des geistlichen Schriftenthums, an welches sich die Behandlung der Heiligensagen anschliefst; sodann spricht der Hr. Verf. vom weltlichen und zwar zunächst vom prosaischen belehrenden Schriftenthume, namentlich der Geschichtschreibung. Er geht sodann zur Geschichte der Dichtung über, wobei er zuerst die Ausbildung der Empfindungsdichtung bei den Nordfranzosen und bei den Provenzalen entwickelt und den grofsen Einfluss der provenzalischen Dichter auf die andern europäischen Schriftenthümer darlegt. Hierauf kommt Hr. Ampère zur erzählenden Dichtung, geht die einzelnen Sagenkreise durch, aus welchen diese ihren Stoff entnahm, und setzt auch hier auseinander, welchen Einfluss die französische erzählende Dichtung von aufsen erfahren, und welchen sie auf die fremden Schriftenthümer ausgeübt hat. Zum Schlusse (S. LV) berührt Hr. Ampère die darstellende Dichtung (das Schauspiel). Wir enthalten uns, über diesen mit Umsicht und Klarheit behandelten Gegenstand zu sprechen, da wir ihn von Hrn. Ampère ausführlicher bearbeitet erwarten. Das vorliegende Werk nämlich, welches zwar ein Ganzes für sich bildet, soll doch der eigentlichen Geschichte des französischen Schriftenthums von 1100—1400 nur als Einleitung dienen. Denn bevor man das Schriftenthum dieser Zeit kennen lernt, mufs man sich mit der Sprache bekannt machen, in welcher dasselbe niedergelegt ist (S. LV). Hr. Ampère will daher erst von der Bildung der französischen Sprache reden, und der ganze vorliegende Band enthält nur eine geschichtliche, auf Vergleichung des Französischen mit den verwandten Sprachen begründete Darstellung der Formenlehre, der Lautlehre und der Wortlehre der französischen Sprache, welche, wie schon erwähnt, besonders auf Diezens Forschungen sich gründet.

Hinter der Vorrede folgt (S. LXI—LXIV) ein Verzeichnifs der benutzten und häufig angeführten französischen Quellen („*Textes cités*"), welches noch nützlicher sein würde, wenn es nach der Buchstabenfolge geordnet wäre.

Wir kommen jetzt zum Werke selbst. *Chap. I. Principes généraux de la transformation des langues.* S. 1—14. Hr. Ampère beginnt mit der Ausführung des Satzes, dafs das Entstehen der französischen Sprache aus der lateinischen durchaus keine einzeln dastehende Erscheinung ist, sondern dafs im Laufe der Zeiten alle Sprachen sich auf ähnliche

Weise entwickeln; namentlich zeigt sich dies in allen Sprachen, welche zum grofsen indisch-germanischen Stamme gehören (Hr. Ampère zieht die Benennung indo-europäisch vor, vgl. über die verschiedenen Namen dieses Sprachstammes: *Pott, indogermanischer Sprachstamm* in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste). Der allgemeine Gang der Sprachentwicklung ist nämlich der, dafs die Sprachen allmählig aus zusammensetzenden auflösende werden. Als Ursache davon giebt Hr. Ampère (S. 4) den *Gebrauch* an: „*L'agent principal de l'altération et de la décomposition des langues, c'est l'usage. L'usage a deux instruments: le temps et le peuple; le temps et le peuple agissent sur les langues dans le même sens, exercent sur elle une action semblable.*" Ueberall in den Sprachen, welche sich aus andern herausbilden, sieht Hr. Ampère nur Verstümmelung und Zusammenziehung, als deren einzige Ursache er die Zeit und die Nachlässigkeit und Bequemlichkeit des Volkes annimmt; Beispiele aus verschiedenen Sprachen, auch aus einigen, welche nicht zum indisch-germanischen Sprachstamme gehören, sollen zur Bestätigung dienen, dafs neu sich bildende Sprachen immer verstümmelt sind im Gegensatze zu denen, aus welchen sie hervorgegangen sind; erst später habe man das Bedürfnifs gefühlt, so verstümmelten und verarmten Sprachen aufzuhelfen, und dies sei bei allen ungefähr auf dieselbe Weise geschehen, indem namentlich statt der verloren gegangenen Umendung Verhältnifswörter und statt der einfachen Zeiten der Muttersprache Hülfszeitwörter angewandt worden seien. Hr. Ampère hält sich auch hier nur an das Aeufserliche und verkennt den wahren, tiefer liegenden Grund des Entstehens neuer Sprachen. Diese sind nicht ein Erzeugnifs des Zufalles und blos der Zeit. Die Sprachen sind etwas viel Höheres, Geistiges. Wohl können sie Einwirkungen und Veränderungen durch äufsere Ereignisse erfahren, aber umgestaltet können sie nur durch den veränderten Geist der Völker und der Zeit werden; die Hauptursache ihrer Veränderung liegt aber darin, dafs der Geist der Völker mit der Zeit heranwächst und in das männliche Alter tritt, wo die Einbildungskraft und die Dichtung dem Verstande Platz macht, der nun, gegen Formen- und Tonfülle gleichgültiger geworden, vorzugsweise nach leichtem Verständnifs und nach Bestimmtheit der sprachlichen Formen strebt. So verlieren zwar die Sprachen manche Vorzüge, aber sie erlangen dafür andere gröfsere, und so sind die romanischen Sprachen unbezweifelt vollkommnere Fortbildungen der lateinischen Sprache. Den Schlufs übrigens, den Hr. Ampère aus der Erscheinung, dafs die meisten Sprachen auch ohne fremde Einwirkung sich auseinander entwickeln, zieht, ist vollkommen richtig, dafs nämlich die französische Sprache in ihrer jetzigen Gestalt keineswegs der deutschen Eroberung ihren Ursprung verdankt, sondern dafs sie sich völlig naturgemäfs aus der lateinischen Sprache entwickelt hat. Dies führt uns zu

Chap. II. De la formation des langues néolatines. S. 15—22. Die romanischen Sprachen sind natürlich nicht mit einem Schlage aus dem Lateinischen entstanden, sondern es ist ihrer förmlichen Entstehung eine Zeit der Verwirrung innerhalb des Lateinischen selbst vorangegangen. Wir haben auch wirklich in Schriften und Inschriften Zeugnisse genug, wie im Lateinischen selbst Wörter zusammengezogen und verstümmelt wurden und ein Fall statt des andern angewendet wurde. Und wenn sich selbst bei römischen Dichtern, namentlich bei den Lustspieldichtern Plautus und Terentius, schon Zusammenziehungen und Formenverwechselungen finden, wie viel mehr werden diese in der Volkssprache Statt gefunden haben, aus der ja eben die romanischen Sprachen hervorgegangen sind! Ein Mittel, die auf diese Art verloren gegangene Umendung zu ersetzen, bot das Lateinische selbst dar, die Verhältnifswörter *de* für den Besitzfall und *ad* für den Zweckfall. Das Walachische, sagt Hr. Ampère, ist die einzige romanische Sprache, welche auch den Zielfall durch ein Verhältnifswort, und zwar durch *pre*, d. h. in der Richtung auf etwas hin, ausdrückt. Doch ist hierbei zu bemerken, dafs sich dieser Gebrauch eigentlich nur auf Personennamen beschränkt (Diez Gramm. d. rom. Spr. II. S. 41), und insofern stimmt die walachische Sprache ganz mit der spanischen überein, in welcher im gleichen Falle *a* angewendet wird, eben so wie in der sizilischen und sardischen Mundart (s. meine Beiträge zur Erforschung d. rom. Spr. S. 179. 191).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Während die romanischen Sprachen die Umendung verlieren, gewinnen sie in der Abwandlung einige Zeiten durch Anwendung der Hülfszeitwörter *habere* und *esse*; aufser diesen ist nach Hrn. Ampère dem Spanischen noch *tener* als Hülfszeitwort eigenthümlich; indessen kann dies nur für die alte, nicht für die jetzige Sprache gelten (s. meine span. Sprachl. S. 184). Richtig ist dagegen die Bemerkung (S. 132, Anm. 1.), dafs im Portugiesischen *ter* als Hülfszeitwort gebraucht wird. Hr. Ampère spricht also in diesem Abschnitte nur von der allgemeinen Gestalt, welche die Umendung und die Abwandelung in den neuern Sprachen angenommen haben; andere wichtige Veränderungen, welche mit dem Lateinischen vorgehen mufsten, damit aus demselben die romanischen Sprachen hervorgehen konnten, hat er ganz unberücksichtigt gelassen, namentlich die veränderten Lautverhältnisse, Betonung, Wortbildung, Wortfügung, Versbau u. s. w. Gerade hier durfte man wohl hoffen, ein vollständiges Bild von dem Verhältnisse der romanischen Sprachen zum Lateinischen zu erhalten.

Chap. III. De l'hypothèse d'une langue romane S. 23—33. Raynouard hatte bekanntlich die Vermuthung aufgestellt, dafs die jetzigen romanischen Sprachen nicht unmittelbar aus der lateinischen, sondern aus der romanischen Sprache, wie er das Altprovenzalische nennt, hervorgegangen seien (Raynouard selbst war aus der Provence gebürtig). Hr. Ampère widerlegt diese Ansicht mit Recht, obgleich wir nicht immer ganz mit seinen Gründen einverstanden sind. Schon früher war Raynourd von A. W. Schlegel (Observations sur la langue et la littér. prov. S. 42 ff.) und von Unterzeichnetem (Beiträge S. 47 f.) widerlegt worden. Hr. Ampère zieht überhaupt den Namen *langues néo-latines* vor, um Mifsverständnisse zu vermeiden, welche durch Raynouard und Roquefort (der unter *langue romane* die nordfranzösische Sprache versteht) sich leicht an den Namen *langues romanes* anknüpfen. Dessenungeachtet gebraucht Hr. Ampère selbst den Namen *Romanisch* in noch einer andern Bedeutung, nämlich vom Französischen und Provenzalischen zusammen (s. unten).

Chap. IV. Naissance et développement des formes grammaticales de la langue française. — L'article S. 34—44. Nachdem im Allgemeinen gezeigt ist, wie die französische Sprache aus der lateinischen hervorgegangen ist, mufs auch im Einzelnen die Entwickelung der französischen Sprache geschichtlich dargethan werden. Der Entwickelung sind sowohl die Wörter wie die Wortformen fähig; Hr. Ampère will daher zuerst die Sprachlehre in ihren einzelnen Theilen durchnehmen, und dann den Wortschatz betrachten. Den ersten Theil beginnt er mit dem Einzler (Article). Wir sehen aber, wie er auch hier nicht in das wahre Wesen dieses Redetheils eingedrungen ist, sondern sich an das Aeufserliche hält; er hält denselben in den romanischen Sprachen nur für einen Ersatz der aufgegebenen Endungen, und meint, er sei unnöthig in Sprachen, welche bestimmte Endungen hätten. Wie leicht konnte die Ansicht des Griechischen, wo er neben sehr vollständigen Endungen besteht, und die Ableitung desselben in allen Sprachen vom hinzeigenden Fürworte Hrn. Ampère auf die wahre Bedeutung des Einzlers (Absonderung, Vereinzelung, Hervorhebung) führen. Ersetzte der Einzler wirklich in den romanischen Sprachen die Endungen der lateinischen Sprache, so müfste er doch nothwendig dieselbe Bedeutung haben, wie diese, d. h. er müfste zugleich Geschlecht, Verhältnifs und Zahl bezeichnen; das ist aber offenbar nicht der

Digitized by Google

Fall. Bei Hrn. Ampère's Ansicht vom Wesen des Einzlers ist auch gar nicht einzusehen, wozu es noch einen nicht bestimmenden Einzler giebt; diesen übergeht er daher wohlweislich ganz mit Stillschweigen (nur S. 119 führt er *un, une* als unbestimmtes Fürwort mit auf). Hr. Ampère geht nun die Formen des Einzlers durch, welche sich in der alten Sprache finden, wobei man (eben so wie bei den übrigen Redetheilen) gewünscht hätte, dafs wenigstens ungefähr die Zeit angegeben worden wäre, wann die einzelnen Formen aufgekommen sind. In allen romanischen Sprachen soll der Einzler aus *ille* entstanden sein; allein im Sardischen liegt ihm *ipse* zum Grunde; meine in diesen Jahrbüchern (März 1839, N. 35.) ausgesprochene Ansicht, dafs der pikardische Einzler von *hic* stamme, habe ich in meinen Beiträgen (S. 300) selbst wieder in Zweifel gezogen.

Chap. V. Formation des substantifs S. 45—89. I. *Genres et nombres.* Auffallend ist in diesem Abschnitte, dafs Hr. Ampère gar nicht davon spricht, dafs und warum die französische Sprache das sächliche Geschlecht des Lateinischen aufgegeben hat. Er führt blofs einige Wörter an, welche ihr Geschlecht und ihre Zahl beim Uebergange aus dem Lateinischen in das Französische verändert haben. Der ganze Abschnitt ist von Diez weit vollständiger und gründlicher behandelt worden (II. S. 4. 16—23).

II. *De la déclinaison romane* S. 48. Dieser Abschnitt behandelt einen Lieblingsgegenstand Hrn. Amp.'s, auf welchen derselbe im Laufe des ganzen Buches immer wieder mit Vorliebe zurückkommt, weshalb wir denselben hier etwas weitläufiger zu besprechen uns erlauben. Unter *romanischer Umendung* versteht Hr. Amp. die zuerst von Raynouard bemerkte dem Provenzalischen und Altfranzösischen eigenthümliche Unterscheidung des Nenn- und des Zielfalles, indem im Allgemeinen Zielfall der Einheit und Nennfall der Mehrheit den reinen Stamm darstellen, Nennfall der Einheit dagegen, und Zielfall der Mehrheit demselben ein *s* anfügen. Hr. Ampère nun glaubt die Entdeckung gemacht zu haben, dafs diese Erscheinung nicht, wie man bisher gemeint hat, ein sprachlicher Trümmer, sondern dafs sie vielmehr aus einem bestimmten, lebendigen Grundsatze hervorgegangen sei, und er meint daher, dafs die Entdeckung Herrn Raynouard's noch weiter ausgedehnt werden müsse; vgl. S. 48: „*Cette déclinaison est très-imparfaite, car elle n'a que deux cas fondamentaux. Elle n'en est pas moins une déclinaison véritable, bien qu'on ne lui ait pas accordé ce nom jusqu'ici. J'espère que ce qui va suivre le démontrera.*" S. 52: „*Je crois même et j'espère le prouver, dans ce qu'on va lire, que M. Raynouard n'a pas connu toutes les formes de la déclinaison romane, que cette déclinaison en a d'autres dont quelques-unes n'ont point été signalées jusqu'ici. Cette fois, je n'aurai donc point à combattre une opinion systématique de M. Raynouard: je n'aurai qu'à étendre encore la portée, et pour ainsi dire, les proportions de sa découverte.*" S. 75: „*Les exemples que j'ai cités montrent, je crois, sous un jour nouveau et plus complet qu'on ne l'avait fait jusqu'ici le procédé dont se servait l'ancienne langue pour distinguer le nominatif et le régime. Il ne s'agit donc pas ici seulement de quelques traces des flexions de la déclinaison latine, qui auraient subsisté dans quelques mots; il s'agit d'un principe organique qui se produit par diverses manifestations curieuses; qui se sert d'éléments empruntés, tant à la déclinaison imparisyllabique qu'à la déclinaison parisyllabique latine pour former les divers types de la déclinaison romane à deux cas.*" Also aus einem lebendigen Grundsatze soll diese sogenannte romanische Umendung hervorgegangen sein. Wie verträgt sich dies aber mit der von Hrn. Ampère selbst zugegebenen und schon oben berührten Erfahrung, dafs eben dies ein wesentlicher Unterschied aller romanischen Sprachen vom Lateinischen ist, dafs sie die Umendung aufgegeben haben? Hr. Ampère setzt freilich die Ursache davon nur in etwas Aeufserliches, in die durch den Lauf der Zeit und die Bequemlichkeitsliebe des Volkes allmählig erfolgende Abschleifung der Endungen. Jedenfalls müssen wir aber, wenn wir über das innere Wesen der Sprache nachdenken und die Entwickelung verschiedener Sprachen geschichtlich verfolgen, zu dem Ergebnisse kommen, dafs *aufser* jenen äufserlichen Gründen vorzüglich ein innerer, schon oben angedeuteter Grund für das Aufgeben der Umendung in den romanischen Sprachen sich ergiebt, nämlich das Streben nach gröfserer Verständlichkeit und Deutlichkeit, und das Gefühl, dafs die blofsen, überdies unverständlich gewordenen Endungen für die so mannigfaltig gewordenen Verhältnisse und Beziehun-

Digitized by Google

gen nicht mehr ausreichten. Das *Aufgeben* der Umendung ist also innerer lebendiger Grundsatz der romanischen Sprachen, nicht aber das Herstellen einer neuen Umendung. Was Hr. Ampère für einen lebendigen Grundsatz hält, ist gewifs nichts weiter, als wofür es von Raynouard und Diez gehalten worden ist, ein sprachlicher Trümmer. Wäre die sogenannte romanische Umendung dieses nicht, so würde sie sich erstens gewifs nicht blofs im Französischen und Provenzalischen, sondern in allen Zweigen des romanischen Sprachstammes finden. Denn in allen wirklichen Grundsätzen ihrer Sprachbildung stimmen alle romanischen Sprachen genau überein, wie sollten sie es nicht in einem so wesentlichen Stücke, wie die Umendung es ist! Dafs sich von dieser aber eben nur in den beiden nordwestlichen Sprachen Spuren finden, erklärt sich daraus, dafs diese sich nicht gleich gänzlich von der alten Weise losmachen konnten. Gewifs konnten dies auch die andern romanischen Sprachen nicht mit einem Male, und auch als sie schon nicht mehr römisch, sondern romanisch waren, hatten sie jedenfalls noch Trümmer der lateinischen Umendung; wir können diese aber nicht geschichtlich nachweisen, weil die ältesten Schriftdenkmäler der italischen, spanischen und portugiesischen Sprache erst aus dem 12. Jahrhunderte, die ältesten walachischen gar erst aus dem 16. Jahrh. sind, während dagegen die provenzalischen und französischen bis ins 10. und selbst 9. Jahrh. hinaufreichen. Das Wenige also, was in den romanischen Sprachen noch von der Umendung vorhanden war, wurde im Provenzalischen und Französischen noch für etwas längere Zeit durch die Schrift festgehalten; die anderen Sprachen dagegen gaben es um so eher auf, da es noch nicht durch die Schrift gefesselt wurde, und da diese, namentlich die italische, sich schon früh zu selbstlautigen Ausgängen hinneigten, weswegen in der italischen Umendung nur die Endungen *a*, *e*, *o*, *i* aus dem Lateinischen erhalten sind. Ferner zeigt uns aber auch die Vergleichung anderer Sprachen, dafs es nicht so leicht ist, und dafs es langer Zeit bedarf, um die Umendung völlig aufzugeben. Die deutsche Volkssprache unterscheidet eigentlich nur zwei Fälle: Nennfall und Zielfall, aber auch Besitzfall und Zweckfall kommen noch in gewissen Verbindungen vor, aber eben nur noch als Trümmer; statt: *des Vaters Haus* z. B. wird das Volk stets weitläufiger zwar, aber verständlicher sagen: *den Vater sein Haus*; es sagt aber noch: *ums Himmels willen*; statt: *ich habe es meinem Bruder geschrieben* sagt es: *meinen* oder *an meinen Bruder*, aber es sagt noch (blofs um des Wohlklangs willen): *aus'n Hause*. Die englische, schwedische, dänische Sprache haben die Umendung ganz aufgegeben, aber sie haben noch das *s* des Besitzfalles, aber auch nur als Trümmer, erhalten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Christian Wolff's eigne Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig, 1841. *Weidmannsche Buchhandlung.*

Es war gewifs einmal an der Zeit, an Christian Wolff, sein Leben, seine Schicksale und sein Wirken zu erinnern, welcher, so wenig er auch mit seinem Vorgänger und Lehrer in der Philosophie, Leibnitz in aller Rücksicht verglichen werden mag, unbestreitbar nach diesem das Meiste für die Bildung des deutschen Volkes gethan und bewirkt hat, dem Auslande vor dem, seit dem dreifsigjährigen Kriege herabgewürdigten deutschen Namen Hochachtung abzugewinnen. Schon dafs er durch seine Schriften zur philosophischen Bildung Friedrich des Grofsen beigetragen, und nicht blos durch die Geburt sondern auch dem Geiste nach seinem Vaterlande Preufsen angehört, machte es wünschenswerth, dafs bei der Feier des hundertjährigen Jubiläums des Regierungsantritts des grofsen Königs auch Wolff's gedacht werde, welcher gerade vor hundert Jahren, durch Friedrich, in seiner grofsartigen Kabinetsordre vom 6. Juni 1740, aus seiner Verbannung aus dem Vaterlande, nach Halle, der Wiege seines Ruhms, zurückberufen worden ist. Herr Wuttke, ein Schlesier, ergriff glücklich diesen Augenblick, um das zur Geschichte und Characteristik Christian Wolff's merkwürdigste und anziehendste Document, seine Bekenntnisse über sich und sein Leben, zum erstenmale in der Urschrift herauszugeben, nachdem er in einer kleinen Abhandlung, in den Schlesischen Provinzialblättern des vorigen Jahres „zur Geschichte des Philosophen Wolff," eine Probe davon mitgetheilt hatte. Es verhält sich jedoch mit diesem Documente etwas sonderlicher Art. Bereits 1734 hatte Wolff in der von seinem Schüler J. G. Krause herausgegebenen Neuen Leipziger Zeitung versprochen, nach Beendigung seiner lateinischen Werke sein Leben selbst zu entwerfen. Im Jahre 1739 gab M. Fr. Ch. Baumeister, Rector des Gymnasiums zu Görlitz, eine Schrift: Vita fata et scripta Christiani Wolffii philosophi. Lipsiae et Vratislaviae, jedoch unonym, weil er es nicht wagte, sich als einen Anhänger Wolff's, dessen Streit mit den Theologen lebhaft fortdauerte, zu bekennen. Sein Versuch mifsfiel Wolffen nicht; als ihn nun Baumeister einige Zeit darauf in

Wittenberg besuchte, und mit Bitten bestürmte, ihm zu einer Umarbeitung seines Schriftchens, zu welcher der Verleger drängte, sein Leben aufzusetzen, sträubte sich zwar Wolff anfangs, als wenn der Welt zu wenig daran gelegen sein könnte, sagte es endlich aber zu und schickte im Jahre 1743, in drei Zusendungen an seinen ehemaligen Zuhörer, den Bürgermeister Dr. Gehler in Görlitz, für den Rektor Baumeister eine *Selbstbiographie* auf 63 Octavseiten, die sich zunächst an die Abschnitte der Baumeisterschen Schrift anschliefsen sollte. Allein Baumeister (lesen wir bei dem Herausgeber) kam seinem Versprechen nicht nach, und zwar vermuthlich aus Furcht als Wolffianer verketzert zu werden, vielleicht aber auch, weil Wolff's Persönlichkeit einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und er besorgte, den deutlich genug ausgesprochnen Erwartungen Wolff's, von ihm im vollen Posaunenton gepriesen zu werden, nicht entsprechen zu können. Er benutzte sie nur zu einer kleinen lateinischen Abhandlung, welche jedoch so selten geworden ist, dafs selbst der verstorbene Rektor *Kluge* in Breslau, der Verfasser einer trefflichen Abhandlung über Wolff's Leben und Schriften, sie nicht gesehen hat. Wolff's Handschrift blieb in Gehler's Besitz. Nach Wolff's Tode hat sie Gottsched zu seiner „Historischen Lobschrift Christian Wolff's" benutzt. Gehler endlich schenkte die Handschrift, mit 9 Briefen Wolff's, und einigen Gedichten auf Wolff's Rektorat vermehrt, unter dem Titel: Nachrichten von dem Leben Ihro Excellenz des Geheimen Rathes Baron von Wolffen, welche von Ihme 1743 unter seiner eignen Hand an mich, I. W. Gehlern I. U. D. aus Halle nachher Görlitz übersendet worden, 1760 der Milichschen Bibliothek in Görlitz. Dies Buch ist es also, das der Herausgeber nach dem Autographen mittheilt. An eine eigentliche Bereicherung der nie genug vollständigen Literatur der Confessionen in höherem Sinne, wie die von Augustinus, Montaigne, Rousseau, ist hier freilich nicht zu denken; es ist eine ohne alle höhere Freiheit und Naivität, ohne Form, dabei in der schlechtesten Mischsprache aus der Zeit des Christian Thomasius, hingeworfene trockne Zusammenstellung der äufsern Materialien zu seinem Leben, welchem nach Wolff's ausdrücklichem Willen, durchaus die Quelle, als von ihm selbst herrührend, nicht angemerkt werden sollte! Um so greller tritt uns in jeder Zeile das ganz nackte Bestreben dieses Philosophen hervor, vor der Welt und Nachwelt in demjenigen Lichte zu erscheinen, in welchem *er* sich betrachtete; und die Art, *wie* er sich betrachtete, und in welchem Lichte er erscheinen wollte, trägt allerdings, wider seinen Willen, zu seiner objectiven Charakteristik bei. Wir lernen, wie dieser berühmte Mann durch den ihm von allen Seiten ohne Mafs gestreuten Weihrauch wirklich das Mafs seiner eignen Schätzung, gegenüber den grofsen Genien, mit denen er nur sehr bedingt in die Schranken treten konnte, verloren hatte. Er hat nicht gestehen wollen, dafs er in der Philosophie ein abgeleitetes Leben führte, und wirklich bei sich selbst keinen Anstand genommen, sich Leibnitz gleich zu stellen, wo nicht, als methodischer Denker und Philosoph sich über ihn zu stellen. Er verwechselte die unendliche Breite und den Formalismus der Darstellung, mit der innern wahren Methodik der Erfindung und Speculation; wenn man ihn hört, so wäre Leibnitz kein rechter Philosoph gewesen, weil er seine Ideen, nicht Jahr aus Jahr ein im Hörsaale vor Jünglingen vorgetragen und aufserdem sie in dicken Quartanten ausgesponnen hat. Es verdrofs ihn, dafs Leibnitz ihm seinen eigentlichen Beruf in der Ausbildung der höheren Mathematik und nicht der Philosophie angewiesen hatte; und da er sich nichts desto weniger für einen grofsen Philosophen, wenigstens für den gröfsten Philosophen seiner Zeit halten mochte, wollte er nun auch recht unabhängig von Leibnitz in jeder Beziehung dastehen, und that, als hätte er es von Anfang an nicht der Mühe werth gehalten, von Leibnitz über seine Speculation sich näher unterrichten zu lassen. Von der Theodicee spricht er wegwerfend, und dafs Bülfinger zuerst die Formel einer philosophia Leibnitio-Wolffiana auf die Bahn gebracht, hat er ihm nicht verzeihen können. Zu dem allen liefert die Selbstbiographie zahlreiche Belege.

Der Herausgeber hat die Einseitigkeit, und objective Unzuverlässigkeit dieser ad hoc verfafsten Confession durch eine eigne, aus den Quellen geschöpfte biographische Abhandlung über Wolff gewissermafsen auszugleichen, und den Leser, wo möglich, in einen unpartheiisch historischen Gesichtspunkt zu stellen versucht. Aber auf eine Erörterung des wirklichen Verdienstes Wolff's als Philosophen, in seiner Beziehung zu Leibnitz, welche einmal in ihrer Weise Thatsache ist, hat er sich nicht eingelassen; er referirt die verschiednen Urtheile, und stellt z. B. den Aeufserungen von Michelet diejenigen Kant's gegenüber. Er legt auch ein viel zu grofses Gewicht auf die deutsche Sprache und Schreibart Wolff's in *dem* Sinne, dafs er deutsche Philosophie ohne deutsche Sprache nicht anerkennt, und deshalb will, dafs „mit Christian Wolff die *deutsche Philosophie* gewissermafsen beginne." Dies wäre vielmehr ein Tadel als ein Lob; denn die Philosophie ist wesentlich kosmopolitisch; Wolff selbst hat sich mit einer, freilich nicht zu entschuldigenden Selbstverkennung in einem Anschlage am schwarzen Brett der Universität Halle den Titel eines Professor generis humani gegeben. Dankenswerth ist übrigens, was Hr. W. seiner Arbeit aus dem, drei Folio-Bände füllenden handschriftlichen Briefwechsel Wolff's mit E. Chr. von Mannteuffel in der Leipziger Universitäts-Bibliothek beigegeben hat, wiewohl keineswegs alle hier mitgetheilten vertraulichen Aeufserungen Wolff's zu unterschreiben sind; wie wenn er unter dem 16. Juli 1746 als etwas Merkwürdiges von Leibnitz versichert, dafs dieser niemals ein diploma nobilitatis erhalten, er sich auch niemals von Leibnitz geschrieben, sondern nur a populo geadelt worden sei u. s. w.; es genügt, amtliche Briefe von Leibnitz gesehen zu haben, worin er sich B. (Baron) W. von Leibnitz unterzeichnet hat.

Dr. Guhrauer.

№ 3.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Zweitens würde aber auch die romanische Umendung, wenn sie wirklich aus einem lebendigen Grundsatze hervorgegangen wäre, doch wohl noch bis jetzt bestehen; denn warum hätte die französische Sprache diesen Grundsatz schon so bald wieder aufgegeben? Denn schon im 14. Jahrhundert fängt diese Umendung an zu schwinden. Das soll allerdings nicht geleugnet werden, dafs die provenzalische und altfranzösische Sprache zur Abkürzung der Rede und zu Umstellungen gern von diesen Trümmern Gebrauch machten und dafs sie dieselben nur ungern aufgaben, aber sie mufsten nothwendig ihren natürlichen Entwickelungsgang gehen, und dieser führte sie zur Aufgebung der Umendung. — Wir wollen nun die Leser nicht damit ermüden, dafs wir etwas Weiteres über die von Hrn. Ampère mit vieler Sorgfalt zusammengestellten Beispiele, wo *s* zur Bildung der Umendung dient, hinzufügen; sie alle können aber eben nichts weiter beweisen, als das durchaus nicht bezweifelte Vorhandensein von Trümmern der lateinischen Umendung. Hr. Ampère legt aber besonderes Gewicht auf seine Entdekkung, dafs zur Bildung der Fälle nicht blofs *s* verwendet worden sei, sondern auch *on*, *an*, *in* nach dem lateinischen *um*, *am*, *em* (S. 64 ff.), und selbst *t*, aus der dritten lateinischen Umendung entlehnt. (S. 68 ff.). Das wäre etwas. Doch wir wollen sehen, wie es damit steht. Zuerst von der Endung *on* sagt Hr. Ampère, es scheine, dafs Raynouard diese auf die Eigennamen beschränke; sie komme aber auch bei andern Klassen von Hauptwörtern vor. Was die Eigennamen betrifft, so werden wir unten sehen, dafs hier *on* nur Verkleinerungssilbe ist; von andern Wörtern, die im zweiten Falle *on* haben sollen, führt Hr. Amp. nur drei an, die aber leider nichts beweisen, da in ihnen *on* zum Stamme gehört, also ganz regelmäfsig im zweiten Falle eintritt, nämlich: *bers baron*, *lierres larron*, *compains compagnon* (bei Du Cange findet sich zwar die Form *companio* nicht, aber er verweist auf dieselbe u. d. W. *compagus*, und aus ihr ist jedenfalls auch *compains* entstanden). Dagegen hat Hr. Ampère gerade die Wörter auf *on*, welche wirklich Zielfälle sind, nicht mit angeführt: *mon*, *ton*, *son*. Ferner die Endung *an* oder *am* findet sich in *Abdiam*, *Judam*, *Jonathan*, *Palmyram*; das sind allerdings Formen des Zielfalls (*Jonathan* ausgenommen); wenn aber Hr. Ampère daraus beweisen will, dafs *am* oder *an* im Altfranzösischen zur Bildung des Zielfalles gedient habe, so beweise ich ihm aus unserm „*nach Christi Geburt*," dafs im Deutschen der Besitzfall durch *i* gebildet wird. Hr. Ampère sagt selbst, dafs sich aufser in Eigennamen diese Endung nicht finde. Statt ihrer aber, führt Hr. Ampère fort, findet man häufig die Endungen *ain* und *in* (S. 66); auch auf *ain* führt er nur zwei Beispiele an, und dies sind wieder Eigennamen: *Evain* und *Pintain* (Name der Henne im Roman de renart); mit der Endung *in* führt er gleichfalls einige Eigennamen an, wie *Girardin*, *Robin*, *Perrin*, in denen *in* ursprünglich wohl verkleinernde Bedeutung hatte (s. u.), und das Wort *sapin*, für welches die alte Form im Nennfalle *saps* gewesen sein soll; allein die älteste Form ist gerade umgekehrt *sapinus* oder *sappinus*, welche sich schon bei Varro und Plinius findet, während erst im Mittelalter *sappus* aufkam (s. Du Cange). Aufserdem zieht er hierher die Formen *amin* und *asnin* als Zielfälle von *ami* und *asne*, allein *n* wird überhaupt in den romanischen Sprachen oft zugesetzt, besonders vor *s* (s. Diez I, 268 und meine Beiträge S. 309 — 314), und ist wohl hier zunächst in der Mehrheit vor *s* eingeschaltet wor-

Digitized by Google

den, um dem *i* den Nasenlaut zu geben, von wo es später auch in die Einheit überging. Die Zielfallendung *en* in *rien* von *rem* hat ihre volle Richtigkeit; sie findet sich aber im Französischen — als Trümmer — eben nur in diesem einen Worte (im Spanischen auch in *quien* quem und *alguien* aliquem). Wenn wir nun alle die genannten Endungen als Endungen des Zielfalles haben vernichten müssen, so bleibt uns noch eine, gerade die merkwürdigste, Endung, *t*, übrig; die merkwürdigste in so fern, als nicht einzusehen ist, wie die Franzosen dazu gekommen sein sollten, zur Bezeichnung des Zielfalles einen Buchstaben zu wählen, der im Lateinischen unter keiner Bedingung irgend welchen Fall bilden kann; Hr. Ampère leitet dieses *t* aus der dritten lateinischen Umendung her, wo häufig ein den Stamm schliefsendes *t* im Nennfalle abgestofsen ist, in den übrigen Fällen aber wieder eintritt (S. 68): „*Ceci est évidemment un souvenir des imparisyllabiques latins qui prennent un t au génitif et aux autres cas fléchis: dos, dotis, prudens, prudentis. Ici encore la caractéristique du cas roman a été appliquée à des mots qui ne l'avaient point en latin. T, comme s, ou m, n'a pas été un simple produit étymologique, mais un moyen grammatical.*" Wir wollen Hrn. Ampères Beweise hören: 1) *Barnetz* von *baronagium* bildet *barnet*; aber *barnetz*, *barnez* oder *barnes* kommt nicht von *baronagium*, sondern von *barnatos*, so viel wie *baronatus* (s. Du Cange) und das *t* ist ganz an seiner Stelle und steht daher schon in der Form des Nennfalls; 2) *espies* bildet *espiet*. Die gewöhnlichste Form dieses Wortes ist im Altfranzösischen *espiel* (*spiculum*), woraus *épieu* geworden ist; die Form *espiet* kennt auch Roquefort nicht, und sie dürfte in der von Hrn. Ampère angeführten Stelle aus falscher Schreibung oder Lesung entstanden sein, besonders da sowohl das vorhergehende Wort (*grant*), wie das folgende (*met*) mit *t* auslauten; ist übrigens Hrn. Ampère's Ableitung von *Spiefs* richtig, so erklärt sich das *t* leicht aus der niederdeutschen Form und aus *Spitze*, dann läfst sich aber das *l* der gewöhnlichen Form nicht erklären; *) 3) *ort* als Zielfall von *or* Gold steht so einzeln und unwahrscheinlich da, dafs diese Form sehr zu bezweifeln ist, besonders da überall, wo derselbe von Hrn. Ampère angeführte Vers vorkommt (S. 69), die Form *or* steht; 4) *trot* soll durch *tropt* aus dem alten *trop*, deutsch *Trab* geworden sein; diese Ableitung ist sehr zweifelhaft; die Form *trop* in dieser Bedeutung finde ich nirgends, und *tropt* nur an der von Hrn. Ampère angegebenen Stelle; 5) in *matinet* ist das *et* nicht Bildungssilbe des Zielfalls, sondern Ableitungssilbe, die allerdings in der Regel weibliche Hauptwörter bildet, wie jetzt noch *la matinée*; überdies kommt *matin* im Altfranzösischen oft genug als Zielfall vor (s. Roquefort); derselbe Fall ungefähr ist es 6) mit *regnet*, wofür oft genug Altfrz. *regne* als Zielfall steht; *regnet* dagegen ist eben so gut Nennfall wie Zielfall, und steht nur des Verses oder Reimes wegen statt *regne*. Die andern Beispiele beweisen nichts, denn in den Eigennamen sind die Endungen *et* und *ot* wirkliche Ableitungssilben und ursprünglich nicht bedeutungslos. Wenn aber (S. 71) Wörter, die sich im Nennfalle auf *ans* oder *ens* endigen, im Zielfalle *ant* oder *ent* annehmen, ohne dafs *t* zu ihrem Stamme gehört, so kann dies allerdings nach dem Vorbilde der Mittelwörter und anderer Wörter auf *ans* und *ens* geschehen sein, in denen *t* zum Stamme gehört. Es kann aber auch blofs um des Wohl- und Vollklanges willen *t* oder *d* angefügt worden sein, da sich diese Laute, besonders im Auslaute, gern einem *n* anschliefsen, vgl. Deutsch: *Mon-d*, *Nieman-d*, *Jeman-d*, *wöchen-t-lich*, *eigen-t-lich* u. s. w., so Altfrz.: *Norman-t*, *Alleman-t*, Nfrz.: *Norman-d*, *Alleman-d*. Wir sehen also, wie alle Beispiele, auf welche sich Hr. Ampère stützt, entweder offenbar nichts beweisen, oder doch sehr zweifelhaft sind; dennoch ist er so für seine romanische Umendung eingenommen, dafs er sie überall zu sehen glaubt, wo auch nicht im Entferntesten daran zu denken ist, nämlich selbst in den Zeitwörtern (das ursprüngliche *s* der I. Ps., welches aus der 2. Person herübergekommen ist) und in den Bestimmungswörtern (Partikeln): „*Le principe de la déclinaison romane était si profondément dans les instincts de l'ancien français, que son action s'étendait au-delà du cercle des substantifs, et se faisait sentir non-seulement aux adjectifs et à certains pronoms mais aux verbes et aux particules.*" (S. 87). Auf das Letztere kommen wir unten noch einmal zurück. Wir können noch

*) In den Mundarten finden sich allerdings auffallende Verwechselungen zwischen *l* und *t*; z. B. Pikard. *marichos* maréchal Mehrheit: *marichots*; Gaskogn. *et* il, *bet* bel (Beiträge S. 299, 276 f)

Digitized by Google

nicht ganz von der romanischen Abwandelung des Hrn. Ampère Abschied nehmen, denn im

Chap. VI. Formation de l'adjectif S. 90—99, tritt sie uns sogleich wieder entgegen; wir kennen sie nun aber hinlänglich, um, ohne weitere Rücksicht auf sie zu nehmen, bei ihr vorübergehen zu können. Wir stofsen nun zunächst auf die Geschlechtswandlung der Eigenschaftswörter und finden hier eine, wie es scheint, neue Bemerkung des Hrn. Verfs.; derselbe erklärt nämlich die Erscheinung, dafs noch jetzt bisweilen ein männliches Eigenschaftswort, namentlich *grand*, mit weiblichen Hauptwörtern verbunden wird, daraus, dafs diejenigen Wörter, welche im Lateinischen für männliches und weibliches Geschlecht nur eine Form haben (also die auf *is*, *e* und die geschlechtlosen), auch im Altfranzösischen keine besondere Form für das weibliche Geschlecht gehabt haben, und dafs dies noch in einzelnen Fällen geblieben sei, namentlich bei *grand*, welches daher fälschlich *grand'* (z. B. *grand' mère*) geschrieben werde. Raynouard, Orell und Diez sollen dies nicht gewufst haben (S. 95): „*M. Raynouard qui a mis en lumière le fait du désaccord de ces adjectifs avec leur substantif, ne me paraît pas, non plus que MM. Dietz et Orell, en avoir connu la raison.*" Wie! Raynouard, Orell, Diez sollten den Grund dieser einfachsten Erscheinung nicht gekannt haben! Raynouard hat in seiner Grammaire comparée zwei und eine halbe Seite (S. 103—106) blofs über die Geschlechtswandlung von *grand*, aus dem hinlänglich hervorgeht, dafs er den Grund recht gut gekannt hat, den er auch mit ziemlich klaren Worten ausspricht. Orell sagt in seiner altfranzösischen Grammatik (S. 35): „*Man kann daraus im Allgemeinen schliefsen, dafs sowohl die Provenzalen als die Franzosen sich lange sträubten, den Beiwörtern, die im Lateinischen der dritten Declination angehörten, das stumme e zu geben, das ursprünglich dazu diente, bei den Adjectivis in us, a, um das a zu ersetzen.*" Und Diez sagt (II, 59): „*Die geschlechtliche Form hat sich mit der Zeit, besonders seit dem 15. Jahrhundert, auf Kosten der geschlechtlosen ungemein ausgebreitet*" u. s. w.; S. 61: „*Auch grand hat noch vor gewissen Femininen seine geschlechtlose Form (ohne e, wie bei den Alten): man sagt grand' chambre, croix, mère, peine, pitié, route, rue, salle u. s. w., worin es aber ganz unhistorisch mit dem Apostroph begleitet wird.*" Hr. Ampère konnte dies freilich wohl leicht übersehen, da die deutschen Sprachforscher nicht, wie er, drei Seiten darauf verwendet haben. — Die Steigerung der Eigenschaftswörter ist dagegen ziemlich kurz und ungenügend abgefertigt worden. Die nach lateinischer Art im Altfranzösischen gebildeten Erhöhungs- und Auszeichnungsstufen (Comparative und Superlative) führt Hr. Ampère gar nicht oder doch nur sehr unvollständig an, sondern er verweist ihretwegen auf Diez, der aber auch nicht Alles vollständig zusammengestellt hat. So konnte auf die auffallende Uebereinstimmung hingewiesen werden, mit welcher im Französischen und im Deutschen vom Umstandsworte *plus mehr* das Eigenschaftswort durch die Endung der Erhöhungsstufe gebildet wird: *plus-ieurs*, *mehr-ere*, und es konnten die noch vorhandenen Auszeichnungsstufen: *même* (*semetipsissimus*, *selb-st*), *deux-ième*, *trois-ième* (*pr-imus*, *cent-esimus*, *er-ste*, *hundert-ste*, δεύ-τερος, Lat. *al-ter*, Frz. *au-tre*, ἑκατο-στός) u. s. w. angegeben werden.

Chap. VII. Formation du pronom. S. 100—127. Hr. Ampère führt die Formen der alten Sprache sorgfältig auf, wobei wir jedoch im Ganzen nichts Neues erfahren. Nur zu den hinzeigenden Fürwörtern erlaube ich mir eine Bemerkung. Hr. Ampère sieht (S. 112) als deren Grundlage im Französischen das Altfranz. *ço* oder *so* an, welches dem Altlateinischen *sum* statt *eum*, dem Sanskritischen *sâs* (mufs heifsen *sa*) *sâ*, dem Gothischen *sa* entspreche, und aus welchem durch Zusammensetzung mit *ille* und *iste* *cil* und *cist* entstanden sei, und erst später sei noch ein *i* (aus *ibi*) vorgesetzt worden, woraus *icel*, *icest* geworden sei. Dabei ist aber zu erwähnen, dafs es schon an und für sich mifslich ist, ein so neues Wort, wie auch das älteste französische ist, Stämmen aus so alten Sprachen gleichzustellen. Im vorliegenden Falle aber ist diese Vergleichung völlig verunglückt, da wir auf geschichtlichem Wege nachweisen können, dafs jenes alte *ço* oder *so* selbst erst durch Zusammensetzung entstanden ist, und zwar aus *ecce'hoc*, weshalb die älteste Form, Provz. *aisso*, Altfrz. *aezo* (im Gedichte auf Eulalia) lautet (Diez II, 370); ferner ist aber auch *icel* und *icest* aus *ecce'ille* und *ecce'iste* entstanden, und *cel* und *cest* sind erst Abkürzungen davon.

Die *Zahlwörter* hat Hr. Ampère hinter den Fürwörtern, aber in demselben Abschnitte behandelt; sie hätten wohl einen besondern Abschnitt verdient; Hr. Ampère fertigt sie überhaupt ziemlich kurz und ungenügend ab. Er schliefst diesen Abschnitt (S. 126 f.) mit einer nochmaligen Herzensergiefsung über seine romanische Umendung.

Chap. VIII. Formation du verbe S. 128—180. Ohne allgemeine Bemerkungen über die Abwandelung der Zeitwörter vorauszuschicken, behandelt Hr. Ampère gleich *I. Le verbe être.* Der Hr. Verf. findet bei der Vergleichung der Abwandlung dieses Zeitwortes in verschiedenen Sprachen, dafs es nur im Griechischen regelmäfsig und vollständig ist, da doch das griechische *εἶναι* eben so wie das lateinische *esse* nur drei Zeiten hat und in der Bildung der übrigen einen andern Stamm (*γίγνεσθαι* oder *φῦναι*) zum Grunde legen mufs. *Être* selbst ist nach Hrn. Ampère (S. 128. 135) aus *stare* entstanden; dies war auch die Meinung Raynouards, A. W. v. Schlegels, Orells; unbezweifelt richtig aber erklärt es Diez (II, 188) aus *essere*. Unbegründet ist Hrn. Ampère's Vermuthung, dafs das *i* von *suis*, alt *sui*, vielleicht aus einer Nachahmung der Vergangenheit *fui* entstanden sei. Ich glaube dieses *i* in meinen Beiträgen (S. 30 f.) bei Gelegenheit des spanischen *soi*, *estoi*, *doi* u. dgl. hinlänglich erklärt zu haben.

II. *Le verbe avoir* S. 136. Auch vom *i* in *j'ai* hat Hr. A. dieselbe irrige Ansicht, wie vom *i* in *suis*. Bei der Bemerkung, dafs in der Gegenwart des Zeitwortes *habeo* in allen romanischen Sprachen *b* ausgestofsen wird, lag es nahe, zu erwähnen, dafs sich dieselbe Erscheinung in allen germanischen Sprachen auch findet. Die Vergangenheit *j'eus* aus *habui*, weifs sich Hr. A. nicht recht zu erklären (Beiträge S. 228). Sonderbar ist die Ansicht (S. 139), dafs das Walachische durch germanischen (englischen) Einfluss die Zukunft durch das Hülfszeitwort *voiure*, wollen, bilde, da es doch viel näher lag, wenn überhaupt fremder Einfluss angenommen werden sollte, an das neugriechische *θέλω* zu denken.

III. *Des trois conjugaisons françaises* S. 141. Hr. Ampère theilt die Abwandlungen, wie gewöhnlich geschieht, nur nach der Grundform ein: eine Eintheilung in starke und schwache Abwandlung kennt er nicht. Auf die Selbstlautveränderungen im Stamme selbst nimmt er gar keine Rücksicht; das Buch des Unterzeichneten über diesen Gegenstand ist Hrn. A. nicht bekannt geworden.

IV. *Formation des temps et des modes des verbes* S. 148. Hr. A. hätte besonders in diesem Abschnitte auf viel engerm Raume vollständiger sein können; denn bei strengerer wissenschaftlicher Anordnung hätte er sich viele Wiederholungen ersparen können. Er hätte nur erst die Personenendungen und dann die Zeitendungen durchnehmen sollen, dann hätte er z. B. nicht bei jeder Zeit über das *m* der ersten und das *t* der dritten Person der Einheit besonders zu sprechen gebraucht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die Einzelheiten besprechen wollten, in denen wir nicht ganz mit Hrn. A. einverstanden sind, und wir wollen uns daher in diesem Abschnitte nur auf einen Hauptpunkt beschränken. Wir müssen uns nämlich höchlich wundern, wie Hr. A. die unbezweifelt richtige Ansicht, dafs die Zukunft in den romanischen Sprachen durch Zusammensetzung der Grundform mit der Gegenwart von *habere* (also *aimerai* aus *aimer-ai* d. i. *amare habeo*) gebildet wird, nicht anerkennen will. Erklärlich ist uns dieses Sträuben Hrn. Ampère's gegen die Annahme einer selbständigen romanischen Zusammensetzung allerdings. Denn es hängt aufs Engste mit seiner ganzen Ansicht von den romanischen Sprachen, die wir als eine blos äufserliche kennen gelernt haben, zusammen; er hält sie blos für auflösend und traut ihnen nicht die Kraft zu, selbständig zusammenzusetzen. Und von dieser Ansicht kann ihn nicht einmal der Anblick einer so offenbaren Thatsache zurückbringen. Er kennt die Gründe für die Zusammensetzung, die wir leicht noch mit einigen vermehren könnten, wenn nicht schon die von Andern angeführten völlig überzeugend wären, aber er sieht deren Unwiderleglichkeit nicht ein, obwohl er selbst jene Gründe keineswegs widerlegt. Er glaubt noch an die wegen Form, Betonung und Bedeutung unmögliche Ableitung von der vergangenen Zukunft (Futurum exactum) im Lateinischen. Den sogenannten Conditionnel kann sich daher Hr. Ampère auch nicht erklären; er verweist wegen desselben auf das bei *être* Gesagte, wo aber nichts zur Erklärung der Bildung dieser Zeit Dienendes beigebracht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Wie würde Hr. Ampère auch die spanischen Formen *tuve*, *anduve* u. s. w. (Beiträge S. 33 f.) erklären, wenn nicht durch selbständige Zusammensetzung? — Zum Schlusse dieses Abschnittes spricht Hr. A. unter der Ueberschrift: „*Verbes réfléchis*" (S. 177) über einige Zeitwörter, welche in ihrem Gebrauche als rückwirkende in der neuen und in der alten Sprache von einander abweichen. S. 179 endlich folgt noch ein Abschnitt: „*Verbes qui commencent par re*", welcher hier gar nicht hergehört, sondern in die Wortbildungslehre, denn er handelt blos von der Bedeutung der Vorsilbe *re*. Auffallend ist es, dafs in dem ganzen Abschnitte kein Wort von der Bildung der Leideform (Passivum) gesagt ist.

Chap. IX. Principes d'étymologie appliqués à la langue française S. 181—217. Wir kommen jetzt zum zweiten Theile des Werkes; der erste behandelte die Geschichte der Formen, der zweite behandelt die Geschichte der Wörter. Im Ganzen hat dieser zweite Theil etwas mehr selbständigen Werth als der erste, da er einige Abschnitte enthält, zu welchen Hr. A. keine oder nur wenige Vorarbeiten benutzen konnte. Es ist aber die Geschichte der Wörter und der Wortbildungen der Art, dafs sie sich grofsentheils jetzt noch nicht streng wissenschaftlich bearbeiten läfst. Hr. A. giebt daher meistens nur eine Sammlung die Wifsbegierde mehr anregender als befriedigender Thatsachen, und wir müssen daher in der Musterung dieses Theiles uns damit begnügen, kurz den Inhalt anzugeben und nur hier und da einzelne Bemerkungen anzuknüpfen.

I. *Observations préliminaires.* Diese enthalten ungefähr folgenden Gedankengang: die Wortforschung ist in Mifsachtung gekommen, weil sie lange Zeit fester Grundsätze ermangelte. Sie kann sich aber zur Würde einer Wissenschaft erheben [und hat sich dazu erhoben], wenn sie nach bestimmten Grundsätzen verfährt. Man darf nicht aus blofser Aehnlichkeit der Wörter auf Verwandtschaft schliefsen; man mufs vielmehr die Geschichte jedes einzelnen Wortes erforschen, und, dies auf das Französische angewendet, sehen, wie es aus dem Lateinischen ins Französische gekommen ist, und dann, wie es sich in diesem selbst entwickelt hat.

II. *Passage du latin au français* S. 184. Dieser ganze Abschnitt ist nach Diez bearbeitet; er enthält im Allgemeinen die Gründe, weshalb manche französische Wörter den entsprechenden lateinischen so unähnlich sind. Denn oft liegen französischen Hauptwörtern verkleinerte lateinische Hauptwörter (z. B. *oncle* von *avunculus*, wovon Hr. A. fälschlich sagt, dafs es blos aus der Endung *unculus* entstanden sei, da doch das *o* dem *avu* seinen Ursprung verdankt), oft Eigenschaftswörter (z. B. *hiver* nicht von *hiems* sondern von *hibernum*) zum Grunde, oft haben lateinische Wörter eine andere Bedeutung angenommen (z. B. *totus* = *omnis*); oft sind, wie ganz natürlich, die schriftmäfsigen lateinischen Wörter aufgegeben, und statt ihrer die volksthümlichen beibehalten worden (z. B. *auca* statt *anser*).

III. *Transformation du vieux français dans le français moderne* S. 191. Hr. A. zeigt an einzelnen Beispielen, wie nöthig es ist, die altfranzösischen Formen zu kennen, die den Uebergang vom Lateinischen zum Neufranzösischen vermitteln; er erzählt das Schicksal mehrerer Wörter, wie manche im Laufe der Zeit aufgegeben, andere neugebildet worden sind. Auch die alte Schreibung kann in vielen Fällen Aufklärung über den Ursprung der Wörter geben; Hr. A. knüpft hieran einige Bemerkungen über die alte und die jetzige Schreibart.

Der ganze Abschnitt besteht aus einzelnen, abgerissenen Bemerkungen, die an und für sich ganz gut sind, aber kein Ganzes bilden, und leicht vervollständigt werden konnten.

IV. *Altération du sens* S. 200. Dieser und die nächstfolgenden Abschnitte möchten wohl zu den anziehendsten und belehrendsten des ganzen Werkes gehören, obwohl hier auch, wie es sich nicht anders erwarten liefs, fast nur einzelne Bemerkungen an einander gereihet sind. Andere Zeiten, andere Oerter, andere Sitten verändern nothwendig die Bedeutung vieler Wörter, wie dies Hr. A. z. B. an dem Worte *brave*, *bravo*, *brav* nachweist, welches in Deutschland *redlich* und *kräftig*, in Frankreich im 17. Jahrhundert *geputzt*, jetzt *tapfer*, in Italien im 16. Jahrh. *einen für Geld gedungenen Meuchelmörder*, jetzt *in einer Kunst geschickt* bedeutet. Ein recht deutliches Beispiel, wie andere Völker denselben Begriff anders auffassen und ausdrücken, also ein Beispiel, wo nicht, wie bei *brave*, dasselbe Wort bei verschiedenen Völkern verschiedene Bedeutung annimmt, sondern wo umgekehrt derselbe Begriff von Hause aus verschieden aufgefafst wird, bietet der Begriff: *ein Mann wie er sein mufs* dar, Frz.: *homme comme il faut*, Griech. ἀνὴρ καλοκἀγαθός, Engl. *gentleman*, Deutsch *Biedermann* oder *Ehrenmann*. Hr. A. weist ferner an einigen Beispielen nach (man hätte deren mehrere gewünscht), wie häufig die von den Siegern angenommenen Wörter eine andere, gehässige oder verächtliche Bedeutung bekommen haben; z. B. *lande* von *Land*, *bouquin* von *Buch*, *rosse* von *Rofs*. Bei uns ist es gerade umgekehrt, denn man kann doch fremden Einwanderern wahrlich keine gröfsere Ehre erweisen, als wenn man die eigenen Landeskinder verbannt, damit jene sich besser breit machen können. Indessen giebt es doch wohl auch fremde, besonders deutsche Wörter im Französischen, deren Bedeutung gerade umgekehrt veredelt worden ist; z. B. *maréchal* von Ahd. *marahscalc* d. i. Pferdediener (vgl. Englisch *knight* Ritter, Deutsch *Knecht*). Auch manche Völkernamen haben gehässige (oder lächerliche) Bedeutung angenommen; zu den von Hrn. A. gegebenen Beispielen kann man *Assassin*, *Bohémien*, *Gascon*, *Vandalisme* hinzufügen und schon im Griechischen vergleichen: Φοινξ (Gauner), Κρής (Lügner), Κάρ (Söldling), Καρίνη (Klageweib), Ἀβδηρίτης (Schildbürger), Σκύθης (roher Mensch, Scherge), Συβαρίτης (Schwelger), Παφλαγών (nichtswürdiger, geschwätziger Mensch), βοιωτίζειν (sich plump und dumm benehmen), αἰγυπτιάζειν (schlau und tückisch sein) u. s. w., und im Deutschen: Zigeuner, Jude, Türke, Pandure, Walache, Kauderwelscher, Schwabe, Franzosen, Polnisch u. dgl. Umgekehrt hat aber im Französischen *Franc* den Begriff *frei* angenommen.

V. *Circonstances qui ont présidé à la formation des mots* S. 207. Um sich nicht in eiteln Vermuthungen zu verirren, mufs man auf geschichtlichem Wege erforschen, bei welcher Gelegenheit oder unter welchen Umständen und Zeitverhältnissen ein Wort geschaffen ist; so sieht man z. B. leicht, dafs das Wort *huguenot* nichts mit dem Namen *Hugo* zu thun hat, sondern aus *Eidgenossen* entstanden ist; der Name *renard* ist statt des frühern *volpils* oder *goupils* (vulpes) erst seit dem *Roman de Renart* und durch denselben allgemein gangbar geworden; eben so *tartuffe* und *harpagon* durch Molière's Lustspiele; an die Zeit, wo die Fehden durch Bezahlung endigten, und wo *bezahlen* und *Friede machen* gleichbedeutend waren, erinnern die Wörter *payer* (von *pacare*), *quitte* (*quietus*) u. dgl.

VI. *Les mots dans leurs rapports avec les idées* S. 210. Der Hr. Verf. will sich in diesem anziehenden aber schwierigen Gegenstande nicht weit wagen. Es ist zu bedauern, dafs er nur sehr wenige Beispiele aus dem Französischen giebt.

VII. *De la confusion des sons* S. 213. Im Tone ganz gleiche Wörter haben oft ganz verschiedenen Ursprung; *bonheur* und *malheur* z. B. leitet Hr. A. nicht von *hora* ab, wie *à la bonne heure*, sondern von *heur* oder *eur*, Provenz. *aur* von *augur*; Hr. A. ist zu dieser Ableitung wahrscheinlich dadurch geführt worden, dafs *bonheur* und *malheur* männlich ist; indessen in dem von ihm selbst (S. 214) angeführten Beispiele aus Malherbe heifst es noch *la malheure*, und vergleicht man auch das deutsche *zur guten* oder *bösen Stunde kommen* und das spanische *la enhorabuena*, so ist wohl die Ableitung nicht zweifelhaft. Durch die Aehnlichkeit des Lautes sind oft Wortverwechselungen und unfreiwillige Wortspiele entstanden; namentlich ist der Einzler öfters mifsverstanden worden; z. B. *l'azur* aus dem persischen *lazurd*, *lierre* aus *l'hierre* (hedera), *loutre* aus *l'outre* (Otter). Dabei konnte erwähnt werden, dafs dies, wie auch in

Digitized by Google

andern Sprachen, besonders in solchen Wörtern der Fall ist, welche aus dem Arabischen entlehnt sind, z. B. *l'alcoran* u. dgl.

Chap. X. De la permutation des lettres S. 218—241. Hr. A. giebt nur die Ergebnisse von Hrn. Diezens Forschungen über die Veränderungen der lateinischen Buchstaben (die deutschen bespricht Hr. Ampère später) bei ihrem Uebergange ins Französische; und er begleitet dieselben mit einigen Bemerkungen, welche sich zum Theile auf die Schreibart der ältern Sprache beziehen, im Ganzen aber keine wichtigen Zusätze enthalten.

Chap. XI. Dérivation des substantifs S. 242—264. I. *Comment les substantifs français dérivent du latin.* Es handelt sich in diesem Abschnitte um die Beantwortung der Frage, welche Form der lateinischen Hauptwörter man bei dem Aufgeben der Umendung dazu nahm, alle andern Fälle zu vertreten. Hr. Ampère kommt darüber zu keinem bestimmten Ergebnisse, oder vielmehr zu dem Ergebnisse, dafs überhaupt keine bestimmte Form genommen worden sei (S. 246): „*Ainsi, suivant le génie des diverses langues néolatines, les substantifs dérivent de préférence, soit du nominatif, soit d'un autre cas de la déclinaison latine.*" Ich glaube in diesen Jahrbüchern (März 1839. N. 55. S. 435 439) ziemlich einfach dargethan zu haben, dafs die romanischen Sprachen gar keinen bestimmten Fall, sondern den reinen Stamm der lateinischen Hauptwörter aufnahmen.

II. *Comment les substantifs, dans le français moderne, dérivent de l'ancien français* S. 250. Der Grund, weshalb in der neuen Sprache meistentheils der zweite (regierte) Fall der alten Sprache beibehalten und der erste aufgegeben wurde, leuchtet nach dem eben Gesagten ein, denn der zweite Fall enthält meist den reinen Stamm der lateinischen Wörter; so wurde also Anfangs Nennfall und Stamm übergetragen. — Das ist die altfranzösische Umendung; später wurde blofs der Stamm beibehalten.

III. *Dérivation des noms propres* S. 252. Die Eigennamen sind für die Sprache von grofser Wichtigkeit, da sie natürlich Veränderungen ihrer Form weit weniger unterworfen sind und daher sehr häufig Alterthümliches bewahrt haben. Hr. Ampère will sie besonders benutzen, um an ihnen Ueberreste *seiner* romanischen Umendung nachzuweisen. Er giebt daher (S. 256—260) ein langes Verzeichnifs von Namen, welche sich besonders auf *et*, *ot*, *in*, *on* endigen, in denen eben diese Endungen Zeichen des alten Zielfalles sein sollen. Ich halte diese Endungen für nichts weiter als Verkleinerungssilben; wie namentlich die Silben *on* und *et* bei Thiernamen das Junge im Gegensatze zum Alten bezeichnen, z. B. *aiglon*, *chaton*, *levron*, *cochet*, *poulette* u. dgl., so konnten sie leicht auch bei Personennamen den Sohn im Gegensatze zum Vater bezeichnen, entsprechend dem spanischen *ez*, deutschen *s* (Hinrichs, Jakobs), niederdeutschen *son* und *sen*, russischen *witsch* und *wna*. In andern Namen, besonders Vornamen, sind diese Silben auch unbezweifelt verkleinernd, wie in *Michon*, *Julien*, *Marion*, *Charlot*, *Jacot*, *Margot* u. s. w. (s. Diez II, S. 303 ff.). Auch im Deutschen haben wir eine Menge Eigennamen mit den verkleinernden Endungen *chen*, *ke*, *lein*, *lin*, *li*, *el*; z. B. *Jähnichen*, *Schöttgen*, *Hügen*, *Jänike*, *Heineke*, *Hönike*, *Ebeke*, *Witschke*, *Ebelein*, *Vetterlein*, *Döderlein*, *Schönlein*, *Hölderlin*, *Oberlin*, *Märklin*, *Häfeli*, *Krütli*, *Köchli*, *Witschel*, *Händel*, *Herschel*, *Friedel*, *Füchsel* u. s. w. u. s. w. Wenn sich aber im Französischen oft ein und derselbe Name mit verschiedenen Endungen findet, z. B. *Hennon*, *Hennin*, *Hennet*, *Henot*, *Henaut*, *Henu*, so findet sich das in andern Sprachen eben so; z. B. Lat. *Maximus*, *Maximius*, *Maximinus*, *Maximianus*, *Maxentius* (später auch *Maximilianus*), Deutsch: *Ebel*, *Eber*, *Ebert*, *Ebers*, *Ebelein*, *Eberlein*, *Ebeke*; *Heinrich*, *Hinrichs*, *Heine*, *Heineke*, *Heinichen*, *Hennig*, *Henning*, *Heinze*, *Hinze* u. s. w. — Den wichtigen Punkt über die Ableitung und Zusammensetzung der Hauptwörter, der Eigenschafts- und der Zeitwörter hat Hr. A. ganz übergangen.

Chap. XII. Dérivation des adverbes, des prépositions et des conjonctions S. 265—294. Das *s*, auf welches viele Umstandswörter auslauten, veranlafst Hrn. A., noch einmal auf die romanische Umendung zurückzukommen, denn aus ihr soll auch dieses *s* zu erklären sein, welches alle Wörter erhalten sollen, die nicht regiert werden. Woher kommt aber dann das *s* im *Spanischen antes*, *entónces*, *miéntras*, *léjos*, *ménos* u. dgl. (s. Diez II, 377 f.)? Hr. A. nimmt die Bestimmungswörter nach Abstammung und Bedeutung einzeln durch; *beaucoup*, meint Hr. A., sei schwer zu erklären; das deutsche volksthümliche „*ein guter*

Schlag" erklärt es vollkommen; *nenni* leidet Hr. A. von dem bei Lucretius sich findenden *nenu* ab, Hr. Diez unbezweifelt richtig von *non-il*, wie *oui* aus *o-il* (II, 401.); *avec* leitet Hr. A. sehr gekünstelt von *ove* = *ubi* ab (S. 292).

Chap. XIV. (statt *Chap. XIII.*) *Des éléments étymologiques de la langue française* S. 295—342. Hr. Ampère zeigt sich hier sehr besonnen und von keiner vorgefafsten Meinung befangen. In den

I. *Réflexions générales* weist er nach, wie eben die Meisten in der Ableitung der französischen Wörter dadurch irre gegangen sind, dafs sie für eine besondere Sprache eingenommen waren, und nun Alles aus dieser erklären wollten, wie z. B. Bochart aus dem Hebräischen, H. Etienne aus dem Griechischen; den Meisten mangelte auch alle Kenntnifs der deutschen Sprache und die Einsicht von der Wichtigkeit derselben für die Erforschung der französischen Sprache. (Umgekehrt wollten vaterlandsliebende Deutsche im 17. Jahrhundert, wie Schottel, Zesen u. A., in neuerer Zeit Stosch, wieder alles Französische aus dem Deutschen erklären).

II. *De la place que doit tenir le sanscrit dans l'étude étymologique du français* S. 298. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen unter einander und über die vergleichende Sprachforschung im Allgemeinen sagt Hr. A. ganz richtig, dafs Vergleichung des Sanskrit nur in gewissen Fällen statthaft sei, nämlich wenn man die französischen Wörter bis zu ihrem Ursprunge (wenigstens bis zu ihrer erweislich ältesten Gestalt) verfolgen wolle, und dies sei besonders bei solchen Wörten nöthig, deren Stamm das Lateinische selbst nicht habe; z. B. bei *ascendre* und *descendre*, deren Stamm *scendere* sich im Lateinischen nicht finde (S. 300 f.). Wie konnte Hr. A. in einen so unerklärlichen Irrthum verfallen? Dachte er gar nicht daran, dafs der Stamm dieser Wörter nicht *scendere*, sondern *scandere* ist, welches sich bei Cicero, Livius, Lucretius, Propertius u. A. findet? Er sagt ganz unzweideutig: „*Descendre et ascendre sont deux composés du même verbe scendre, qui n'existe pas en latin . . . Si le radical simple de ces deux composés ne se trouve pas en latin, il se trouve en sanscrit, scandami.*" Ueber die Zusammenstellung des altfranzösischen *ço* oder *so* mit dem sanskrit. *sas*, welche hier (S. 304) wiederkehrt, haben wir schon oben gesprochen.

III. *Mots d'origine ibérienne* S. 305. Hr. Ampère nimmt nun die Bestandtheile der französischen Sprache durch; er untersucht daher (meistens nach Diez), welche Sprachen aufser der lateinischen gleich bei der Entstehung der französischen Sprache Wörter beigesteuert haben. Am Nächsten liegen natürlich die Sprachen der Urbewohner von Frankreich; Hr. Ampère bespricht zuerst die iberischen oder baskischen. Es ist nicht glaublich, dafs die baskische Sprache (aufser höchstens etwa in den südlichen Mundarten s. meine Beiträge S. 272) viele Wörter hergegeben habe, und Hr. Ampère führt auch nur sehr wenige vermeintlich baskische Wörter nach Fauriel an, die aber meistens sehr bezweifelt werden können, oder offenbar nicht Baskisch sind, wie auch Hr. Ampère von *aider* (Lat. *adjutare*) und *vague* (Deutsch *wâc*, *Woge*) selbst zugiebt; auch *graxal*, *graal*, *gréal* ist lateinischen Ursprungs: *cratale* von *crater*.

IV. *Mots d'origine celtique* S. 307. Besonders hier ist grofse Vorsicht nöthig und Hr. Ampère bewährt auch eine solche. Am Wichtigsten und Zuverlässigsten sind hier die Nachrichten römischer Sprachlehrer, welche viele Wörter als Keltisch angeben und die Ortsnamen (s. Pott's Anzeige von Diefenbachs Celtica I. in diesen Jahrb. Mai 1840. N. 39 ff.); am Unsichersten solche Wörter, welche den keltischen Sprachen mit dem Lateinischen oder dem Deutschen oder mit beiden Sprachen gemeinsam sind; Hr. Ampère macht daher noch eine kleine Abschweifung über die Wörter, welche das Keltische selbst erst aus diesen Sprachen entlehnt hat.

V. *Mots d'origine grecque* S. 314. Man mufs hier die später durch die Wissenschaft eingeführten griechischen Wörter von denen scheiden, welche gleich bei der Entstehung der französischen Sprache in dieselbe übergingen. Von letztern hätte Hr. Ampère leicht ein ziemlich vollständiges Verzeichnifs geben können; er führt aber nur einige wenige beispielsweise an.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Schluſs.)

VI. *Mots d'origine germanique* S. 316. Nachdem Hr. Ampère einige Bemerkungen über die Verwandtschaft der romanischen Sprache mit der lateinischen und der keltischen vorausgeschickt hat, behandelt er die Veränderungen der deutschen Buchstaben, und ordnet dann, was sehr zweckmäſsig ist, die Wörter, welche aus dem Deutschen ins Französische übergegangen sind, nach den Begriffen, wobei natürlich die auf den Krieg bezüglichen Ausdrücke die zahlreichsten sind; aber auch diese Verzeichnisse sind nichts weniger als vollständig; besonders vermissen wir auch eine Abtheilung für Thiernamen, die durch die Jagd eingeführt worden sind, für Ausdrücke, die sich auf Bequemlichkeiten des Lebens beziehen u. dgl. Einfluſs des Deutschen auf die Form der französischen Sprache (namentlich Einführung des Einzlers und der Hülfszeitwörter durch deutschen Einfluſs) leugnet Hr. Ampère mit vollem Recht.

VI (statt VII.). *Mots étrangers introduits successivement dans la langue* S. 337. Hr. Ampère führt mehrere Wörter an, welche erst in späterer Zeit aus der italischen und andern, namentlich morgenländischen Sprachen entlehnt sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daſs er Lehnwörter und Fremdwörter genau geschieden hätte; von jenen hat die französische Sprache sehr viele, von diesen sehr wenige; einige allgemeine Andeutungen über diesen Unterschied habe ich in meiner Schrift: „*Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen*" gegeben, worauf ich verweise.

Chap. XV. Dialectes et patois S. 343—373. Der Hr. Verf. hat besonders Schmakenburgs Tableau synoptique et comparatif zu Grunde gelegt; wie dieser nimmt auch er die Mundarten nicht einzeln durch, sondern alle zusammen, nach den einzelnen Lauten und ziemlich kurz. Ist Hr. Schmakenburg etwas stiefmütterlich gegen die südfranzösischen Mundarten verfahren, so läſst Hr. Ampère dieselben ganz unberücksichtigt, weil sie (S. 363 Anm.) nicht vom Französischen, sondern vom Provenzalischen herstammen. Zum Schlusse führt Hr. Ampère noch mehrere Stämme an, welche im Französischen aufgegeben, in den Mundarten aber erhalten sind.

Chap. XVI. Prononciation de l'ancien français S. 374—306 (statt 386). Hr. Ampère bringt nur einzelne Bemerkungen zur Lösung dieser schwierigen Frage bei. Auf die Reime kann man sich bestimmt nicht völlig verlassen, da sie zu oft ungenau sind, und doch sind wir fast nur auf sie angewiesen. In einzelnen Fällen kann die verschiedene Schreibung Aufklärung geben, aber in andern verwirrt ihre groſse Verschiedenheit noch mehr. In einzelnen Fällen kann auch wohl die Schreibung französischer Wörter im Deutschen Aufschluſs geben, namentlich die vielen französischen Wörter bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straſsburg. Ich gedenke über diesen Gegenstand ausführlicher in einer französischen Sprachlehre zu sprechen, welche ich jetzt vorbereite.

Chap. XVII. Rapports de la langue du moyen-âge avec la langue du XVIe siècle S. 307 (387)—417. Die Geschichte der französischen Sprache zerfällt nach Hrn. Ampère in drei Zeiträume, von denen der erste bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, der zweite bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, und der dritte die Zeit seit der Mitte des 17. Jahrhunderts umfaſst. Hr. Ampère weist in diesem letzten Abschnitte nach, welche Formen aus dem ersten Zeitraume sich noch im zweiten finden.

So haben wir denn Hrn. Ampère durch sein gan-

Digitized by Google

zes Werk hin begleitet; wir haben manches Tadelnswerthe und Ungenügende gefunden, öfters Vollständigkeit und strenge Ordnung vermifst, aber wir haben auch Hrn. Ampère als einen Mann von vielseitigen Kenntnissen und als einen fleifsigen und denkenden Sammler kennen gelernt. Möge sein Werk, das erste in Frankreich, welches einzelne Theile der französischen Sprachlehre auf eine wissenschaftliche Weise behandelt (wenn es auch Diezens vortrefflichem Werke, ungeachtet dieses schon vorlag, bei weitem nicht gleich kommt) die verdiente Anerkennung bei seinen Landsleuten finden, und sie zu rein wissenschaftlicher Behandlung der romanischen Sprachen anregen!

August Fuchs, in Dessau.

III.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres, ord. Prof. d. Rechte a. d. Univ. Halle-Wittenberg. Erster Theil. Halle,* 1840. *XXIV u.* 895 *S.

Während noch vor Kurzem die Wissenschaft des preufsischen Kirchenrechts in einem so argen Verfalle lag, wie nicht leicht eines andern deutschen partikulären Kirchenrechts, ist dieselbe in der neuesten Zeit von zwei Gelehrten zum Gegenstande der Bearbeitung gemacht worden, welche, nach den bis jetzt veröffentlichten Resultaten, z. Th. den ausgezeichnetsten neuern Leistungen im Gebiete der Jurisprudenz zur Seite gesetzt werden kann, und die bisherige Lücke auf eine glänzende Weise auszufüllen verspricht. Hr. Prof. Jacobson hat, zum Zwecke einer umfassenden Bearbeitung des preufsischen gemeinen und partikulären Kirchenrechts, begonnen, die Geschichte der Quellen desselben nach den einzelnen Provinzen zu erforschen. Auf diese Weise wird das bereits vorhandene und zugängliche Material gesichtet und geordnet, neue, bisher unbekannte Quellen werden eröffnet, das Verhältnifs der einzelnen Quellen, ihre Geltung und Bedeutung, wird festgestellt und so eine solide Basis gewonnen für die beabsichtigte dogmatische Bearbeitung. Die bis jetzt erschienenen 2 Bände enthalten die *Geschichte der Quellen* des in den Provinzen *Preufsen* und *Posen* geltenden *katholischen* und *evangelischen Kirchenrechts*, und die folgenden Bände sollen in gleicher Weise die betreffenden Kirchenrechtsquellen für die übrigen Provinzen behandeln. Wenn allerdings die vorliegenden Resultate der Jacobsonschen Forschungen mehr als Vorarbeiten und Materialiensammlungen für das später verheifsene Hauptwerk anzusehen sind, so enthalten sie doch Abschnitte, welche ein allgemeines wissenschaftliches Interesse erwecken, dazu kommen die höchst dankenswerthen Abdrücke bisher unbekannter Quellenstücke, und endlich liefern beide Bände den erfreulichen Beweis, dafs der Verf. mit seinen reichen Mitteln den allein richtigen Weg zur Lösung seiner grofsen Aufgabe eingeschlagen hat. —

Unabhängig von diesem Werke ist vorliegende Arbeit, ein Dokument ächt deutscher Gründlichkeit, welches hier, soweit es die Eigenthümlichkeit des Materials zuläfst, einer genauern Prüfung unterworfen werden soll. Laspeyres geht, wie Jacobson, von der richtigen Ansicht aus, „dafs nur mit Hülfe der Geschichte und durch möglichst vollständige Berücksichtigung des provinziellen Rechts vollkommene Einsicht in die Eigenthümlichkeit der Kirchenverfassung Preufsens gewonnen, und ein zugleich wirklich praktisches und wahrhaft wissenschaftliches System des preufsischen Kirchenrechts aufgestellt werden könne" (Vorr. p. VII), hat sich aber, wegen der grofsen Verschiedenheit der katholischen und evangelischen Kirche in ihrem Innern, sowie in ihrer Stellung zum Staate, auf die katholische Kirche Preufsens beschränkt, und sucht nur aus dem bereits zugänglichen Materiale eine geschichtlich-systematische Entwicklung ihrer Verfassung zusammenzustellen. Hiernach bewegt sich das Laspeyres'sche Werk einerseits in engeren Grenzen, als das von Jacobson, weil in ihm die Verfassung der evangelischen Kirche ausgeschlossen ist, andrerseits aber geht es weiter, als letzteres, insofern L. schon jetzt aus dem in Druckschriften enthaltenen Material seine Aufgabe lösen zu können glaubt, während J. in umfassenden Vorarbeiten sich erst den Weg ebnen, besonders aber auch neue Quellen eröffnen will. Müssen wir auch diesem letztern Unternehmen unsern vollen Beifall schenken, so sind wir doch dem Verfasser des vorliegenden Werkes ganz besonders zur gröfsten Dankbarkeit und Anerkennung verpflichtet, dafs er uns bereits ein gehörig verarbeitetes Material dargeboten, ein solides Gebäude aufgeführt hat. Sollten weitere Forschungen, besonders die Ergebnisse

Digitized by Google

der Jacobson'schen Untersuchungen, Ergänzungen und Berichtigungen nothwendig machen, so werden sich diese gewifs leicht demselben an- und einfügen lassen, ohne wesentliche Theile zu gefährden. Es wäre übrigens unbillig, aus den für Wissenschaft und Praxis ergiebigern Resultaten L.'s einen Vorzug seines Werkes vor dem Jacobson'schen ableiten zu wollen, da beide in Tendenz und Plan zu verschieden sind, um eine solche Parallelisirung zuzulassen.

Laspeyres veröffentlicht in vorliegendem ersten Theile die geschichtliche Entwicklung der katholischen Kirche Preufsens bis zur Gegenwart, der zweite soll eine Darstellung der jetzigen innern Verfassung derselben enthalten. Was zuvörderst den bei der Bearbeitung des ersten Theils zum Grunde gelegten Plan betrifft, so machte der grofse Einfluss, welchen die politische Geschichte und Verfassung des preufs. Staats und der vielen einzelnen Territorien, welche sich allmählig in diesem vereinigten, auf die innern und äufsern Zustände der katholischen Kirche ausgeübt hat, natürlich eine Berücksichtigung derselben nothwendig; die Reformationsgeschichte und die Beleuchtung der Stellung, welche die evangelische Kirche je in den verschiedenen Theilen des Staats, gegenüber der katholischen Kirche, wie der weltlichen Macht, im Laufe der Zeit eingenommen hat, bildete eine zweite Hauptmasse des aufzunehmenden Materials, welche sich mit der erstern dem eigentlichen Kern, der geschichtlichen Entwicklung der innern Verhältnisse der katholischen Kirche anschliefst. So schwer es auch, wie der Verf. selbst gesteht (Vorr. p. IX), hier war, den Stoff nach allen diesen Richtungen hin so zu verarbeiten, dafs mit materieller Vollständigkeit Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung verbunden wurde, so mufs Ref. nach seiner innigen Ueberzeugung anerkennen, dafs das Mögliche in dieser Beziehung geleistet ist, und obgleich er anfangs der Meinung war, dafs hier und da, besonders für die ältern Zeiten, der politischen Geschichte ein zu grofser Raum angewiesen sei, so hat ihn doch eine wiederholte Durchsicht überzeugt, dafs diese genauere Berücksichtigung derselben nothwendig war, um ein möglichst anschauliches und vollständiges Bild von den ersten Anfängen und der ursprünglichen Gestaltung der katholischen Kirche in Deutschland zu entwerfen. Mit nicht geringerer Umsicht hat L. eine zweite gefährliche Klippe überwunden, welche in der Anordnung und äufsern Vertheilung des Materials lag. Um die Geschichte und Gesetzgebung der einzelnen Provinzen und Territorien in Rücksicht auf die Kirchenverfassung mit der allgemeinen Geschichte der katholischen Kirche, der neuesten Reorganisation derselben, und der allgemeinen kirchlichen Gesetzgebung Preufsens, in übersichtlicher, möglichst zusammenhängender Darstellung verbinden zu können, machte der Verf. drei durch die Bildungsgeschichte der preufsischen Monarchie, wie der preufs. katholischen Kirche zugleich gebotene Hauptabschnitte. In jedem ist dann der allgemeinern Geschichte des Landes und der katholischen Landeskirche die der einzelnen Provinzen und Gebiete ein- und angefügt, welche während dieses Zeitraums der Monarchie zugefallen sind. Obgleich der Verf. bisweilen jene Periodisirung für einzelne Territorien nicht streng innegehalten hat, so ist diese Inkonsequenz doch durch den Gewinn einer hier so nothwendigen grösern Uebersichtlichkeit, und durch die auf diese Weise bewirkte Verbindung verwandter Verhältnisse wohl hinreichend gerechtfertigt. Wird es allerdings bisweilen schwer, den Faden nicht zu verlieren, und, trotz der sehr zweckmäfsigen Gruppirung, sich durch das Material hindurchzufinden, so liegt die Schuld ohne Zweifel nur in der höchst eigenthümlichen Mischung und Mannigfaltigkeit desselben, und in der Art, wie sich die preufsische Monarchie allmählig entwickelt hat.

Nach den angenommenen drei Hauptepochen zerfällt das Ganze in drei Bücher, deren erstes *die Zeit vor dem Regierungsantritte Friedrich's des Grofsen* behandelt, das zweite *das Zeitalter dieses Königs bis zur Publikation des allgemeinen Landrechts*, das dritte endlich *die Zeit Friedrich Wilhelm's III.* umfafst. Im ersten Buche entwickelt der Vf. Kap. I., die Geschichte der Mark Brandenburg, von Pommern, Magdeburg und Halberstadt (S. 17—104), natürlich mit besonderm Hinblick auf die kirchliche Verfassung; er weist für diese Territorien den Einfluss der Reformation nach, die Erfolge der Gegenreformationen, die durchgreifenden Bestimmungen des westphälischen Friedens, und schliefst mit einer Skizze des kirchlichen Zustandes seit demselben. Das 2. Kap. (S. 104—158) erörtert in gleicher Weise die Entwicklung der betreffenden Verhältnisse in Ostpreufsen, und das dritte (S. 158—256) die rheinischen und westphälischen Ter-

Digitized by Google

ritorien. Vortrefflich zeigt der Verf. sodann im ersten Kapitel des zweiten Buches (S. 259—273), wie der Zustand der katholischen Kirche in der preufsischen Monarchie zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's d. G. war, und wie derselbe, sowie die ganze Stellung der Kirche nach innen und aufsen eine andere wurde, seitdem Schlesien und ein Theil Polens erworben war. Während Friedrich die Regierung eines überwiegend evangelischen Staats angetreten hatte, für welchen die katholisch-kirchlichen Verhältnisse ein durchaus untergeordnetes Moment bildeten und einen nur provinziellen Charakter hatten, da die katholische Kirchenverfassung nur im Geldernschen unbedingt anerkannt war, änderte sich mit der Besitznahme jener Länder, in denen die katholische Bevölkerung vorherrschte, allmählig die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche und Hierarchie, das katholische Kirchenwesen verlor mehr und mehr die früher nur provinzielle Bedeutung, und erschien als allgemeine Landesangelegenheit, eine Anschauungsweise, welche besonders auch durch das seit Friedrich dem Gr. für die gesammte Staatsverwaltung verfolgte Prinzip möglichster Centralisation unterstützt und befördert wurde. Als charakteristisches Ergebnifs dieser Auffassung steht die landrechtliche Kirchengesetzgebung da, „der bedeutungsvolle Versuch, auch die Verfassung der katholischen Kirche durch eine für die gesammte Monarchie gültige Gesetzgebung zu ordnen, welche die gemeinsame Basis für die kirchlichen Einrichtungen der einzelnen Landestheile bilden, und nicht blos das System der Hierarchie mit der Staatsverfassung in Einklang setzen, sondern auch die einzelnen Provinzialkirchen gewissermaafsen zu Einer Landeskirche verbinden sollte." (S. 272). Nach dieser allgemeinen Erörterung entwikkelt der Verf. im 2. und 3. Kapitel (S. 274—456) die Verhältnisse und Zustände der katholischen Kirche in den, oben erwähnten, neu erworbenen Landestheilen (Schlesien und Westpreufsen nebst Polen), von ihren ersten Anfängen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, und läfst dann im 4. Kap. eine Charakteristik der landrechtlichen Kirchengesetzgebung folgen (S. 457—538), welche einen der wichtigsten und interessantesten Abschnitte des ganzen Werkes bildet, und hier etwas genauer betrachtet werden soll.

Im §. 1. wird der *allgemeine Standpunkt der Gesetzgebung* erörtert. Der Verf. weist nach, wie nach dem Plane derselben die kirchlichen Angelegenheiten nothwendig aufgenommen werden mufsten, jedoch mit der Beschränkung auf die korporativen Verhältnisse der Kirchen, sowohl dem Staate, als den einzelnen Mitgliedern gegenüber, und mit Ausschliefsung der innern Kirchenverfassung. Hier hätte es allerdings für den Gesetzgeber nahe gelegen, die betreffenden Verhältnisse der katholischen und evangelischen Kirche, ihrer durchgreifenden Verschiedenheit wegen, stets scharf zu sondern. Dies ist aber unterblieben, und grade der katholische Standpunkt ist wesentlich in den Hintergrund gedrängt, nicht wenige Partieen der Gesetzgebung haben eine entschieden „protestantische Färbung," und Normen, deren Quelle nur in der Entwicklung der evangelischen Kirche liegt, sind, trotz ihrer Unvereinbarkeit mit katholischen Prinzipien, zur allgemeinen Regel erhoben. Diese eigenthümliche Auffassung und Behandlung der kirchlichen Verhältnisse hat, wie der Vf. zeigt, ihren Grund theils in der gröfsern Vertrautheit der Redaktoren mit der evangelischen Kirchenverfassung, und in dem bisher wenigstens gröfsern praktischen Uebergewicht der letztern, theils überhaupt auch wohl in den so höchst einseitigen und befangenen Ansichten der damaligen Zeit über die Bedeutung der Kirche und ihre Stellung zum Staate, doch werden die Uebelstände, welche hieraus, wie aus andern Mängeln der Gesetzgebung hervorgehn mufsten, vermindert durch die Absicht des Gesetzgebers, unter Anerkennung und Schützung bisheriger wohlerworbener Gerechtsame, das bestehende Recht nur gründlich zu verbessern, nicht wesentlich abzuändern oder völlig umzugestalten, und in der Eigenschaft des Landrechts als einer nur subsidiären Rechtsquelle, bei welcher also die partikularrechtlichen und statutarischen Bestimmungen und Einrichtungen ihre ungeschmälerte Rechtskraft und Gültigkeit behalten. Mit Recht bemerkt der Vf., dafs das Landrecht als Produkt seiner Zeit, natürlich nur von dem Standpunkte dieser aus richtig gewürdigt werden könne. Eine andere Frage dagegen ist die nach der praktischen Anwendbarkeit der Gesetzgebung für die Gegenwart!

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Fortsetzung.)

Im §. 2. beleuchtet der Verf. die Ansicht des Landrechts über *das gegenseitige Verhältnifs der katholischen und evangelischen Kirche.* Direkt wird in jenem freilich dieses Verhältnifs gar nicht berührt, sondern durchaus abstract und allgemein von dem Unterschiede zwischen recipirten, geduldeten und verbotenen Religionen, sowie von den verschiedenen Stufen der Religionsübung und der bürgerlichen Berechtigung gehandelt, ohne spezielle Bezeichnung, welche der christlichen Confessionen in diese oder jene Kategorie gehören; allein dies letztere lag auch gar nicht im Plane der Legislation. In dieser Beziehung entschied die locale Verfassung, was auch das Religionsedikt vom 9. Juli 1788 §. 1. ausdrücklich bestätigt. Aus demselben Grunde findet sich auch keine ausdrückliche Anerkennung der lange vor dem Landrechte schon, wenn auch zum Theil nur factisch, bestehenden Rechtsgleichheit zwischen Katholiken und Evangelischen. Der §. 3. behandelt die höchst eigenthümliche landrechtliche Auffassung der *Stellung, welche die Landeskirche zur katholischen Kirche überhaupt hat.* Der Verf. führt als Grund dafür, dafs die *Gemeindeverfassung* als Mittelpunkt des kirchlichen Lebens angesehen wird, die Episcopalgewalt und das Kirchenregiment daher eine katholischen Grundsätzen widersprechende Stellung erhalten hat, und stets nur von *Kirchengesellschaften, einzelnen Kirchengemeinden*, nie von der *Kirche* als Ganzem, als einer Einheit, die Rede ist, an, theils die Tendenz des Landrechts, da, „wo es in das Gebiet des öffentlichen Rechts hinüberschweift, nur dessen Rückwirkung auf den privatrechtlichen Zustand des Einzelnen als die eigentliche Aufgabe der Legislation zu behandeln, und die politische Seite der auf der Grenze zwischen Staats- und Privatrecht liegenden Institute als die untergeordnete zu betrachten" (S. 486), theils die überwiegende Berücksichtigung der evangelischen Kirchenverfassung, nach welcher sich nur noch in den Pfarrgemeinden eine corporative Selbstständigkeit erhalten habe, theils endlich den damaligen Zustand der katholischen Kirche in einem grofsen Theile Preufsens, welche nur aus einzelnen, zerstreuten, keinem kirchlichen Verbande, wenigstens äufserlich, angehörenden Gemeinden bestanden habe. Statt des ersten Grundes, welcher wohl die sehr dürftige und lückenhafte Behandlung der Diözesanverhältnisse, nicht aber die Annahme und Durchführung jener collegialistischen Theorie erklärt, möchte Ref. den überwiegenden Einfluss der jener Zeit eigenthümlichen naturrechtlichen Auffassungsweise substituiren, welcher im Landrecht unverkennbar ist. Dieser abstracte, naturrechtliche Standpunkt, dies Ignoriren concreter Zustände, so namentlich der durchgreifenden Verschiedenheit in der Verfassung der katholischen und evangelischen Kirche, zeigt sich vorzugsweise in den vier ersten Abschnitten unsers eilften Titels, und scheint besonders von Suarez geltend gemacht worden zu sein. So sagt derselbe z. B. in einer Abhandlung *) über das Patronatrecht des Staats: „Die Fictiones juris zu erweitern oder wohl gar neue zu machen, scheint mir den Grundsätzen einer *auf Natur und richtige Vernunft gebauten Legislation* nicht gemäfs." Weiterhin behauptet er, dafs die Grundsätze der societas bei dem ganzen Kirchenrechte zum Grunde gelegt werden müfsten. „Die Kirchengesellschaft hat alle Jura collegialia einer andern Corpora-

*) Materialien, B. 15. fol. 139 u. ff. Ref. benutzt hier und im Folgenden einige Auszüge aus den landrechtlichen Materialien, welche er der huldreichen Mittheilung Sr. Excellenz des Hrn. Ministers von Kamptz verdankt.

Digitized by Google

tion. Sie kann sich ihre Vorsteher und Beamte — wählen. Sie exercirt und vertheidigt durch diese ihre äufsere Rechte. Ihre innere Angelegenheiten regulirt sie in ihren Zusammenkünften nach der Mehrheit der Stimmen, u. s. w." Ferner: „Die Distinction zwischen Kirche und Kirchen-Gesellschaft verstehe ich nicht. Die Kirche, abgesondert von der Kirchen-Gesellschaft scheint mir ein dunkler Begriff zu sein, von dem sich die Eigenschaften einer Personae moralis nicht praedicíren lassen." Diese Andeutungen zeigen hinreichend den Standpunkt von Suarez, welcher ohne Zweifel auch dem Landrechte zum Grunde liegt, und an sich der katholischen Kirche gewifs nicht ungegründeten Anlafs zu den gröfsten Bedenken gegeben hat. Mag immerhin die nur subsidiäre Geltung des Landrechts dieselben, wenn nicht aufheben, doch mildern, mag man auch, nach der scharfsinnigen Ausführung unsers Verfassers in den folgenden §§., vielleicht zugeben, dafs, nach den speziellern Bestimmungen der übrigen Abschnitte dieses Titels, der katholischen Kirche kein wesentliches Recht entzogen sei, so dürfte doch jene abstracte Auffassung bei der Lückenhaftigkeit der Legislation gefährliche Consequenzen zulassen, und dann bleibt der unversöhnte Widerspruch zwischen den ersten Abschnitten und der spätern, oft freilich nur indirekten, Anerkennung der wesentlichen Rechte und Einrichtungen der katholischen Kirche, für die Praxis unleugbar ein nicht geringer Uebelstand.

Im §. 4. (*Bedeutung der kirchlichen Rechtsquellen in Beziehung zur Landesgesetzgebung*) hebt der Verf. besonders die Eigenthümlichkeit hervor, dafs trotz vielfacher direkter und indirekter Berücksichtigung, ja selbst ausdrücklicher Erwähnung des canonischen Rechts, doch in keiner Weise die Grenzen seiner Gültigkeit und Anwendbarkeit, und das Verhältnifs desselben zum Landrechte angegeben ist, da sicherlich die Bestimmungen in Th. II. Tit. 1. §. 11. 12. 732—35 keine allgemeine Norm feststellen sollen. Die eben erwähnten Auszüge aus den Materialien enthalten nur *eine* Andeutung. Im ersten Entwurfe stimmte Th. I. Abth. 2. Tit. 6. §. 56. im Wesentlichen mit A. L. R. II. 11. §. 66. überein; der Gröfskanzler strich aber die Worte „*bei Ausübung ihres Amtes*" (so hiefs es dort, statt „*in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen*"), wogegen Suarez bei Revision der Monita erinnerte, dafs durch Wegstreichung dieser Worte der §. einen schiefen oder gar falschen Sinn bekomme. „Denn nur ratione internorum officii gelten die Vorschriften des canonischen Rechts, nicht in Ansehung der äufsern Verhältnisse und Gerechtsame. Auf den Antrag des Hrn. L., die Vorschriften des canonischen Rechts hier einzuschalten, kann wohl nicht entrirt werden." (Mater. zum A. L. R. B. 15. fol. 11.). Der §. 5. erörtert die landrechtlichen Bestimmungen über *die amtliche Stellung des katholischen Clerus im und zum Staate*. Aus den Materialien geht hervor, dafs in diesem Punkte der erste Entwurf auf ganz andern Grundsätzen beruhte, und dafs Suarez mit seiner abweichenden Ansicht durchgedrungen ist. Ursprünglich war nämlich ein eigentlicher geistlicher Stand entschieden anerkannt. Th. I. Abth. 2. Tit. 6. des ersten Entwurfes war überschrieben: Von der Kirchengesellschaft und den Rechten und Pflichten des geistlichen Standes. §. 17. lautete: „Die bei diesen Religions-Verwandten zur Begehung dieses Gottesdienstes und zum Religions-Unterricht bestellte Personen machen einen eigenen Stand im Staate aus, und haben vermöge desselben besondere Rechte." §. 47.: „Der geistliche Stand wird durch die Ordination erlangt." §. 49.: „Ohne Einwilligung des Staats soll Niemand in den geistlichen Stand aufgenommen werden." §. 61.: „Die Geistlichen sind, der Regel nach, von den persönlichen Lasten und Pflichten der übrigen Bürger des Staats befreiet." §. 70.: „Aus der blofsen Niederlegung eines geistlichen Amts folgt noch nicht die Entsagung des geistlichen Standes." (Mater. B. 14. fol. 63.). Bei Revision der Monita bestritt Suarez diese hier zum Grunde liegende Ansicht. Mit Recht, sagt er, stelle Hr. von Tevenar in Abrede, dafs die protestantische Geistlichkeit einen besondern Stand im Staate ausmache, und behaupte, dafs sie nur insofern besondere Rechte und Pflichten ex statu habe, als sie mit einer Parochie oder einem geistlichen Collegio in Verbindung stehe. „Bei den Catholiquen scheint der Begriff eines besondern Standes der Geistlichkeit noch eher zuzukommen. Aber *ich halte es nicht rathsam, sie damit in einem Gesetzbuch für den hiesigen Staat vor den Protestanten auszuzeichnen, da sie durch eine solche Auszeichnung in ihrer Lieblingsidee eines Status in Statu allzusehr bestärkt werden möchten.* Wenn man auch die verschiedenen Classen der katholischen Geistlichkeit durchgeht, so

wird man fast immer finden, daſs sie ebenfalls, sowie die Protestanten, äuſserliche Rechte und Pflichten nur in sofern haben, als sie zu einer gewissen bestimmten Kirchengesellschaft gehören, z. E. Parochi, Curati, Mönche, Domherrn. Clericos vagantes soll es selbst nach dem Jure canonico nicht geben, u. s. w." „Es giebt also auch bei den Catholiquen in Beziehung auf den Staat und dessen Bürger keinen geistlichen Stand, sondern es giebt nur geistliche Mitglieder einer Kirchengesellschaft, die qua tales Rechte und Pflichten haben." Würde, führt er weiterhin fort, (ad monita specialia sub Num. 20) seine Ansicht recipirt, so müſste der ganze Abschnitt umgearbeitet werden, und „alles, was auf den statum clericalem ex rationibus juris canonici nur paſst, kann wegbleiben. Man würde nämlich den Geistlichen alsdann nur als das Mitglied derjenigen einzelnen Kirchengesellschaft, bei welcher er zum Unterricht in den Glaubenswahrheiten, und zur Verwaltung der Sacramente, und zur Besorgung der übrigen Religionshandlungen bestellt ist, ansehen müssen." Und sub Num. 27: „Der §. 70 (oben abgedruckt) würde nach dem jetzigen System geändert werden müssen. Ein Geistlicher ohne Unterschied, der kein geistliches Amt hat, ist in relatione gegen den Staat und dessen Einwohner von einem andern Unterthan des Staats in nichts verschieden. Der character indelebilis der katholischen Priester u. s. w. gehört nicht hieher." „Ueberhaupt würde durch den ganzen Abschnitt nicht vom geistlichen *Stande*, sondern immer nur vom geistlichen *Amte* zu reden sein." (Mater. B. 15. fol. 122. 124. 125). In diesem Sinne wurde nun der erste Entwurf umgearbeitet. Dem §. 17 (siehe oben) substituirte man folgende Vorschrift: „§. 15: Die bei solchen Kirchengesellschaften zur Begehung des Gottesdienstes und zum Religionsunterricht bestellten Personen, haben mit andern *Beamten* im Staate gleiche Rechte." (Mater. B. 15. fol. 7. 148; vergl. Entw. zum Allgem. Ges.-B. Th. I. Abth. 2. Tit. 6. §. 15, und A. L. R. II. 11. §. 19.). Den §. 61 (siehe oben) hatte Carmer schon vor der Revision der Monita in folgender Weise abgeändert: „Die Geistlichen sind als *Diener des Staats*, der Regel nach, von den persönlichen Lasten und Pflichten der gemeinen Bürger befreiet." (Mater. B. 15. Fol. 11.) Im umgearbeiteten Entwurfe lautete der entsprechende §. 62: „Die Geistlichen der vom Staat privilegirten Kirchengesellschaften sind, als *Beamte des Staats*, der Regel nach u. s. w." (ibid. fol. 150.) Diese Fassung ist in den Entw. d. A. G. B. und in das A. L. R. übergegangen. Es scheint hiernach, als ob das Hervorheben des *Amtes*, statt des *Standes*, besonders zur Auffassung der Geistlichen als *Beamten*, freilich wohl in rein äuſserlicher Weise geführt habe, da das *geistliche* Amt nicht nothwendig den Inhaber zum *Staats*beamten macht. Ganz analog jener ursprünglichen Ansicht der Redaktoren von einem besondern geistlichen Stande, war im ersten Entwurfe die Entsetzung der Geistlichen nicht den weltlichen Gerichten überwiesen (wonach Lasp. S. 506 zu berichtigen ist). Th. I, Abth. 2, Tit. 6, §. 71. verordnet: „Dagegen wird durch die Entsetzung vom Amte der Stand selbst verloren," und §. 75: „Nur wegen grober Verbrechen, wodurch jemand in weltliche Leibes- oder Lebensstrafen verfällt, kann er *von den Obern* des geistlichen Standes entsetzt (degradirt) werden." (Mater. B. 14. fol. 63. 64.). Vor Revision der Monita änderte Carmer diese §§. in folgender Weise: §. 71: „Dagegen gehen durch *richterliche Entsetzung* vom Amte die Rechte des Stands eines *protestantischen* Geistlichen verloren." §. 75: „Auch kann nur wegen.... (*siehe vorhin*).... verfällt, ein *katholischer* Priester von *dem Oberhaupt seiner Kirche* seines Standes entsetzt (degradirt) werden" (Mater. B. 15. fol. 12). Nach der Aufnahme der Suarez'schen Ansicht wurden beide §§. ganz weggelassen. — Diese Mittheilungen mögen theils zur Bestätigung und festern Begründung einzelner von L. aufgestellten Behauptungen (z. B. über die Bedeutung der landrechtlichen Negation eines besondern geistlichen Standes) dienen, theils zu deren Berichtigung. Nach Einsicht der Materialien fällt auch der scheinbare Widerspruch zwischen A. L. R. Th. II. Tit. 11. §. 103 und Tit. 20. §. 504 hinweg (Lasp. S. 513 a. E.) Bei der Revision der Monita zum Entwurfe des Allg. G. B. bemerkte Suarez ad §. 86, Tit. 6, Abth. 2, Th. I: „Bei Verbrechen bedarf es nicht des Beisatzes *grobe*. Es ist genug, wenn es Verbrechen sind, die eine Criminaluntersuchung nach sich ziehen. Dagegen würde zu sagen sein: Grobe Vergehungen gegen die Kirchenordnungen." (Mater. B. 80. fol. 146). Zufolge dieser Bemerkung erhielt A. L. R. Th. II, Tit. 11, §. 103 folgende Fassung: „Criminalverbrechen und grobe Vergehungen gegen die Kirchenordnungen

u. s. w." Der Widerspruch zwischem diesem §. und §. 504 des 20. Tit., in welchem als Entsetzungsgrund Kriminaluntersuchung und Verurtheilung wegen *irgend eines* schweren *Verbrechens* aufgestellt ist, findet wohl völlige Lösung durch die Annahme, daſs Suarez's Bemerkung, es bedürfe bei Verbrechen keines Beisatzes, bei Redaktion des §. 504 nicht gehörig berücksichtigt sei. — Im §. 6 erörtert Lasp. *Umfang und Bedeutung der Episkopalrechte* nach der landrechtlichen Auffassung. So sehr Ref. das Streben des Vfs. anerkennt, das Landrecht gegen Vorurtheil und einseitigen Tadel in Schutz zu nehmen, so muſs er doch gestehen, daſs demselben in diesem §. der Nachweis, das Landrecht entziehe in den betreffenden Punkten der katholischen Kirche kein wesentliches Recht, hie und da sehr schwer geworden ist, eine natürliche Folge der fortwährenden Widersprüche in diesen landrechtlichen Abschnitten, der Aufstellung allgemein-abstrakter Prinzipien, die dem kanonischen Rechte diametral entgegenstehen, auf der einen Seite, und der Rücksichtnahme und Verweisung auf positiv-kirchliche Organe und Rechtsquellen auf der andern Seite. Bei einer solchen Eigenthümlichkeit der Gesetzgebung ist es ohne Einsicht der Materialien rein unmöglich, ein klares und bestimmtes Bild von dem zu gewinnen, was nach der Ansicht der Redaktoren zu den Episkopalrechten gehöre, was nicht. Geht man von den aufgestellten allgemeinen, abstracten Prinzipien aus, und dies würde der an sich richtigste Weg sein, so müſste man den wesentlichen Inhalt der bischöflichen Gewalt als negirt und aufgehoben erachten, hält man sich dagegen an die speziellen Bestimmungen, die z. Th. mit jenen allgemeinen Grundsätzen völlig unvereinbar sind, so findet man allerdings einige bischöfliche Rechte anerkannt, daneben aber auch wieder Verordnungen, welche sich nicht ohne Zwang zu Gunsten des kanonischen Rechts und des Episkopats deuten lassen. Man vergleiche die §§. *), in welchen von der Verwaltung des Kirchenvermögens die Rede ist, und bekanntlich den einzelnen Gemeinden und Kirchengesellschaften das Eigenthum an demselben zugesprochen wird, so daſs der Kirchenobere als Beamter derselben erscheint, so wird man zugeben müssen, daſs die an andern Stellen dem Bischofe eingeräumte Visitationsbefugniſs, das anerkannte Recht der Oberaufsicht, die Verordnung der Berichterstattung an denselben bei zweifelhaften Fällen u. a. m. jene falsche Stellung desselben nicht aufheben kann. Wenn sich der Verf. wiederholt auf die in anerkannter Gültigkeit fortbestehenden besondern Verfassungen und Partikularrechte der einzelnen Provinzen, Orte, Gemeinden beruft, um die praktische Bedeutung und Anwendbarkeit jener landrechtlichen Bestimmungen auszuschlieſsen, so paſst dies Argument nicht auf jene Gemeinden, welche einzeln, zerstreut, ohne alle Diözesanverbindung in einigen Theilen der Monarchie bestanden, z. B. in Preußen, Pommern, den Kurlanden. Sollte hier also das Allg. Landrecht als Norm für die betreffenden Verhältnisse gelten? Der §. 7 endlich behandelt den *Umfang der Landes- und Kirchenhoheitsrechte der Staatsgewalt*. Ueber die Entstehung der eigenthümlichen Ansicht des Landrechts vom Staatspatronat (§. 573 h. t.) ist Ref. aus den oben erwähnten Materialienexcerpten Folgendes mitzutheilen im Stande: Der erste Entwurf nennt zunächst als Erwerbungsarten des Patronatrechts, die Erbauung oder Ausstattung, den Wiederaufbau oder die neue Ausstattung einer Kirche, und den Auftrag einer, bisher mit keinem Patrone versehenen, Kirchengesellschaft. Sodann folgt §. 701 (Tit. 6. Abth. 2. Th. I): „Auch der Staat kann jemand das Patronatrecht verleihen." §. 702: „Dadurch aber kann weder der Kirchengemeinde, noch den geistlichen Obern, von ihren bisher ausgeübten Gerechtsamen etwas entzogen werden." (Mater. B. 14. fol. 87.) Dagegen bemerkte Carmer ad marginem, der Fall im §. 701 sollte die Regel machen. Das Obercuratorium über die Kirchen gebühre dem Landesherrn, sowie über Unmündige, und könne nur vom Oberhaupte des Staates an bestimmte Personen übertragen werden. „Ist der Landesherr befugt, jemand mit dem Patronatrecht zu belehnen, so kann er ihm auch alle dahin gehörigen Rechte übertragen. Hat er aber jemand einen Theil dieses Rechts schon conferirt, so kann er es ihm freilich nicht wieder wegnehmen." „Auch der Erbauer einer Kirche erhält erst das jus patronatus ex infeudatione. Wenn eine Kirche einen patronum haben will, muſs sie sich solchen von dem Staate erbitten."

*) §. 160 flg., 170 flg., 645, 647 u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Fortsetzung.)

„Von Rechtswegen soll eine Kirche so wenig ohne einen Patron, als ein Minorenner ohne Vormund im Staate gelassen werden. Wo kein Particulier zum Patron bestellt ist, da wird der Landesherr selber qua talis in Ansehung dieser Kirche angesehen." Hierzu bemerkte Suarez ad marg., dafs er den Satz des §. 701 „vor unrichtig" halte. Der Staat könne jemand das Patronatrecht nur insofern verleihen, als er solches selbst habe; de regula habe er es aber nicht, sondern nur in einzelnen Fällen, wenn es ihm z. E. mit dem Lehngut, cui annexum, anheim gefallen sei. Er würde also beide §§. weglassen. Bei der Revision der Monita zu dem Abschnitte vom Kirchenpatronate entwickelte Suarez seine Ansicht noch ausführlicher. (Mater. B. 15. fol. 139. 140.) Ref. will nur Einiges herausheben. Die entgegengesetzte Meinung, sagt er, beruhe besonders auf einem dreifachen Satze: 1) dafs jede Kirche nothwendig einen Patron haben müsse, und dafs, wo kein Particularpatron bestellt ist, die Patronatrechte dem Landesherrn zukommen; 2) dafs ein Privatus das Patronat nirgend anders her als vom Staat haben könne; 3) dafs das Patronatrecht immer nur ein jus reale sei, das entweder einem Gut oder Amt anklebe, und dafs es kein persönliches Patronatrecht gebe. Für den ersten Satz berufe man sich theils auf die Gleichstellung der Kirche mit einem Minorennen, der nothwendig einen Vormund haben müsse, theils auf die Nützlichkeit eines Patrons für die Kirche. Ersteres sei eine Fiktion, welche von den Gesetzen nicht approbirt werde, letzteres sei unbegründet, da eine Kirchengesellschaft unter einem Patron viel eingeschränkter und deterioris conditionis in Beziehung auf die jura collegialia sei, als eine andere. Das Patronatrecht sei etwas ganz anderes, als das Oberaufsichtsrecht des Staats, welches dieser über die Kirchengesellschaft, sowie über alle in ihm befindlichen Corporationen ausübe. „Unter dieser Aufsicht des Staats kann jede Kirchengesellschaft die ihr nach der Natur der Sache und nach den vom Staat gebilligten Gesetzen und Verfassungen zukommende jura collegialia frei exerciren. Bei einer Ecclesia patronata hingegen ist eine Ausnahme von dieser Regel. Hier exercirt der Patron, wo nicht alle, doch die wichtigsten jura collegialia der Kirchengesellschaft. Er beruft den Pfarrer; bestellt die andern Kirchenbedienten; dirigirt die Administration des Vermögens; sein Consens ist bei Veräufserungen und Verpfändungen nothwendig und hinreichend; ihm, nicht der Gemeinde, werden die Rechnungen gelegt. Seine Rechte sind also von den aus der blofsen Oberaufsicht entspringenden Rechten des Staats sehr verschieden." Suarez zeigt ferner, welche bedenkliche Consequenzen aus der Annahme des Satzes entständen, dafs über Kirchen, welche keinen Patron haben, dem Landesherrn das Patronatrecht zukomme; er sähe daher weder eine Nothwendigkeit, noch einen Nutzen der hier adoptirten neuen Theorie. Für den zweiten Satz finde er weder in der Natur der Sache, noch in der Geschichte einen Beweis. „Eine Corporation kann sehr wohl einen Theil ihrer Collegialrechte einem Dritten übertragen, oder derjenige, der eine Kirchengesellschaft stiftet, kann sich dagegen einen Theil dieser Rechte reserviren. Der Patron exercirt nicht Rechte des Staats; diese könnte er freilich von niemand anderm als vom Staate haben. Er exercirt Rechte der Gemeine. Diese kann ihm der Staat nicht geben, ohne sie vorher der Gemeine zu nehmen. Die Geschichte ist dieser neuen Theorie eben so wenig günstig. Sie lehret, dafs Kirchen und Kirchenpatrone existirt haben, ehe sich der

Staat um die Kirche bekümmerte oder bekümmern durfte. Die Kirchen-Gesellschaft ist auch älter, als der gröfste Theil unserer heutigen deutschen Staaten. Der Ausdruck: *Pfarrlehn* kann allein diese Theorie nicht rechtfertigen. Er entspringt aus denjenigen Zeiten, wo man die heterogensten Dinge nach dem Lehnssystem modelte. Die Gutsbesitzer werden auch mit Aeckern und Wiesen beliehen. Wer wird deswegen sagen, dafs sie solche nur vom Staat haben u. s. w." Suarez vermochte mit seiner Ansicht nicht durchzudringen, denn im umgearbeiteten ersten Entwurfe wurde im §. 440. Tit. 6, Abth. 2. Th. I. der Grundsatz eines allgemeinen Staatspatronats aufgestellt, und wörtlich im Entw. d. Allg. G. B. Th. I. Abth. 2 Tit. 6. §. 431., sowie im A. L. R. Th. II. Tit. 11. §. 573. beibehalten.

Sieht man von diesem, überdiefs nie eigentlich in der Praxis durchgedrungenen, Staatspatronat, sowie von mehrern ungenauen und unbestimmten Verordnungen, welche eine der Kirche nachtheilige Deutung an sich nicht ausschliefsen, ab, so mufs man mit dem Verf. zugeben, „dafs die Landesgesetzgebung in Wahrheit keine andern und mehreren Rechte für den Landesherrn und dessen Behörden in katholischen Kirchenangelegenheiten fordert, als diejenigen, welche die weltliche Macht, zu behaupten zwar nicht immer vermocht, jedoch zu allen Zeiten als ihr unzweifelhaftes Attribut angesprochen hat, die neuere Doctrin und Staatspraxis aber, selbst in katholischen Ländern, als nothwendige Ausflüsse des Majestätsrechts und als unveräufserliche Gerechtsame der Staatsgewalt anerkennt." Nach dieser eben so gründlichen und vorurtheilsfreien, als interessanten Charakteristik dieses Theils der Legislation geht der Verf. zum *dritten Buche* (*die Zeit König Friedrich Wilhelms des Dritten*) über (S. 541—892). Ref. beschränkt sich für die ersten vier Capitel dieses Buchs auf eine Inhaltsanzeige, um noch einigen Raum für die Beurtheilung des letzten Capitels zu behalten. Das erste Capitel handelt vom *Verfalle der preuss. Monarchie und deren Wiederherstellung* auf und seit dem Wiener Congresse. Das zweite und dritte Capitel umfafst in gleicher Weise, wie die beiden ersten Bücher für die alten Provinzen, die Geschichte der kirchlich-politischen Entwicklung in den neu erworbenen Ländern, nämlich in *Thüringen, Sachsen* und *Lausitz* (Cap. 2.), und *in den ehemals geistlichen Territorien von Trier, Köln, Münster und Paderborn* (Cap. 3.). Im 4ten Cap. stellt der Verf. die *Reorganisation der katholischen Kirche* dar, und zwar auf eine so gründliche und unpartheiische, rein objective Weise, dafs Niemand, der nicht selbst in Vorurtheil und einseitigen Ansichten befangen ist, diesem Abschnitte seinen vollen Beifall versagen wird. Sind allerdings in demselben noch manche Verhältnisse zum Theil unaufgeklärt geblieben, so trägt nicht der Verf. die Schuld, welcher sorgsam das zugängliche Material benutzte, sondern die Undurchdringlichkeit des Schleiers, der über einem Theile der wichtigsten Verhandlungen noch jetzt ruht. Der Verf. weist die trostlose Lage der katholischen Kirche in den einzelnen Provinzen der preussischen Monarchie nach, die theilweise Auflösung des Diözesanverbandes, die Gefahr eines gänzlichen Erlöschens des deutschen Episkopats; er zeigt, dafs nächst der nothwendigen neuen und angemessenen Dotation der katholischen Kirche, nur auf dem Wege einer Uebereinkunft mit dem Papste eine gründliche und heilbringende Reorganisation derselben erlangt werden konnte, dafs aber, so sehr dies auch die deutschen Regierungen anerkannten, über den Umfang, sowie über die Form der Verhandlung (ob gemeinschaftlich oder separat) verschiedene Ansichten herrschten, dafs endlich, nach der Erfolglosigkeit der Wiener Kongrefs-Verhandlungen (letztere werden in kurzer Uebersicht mitgetheilt), die Regulirung der katholischen Kirchenangelegenheiten den einzelnen Regierungen überlassen blieb. Er führt sodann aus, wie Preussen diese Aufgabe gelöst habe, theils durch seine neuere Kirchengesetzgebung, theils durch die Verhandlungen mit Rom. In Beziehung auf erstere bemerkt er treffend, dafs trotz mancher die bisherigen z. Th. bedeutenden Lücken ergänzenden allgemeinen Organisations-Edicte und Spezial-Verordnungen, die neuere Gesetzgebung doch nicht die Mängel der landrechtlichen Legislation vermieden habe. „Aber indem man an dem Landrechte gleichwie an einem Grundgesetze festhielt, und dessen Buchstaben nicht selten mehr, als dessen wahre Bedeutung entscheiden liefs, sind auch manche Grundsätze, welche sich zwar als Eigenthümlichkeit, aber kaum als ein Vorzug der landrechtlichen Kirchengesetzgebung darstellen, unverändert beibehalten; unter Einwirkung der durchgreifenden Veränderungen, welche Staat und Kirche in den letzten Decennien erfahren haben, konnte

es sogar nicht fehlen, dafs nach einzelnen Seiten hin die Mängel jenes legislativen Werks in noch gesteigertem Maafse hervortraten." Nach einer Uebersicht der Organisation der für die Kirchenverwaltung bestimmten Landesbehörden, erörtert der Verf. die Verhandlungen mit Rom, mit Benutzung besonders der Niebuhrschen Briefe, und giebt dann auf Grund der Bulle de salute animarum einen Nachweis der jetzigen Diözesaneintheilung der preussischen Monarchie. Der sehr interessante Schlufsparagraph dieses Capitels handelt von *der heutigen Stellung der katholischen Kirche Preufsens*, im Vergleich zu den frühern Zuständen. — Das 5te Cap. endlich umfafst *die Quellen des katholischen Kirchenrechts in Preufsen*, ihr Verhältnifs zu den Landesgesetzen und ihre jetzige Gültigkeit, und ist einer der gelungensten und gediegensten Abschnitte des ganzen Werks. Im §. 1. weist der Verf. auf eine gründliche und überzeugende Weise die fortdauernde Gültigkeit des *canonischen Rechts* nach, besonders gegen die Ansicht derjenigen, welche behaupten, demselben sei durch das Landrecht derogirt worden. In der That ist eigentlich der Beweis dieser Gültigkeit schon geführt mit dem Nachweis der, wenn gleich durch Staatsgesetze begrenzten, corporativen Selbstständigkeit der katholischen Kirche, und es kann u. E. nur noch die Rede davon sein, in wie weit die Anwendung des canonischen Rechts in Preufsen durch die eigenthümliche Stellung der katholischen Kirche zum Staate eingeschränkt sei, nicht davon, ob dasselbe überhaupt noch als allgemeine Rechtsquelle gelten könne. Sehr richtig sagt der Verf. S. 823: „Nichts als ein Verkennen der wahren Stellung und Bedeutung, welche der katholischen Kirche, gegenüber dem Staate, dem canonischen Rechte im Verhältnifs zur weltlichen Gesetzgebung gebührt, und einseitige Buchstabendeutung der Landesgesetzgebung hat unsers Erachtens diese Ansicht (von einer allgemein eingetretenen Derogation des canonischen Rechts) hervorrufen können, die mit vielen Bestimmungen der Landesgesetze in eben so directem Widerspruche steht, als sie jeder bestätigenden Bewährung durch dieselben entbehrt." Der §. 2. handelt von den *particulären Kirchengesetzen und Observanzen*, deren fortdauernde Rechtskraft im Allgemeinen unbestritten ist, obgleich die ganz veränderte Bedeutung und Verfassung einzelner kirchlichen Institute und Einrichtungen die praktische Anwendbarkeit einzelner in diese Kategorie gehörender Quellen wesentlich modifizirt hat. Der Verf. unterscheidet 1) die für einzelne Länder und Diözesen ergangenen päpstlichen Privilegien, Indulte und Constitutionen, 2) die Beschlüsse der Provinzial- und Diözesansynoden, 3) die Verordnungen der Bischöfe und bischöflichen Behörden, 4) die Statuten der Domcapitel und Collegiatstifter, sowie die besondern Rechtsquellen des Regularenstandes, 5) Gewohnheiten und Observanzen, und weist für jede dieser Classen die mehr oder weniger beschränkte Gültigkeit nach. Besonders beherzigenswerth ist, was er über die Bedeutung des Gewohnheitsrechts sagt S. 847 ff. In den beiden folgenden §§. (3 und 4) erörtert er die *weltlichen Kirchenrechtsquellen*. Wie überhaupt die weltliche Gesetzgebung, je mehr Staat und Staatsgewalt der Kirche gegenüber zu der ihr gebührenden Geltung und Stellung kamen, eine Bedeutung auch auf kirchliche Verhältnisse erlangte, welche das Mittelalter nicht kannte, so ist besonders die preussische Gesetzgebung in dieser Beziehung eine der reichhaltigsten Quellen für die Kirchenverfassung. Zu denjenigen Quellen, welche den Charakter *allgemeiner Landesgesetze* (§. 3.) haben, rechnet Lasp. mit Recht noch von den deutschen Reichsgesetzen, die Religionsfriedensschlüsse, und besonders den Reichsdeputationshauptschlufs v. J. 1803, denen man formelle Gültigkeit nicht absprechen kann, aufserdem die deutsche Bundesakte (art. 16.), und als die wichtigste dieser Quellen, das Allg. Landrecht und die Allg. Gerichtsordnung nebst den, seit deren Publication erlassenen, sie ergänzenden oder abändernden allgemeinen Gesetzen über kirchliche Angelegenheiten, sowie endlich die Ministerial-Verordnungen und Rescripte, welche letztere allerdings nur in beschränkter Weise als Rechtsquelle gelten können. Die *provinziellen* und *particularen* Rechtsquellen hat der Verf. (§. 4.) unter folgende Hauptclassen gebracht: 1) Staatsverträge und Friedensschlüsse, Religionsassecurationen und Rezesse, 2) Landesgrundgesetze, 3) ältere Landesverordnungen aus der vorpreussischen Zeit, 4) die preussischen Provinzial-Verordnungen und Gesetze, 5) die Verordnungen der Provinzialbehörden, 6) Statutarrecht, und für jede derselben den Umfang der Gültigkeit nachgewiesen. Der §. 5. handelt von den *Concordaten* und *Conventionen* der weltlichen Macht mit den Kirchenobern, als den

gemischten, d. h. theils weltlichen, theils kirchlichen, Rechtsquellen. Zunächst nimmt der Verf. die fortdauernde Gültigkeit der sogenannten Concordate der deutschen Nation in Anspruch, und bestreitet mit Recht die Behauptung derjenigen, dafs dieselben darum keine deutsche Regierung mehr binden könnten, weil mit Auflösung des Reichs der eine Mitpaciscent, Kaiser und Reich, weggefallen sei. Denn einmal ist das Wiener Concordat nie vom Reiche als solchem anerkannt worden, sondern seine Gültigkeit beruht allein auf dem Beitritt der einzelnen deutschen Fürsten zu dem vom Kaiser abgeschlossenen Vertrage. Hierdurch gewannen der Papst, sowie die deutsche Kirche und die einzelnen Bischöfe Rechte, welche ihnen die kirchlichen und politischen Umwälzungen in Deutschland nicht entziehen konnten. Die Nothwendigkeit der Anerkennung dieser Rechte, sowie derjenigen, welche sich auf die Fürstenconcordate gründen (soweit diese nämlich nicht durch das Wiener Concordat aufgehoben sind), von Seiten der preussischen Regierung beruht aber allerdings nicht auf deren Succession in die Territorien jener deutschen Fürsten, sondern darauf, dafs dieselbe beim Anfalle der betreffenden Territorien die Fortdauer der kirchlichen Landesverfassung zugesagt hat, mithin auch die der concordatmäfsigen Rechte. Dafs aber durch diese Anerkennung die Ausübung der Souverainetätsrechte, besonders des placet, in keiner Weise beschränkt sei, ist unzweifelhaft. Besonders genau ist Lasp. in die rechtliche Natur der Bulle de salute animarum eingegangen. So unrichtig auch die in der neuesten Zeit auf diese Bulle vielfach angewandte Bezeichnung „Concordat" ist, insofern man unter einem solchen einen Vertrag zwischen Kirche und Staat über ihr gegenseitiges Verhältnifs versteht, so verkennt man doch die wahre Bedeutung dieser Bulle, wenn man ihr die Eigenschaft eines wahren Vertrages abspricht (z. B. Eichhorn, Grundsätze des Kirchenrechts, B. 1. S. 408 u. ff., und in gewisser Weise Jacobson im Weiske'schen Rechtslexicon, s. v. Concordat, B. 2. S. 769 u. ff.). Wenn die preussische Regierung in dem Publicandum vom 11. August 1821 erklärt, dafs „Stipulationen, wodurch der Wirkungskreis der geistlichen Obern, und ihre Stellung zu den weltlichen Behörden des Staats näher bestimmt würden, nicht geschlossen worden seien, und *insofern von einem Concordate in diesem Sinne nicht die Rede sein*" könne, da „der König die Vollgewalt seiner Hoheitsrechte, denen theure von Gott ihm auferlegte Pflichten gegen sein Volk zur Seite stehen, nicht von fremder Anerkennung abhängig machen, nicht den freien Gebrauch derselben durch beengende Verträge einschränken wollen konnte", so ist damit eine vertragsmäfsige Einigung zwischen beiden Gewalten über solche Punkte keineswegs ausgeschlossen, welche jene Verhältnisse nicht, wenigstens unmittelbar nicht, berühren, namentlich über die äufsere Reorganisation der katholischen Landeskirche. Ja diese war durch einseitige Feststellung des Staats oder römischen Stuhls gar nicht möglich, und wenn es auch für Begründung einer Rechtsverbindlichkeit der Regierung zur Redotation der Bisthümer nicht erst eines Vertrages mit dem letztern bedurfte, so war ein solcher doch in Beziehung auf die Ausführung und nähere Feststellung der betreffenden Verhältnisse unumgänglich erforderlich. Diese Vertragsnatur der Bulle geht auch entschieden aus den Mittheilungen *) in Niebuhr's Briefen, und aus dem königlichen Bestätigungsdecrete hervor, und kann durch die Form, in welcher die Bulle erlassen wurde, nämlich als ein vom Papste ertheiltes, vom Staate sanctionirtes und publicirtes Kirchengesetz, in keiner Weise geschmälert werden. Die Folge ist eine beide Theile gleichmäfsig bindende Rechtskraft der Bulle, für die preussische Regierung jedoch mit der in dem Publicationspatente ausdrücklich ausgesprochenen Beschränkung auf den sachlichen Inhalt, soweit derselbe den Majestätsrechten und den Rechten der evangelischen Kirche nicht zuwider ist. Ein einseitiger Rückblick wird daher nur in allen den Nothfällen statthaft sein, wo das Völkerrecht einen solchen für Staatsverträge überhaupt rechtfertigt, nicht schon bei jeder etwaigen Differenz mit Rom (vergl. Jacobson a. a. O.).

*) Vergl auch deutsche Blätter für Protestanten und Katholiken, Heft 2. S. 81 u. ff.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Schlufs.)

Sehr richtig unterscheidet der Verf. zwischen der Bedeutung, welche die Bulle für den Staat, und der, welche sie für die Kirche hat, denn letztere, welche weder mittelbar, noch unmittelbar Theil an den Verhandlungen genommen hat, kann kein vertragsmäfsiges Recht aus derselben für sich herleiten; für sie ist die Bulle nur ein mit landesherrlicher Genehmigung publicirtes Kirchengesetz. Eben darum aber sind u. E. solche Rechte, welche die deutsche katholische Kirche aus frühern Concordaten, als vertragsmäfsig, noch dem römischen Stuhle gegenüber geltend machen könnte, z. B. die Bestimmungen des Wiener Concordats über die Besetzung der Dignitäten in den Capiteln keinesweges durch diese Bulle de jure als aufgehoben oder aufgegeben zu erachten, denn dies könnte doch nur durch die Kirche selbst geschehen. — Den Schlufs dieses Capitels, sowie des ganzen Werks, bildet im §. 6. eine vortreffliche Entwicklung des Verhältnisses der verschiedenen Rechtsquellen unter einander, der erste Versuch, dieses Verhältnifs nach festen Principien zu bestimmen, eine Aufgabe, welche um so schwieriger ist, als durch die Landesgesetzgebung hierüber eigentlich gar nichts festgestellt ist, deren Lösung aber dem Verf. (hierin werden alle Unbefangenen einstimmen) in hohem Grade gelungen ist. Die Hauptschwierigkeiten finden in den Fällen Statt, wo entweder kirchliche oder weltliche Particularrechtsquellen, oder das canonische Recht mit dem Landrechte oder allgemeinen Landesgesetzen collidiren, da für die Collisionen zwischen gleichartigen Rechtsquellen im Allgemeinen die Principien für die Entscheidung unzweifelhaft feststehen, und der Vorzug der Concordate und Conventionen, soweit sie überhaupt für den Staat bindend sind, vor den Landesgesetzen ebenso aufser Zweifel ist, als das Verhältnifs der particulären Kirchenrechtsquellen zu den allgemeinen Landesgesetzen (Lasp. S. 877. 878). Mit Recht geht der Verf., zur Gewinnung eines Princips für die Feststellung des Verhältnisses in den obigen Fällen, besonders davon aus, dafs das canonische Recht nur darum, weil auf ihm die Grundverfassung der katholischen Kirche beruht, Gültigkeit hat, mithin auch nur in soweit, als dies der Fall ist, und innerhalb der für die Fortdauer dieser Verfassung vom Staate gesetzten Grenzen, und dafs nach der in Preussen der Kirche zugewiesenen Stellung die katholische Kirchengesetzgebung jetzt nur einen corporativ-autonomischen Charakter hat, das canonische Recht daher dem Staate gegenüber nur noch als Statut gilt. Hieraus folgt, dafs für alle weltliche Angelegenheiten der Kirche, als Corporation, sowie ihrer einzelnen Glieder, die weltliche Gesetzgebung entscheidet, sofern diese nicht ausdrücklich diesen oder jenen Grundsatz des canonischen Rechts als fernerhin noch anwendbar erklärt und dadurch zu einem Privilegium der katholischen Kirche oder deren Glieder erhebt. Ebenso kann für die kirchenhoheitlichen Rechte der Staatsgewalt nur die Landesverfassung und Gesetzgebung normirend sein. Die Abschnitte des canonischen Rechts, welche sich auf bürgerliche Rechtsverhältnisse und weltliche Angelegenheiten der Kirche und Geistlichen beziehen, können nur als Theil des gemeinen bürgerlichen Rechts betrachtet werden, an dessen Stelle in Preufsen das Landrecht getreten ist. Aus der statutarischen Bedeutung des canonischen Rechts (und den ausdrücklichen Reservationen) folgt ferner, dafs dasselbe, wo katholische und evangelische Glaubensgenossen oder Gemeinden in Betreff kirchlicher Verhältnisse in Berührung kommen, für die Evangelischen in keiner Weise

bindend sein kann, ebenso wenig, wie die Bestimmungen des evangelischen Kirchenrechts für die katholische Kirche. Wenn also in dieser Beziehung Collisionen entstehen, wird es Aufgabe des Staats sein, der ja außer und über den Partheien steht, dieselben so zu heben, daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit jedes Theils ungefährdet bleibt, und „wo möglich für und gegen jeden die Grundsätze seiner Religion zur Anwendung kommen." Was dagegen die *innere* Kirchenverfassung betrifft, so muß für Alles, was sich auf Lehre und Cultus, die Handhabung der potestas ordinis (so möchte Ref. diese Fälle lieber bezeichnen, als mit „geistliche Verwaltung," wie der Verf. thut, da dieser Ausdruck streng genommen mehr umfaßt), und die sich darauf gründenden Rechtsverhältnisse zwischen Kirchenobern, Geistlichen und Mitgliedern der Kirche bezieht, das canonische Recht als alleinige Norm gelten, mit Ausnahme derjenigen hierher gehörenden Fälle, in welchen zugleich irgendwie bürgerlich-öffentliche oder polizeiliche Beziehungen und Rückwirkungen stattfinden, für welche letztere die bürgerliche Gesetzgebung maaßgebend ist, so lange sie die Gewissensfreiheit nicht verletzt. In Beziehung auf das Kirchenregiment dagegen ist folgender Unterschied zu machen: „für die Kirchenverwaltung in *materieller* Hinsicht, d. h. rücksichtlich des Rechts zur Theilnahme, und deren Umfangs, sowie der Normen, nach welchen die einzelnen Angelegenheiten des Kirchenregiments zu beurtheilen und zu erledigen sind," ist ohne Zweifel das canonische Recht praktisch gültige Quelle und rechtsverbindlich, da alle diese Verhältnisse mit Lehre und Verfassung der katholischen Kirche genau zusammenhängen, und mit der Anerkennung dieser die Einmischung und Competenz der weltlichen Gesetzgebung ausgeschlossen ist. Anders dagegen ist die Bedeutung dieser letztern in Beziehung auf das „blos *Formelle* der Geschäftsführung und die äußere Art und Weise der kirchlichen Verwaltung." Hier wird schon die Handhabung des kirchenhoheitlichen Aufsichts- und Zustimmungsrechts, und das dadurch hervorgerufene Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Behörden dem Staate ein rechtliches Interesse geben, diese äußerlichste Seite der Kirchenverwaltung an angemessene, bestimmte Formen zu binden, und außerdem wird es auch als Pflicht der Staatsgewalt angesehen werden müssen, darauf zu achten, „daß es an geregelter, ordnungsmäßiger Verwaltung nicht fehle, und diese durch nähere Feststellung der Geschäftsformen erleichtert und gesichert werde." Den hierauf bezüglichen weltlichen Verordnungen wird daher, soweit sie die Bestimmungen des canonischen Rechts über die *materielle* Verwaltung nicht ändern oder gefährden, verbindliche Kraft nicht abgesprochen werden können. Eine Ausnahme von der Regel, daß für Gegenstände der innern Kirchenverfassung und Verwaltung das canonische Recht bindende Norm ist, nimmt der Verf. da an, wo die Landesgesetze eine wahre Prohibitivnorm enthalten. Da hierin aber eine Erweiterung und Ueberschreitung des sonst anerkannten Begriffs und Umfangs der jura circa sacra liege, so würden diese Bestimmungen im Zweifel, wenn dies irgend mit Form und Inhalt derselben vereinbar sei, entweder allein auf die evangelische Kirche zu beschränken sein, oder, wo die Beziehung auf die katholische Kirche unverkennbar sei, doch „nur von placetirender Mitwirkung des Staats und nur dahin verstanden werden können, daß bei einer dem nicht entsprechenden Erledigung der bezüglichen Kirchenangelegenheiten die kirchenhoheitliche Genehmigung, falls diese nöthig ist, nicht erfolgen würde, und die mit jener Angelegenheit sonst verknüpften bürgerlich-politischen Rechte und Wirkungen nicht Platz greifen könnten." In dieser Weise hat auch die spätere Gesetzgebung manche Bestimmungen des Landrechts gedeutet, welche, dem Wortlaute nach, allgemeine Verbote enthielten, mit Recht und Verfassung der katholischen Kirche aber unvereinbar waren (vergl. z. B. S. 528 not. 50). Ref. möchte diese eingeschränkte Bedeutung solchen Prohibitivgesetzen nicht blos im Zweifel, sondern überhaupt beilegen, da sich ein wahres absolutes Verbot von Handlungen, welche unmittelbar mit der innern Verfassung und Verwaltung der katholischen Kirche, *soweit jene vom Staate anerkannt ist*, zusammenhängen, mit dieser Anerkennung schwer vereinigen lassen möchte. — Ref. hat sich hier auf eine einfache Relation der vom Verf. aufgestellten Principien und Folgerungen beschränken müssen, weil er, im Allgemeinen mit denselben einverstanden, in der That fast Nichts zur Ergänzung, Berichtigung oder näheren Begründung dieser trefflichen Ausführung zu bemerken wußte, womit der erste Band dieses Werkes schließt, welches in der Geschichte der preussischen Kirchenrechtswissenschaft

Digitized by Google

eine Epoche bildet, und wesentlich zur Verbesserung des bisherigen kläglichen Zustandes derselben beitragen dürfte, da ihm die verdiente Anerkennung und Berücksichtigung sicherlich nicht fehlen wird. Möchte der Hr. Verf. den zweiten Band, in welchem auf der nun gewonnenen Basis der geschichtlichen Erforschung die jetzige Verfassung der katholischen Kirche aufgebaut werden soll, recht bald erscheinen lassen!

Wasserschleben.

IV.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner. Gothae, MDCCCXLI, bei Hennings. (Bildet von der Bibliotheca Graeca den 8. Band der Prosaiker.) LV und 520 S. 8.

Nachdem früher in der unter der Leitung von Jacobs und Rost in Gotha herauskommenden Bibliotheca Graeca als erster Band der Werke des Xenophon die Cyropaedie in der Ausgabe von Bornemann erschienen ist, schliefst sich jetzt an diesen der zweite Band durch die vorliegende Bearbeitung der sogenannten Memorabilien an. Dieses Werk hat in der neuesten Zeit an Herbst, Bornemann und Sauppe drei so gelehrte Herausgeber gefunden, die theils den Text zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückzuführen bemüht gewesen sind, theils den Sinn zu entwickeln und die Worte grammatisch zu erklären gesucht und dabei alle, und zwei von ihnen hauptsächlich, auf die Bedürfnisse der Schüler Rücksicht genommen haben, dafs man vielleicht eine neue Schulausgabe dieser Schrift für überflüssig erachten könnte, wenigstens aber eingestehen mufs, es habe nicht geringer Gründlichkeit der Sprachkenntnifs, nicht geringer Belesenheit in den Schriften des Xenophon, eines tüchtigen pädagogischen Taktes bedurft, um nach so gediegenen Vorarbeiten ein Werk zu liefern, das mit jenen in die Schranken treten konnte, und würdig war neben oder zum Theil statt derselben als Schulbuch eingeführt zu werden. Eine solche Ausgabe nun verdanken wir dem Hrn. Kühner, der schon durch seine Bearbeitung der Tusculanen des Cicero und durch seine griechische Grammatiken als sorgsamer Sprachforscher allgemein bekannt ist und durch das vorliegende Buch sein Talent für ähnliche Arbeiten auf's neue schön bewährt hat.

Was die Einrichtung des Werkes betrifft, so eröffnen dasselbe nach einer kurzen Vorrede In Xenophontis Commentarios Prolegomena. Diese bestehen aus 9 Abschnitten: I. De horum librorum consilio et ratione; II. De rerum his libris tractatarum dispositione; III. De Socratis praeceptis ad disciplinae formulam revocatis; IV. Quaeritur, an genuina (dieses Wort war zu vermeiden) Socratis doctrina a Xenophonte tradita sit; V. De Socratis δαιμονίῳ; VI. De Socratis disserendi ratione; VII. De horum librorum titulo; VIII. De tempore, quo hi commentarii conscripti videntur; IX. De critica horum librorum ratione. Dieses sind unstreitig die wichtigsten Punkte, von denen sich jeder Kenntnifs erwerben mufs, der sich ein ordentliches Verständnifs dieser Schrift verschaffen will. Ueber alle ist, wie es der Plan dieser Ausgabe erforderte, in zweckmäfsiger Kürze, zusammen auf 34 Seiten, gesprochen. Mit dem Inhalte kann sich Rec. fast durchgängig einstimmig erklären. Einige Einzelheiten, die noch vermifst werden könnten, sind bereits von Breitenbach in einer in der Gymnasialzeitung enthaltenen Recension zur Sprache gebracht worden, so dafs wir uns hier um so weniger bei diesen Prolegomenen aufzuhalten brauchen. Um jedoch nicht ganz ohne Beitrag von denselben zu scheiden, bemerkt Rec., dafs er in dem dritten Abschnitte da, wo von den einzelnen von Sokrates angenommenen Haupttugenden die Rede ist, ungern die Erwähnung der Frömmigkeit (εὐσέβεια) gänzlich vermifst hat, die doch nach I, 1, 16. IV, 8, 10. I, 4. eine nicht unwichtige Stelle unter den Tugenden bei jenem Weisen einnahm, was Stallbaum in den Einleitungen zum Protagoras und Euthyphro nicht übersehen hat, der sogar eben hierin einen Unterschied der Lehre des Sokrates und des Plato bestehen läfst.

Auf die Prolegomenen folgt der Text mit untergesetzten kritischen und erklärenden Anmerkungen in der Weise der übrigen Bände der Bibliotheca Graeca. Jedem einzelnen Capitel sind Inhaltsanzeigen, welche die Gedankenfolge kurz entwickeln, zweckmäfsig vorgesetzt. Bei der Gestaltung des Textes strebte der Herausg. noch mehr, als es seine unmittelbaren Vorgänger gethan haben, an die Lesarten der Handschriften sich anzuschliefsen, und er hat diese an mehreren

Stellen mit Glück vertheidigt. Die Hauptschwierigkeit für die Kritik dieser Schrift entsteht aus der Beschaffenheit der Pariser Handschrift F., die nicht selten von allen übrigen abweicht. Da nun dieselbe unstreitig zu den besten Handschriften dieses Werkes gehört, und in mehreren Stellen unstreitig allein die richtige Lesart bewahrt hat, so fragt es sich, ob man selbst in dem Falle, wenn dieser Codex an und für sich betrachtet nichts Besseres darbietet als die andern Handschriften, ihm allein folgen solle. Bornemann und Andere haben dieses, wiewohl nicht gleichmäfsig genug, gethan; Sauppe aber, dem dieser Codex Aenderungen eines gelehrten Correktors zu enthalten schien, ist schon in mehrern Stellen der angedeuteten Art zur Vulgata oder der Lesart der Mehrzahl der Handschriften zurückgekehrt. Dieses hat Hr. Kuehn. in einem noch höhern Grade gethan, der S. 32 bemerkt: Hanc mihi scripsi legem, ut ex hoc codice non facile adsciscerem lectiones, nisi aliorum quoque codicum auctoritas accederet. Um in dieser Beziehung zu einem einigermafsen sichern Resultate zu gelangen, wäre es nöthig, die einzelnen Stellen, in welchen der genannte Codex von den übrigen abweicht, vollständig zusammenzustellen. Vor der Hand hat sich Rec. noch keine feste Ansicht von dieser Handschrift bilden können. Doch scheint ihm Hr. Kuehn. in Verschmähung derselben zu weit gegangen zu sein. Denn da er es doch nicht hat vermeiden können ihr mehrmals (z. B. I, 2, 20. in *συμμίσγῃς*, 5, 1. in *ἂν αἱρούμεθα*, u. a.) allein zu folgen, so hätte dieses nach des Rec. Meinung auch da geschehen sollen, wo eine einzeln stehende Lesart der Handschrift F. weder als Schreibefehler noch als Aenderung der Grammatiker füglich angesehen werden kann. Als keines von beiden aber kann z. B. das *γὰρ* gelten, welches in der Stelle I, 4, 10. fg. *Οὐκοῦν, ἔφη, ὅσῳ μεγαλοπρεπέστερον ἄξιοί σε θεραπεύειν, τοσούτῳ μᾶλλον τιμητέον αὐτό; Εὖ ἴσθι, ἔφη, ὅτι, εἰ νομίζοιμι θεοὺς ἀνθρώπων τι φροντίζειν, οὐκ ἂν ἀμελοίην αὐτῶν* jene Handschrift nach *εὖ* einfügt, und das von Bornemann aufgenommen worden ist.

Was nun zweitens die Wahl und das Maafs der Anmerkungen betrifft, so sind diese auch in dieser Hinsicht im Allgemeinen beifallswerth; nur gesteht Rec., dafs sie ihm für Schüler bei einer Schrift, wie die vorliegende ist, etwas zu reichlich zu sein scheinen, indem im Durchschnitt auf jede Seite wohl nur 6—8 Zeilen Text kommen. Aus seiner vieljährigen Schulpraxis weifs er, dafs Schüler viele und lange grammatische Anmerkungen nicht durchzulesen pflegen, weil sie mit dem Aufschlagen und Uebersetzen der einzelnen Wörter und Sätze noch zu viel zu thun haben, und der grammatische Sinn bei den meisten nicht sehr rege ist. Wollte man sie zum Durchlesen aller hier gegebenen grammatischen Anmerkungen bringen, so müfste der Lehrer sie über dieselben bis in's Einzelne examiniren, wodurch man auf gar zu kleine Pensa in den einzelnen Stunden beschränkt wird. Wäre dagegen die Zahl und der Umfang der Anmerkungen etwas vermindert worden, so liefse sich eher hoffen sie auch von Schülern nach Wunsch benutzt zu sehen. Es konnten aber nach der Ansicht des Rec. namentlich mehrere Anmerkungen über Partikeln weggelassen, andere dadurch beschränkt werden, dafs statt ausführlicher Entwickelung noch öfter blofs auf die Grammatiken verwiesen worden wäre. Dann hätte aber der Herausg. freilich noch öfter, als er es gethan hat, neben seiner Grammatik wenigstens die von Rost citiren müssen, auf die mehrmals nicht verwiesen ist, wo es zweckmäfsig hätte geschehen können, z. B. I, 4, 14, zu *ἃ ἐβούλετο* §. 123. Anm. 2., ebendas. zu *ὅταν τί ποιήσωσι* §. 123 b. 10. a., I, 6, 13. zu *ποιῆται* §. 123. Anm. 1. u. s. w. Nach dem befolgten Plane übrigens hätte noch über einiges gesprochen werden sollen, wo sich jetzt keine Anmerkungen finden. Namentlich sind einige Lesarten in den kritischen Noten erwähnt, über die man ein Urtheil und den Grund ihrer Verwerfung hinzugefügt zu sehen wünschen könnte. Dahin rechnet Rec. z. B. I, 2, 61. die Formen *γυμνοπαιδίαι, γυμνοπαιδιαί, γυμνοπαιδῖαι* (vgl. Thuc. V, 82.) und von erheblichern Varianten I, 3, 1. in den Worten *τούτων δὴ γράψω ὁπόσα ἂν διαμνημονεύσω* die Lesart *ὁπόσων* in Flor. H. Par. A. B. C. et Vict. K., die dadurch, dafs *μνημονεύειν* oft mit dem Genitiv verbunden wird, begründet scheinen konnte, obgleich Rec. wohl sieht, was gegen sie spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner.

(Fortsetzung.)

Noch mehr aber sind die Worte I, 3, 12. *Οὐκ οἶσθα, ἔφη, ὅτι τὰ καλάγγια... ἐπιτρίβει τοὺς ἀνθρώπους*, hier zu erwähnen, wo die nicht besprochene Auslassung von *ὅτι* in Par. B. C. D. F. G. H. Junt. diese Partikel allerdings sehr verdächtig macht. Vgl. Rost Gr. §. 122, Anm. 1. und Rec. zu Thuc. I, 3. Mit dieser Stelle konnte auch die Auslassung von *ὅτι* nach *ὁρᾷς* in F. allein I, 4, 16. zusammengestellt werden. Wenn ferner zu I, 4, 8. *τοῦν δὲ μόνον ἄρα* in den Varianten bemerkt ist: „A. B. *ἄρα μόνον*, quod post Schneiderum receptum est, quanquam vulgata optime se habet," so wäre dieses Urtheil wohl etwas näher zu begründen gewesen. Dasselbe gilt von der kritischen Bemerkung zu den Worten *οὐδὲ γενίσθαι ὄν* I, 3, 7., die blofs aus den Worten besteht: „D. F. et Stob. *οὐ γεν.* Male." Es ist zwar nicht schwer einzusehen, dafs *οὐδέ* dort gut stehen kann; daraus folgt jedoch noch nicht die Berechtigung, die Lesart *οὐ*, welche Heindorf aufgenommen wissen wollte, schlechtweg mit „male" zu bezeichnen. Eben so ist die kritische Note zu I, 5, 6: „*μόνως*. Nonnulli *μόνον*" allzu unbestimmt.

Doch wir wenden uns nun zu den erklärenden Anmerkungen. Diese sind gröfstentheils grammatisch, am häufigsten die Syntax berücksichtigend, was, da dieses Werk vorzüglich in der zweiten Classe der Gymnasien gelesen wird, gewifs sehr zweckmäfsig ist. In schwereren Stellen ist auch auf den Sinn und die Sachen genügende Rücksicht genommen. Nur das Historische tritt etwas zu sehr zurück, indem zu den Namen der von Xenophon genannten Personen mehrmals blofs auf Cobet in der Prosop. Xenoph. verwiesen wird. Dafs die grammatischen Anmerkungen gröfstentheils richtig und gründlich sind, und eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch des Xenophon, aus dem, wie billig, die Beweisstellen gewöhnlich genommen sind, sowie eine fleifsige Benutzung der früher von andern Gelehrten über diesen Sprachgebrauch gemachten Bemerkungen beurkunden, wird der Leser dieser Zeilen schon aus der Andeutung zu Anfange der Recension geschlossen haben, möge jedoch hier noch ausdrücklich gesagt sein. Es sind daher dem Rec. im Ganzen nur wenige Stellen aufgestofsen, in denen er mit den Urtheilen des Herausg. nicht übereinstimmen kann, oder zu einzelnen Ausstellungen Veranlassungen zu haben glaubt. Von diesen will er hier einige aus dem ersten Buche mittheilen, damit er einen kleinen Beitrag zu noch gröfserer Vervollkommnung dieses schon jetzt sehr brauchbaren und lobenswerthen Werkes liefere. Er bemerkt dabei im Voraus, dafs, obwohl der Herausg. besondere Aufmerksamkeit auf die Bindewörter und Adverbia modalitatis verwandt hat, Rec. doch mit den gegebenen lateinischen oder deutschen Uebersetzungen derselben mehrmals nicht einverstanden sein kann, was aufser den Beispielen, welche unten folgen werden, noch von andern gilt. Hier mögen folgende Stellen besprochen werden. Wenn I, 1, 6. in den Worten *περὶ δὲ τῶν ἀδήλων, ὅπως ἄν ἀποβήσοιτο, μαντευσομένους ἔπεμπεν, εἰ ποιητέα*, die Partikel *ἄν*, die von andern Gelehrten getilgt war, wieder aufgenommen werden sollte, so mufste aufser dem, was zu ihrer Entschuldigung gesagt ist, namentlich die Verbindung derselben mit dem Optativ des *Futurums*, die sowohl von Andern als kürzlich von Klotz in den Anmerk. zu Devar in Anspruch genommen worden ist, gerechtfertigt werden. Ueber die sehr ähnliche von den Herausgebern verglichene Stelle *ἢ εἰ ἄλλο τι εὔχαρτο τῶν φανερῶς ἀδήλων ὅπως ἀποβήσοιτο* und die Auslassung der Part. *ἄν* in Junt. Voss. 2.

Vind. Vat. l. Flor. E. in unsern Worten machen dieselbe sehr verdächtig. Zwar sagt der Herausg., er sehe nicht ein, wie sie, wenn sie nicht vom Xenophon herrührte, von den Abschreibern hätte hinzugefügt werden können, da der Optativ des Futurums viel häufiger ohne ἄν als mit ἄν bei den Alten vorkomme. Aber hier hat er theils unbeachtet gelassen, dafs die Abschreiber den Sprachgebrauch ihrer Zeiten, zu welchen ἄν mit dem Futurum ganz gewöhnlich war, leicht auf ältere Zeiten übertragen konnten, zumal da ὅπως ἄν mit dem Optativ anderer Tempora auch in der klassischen Gracität so häufig ist; theils nicht erwogen, dafs vor ἀποβήσοιτο dieses ἄν auch aus einer nachlässigen Wiederholung oder einem unrichtigen Lesen der Anfangssylbe entstehen konnte. — I, 1, 8., wo von δῆλον εἰ richtig gesprochen wird, ist in der Stelle Anab. I, 3, 5. falsch übersetzt: *ob ich nicht gerecht handle*, h. e. *credo iustum me facturum*. Die Unrichtigkeit dieser Uebersetzung wird gleich einleuchten, wenn Rec. die Worte im Zusammenhange hersetzt. Klearch spricht zu seinen Soldaten: Ἐπεὶ δὲ ὑμεῖς οὐ βούλεσθε συμπορεύεσθαι, ἀνάγκη δέ μοι ἢ ὑμᾶς προδόντα τῇ Κύρου φιλίᾳ χρῆσθαι, ἢ πρὸς ἐκεῖνον ψευσάμενον μεθ' ὑμῶν εἶναι, εἰ μὲν δὴ δίκαια ποιήσω, οὐκ οἶδα, αἱρήσομαι δ' οὖν ὑμᾶς. Es ist offenbar, dafs er sagen will, da er entweder am Cyrus oder an seinen Soldaten zum Verräther werden müsse, er, *obgleich er nicht wisse, ob er recht daran thue*, doch die Partei der Soldaten ergreifen werde. So hat Rec. die Worte auch schon im Index seiner Ausgabe der Anabasis übersetzt, die Hr. Kuehn. nicht benutzt zu haben scheint, da er immer nur Krüger und Bornemann zur Anabasis erwähnt. — I, 1, 9. will der Herausgeber erklären, warum in den Worten ἐπιστάμενον ἡνιοχεῖν ἐπὶ ζεῦγος λαβεῖν der Artikel vor ζεῦγος fehle. Er thut dieses so, dafs er schreibt: „ἐπὶ ζεῦγος omisso articulo vim quasi verbi habet, *ad vehendum*." Aehnliche Erklärungen kommen öfter vor, auch mit Weglassung des quasi, z. B. zu I, 2, 1. ἀφροδισίων καὶ γαστρός. Aber 1) ist namentlich in einem auch für Schüler bestimmten Buche gewifs die Ausdrucksweise zu vermeiden, das Substantiv stehe für das Verbum; 2) ist nicht abzusehen, warum deshalb der Artikel fehlen solle, da doch z. B. ad vehendum nothwendig ἐπὶ τῷ ἡνιοχεῖν heifsen müfste. Viel natürlicher ist es zu sagen, ἐπὶ ζεῦγος heifse im allgemeinen Sinne *für ein Gespann*, ἐπὶ τὸ ζεῦγος würde bestimmt *für sein Gespann* bedeuten. — Nicht haltbar erscheint der zu I, 1, 16. bei Beurtheilung der Formen ἀνδρία und ἀνδρεία nach Sauppe angenommene Unterschied, dafs ἀνδρία, als abgeleitet von ἀνήρ, virtus, ἀνδρεία, als Ableitung von ἀνδρεῖος, virilitas sei, und deshalb im Gegensatze von δειλία nur ἀνδρεία zu schreiben sei. Wer setzt wohl erstens im Lateinischen der Feigheit die virilitas entgegen? Dieses Wort kommt in der Bedeutung *Mannheit, Männlichkeit*, überhaupt nur bei Quintilian und Valerius Max. vor; bei Cicero und Andern ist dafür nur virtus zu finden, von welchem Worte Hr. Kühner selbst bemerkt, dafs es aus vir entstanden namentlich auch so viel als fortitudo sei. So wenig nun aber letztere auf die scientia rerum perferendarum eingeschränkt ist, und so richtig sie der Feigheit entgegengesetzt wird, eben so richtig wird auch im Griechischen die *Mannheit* und *Tapferkeit* mit demselben Worte bezeichnet, und dieses als Gegensatz von δειλία gebraucht. Dazu kommt, dafs der Herausgeber selbst einräumt, Plato scheine beide Formen ohne Unterschied gebraucht zu haben. Wenn dieses aber Plato gethan hat, der eine besondere Abhandlung über diese Tugend geschrieben hat, ist es wohl wahrscheinlich, dafs Xenophon bei gelegentlicher Erwähnung diese Formen geschieden haben sollte? — Die zu I, 2, 1. in der Anm. zu ἐκεῖνον gegebenen Beispiele sind in so fern nicht ganz passend, als in ihnen ἐκεῖνος nach αὐτός von derselben Person steht, in unserer Stelle aber nach der von dem Herausg. aufgenommenen Lesart ἑαυτῷ vorhergeht. — I, 2, 6. hat sich Rec. gewundert, dafs Hr. Kühner behauptet, in den Worten Τοὺς δὲ λαμβάνοντας τῆς ὁμιλίας μισθὸν ἀνδραποδιστὰς ἑαυτῶν ἀπεκάλει διὰ τὸ ἀναγκαῖον αὐτοῖς εἶναι διαλέγεσθαι, παρ' ὧν ἂν λάβοιεν τὸν μισθόν, sei die Partikel ἄν nöthig, da zu übersetzen sei a quibus mercedem accipere possent. Aber kann denn jemand *gezwungen werden* seine Weisheit alle die zu lehren, von welchen er Lohn empfangen *kann*? Ein solches Zwangsrecht gegen ihn haben offenbar erst die, welche ihm schon Lohn gegeben haben. Also παρ' ὧν λάβοιεν, a quibus accepissent. Die habsüchtigen Sophisten liefsen sich ihren Lohn ganz oder zum Theil pränumerando entrichten, was z. B. aus dem Gespräche des Hippokrates mit Sokrates zu Anfange des Protagoras des Plato von dem Protagoras klar genug ist. I, 2, 10., wo zu βιασθέντας von dem pas-

Digitized by Google

sivischen Gebrauche der passiven Formen des Aorists gewisser Deponentia die Rede ist, sollte auch das Perfect wegen des gleich folgenden *κεχαρισμένοι* erwähnt sein. Dann würde einleuchten, dafs es gegen die von diesem aufgestellte Erklärung *κεχαρισμένοι*, beneficiis affecti, gar nichts verschlägt, dafs Schütz erinnert hat: „*χαρίζεσθαι* apud Xenophontem omnibus locis nihil significare quam *gratificari alicui*, *beneficio afficere*." — Zu I, 2, 24. *καὶ Κριτίας δή* wird gelehrt, *δή* bedeute iam, ut rem paucis complectar. Letztere Wendung aber kann weder überhaupt durch das blofse *δή* ausgedrückt werden, noch pafst sie hier. Denn obgleich, wie der Herausg. erinnert, zu der von §. 17. an unterbrochenen Untersuchung über Kritias und Alcibiades zurückgekehrt wird, so hängen doch die Worte auch eng mit dem unmittelbar vorhergehenden zusammen. Denn es heifst: Alle Tugenden bedürfen der Uebung, besonders aber die Enthaltsamkeit (*σωφροσύνη*). *Also* wufsten auch Alkibiades und Kritias, so lange sie unter der Leitung des Sokrates diese Tugenden übten, die schlimmen Begierden zu beherrschen u. s. w. Folglich ist dieses *δή* von dem §. 56. und 59. (wie es statt 58. heifsen mufs) vorkommenden wohl wesentlich verschieden. Die Uebersetzung iam pafst auch schon wegen des *καί*, das unser Herausg. nach der Ueberschrift der Note und der Anm. zu II, 6, 7. mit *δή* verbindet, nicht, da man unmöglich et iam hier sagen kann. Auch in andern Stellen kann sich Rec. mit der von *δή* gegebenen Uebersetzung durchaus nicht befreunden, z. B. zu Anfang des 5. Cap., wo die auch sonst nicht seltenen Partikeln *εἰ δὲ δή* vorkommen. Obgleich hier richtig bemerkt ist, *δή* zeige an, „rem, de qua agitur, esse notam et extra omne dubium (eine unlateinische Wendung, s. Krebs Antibarb.) positam," so wird doch übersetzt *wenn nun einmal*, si iam, während es nach jener Erklärung *wenn aber wahrlich*, si vero, quod si utique, oder auf ähnliche Weise heifsen sollte. Es scheint, dafs der Herausg. in der Partikellehre sich nicht selten von unhaltbaren Ansichten Hartung's habe leiten lassen. — In demselben Paragraph, in welchem jenes *καί — δή* vorkommt, übersetzt der Herausg. die Worte *δυνατῶν κολακεύειν*, da *δυνατόν* dem Zusammenhange nach nicht *δεινός*, blandiendi et adulandi arte insignis, ist, durch homines potentes in blandiendo Alcibiadi et adulando, h. e. homines, qui blandiendo magnam in Alcibiadis animum habebant vim. Aber die letzte Erklärung scheint der Uebersetzung potentes in blandiendo, wenig angemessen und würde im Griechischen vielmehr *δυνατῶν τῷ κολακεύειν* erheischen. Rec. versteht die Worte so: *die fähig waren zu schmeicheln*, d. h. *die es über sich gewinnen konnten dem Alcibiades zu schmeicheln*. — I, 2, 36. in dem Satze *Ναὶ τά γε τοιαῦτα, ἔφη ὁ Χαρικλῆς. ἀλλά τοι σύ γε, ὦ Σώκρατες, εἴωθας εἰδὼς, πῶς ἔχει, τὰ πλεῖστα ἐρωτᾶν* ist *ἀλλά τοι* durch veruntamen übersetzt. Dieses pafst aber nicht ordentlich und würde Griechisch vielmehr *οὐ μὴν ἀλλά, οὐ μέντοι ἀλλά* u. a. heifsen. Deutsch würden wir sagen: *aber du pflegst ja, o Sokrates*. Deshalb sollte auch *τοί* nicht sowohl eine particula restrictiva, als eine particula confirmandi genannt sein, was auch aus den von dem Herausgeber hinzugefügten Worten *aber gewifs* erhellt. Derselbe Ausdruck einer particulae restrictivae kehrt auch anderwärts von *τοί* wieder, wo aus den hinzugesetzten Erläuterungen klar ist, dafs dieser Ausdruck wenig passend ist. So §. 46. Daraus ist auch die Uebersetzung von *τοι* durch quidem I, 6, 11. zu erklären, die Rec. für unstatthaft halten mufs, da ego quidem nicht *ἐγώ τοι*, sondern *ἔγωγε* und in einem andern Sinne *ἐγὼ μέν* heifst. — In der wegen *τοί* eben gelegentlich erwähnten Stelle *Μάλα τοι, φάναι τὸν Περικλέα, ὦ Ἀλκιβιάδη· καὶ ἡμεῖς, τηλικοῦτοι ὄντες, δεινοὶ τὰ τοιαῦτα ἦμεν* verwirft der Herausgeber die Interpunction Sauppe's, der nach *Ἀλκιβ.* ein blofses Comma gesetzt hat, aus den beiden Gründen, weil 1) eine Antwort auf die Frage des Alcibiades nothwendig scheine, 2) *μάλα* von *δεινοί* zu weit getrennt sei. Das Erste kann Rec. nicht zugeben. Pericles will offenbar nicht bejahen, was ihn unser Herausgeber bejahen läfst, *ὅτι, ὅσα τὸ πᾶν πλῆθος κρατοῦν τῶν τὰ χρήματα ἐχόντων γράφει μὴ πεῖσαν, βία μᾶλλον ἢ νόμος ἂν εἴη*, welche Behauptung dem Volksführer gewifs sehr übel ausgelegt worden war. Also in die Enge getrieben bricht er die Unterredung mit den stolzen Worten ab: *Als ich noch ein Jüngling war, da war auch ich in dergleichen Dingen stark*. Dafs der zweite Grund aber nichts bedeute, hat Sauppe gezeigt, und räumt unser Herausgeber selbst durch das folgende Zugeständnifs, adverbia *μάλα, μᾶλλον, πάνυ, πολύ* saepe pluribus vocabulis ab adjectivo vel adverbio suo dirimi, ein. Der Interpunction des Herausgebers steht aufserdem, dafs, wie bemerkt, Pericles die Frage nicht füglich bejahen kann,

auch καὶ ἡμεῖς entgegen; denn wenn in diesen Worten καὶ durch *auch* übersetzt wird, wie es unser Herausgeber thut, so fehlt eine Bindepartikel, wenn durch *und*, so fehlt *auch*. — In der bald folgenden Anmerkung zu ὅτι δυνότατος σαυτοῦ ταῦτα ἤνθα ist der Unterschied der Lesearten δυνότατος und δυνότερος nicht klar aus einander gesetzt; denn quum te ipse in his studiis superabas und quum . . . temet ipse vincebas können doch wohl dasselbe bedeuten. Wie also zu dem zweiten Satze plus quam nunc valebas zur Erläuterung hinzugefügt ist, so hätte dieses auch bei dem ersten Satze geschehen sollen, und wie zu δυνότατος σαυτοῦ auf Matthiae verwiesen ist, so war dieses auch bei δυνότερος zu thun. — I, 2, 52. zu ὥστε μηδαμοῦ εἶναι heifst es, man solle nicht τόπου, sondern λόγου oder τιμήματος ergänzen, wie in πολλοῦ, ὀλίγου εἶναι. Aber in μηδαμοῦ ist jede Ellipse unstatthaft, weil es in attischer Prosa nur Adverbium ist, da μηδαμός mit allen seinen Casus in ihr nicht vorkommt. In πολλοῦ und ὀλίγου aber kann, wenn irgend etwas, wenigstens nicht λόγου, sondern nur τιμήματος ergänzt werden, wie die Analogie anderer Wendungen zeigt. — Zu I, 2, 54., wo der Herausgeber ἐξενέγκαντες bei den Attikern rechtfertigt, hat er bei den Beispielen den Unterschied der Modi dieses Verbums nicht beachtet, und daher auch Formen hinzugefügt, in denen der Gebrauch des ersten Aoristus bei den Attikern allgemein anerkannt, ja dieser ihnen sogar ausschliefsend beigelegt wird, wie ἤνεγκαν und ἐνεγκάτω. S. Buttm. Ausf. Gramm. Dieselbe Ausstellung ist bei der Anmerkung zu ἄλλομαι I, 3, 9. zu machen, wo durch ἄλοιτο das ἤλοντο der Anabasis (V, 9, 5.) keineswegs genügend gesichert ist. — I, 2, 59. in den Worten ἀλλ' ἔφη δεῖν τοὺς μήτε λόγῳ μήτ' ἔργῳ ὠφελίμους ὄντας, μήτε στρατεύματι μήτε πόλει μήτε αὐτῷ τῷ δήμῳ, εἴ τι δέοι, βοηθεῖν ἱκανοὺς, . . . κωλύεσθαι möchte Rec., da vor μήτε στρατεύμ. eine Bindepartikel vermifst wird, Ernesti's Conjectur καὶ μήτε aber unwahrscheinlich ist, μηδὲ στρατεύμ. lesen. — I, 3, 1. dürfte der angenommene Unterschied von οὕτως und οὕτω vor Consonanten wohl nicht sicherer sein als der oben besprochene von ἀνδρία und ἀνδρεία. Denn da das ν mobile zunächst aus euphonischen Gründen angenommen worden ist, wie sich aus dem bei den meisten Schriftstellern festen Gebrauche desselben vor Vocalen ergibt, so wird die Anwendung und Nichtanwendung desselben vor Consonanten auch wohl zunächst von Gründen des Wohlklanges abgehangen haben, die aber in den einzelnen Fällen aufzuspüren wohl eben so unmöglich sein wird, als zu zeigen, warum die Lateiner in allen einzelnen Fällen vor Consonanten a oder ab gesagt haben. — Zu I, 3, 3., wo die Worte lauten: Ἐπαινέτης δ' ἦν καὶ τοῦ ἵππους ταύτου· καὶ δύναμιν δ' ἔρδειν ἱερ' ἀθανάτοισι θεοῖσιν· καὶ πρὸς φίλους δὲ καὶ ξένους καὶ πρὸς τὴν ἄλλην δίαιταν καλὴν ἔφη παραίνεσιν εἶναι τὴν καὶ δύναμιν ἔρδειν, behauptet der Herausgeber, in καὶ πρὸς φίλους δέ hätten die Partikeln καὶ — δέ nicht den gewöhnlichen, von ihm zu I, 1, 3. erläuterten Gebrauch, sondern καί entspräche dem folgenden καί vor καὶ πρὸς τὴν ἄλλην δίαιταν, und hätte mit der Partikel δέ nichts gemein. Dafs dieses aber unrichtig ist, ergiebt sich daraus, dafs dieser Satz mit dem vorhergehenden unmöglich durch das blofse δέ, *aber*, verknüpft werden kann, sondern *und auch* erforderlich ist. Man verdeutsche also: *und auch in Bezug auf Freunde und Gastfreunde und in Bezug auf die übrige Lebensweise.* — I, 3, 10. sieht Rec. nicht ein, wie τί δή in den Worten καὶ τί δή, ἔφη ὁ Ξενοφῶν, ἰδὼν ποιοῦντα τοιαῦτα κατέγνωκας αὐτοῦ durch quidum soll übersetzt werden können, da τί doch von ποιοῦντα abhängig sein und also mit δή quid tandem heifsen mufs. Einige Zeilen darauf in den Worten εἰ μέντοι, ἔφη ὁ Ξενοφῶν, τοιοῦτόν ἐστι τὸ ῥιψοκίνδυνον ἔργον will der Herausgeber erklären, warum der Artikel beim Prädikat stehe; allein aus dem Fehlen des Artikels bei τοιοῦτον erhellt, dafs dieses vielmehr das Prädikat, τὸ ῥιψ. ἔργ. das Subject, und folglich zu übersetzen ist: *wenn die halsbrechende Sache (von der du sprichst) von solcher Art ist.* — Zu Anfang der Inhaltsanzeige von Cap. 4. heifst es: Quod nonnulli credunt Socratem exhortatum quidem fuisse (vielmehr esse) ad virtutem, sed non perduxisse. Aber §. 1. wird προαγαγεῖν gegen die Conjectur προσαγαγεῖν so gerechtfertigt, dafs dieses perducere, jenes aber viam monstrare bedeute, was hier sehr passend sei. Es stehet also die Inhaltsangabe mit dieser Rechtfertigung im Widerspruch. —

(Der Beschluss folgt.)

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner.

(Schluſs.)

Zu I, 4, 7. billigt Hr. Kühner die Vermuthung von Weiske, daſs ἀμέλει nicht ursprünglich Imperativ, sondern wahres Adverbium und ἀμελεί zu betonen sei, wie ἀμαχεί, ἀμοχθεί. Allein diese sind von den Substantiven μάχη und μόχθος abgeleitet; ein Substantivum μέλος in der Bedeutung *Sorge* aber gibt es nicht, folglich auch kein ἀμελεί, confidenter. Uebrigens wird auch die gewöhnliche Erklärung durch das Feststehen des Accentes geschützt. — Zu I, 4, 10. οὗτοι ist bemerkt: „*at certe non.* Vis adversativa latet in negatione." Wie dieses möglich sein soll, gesteht Rec. nicht zu begreifen. Von τοί gilt das oben Erinnerte. — §. 11. hat der Herausg. aus Conjectur οἷς in dem Satze Ἡ δὲ ὀρθότης καὶ προορᾶν (ἄνθρωπον) πλεῖον ποιεῖ δύνασθαι, καὶ τὰ ὕπερθεν μᾶλλον θεῖσθαι, καὶ ἧττον κακοπαθεῖν, καὶ ὄψιν καὶ ἀκοὴν καὶ στόμα ἐνεποίησαν vor καὶ ὄψιν eingefügt, während Andere ungefähr denselben Sinn durch die Conjecturen ἄνω ἐποίησαν und ἀνωθεν ἐποίησαν statt ἐνεποίησαν zu erlangen gesucht haben. Der Herausg. räumt zwar ein, der so entstehende Gedanke enthalte eine Schwierigkeit, da nicht einzusehen sei, was die aufrechte Gestalt des Menschen dazu beitragen solle, daſs die genannten Theile des Körpers weniger Schaden litten. Er beruhigt sich jedoch hierüber mit den Worten: At interpretis non est, quaecunque minus recte a veteribus scriptoribus dicta videntur, eiicere vel corrigere. Rec. würde einstimmig sein, wenn es sich von einem durch die Handschriften feststehenden schiefen Gedanken handelte. Aber so wenig man diesen übereilt verdrängen, so wenig darf man einen erst durch bloſse Muthmaſsung hineintragen, wenn sich nicht wenigstens darthuen läſst, daſs derselbe Schriftsteller oder andere ihm nach Zeit und Verhältnissen ähnliche anderwärts denselben falschen Gedanken ausgesprochen haben. Ehe dieses hier nachgewiesen ist, ist Rec. geneigter die ganzen Worte καὶ ὄψιν — ἐνεποίησαν mit Lange und Dindorf für unächt zu halten. Wenn ein Leser nicht darauf achtete, daſs Xenophon hier nur die Vorzüge der Menschen vor den Thieren erwähnen will, so konnte er leicht unter den Dingen, durch welche die Götter den Menschen ihre Fürsorge bewiesen, neben der aufrechten Stellung auch ὄψιν καὶ ἀκοὴν καὶ στόμα nennen zu müssen glauben. — I, 4, 17. in dem Satze Οἴεσθαι οὖν χρὴ καὶ τὴν ἐν παντὶ φρόνησιν τὰ πάντα, ὅπως ἂν αὐτῇ ἡδὺ ᾖ, οὕτω τίθεσθαι ist die Lesart ἐν παντί durch die citirten Stellen Cyr. I, 6, 27. II, 2, 22. VII, 5, 61. wenig gerechtfertigt, da in ihnen ἐν παντί *in jeder Beziehung, in jeder Rücksicht* bedeutet. Eben so wenig war §. 18. in den Worten γνώσῃ τὸ θεῖον, ὅτι τοσοῦτον καὶ τοιοῦτόν ἐστιν, ὥστ' ἅμα πάντα ὁρᾶν, καὶ πάντα ἀκούειν, καὶ πανταχοῦ παρεῖναι, καὶ ἅμα πάντων ἐπιμελεῖσθαι αὐτούς zur Rechtfertigung von αὐτούς die Stelle Cyr. I, 3, 15. πειράσομαι τῷ κάππῳ ἀγαθῶν ἱππέων κράτιστος ὢν ἱππεῖς συμμαχεῖν αὐτῷ anzuführen, da in dieser αὐτός in demselben Satze mit seinem Substantivum, hier aber in einem andern steht. Es war hier vielmehr zu erinnern, daſs die Griechen bisweilen auch da, wo der abhängige Satz ein gleiches Subject mit dem Hauptsatze hat, den Subjectaccusativ zusetzen. — Zu I, 5, 1. wird über τοὺς πολεμίους κρατῆσαι bemerkt: „Gravius est quam τῶν πολεμίων, κρ., quod est *vincere* hostes, quum alterum significet *subigere.*" Daſs dieses unrichtig ist, ergiebt sich aus einer Menge Stellen des Thucydides, z. B. II, 26. καὶ ἐν Ἁλόπῃ τοὺς βοηθήσαντας Λοκρῶν μάχῃ ἐκράτησαν. I, 108. Σικυωνίους ἐν ἀποβάσει τῆς γῆς μάχῃ ἐκράτησαν. I, 111. καὶ ἀποβάντες Σικυωνίων τοὺς προσμίξαντας μάχῃ ἐκράτησαν. Die opuntischen Lokrer sind im peloponnesischen Kriege nie von den Athenern unterjocht worden, und

Digitized by Google

dafs I, 108. nicht von einer Unterjochung der Sicyonier die Rede sein kann, ergiebt sich daraus klar, dafs III dieselben wieder geschlagen werden. Auch würde der Unterschied des Genitivs und Accusativs so gefafst alles Grundes entbehren. Vielmehr heifst *κρατεῖν* mit dem Accusativ nach der Analogie von *νικᾶν besiegen*, mit dem Genitiv *beherrschen, in seiner Gewalt haben*, und im Aorist *in seine Gewalt bekommen*, wie oft bei Thucydides *κρατῆσαι τῶν ναυαγίων* und *τῶν Ἑννέα ὁδῶν ἐκράτησαν* I, 100., *κρατήσαντες τοῦ ἐν Δελφοῖς ἱεροῦ* I, 112. u. s. w. Es kann daher eher mit dem Genitiv als mit dem Accusativ in einigen Stellen ungenau durch subigere übersetzt werden. — In dem, was zu I, 5, 2. über *τοιοῦτος* und *ὁ τοιοῦτος* gesagt ist, findet sich die Stelle §. 4. nicht beachtet: *Ἐν συνουσίᾳ δὲ τίς ἂν ἡσθείη τῷ τοιούτῳ, ὃν ἰδεῖν τῷ ὄψῳ ... χαίροντα*, wo *ὁ τοιοῦτος* nicht einen schon bekannten, sondern einen, der erst durch den hinzutretenden relativen Satz näher geschildert wird, bezeichnet. In unserer Stelle aber läfst sich, was unser Herausg. leugnet, *τὸν τοιοῦτον* in den Worten *διάκονον δὲ καὶ ἀγοραστὴν (τὸν) τοιοῦτον ἠθελήσαμεν ἂν προῖκα λαβεῖν;* gleichfalls vertheidigen, wenn man es nur nicht als Attribut von *διάκονον καὶ ἀγοραστήν*, sondern diese Wörter als Factitive fafst, *einen solchen* (den vorher genannten *ἀκρατῆς*) *zum Diener und Einkäufer zu nehmen.* — Zu I, 6, 11. in dem Satze *Ὦ Σώκρατες, ἐγώ τοι σὲ μὲν δίκαιον νομίζω, σοφὸν δὲ οὐδ' ὁπωστιοῦν*, hat der Herausg. die Lesart der Handschrift F. *σὲ δίκαιον μέν*, die er selbst elegantissimam nennt, als eine Aenderung eines homo emunctioris naris (diese poetische Floskel wäre besser nicht gebraucht, wenigstens aber sollte nicht ein Comparativ emunctior gebildet sein) deshalb verschmäht, weil auch sonst selbst die sorgsamsten attischen Schriftsteller in der Stellung der Partikeln *μέν* und *δέ* nicht immer die Concinnität sorgsam beobachteten. Aber dieses bezieht sich entweder auf die Stellung dieser Partikeln nach Artikeln und Präpositionen, wie *ἐν μὲν πόλει ... ἐν ἀγροῖς δέ, οἱ μὲν καλοὶ ... οἱ δ' ἀγαθοί*, oder es sind Anacoluthien, die durch Veränderung der Rede im 2ten Gliede bewirkt werden, wie wenn Thucydides I, 38. schreibt *Καλὸν δ' ἦν, εἰ καὶ ἡμαρτάνομέν τι, τοῖςδε μὲν εἶξαι τῇ ἡμετέρᾳ ὀργῇ, ἡμῖν δὲ αἰσχρὸν βιάσασθαι τὴν τούτων μετριότητα*, wo er offenbar ursprünglich fortfahren wollte *ἡμῖν δὲ μὴ βιάσασθαι τ. τ. μ.* Hier aber kann Antiphon vom Anfange an nicht die Absicht haben den Sokrates andern, die er nicht für gerecht hielte, entgegen zu setzen. — I, 7, 1. hat der Herausg. nach Sauppe's Vorgange die Lesart *ὡς οὐκ εἴη καλλίων ὁδὸς ἐπ' εὐδοξίᾳ* statt *ἐπ' εὐδοξίαν* beibehalten. In der Anmerkung zu I, 3, 11. beruft er sich darauf, dafs *ἐπί* nicht selten bei den Verbis der Bewegung zur Bezeichnung des Zweckes dieser mit dem Dativ verbunden werde. Aber daraus, dafs man richtig sagt *ἐκπέμπειν τινὰ ἐπὶ κατασκοπῇ*, vielleicht auch *ἰέναι ἐπὶ θήρᾳ*, (wiewohl die Stelle de Venat. VI, 5. wegen der vielen entgegengesetzten der Cyropädie leicht verdorben sein kann,) scheint noch eben so wenig die Richtigkeit von *ὁδὸς ἐπ' εὐδοξίᾳ* zu folgen, als man etwa im Deutschen wegen der Wendung *einen des Kundschaftens wegen aussenden* sagen würde: *es sei kein schönerer Weg der Glückseligkeit wegen.* Ὁδὸς *ἐπί τι*, via ferens ad al., ist nämlich im eigentlichen Sinne eine so unzählige Male vorkommende Wendung, dafs es sehr unwahrscheinlich ist, es sei im bildlichen Sinne dafür *ὁδὸς ἐπί τινι* gesagt worden. Bei Xenophon wenigstens steht *ὁδὸς ἐπὶ τὸ κατασκευάζεσθαί τι* Anab. II, 6, 22., *ὁδὸς ἐπὶ τὸ φιλεῖσθαι* Cyr. I, 6, 24.

Rec. bricht hier in der Prüfung einzelner Stellen ab, um nicht zu vielen Raum in diesen Blättern in Anspruch zu nehmen. Er bemerkt nun zunächst noch, dafs aufser einem Index Graecus drei schätzenswerthe Excurse, 1) De formis *γίγνομαι* et *γίνομαι*, *γιγνώσκω* et *γινώσκω*, 2) De forma secundae personae (singularis) praesentis et futuri medii et passivi *ει* et *η*, 3) de duplici scriptura vocabuli *OIKOIN*, *οἰκοῖν* et *οἴκοιν*, angehängt sind. In dem ersten findet sich S. 483 eine kleine Polemik gegen den Rec., welche diesen noch einige Worte zu seiner Rechtfertigung hinzusetzen veranlafst. Hr. Kühner sagt nämlich, er müsse sich über das von Rec. in der Vorrede zur Cyropaedie S. XXXV über die Formen *γίνομαι* und *γίγνομαι*, *γινώσκω* und *γιγνώσκω* ausgesprochene Urtheil wundern; denn die Formen mit *γ* wären bei Xenophon fast in allen Stellen durch die Handschriften weit besser bewährt. Zum Beweise wolle der Herausg. das 1ste Buch der Cyropädie durchgehen. Und was ist das Resultat dieser Prüfung? Dafs von 10 in Betreff des ersten Verbums angeführten Stellen in 8 je drei bis vier oder mehr der besten Handschriften *γίνομαι*, in 2 dagegen, so weit aus dem Stillschweigen ein sicherer Schluſs zu ziehen ist, alle *γίγνομαι*, von 7 für das 2te Verbum angeführten in 6 die grofse Mehrzahl der guten Handschriften und zum Theil

Digitized by Google

alle γινώσκω, in 1 alle stillschweigend γιγνώσκω lesen. Könnte also Rec. nicht schon nach dieser Entwickelung des Herausg. mit Recht, wenigstens in Bezug auf die Cyropaedie, schreiben, dafs beim Xenophon, das heifst natürlich nicht in den gewöhnlichen Ausgaben, sondern in den besten Handschriften gewöhnlich γινώσκω und γίνομαι geschrieben stehe, bisweilen aber auch das γ sich finde? Noch günstiger aber würde sich das Verhältnifs für Rec. stellen, wenn der Herausg. *alle* Stellen des 1sten Buches, in welchen jene Verba vorkommen, verglichen hätte. So vermifste Rec. bei nur gelegentlichem Nachschlagen I, 6, 2., wo γινώσκων Guelf. Brem. Vat. A. B., und I, 6, 14., wo γίνεται oder γίνονται Vat. A. B. Med. marg. Vict. lesen. In der Anabasis gestaltet sich das Verhältnifs freilich anders, wie in der Vorrede S. XLIII gezeigt ist. Im 2ten Excurse hat der Herausg. S. 488 bei Anführung der Stellen aus der Cyropaedie ἀπολῇ I, 3, 18. vergessen, was um so weniger geschehen durfte, da einige, die den Gebrauch des γ in den barytonirten Formen bei den Attikern zulassen, wenigstens in den circumflectirten α verlangen.

Die Latinität des Herausg. ist von einigen Flecken des Notenlateins nicht frei. Aufser einigem, was schon oben gelegentlich angedeutet worden ist, bemerkt Rec. zuerst die Indicative einer längern Stelle S. 23 nach dem Satze: Sed ridicula sunt quae paulo post de illius daemonii vi narrantur, nach welchem fortgefahren wird: Nimirum Socrates quondam cum amicis in Andocidis domum ire voluit u. s. w., offenbar statt der Infinitivconstruction. Von einzelnen Ausdrücken waren z. B. zu vermeiden dignum Socratem esse morte *de civitate* S. 39 Col. 2., sepeliri curarent S. 57 (welches Krebs, wiewohl zu stark, unlateinisch nennt), das S. 65 und mehrmals vorkommende abiudicare alicui statt ab al., desumptus S. 74 in dem Sinne von depromptus, repetitus, S. 132 invicem sibi respondere, wo wenigstens sibi fehlen sollte, ebendaselbst Col. 2. zu Ende denotare in dem Sinne von *bedeuten*, S. 134 Col. 2. zu Ende notatio statt notatio, *Bedeutung*, u. a. m. Sehr liebt der Herausg. wenig oder nicht gebräuchliche Wörter auf ivus, als affirmativus, auctivus, restrictivus, für welche in der Regel der Genitiv des Gerundii oder das Participium vollkommen ausreicht. Selbst der Plural ist mehrmals lieber mit Gellius plurativus als mit Quintilian pluralis genannt.

Einige bemerkenswerthe Druck- oder Schreibefehler in dem im Ganzen correct gedruckten Werke sind S. 66 Col. 2. Z. 9. v. unt. Cyrop. VII, 5, 19. statt 79.; kurz vorher Contra ibid. statt Contra in Anab., da der Oeconomicus dazwischen erwähnt ist; S. 102. Col. 2. in der Anmerkung zu Ἀλλὰ Σωκράτης γε zu Ende §. 81. statt 61.

Poppo.

V.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris, par Paul Émile Botta. Paris, 1841 (145 S.)

Bei den Alten lag in dem Namen *Arabien* eine ganze Welt von Seligkeiten. Gold, Edelsteine, Weihrauch, Balsam und die köstlichsten Gewürze wurden von dort hergeholt, und man glaubte alle Reichthümer dort einheimisch, obgleich die meisten nur *durch* Arabien von Indien kamen. Ward ganz Arabien schon als ein Land voll köstlicher Güter betrachtet, so ist es besonders *Jemen*, wohin sich die bewundernden Blicke des Alterthums wenden, als auf ein Land das von Reichthümern und Schönheiten überfliefst. Es wurde deshalb das *glückliche Arabien* genannt. Nach der Annahme vieler Gelehrten beruht diese Benennung auf einem Irrthum; اليمن nämlich heifst bei den Arabern *das Land zur rechten Seite*, sowie الشام für Syrien eigentlich: *das Land zur linken Seite*; das Verbum يَمَنَ heifst aber: 1) auf der rechten Seite sein, und 2) glücklich sein. Letztere Bedeutung nun soll die irrthümliche Benennung *Glückliches Arabien* hervorgerufen haben. Indessen scheint diese Annahme noch sehr einer philologischen Künstelei verdächtig zu sein, da Jemen eben so gut zur Linken der Kaaba wie zur Rechten liegt, und es nur darauf ankömmt von welcher Seite aus, ob von Osten oder von Westen man sich ihr nähert. Dem sei nun wie ihm wolle, so ist doch nicht zu leugnen, dafs Jemen wegen seiner üppigen Vegetation und wegen seiner Lage am Eingang des rothen Meeres, welches ehemals die Handelsstrafse zwischen Indien und dem Abendlande war ein *glückliches* Land ist; jedenfalls aber relativ zum übrigen *wüsten, steinigen und felsigen Arabien* wohl das glückliche Arabien heifsen kann.

In der neuesten Zeit hat Jemen angefangen seine frühere Bedeutsamkeit geltend zu machen. Für die Freunde eines feinen, aromatisch duftenden Kaffee ist es schon Jahrhunderte wieder das Land köstlicher Gewürze; aber auch für den Welthandel tritt es von neuem einflufsreich hervor, seitdem die Engländer, seine Wichtigkeit fühlend, Aden besetzt haben. Kömmt ein Kanal zwischen Suez und dem mittelländischen Meere (nach den gelehrten historischen Nachweisungen und frommen Wünschen *Letronne's* in der Revue des deux mondes) zu Stande, so mufs Jemen unbestritten eines der reichsten Länder werden.

Digitized by Go

Der Verf. des vorliegenden Büchleins hatte, wie er auf dem Titel sagt, den Auftrag vom naturhistorischen Museum zu Paris, in Jemen Pflanzen für die Herbarien dieses Museums zu sammeln. Er hat aber wohl die Rolle gewürdigt, die Jemen vielleicht in wenigen Jahren spielen wird, und hat sich daher nicht nur eine Kenntnifs der dortigen Pflanzen, sondern auch der Städte und Menschen zu verschaffen gesucht. Nachdem er Niebuhr und Burckhardt als diejenigen bezeichnet, welche das Wunderland in seinen Einzelheiten kennen gelehrt haben, behauptet er, dafs diese Männer sich erschöpft haben, Thatsachen scharf zu beobachten und sie genau zu beschreiben, dafs sie aber unterlassen haben ein Gemälde vom Geiste und Charakter der Araber zu entwerfen. „Das Ziel, das ich mir vorgesteckt habe," führt er dann fort, „war vorzüglich, die Nachrichten dieser Reisenden zu ergänzen. Deshalb bestrebte ich mich, alles zu beschreiben, was Bezug auf den Araber von Jemen hat. . . . ."

Diesem Vorsatze gemäfs schilderte Hr. Botta in 12 Capiteln die Sitten der Menschen mit denen er in Berührung kam und die Sitten der Einwohner überhaupt. Die Beschreibung einzelner Städte ist kurz, aber treffend und belehrend. — Er reiste von Djidda ab (wann sagt er nicht) und kam im September 1836 in *Hodeida* an. Die Bevölkerung letzterer Stadt, in welcher bedeutender Handel ist, besteht aus sehr verschiedenen Elementen. Aufser den eingebornen Jemenensern wohnen viele Kaufleute aus *Hadramaut* da, Juden, Armenier und Banianen. Letztere dürfen ihre Frauen nicht nach der Stadt bringen. Von Hodeida reiste er nach *Hais* mit Empfehlungen von Ibrahim Pascha, Neffen Mehmed Ali's, damaligen Gouverneur der Küstenstriche, die in den Händen der Egypter waren. Wie ein guter Franzose sagt Hr. B. dafs man in Jemen sich gern die Herrschaft Mehmed Ali's gefallen läfst, obgleich der Druck seines Handelsmonopols, sowie Bedrückungen unter andern Namen den Einwohnern wenig Spafs machten.

Hais ist eine offene Stadt, ohne weitere Vertheidigungswerke als das Schlofs des Gouverneurs. Es ist hier wenig Handel; aber die Töpferwaaren die da verfertigt werden, sind in ganz Jemen berühmt In der Umgegend botanisirte der Reisende viel und mit Erfolg. In der Nähe ist *Dschebel Ras* wo Affen hausen, und das Schlofs *Maammara*. Hier sah er zum ersten Male die Frucht Cât. Sie kömmt von dem Baume *celastrus edulis*, und hat eine aufregende, leichten Rausch bewirkende Kraft, hält vom Schlafe ab, und stärkt. Courrire laufen oft mehre Tage und Nächte hindurch ohne eine andere Nahrung zu nehmen als die Blätter dieser Pflanze. Auch den Kaffeebaum sah der Reisende hier zum ersten Male.

In jener Gegend fand er auch viele Hyänen und hörte von einem Thiere das von den Einwohnern *Tahesch* genannt wird. Vielleicht kann die Existenz dieses Thieres eine neue Conjectur für das vielgedeutete hebr. שחת bieten, und wir setzen deshalb die Worte des Reisenden her:

„Die Hyänen sind zahlreich, und es scheint daselbst noch eine andere Art von wilden Thieren zu sein, welche die Einwohner *Tahesch* nennen, und an deren Geschichte sie viele Fabeln knüpfen. Nach der mir davon gegebenen Beschreibung mufs das Thier einer gröfsern Gattung von Hyäne angehören. Es zeichnet sich durch schwarzes Oberhaar und eine weifse Brust aus, und es soll so stark sein, dafs es einen Ochsen davontragen kann. Obgleich ich einen bedeutenden Preis für den ausgesetzt habe, der mir ein Tahesch bringen würde, so gelang es mir doch nicht eines zu erhalten. Man hatte eine Kuh deshalb geschlachtet und sie des Nachts als Köder hingelegt; das Thier kam wirklich, aber die Einwohner schossen vergeblich auf dasselbe."

In den Capiteln VII, VIII und IX werden der Berg *Saber*, die Stadt *Taaz*, das Thal Sina und die Kaffeepflanzungen beschrieben. Die Frauen auf dem Gebirge hält Hr B. für ausgezeichnet schön. Es war ihm vergönnt ihre Gesichter zu beurtheilen, da sie gegen den Gebrauch aller andern muhammedanischen Länder unverschleiert gehn.

Auf dem Kamme des Berges *Saber* ist eine Burg, in die noch kein europäischer Fufs gekommen. Hr. B. drang bis dorthin vor, obgleich die Bewohner des Gebirges ihm den Zutritt verwehren wollten, weil, nach ihrer Vorstellung, dort Schätze vergraben liegen Erst nach langem Wortwechsel, und aus Furcht vor dem Scheich Hassan der den Reisenden schützte gestatteten sie das Besteigen des Berges unter der Bedingung, dafs zwei von den Ihrigen ihn begleiten und stets bewachen sollen. Auf der Burg angekommen hatte er kaum Zeit einige Pflanzen in den Ruinen zu sammeln; die ängstlichen Einwohner gaben ihm zu verstehn, dafs er machen soll, dafs er fortkomme. Das Schlofs heifst *Hosn-el-Arus* (*Brautburg*) und scheint vor dem Islamismus gebaut zu sein. Der Umfang der Mauern die durch Thürme befestigt sind, ist bedeutend. An den Brustwehren finden sich mehre Brunnengruben, wohin kein Araber steigt, weil nach der Sage darin die Schätze bewachenden Geister sind. Wahrscheinlich sind es Eingänge zu unterirdischen Magazinen. In der Nähe sind andere kleinere Burgen dieser Art, welche die Araber „*Töchter der Braut*" nennen.

Im 11. Cap. sagt der Reisende von *Mocha*, wohin er fieberkrank von seinen Excursionen kam: „Diese Stadt hat jetzt sehr viel von ihrer alten Wichtigkeit verloren. Die Bürgerkriege, welche Jemen zerrissen, das allgemeine Elend, welches daraus folgte, verbunden mit dem Monopol, womit der Pascha von Egypten den Kaffeehandel drückt, haben die Betriebsamkeit der Einwohner gelähmt. Indessen wird trotz der Rivalität der Stadt *Hodeida* noch starker Handel mit Kaffee hier getrieben, und Mocha ist doch der erste Stapelplatz dieses Artikels und der indischen und afrikanischen Produkte. Ich kann diese Stadt nicht näher beschreiben, ich kenne auch fast nur ihre ungesunde Luft und ihr abscheuliches Wasser, beides von den sumpfigen und salzigen Umgebungen herrührend. Ich eilte nach einer dreimonatlichen Krankheit hinweg um in *Hodeida*, wo das Clima weniger verderblich ist, meine Gesundheit herzustellen."

Im 12. Cap. giebt Hr. B. considerations générales über die Natur des *Tehama*, des rothen Meeres, der Gebirge, über die Bevölkerung, Sprache Jemens und über den Unterschied zwischen diesem Lande und dem übrigen Arabien. Diese Schlufsbemerkungen sowohl wie die Beobachtungen und Urtheile in den vorhergehenden Capiteln werden gewifs nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Freunde der Länder- und Völkerkunde auf's Lehrreichste zu fesseln. Der Reisebericht zeichnet sich ohne dies sehr vortheilhaft von so vielen andern Reisebeschreibungen der neuern Zeit aus. Hat Hr. B. etwa salbungsvolle Worte der Andacht an heiligen Stätten gegirrt, heifse Thränen vergossen und seine Herzensergiefsungen nachher in der Tasche der Frommen und Nichtfrommen zu Gelde gemacht? Hat er etwa schamlos die Gastfreundschaft mifsbraucht, und die Familien und Gesellschaften, die ihn freundlich aufgenommen, durch Spöttereien, die beim Haufen empfehlen, belohnt? Oder hat er nur über den Appetit seines lieben Ich's, über die sämmtlichen Neigungen und Abneigungen seines Gaumens belehren wollen; erzählt er uns wie und wo er gezecht und läfst uns nachher die Zeche bezahlen? Nein! Hr. B. enthüllt uns nicht die Mysterien der Küche, führt uns auch nicht in das sogenannte Herzenskämmerlein, und verleumdet nicht: er beobachtet und beschreibt verständig. Seinem geistvollen Landsmann *Fulgence Fresnel*, der so viel für die Aufklärung Arabiens und seiner Stämme in der neuesten Zeit gethan, steht er würdig zur Seite. Gewonnen würde das Werkchen aber auch haben, wenn der Verf. etwas mehr von seiner botanischen Ernte hier dargeboten hätte Wahrscheinlich will er im Auftrag seiner Committenten die Flora Jemens später als volles Bouquet herausgeben und jetzt nicht die Blumen vereinzeln. Auch die geographische Genauigkeit bei Beschreibung der Oerter hätte erhöht werden können.

F. Lebrecht.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

VI.

1. *De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto. Jenae, MDCCCXLI. VIII. u.* 199 *S.*
2. *Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch. Erster Theil. Breslau,* 1840. *XII. u.* 228 *S.*

Es ist ein schönes Zeichen unserer Zeit, dafs die Theologie, nicht geblendet durch den Scharfsinn, der auf die Umgestaltung der Dogmatik gewendet wird, den Blick auf die bedeutsamen Erscheinungen der alten Kirche oft zurückwendet und die Höhe der theologischen Bildung derselben zu messen unternimmt. War diese gleich in Rücksicht der Schärfe und Präcision des wissenschaftlichen Ausdrucks bedeutend von der unsrigen verschieden; hatte sie gleich die Gewandtheit und Beweglichkeit in dem abstracten Elemente des Denkens in Vergleich mit uns nur in geringem Mafse: so war sie doch theils durch die Begeisterung, welche die Erkentnifs des unendlichen Inhaltes des Christenthums entzündete, theils und besonders durch die Gedankenfülle, mit welcher manche eminente Talente das dogmatische Material durchdrangen, endlich auch durch die Vertrautheit mit den eigenthümlichen Verhältnissen des heidnischen und jüdischen Lebens, wahrhaft *ausgezeichnet*. Gar manche wissenschaftliche Constructionen und Ansichten, welche die neuere Zeit selbst gefunden und dargestellt zu haben sich anmafst, wird man dem Wesen nach bei älteren Kirchenlehrern, und zwar manchmal in so schöner Form angedeutet finden, dafs die Originalität des modernen theologischen Bewufstseins nicht so sehr gepriesen werden kann, wie oft geschieht. Ein solches unbeschränktes Lob der Gegenwart und ihrer Bildung kann nur von solchen ausgehen, deren Kenntnifs nicht weiter reicht, als jene selbst. Und wie nur diejenigen die *Religion* als eine unvollkommene Gestalt des sich entwickelnden Geistes zu betrachten im Stande sind, welche niemals sie und ihre Mysterien in das Selbstbewufstsein aufgenommen: so vermögen auch nur diejenigen die *Dogmengeschichte*, wie noch neuerlich geschehen, eine Geschichte des von Gott entfremdeten Gedankens zu nennen, deren Studium derselben sich auf das Blättern in antiquirten Compendien beschränkt hat. Der Tiefsinn der alten Kirchenlehrer ist vielmehr grofs genug, um das angestrengteste Forschen und namentlich monographische Darstellungen derselben zu rechtfertigen.

In diesem Sinne zeigt Rec. mit Freuden das Erscheinen zweier Schriften an, welche die Bedeutung *Justin's des Märtyrers* zu würdigen versuchen, eines Mannes, der sowohl durch Ausbildung und Entwickelung mancher dogmatischen Lehren, als durch seine praktische Wirksamkeit als *Apologet* und seine Wichtigkeit für die Geschichte des neutestamentlichen Kanons unter den Kirchenlehrern des zweiten Jahrhunderts den ersten Rang einnimmt. Die Vergleichung derselben unter einander scheint Recensenten dadurch erleichtert zu werden, dafs er, soweit sie gleiche Materien behandeln, stets auf beide Rücksicht nimmt und so das Uebergewicht der einen über die andere zu entscheiden sucht.

Hr. Otto zerlegt seine Monographie, welche den Gegenstand vollständig abschliefst, in zwei Theile, von denen der erstere p. 10—71 *De libris, qui Justini nomen prae se ferunt*, der zweite *De Justini decretis philosophico-theologicis* handelt, während die Introductio p. 1—10 *De Justino Martyre in univer-*

sum (d. h. eigentlich nur über sein *Leben*) sich verbreitet. Auf ähnliche Weise theilt Hr. Semisch ein, indem er im ersten Haupttheile *das Leben Justin's* erzählt, im zweiten die *Schriften desselben* würdigt, im dritten *eine allgemeine Charakteristik Justin's* versucht, der vierte dagegen (oder der noch nicht erschienene *zweite* Band) sich ausschliefslich mit dessen *Lehre* beschäftigen wird (Vorwort p. IX).

Diese Eintheilung möchte — mit Ausnahme der Stellung, welche bei Hrn. *Otto* die Capitel: II. Ejus doctrina de Logo, III. de religionis christianae veritate, IV. de scriptura sacra in der Sectio I. de philosophia et theologia universe spectata einnehmen (warum sollen diese nicht in die Behandlung der *einzelnen* Dogmen aufgenommen werden, da es doch eben solche sind?) — im Ganzen tadellos sein, da sie mit desto gröfserem Rechte eine kritische Untersuchung über Justin's Schriften der Würdigung seiner Lehre vorangehen läfst, je streitiger in neueren Zeiten *) die Aechtheit mancher unter ihnen geworden ist. Nur auf diese Weise kann eine genetische Construction seines Systemes **) gelingen, da ja manche Elemente desselben entweder sich ineinander fügen oder sich widersprechen werden, je nachdem die Aechtheit oder Unächtheit der einen oder andern Schrift angenommen wird. Wird letztere bei manchen erwiesen, so ist es möglich, ein wohl gegliedertes in allen Artikeln mit sich einstimmiges (wenn auch durch einige Stellen selbst in den ächten Schriften durch manche Modificationen temperirtes) System zu gewinnen, während der, welcher die Vertheidigung der meisten diesem Kirchenlehrer zugeschriebenen Werke unternimmt, eine sich in vielen Punkten durchaus widersprechende Lehre anzunehmen gezwungen ist. Deshalb ist die grofse Sorgfalt, welche Hr. *Semisch* auf die kritische Sichtung der Schriften Justin's verwendet, ein Beweis, wie gründlich er seine Monographie angelegt, und wie sehr er immer das Hauptziel bei allen einzelnen oft kleinlichen Untersuchungen im Auge behält. Im Ganzen ist Rec. rücksichtlich der kritischen Resultate einverstanden, nämlich dafs nur die *beiden Apologieen*, der *Dialog* mit *Tryphon*, die *Mahnrede an die Griechen* (λόγος παραινετικὸς πρὸς Ἕλληνας) und das *Bruchstück über die Auferstehung* als ächte Schriften übrig bleibleiben, während Hr. *Otto* auch den kurzen λόγος πρὸς Ἕλληνας, die Abhandlung περὶ μοναρχίας und die ἐπιστολὴ πρὸς Διόγνητον dem Justin zuschreibt, und die Widersprüche, in welche er sich dadurch verwickelt, durch sein apologetisches Interesse verleitet übersieht.

Prüfen wir demnach zuerst die Erörterungen, in welchen zwischen den Herrn Verfassern keine Differenz

*) Rec. erinnert nur an *Herbig*: Commentatio critica de scriptis, quae sub nomine Justini M. circumferuntur, *Arendt*: Kritische Untersuchungen über die Schriften Justin's des Märtyrers. Tübinger theol. Quartalschrift 1834. Heft 2.

**) Was die Darstellung seines Lebens betrifft, so stimmen hier Hr. Otto und Hr. Semisch zusammen; aber während der Erstere fast nur einen kurzen Auszug aus den Erörterungen, welche Tillémont, Cave u. s. w. gegeben, uns liefert, hat der Letztere in einer zu wortreichen, mit zu vielen Reflexionen durchwebten Darstellung p. 5—55 den Gegenstand fast in allen Einzelheiten erschöpft. Als Ort, wo Justin zum Christenthume übergetreten, wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit *Ephesus* angenommen, indem aus der Stelle Dialog. cum Tryphone Judaeo c. III. p. 103: καὶ δὴ νεανικῶ ἐπιδημήσαντι τῇ ἡμετέρᾳ πόλει συνεγὼ ἀνδρὶ καὶ προϊόντι ἐν τοῖς Πλατωνικοῖς συνδιέτριβον ὡς τὰ μάλιστα καὶ προϊκοπτον κ. τ. λ. und zwar aus den Worten τῇ ἡμετέρᾳ πόλει geschlossen wird, diese beziehen sich sowohl auf Justin als auf den Juden Tryphon d. h. auf die Stadt, wo sie eben das Gespräch hielten, nämlich in Ephesus, — wie schon *Bretschneider* Probabilia p. 191 vermuthet hatte. — Das Jahr seines Uebertritts zu bestimmen unterläfst der Hr. Verf. mit Recht, da solche sogenannte Bestimmungen nichts als Vermuthungen sind. Was aber die Art und Weise seiner Bekehrung, nämlich durch einen ihm plötzlich erscheinenden Greis, betrifft, deren Erzählung man in neueren Zeiten als leere Fiction von Seiten Justin's angegriffen hat, so giebt zwar Rec. Hrn. Semisch zu, dafs der frühere platonische Philosoph durch das Zusammentreffen mit demselben zum Christenthum überzutreten veranlafst wurde, kann aber nicht leugnen, dafs ihm das Ganze ausgemalt und rhetorisch umgebildet zu sein scheint und durch Berufung auf das Martyrologium (dessen Glaubwürdigkeit Hr. Semisch p. 16 vertheidigt) nicht wahrscheinlicher wird. Wäre jener Greis wirklich eine historische Person, so wäre bei ihm dieselbe genaue Kenntnifs der griechischen Philosophieen wie bei Justin vorauszusetzen. Auch ist auffallend, dafs derselbe gerade *die* Weltanschauung, *die* Ansicht über das Verhältnifs der vorchristlichen zur christlichen Zeit ausspricht, welche jenem Kirchenlehrer eigenthümlich ist, so dafs man in Versuchung kommt, die Gestalt dieses Greises, *wie er hier erscheint*, nur für eine ideale Figur zur Belebung der Darstellung zu halten. — Sonst ist, wie gesagt, dieser ganze Abschnitt sehr zu loben, ob er gleich an einem gewissen *Ueberflusse* nicht zur Sache gehöriger Erörterungen und Digressionen leidet.

Statt findet, zunächst die über die *beiden Apologieen*. Nachdem Hr. *Semisch* durch eine fast zu grofse Fülle literarischer Nachweisungen dargethan, dafs dieselben sowohl von Tatian als Athanagoras und Irenaeus als ächte Schriften anerkannt werden, sucht er p. 63 sq. zu zeigen, dafs die erste im Jahr 138 geschrieben (womit Hr. Otto vollkommen übereinstimmt), indem er den schon von Andern nambaft gemachten Grund urgirt, dafs dem *Marc Aurel* hier der Name nur des Philosophen beigelegt werde, während er doch ein Jahr nach dem Regierungsantritte des Antonin zum Cäsar ernannt ward, welches Prädicat nicht fehlen würde, wenn die Apologie später überreicht wäre. — Rücksichtlich der bekannten Differenz der Lesart: — *Λουκίῳ φιλοσόφῳ Καίσαρος φύσει υἱῷ* bei *Justin* selbst und *φιλοσόφου Κ. φύσει υἱῷ* bei *Euseb.* H. E. IV. 12. entscheidet sich sowohl Hr. *Otto* (dieser jedoch ohne Gründe anzuführen) als Hr. *Semisch* p. 72 für die *erstere gegen Neander* K. G. I. p. 1112., der meint, der Beiname des Philosophen passe durchaus nicht für den damals neunjährigen Knaben, wohl aber für den verstorbenen Aelius Verus, den *Spartianus* eruditus in literis nenne. Aber zu leugnen ist doch nicht, dafs die von Neander vorgezogene Lesart dem Lucius Verus jenes Prädicat weit natürlicher beilegt; denn was auch *Prudentius Maranus* in seiner Ausgabe des Justin und Hr. *Semisch* sagen mögen, namentlich dafs wir die Anrede einer apologetichen Bittschrift vor uns haben, in welcher es nicht am Ort gewesen, jeden Titel mit ängstlicher Sorgfalt abzuwägen, — den Namen eines Philosophen einem Kinde jenes Alters zu geben, wird immer jedem gesunden Gefühle anstöfsig sein *). — Rücksichtlich der *zweiten Apologie* einigt sich Hr. *Otto* p. 18 mit Hrn. *Semisch* p. 75 (der sich auf seine Abhandlung: Ueber das Todesjahr Justin's des Märtyrers, Studien und Kritiken 1835 stützt) darin, dafs sie in die Zeit *Marc Aurels* falle, wie dies seit Eusebius (H. E. IV. 16.) die vulgäre Annahme gewesen, die erst Valesius anzugreifen gewagt. Auch Rec. scheinen weder des Valesius noch seiner Vertheidiger Gründe stark genug, um von der gewöhnlichen chronologischen Bestimmung abzuweichen und die Apologie in die Zeit des Antonin zu setzen. Namentlich möchte der Hauptgrund jenes Gelehrten, nämlich die Annahme des Märtyrertodes des Justin unter Antonin widerlegt und vielmehr das Jahr 166 dasjenige sein, welches mit gröfster Wahrscheinlichkeit für sein Sterbejahr gehalten werden kann. Was Hr. *Otto* sonst noch Treffendes gegen die andere Ansicht vorbringt, ist nur Wiederholung dessen, was der scharfsinnige *Tillémont*, dessen massenhafte Gelehrsamkeit schon so Vielen als Fundgrube hat dienen müssen, in seinen *Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique des six premiers siècles Tom. II. p.* 654 auseinandergesetzt hat. —

Sind nun aber die *Apologieen* zu jeder Zeit fast ohne Ausnahme als ächte Werke Justin's anerkannt, so ist dagegen der *Dialogus cum Tryphone Judaeo* um so mehr bezweifelt. Sowohl Hr. Otto p. 27 als Hr. Semisch p. 75 geben deshalb, ehe sie zur Vertheidigung dieser Schrift übergehen, eine Geschichte der Bestreitung, die insofern bei Hrn. Otto zu ausführlich gerathen ist, als er sogar die von *Koch* vorgebrachten Gründe zu entkräften für nöthig hält, was billig hätte unterbleiben sollen; denn wie kann Hr. Otto glauben, dafs zu unserer Zeit noch auf Argumente geantwortet werden müsse, wie *das*: — quod Justinum propter hebraicae linguae imperitiam cum Tryphone colloqui non potuisse contendit (p. 27) — und überhaupt einem Gelehrten, den er selbst putidum criticum nennt. Während aber Hr. Otto späterhin sich begnügt die Hauptmomente der *Münscherschen* Vertheidigungsschrift zu wiederholen, stellt Hr. Semisch eine weitläufige Untersuchung an (p. 82 ff.), durch welche er zunächst zu beweisen sucht, dafs dieser Dialog ein Werk des zweiten Jahrhunderts sein *könne*, da sowohl die historischen Beziehungen in die Zeit des Bar Cochba führen, als die dogmatischen Bestimmungen ganz die fliefsenden Farben tragen, welche dem christlichen Glaubenssystem des *zweiten* Jahrh. eigenthümlich seien, — und gehet dann zur *Begründung* seiner Behauptung über, dafs dieses Werk des zweiten Jahrhunderts eben von *Justin* herrühre. Die ganze Beweisführung ist durch die Sorgfalt, mit welcher dieser Dialog mit den beiden Apologieen sowohl rücksichtlich der Lehre als des Textes der LXX und der exegetischen Auffassung desselben (hier fufst Hr. Semisch auf den scharfsinnigen Erörterungen *Credner's*: Beiträge zur Einleitung

*) Aufgefallen ist Recensenten, dafs weder Hr. Otto noch Hr. Semisch nirgends ihre Meinung ausgesprochen haben über das — von späterer Hand der ersten Apologie angehängte *Edictum ad commune Asiae.*

Digitized by Google

in die biblischen Schriften. Zweiter Theil *)) verglichen worden, so *überzeugend*, dafs auch der eigensinnigste Zweifel sich der Wahrheit nicht wird verschliefsen können.

Nicht minder glücklich scheint Rec. die Vertheidigung des λόγος παραινετικὸς πρὸς Ἕλληνας von den Hrn. Verff. (Otto p. 40 ff. Semisch p. 105 ff.) dargestellt zu sein, indem namentlich Hr. Semisch darauf aufmerksam macht, dafs die eine der Hauptschwierigkeiten, welche gegen die Aechtheit dieser Rede geltend gemacht sind, nämlich dafs der *Titel* dieser Schrift in keinem der Verzeichnisse, welche *Eusebius*, *Hieronymus*, *Photius*, liefern, gelesen werde, — sich leicht entfernen lasse, wenn man nur bedenke, dafs der Name λόγος παραινετικὸς zu dem Hauptinhalte der Schrift gar nicht passe, da es vielmehr die Aufgabe derselben sei, den hellenischen Religionsglauben wissenschaftlich zu zerstören; dieser entspreche nun auch vollkommen der Titel, welchen Euseb. H. E. IV. 18. (καὶ ἄλλος πρὸς Ἕλληνας, ἐν ᾧ, μακρὸν περὶ πλείστων παρ' ἡμῖν τε καὶ τοῖς Ἑλλήνων φιλοσόφοις ζητουμένων κατατείνας λόγον, περὶ τῆς τῶν δαιμόνων διαλαμβάνει φύσεως..., καὶ αὖθις ἕτερον πρὸς Ἕλληνας εἰς ἡμᾶς ἐλήλυθεν αὐτοῦ σύγγραμμα, ὃ καὶ ἐπέγραψεν Ἔλεγχον) namhaft mache, nämlich Ἔλεγχος, während der jetzige eine willkührliche Aenderung der späteren Zeit sei, da das Exemplar, welches *Photius* gebrauchte, noch die ursprüngliche Ueberschrift hatte (p. 113). Auch der noch von *Neander* bedenklich gefundene Umstand, dafs jene dem Justin eigenthümliche Lehre vom λόγος σπερματικὸς und die in ihr gegründete Anerkennung der partiellen Wahrheit der heidnischen Mythologie und Philosophie in unserer Rede vermifst werde, wird durch die sehr nahe liegende Vergleichung mit dem *Clemens Alexandrinus* aufgeklärt, bei welchen sich ebenfalls scheinbar zwei sich widersprechende Theorien über den Ursprung und das Wesen der griechischen Philosophie finden. Auch bei Clemens (den übrigens in Bezug auf viele andere Dinge durchweg mit sich in Uebereinstimmung zu bringen überaus schwer ist) findet sich ja die zwiefache Behauptung, einmal, die griechische Wissenschaft sei durch den Logos von Gott gegeben, sodann sie sei dämonischen Ursprungs, durch Diebe und Räuber verliehen (Stromata VI. c. XVII. Tom. III. p. 196 ed. Klotz und Stromata VI. c. III. V.). Diese verschiedenen Ansichten hat *Baur* (*Gnosis* p. 531 ff.) dadurch auf eine geistreiche Weise auszugleichen gesucht, dafs er besonders die Stelle (Stromat. I. 17.) hervorhebt, in welcher er zugiebt, dafs der begangene Diebstahl nicht ohne Wissen des Herrn geschehen, nicht von ihm verhindert sei *). „Der auf diese Weise zu den Menschen gelangende Raub habe für sie einen Nutzen gehabt, der zwar von dem, der den Raub beging, nicht bezweckt wurde, aber doch deswegen die Folge war, weil die göttliche Vorsehung den Erfolg der frechen That zum Besten lenkte. — Auch in der, wie von einen Prometheus geraubten Philosophie sei ein Funke, der auf nützliche Weise zu einem Lichte angefacht werden könne, eine Spur von Weisheit und eine von Gott ausgegangene Bewegung" u. s. w. — Auf ähnliche Art, wie nun Baur die Stellen des Clemens zu einigen gesucht, hat Hr. Otto p. 40 und Hr. Semisch p. 126—127 den Widerspruch bei Justin durch Nachweis der Verschiedenheit des Standpunktes, von welchem aus die Sache betrachtet sei, zu lösen gesucht. Und mit Recht. Nach *Justins* Ansicht ist die heidnische Philosophie eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, jene ist ein Erzeugnifs des allen eingepflanzten λόγος, diese ein Product der getrübten Subjectivität der Menschen. Während nun in den Apologien jenes erste Element besonders urgirt wird, tritt dagegen in dem λόγος παραινετικὸς das zweite hervor, ohne dafs jedoch das erste gänzlich fehlte (wie Hr. *Otto* richtig bemerkt); denn auch hier findet sich der Gedanke: Πολλὰ γὰρ καὶ αὐτοὶ (φιλόσοφοι) ὑπὸ τῆς θείας τῶν ἀνθρώπων προνοίας καὶ ἄκοντες ὑπὲρ ἡμῶν εἰπεῖν ἠναγκάσθησαν.

*) Pag. 317: Den alttestamentlichen Anführungen bei *Justin* liegt mit Ausnahme einiger wenigen — überall der Text der alexandrinischen Uebersetzer zum Grunde. Die Gestalt des Textes in diesen Anführungen ist zwiefacher Art. Entweder 1) ist es der griechische Text der LXX in seiner gewöhnlichen Gestalt oder 2) *dieser Text ist nach dem Hebräischen oder auch* nach einem Targum bald mehr, bald minder überarbeitet.

*) Sehr sonderbar scheint es Recensenten zu sein, wenn *Redepenning: Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre* p. 437 behauptet, dafs „auch *Baur* noch nicht hinlänglich verdeutlicht, wie die verschiedenen Angaben des Clemens über den Ursprung der Philosophie in Einklang zu bringen sein: und doch p. 438 gerade die *Baur'sche* Lösung vorbringt, wenn er sagt: „Gott liefs dies zu, um es zum Besten zu wenden, wider die Absicht jener Geister u. s. w."

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto.*
2. *Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch.*

(Schlufs.)

Bis hieher ist nun Hr. Otto in seiner kritischen Forschung meist in Uebereinstimmung mit Hrn. Semisch (auch das Fragment der Abhandlung περὶ ἀναστάσεως, welches wir aus Mangel an Raum zu besprechen unterlassen, halten beide mit Recht für *ächt*). Von jetzt an treten sie aber mit einander in Opposition; denn während Letzterer alles Uebrige für untergeschoben hält, sucht der Erstere, wie schon oben bemerkt, noch drei andere Schriften zu vertheidigen. Aber so gern Rec. die Vortrefflichkeit derselben, namentlich des in stylistischer wie dogmatischer Hinsicht gleich ausgezeichneten Briefes *an den Diogenet* anerkennt, so wenig kann er doch seine Bedenken durch die Erörterungen des Hrn. *Otto* für beseitigt erklären, mufs vielmehr Hrn. *Semisch* in der Bestreitung ihrer Aechtheit beipflichten. Es ist nicht zu leugnen, dafs in demselben eine Fülle von Gedanken und Ansichten niedergelegt ist, welche mit den in den unzweifelhaften Werken ausgesprochenen verwandt sind, ja dafs die Darstellung manche Eigenthümlichkeiten mit denen Justin's theilt; aber wie das Urtheil über die *Pastoralbriefe* schwankt, und, abgesehen von den historischen Schwierigkeiten, sich noch immer nicht zu Gunsten des Paulinischen Ursprungs entscheiden will: so gestehet Rec. in einer ähnlichen Ungewifsheit in Bezug auf diese jenem Kirchenlehrer zugeschriebenen Werke zu sein; mehr *jedoch auf die Seite der Bestreiter der Aechtheit sich zu neigen*. Ein solcher Schwung und eine solche Reinheit der Diction, eine solche Gewandtheit in oft kunstreich gestellten Antithesen, wie sie den Brief an den Diogenet auszeichnen, hat Rec. in den Apologien so wenig als in dem Dialog mit dem Tryphon entdecken können, und er kann nicht zugeben, dafs ein so fest ausgeprägter Charakter, wie der Justin's, in solcher Divergenz der Darstellung sich bewegen sollte. Auch in dogmatischer Hinsicht *) ist dieser Brief offenbar zu selbstständig, als dafs er in Elemente des Justin'schen Systems sich auflösen liefse. Jener berühmten Stelle c. IX.: Ἐπεὶ — πεπλήρωτο μὲν ἡ ἀδικία καὶ θάνατος προσδοκᾶτο — οὐκ ἐμίσησεν ἡμᾶς; οὐδὲ ἀπώσατο οὐδὲ ἐμνησικάκησεν, ἀλλὰ ἐμακροθύμησεν, ἠνέσχετο — τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο· αὐτὸς τὸν ἴδιον υἱὸν ἀπέδοτο λύτρον ὑπὲρ ἡμῶν κ. τ. λ. läfst sich aus den ächten Schriften nichts Gleiches gegenüberstellen, wenn sich auch Verwandtes natürlicher Weise in hinlänglicher Menge findet.

Es bleibt noch übrig, über den *dritten Haupttheil* des Hrn. Semisch, welcher die allgemeine Charakteristik enthält, einige Worte zu sagen. In dem ersten Abschnitte desselben, welcher den religiös-sittlichen Charakter Justin's zu schildern sucht, werden die begeisterte Liebe für das Evangelium, strenge Wahrheitsliebe und edler Freimuth als die hervorstechenden Eigenschaften des Apologeten bezeichnet. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs der Hr. Verf. hier nicht scharf genug zeichnet und hier und da die Uebersetzung von Stellen in seine Darstellung aufnimmt, deren Wahl man nur *willkührlich* nennen kann. Ueber-

*) Vortrefflich ist auch die Stelle c. VIII.: αὐτὸς δι ἑαυτὸν ἀπέδειξεν, ἀπέδειξε δι διὰ πίστεως· ᾗ μόνῃ θεὸν ἰδεῖν συγχωρήται. Voran gehet nämlich: καὶ οὐδεὶς οὔτε εἶδεν οὔτε ἐγνώρισεν. — Diese Stelle hat Hr. Otto, sofern Rec. sich nicht irrt, in der Darstellung der Lehre Justin's nirgends benutzt.

Digitized by Google

haupt ist durch solche Uebersetzungen dem Forscher, welcher ja hinlänglich mit den Originalen vertraut ist, zur genauen Auffassung eines schriftstellerischen Charakters wenig gedient, und es wäre vielmehr zu wünschen gewesen, dafs der Hr. Verf. den Totaleindruck, welchen die Schriften jenes Kirchenlehrers auf ihn gemacht, in eigener Sprache wiederzugeben sich bemühet hätte. — Das letzte Capitel würdigt *Justin als Forscher im Allgemeinen*, wo aber nach des Recensenten Ansicht das lückenhafte und unkritische Wissen desselben in Vergleich zu der bedeutenden Bildung, welche er im Allgemeinen zeigt, viel zu hart gerügt wird. Doch Hr. *Semisch* hat soviel Haltbares und Vortreffliches in seinem überdies in einer edlen und gewandten Sprache geschriebenen Buche gegeben, dafs das Mangelhafte leicht zu übersehen und die Erwartung auf den zweiten Theil sehr gespannt wird.

Für diesen zweiten Theil hat dem Hrn. Verf. Hr. *Otto* auf dankenswerthe Weise vorgearbeitet. Er handelt in der ersten Abtheilung über Justin's Theologie und Philosophie im Allgemeinen, in der zweiten über die Auffassung der einzelnen Dogmen, in der dritten über seine ethischen Principien. Mit Recht hat der Hr. Verf. der Behandlung der Logos-Idee besondern Fleifs gewidmet. Denn durch ihre Ausbildung und Entwickelung ist Justin bedeutend und der eigentliche *Gründer einer wissenschaftlichen Erkenntnifs der vorchristlichen Religionsgeschichte*. Stehet er gleich dem Philo in der Schärfe und Dialektik, in dem reinen bildlosen Denken, wie es die Auffassung metaphysischer Dinge fordert, *nach*, ist er gleich nicht verständig genug, um das Verhältnifs Gottes zur Welt in der Bestimmtheit des klaren Gedankens zu erkennen, — so ist er ihm dagegen durch seine geistreiche Construction der heidnischen religiösen Entwickelungsgeschichte überlegen. Der *Logos* ist ihm die eigentliche Substanz des Menschengeschlechts, an seiner Fülle participiren *) mehr oder weniger alle, in welchen sich ein höheres Leben regt, er ist das Fundament aller Individualität, und alle sporadischen Erscheinungen desselben verhalten sich zur Person Christi, wie die Radien zum Centro. Alles Grofse und Herrliche, welches die heidnische Welt gefunden, alles Wahre und Schöne, mit welchen ihre Weisen das sich verklärende Leben schmückten, alle Begeisterung, wie sie in den höchsten Momenten des Daseins die Gemüther erfüllt, — alles dies sind gleichsam nur die Fluctuationen des in allen edleren Geistern sich regenden Logos *). Interessant wäre es gewifs gewesen, wenn der Hr. Verf. noch genauer, als er es gethan, die Parallele zwischen *Justin* und *Philo* weiter verfolgt, vor allem aber sich hätte mehr daran gelegen sein lassen, das Ineinandergreifen der dogmatischen Lehre Justin's darzustellen und zu beweisen versucht hätte. Es fehlt oft in Hrn. Otto's sonst wohl geschriebenem Werkchen die eigentliche lebensvolle Bewegung, welche ein fremdes System allmählig vor dem Auge des Lesers entstehen läfst; es ist mehr eine mechanische Zusammenstellung als durchweg ein wohl in einandergefügter Organismus sichtbar. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die so merkwürdige Stelle Apol. I. c. LIV., wo die Ansicht ausgesprochen wird, dafs die Dämonen um das ihnen verderbliche Auftreten Christi für sich unschädlich zu machen, gemäfs den alttestamentlichen Weissagungen die bedeutendsten Lebensschicksale Christi in den Thatsachen der griechischen Mythologie ausgeprägt, in der Voraussetzung, *δυνήσεσθαι ἐπιρρῆσαι τερατολογίαν ἡγήσασθαι τοὺς ἀνθρώπους τὰ περὶ τὸν Χριστὸν* — diese Stelle ist von Hrn. O. gar nicht genug accentuirt, da sie doch für die Würdigung der *Justin*'schen Dämonologie sehr bedeutend ist. Mit erfreuender Unbefangenheit dagegen hat der Hr. Verf. p. 138 zugegeben, dafs die Lehre vom heil. Geiste bei unserm Kirchenlehrer noch sehr in Verwirrung ist und aus jener berühmten Stelle Dialog. cum Tryph. Jud. c. CXVI., über welche so viele willkührliche Deutungen und Erklärungen vorhanden sind, mit Recht geschlossen, dafs er ihn unter die Klasse der Engel gesetzt. — Zum Schlusse will Rec. die Lehre von den Sacramenten noch etwas näher in Erwägung ziehen.

*) *Τὸ ἴμφυτον παντὶ γένει ἀνθρώπων σπέρμα τοῦ λόγου* Apol. II. c. VIII. *Σπερματικοῦ λόγου μέρος* ib. *Ἕκαστος γὰρ τις ἀπὸ μέρους τοῦ σπερματικοῦ θείου λόγου τὸ συγγενὲς ὁρῶν*, c. XIII.

*) *Ὅσα γὰρ καλῶς εἰρήθη παρ' ἅπασι, τοῦ ἡμετέρου ἐστὶ κηρύγματα.* Apol. II. c. XIII. — *Ὅσα γὰρ καλῶς ἀεὶ ἐφθέγξαντο καὶ εὗρον οἱ φιλοσοφήσαντες καὶ νομοθετήσαντες κατὰ λόγου μέρος ἐφικτοῦ καὶ θεωρίας ἐστὶ ποιηθέντα αὐτοῖς. ἐπειδὴ τὰ τοῦ λόγου σὺ πάντα ἐγνώρισαν, ὅς ἐστι Χριστὸς καὶ ἐναντία ἑαυτοῖς πολλάκις εἶπον.* Apol. II. c. X. — *Ὅσα παρὰ πᾶσι καλῶς εἴρηται, ἡμῶν τῶν Χριστιανῶν ἐστι* c. XIII. — *Λόγος ἦν καὶ ἐστιν ὁ ἐν παντὶ ὤν* Apol. II. c. X.

Rücksichtlich der Lehre Justin's von der *Taufe* ist es Rec. zweifelhaft, ob er dieselbe, wie Hr. Otto p. 125 und vor ihm die bedeutendsten Dogmenhistoriker meinen, nur im symbolischee Sinne genommen. Freilich die Stelle Dialog. c. Tryph. c. XIV.: *Τί γὰρ ὄφελος ἐκείνου τοῦ βαπτίσματος, ὃ τὴν σάρκα καὶ μόνον τὸ σῶμα φαιδρύνει; Βαπτίσθητε τὴν ψυχὴν ἀπὸ ὀργῆς καὶ ἀπὸ πλεονεξίας, ἀπὸ φθόνου, ἀπὸ μίσους κ. τ. λ.* — scheint eine genaue Scheidung des Rituellen und des geistigen Actes der Wiedergeburt zu begünstigen; aber z. B. Apol. I. c. LXI. 2 — *ὅπως — ἀφέσεώς τε ἁμαρτιῶν ὑπὲρ ὧν προημάρτομεν τύχωμεν ἐν τῷ ὕδατι* scheint mehr als ein blos simultanes Zusammentreffen des Innern und Aeufsern anzudeuten. Auch fragt es sich, ob nicht in der Stelle Dial. c. XLIV., vom Verf. selbst p. 176 angeführt, der Participialsatz mit den folgenden Worten in dem Verhältnisse des Grundes zur Folge stehend gedacht ist. Die nicht blos symbolische Bedeutung der Taufe bei *Justin* wird um so wahrscheinlicher, wenn wir seine Lehre vom Abendmahle berücksichtigen. Hr. *Otto* behandelt p. 177. 178 die so schwierige und vielgedeutete Stelle Apol. I. c. XLVI.: *ἀλλ' ὃν τρόπον διὰ λόγου θεοῦ σαρκοποιηθεὶς Ἰησοῦς Χρ., ὁ σωτὴρ ἡμῶν, καὶ σάρκα καὶ αἷμα ὑπὲρ σωτηρίας ἡμῶν ἔσχεν, οὕτως καὶ τὴν δι' εὐχῆς λόγου τοῦ παρ' αὐτοῦ εὐχαριστεῖσαν τροφὴν, ἐξ ἧς αἷμα καὶ σάρκες κατὰ μεταβολὴν τρέφονται ἡμῶν, ἐκείνου τοῦ σαρκοποιηθέντος Ἰησοῦ καὶ σάρκα καὶ αἷμα ἐδιδάχθημεν εἶναι.* Diese Stelle ist besonders deshalb schwierig, weil die Vergleichungspunkte keineswegs klar einander gegenüberstehen, weshalb man mehr ahnen als klar erkennen kann, wie die Analogie der Menschwerdung dem Abendmahle angepafst werde. Gewifs unrichtig fafst *Hagenbach:* Dogmengeschichte I. p. 227 den Sinn: „Wie der Logos Fleisch wurde, so wird dagegen unser Fleisch und Blut in das seinige verwandelt." Allein dieses *Wie* und *So*, wie es Hagenbach gestellt, bildet gar keine klare Vergleichung. Aufserdem ist von sprachlicher Seite noch einzuwenden, dafs hier *κατὰ μεταβολὴν τρέφονται* ohne Weiteres = *μεταβάλλονται* genommen wird, der Sinn des *τρέφεσθαι* daher ganz verloren gehet. Hr. *Otto* schliefst sich hier Hrn. Dr. *Baumgarten-Crusius* an, ohne einen anderen Grund, als weil hunc virum clarissimum missis aliorum opinionibus in illa re explicanda sequi *juvat* (p. 178 not. 58). Dieser verstehet nun die *μεταβολὴ* von der Assimilation von Brod und Wein mit unserer gesammten Natur. Wenn aber Hr. *Otto* dieses billigend, *aufserdem* noch den Sinn in jenen Worten findet: „Atque hoc cibo coelesti interna cum Christo conjunctio corporisque immortalitas et resurrectio videbatur parata esse, so mufs Rec. dagegen bemerken, dafs, nachdem der *μεταβολὴ* obige Bedeutung geliehen, nur diese und nicht daneben noch eine andere haltbar ist. Nach des Recensenten Ansicht liegt der Accent der Vergleichung auf der Wirksamkeit des Logos. Wie durch den Logos die menschliche Natur Christi geschaffen wurde, so wird *δι' εὐχῆς λόγου* bewirkt, dafs Brod und Wein zum Leibe und Blute Christi werden. Durch diese *μεταβολὴ* (nicht Transsubstantiation, wohl aber Immutation d. h. Verbindung, Durchdringung des Brodes und Weines durch den Leib und das Blut Christi (so dafs *κατ' μεταβολὴν* mit *ἐξ ἧς* zu verknüpfen und für *μεταβληθείσης* stehend zu denken ist) *τρέφονται αἱ σάρκες ἡμῶν.* Rec. weicht also im Grunde nicht in der dogmatischen Auffassung vom Hrn. Verf. ab, wohl aber in Rücksicht auf die Erklärung der sprachlichen Ausdrücke, auf welche sie sich stützt.

Die Latinität des Hrn. *Otto* ist fliefsend und gewandt, doch nicht durchgehends rein.

H. Reuter.

VII.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy. Paris*, 1840. 295 *pp.* 8.
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau. Paris*, 1840. 378 *pp.* 8.
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison. London*, 1840. 8. *vol. I.* 572 *pp. vol. II.* 544 *pp.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté. Montpellier*, 1838. 184 *pp.* 8.
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent pré-*

Digitized by Google

sider à son emploi. Par Jules Gavarret. Paris, 1840. 312 *pp.* 8.

6. *Journal of the statistical Society of London. London*, 1838 *etc. N.* 1—12.

7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario. Milano*, 1838 — 1840. *vol. I.* 658 *pp.* 8. *vol. II. fascicolo I. e II.*

Unter dem Namen der Physique sociale, der anthropologischen Statistik, medicinischen Statistik u. s. w. hat man in den neuern Zeiten eine besondere Wissenschaft geschaffen, für welche der von deutschen Schriftstellern vorgeschlagene Name der Biostatik vielleicht der zweckmäfsigste ist; sie ist ein unmittelbarer Theil der allgemeinen Anthropologie, findet ihre Anwendung in vielen Wissenschaften, als der Geschichte, der Nationalökonomie, der Medicin u. s. w. Wir fassen hier die Anzeige einer Anzahl Schriften zusammen, welche die Wissenschaft in ihrer allgemeinsten Bedeutung, oder in ihrer Anwendung auf die Medicin betrachten.

1. Hr. Omalius d'Halloy, bereits rühmlichst bekannt als Geolog und Geograph, beachtet zuerst die verschiedene Bedeutung des Wortes Statistik bei den Schriftstellern; er schliefst die Biostatik, doch die eigentliche Basis der Wissenschaft, von seiner Betrachtung aus, und definirt die Statistik als: „La science, qui a pour but de faire connoitre les sociétés humaines en les considérant, soit sous le rapport des relations qui resultent des caractères zoologiques, du langage et des moeurs, soit sous celui des relations qui resultent du pouvoir que certains hommes exercent sur d'autres hommes" und theilt sie demnach in 1) die ethnographische und 2) die politische. Er betrachtet im ersten Buche seiner Schrift die ethnographische, im zweiten die politische.

In der ethnographischen Statistik will der Verf. die Menschen eintheilen nach den zoologischen Charakteren, der Sprache, den Sitten und der Abstammung. Indessen gilt ihm das erste Kennzeichen doch fast ausschliefslich; für die Hauptabtheilungen hat er recht, für die weitere Eintheilung sind aber Sprache und Abstammung von grofsem Werthe. Wenn der Verf. gegen die Sprache einwendet, dafs man dann die heutigen Haitier zu den Franzosen rechnen müfste, so dürfte diese Einwendung nicht begründet sein, denn erstens beweist sie in der That französische Beimischung, zweitens aber können die Haitier, wenn wir recht unterrichtet sind, manche Laute der arischen Sprachen gar nicht aussprechen, und ihre Sprache ist also sehr charakteristisch. Wenn er gegen die Abstammung einwendet, dann müfste man die Franzosen zu den Deutschen rechnen, so ist dagegen zu bemerken, dafs man immer den Grad der Mischung beachten mufs; wir sind aber in der That genöthigt, manche Zweige der französischen Familie des Verfs. zu den deutschen Stämmen zu rechnen, und müssen manche deutsche Stämme an die keltischen anreihen; die politische Nationalität entscheidet so gut wie nichts, die Welschen und die Germanen in England sind gleich gute Engländer, die Bretagner, Provencalen, Bourgogner gleich gute Franzosen u. s. w. Den ersten Rang behaupten allerdings die physischen Kennzeichen, den zweiten die Sprache, die besonders bei der Eintheilung in Stämme in ihren Dialektverschiedenheiten und Beimischungen von grofsem Werthe ist.

Der Verf. nimmt die drei Cuvier'schen Hauptraçen an, giebt aber zwischen ihnen mit Recht Uebergangsformen zu, und hält die Farbe nicht für das Hauptzeichen, obgleich sie immer von grofser Bedeutung bleibt.

Die *weifse Raçe* theilt der Verf. in vier Zweige, den europäischen, scythischen, indopersischen und aramäischen (gegen diese Eintheilung, wie gegen die Namen liefse sich Manches einwenden). Den *europäischen Zweig* theilt der Verf. in folgende Familien: 1) *Teutonen:* Scandinavier, die der Verf. mit Recht als die unvermischtesten und charakteristischsten betrachtet; Germanen, die aber gröfsere und andere Stammverschiedenheiten darbieten, als der Verf. glaubt; die reinsten Stämme sind Hessen, Niedersachsen, Thüringer, auch wohl noch Oberfranken (die nur an einzelnen Stellen mit Slaven gemischt erscheinen, dann freilich in einzelnen Dörfern sehr auffallend), Mittelfranken, Schwaben. Die Unterfranken mögen vielleicht den altfränkischen Typus bewahrt haben, aber es ist eben ein gemischter, Altbaiern verrathen, wie viele andre Süddeutsche, keltische Mischung, Obersachsen verrathen slavische Beimischung in vielen Gegenden sehr auffallend u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV. fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Fortsetzung.)

Bei der Stammeintheilung der Deutschen sind gerade die Dialekte von grofser Wichtigkeit, so wie auch die Eigenthümlichkeit der Cultur u. s. w. Die Historiker streiten sehr über die Südgrenze des alten Sachsen, aber wer über die Eder geht, kann sie in den Ortsnamen, im Dialekt, in der Bauart, wie in der physischen Bildung der Bewohner genug erkennen. 2) *Kelten*, zu denen der Verf. nur die noch die alte Sprache redenden Bewohner von Irland, Schottland, England und der Bretagne rechnet, und hier verführt ihn gerade die Sprache, von der er sonst so wenig hält. 3) *Basken*. Allein diese gehören zu den Kelten, und da ist die Sprache gerade wieder von Bedeutung. 4) *Latiner*, eine sonderbare Familie! Wie mögen sich wohl die überdies so gemischten römischen Legionen in Frankreich, Spanien, der Wallachei u. s. w. verloren haben! Frankreich hat in manchen Provinzen (auch nicht mehr deutsch redenden) deutsche Stämme, in andern keltische, die Provence möchte noch am mehrsten römische und griechische Bildungen zeigen; und Italien ist gegenwärtig äufserst gemischt: wer mag Venetianer, Savoyarden, Römer zu einem Stamme rechnen? Wie der Verf. seine Landsleute, die Wallonen, an die Teutonen anreihen mag, sehen wir gar nicht ein, sie haben wohl eher den Namen mit der That, sie sind Kelten. 5) *Griechen*, 6) *Slaven*. Zweiter Zweig: *Scythen*, Finnen, Liven, Esthen, Quänen, Votiaken, Tschuwaschen, Wogulen, Ostiaken. Dann die Magyaren (der Verf. scheint die neueste Schrift über die Abstammung der Ungarn noch nicht zu kennen: Besse voyage au Caucase etc. Paris. 1838), Türken, Turkomannen, Osbeken, Kirgisen, Nogai, Baschkiren, Jacuten, Tscherkessen. Von diesen scheinen aber mehrere schlecht zusammenzupassen. Der dritte Zweig: der *hindopersische*: die georgische Familie (Georgien, Mingrelier, Suanen, Lazen), die persische (Armenier? *) Kurden, Tadjik, Afghanen, Osseten), die indische (Hindu, Bengali, Mahratten, Seiks, Cingalesen, Zigeuner, Malabar, Tamulen, Telingas). Aber diese Eintheilung ist vorzüglich nur nach den Sprachen, und eine Menge Völker bleiben unerwähnt. Der vierte Zweig: der *aramäische*: semitische Familie (Assyrier, Hebräer, Phönicier, Karthager, Araber, Syrer), atlantische Familie (Kopten? Barabra, Dongolawi, Bischari, Abubdes, Abyssinier). Wir können dem

*) Den physischen Eigenschaften nach reihen sich diese mehr an den aramäischen Zweig, der Verf. folgt also doch wieder der (unentschiedenen) Sprachverwandtschaft, denn während allerdings viele Neuern das Armenische an das Persische anreihen, finden Andre doch eine gröfsere Aehnlichkeit mit dem Syrischen.

Digitized by Google

Verf. bei den übrigen Raçen nicht in das Einzelne folgen; wir wollen nur bemerken, dafs er in der mongolischen Raçe aus den Anwohnern des Nordpols einen hyperboräischen Zweig bildet, von dem es wohl sehr unsicher ist, ob man sie zu den Mongolen rechnen darf, sie sind offenbar wesentlich durch das Clima verkümmert, zum Theil mit Mongolen gemischt; wie aber auch geringe Beimischung mongolischen Bluts auf manche Züge, z. B. die Stellung der Augen wirkt, das kann man häufig an den Russen sehen; die Lappländer will der Verf. durchaus nicht an die Finnen reihen, wie der obenerwähnte Besse, dessen Nationalgefühl sich mächtig darüber empört, dafs die häfslichen Lappen Brüder seiner Ungarn sein sollen; indessen die Sprache ist hier von grofsem Gewicht, Uebergänge der Finnen zu Mongolen sind doch wohl überhaupt nicht zu leugnen, und die Mischung von Finnen und Mongolen schon im Heere Attila's so gut, wie erwiesen. Inconsequent gegen seine frühere Annahme kommen Amerikaner und Malayen als eigene Raçen. Die Pogus und Endamenes werden richtig zu den Negern gerechnet, sonst die Uebergänge der Neger verkannt, namentlich die Mischung des Mongolischen bei Kaffern und Hottentotten nicht erkannt. Diese ganze Anthropographie scheint uns nun überhaupt nicht in die Statistik zu gehören. Zuletzt giebt der Verf. eine Berechnung der Seelenzahl aller verschiedenen Stämme und Familien, als Endresultat ergeben sich 456 Millionen Caucasier, 218 Mill. Mongolen, 5 Mill. Amerikaner, 17 Mill. Malayen, 44 Mill. Neger, 10 Mill. Mestizen.

In der politischen Statistik handelt der Verf. zuerst von dem Wesen des Staats, von den verschiedenen Formen desselben. Es folgen Bevölkerungstabellen, Colonialverhältnisse, Eintheilung der Staaten, Religionsverhältnisse. Im Allgemeinen Balbi, doch sonst den besten Quellen (wir haben z. B. die officiellen neuesten englischen und französischen Colonialstatistiken verglichen) folgend können freilich einzelne Fehler, wie immer in solchen Arbeiten, nicht vermieden werden, so z. B. wenn Kurhessen 812,000, Grofsherzogthum Hessen 782,000 Einw. erhalten u. dgl. m.

2. Hr. *Dufau* betrachtet die Statistik zwar im Allgemeinen, beschränkt sich aber in der Anwendung auf das Einzelne allein auf Frankreich, und es ist dankenswerth, dafs er hier die allgemeinen Resultate aus der weitschichtigen officiellen französischen Statistik hervorhebt. Das erste Capitel giebt eine Uebersicht der Geschichte der Statistik; das zweite handelt von dem Wesen derselben, das dritte von ihrem Verhältnifs zur Geographie und zur Nationalöconomie, und hier definirt sie der Verf. als „la science qui enseigne „à déduire de termes numériques analogues les lois „de la succession des faits sociaux", und verweist mit Recht alle Beschreibungen, wie sie z. B. Omalius d'Halloy enthält, aus der Statistik, wie er sagt, in die Geographie, doch wohl richtiger in die Naturbeschreibung im Allgemeinen. So einverstanden wir uns mit dieser Abgrenzung der Wissenschaft im Allgemeinen erklären, so fühlen wir doch, dafs man mit solchen Begriffsbestimmungen nicht zu ausschliefslich verfahren dürfe, sie sind Menschenwerk, und trennen, was in der Natur ungetrennt, und hier, wie so häufig bei der Bearbeitung der Naturwissenschaft, müssen wir speciellen Zwecken gemäfs Naturbeschreibung und Naturgeschichte oft verbinden. — Das vierte Capitel giebt die Methode der Statistik an; die Statistik soll bewährte, gleichartige Thatsachen in der erforderlichen Anzahl zusammenstellen, um durch Vergleichung und Anwendung der Rechnung das Gesetz nachzuweisen, nach welchem sie erfolgen, während die einzelnen zufällig und variabel erscheinen. Der Verf. unterscheidet Statistique physique (météorologique, médicale etc.), morale (judiciaire, litteraire etc.), industrielle (agricole, manufacturière etc.), politique (militaire, financière, coloniale etc.). Der Verf. zeigt mit Recht, dafs eine allgemeine Statistik der Erde und selbst Europas nicht existirt und nicht existiren kann, die Statistik der wenigen Hauptstaaten Europas (Frankreich, England, Preufsen, Belgien, Schweden) ist selbst noch sehr unvollkommen, und das beste Mittel zu ihrer Vervollkommnung ist die Begünstigung häufiger Localstatistiken, wozu er daher die Regierung auffordert, indem er sehr gut nachweist, welchen grofsen Vortheil sie der Nationalöconomie verspricht, und wie sehr die irren, die darin nur Micrologie oder Gelehrsamkeitskrämerei sehen. Das sechste Capitel handelt von den Populationsverhältnissen im Allgemeinen, und ihrer Abhängigkeit von äufsern Einflüssen, und zeigt an Beispielen, wie nothwendig die Beobachtung dieser Einflüsse des Clima's, der Atmosphäre, des Gewässers, des Bodens u. s. w. sei, namentlich macht er auf die Wichtigkeit der medicinischen Statistik aufmerksam.

Diese Betrachtungen werden im siebenten Capitel fortgesetzt. Zum Beweis, wie leicht man sich in der Feststellung der Thatsachen irren könne, führt der Verf. folgenden Fall an: Das Departement der Creuse zählte die wenigsten Verurtheilten, und stand bis zum Jahr 1834 an der Spitze der Moralität in Frankreich (was allerdings nach seiner physischen Beschaffenheit auffallen mufste), in diesem Jahre erst erkannte man, dafs in jedem Jahre eine bedeutende Anzahl seiner Bewohner dieses arme Departement verliefs, um seinen Unterhalt in andern zu suchen; als man nun die von diesen Bewohnern in andern Departements Verurtheilten denen des Departements zurechnete, fiel es bald von seinem Ehrenplatze herunter. Das achte Capitel: Du classement des faits relativement aux circonscriptions territoriales. Die Schwierigkeit, richtige Resultate in der Statistik ganzer Länder zu erhalten, beruht immer darauf, möglichst gleichartige Facta zu vergleichen. Die Departementaleintheilung Frankreichs ist in dieser Beziehung die unpassendste, die daher die bessern französischen Statistiken längst verlassen haben, um dagegen der alten Provinzialeintheilung den Vorzug zu geben; allerdings haben die alten Provinzen mehr gleichartige Volksstämme, im Allgemeinen auch mehr gleichartige äufsere Einflüsse, doch werden wir im Folgenden sehen, welche Fehlschlüsse auch hier noch vorkommen müssen. Der Verf. nimmt dann die Eintheilung mehrerer seiner Vorgänger in Nord- und Süd-Frankreich an, wo dann der Süden ziemlich dem alten Königreiche der Provence in seiner gröfsten Ausdehnung unter Boson u. s. w. entspricht; geben auch hier die eigentliche Provence, Dauphiné, Vendée ziemlich heterogene Bestandtheile, so ist doch die Differenz noch lange nicht so grofs, wie im Norden, wo die Bretagne, Champagne, Metz mit ihren keltischen Bewohnern gar nicht zu Lothringen, Elsafs, Flandern, Normandie u. s. w. mit ihren germanischen Volksstämmen passen; wer, wie Referent, Jahre lang in den Provinzen Frankreichs gelebt hat, wird dieses leicht fühlen.

Der zweite Theil giebt die Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die Statistik Frankreichs. Das erste Capitel giebt eine Uebersicht der absoluten und relativen Population Frankreichs, und ihrer jährlichen Zunahme von 1700 resp. 1801 bis 1836, im Allgemeinen und nach den einzelnen Provinzen, in den Städten und auf dem Lande. Von 1801 bis 1836 hat die Bevölkerung im Norden um 20 p. C., im Süden nur um 18 p. C. zugenommen. — Das zweite Capitel betrachtet nach den Conscriptionslisten (also einer unvollständigen Quelle) die physische Constitution, die mittlere Gröfse, und verschiedene Krankheiten, so wie den Verbrauch der Hauptnahrungsmittel. Es ist möglich, dafs die Conscriptionslisten in Frankreich etwas zuverlässiger sind, aber wo das Bedürfnifs der Armee sehr wechselt, sind sie unzuverlässig; ist dieses gering, so reicht eine kleine Anschwellung der Schilddrüse, ein schadhafter Zahn zur Befreiung hin, ist es grofs, so befreit auch schon ein Kropf und ein fehlender Zahn nicht mehr! Darauf möchte man auch gleich schliefsen, wenn man die vom Verf. mitgetheilte Liste der Befreiten von 1816 bis 1836 in manchen Jahren vergleicht, indessen im Allgemeinen hat ihre Zahl immer zugenommen: im Jahr 1816 betrug sie 30000, im Jahr 1835 aber 63000. Die gröfsten Soldaten lieferten Lothringen und Elsafs, die allergröfsten das Departement der Mosel (aber nach unsrer guten Kenntnifs sind wir fest überzeugt, dafs diese gewifs den deutschen Cantonen von Saarbrücken, Thionville und Longwy angehörten, und dafs dagegen die Metzer zu den kleinsten gehörten), die kleinsten die Bretagne, die mehrsten Befreiungen wegen Kleinheit fallen auf die Auvergne und das Limousin. Der Verf. giebt eine Uebersicht der verschiedenen Ursachen der Befreiung vom Dienste in 5 Jahren von 1830 bis 1836, woraus sich ergiebt, dafs im Durchschnitt zurückgewiesen wurden: der 26ste wegen Schwäche der Constitution, der 76ste wegen Hernien, der 217te wegen Augenleiden, der 200ste wegen Scropheln, der 224ste wegen Verlust von Zähnen, der 227ste wegen Kropf, der 310te wegen Lahmheit, der 348ste wegen Kurzsichtigkeit, der 444ste wegen Taubheit und Stummheit, der 665ste wegen Brustkrankheit, der 854ste wegen Epilepsie. Der Vf. vergleicht dann die einzelnen Provinzen in Beziehung auf die Häufigkeit dieser Krankheiten: Kröpfige kamen z. B. jährlich unter 1000 Conscribirten vor: in Lyonnais und Dauphiné 45 (was für die Dauphiné ein ziemlich richtiges Bild giebt), in Elsafs und Lothringen 74 (wer aber mit dieser Idee in den gröfsern Theil Lothringens kömmt, wird sich sehr wundern auch nicht einen Kropf zu sehen, es sind nur ganz einzelne Cantone, und dafs dieses *nur* gebirgige wären, wie der

Digitized by Google

Verf. glaubt, ist unrichtig, der Kropf ist um Strasburg und zum Theil in der Stadt selbst, also in der Ebene endemisch), Provence 37 (giebt wieder ein falsches Bild von der eigentlichen Provence), Languedoc und Roussillon 29, Limousin und Auvergne 24 (in der Auvergne scheint er aber häufiger, als in früher genannten Provinzen), Gascogne 23, Languedoc 19, Flandern und Picardie 15, Guienne 14, Bourgogne und Franche-Comté 12, Champagne 7, Berry 6, Corsica 3, Normandie 2, Bretagne 2, Isle de France 1, Anjou und Touraine 1, Poitou 1, im Durchschnitt 18. Ganz entgegengesetzte Verhältnisse giebt oft der Verlust der Zähne, da steht z. B. die Normandie oben an mit 66, die Dauphiné hat nur 6. — Das dritte Capitel betrachtet die Geburten und Todesfälle in der Periode von 1801 bis 1835, und den Einfluss von Theurung der Nahrungsmittel, Krieg, Revolution, Cholera. Die Resultate des Verfs. stimmen im Allgemeinen mit den bekannten Quetelets überein. Cap. 4. Verhältnifs der Geschlechter, hohes Alter, mittlere Lebensdauer. Interessant sind hier allerdings die verschiedenen Verhältnisse der Provinzen. Cap. 5. Heirathen, Fruchtbarkeit der Ehen, uneheliche Geburten, Findelkinder. Die Fruchtbarkeit der Ehen ist im Norden 0,36, im Süden 0,38. Die Uebersicht der Provinzen zeigt, dafs da wo die Ehen am fruchtbarsten sind, die mittlere Lebensdauer am kürzesten ist, und umgekehrt. Cap 6. Criminalität. Bekanntlich hat Guerry vor mehreren Jahren schon eine Statistik der Criminalität in Frankreich gegeben; diese findet man hier fortgesetzt und erweitert; der Raum verbietet uns indessen in das Einzelne einzugehen. Cap. 7. Moralität. Geisteskrankheiten. Auch dieses interessante Capitel ist keines Auszugs fähig. Nur die Selbstmorde mögen hier kurz erwähnt werden: In den eilf Jahren von 1827 — 1836 kamen in Frankreich 21,345 Selbstmorde vor, jährlich im Mittel 1940, sie haben aber von Jahr zu Jahr ganz unverhältnifsmäfsig zugenommen, so dafs 1837 901 mehr als 1827 vorkamen. Die Vergleichung der Provinzen zeigt, dafs das Clima keinen Unterschied macht; die Provinzen folgen sich in folgender Ordnung: Isle de France 1 : 479, Flandern und Picardie 1 : 1,185, Normandie 1 : 1,888, Provence 1 : 1,194, Champagne 1 : 1,217, Lothringen und Elsafs 1 : 1,857, Poitou 1 : 1,934, Touraine 1 : 2,013, Franche Comté 1 : 2,276, Dauphiné 1 : 2,721, Berry 1 : 2,838, Guienne 1 : 2,997, Bretagne 1 : 3,054, Languedoc 1 : 3,381, Corsica 1 : 3,998, Auvergne 1 : 4,499, Gascogne 1 : 4,624, Roussillon 1 : 6,359; auch manchen andern ältern Annahmen scheint diese Reihenfolge nicht günstig, den ungünstigsten Einfluss möchten die gröfseren Städte und der höhere Grad der Cultur auszuüben scheinen; der Verf. findet, dafs die wenigsten Selbstmorde da vorkommen, wo die Lebensdauer am längsten ist. Die Arten des Selbstmordes blieben sich in ihrer Häufigkeit ziemlich gleich, sie folgen sich in ihrer Häufigkeit in folgender Ordnung: Ersäufen, Erdrosseln, Erschiefsen, Ersticken durch Kohlendampf, Erstechen, Vergiften, Herabstürzen. Eine folgende Tabelle zeigt, dafs die Selbstmorde da am häufigsten sind, wo auch Geisteskrankheiten am häufigsten vorkommen. Um die verschiedene religiöse Tendenz der Provinzen zu vergleichen, giebt der Verf. eine Uebersicht der Subscriptionen pour la propagation de la foi catholique in den verschiedenen Provinzen; es wäre freilich, wenn es zu erreichen gewesen wäre, besser die Zahl der Subscribenten, als die des Geldbetrags verglichen worden, indessen ergiebt sich bestimmt, dafs diese Tendenz im Süden sehr viel gröfser ist, als im Norden: oben an stehen Dauphiné, Provence, Bretagne, am niedrigsten Flandern, Berry, Lothringen und Elsafs. Cap. 8. Mendicité, hospices et hôpitaux, bureaux de bienfaisance etc. Cap. 9. Instruction. Ohne in das Einzelne einzugehen, wollen wir nur aus Einer Tabelle hervorheben, dafs im Jahre 1827 unter den Rekruten 114,581 Unterricht genossen hatten, 157,510 keinen! im Jahr 1835 dagegen hatten 161,055 Unterricht genossen, 139,585 keinen; am günstigsten war das Verhältnifs in Elsafs und Lothringen, der Champagne, Isle de France, Normandie, Flandern und Picardie (also entschieden in den germanischen Provinzen), am ungünstigsten in Berry, Auvergne, Bretagne, Touraine, also in keltischen Provinzen. Cap. 10. Civilisation.

Hr. Dufau zeigt sich als ein Mann, der seines Stoffes vollkommen mächtig ist, und der sich mehr, als viele andre Statistiker, vor Fehlschlüssen zu hüten bemüht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Fortsetzung.)

3. Wenn die Schrift des Hrn. Dufau uns wichtig erschien für den Zweck, den wir hier vorzüglich im Auge haben, nämlich für die allgemeine Biostatik und medicinische Statistik, so streift die Schrift des Hrn. *Alison* (der kein Arzt ist, sondern ein Bruder oder doch sehr naher Verwandter des durch verwandte Untersuchungen bekannten Arztes in Edinburg) mehr in das Gebiet der Geschichte und Nationalöconomie, und wenn ihr Inhalt auch keineswegs gleichgültig für den Anthropologen und Arzt ist, so liegt er ihm doch ferner, und wir werden uns in der Anzeige besonders auch deswegen kürzer fassen, weil sie mehr Raisonnement, als Facta enthält. Der Inhalt des ersten Capitels giebt ziemlich vollständig den Inhalt der ganzen Schrift an: Necessity of a change in the rate of increase in the progress of Society. — Law of increase in hunter and fisher State. — In pastoral nations. — In the early agricultural State. — Importance of the nomad habits in producing the early dispersion of Mankind. — Principles of expansion provided for civilized man. — The spirit of commerce and Energy of Democracy. — Contrast between the early powers of Man over Nature and those of civilized live. Der Verf. sagt, drei Verhältnisse der Existenzmittel des Menschen zum Producte seiner Arbeit sind möglich, 1) entweder der Mensch kann nicht so viel produciren, als er bedarf, oder 2) er producirt gerade so viel, als er bedarf, oder 3) er producirt mehr, als er bedarf. Der Erfahrung gemäfs ist aber das letztere der Fall; der Ackerbau producirt, mit Ausnahme etwa der heifsesten (was wir bezweifeln möchten) und der kältesten Zone, viel mehr, als der Mensch bedarf, it is this excess which has in every age, and in every part of the warld, produced the fund by which all other classes of society have been maintained. Die Existenz der übrigen Classen der Gesellschaft hängt also wesentlich von den Ackerbauern ab, und es können von den übrigen Classen nur so viel existiren, als der Ueberschufs der Production des Ackerbaus zu ernähren vermag. So lange daher noch Land urbar zu machen ist, ist auch die Zunahme der Bevölkerung unbeschränkt, ist dieses aber nicht mehr der Fall, so ist die Bevölkerung auf eine der Production entsprechende Zahl beschränkt. Daher können in England noch fünf mal so viel Einwohner leben, als gegenwärtig. Das Verhältnifs des bebauten Bodens ist so, dafs in Polen 20 Ackerbauer einen Manufacturisten erhalten, in Amerika 12, in Frankreich 2, während in England 1 Ackerbauer in gewöhnlichen Jahren 3 Manufacturisten erhält. Wäre die ganze Erde bebaut, wie die britischen Inseln, so könnte sie 220 mal so viele

Digitized by Google

Einwohner nähren, als jetzt, was der Verf. durch Beispiele europäischer Länder zu zeigen sucht. Der Verf. zeigt nun, wie in den verschiedenen Stadien der Existenz eines Volks die Bedürfnisse wachsen, und wie demgemäfs die Zunahme der Population immer mehr beschränkt werden müsse, und wie dieses namentlich durch die Zunahme der Manufacturisten, und die Zusammendrängung in gröfseren Städten geschehen müsse, und namentlich durch Entwerthung des Geldes und Zunahme des Luxus, unvortheilhaftere Anwendung des Capitals, wie so endlich ein Land mit andern nicht mehr concurriren könne; nach einer Berechnung beträgt der wöchentliche Arbeitslohn in England 10 bis 30 sh., in Frankreich 5 sh. 8 d., in der Schweiz 4 sh. 5 d., in Oesterreich (!) 4 sh., Tyrol 3 sh. 9 d., in Sachsen 3 sh. 6 d., zu Bonn am Rhein 2 sh. 6 d. Dafs dadurch der Wohlstand der Länder im Allgemeinen noch nicht leiden müsse, sucht er durch tabellarische Uebersichten zu zeigen; indessen findet er, dafs „already the british empire seems to stand on a dizzy pinnacle, and a false step in any direction might speedily precipitate it into ruin", der Untergang des Handels der italienischen Republiken, und der Ufer der Schelde, während diese Länder herrlich blühen „are exemples that we may see and hope for the prototypes of the *euthanasia* of british greatness". Die aufgestellten Grundsätze erleiden Modificationen durch menschliche Verderbtheit, Schwäche, schlechte Regierung, was der Verf. durch Beispiele erläutert; daran reiht er ziemlich melancholische Betrachtungen über den nothwendigen Untergang oder die Regeneration derselben mit trüben Ahnungen für sein Vaterland. In einem langen Abschnitte vergleicht er die Entwickelung und den Zustand der Bevölkerung in den asiatischen Reichen mit der der europäischen. Der Verf. betrachtet dann den Zustand der Bevölkerung in den verschiedenen europäischen Reichen. In Deutschland werden nur die Hauptstaaten betrachtet, in Oesterreich wird das Gute vollkommen anerkannt, die Schattenseiten merkwürdiger Weise übersehen; dasselbe möchte von Preufsen gelten; am übelsten kömmt Baiern weg „from the court to the cottage indolence is the characteristic of the country". Es folgen eine Menge ungerechter Anschuldigungen, wie Schmutz des Landvolks, gänzlich darniederliegende Landwirthschaft u. s. w. „The Erzgebirge and the Thuringian forests are the boundaries placed by nature between light and darkness, riches and poverty, freedom and slavery. Probably in the whole extent of the world, a stronger contrast cannot be found than between Saxony and Bavaria, and yet nature has done more for the latter than the former". Wenn der Verf. gerecht sein wollte, so hätte er wenigstens anführen müssen, was Baiern vor Maximilian war, und was es durch ihn geworden ist. Eben so ungerecht wird wieder Süddeutschland mit Baiern amalgamirt, Wirtemberg nimmt es in Beziehung auf Unterricht und Bildung mit jedem norddeutschen Staate auf. Ueberhaupt kommen der schiefen Urtheile so viele vor, dafs es unbegreiflich erscheint, wie sich der Verf. auf personal observation berufen mag, — wahrscheinlich auf dem Dampfschiffe und im Eilwagen. Aufrichtig genug findet er den Zustand der Irländer viel schlechter, als den der westindischen Neger vor der Emancipation; von den letzteren heifst es „Many grievous instances of cruelty, doubtless, occurred in the West Indies during the days of slavery; *but the general condition of the people was prosperous in the extreme.* Their cottages, gardens, and overhanging fruit trees, exhibited a scene of rural felicity rarely to be met with; their fare and accomodations were superior to those of the english labourer; by working two days in the week, on their own account, they could often save L. 30 a-year. Personal knowledge". Der Zustand seines eigenen Vaterlandes, und besonders des Pauperismus ist ihm der Gegenstand der ernstesten und für die Zukunft trübsten Betrachtungen, Schottland hat 250,000, den zehnten Theil der Bevölkerung, von Allem entblöfster Arme, für England sind die Irländer die gröfste Last, jedes Jahr kommen 50,000 so gut, wie ganz nackte Irländer nach England, London hat deren 120,000, Glasgow 40,000, Manchester 38,000, Liverpool 34,000, Edinburg 29,000, Bristol 24,000. In Beziehung auf Amerika bemerkt der Verf., dafs man in den letzten Jahren erst bemerkt hat, dafs nicht allein die weifse Raçe so rasch zunimmt, sondern dafs sich auch die schwarze Raçe fast noch schneller vermehrt, und er glaubt, dafs die Sclavenstaaten jetzt auf 3,960,000 Weifse fast 3,000,000 Schwarze haben werden.

Im zweiten Bande behandelt der Verf. die wichtigsten Lebensfragen für England, den Pauperismus, die Religionsverhältnisse, die Vortheile und Nachtheile

Digitized by Google

den Volksunterrichts, das Colonialwesen und die Korngesetze. Den Beschluss machen allgemeine Betrachtungen On the future Increase of Mankind. Der Verf. wird der Entschuldigungen, die er bei dieser Untersuchung vorbringt, gewiss in den Augen keines vernünftigen Menschen bedürfen. Referent wüsste nicht, wie man eine solche Untersuchung anders anstellen könnte, als indem man den bisherigen Entwickelungsgang der Erde, der Menschheit, der Menschenraçen, der Menschenstämme und der Nationen verfolgte, und daraus auf eine ähnliche Entwickelung in der Zukunft schlösse! Dann ergiebt sich aber ein beständiger Vervollkommnungstrieb der Menschheit; dieser spricht sich in jedem einzelnen Gliede aus, ein jeder Mensch trägt sein Scherflein bei, aber kein Endliches kann den ewigen Zweck erreichen, keine einzelne Raçe, kein Stamm, keine Nation, sondern jede endet, wie der einzelne Mensch, wenn eine gewisse Stufe erreicht ist; so sehen wir die arische Menschenraçe als die jetzt vollkommenste allmählig die niedern verdrängen; verschwunden sind ziemlich die Amerikaner, Neger und Mongolen werden ihr Schicksal theilen; in dieser Raçe hat aber erst ein Stamm geherrscht, ihm ist ein keltisch-pelasgischer gefolgt, diesem der germanische, und ihm wird ein andrer folgen; dass die arische Raçe die vollkommenst mögliche wäre, und dass ihr keine andre vollkommnere folgen könnte, wer möchte es behaupten? Die Erscheinungen der Entwickelung, des Wachsens und Strebens früherer Nationen zu beobachten, und damit den Culturstand seiner Nation und ihre bevorstehenden Schicksale zu vergleichen, ist sicher die Aufgabe des Menschen. Solche Betrachtungen sind dem Verf. nicht fremd, allein er fühlt nicht, dass ein letztes und höchstes Gesetz im Leben der Menschheit waltet, dem jede einzelne Nation unterworfen ist, und wie viele unsrer Kinder, so sterben eine Menge Nationen bald nach der Geburt; das Gesetz der ersteren haben wir der Rechnung unterworfen, das Gesetz der letzteren spottet jeder Probabilitätenrechnung, es erscheint unserm endlichen Blicke als Zufall, während es doch sicher im Unendlichen demselben Gesetze unterworfen ist. Viele Calcule des Verfs. erscheinen daher als reine Spielerei; wenn der Verf. z. B. auf die Berechnung, von wie viel Land ein Mensch leben könne, das Resultat gründet, England könne vollkommen noch einmal so viele Einwohner ernähren, als jetzt, so vergisst er, der sonst eine so lebhafte Phantasie hat, sich dann den Zustand desselben auszumalen, kein Luxuspferd, viel weniger ein Hund, kein Hirschpark, viel weniger eine Fuchsjagd, die Gärten in Kohlfelder, die Paläste in Hütten verwandelt, er vergisst das alte consuetudo est altera natura, der englische Arbeiter glaubt nicht allein nicht existiren zu können, sondern er würde wirklich sterben, weil die Gewohnheit für den Organismus so mächtig, wie die ursprüngliche Organisation ist, wenn er, wie der Ardennenbewohner von Haferbrod leben sollte; für den einmal entwickelten Staat sind auch Luxusgegenstände unentbehrliche Lebensbedürfnisse, und lange ehe daher jener Zustand eintreten könnte, wäre old England von Krankheiten und Revolutionen zerrissen, und eher auf die Hälfte seiner jetzigen Bewohner zurückgebracht. Eben so unrichtig ist die auf die ungeheure Productionskraft gegründete Berechnung von der möglichen Bevölkerung der tropischen Erde, denn die Zusammendrängung der Bevölkerung reicht dort allein schon hin ein tödtliches Gift zu erzeugen. Doch sind wir weit entfernt dem Verf. eine Menge vielleicht richtiger Blicke in die Zukunft abzusprechen.

Diese kurze Inhaltsanzeige von zwei dicken Bänden mag hinreichen zu zeigen, was der Leser in ihnen zu suchen habe. (Eben kömmt uns eine englische Schrift verwandten Inhalts in *Taylor's* history of Society. 1841. zu).

4. 5. Nachdem die Statistik die Gesetze des Lebensverlaufs im Allgemeinen, der Geburt, des Todes, ja auch der natürlichen äussern Einflüsse, des Clima's, der Beschäftigungen der Rechnung unterworfen, und die Resultate von der Aetiologie längst benutzt waren, war der Gedanke wohl natürlich auch die Einwirkung der Heilmittel des Arztes der Rechnung zu unterwerfen; man nannte dieses ebenfalls medicinische Statistik, richtiger hätte man wohl gesagt, therapeutische Statistik. Der Gegenstand kam besonders zur Sprache, als Civiale durch solche Vergleichungen die Vorzüge der Lithotritie hervorzuheben suchte, und als Louis durch sie seine Behandlung der Lungenentzündung und der Nervenfieber zu vertheidigen bemüht war. Viele Stimmen sprachen zu Gunsten dieses Verfahrens, wie Bouillaud, Pelletan, der im neuesten Bande der Mémoires de l'Académie ein Mémoire sta-

tistique sur la Pneumonie (über 75 — Fälle) liefert; andre aber dagegen, unter diesen besonders Double in der Academie und Risueño d'Amador in einer Abhandlung. Gegen diese beiden sind die vorliegenden Schriften vorzüglich gerichtet. Die Entscheidung liegt wohl ziemlich nahe: Je gleichartiger und je weniger variabel Erscheinungen sind, um so sicherer und übereinstimmender sind die Resultate der statistischen Berechnungen, je zusammengesetzter und variabler sie werden, um so widersprechendere und unsicherere Resultate giebt uns die Statistik. Wenn also bei einer Krankheit die Form leicht aufgefafst wird, und ihr Wesen keine grofse Verschiedenheit darbietet, so kann die statistische Vergleichung der Heilmethoden ein sicheres Resultat geben; dieses ist z. B. der Fall mit der Krätze, wo uns auch seit langer Zeit solche Untersuchungen vorliegen; viel schlimmer steht es schon mit der Syphilis, die Form wechselt so, dafs Aerzte eine Syphilis da erkennen, wo sie andre geradezu leugnen, und individuelle Constitution und äufsere Einflüsse wirken so modificirend auf das Wesen ein, dafs nur sehr vorsichtig gesammelte Beobachtungen in sehr grofser Anzahl ein einigermafsen zuverläfsiges Resultat geben; in vielen andern Krankheiten bietet die Erkenntnifs der Form so grofse Schwierigkeiten dar, und die Modificationen des Wesens sind so vielfach, dafs das Auffinden comparabler Beobachtungen sehr schwer wird, und dafs nur eine sehr grofse Anzahl ein einigermafsen sicheres Resultat geben kann. Indem wir daher den genannten Statistikern im Allgemeinen Recht geben, die Anwendung des Calculs ist bei Heilmethoden zuläfsig, und es kann eine therapeutische Statistik geben, wenn — — eine hinreichende Anzahl comparabler Beobachtungen vorhanden ist, so müssen wir in den vorliegenden Fällen von Louis, Pelletan u. s. w. (über Civiale hat wohl schon die allgemeine Stimme entschieden) den Antistatistikern Recht geben; die Beobachtungen sind unsicher, in sehr viel zu kleiner Anzahl und das Resultat daher unzuverläfsig, wie sich denn auch Louis und Pelletan in der Behandlung der Pneumonie geradezu gegenüberstehen (die Herrn durften nur die richtigen allgemeinen Principien ihres Landsmanns Dufau beachten). Dagegen weifs auch Hr. Gavarret nichts einzuwenden; was aber die Anwendung der Probabilitätenrechnung im Allgemeinen auf die allgemeinsten Erscheinungen der Biostatik, auf ätiologische Verhältnisse betrifft, so sagt er uns nichts Neues; über die Anwendbarkeit ist man längst einig, und in das Specielle geht er nicht ein.

6. In den letzten Jahren sind in fast allen Ländern statistische Sammlungen und Journale erschienen, die indessen vorzugsweise nur die politische Statistik berücksichtigen. Die hier genannte Zeitschrift der Londoner statistischen Gesellschaft bietet den allermannigfaltigsten Inhalt dar, und wegen der berücksichtigten medicinischen Statistik wünschen wir vorzüglich die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sie zu leiten. Sie enthält nicht allein Statistiken einzelner Städte und Flecken, Criminalstatistiken, Statistiken von Armen- und Kranken-Häusern u. dgl., sondern ganz specielle Abhandlungen zur medicinischen Statistik. 1) Unter den Localstatistiken zeichnen wir für den Arzt aus: eine vollständige amerikanische Statistik: *Statistics of the City of New-York by Fripp. N. 10. p. 1.* Die Bevölkerung betrug im Jahr 1835: 270,089, das männliche Geschlecht im Verhältnifs zum weiblichen = 48,73:51,27. Die Weifsen zu den Farbigen = 94,4:5,6. Taubstumme 175 (1:1543), Blinde 105 (1:2572), Geisteskranke 64 (1:8440), Geburten 8960 (1:30,14), Todesfälle 6,608 (1:40,87) (es folgt eine Tabelle der Sterblichkeit von 1805 bis 1836 nach dem Alter von 5 zu 5 Jahren, so wie der Sterblichkeit in den verschiedenen Monaten des Jahres; sie ist am gröfsten im August, am geringsten im Juni im Verhältnifs 1218:636)! An der Schwindsucht starben im Verhältnifs zu andern Krankheiten: Eingewanderte 1:3,25, eingeborne Schwarze 1:4,25, eingeborne Weifse 1:9,47. Das Krankenhaus nahm 227 Eingeborne und 982 Ausländer auf. — 2) *W. A. Guy, On the Value of the Numerical Method as applied to Physiology and Medicine.* N. X. p. 25. Ein im Ganzen sehr gut geschriebener Aufsatz, in welchem indessen doch ein zu grofser Werth auf die therapeutische Statistik gelegt wird. — 3) *Mortality of Amputation by Phillips.* N. II. p. 103. Der Verf. berechnet die Zahl der Todesfälle nach Amputationen in verschiedenen Ländern: es sterben von Hundert in Frankreich 23,15, in Deutschland 23,85, in Nordamerika 25,26, in England 22,74. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV. fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Schluſs.)

4) *Suicides in Westminster from* 1812 *to* 1836. Im Durchschnitt kommen jährlich 26 Selbstmorde vor oder 1 : 6700. Ersäufen ist auch hier die häufigste Art. Die Herausgeber finden, dafs mehr oder weniger Gelegenheit, z. B. die Gegenwart eines Stroms oder Canals, die Häufigkeit der Selbstmorde vermehrt oder vermindert. — 5) *A. M. Tulloch On the sickness and Mortality among the Troops in the West-Indies.* Ein ausgezeichneter, durch drei Hefte laufender Aufsatz. Auszüge sind in verschiedenen englischen und deutschen Zeitschriften erschienen, indessen ist der gedrängt geschriebene Aufsatz kaum eines Auszugs fähig, und in vielfacher Hinsicht belehrend, und herrschende Vorurtheile berichtigend; so ist es ganz den bisherigen Ansichten zuwider, dafs in Westindien jährlich von 1000 Soldaten 12 an der Lungensucht sterben, während in England nur 5,5 sterben; auch andre Lungenkrankheiten sind besonders gefährlich; indessen ist in dieser Beziehung noch mancherlei aufzuklären, die Listen zeigen, dafs besonders acute Catarrhe äufserst häufig sind, und oben wurde von New-York angeführt, dafs die häufigen Todesfälle an Lungensucht besonders die fremden Ankömmlinge, nicht die Eingebornen betreffen. Die Sterblichkeit unter den schwarzen Truppen ist viel gröfser, als unter der Sclavenbevölkerung. Uebrigens ist der ganze Aufsatz auch in den mehr verbreiteten *Statistics of the Colonies of the Brit. Empire, by Montgomery Martin* App. p. 14 aufgenommen, und der Verf. wird demnächst im Verein mit ein Paar andern Gelehrten ein umfassendes Werk erscheinen lassen, welches bereits vor längerer Zeit angekündigt ist. — 6) *J. Clendenning on the relative frequency of pulmonary consumption and diseases of the heart.* N. III. p. 142. — 7) *On the rate of mortality amongst Officers retired from the Indian army by R. Christie.* Diese Officiere leiden nicht so viel, als man gewöhnlich glaubt, ihre Sterblichkeit ist relativ gering. — 8) *Saxe Bannister An Account of the Changes and present Condition of the population of New-Zealand.* N. VI. p. 362. Dient zur Vervollständigung von *Polacks Manners and Customs of the New-Zealanders.* 1840. 2 *voll.* 8. Nach beiden Verfassern nimmt auch hier die eingeborne Bevölkerung nach der Ankunft der Europäer schnell ab. Polack vol. II. p. 97 stimmt mit dem Verf. überein, dafs die Krankheiten vorzüglich seit der Ankunft der Europäer zugenommen haben; Syphilis ist so allgemein, dafs unter 50 Frauen 49 damit behaftet sind. Bisjetzt war nach Polack die Medicin in den Händen der Priester. — Viele andre Abhandlungen sind indessen auch nicht ohne Interesse für den Arzt.

Digitized by Google

7. Hr. Ferrario, der aufser den vielen gelehrten Gesellschaften, die ihn zum Mitglied aufgenommen haben, auch die Medaille auf dem Titel abbilden läfst, die er von Bologna erhalten hat, beginnt hier eine medicinische Statistik von Mailand in einer Breite und unnützen Weitschweifigkeit, dafs sich ihr Ende noch nicht absehen läfst; fast mufs man fürchten, er wird alle Bücher abdrucken lassen, aus denen er ein Buch machen wollte.

Der erste Band von 658 Seiten enthält nur die Einleitung, und — welche! Zuerst die Etymologie des Wortes und die Begründung der Wissenschaft. Dafs mehrere Jahrhunderte vor Achenwall einige Italiener das Wort gebraucht haben, beweist der Verf., aber sie haben es nicht in dem Sinne gebraucht, wie der letztere. Es folgen Darstellungen des Umfangs der Wissenschaft nach Romagnosi und Gioja, denen ein gewisses formelles Verdienst nicht abgesprochen werden kann; dafs Tommasini dagegen die medicinische oder klinische Statistik gegründet haben soll, ist schlechtweg zu leugnen, ähnliche Vorschläge hatten längst andre Aerzte genug gethan, und selbst mehr Anfänge der Ausführung gemacht. Der zweite Theil der Einleitung enthält eine unendlich breite Geschichte der Statistik, die doch wohl in eine medicinische Statistik von Mailand nicht gehört, und die trotz ihrer Breite nichts weniger als vollständig ist, und eine Menge ganz fremdartige Dinge aus der Geschichte der Medicin u. s. w. enthält. Interessant ist die Nachweisung der Gründung von Hospitälern in Mailand schon im 8ten und 9ten Jahrhundert. Von S. 193 bis S. 455 läfst nun der Verf. eine ganze Menge tabellarischer Berichte von Kliniken und Hospitälern aus Italien und andern Ländern gröfstentheils aus den zugänglichsten Zeitschriften u. s. w. abdrucken, was nicht zu billigen wäre, wenn sie auch irgend ein vollständiges oder zuverläfsiges Resultat geben könnten; allein sie sind unter den verschiedensten Verhältnissen entstanden, nach den verschiedensten Principien aufgestellt, und aus den verschiedensten Jahren, sie sind gar nicht comparabel, und nützen hier gar nichts. Von 455 bis 576 giebt der Verf. eine allgemeine Uebersicht der Biostatik, welcher Quetelets Arbeit zu Grunde liegt, der allerdings manche neue Untersuchungen hinzugefügt sind; aber bei aller Breite fehlen auch wieder die wichtigsten, und zur Einleitung in eine Localstatistik durften höchstens die Resultate kurz mitgetheilt werden. Der erste Band enthält also fast nur Ueberflüfsiges in schlechter Ordnung.

Der zweite Band greift nun den Gegenstand selbst an, aber mit derselben Breite; die beiden ersten Hefte, denen ein Plan von Mailand beiliegt, enthalten erst Notizie storiche di Milano, worauf nun die Notizie topografiche folgen sollen. Aufserdem sind noch in Beilagen die Vorträge des Verfassers in den italienischen Versammlungen der Naturforscher, und die langen, resultatlosen Verhandlungen der Pariser Academie über medicinische Statistik in voller Breite abgedruckt. Da der Verf. im Besitze aller erforderlichen Quellen ist, so wollen wir hoffen, dafs doch die Statistik selbst, wenn sie einmal an die Reihe kommen wird, etwas Nützliches liefern wird.

Heusinger.

VIII.

Ph. Fr. de Siebold: Isagoge in Bibliothecam Japonicam et Studium Litterarum Japonicarum. Leiden, 1841.

Jeder, der an dem Studium des Orients Interesse nimmt, mufs mit tief gefühltem Danke das Verdienst anerkennen, welches Hr. v. Siebold — in so manchem Betrachte der wahre Entdecker des Inselreiches Japan — auch dadurch sich erwirbt, dafs er seit dem Jahre 1833 unter dem allgemeinen Titel *Bibliotheca Japonica* eine Auswahl der reichen Schätze seiner japanischen Bibliothek in sehr treuen und schönen Copieen auf Steindruck und zum Theil mit Uebersetzungen erscheinen läfst. Das vorliegende Buch ist eine des grofsartigen Unternehmens würdige Einleitung, und vorzüglich geeignet, lebhaftes Interesse für eine Litteratur zu wecken, die, obwohl in einigen Zweigen minder selbstständig, als die chinesische, und vielleicht in jedem ohne Ausnahme erst durch den geistigen Impuls des Mittelreiches geweckt, an extensivem und intensivem Reichthum von wenigen Litteraturen asiatischer Völker übertroffen wird. Man darf mit Ueberzeugung sagen, dafs es bis jetzt noch keinem Europäer, den nicht sein gutes Glück nach dem merkwürdigen Inselstaate führte, gelungen ist, bis zum Verständnisse japanischer Nationalwerke — sofern sie in der *Landessprache* geschrieben sind — sich zu erheben; daran

Digitized by Google

ist aber nicht das geringere Interesse für Japan und seine Sprache, sondern der fast absolute Mangel an guten Hülfsmitteln schuld gewesen. Es fehlt zwar nicht ganz an japanischen Sprachlehren, die, wenn auch sehr schlecht geordnet und aufserdem das Japanische nur in lateinischer Schrift darstellend, wenigstens von den vornehmsten grammatischen Erscheinungen Kunde geben — auf ihren Grund hat der verewigte W. v. Humboldt auch in diese Sprache geistvolle Blicke gethan — wohl aber fehlte uns bis jetzt, wenn man einige sehr dürftige Glossarien abrechnet, Alles, was einem Wörterbuche ähnlich sah. Mit grofsem Rechte hat also der berühmte Verfasser — wenn wir seine *philologischen* Bestrebungen ins Auge fassen — zunächst auf Befriedigung dieses Bedürfnisses hingearbeitet. Von den sechs japanischen Originalwerken, deren Bekanntmachung man ihm verdankt, sind *viere* lexicalischer Art; und habe ich über zwei derselben seiner Zeit schon berichtet. Bei weitem das Wichtigste von Allen, in dessen Besitz wir erst kürzlich gekommen sind, führt den chinesischen Titel *) *Wa-kan-won-seki-sio-gen-zi-ko*, welchen Hr. v. S. lateinisch also umschrieben hat: *Thesaurus linguae japonicae, sive illustratio omnium, quae libris recepta sunt, verborum ac dictionum loquelae tam japonicae quam sinensis, addita synonymarum literarum ideographicarum copia.*

Zu einer ausführlichen Notiz über dieses Werk ist genauere Bekanntschaft mit demselben erforderlich. Fürs Erste mag ein Resumé der Charakteristik genügen, die Hr. v. S. selbst von demselben giebt. Das *Wa-kan-won-seki-sio-gen-zi-ko* ist der reichste Thesaurus der Sprache Japan's — ein Born, aus welchem alle Kenner des Chinesischen nach kurzer Vorbereitung schöpfen können, und dessen Inhalt die trefflichste Grundlage zu einem künftigen japanisch-europäischen Wörterbuche abgeben wird. Man weifs, dafs jeder gelehrte Japaner chinesisch versteht; daher in jenem Thesaurus alle japanischen Wörter durch chinesische Charaktere erklärt sind. Die Eintheilung des Werkes ist von den encyklopädischen und einem Theile der lexicalischen Werke China's hergenommen; daher die Wörter nach den Materien vertheilt und unter gewisse Rubriken, wie *Himmel und Erde*, *Zeit und Zeitabschnitte*, *Cultus der Götter und Genien* u. s. w, gebracht sind. Sofern aber eine Anzahl Wörter in eine gewisse Rubrik gehört, ist sie zur Erleichterung des Nachschlagens alphabetisch, oder, deutlicher geredet, nach der Ordnung des japanischen Syllabares aufgeführt. Die lithographirte Abschrift dieses und der übrigen Werke ist von der Hand eines sehr geschickten Kalligraphen, des Chinesen *Ko-tsching-tschang* aus Fukian, den Hr. v. S. bei dem rühmlichst bekannten Missionar Medhurst in Batavia kennen lernte und zu dem erwähnten Zwecke mit sich nach Europa nahm. Im Jahre 1836 kehrte Ko-tsching-tschang nach Batavia zurück.

Das fünfte Buch der *Bibliotheca Japonica* ist ein Abdruck vortrefflicher einheimischer Karten des japanischen Reiches, und das sechste eine kurzgefafste Geschichte von Japan, betitelt *Wan-nen-kei* (d. i. *Wan-nian-ki*, *Geschichte aller Zeiten*). Ehe der Hr. Vf. von seiner Charakteristik der Bücher, welche die *Bibliotheca Japonica* ausmachen, zur Aufzählung und Beurtheilung aller bis jetzt vorhandenen Hülfsmittel des japanischen Sprachstudiums in Europa übergeht, theilt er noch einen Index des schon publicirten Verzeichnisses der in seinem Besitze befindlichen japanischen und koreanischen Werke mit, das einen Begriff von den Schätzen dieser Sammlung geben kann. Von der Aufzählung der Hülfsmittel wendet sich Hr. v. S. zu dem Charakter der Sprache und Schrift.

Dasjenige Volk, welches dem vergötterten Stifter des japanischen Reiches aus der südlichen Insel *Kiusiu* nach der Insel *Nippon* folgte, und mit ihm (660 v. Ch.) in der Provinz *Jamato* sich niederliefs, hat seine Muttersprache bis auf den heutigen Tag am reinsten bewahrt, wogegen in den südlichen und nördlichen Theilen Japan's mehr oder minder gemischte und entartete Dialekte herrschen. Noch im 7ten Jahrh. u. Z. wohnte im nördlichen Japan ein Volk, das mit den heutigen Bewohnern *Jedo's* und der Kurilen, wo nicht identisch, doch in jedem Falle sehr nahe verwandt war, und durch innige Berührung der eigentlichen Japaner mit diesem Volke entstand ein besonderer Dialekt, der noch jetzt in den Nordprovinzen gesprochen wird. Im Süden dagegen, besonders dem südwestlichen Theile der Insel Kiusiu, wohin viele Einwanderer aus China

*) Ich nenne den Titel *chinesisch*, weil er wirklich aus ächt chinesischen Wörtern besteht, die nur in dem Munde der Japanesen sich entstellt haben, und die man ja nicht mit der japanischen Landessprache verwechseln darf.

und Korea kamen, hat sich viel von den Sprachen dieser beiden Länder eingemengt. In der Gegend um *Nagasaki* ist das Japanische am verderbtesten: hier haben auch viele portugiesische und holländische Wörter in arger Verstümmelung das Bürgerrecht erhalten.

Was die Japanesen alter Zeit Litterarisches hinterlassen haben — Fabeln, volksthümliche Erzählungen, religiöse und poetische Werke — das ist gröfstentheils im alten ächten Dialekte (*jamato kotowa*) geschrieben, und noch jetzt bedient sich der japanische Dichter dieses Dialektes, wenn er die Thaten seiner Voreltern besingt. — Obgleich schon im dritten Jahrhundert u. Z. die heiligen Bücher der Chinesen nach Japan gebracht wurden: so verwendete man damals doch wenigen Fleifs auf die chinesische Sprache, und erst im 6ten Jahrh., als der Buddhaismus einwanderte, erhielt auch die ausländische Litteratur in Japan feste Wohnsitze. Die Bekenner der neuen Religion und die Schüler des Confucius studirten wetteifernd das Chinesische, dessen sich Priester, Gelehrte und schöne Geister, bald als ausschliefslichen Organes ihrer litterarischen Leistungen, bald in bunter Vermengung mit der Landessprache bedienten. Die bedeutendsten chinesischen Werke aller Fächer wurden nach Japan gebracht, und zum Theile dort nachgedruckt. Der gebildete und gelehrte Japaner bedient sich ungefähr mit derselben Freiheit des Chinesischen, wie der gelehrte Türke des Arabischen, und sucht, wie dieser, in Sprachmengerei eine besondere Eleganz.

Ueber die Zeit der Erfindung ihrer ältesten Schriftsysteme sind die Japanesen selber verschiedener Meinung. Noch jetzt haben sich in Japan Spuren zweier uralten und von einander wesentlich verschiednen Schriftarten erhalten. Die erste hat grofse Aehnlichkeit mit der nordischen Runenschrift — ein Umstand, welcher Keinen Wunder nehmen darf, der mit Hrn. v. S. noch andere Denkmäler arktischer Völker in Japan entdeckt hat. Die andere Schrift ist eine hieroglyphische und in weiland bewohnte Felsenhöhlen eingeschnitten. Es wäre intereressant, die etwanige Verwandtschaft dieser Charaktere mit den ältesten chinesischen, die uns auf Stein und Metall überliefert sind, zu ermitteln. Hrn. v. S. selbst ist es wahrscheinlich, dafs die, ohne Zweifel von dem benachbarten Continente Asiens herübergekommenen vergötterten Ahnherren des ersten Gründers der Monarchie schon Kenntnifs der chinesischen Charaktere mitgebracht haben, die sich aber in einem engen Kreise fortpflanzen und keine Popularität erhalten mochte. Die heutige chinesische Schrift kam besonders seit der Periode der Einführung des Buddhaismus immer allgemeiner in Gebrauch. Anfänglich bediente man sich ihrer — was noch heutzutage bei Abfassung manches Werkes der höheren Litteratur geschieht — nur als eines ideographischen Zeichensystems, wie die Chinesen, und ordnete dann die Charaktere auch nach den Gesetzen der chinesischen Wortstellung — kurz, man schrieb rein chinesisch. Nachmals wurde aus der Fülle der chinesischen Charaktere eine gröfsere oder geringere Zahl Repräsentanten japanischer Sylben, wobei man, wie die Chinesen bei Schreibung von Namen verfahren, von ihrer Bedeutung ganz absah. So entstand eine Silbenschrift, die sich, je nachdem die als japanische Silben gebrauchten chinesischen Charaktere entweder unverändert blieben, oder auf mannigfache Weise abgekürzt und umgestaltet wurden, in verschiednen Phasen ausprägte. Die jetzt fast ausschliefslich vorkommenden zwei Sylbenschriftarten stammen aus dem 8ten und 9ten Jahrhundert u. Z. Die erstere, das sehr einfache *Kata-kana*, zählt nur 47 sehr leicht von einander zu unterscheidende Zeichen, die wie einfache Buchstaben sich ausnehmen; die andere, das äufserst schwierige, dem chinesischen Cursiv (*Ts'ao*) analoge *Firo-kana*, stellt zwar eine gleiche Zahl japanischer Laute dar, aber jeder Laut hat mehrere, ja viele Bezeichnungsweisen, da man hier unter verschiednen chinesischen Charakteren von gleicher oder verwandter Aussprache wählen darf. Die Firokana-Zeichen sind ob der bizarren Verschlingung ihrer Züge sehr schwer zu merken; und die Unterschiede vieler derselben von anderen, die einen völlig verschiedenen Laut darstellen, entdeckt nur ein sehr geübtes Auge. Oft sind sie vollends feston-artig an einander gehängt.

Beide japanische Schriftarten und die unveränderte chinesische Schrift dazu haben nun im Vereine mit den beiden einander durchdringenden Sprachen eine Mannigfaltigkeit des Styles, in graphischer und in substantieller Hinsicht, möglich gemacht, welche nirgends ihres Gleichen findet. Man kann einen und denselben Begriff: 1) mit Abstraction von seinem Laute darstellen, und alsdann *a*) ein unverändertes chinesisches Zeichen dafür wählen, oder *b*) ein Katakana- oder Firokana-Zeichen, das alsdann, wie sein chinesischer Stammcharakter, nur Repräsentant des *Begriffes*, nicht des Lautes ist; oder man kann ihn 2) nur seinem *Laute* nach darstellen. Auch dieses ist in der erwähnten dreifachen Weise möglich; aber jede der drei Schriftarten kann, sofern sie als Sylbenschrift dient, entweder das *chinesische* oder das *japanische* Wort ausdrücken. Diese Spielerei mit den beiden Sprachen und den drei Schreibweisen, und der wechselnde, entweder ideographische oder phonetische Gebrauch letzterer soll nun — was jedoch Hr. v. S. nicht sagt — besonders von Poeten oft so weit getrieben werden, dafs manches Gedicht ein continuirliches Räthsel wird.

Schott.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

IX.

1) ***Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe, Lehrer an dem grofsh. Gymnasium zu Neu-Strelitz. Leipzig, 1841. bei T. O. Weigel. XII u. 172 S. 8.***

2) ***Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner. Leipzig, 1840. Verlag von A. Brandes 88 S. 8.***

Diese beiden Schriften, welche den Zusatz „aus den Quellen" mit vollem Rechte an der Stirne tragen, reihen sich würdig den neuesten Arbeiten von Sievers, Droysen u. A. über denjenigen Theil der griechischen Geschichte an, welcher, obgleich im hellsten Lichte historischer Gewifsheit strahlend, dennoch eben deshalb den Philologen so leicht verleitet seines Forscherberufs uneingedenk zu werden und sich an dem unmittelbaren Eindrucke der grofsartigen Ereignisse und dem bunten Wechsel der Thatsachen zu weiden, statt diesen durch die Kritik der Einzelheiten zu vermitteln und zu einer wissenschaftlichen Einsicht in die Beweggründe und den ursachlichen Zusammenhang der Begebenheiten zu erheben. Nur zu lange hat die philologische Forschung ein würdiges Feld für ihre Thätigkeit einzig in den Urwäldern der Mythenzeit oder auf den Steppen der Anfänge alter Staatenentwickelung zu finden geglaubt, und ist dadurch Ursache geworden, dafs Männer wie Plafs und Lachmann ihr schönes Talent, welches sie später in der Darstellung geschichtlicher Zeiten so glücklich bewährt haben, in halsbrechenden Combinationen vergeuden und sich in die Sümpfe bodenloser Hypothesen verlieren konnten; wünschen wir uns daher Glück, dafs das jüngere Geschlecht seinen wahren Vortheil zu erkennen und seine Studien zunächst cultivirteren Gefilden zuzuwenden anfängt, die gerade je länger sie brach gelegen, desto reichere Ausbeute versprechen. Denn was die überlieferte Geschichtschreibung selbst über die Perioden, von welchen hier die Rede ist, darbietet, ist selten mehr als eine äufserliche Zusammenstellung aus Thucydides, Xenophon, Diodor, Plutarch, kurz den gangbarsten Historikern des Alterthums, ohne tiefere Begründung und Charakteristik, als jene selbst sie gelegentlich für ihre Zwecke eingeschaltet haben; die ganze reiche Quelle einzelner aus dem gleichzeitigen Leben gegriffener Züge, welche in den Dichtern, Rednern, Philosophen der classischen Zeit fliefst, blieb bis vor wenigen Jahrzehenden fast unbenutzt; und auch als Böckh's unübertroffenes Meisterwerk darauf zurückwies, hatte der ungewohnte Glanz dieser Erscheinung zunächst wieder nur dieselbe Folge, wie wir sie auch bei einigen andern ausgezeichneten Werken derselben Epoche wahrnehmen, dafs man Alles mit einem Male erschöpft und abgethan glaubte, und es wieder geraume Zeit währte, bis eine andere Generation sich entschlofs, den Reiseweg des grofsen Entdeckers aufs Neue selbständig zu verfolgen, und die von ihm eröffneten Fundgruben nach neuen Schätzen zu durchspähen. Dieser frische Entschlufs hat nun aber in kurzer Zeit schon die erwünschtesten Früchte getragen, und je mehr es der Unterzeichnete selbst bei der Ausarbeitung seiner griechischen Staatsalterthümer inne geworden ist, wie manche Stellen selbst mitten in den angebautesten Gebieten der griechischen Geschichte damals noch öde lagen, und ihn nöthigten sich mit eigener Hand den ersten Pfad durch das chaotische Gestrüppe unverarbeiteter Nachrichten zu bahnen, desto freudiger begrüfst er jede neue Erscheinung, wodurch ein Punct, welchen

Digitized by Google

er selbst seinem Plane gemäfs dort nur andeutend berühren konnte, zur ausführlichen Besprechung gebracht und damit eigentlich erst in den Kreis der Wissenschaft eingeführt wird.

So dankenswerth übrigens demnach auch diese beiden Bücher nach Tendenz und Leistung im Ganzen erscheinen, so sind sie doch hinsichtlich der Auffassung und Behandlung ihrer Stoffe zu verschieden, als dafs wir es bei dieser allgemeinen Charakteristik bewenden lassen könnten; und namentlich bietet Hrn. Scheibe's Arbeit im Einzelnen gar manche Blöfsen dar, welche wir weder ihm selbst noch unsern Lesern vorenthalten zu dürfen glauben. Sein Vorzug besteht in der klaren und umsichtigen Zusammenordnung der geschichtlichen Einzelheiten, welche ihm ein fleifsiges und sorgfältiges Quellenstudium innerhalb der Grenzen des gewählten Gegenstandes darbot; die neunzehn Capitel, in welchen er uns Athens jähen Sturz und politische Wiedergeburt von den nächsten Begebenheiten vor der Schlacht von Aegospotamos bis zu der euklidischen Gesetzesrevision vor die Augen führt, sind eben so viele wohlgruppirte Bilder, in welchen sich die handelnden Gestalten in charakteristischer Stellung und angemessener Beleuchtung zu befriedigender Uebersichtlichkeit vereinigen; und die Beilagen S. 161 lösen das Chaos chronologischer Schwierigkeiten, die theilweise selbst von Sievers und Peter in ihren verdienstlichen Schriften über Xenophon's Hellenika nicht überwunden sind, auf eine Weise, die eben so viele Unbefangenheit des historischen Blickes als gründliche Beschäftigung mit den einschlagenden Auctoritäten beweist. Wo es dagegen über das scharfbegrenzte Gebiet der gestellten Aufgabe hinausgeht, und auf Puncte ankommt, die nicht sowohl aus den vorliegenden Quellen selbst entnommen als vielmehr zu dem Verständnifs bereits mitgebracht und vorausgesetzt werden mufsten, insbesondere hinsichtlich einer lebendigen und stets gegenwärtigen Anschauung der athenischen Staatseinrichtungen und dessen was in den Bereich der vorzugsweise sogenannten Antiquitäten einschlägt, vermissen wir nicht selten die Angemessenheit des Ausdrucks oder die Richtigkeit der Vorstellung selbst, die uns auch für die Fundamente des schönen Gebäudes Gewähr leistete und sicher stellte, dafs ein schärferes Auge nicht an diesen selbst schon manche Sprünge und Risse zu entdecken fürchten müfste. So ist es gewifs eine schiefe Ansicht von im J. 412 gewählten Probulen, dafs sie (S. 5) bestimmt gewesen seien „über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats *noch vor dem Senate* ein präliminarisches Urtheil zu fassen", oder, wie es S. 10 ausgedrückt wird, als *controlirende* oder vorberathende Behörde eine *Aufsicht* über jene Staatsgewalt zu führen, als ob sie für den Senat und nicht vielmehr für das Volk zu *προβούλοις* bestellt gewesen wären; wir denken, das *προβουλεύειν* selbst, welches sonst Sache des Rathes war (Staatsalterth. §. 125, n. 8.) ging an sie über, wie dies auch die Hauptstelle bei Thucyd. VIII. 1. und noch deutlicher der Gegensatz Aristot. Politic. VI. 5. 10. ergibt: *καλεῖται δ' ἔνθα μὲν πρόβουλοι διὰ τὸ προβουλεύειν, ὅπου δέ τὸ πλῆθός ἐστι βουλὴ μᾶλλον.* Auch S. 62 verräth eine unklare Auffassung, wenn der Ausdruck *γλαῦκες* für Geld daraus erklärt wird, dafs diesem „wegen der Oberherrschaft und Hegemonie der Athener" das Bild der Eule aufgeprägt worden sei, als ob dieses Gepräge auch von den unterworfenen Staaten angenommen worden wäre, während jene Bezeichnung doch nur eine Folge der unverhältnifsmäfsigen Häufigkeit attischen Geldes im Verkehre war; und Aehnliches gilt von S. 105, wo es in Beziehung auf Lysias Rede gegen Evander heifst: „Evandros aber *hielt* nur um die Stelle eines *ἄρχων βασιλεύς an*, da doch, selbst wenn man das Einfinden zur Aemterverloosung (Staatsalt. §. 149, n. 4) ein *Anhalten* in unserem Sinne des Wortes nennen wollte, die Dokimasie, um welche es sich dort handelt, erst *nach* der Entscheidung des Looses eintrat. Den Irrthum S. 69, dafs die Ritter den während der Oligarchie erhaltenen *Sold* nach Vertreibung der Dreifsig wieder hätten herausgeben müssen, hat Hr. Sch. selbst S. 145 nach des Ref. Abh. de equitibus Atticis berichtigt; ein weit stärkerer aber ist ihm S. 70 entschlüpft, wo er die Vermuthung aufstellt, dafs der Sykophant Batrachos aus dem *Demos* Oreos gebürtig gewesen sei! Einen Demos dieses Namens kennt die attische Topographie nicht, und wenn die Stelle des Komikers Archippus bei Athen. VII, p. 329 auf jenen geht, so kann dort eben nur der fremde Ort, wohin Batrachus nach Hrn. Sch.'s eigener Annahme auswanderte, nämlich die bekannte Stadt Oreos auf Euböa gemeint sein. Und wie konnte er S. 133 die Angabe nachschreiben, dafs Aesimus, welcher den Zug der triumphirenden Demo-

kraten nach Athen anführte, *hinkend* gewesen sein solle, worin nach griechischen Begriffen eine ebenso schlechte Vorbedeutung gelegen haben würde, als derselbe sicherlich gerade um des in seinem Namen liegenden glücklichen Omens willen zum Zugführen bestimmt worden war? Gesetzt auch, der Scholiast zu Aristoph. Eccles. v. 208 hätte Recht mit seinem χωλὸς ἄνηρ, so könnte das Eine wie das Andere ihn erst später betroffen haben; vielleicht aber hat dieser, wie häufig, eben nur aus den Worten des Dichters selbst geschlossen, und dann fragt es sich noch sehr, ob die Worte: τὸ δὲ κοινὸν ὥσπερ Αἶσιμος κυλίνδεται auf den hinkenden Gang oder nicht vielmehr auf das plan- und zwecklose Umhertreiben zu beziehen sind, wodurch der Staat ein Spielball des Zufalls und eine Beute der Selbstsucht seiner Leiter wird; vgl. Vesp. v. 512. und Plat. Theaetet. p. 172 c. Befremdlich war es uns auch, dafs nach S. 106 Anytus von *niedriger* Abkunft gewesen sein soll, wofür uns kein Beweis bekannt ist, sondern eher das Gegentheil aus Plat. Meno p. 90 A. hervorgeht; noch weniger aber können wir es zugeben, wenn S. 107 Meletus zu den Führern der demokratischen Partei gerechnet wird, was aus seinem Auftreten neben Anytus in dem Processe gegen Sokrates um so schwerer gefolgert werden kann, als er dort (vgl. Plat. Euthyphro p. 2) als ein unbekannter junger Mensch erscheint, der von den eigentlichen Leitern wohl nur vorgeschoben ward; und wenn gar S. 118 der bekannte Daduche Kallias mit Beziehung auf Andoc. de Myster. §. 116. zum eleusinischen Keryx gemacht wird, so wissen wir nicht, was Hr. Sch. in jener Stelle gelesen hat, die uns gerade eine unbefugte Einmischung des Kallias in den Geschäftskreis der Keryken zu rügen scheint. Ueberhaupt sind wir hier und da selbst an seiner Interpretationsgabe irre geworden, und allerdings wäre es kein Wunder, wenn ein Schriftsteller, der es für nöthig gehalten hat, seine Auffassung ganz unzweideutiger Ausdrücke, wie S. 77 ἐπὶ καθαιρέσει ἀποδόσθαι und S. 109 μετασχηνοῦν, durch die ausdrückliche Bemerkung, dafs er sie sich nicht anders als wie er gethan, zu erklären wisse, zu rechtfertigen, einen ähnlichen Ausdruck anderswo auch einmal mifsverstanden hätte. So hat er S. 96 des Satyrus Drohung gegen Theramenes: ὅτι οἰμώξειν εἰ μὴ σιωπήσειεν, so übersetzt: „er werde *noch ärger* schreien müssen, wenn er sein Klagen nicht einstelle", wo schon die Nothwendigkeit, ein im Griechischen nicht vorhandenes ἔτι μᾶλλον einzuschalten, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Auffassung des οἰμώζειν hätte überzeugen müssen; und mehr noch das folgende: ἂν δὲ σιωπῶ, οὐκ ἄρα οἰμώξομαι, das geradezu widersinnig wird, wenn wir jenes Verbum in der Bedeutung *schreien* nehmen: wenn ich schweige, werde ich dann nicht schreien müssen? Alle Schwierigkeit hebt sich dagegen, sobald wir uns erinnern, dafs οἰμώζειν namentlich zunächst in Beziehung auf Sclaven, ganz in die Bedeutung des lateinischen *vapulare*, und οἰμώζειν καλεῖν in die von *malum minitari* übergegangen ist, vgl. Aristoph. Plut. 111, Nubb. 217 u. s. w.; Satyrus Meinung kann also, um uns keines gemeinern Ausdrucks zu bedienen, nur diese sein: es solle ihm übel ergehen, wenn er nicht schweige. Auch S. 97 scheint uns Xenoph. Hell. II. 4, 1. mifsverstanden, wenn die Worte: ἦγον ἐκ τῶν χωρίων gleichbedeutend mit ἀγρῶν auf die *Ländereien* der nicht unter die 3000 aufgenommenen Bürger bezogen sind, obgleich in diesem Falle Xenophon wohl so fortgefahren haben würde: ἵνα αὐτοὶ καὶ οἱ φίλοι ταῦτα ἔχοιεν, nicht τοὺς τούτων ἀγρούς, woraus vielmehr hervorgeht, dafs χωρία etwas anderes, und zwar wahrscheinlich, wie öfters, die festen Plätze oder *castella* des attischen Landes bedeutet, an deren Besitze den Dreifsig nächst der Hauptstadt am meisten liegen mufste; jedenfalls aber gilt dieses von der Art, wie Hr. Sch. S. 111 auf den Grund von Xenoph. Hellen. II. 4. 8. das Verfahren der Dreifsig gegen die Eleusinier geschildert hat. Hier läfst er sie zuerst eine Musterung der *eleusinischen Reuterei* veranstalten; nachdem sie hiermit fertig waren, sagt er dann, ordneten sie eine Musterung der ganzen Einwohnerschaft an... Diejenigen aber, welche eingeschrieben und als der Meuterei verdächtig bezeichnet waren, liefsen sie festnehmen u. s. w. und bemerkt dazu in der Note: „dies steht nicht eigentlich bei Xenophon, allein man mufs wohl annehmen, dafs nicht alle Eingeschriebenen auf die angegebene Weise festgenommen worden sind, da sonst die Zahl der Mannschaft, 300, für Eleusis und Salamis zusammen zu gering wäre . . . möglich ist es, dafs in den Worten τὸν δὲ ἀπογραψάμενον ἀεὶ eine Corruptel liegt", womit er selbst schon beurkundet, dafs er den Text nicht richtig verstanden hat. Die Beschuldigung der Theilnahme „an der Meuterei der Dreitausend", von welcher dieselbe Note spricht, wollen wir als eine

offenbare Uebereilung nicht weiter urgiren, obgleich es immerhin grofse Flüchtigkeit ist so zu erzählen, wo Diodor vielmehr sagt: ὅσοι μὴ μετεῖχον τῆς τῶν τριακοσίων πολιτείας: aber auch in Xenophons Worten steht nichts von einer *doppelten* Musterung in Eleusis, sondern ganz einfach, dafs die Dreifsig sich mit der ihnen ergebenen Reiterei nach Eleusis verfügt, dort eine Musterung veranstaltet und Allen befohlen hätten, sich aufzeichnen zu lassen (ἀπογράφεσθαι), worauf dieselben einer nach dem andern entlassen und so von den Reitern ergriffen und gefesselt nach Athen geführt worden seien. Die einzige Schwierigkeit liegt in den Worten ἐξέτασιν ποιήσαντες ἐν τοῖς ἵπποις, worunter aber auf keinen Fall eine besondere Musterung eleusinischer Reiter verstanden werden kann, da es rein undenkbar ist, dafs eine attische Landgemeinde eine eigene Reiterschaar gehabt habe, zumal in jener Zeit, wo sich die ganze Aristokratie in der Stadt concentrirte; und wenn jene Worte nicht heifsen können, dafs die Musterung der Eleusinier gleichsam unter d. h. umgeben von der athenischen Reiterei gehalten worden sei, so nehmen wir lieber hier einen Fehler der Abschreiber an, die leicht durch das vorhergehende ἵπποις veranlafst werden konnten, auch hier dieses Wort statt des allerdings besser passenden ὅπλοις zu wiederholen. Dafs dagegen die Zahl 300, auch wenn wir nach Lysias adv. Eratosth. §. 52. die Salaminier mitbegreifen, zu gering sein sollte, glauben wir nicht; man mufs nur erwägen, dafs nur von den Waffenfähigen die Rede ist, von welchen die Dreifsig selbst vorgeben, zu befürchten, dafs sie nicht hinreichen würden, ihren Platz gegen einen Angriff von Aufsen zu vertheidigen (φάσκοντες εἰδέναι βουλεύσαι, πόσοι εἶεν καὶ πόσης φυλακῆς προσδεήσοιντο); und wenn Hr. Sch. S. 100 richtig gerechnet hat, dafs die Zahl der im Lande zurückgebliebenen Bürger nach Abzug der 3000 und der Flüchtlinge im Ganzen etwa 5000 betragen habe, so sind 300 für zwei Demen, seien es auch zwei der bevölkertsten, gewifs nicht zu wenig. Noch eine andere Stelle, wo Hr. Sch. gewifs viel mehr in seinen Schriftsteller gelegt hat, als darin liegt, ist S. 58, wo er aus Theramenes Worten bei Lycias adv. Eratosth. §. 77.: πολλὰς πίστεις αὐτοῖς ἔργῳ δεδωκώς καὶ παρ' ἐκείνων ὅρκους εἰληφώς, folgert, dafs jener die Dreifsig förmlich in Eid und Pflicht genommen habe, während doch offenbar nur von Privatverträgen die Rede ist, durch welche sich derselbe gegen Wankelmuth und Selbstsucht seiner Parteigänger sicher zu stellen gesucht hatte; und eben so schief ist es S. 86 ausgedrückt, dafs die Dreifsig den Alcibiades aus *Griechenland* verwiesen hätten, was doch wahrlich aufserhalb der Grenzen ihrer Macht lag! Xenophon Hell. II. 3. 42. setzt denselben nur mit Thrasybul und Anytus in gleiche Kategorie; und wenn Isokrates de bigis §. 40. hinzufügt: ἐκεῖνος δ' ἐξ ἁπάσης τῆς Ἑλλάδος ἐξέπεσε, so ist das nur eine factische Folge jenes Exils, die aber nicht sowohl von dem Gebote der Dreifsig als vielmehr von dem Einflusse und der Verfolgung der Spartaner ausging. Auch die Erklärung des Psephisma des Tisamenus leidet an einer Unrichtigkeit des Ausdrucks, die nicht aufser Zusammenhang mit einer Unklarheit der Vorstellung zu stehen scheint, wenn von den beiden Arten von Nomotheten S. 151 die eine (οἱ ἑρημένοι νομοθέται ὑπὸ τῆς βουλῆς) eine *gesetzgebende*, die andere (οἱ νομοθέται οἱ πεντακόσιοι) eine *controlirende* Behörde genannt wird, so dafs letztere nur der ersteren auf die Finger zu sehen und etwaige Fehler derselben zu rügen gehabt hätte. Dem steht aber schon dieses entgegen, dafs gleichzeitig mit ihr auch jedem andern Bürger gestattet ist, seinen guten Rath zu ertheilen; und wenn wir ferner sehn, dafs die zweite Behörde, so wenig sie auch mit den jährlichen Nomotheten (Staatsalterth. §. 131.) verwechselt werden darf, doch gleich diesen auf ihren Eid und folglich unter göttlicher Sanction entscheidet, welche der erstern abgeht, so werden wir diese vielmehr nur als einen Redactionsausschufs betrachten dürfen, während jene erst im Namen des Volkes und unter dem üblichen Beirathe des Senats die definitive Gesetzgebung übt. Noch unbegreiflicher ist es freilich, wie Hr. Sch. selbst auf der andern Seite Note 15 die 1001 Nomotheten aus Demosthenes Rede gegen Timokrates zur Vergleichung herbeizieht, die aus der Zahl der ordentlichen Jahresgeschworenen erloost mit den 500 erwählten des Tisamenus gar nichts gemein haben; doch solcher Ueberflüssigkeiten finden sich noch mehre, die fast noch in höherem Grade als die gerügten Mängel beweisen, dafs Hr. Sch.'s antiquarischer Grund und Boden noch nicht völlige Festigkeit erlangt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 17.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) ***Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.***

2) ***Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.***

(Fortsetzung.)

Für wen hielt Hr. Sch. es z. B. nöthig, S. 49 zu der Erwähnung des Theaters in der Munychia die Bemerkung hinzuzufügen, dafs dasselbe von dem grofsen athenischen Theater zu unterscheiden, und dafs es nach Thucyd. VIII. 93. dem Dionysos geweiht gewesen sei, als ob sich in dieser Zeit in Griechenland ein anderes als dionysisches Theater überhaupt denken liefse? Wollte Hr. Sch. ja eine gelehrte Anmerkung dazu machen, so mufste er nach Böckh über die Dionysien S. 74 und Fritzsche ad Thesmoph. p. 144 erinnern, dafs dieses das nämliche Theater sei, welches bei Xenoph. Hell. II. 4. 32., τὸ ἐν Πειραιεῖ θέατρον heifst, statt sich dieserhalb mit einer Verweisung auf Schneiders Note zu begnügen, welche den Punct, auf den es hier ankommt, weder entscheidet noch erschöpft. Eher lassen wir uns S. 52 die Unterscheidung der beiden Eukrates gefallen, die Hr. Sch. nur mit gröfserer Gewifsheit hätte aussprechen sollen; wozu aber S. 100 bei Gelegenheit des Pankratiasten Autolykus der Areopagite erwähnt wird, der nach der Schlacht bei Chäronea von Lykurg angeklagt worden sein soll, ist eben so wenig einzusehen, als der Zweck der Note S. 46, wo Hr. Sch. ausführlich beweist, dafs der athenische Stratege Dionysodorus nicht dieselbe Person mit dem Sophisten dieses Namens in Plato's Euthydem sei, ohne noch dazu diesen Beweis selbst auf sichere Prämissen zu stützen. Denn dafs jenes Gespräch „ein Paar Jahre vor der Herrschaft der Dreifsig geschrieben sei", ist so wenig anzunehmen, dafs selbst für die Zeit, in welcher es gehalten zu denken, kein sicheres Kennzeichen als die Erwähnung des Alcibiades p. 275 vorliegt, während der Hauptgrund gegen eine Verwechselung beider Personen vielmehr daraus zu entnehmen war, dafs das sophistische Bruderpaar mit klaren Worten als ξένοι bezeichnet wird; ebendeshalb hätte aber Hr. Sch. eine solche Verwechselung gar nicht als möglich unterstellen und sich ihrer Widerlegung überheben sollen.

Doch genug der einzelnen Ausstellungen, bei welchen wir nur deshalb so lange verweilen zu müssen glauben, um es mit unserm allgemeinem Lobe zu vereinbaren, wenn wir nunmehr auch in ein Paar Hauptpuncten von Hrn. Sch. abweichen und namentlich was Tiefe des politischen Urtheils und philosophischen Blick betrifft, Hrn. Büttner's Buche den Vorzug geben müssen. Mit der detaillirten und objectiven Zusammenstellung der Begebenheiten einer bestimmten Epoche, welche Hrn. Sch.'s Hauptzweck und Verdienst ausmacht, kann letzteres zwar sowohl um des gröfseren Umfangs seiner Aufgabe als um seiner vorzugsweise abhandelnden und raisonnirenden Tendenz willen nicht verglichen werden, und leider hat sich Hr. B. gerade über den von Hrn. Sch. behandelten Zeitpunct so unverhältnifsmäfsig kurz gefafst, dafs wir in dieser Beziehung auch zwischen den gelehrten Studien und der Quellenbenutzung beider keine Parallele ziehen können; hinsichtlich des pragmatischen Fadens dagegen, an welchen auch jener mit Recht die Thatsachen anzureihen und mit der vorhergehenden Geschichte zu verknüpfen gesucht hat, tritt seine Entwickelung trotz der geistreichen und gefälligen Darstellung gegen die eingehende Schärfe, Prägnanz und Durchbildung der Büttner'schen Charakteristik sehr zurück, und verwickelt sich in dem Bestreben blendend und neu zu sein, mitunter in Incon-

Digitized by Google

sequenzen, die Hrn. B.'s Tact glücklich vermieden hat. Selbst in den Paar Worten, mit welchen dieser S. 87 die Entartung der Hetärien in der Willkürherrschaft der Dreifsig schildert, finden wir ein richtigeres Urtheil, als wenn Hr. Sch. S. 88 das Verfahren des Kritias gegen Theramenes aus dem Gesichtspuncte der Nothwehr rechtfertigt und dagegen S. 136 die Kriegslist der befreiten Athener gegen die nach Eleusis geflüchteten aber immer noch drohenden Tyrannen mit den bittersten Ausdrücken brandmarkt. Ref. will die Moralität der letzteren Handlung keineswegs in Schutz nehmen; nach den politischen Begriffen des Alterthums aber ist hier kein gröfserer Schandfleck für die athenische Demokratie, als der Ueberfall im Teutoburger Walde für Deutschlands Urgeschichte, während sich für Kritias Handlung kaum in Robespierre's Verfahren gegen Danton und andere seiner Parteigenossen eine Parallele finden läfst. Freilich wird auch für diesen der Maafsstab einer „subjectiven Berechtigung" geltend gemacht werden können, nach welchem Hr. Sch. sagt, dafs Kritias Grausamkeit „nicht das Ergebnifs einer augenblicklichen blutdürstigen Laune und Eingebung, sondern Thatsache einer durch philosophische Abstraction selbst gebildeten Idee" gewesen und „seine, wenn auch zu verwerfende Handlungsweise aus einer bestimmten Ansicht, aus der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Demokratie und von der Vortrefflichkeit der Verfassung der Spartaner hervorgegangen sei"; aber gerade in diesem Puncte glauben wir, dafs eine nähere Vergleichung beider Koryphäen des revolutionären Terrorismus nur zu Kritias Nachtheile ausfallen könne. Schon jene eigennützigen Absichten, welche die Dreifsig gerade nach Theramenes Verurtheilung (Xenoph. Hell. II. 4. 1.) ungehindert verfolgen zu dürfen glaubten, sprechen schlecht für einen so idealen Gesichtspunct, als ihn Hr. Sch. diesem Schritte unterlegt; noch mehr aber müssen wir an demselben zweifeln, wenn wir Kritias früheres politisches Leben betrachten, das ihn vielmehr als einen Intriguanten und nicht geringeren politischen Kothurn als Theramenes selbst darstellt. Ein Mann, dem sein Gegner öffentlich vorwerfen durfte, dafs er in Thessalien demokratische Bewegungen begünstigt und die Penesten gegen die herrschende Aristokratie aufgewiegelt habe, kann kein so hingebender und überzeugungstreuer Anhänger seiner politischen Farbe gewesen sein; und selbst wenn wir über jene Vorfälle dem entgegengesetzten Berichte des späten und oberflächlichen Rhetors Philostratus gröfsern Glauben schenken wollten, so bliebe noch immer sein Benehmen in Athen selbst nach dem Sturze der Vierhundert, die thätige Theilnahme an Alcibiades Rückkehr (Plut. V. Alcib. c. 33.) und die unwürdige Verfolgung des todten Phrynichus (Lycurg. adv. Leocr. §. 113.) übrig, um zu beweisen, dafs es für ihn so gut wie für Theramenes eine Zeit gegeben hatte, wo er seinen Antheil an der Oligarchie zu desavouiren und den Mantel nach der *aura popularis* zu hängen für gut fand. Seine allseitige Bildung, die er mit der gröfsten aller politischen Wetterfahnen, Alcibiades, gemein hatte, kann hier um so weniger in die entgegengesetzte Wagschale fallen, als wir aus seinen Bruchstücken zur Genüge sehn, welche religiösen und moralischen Grundsätze er derselben verdankte; und wenn sich Hr. Sch. darauf beruft, dafs er die Mäfsigkeit der Lacedämonier besungen und dem hohen Sinne des Cimon nachgestrebt habe, so können wir in seinem politischen Leben von beiden keine Spur erkennen, zu geschweigen, dafs das Fragment bei Plutarch. V. Cimon c. 10. durch die Erwähnung der Siege des Agesilaus seine Aechtheit mehr als verdächtig macht. Ueberhaupt aber scheint es uns höchst verfehlt und unzureichend, in einer Zeit, wo die Selbstsucht anerkanntermafsen ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, alle politische Erscheinungen auf Parteizwecke zurückzuführen, die nicht selten gröfsere Opfer als das Staatsganze selbst verlangen, und das bunte Wechselspiel egoistischer Intriguen auf die dürren Kategorieen aristokratischer und demokratischer Tendenzen zurückzuführen, womit man gerade in den Zeiten, wo die Einflüsse der Factionen am deutlichsten hervortreten, wie z. B. in dem Hermokopidenprocesse, am wenigsten ausreicht; und hierein setzen wir insbesondere das Verdienst der Büttner'schen Schrift, durch eine freiere und tiefere Auffassung der Hetärien einen richtigeren und lebendigeren Gesichtspunct zur Würdigung dieser Zustände aufgestellt zu haben, als dies seither von den meisten Schriftstellern, den Ref. selbst nicht ausgenommen, geschehen ist. „Das subjective Handeln für den Staat, sagt er S. 5, welches der griechischen Gesinnung gemäfs eigentlich nur ein dienendes sein soll und keineswegs eine durch die eigene Einsicht und Ueberlegung des Individuums be-

Digitized by Google

stimmtes, ist dennoch in Athen zur Freiheit gelangt; es hat, obgleich man es nicht anerkennen wollte, doch seine Nothwendigkeit für die Entwickelung des athenischen Wesens dadurch bewährt, dafs es theils in Uebereinstimmung mit dem Volksgeiste, theils in Widerspruch mit demselben, insofern und sobald dieser nämlich ein in sich widersprechender war, die ganze Geschichte Athens hervorgebracht hat" — und gibt damit auch den individuellen oder particulären Genossenschaften eine ganz andere und nothwendigere Berechtigung in dem athenischen Staate, wo sie gewöhnlich nur als Ausgeburten der Entartung dargestellt werden, während sie im Grunde mit dem ganzen politischen Lebensprincipe desselben aufs Innigste verschmolzen sind und demgemäfs auch weit höher hinaufdatirt werden müssen als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Es ist freilich auch nur eine mifslungene Auslegung zu nennen, wenn Hr. B. S. 13 die *ὑπολοίπους τυραννίνοντας* nach Hipparchs Tode bei Herod. VI. 123., worunter offenbar nur die übrigen Glieder der dynastischen Familie (Thucyd. VI. 54.) zu verstehn sind, auf die *ἑταίρους Ἱππίου καὶ συμμάχους* bei Aristoph. Lysistr. v. 1156. bezieht und demgemäfs auch die Tyrannis der Pisistratiden als die Herrschaft einer Hetärie darstellt; im Ganzen aber können wir allerdings schon in jenen Usurpationen Einzelner, in welche durch ganz Griechenland die ersten Regungen des demokratischen Princips auslaufen, den Beweis erkennen, dafs dieses seiner Natur nach der Leitung und des vorherrschenden Einflusses hervorragender Individuen bedarf, um welche sich dann von selbst eine Schaar näherer Freunde und Genossen zu wechselseitiger Unterstützung ansetzt; und so begegnen uns dann auch schon in den besten Zeiten der athenischen Demokratie wie bei Themistokles (Plut. 8. Themist. c. 2.) Hetärien, deren Charakter wir eben darein setzen, dafs sie es zunächst nur mit dem vorherrschenden Einflusse bestimmter Individuen zu thun haben, und die äufsere Staatsform als solche nur dann antasten, wenn sich mit jenem Ehrgeize noch andere Interessen und Rücksichten verknüpfen, welchen diese im Wege steht. Wohl mögen solche Verbindungen, wie jeder Einfluss, auch schon frühzeitig zu selbstsüchtigen Zwecken der Bereicherung, Rache, Straflosigkeit u. s. w. gemifsbraucht worden sein; an sich aber geht die ganze Erscheinung nur aus dem natürlichen Gefühle hervor, dafs eine so unbeholfene Masse, wie ein souveraines Volk ist, nur durch persönliches Uebergewicht bestimmt werden kann; und je seltener sich dieses bei einem Einzelnen dergestalt vorfindet, dafs er seinen Namen allein in die Wagschaale gegen ein ganzes Volk werfen kann, desto selbstverstandener macht es sich, dafs mehre zu diesem Ende unter einem gemeinschaftlichen Haupte zusammentreten. Auch der Ostracismus, in welchem Niemand ein organisches Institut der athenischen Demokratie verkennen wird, steht damit in wesentlichem Zusammenhange, insofern er in der Regel wird als ein Zusammenstofs der verschiedenen Hetärien unter sich betrachtet werden können, die aber eben dadurch die Macht des Ganzen über sich anerkennen; erst mit dem Untergange dieses Instituts, welcher bekanntlich durch die Coalition der Hetärien gegen den Demagogen Hyperbolus herbeigeführt werden soll, verwandelt sich jener Wettstreit des Ehrgeizes in einen Kampf selbstsüchtiger Interessen, in welchem die Hetärien zuerst die Demokratie und dann in Ermangelung eines höhern Richters ihrer Gegensätze sich unter einander aufreiben. Davon trägt übrigens die herrschende Majorität selbst die erste Schuld, wenn der niedere Theil des Volks, statt sich den Ausschlag in dem Wettstreite seiner Führer vorzubehalten, ein bestimmtes gemeinschaftliches Particularinteresse verfolgt, das ihn selbst gleichsam als eine grofse Hetärie um einen Demagogen schaart; denn dieses wirft die übrigen einzelnen Hetärien nothwendig in die Opposition und nöthigt sie ihre Kräfte wenigstens momentan zu diesem negativen Zwecke zu vereinigen, der dann um so leichter in einen positiven überschlägt, je entgegengesetzter die materiellen Interessen ihrer Mitglieder denjenigen des grofsen Haufens waren. Doch scheint es selbst in dieser Hinsicht zum entscheidenden Schritte erst noch eines Umstofses von Aufsen bedurft zu haben, wie auch Thucyd. VIII. 54 erzählt, dafs Pisander die *ξυνωμοσίας* oder Eidverbrüderungen, *αἵπερ ἐτύγχανον πρότερον ἐν τῇ πόλει οὖσαι ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς*, ausdrücklich angegangen und aufgefordert habe sich zusammen zu thun und die Demokratie zu stürzen; an sich haben die Hetärien und die in ihnen hervortretenden individuellen Gegensätze mit dem Streite der verschiedenen Regierungsformen nichts zu thun, der in

einer Zeit, die von staatsrechtlichen Theorien noch nichts weifs, immer einen Conflict verschiedener Interessen darstellt (Staatsalterth. §. 61. extr.); und in diesem Sinne hat Hr. B. die ganze Darstellung derselben vielmehr an die hervorragenden Persönlichkeiten der attischen Geschichte geknüpft, welche wir theils nach ausdrücklichen Zeugnissen, theils der Natur der Sache gemäfs als Mittelpunkte derselben betrachten müssen. „Es mufs unsere Aufgabe sein," sagt er S. 6, „die Bedeutung der Hetärien seit den sichern Anfängen der Geschichte Athens durch diejenigen Persönlichkeiten zu begreifen, die sich ihrer bedienten, bis wir zu derjenigen Zeit gelangen, in welcher umgekehrt die Personen nur Bedeutung haben durch die Genossenschaften, welchen sie angehören; zur Lösung dieser Aufgabe aber ist es nöthig, jene Persönlichkeiten ausführlich zu schildern; denn die grofsen Talente, welche ihre Bemühungen bisher der athenischen Geschichte zuwandten, haben wohl die öffentlichen Verhältnisse in nicht geringem Maafse aufgeklärt, keineswegs aber die Individualität der bedeutenden Staatsmänner Athens aus ihrer Stellung zu den durch die öffentliche Gesinnung hervorgebrachten Zuständen des Staats zu begreifen gesucht;" und wenn letzteres auch etwas zu kühn abgeurtheilt sein sollte, so steht Ref. doch nicht an die Charakterzeichnungen, welche Hr. B. von den Lenkern des athenischen Staats bis auf Nikias und Alkibiades herunter entworfen hat, zu dem Vorzüglichsten zu rechnen, das ihm in dieser Gattung noch vor die Augen gekommen ist. Aber auch bei der Begebenheit, wo sich die Hetärien zum ersten Male, wie er S. 64 sagt, als eine selbstständige Macht in dem Sinne zeigten, dafs sie nicht mehr im Interesse des Staats oder einer Partei oder auch eines bedeutenden Mannes, sondern in ihrem eigenen, d. h. in dem allen Mitgliedern einer bestimmten Hetärie gemeinsamen Interesse sich wirksam erwiesen, bei dem Hermokopidenprocesse, hat er den transitorischen Charakter dieser Gemeinschaft und die Verschiedenartigkeit der zusammenwirkenden Elemente weit richtiger aufgefafst als Hr. Scheibe, der S. 5 darin nur ein näheres Aneinanderschliefsen der Oligarchen zu Alkibiades Sturze erblickt, ohne zu erwägen, dafs an der Spitze von Alkibiades Gegnern derselbe Androkles erscheint, der später von den Antidemokraten gerade als thätigster Leiter des Volkes aus dem Wege geräumt ward (Thucyd. VIII. 65) und auf dessen politische Bedeutung Hr. Büttner S. 66 folg. sehr richtig aufmerksam gemacht hat. Auf der andern Seite aber sehen wir bei dieser nämlichen Gelegenheit, wie es sich auch bei Kritias und Theramenes wiederholt, dafs Männer, die später als die gröfsten Gegner der Demokratie auftreten, dieselbe hier gegen ihre wirklichen oder vermeinten Feinde schützen; und in allem diesem nur, wie Hr. Sch. will, einen angelegten Plan der oligarchischen Partei zu erblicken, die unter dem Scheine demokratischer Gesinnungen das Volk selbst allmählig seiner Stützen zu berauben gestrebt habe, heifst ganz den Charakter aufgeregter Zeiten verkennen, wo gerade diejenigen, welche obenauf schwimmen, am meisten von dem Strome getragen werden, statt ihn zu leiten, und diejenigen, welche ihren bewufsten Weg gehen, in der Regel dies nur eben dadurch bewerkstelligen, dafs sie sich aufserhalb des Stromes befinden. Wirkliche Verschwörungen zum Nachtheile der Demokratie werden allerdings schon zur Zeit der Schlacht von Tanagra erwähnt, und mögen sich von Zeit zu Zeit unter einzelner Mifsvergnügten in soweit gebildet haben, um das Schreckbild zu rechtfertigen, mit welchem die Demagogen bei Aristophanes das Volk einschüchtern; wenn aber die Geschichte aller Zeiten lehrt, dafs in solchen Fällen gerade auf die bedeutendsten Männer weit mehr gerechnet als dieselben in die Verschwörung mit hineingezogen werden, so werden auch die Hetärien und ihre Häupter mit der Geschichte jener revolutionären Umtriebe zunächst gar nicht zu vermischen, und die Verknüpfung, welche nach dem Mifslingen der sicilischen Expedition zwischen beiden eintritt, bei Weitem mehr aus den eigenthümlichen Zeitumständen als aus einer politischen Tradition zu erklären sein, welche Hr. Scheibe bis an die aristokratischen Elemente der solonischen Verfassung hinaufleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) ***Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.***

2) ***Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.***

(Fortsetzung.)

Uebrigens verbindet Herr Scheibe auch mit jenen Parteiungen selbst, welche doch die alleinigen Hebel seiner ganzen Darstellung bilden, keineswegs die klarsten Begriffe, und gebraucht namentlich das Wort Aristokratie in so schwankendem Doppelsinne, dafs wir uns wohl mit gröfserem Rechte eine Bemerkung darüber erlauben dürfen, als Hr. Büttner S. 18 an dem Buche des Ref. rügt, dafs es „die von einer bestimmten Staatsform absehende und nur das Ethische betreffende Bedeutung" jenes Wortes übersehn habe, die daselbst allerdings §. 58, Note 1 erwähnt ist, obgleich in einer Schilderung wirklicher Staatsform kein weiterer Gebrauch davon gemacht werden konnte. In derjenigen Zeit, von welcher wir hier reden, vermeidet man das Wort am Besten ganz, indem seine geschichtliche Bedeutung, gesetzliche Herrschaft erblicher Optimaten, hier aller thatsächlichen Voraussetzungen entbehrt; will man es aber ja gebrauchen, so kann es nur auf die oligarchische Partei angewandt werden, die allerdings die Rückkehr jener frühern Zustände zum Vorwande nahm und auch noch die meisten Reste alter Eupatridengeschlechter zählte, während die solonische Verfassung bekanntlich diesen Elementen, insofern sie nicht zugleich mit Vermögensbesitz verbunden waren, gar keinen Vorzug gestattete, und am wenigsten der Areopag „ein Organ der Aristokratie" heifsen kann, der seit der Eröffnung des Archontats für Alle nicht einmal mehr dem Höchstbegüterten allein vorbehalten war. Ja nicht einmal darin bleibt sich Hr. Sch. gleich, dafs er unter Aristokratie wenigstens immer die antidemokratischen Elemente, wie sie nun auch beschaffen sein möchten, verstünde, sondern während er an einer Stelle Oligarchen und Aristokraten synonym setzt, stellt er sie anderswo einander wieder so gegenüber, dafs die letzteren vielmehr der Demokratie befreundet erscheinen. Im ersteren Sinne lesen wir z. B. S. 3: „Die Ermordung des Ephialtes jedoch, welche ohne Zweifel von einer *oligarchischen* Verschwörung ausging, ist ein Beweis, dafs die *aristokratische* Partei nur niedergehalten, nicht unterdrückt war" — und S. 82: „nach Krüger (Leben d. Thucyd. S. 55, nicht, wie Hr. Sch. citirt, comm. Thucyd. p. 273) wäre jetzt Thucydides durch die *Oligarchen* zurückberufen worden, da sie einen solchen *Aristokraten* zur Stütze ihrer Herrschaft gebrauchen konnten;" im andern dagegen S. 39: „zwar hatten sich in der Volksversammlung die *Aristokraten* und Demokraten in dem Widerstande gegen die *Oligarchen* vereinigt" — und S. 49: „es war indessen vorauszusehen, dafs die Demokraten und *Aristokraten*, welche sich der Annahme der Friedensbedingungen widersetzt hatten, sich noch heftiger gegen die Aenderung der Verfassung auflehnen würden, da *beide* Parteien die Aufrechthaltung der *Demokratie*, wenn auch unter verschiedenen Modificationen, zum Zwecke hatten!" Aus dem letzten Zusatze ersieht man wohl, dafs Hr. Sch. unter den Aristokraten dort die Anhänger der Verfassung der 5000 versteht, welche die reine Demokratie durch ein timokratisches Princip zu temperiren bestimmt war, und wer die Verhältnisse kennt, wird auch an andern Stellen verstehn, dafs er mit jenem Namen die begüterten Freunde der Demokratie bezeichnet, welche den lakonischen Umtrieben der Oli-

Digitized by Google

garchen entgegenstanden, ohne deshalb eine eigentliche Pöbelherrschaft zu wollen; historisch aber kommt er dieser politischen Richtung eben so wenig zu als etymologisch, insofern ἀριστοκρατία ursprünglich nicht die beste Staatsform, sondern nur die Herrschaft der ἄριστοι bedeuten kann, und jedenfalls wird er so unmotivirt gebraucht den Leser mehr verwirren als belehren. Auch in der Anwendung desselben im Einzelnen ist Hr. Sch. ziemlich willkührlich zu Werke gegangen, wie wenn er S. 46 Strombichides und Dionysodorus Aristokraten nennt, wahrscheinlich nur weil sie Strategen oder Taxiarchen waren, die er auch S. 39 den Demagogen entgegensetzt, obgleich Lysias adv. Agorat. §. 13 sie lediglich als Volksfreunde bezeichnet: εὐνοοῦντες ὑμῖν ὡς ἐδήλωσαν ὕστερον: und wenn diese Mittelpartei gar S. 11 als die „der gemäfsigten Demokraten und *begeisterten Aristokraten*" bezeichnet wird, so wird darin Niemand den Gegensatz gegen die Oligarchen finden, deren Princip ja gerade der Reichthum war, sondern auf dem einen Extreme unbegüterte Aristokraten wie auf dem andern ungemäfsigte Demokraten erwarten! Wie sich hiernach Hr. Sch. S. 4 den Gegensatz der *alten Aristokratie* unter Nikias und der *jüngern Adligen* in den Hetärien gedacht habe, wollen wir nicht weiter untersuchen; am unglücklichsten ist er jedenfalls in den Namen der Oberhäupter dieser Hetärien gewesen, als welche er aufser Alkibiades und Phäax Euphiletus, Ismenias und Leontiades namhaft macht. Selbst Euphiletus würden wir nach Allem was vorliegt noch nicht als Führer, sondern nur als einen der hauptsächlichsten Genossen derselben Hetärie betrachten, welcher auch Andokides angehört und die deshalb Hr. Büttner S. 69 mindestens mit gleichem Rechte nach diesem, als Droysen und Vischer nach Euphiletus benannt haben, der in der damaligen Geschichte weiter keine bedeutende Rolle spielt; aber nun gar Leontiades und Ismenias, deren Namen selbst der athenischen Geschichte ganz fremd sind und ein mit dieser vertrautes Ohr schon durch ihren Klang stutzig machen mufsten! Unstreitig hat sich der Vf. durch Krüger ad. Dionys. Historiogr. p. 363 irre leiten lassen, der allerdings beide als Hetärienhäupter aufführt, aber durch das beigefügte Citat hinlänglich beweist, dafs er sie nicht als Athener ansah; hätte Hr. Sch. Xenoph. Hellen. V. 2. 25 nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, dafs es sich hier um die bekannten beiden Thebaner aus Ol. 98 handelt, deren Aufnahme unter die Athener vor Ol. 91 nur einen neuen Beleg zu unserer obigen Bemerkung abgiebt, dafs der Verf. zwar die Quellen für den zunächst von ihm gewählten Gegenstand fleifsig und sorgfältig benutzt, im Uebrigen aber keineswegs die nöthige Sicherheit und Umsicht zu der Behandlung desselben mitgebracht habe.

Hieran knüpft Ref. endlich noch einige besondere Erörterungen, die er absichtlich verspart hat, um die Unbefangenheit seines Urtheils nicht zu beeinträchtigen, deren er sich aber gleichwohl nicht ganz entschlagen kann, um nicht die Abweichungen, welche die vorliegenden Schriften von seinen eigenen in dem Lehrbuche der griechischen Staatsalterthümer ausgesprochenen Ansichten darbieten, durch sein Stillschweigen gleichsam zu genehmigen zu scheinen. Auch gegen Hrn. Büttner mufs er sich hier — aufser den schon oben zurückgewiesenen Vorwürfen wegen des Begriffs der Aristokratie — in zweierlei Hinsicht vertheidigen: einmal insofern derselbe S. 8 ihn tadelt, dafs er „wie die Freunde Solons geurtheilt habe, dafs es nur auf dessen Willen angekommen wäre sich zum Tyrannen aufzuwerfen," sodann gegen die Behauptung S. 75, dafs die Stellen, welche Ref. §. 166 über „das Verhältnifs der Probulen zu der Einsetzung der Vierhundert beigebracht habe, für die thätige Theilnahme jener Behörde an diesem Ereignisse durchaus nichts Bestimmtes enthalten." Was freilich den erstern Punct betrifft, so ist es schwer in der Geschichte über Dasjenige zu streiten, was geschehen sein würde, wenn ein vorliegendes Ereignifs nicht stattgehabt hätte; inzwischen beweist doch das Gelingen der pisistratischen Usurpation bald nachher, dafs der athenische Staat damals noch keineswegs stark genug war sich eines Tyrannen zu erwehren; und so gewifs es ist, dafs Solon auf diesem Wege seine Aufgabe nicht gelöst haben würde, so wenig darf uns doch selbst die Einsicht in die Nothwendigkeit und Zeitgemäfsheit einer Erscheinung abhalten, in derselben den freien Entschlufs des Individuums anzuerkennen, welches das Bedürfnifs der Zeit verstand und den Abweg vermied, den tausend Andere an seiner Stelle betreten haben würden. Hinsichtlich des andern Punctes aber hat Hr. B. zunächst die von uns Note 16 angeführte Stelle Aristot. Rhetor. III. 18. 6 ganz übersehen, die allein schon hin-

Digitized by Google

reicht den thätigen Antheil der Probulen an der Bestellung der Vierhundert zu beweisen: εἰ ἔδοξεν αὐτῷ ὥσπερ καὶ τοῖς ἄλλοις προβούλοις καταστῆσαι τοὺς τετρακοσίους: und was er seinerseits anführt um es glaublich zu machen, dafs jene Behörde nur vorübergehender Art gewesen sei und die unumschränkte Demokratie schon vor den Vierhundert wieder das Uebergewicht erhalten habe, reicht nicht einmal hin, um Harpokrations Zeugnifs zu entkräften, den Hr. B. nur im Zusammenhange nachzulesen gebraucht hätte, um sich zu überzeugen, dafs die Gelegenheit, bei welcher die Probulen als ein Theil der 30 συγγραφεῖς vorkommen, keine andere als die von Thucyd. VIII. 67 geschilderte ist. Dafs „kurz vor den Vierhundert Androkles, der heftigste Feind der oligarchischen Bestrebungen, an der Spitze des Volkes stand," beweist nur, dafs in der Ekklesia noch demokratische Elemente walteten, woran Niemand gezweifelt hat; und wenn Thucydides nur von zehn συγγραφεῖς αὐτοκράτορες spricht und deren Wahl als einen selbstständigen Act schildert, so sind doch Philochorus und Androtion zu bedeutende Auctoritäten, um nicht, wie auch Schömann antiqu. jur. publ. p. 181 gethan hat, jene Darstellung dahin zu erläutern und zu ergänzen, dafs den zehn bestehenden Probulen für diesen besondern Zweck aufserordentliche Vollmachten ertheilt und noch zwanzig weitere συγγραφεῖς als Beisitzer zugeordnet worden seien; ja wenn auch dieses nicht genügen sollte, so würden wir lieber einen alten Fehler bei Thucydides selbst annehmen, und Λ = τριάκοντα in Δ = δέκα übergegangen denken, was keine gröfsere Kühnheit wäre, als wenn Krüger hist. phil. Studien S. 62 und 158 zu wiederholten Malen bei demselben δέκα in τέσσαρες und δικάτῳ in τετάρτῳ verwandelt. Schwieriger ist die Frage, worüber sich Ref. mit Hrn. Scheibe in Differenz befindet, wie lange nach dem Sturze der Vierhundert das Regiment der Fünftausend noch bestanden habe; und so wenig er auch hier nach wiederholter Erwägung von unserer Meinung abzugehen Ursache gefunden hat, so gesteht er doch auch den Gründen seines Gegners gern so viel Gewicht zu, dafs er ihnen die seinigen nur als Partei, nicht als Richter entgegenstellen will. Eher möchte er rügen, dafs S. 6 trotz seiner Bemerkung in den Staatsalterth. §. 166, Note 9 das Mifsverständnifs Krüger's nachgeschrieben ist, als ob schon *vor* Bestellung der Vierhundert die oberste Staatsgewalt an die Fünftausend übergegangen wäre; was aber die Argumente betrifft, mit welchen Hr. Sch. S. 7 wahrscheinlich zu machen sucht, dafs Letztere auch später bis zu der Herrschaft der Dreifsig nicht abgeschafft worden seien, so können wir ihm höchstens das zum Vorwurfe machen, dafs er die von uns angedeutete Frage über die Möglichkeit einer Wiederbesoldung des Volkes gar nicht berührt hat, obgleich uns diese allerdings um so wichtiger scheint, je deutlicher aus den Worten des Thucydides VIII. 66. hervorgeht, dafs der eigentliche Hauptgrund die Fünftausend an die Stelle des Demos treten zu lassen, in dem Mangel der Geldmittel lag, welche bisher auch den Geringsten die Theilnahme an den Staatsgeschäften möglich gemacht hatten. Denn wenn dieses Hindernifs wegfiel, so kann das Stillschweigen der Schriftsteller uns hier eben so wenig abhalten, das *cessante causa cessat effectus* anzuwenden, als es Hrn. Sch. S. 154 abgehalten hat sich die höchst wahrscheinliche Vermuthung von Sievers anzueignen, dafs auch nach dem Sturze der Dreifsig Anfangs die Abschaffung des Soldes beabsichtigt, derselbe jedoch bald wieder durch Agyrrhius hergestellt worden sei; und wenn damals die Staatscasse dieses neben dem durch das Bedürfnifs der Söldner doppelt kostspieligen korinthischen Kriege zu leisten vermochte, so ist nicht einzusehen, warum es ihr nicht auch nach 410 möglich gewesen sein sollte, wo Alkibiades Siege Athen's Macht wieder zu einer ganz andern Ausdehnung erhoben hatten, als ihr Ol. 96. übrig war. Doch auch abgesehn von solchen Combinationen können wir uns nicht überzeugen, dafs auf eine Regierungsform, welcher Hr. Sch. selbst wiederholt das Prädicat einer oligarchischen beilegt, die Ausdrücke δῆμος, πλῆθος, ja ὄχλος angewendet sein würden, wie sie Xenophon Hellen. I. 7. bei Gelegenheit der Verurtheilung der arginusischen Sieger gebraucht; und vergleichen wir damit, wie Thucyd. VIII. 66. in den Worten δῆμος μέντοι ὅμως ἔτι καὶ βουλὴ ἀπὸ τοῦ κυάμου ξυνελέγετο den δῆμος den πενταχισχιλίοις gerade wie die βουλὴ den Vierhundert entgegenstellt, so scheint uns in jener Ausdrucksweise ein eben so beredtes Zeugnifs zu liegen, als wenn Xenophon der Aenderung ausdrücklich gedacht hätte, zumal da diese in Verfassungssachen keineswegs ins Einzelne geht, und z. B. auch die fünf

Digitized by Google

Ephoren nach der Schlacht bei Aegospotamos nicht erwähnt, die Hr. Sch. S. 35 selbst zu unserm Vergnügen mit uns als als förmliche Beamte anerkannt hat. Auch das Bild und die Inschrift auf dem Grabe des Kritias, welche wir jetzt aus dem von Imm. Bekker herausgegebenen Scholiasten des Aeschines kennen (Abh. d. Berl. Acad. 1836, S. 230), beweist, dafs es keine oligarchische Verfassung war, welche die Dreifsig stürzten:

μνῆμα τόδ' ἐστ' ἀνδρῶν ἀγαθῶν, οἳ τὸν κατάρατον
δῆμον Ἀθηναίων ὀλίγον χρόνον ὕβρις ἔσχον:

und wenn Hr. Sch. S. 117 die Authentie dieses Epigramms, in welchem wir gerade das ohnmächtige Knirschen der ihr nahes Ende fühlenden Oligarchen erkennen, aus dem Grunde verwirft, weil diese damals etwas mehr zu thun gehabt hätten, als Statuen zu errichten und Inschriften zu verfertigen, so kann uns dies eben so wenig verhindern davon Gebrauch zu machen, als die Conjectur, mit welcher derselbe S. 140 die von uns §. 167, not. 15 für die Rückkehr einer zügellosen und ohnmächtigen Demokratie nach dem Sturze der Vierhundert beigebrachte Stelle des Lysias affect. tyrann. §. 25. in die Zeit nach dem Sturze der Dreifsig zu verlegen versucht hat. Leider sind uns seine observationes in oratores Atticos, auf welche er sich dieserhalb bezieht, nicht zur Hand, um die näheren Gründe für diese Emendation *μετὰ τοὺς τριάκοντα* statt *τετρακοσίους* zu prüfen, die immerhin sehr scheinbar sein müssen, da auch sein Recensent Hr. Franke in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft 1837. S. 263 sie eine unbezweifelt richtige Verbesserung nennt; in Lysias eigenen Worten aber kann Ref., der dieselben nicht, wie Hr. Sch. unterstellt, aus Meier de bonis damn. p. 177, sondern aus dem Original geschöpft hat, nach wiederholter Prüfung nichts als den ganz angemessenen Sinn erkennen, dafs der Redner die Athener warne, jetzt nach dem Sturze der Dreifsig nicht wieder in denselben Fehler wie nach dem Sturze der Vierhundert zu verfallen, wo eigennützige Sykophanten die Unglücksfälle der Stadt zu ihrem Vortheile benutzt, Bürger vertrieben und ehrlos gemacht, und auf diese Weise den Staat in *στάσεις καὶ τὰς μεγίστας συμφορὰς* gebracht hätten. Denn von solchen Calamitäten ist nach Thrasybul's Restauration geschichtlich nichts bekannt, und so unvollkommen auch die mit dieser verknüpften Ideale verwirklicht wurden, so hatte doch der Staat bis auf die macedonische Zeit weder von inneren Parteiungen noch von äufsern Widerwärtigkeiten zu leiden, auf welche sich die vorgeschlagene Zeitbestimmung *μετὰ τοὺς τριάκοντα* beziehen könnte; folgen wir dagegen der Vulgatlesart, so erklärt sich uns mit einem Male, woher die vielen *ἄτιμοι* kamen, welche durch das Psephisma des Patroklides um der Eintracht willen, wie Andocides de Myster. §. 73. sagt, rehabilitirt wurden; auch das Exil des Kritias in Thessalien, dessen Ursache so dunkel ist (Weber de Critia tyranno p. 13), würde durch solche Sykophantie wenigstens eine ungefähre Aufklärung erhalten, und da von den bei Lysias genannten Männern wenigstens der eine, Klisthenes, notorisch seine Rolle vor der Herrschaft der Dreifsig, zu Aristophanes Blüthezeit, gespielt hat, so mufs Ref. fürchten, dafs die Gründe, mit welchen Hr. Sch. seine Verbesserung unterstützt hat, eben nur auf die *petitio principii* hinauslaufen, dafs zwischen dem Sturze der Vierhundert und der Dreifsig die unbeschränkte Demokratie nicht mehr zurückgekehrt sei. Freilich räumt er S. 7 selbst ein, dafs auch die Fünftausend sich allmählig verschlechtert haben müfsten, um die Vorfälle zu erklären, welche uns in jener Zwischenzeit begegnen; wenn er aber darauf mit Peter de Xenoph. Hellen. p. 54 fgg. die Worte des Thucyd. VIII, 97. bezieht: *καὶ οὐχ ἥκιστα δὴ τὸν πρῶτον χρόνον ἐπί γ' ἐμοῦ Ἀθηναῖοι φαίνονται εὖ πολιτεύσαντες*, so können wir hierin nur die bekannte abgekürzte Construction erkennen für *καὶ ὁ πρῶτος χρόνος ἦν ὃν κ. τ. λ.*, d. h. *es war dieses wenigstens während meines Lebens die erste Zeit, wo die Athener ihren Staat gut einrichteten*, während, wenn der Sinn wäre: *sie hätten denselben wenigstens in der ersten Zeit* (nach dem Uebergange an die Fünftausend) *gut verwaltet*, das restrictive *γε* bei *τὸν πρῶτον χρόνον* stehn müfste und der Zusatz *ἐπ' ἐμοῦ* geradezu widersinnig wäre.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) ***Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.***

2) ***Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.***

(Schlufs.)

Dafs endlich, wie Herr Scheibe mit Peter will, die Verfassung nicht habe geändert werden können, während Nikomachus und seine Collegen noch mit der Revision der Gesetze beschäftigt waren, geht weder aus Andocides de Myster. §. 81. hervor, der von einer ganz andern Zeit spricht, noch würde es die Aenderung, um welche es sich hier handelt, haben hindern können, da diese ganz einfach darin bestanden haben würde, durch Wiederherstellung des Soldes die Theilnahme an den Staatsgeschäften wieder Allen zugänglich zu machen; und so glauben wir also fürs Erste noch bei unserer Ansicht verharren zu können, für welche sich mittlerweile aufser den in der dritten Auflage des Lehrbuchs angeführten Gelehrten auch Chr. Guil. Volke de factionibus in Atheniensium republica, Roterod. 1841. 8. p. 48 entschieden hat. Dasselbe gilt von einer zweiten Streitfrage, welche Hr. Sch. S. 68 fg. ventilirt hat, um die Identität der unter der Dreifsigherrschaft vorkommenden Eilfmänner mit der gleichnamigen Criminal-Behörde in der Demokratie zu beweisen, während uns der in diesem Theile der athenischen Geschichte wohlunterrichtete Verfasser des siebenten platonischen Briefs p. 324 die Verschiedenheit beider Amtskreise zu deutlich auszusprechen scheint, als dafs wir uns entschliefsen könnten von der im Lehrb. §. 139 extr. behaupteten Scheidung beider abzustehen. Selbst die Verdorbenheit der Stelle können wir nicht einräumen, so singulär auch der Sprachgebrauch sein mag, den Piräeus neben dem eigentlichen Athen gleichfalls als Stadt, ἄστυ, zu bezeichnen; dieses aber vorausgesetzt leuchtet ein, dafs die Eilfmänner für die Stadt wie die Zehn für den Piräeus vielmehr den Polizeibehörden entsprechen, welche die athenische Demokratie unter dem Namen von Astynomen und Agoranomen, ja auch in gleicher Anzahl für die Stadt und den Hafen kannte; und wenn Hr. Sch. meint, diese Geschäftskreise hätten sich insofern berührt, als die früheren Eilfmänner auch die auf der Strafse und an öffentlichen Orten verübten Criminalvergehen zu ahnden hatten, so bleibt, auch abgesehn von der Unzulänglichkeit des Schlusses von der Oertlichkeit auf die Amtssphäre, noch immer die Frage übrig, ob denn die eine Hälfte der Astynomen und Agoranomen im Piräeus durch die Zehnmänner ersetzt, die andere Hälfte derselben aber in der Stadt, wie früher, neben den Eilfmännern beibehalten worden sein solle? Dafs Letztere auch unter den Dreifsig neben ihren polizeilichen Geschäften zugleich die Obliegenheiten der früheren ἔνδεκα versahen, geben wir gern zu; darin liegt aber doch nicht, wie es Hr. Sch. auffafst, ein blofser Wechsel der Personalbesetzung, sondern eine totale Aenderung des Princips mittelst Uebertragung der Criminaljustiz an eine Polizeibehörde, welche die Loyalität der Demokratie scharf von jener geschieden hatte; und aufserdem kommt dazu noch der von jenem ganz übersehene Umstand, dafs, während die früheren ἔνδεκα ein Magistrat der ganzen athenischen Republik waren, die Eilfmänner der Oligarchie gerade im Gegensatze mit den Dreifsig, welche den ganzen Staat regieren, als eine blos städtische Behörde dargestellt sind, von welcher wir höchstens den einen, welchen an sich schon die ungerade Zahl als Chef der übrigen

Digitized by Google

zu betrachten erlaubt, für eine Art Generalpolizei-Director gelten lassen möchten. Auch aus dieser Controvers wollen wir übrigens Hrn. Sch. um so weniger einen Vorwurf machen, als derselbe dort zunächst gegen Meier streitet, mit dessen Darstellung wir selbst keineswegs ganz übereinstimmen und dessen Verwechselung der Zehnmänner im Piräeus mit den späteren Nachfolgern der Dreifsig er S. 138 mit Recht gerügt hat; befremdlicher waren uns einige andere Stellen, wo Hr. Sch. unsere der seinigen entgegengesetzte Ansicht auch nicht einmal einer widerlegenden Berücksichtigung gewürdigt hat, so dafs sich auch hier vielleicht unsere obige Bemerkung wiederholt, dafs derselbe den Fleifs seines Quellenstudiums nicht in gleichem Grade auch auf die Hülfsmittel desselben ausgedehnt habe. Dahin gehört S. 59, wo er die Annahme verwirft, dafs alle Theilhaber der Dreifsigherrschaft früher Mitglieder der Vierhundert gewesen seien, und die Stelle des Lysias adv. Agorat. §. 74., worauf dieselbe beruht, einer rhetorischen Hyperbel beschuldigt, weil derselbe Redner de affect. tyrann. §. 9. sagt, dafs unter den Dreifsig auch manche gewesen seien, die zum Sturze der früheren Oligarchie mitgewirkt hätten; Ref. glaubt diese scheinbare Discrepanz, die ohnehin bei einem Zeitgenossen der Begebenheit schwer glaubhaft wäre, weit einfacher §. 168. not. 7. durch die Erinnerung an Theramenes gelöst zu haben, der sich ja eben dadurch den Namen des Kothurns zuzog, dafs er als Mitglied der oligarchischen Regierung seine eigenen Genossen stürzte, und dann doch später wieder an ihrem Triumphe Theil nahm. Auf der andern Seite hat Hr. Sch. S. 39 sich durch die Auctorität eines jüngeren Redners, Aeschines de falsa leg. §. 76., bestimmen lassen, noch nach der Schlacht bei Aegospotamos Friedensvorschläge der Lacedämonier anzunehmen, welche den Athenern die Fortdauer der Demokratie und die Inseln Lemnos, Imbros und Scyros, also alles dasjenige zugestanden hätten, was sich Athen später erst im korinthischen Kriege wieder erkämpfen mufste; auch hier glaubt Ref. §. 167, not. 18 schon das Wahrscheinlichere angedeutet zu haben, dafs Aeschines zweierlei Thatsachen verschiedener Zeiten verschmolzen und verwechselt habe, was gerade bei ihm sonstigen Beispielen nach am leichtesten unterstellt werden kann; vgl. Krüger zu Becker's Uebersetzung des Andokides S. 257. Freilich bemerkt Ref. so eben, dafs er diese Vermuthung erst in der zweiten Auflage seines Lehrbuchs aufgestellt hat, während Hr. Sch. nur die erste zur Hand gehabt zu haben scheint, wie wir sowohl aus dem Citate S. 140 als aus S. 131 schliefsen können, wo derselbe die von uns bereits in der zweiten Auflage nach Hinrichs de Theramene p. 46 nachgewiesene Scheidung zweier Verträge bei Wiederherstellung der Demokratie als eine neue Entdeckung aufstellt; doch hat er auch die schon in der ersten Auflage §. 127, not. 9 geäufserte Vermuthung ignorirt, die Ref. bis zu genügender Widerlegung fortwährend für höchst wahrscheinlich hält, dafs die bekannte Vertauschung der πρυτάνεις und πρόεδροι im Präsidium der Volksversammlungen gleichfalls mit dem Archontate des Euklides und der thrasybulischen Restauration zusammenhänge. Weniger Gewicht legt Ref. auf die Priorität der Vermuthung über das Aufhören der nach dem Sturze des Areopags eingeführten Nomophylakes zu dieser Zeit, welche er schon im J. 1836 in derselben Weise, wie es Hr. Sch. S. 152 thut, in seiner Abh. de vestigiis institutorum veterum per Platonis de legibus libros indagandis p. 38 vorgetragen hat; dagegen will er sich zum Schlusse dieselbe hier hinsichtlich zweier andern Kleinigkeiten sichern, die zugleich das einzige sind, was er zu Hrn. Sch.'s Arbeit aus den Quellen selbst nachzutragen hat. Die eine Bemerkung betrifft die Bezeichnung der Dreifsig als Tyrannen, die Hr. Sch. S. 57 mit Ebert diss. Sicc. p. 62 erst von Diodor's Zeiten herleitet; inzwischen findet sich doch für dieselbe schon eine gleichzeitige Auctorität in dem Bruchstücke des Redners Polykrates bei Aristot. Rhetor. II. 24. 3.: *πάλιν τὸ Πολυκράτους εἰς Θρασύβουλον, ὅτι τριάκοντα τυράννους κατέλυσε*, was zwar zunächst auch nur figürlich zu nehmen ist: „er habe nicht wie andere einen, sondern dreifsig Tyrannen auf einen Schlag gestürzt", aber doch wohl als Quelle jener ganzen Benennung betrachtet werden dürfte. Sodann hat er die Stellen bei Pollux. IX. 101. und Eustath. ad Iliad. XXIII, p. 1298 übersehn, wo von einem Euripides gesprochen wird, welcher *τοῖς τετταράκοντα τοῖς μετὰ τοὺς τριάκοντα προστᾶσιν Ἀθήνῃσι μετῆξε* oder *τῶν ἐν Ἀθήναις τεσσαράκοντα προστατῶν μετὰ τὴν κατάλυσιν τῶν τριάκοντα ἐγένετο*, richtig emendirt, aber vielleicht ein Beleg mehr für die von Andoc. de Myster. §. 81. erwähnten zwanzig interimistischen Staatshäupter gefunden werden kann. Jungermann

Digitized by Google

denkt hier an die δυσστὰς κατὰ δήμους, von welchen Pollux VIII. 100. sagt, dafs ihre Zahl nach dem Sturze der Dreifsig aus Hafs gegen diese Ziffer auf vierzig erhöht worden sei; diese wird aber doch wohl Niemand προστάτας nennen, und da zugleich der Zusammenhang ergibt, dafs *Εὐριπίδης* dort nur ein symbolischer Ausdruck (von εὖ und ῥίπτειν) für einen *guten Wurf* mit *vier* Astragalen ist, dem man nach Scholiastensitte eine historische Beziehung suchte, so kann überhaupt die Zahl 40 nicht richtig sein, sondern mufs höchst wahrscheinlich, da der *beste* Wurf von 24 Augen schon seine eigenthümliche Bezeichnung Κῶος (lat. *Venerius*) besitzt, in *zwanzig* verwandelt werden, was bei der Aehnlichkeit der Zahlzeichen κ und μ in älterer Schrift (Bast ad Gregor. Cor. p. 405) gar nicht schwer ist. Mehr würden wir aus der Zeit nach dem Sturze der Dreifsig zu Hrn. Büttner's Buche nachzutragen haben, wenn dieser nicht seinen Plan mit jenem Ereignisse abgeschlossen hätte; insofern er jedoch selbst auf der letzten Seite noch von Hetärien der späteren Zeit spricht, wollen wir auch wenigstens mit zwei Worten noch darauf aufmerksam machen, dafs er jedenfalls besser als an das ganz ungehörige Beispiel aus der Rede gegen Eubulides an die Symmorien erinnert haben würde, welche nach der Schilderung, die Demosthenes Olynth. II. §. 29. davon macht, förmlich die Stelle jener eingenommen zu haben scheinen; über Privatvereine, die freilich nicht ganz homogener Art sind, vgl. Wachsmuths hell. Alterth. B. I. Abth. 2, S. 353.

K. Fr. Hermann.

X.

Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten, herausgegeben von Dr. Theodor Jacobi. Berlin, 1841. bei Trautwein. XVI u. 108 S. in 4.

Neuerdings fliefst der Geschichte des böhmischen Mittelalters ein schätzenswerther Beitrag aus dem Preufsenlande zu; und zwar in obigem diplomatischen Codex, dessen Urschrift durch den Geh. Archivrath Prof. Dr. *Stenzel* — dem die Darstellung des mittelalterlichen Städtewesens eines ehemaligen böhmischen Kronlandes selbst schon unverwelkliche Lorbeern eintrug — in dem königlichen Archive zu Breslau entdeckt, und welchem daher auch, wie billig, das ganze Werk gewidmet worden ist. Vor mehreren Jahren bereits hat der Vorstand des königl. geheimen Archivs zu Königsberg dem böhmischen Nationalmuseum ein Copiarium von 151 Urkunden der böhmischen Kanzlei aus den Jahren 1237—1286 abschriftlich mitgetheilt; nunmehr ist es wieder das schlesische Provinzialarchiv, welches den Historikern Böhmens eine Sammlung von 226 Urkunden und Privatbriefen, zumeist aus den Jahren 1325—1345, und zwar durch die Hand eines eben so fleifsigen als kundigen Bearbeiters entgegenreicht. Schien auch bisher der erstgenannte Codex, als gar zu armselige Compilation eines Ottokarischen Notars, der Herausgabe eben nicht würdig: so ist dagegen die Veröffentlichung des ungleich inhaltreicheren zweiten als wahrhaftes Bedürfnifs erkannt, schnell genug gefördert, mit kritischem Takte und rühmlichster typographischer Ausstattung in's Werk gesetzt worden. Ueberdies hat der Herausgeber das Verdienstliche seines Buches auch noch durch die Mittheilung einer Nachlese von 320 Regesten aus den Jahren 1310—1346 wesentlich erhöht.

Wie alle dergleichen Formelbücher, so trägt auch das gegenwärtige sehr viel Mifsliches an sich, und ist hundertfältig blos geeignet, die Combination selbst des geübtesten Forschers irre zu leiten. Dennoch mufs es uns in Ermangelung der Originale sehr willkommen sein. Und so würdigt auch unser Herausgeber mit richtigem Gefühle die Bedeutung zumal solcher *Briefsammlungen* den Urkunden und Chroniken gegenüber, indem er (Vorr. VI) sagt: die Chronik stelle *vergangene* Ereignisse dar in ihrem Werden, die Urkunde bestimme *zukünftige* Verhältnisse; der Brief dagegen zeige uns Personen *gegenwärtig* bei Ereignissen und führe uns so fast dramatisch in das Wie der Handlung ein. Gleichwohl dürfe — setzt er hinzu — diese Abstraction Niemand zur Einseitigkeit verleiten; auch selbst dann nicht, wenn, wie zu wünschen ist, die Redaction der Mon. Germaniae einst die Deutschland betreffenden Briefsammlungen in einer Gesammtausgabe zu vereinigen, das Verdienst erwürbe. Und in der That sind neben der *Sage* und dem histo-

rischen *Volksliede* blos nur noch solche *Briefe* geeignet, einem geschichtlichen Ganzen die höchste Plasticität im Einzelnen zu verleihen.

Mit Recht stellen wir indefs an jeden Bearbeiter eines Epistolarcodex die doppelte Forderung: dafs er bei dem grofsen Vorrathe von ähnlichen fast unbrauchbaren Copiarien weder die Wichtigkeit seines Fundes überschätzt, noch auch einem durch vaterländische Sympathieen hiezu mehr berufenen Herausgeber vorgegriffen haben möge. In beiden Beziehungen mufs nun die nähere Analyse des Buches unsere Meinung gar sehr zu Gunsten des Herausgebers stimmen, welcher, seiner Aufgabe sowie seiner Kräfte trefflich bewufst, vor jedem eingebornen *böhmischen* Gelehrten (die ganze Briefsammlung nämlich stellt sich als ein sog. Bohemicum dar) auch noch das Verdienst einer gröfseren Unbefangenheit und eines durch die fremdartige Natur des Gegenstandes unendlich erschwerten Quellenstudiums voraus hat.

Schon der Titel meldet, dafs König Johann und seine Familie den Mittelpunct dieser Correspondenz bilden. Und so gruppiren sich um 83 Briefe dieser und anderer hohen Personen an regierende Häupter, Prälaten, Barone, Gemeinden u. s. w. — 119 Briefe von böhmischen Beamten des Königs, von böhmischen Städten, Landherren und Privaten über politische, geistliche, bürgerliche und andere, mitunter ganz geringfügige, Verhältnisse — nebst 24 Urkunden. Besonders zieht *Böhmen*, freilich mehr in sitten- als eigentlich zeitgeschichtlicher Hinsicht, Gewinn daraus; indem beinahe alle inneren Zustände desselben während der sechsunddreifsigjährigen Regierung König Johanns, die krassen Verwaltungsmängel, der Handel mit den Krongütern und Regalien, das Zoll- und Steuersystem, die Staatspolizei, die Processordnung, das Municipalwesen Prags und mehrerer Bergstädte, die Verfassung des dritten Standes, der Geistlichkeit und der Juden speciell beleuchtet werden. Aber auch für Mähren, Schlesien, Glatz, die Lausitzen und Oesterreich, für die Städte Magdeburg, Köln, Nürnberg, Regensburg, Aachen, Krakau u. s. w. findet sich manche historische Ausbeute darin; gleichwie es von Interesse ist, Briefe von oder an den damaligen Kaiser und Papst, an den König von Ungarn und Polen, die Erzherzoge von Oesterreich, den Herzog von Brabant, Baiern, Sachsen, Liegnitz, Troppau, den Landgrafen von Hessen und Thüringen, ferner an mehrere Cardinäle, den Patriarchen von Jerusalem, die Bischöfe von Mainz, Trier, Meifsen, Padua, Ostia, Velletri, Tusculanum u. s. w. hier neben einander zu lesen. Dafs eine solche Fülle unmittelbarer lebendiger Ueberlieferung ungemein viel specielles Geschichtsmaterial darbiete, haben wir schon angedeutet — seien auch diese Beiträge immerhin nichts weiter als „einzelne Steinchen" (wie Hr. J. S. VIII sich ausdrückt), die uns einen bis jetzt unterbrochenen Zug in dem Mosaikbilde ergänzen, das unsere Phantasie von König Johann sich geschaffen, dem aber freilich die Historie noch nicht den Typus der Wahrheit und Stetigkeit aufgeprägt hat. Möge uns also das „Mosaikbild" selbst — nämlich eine sorgfältig zusammengesetzte Geschichte des Königs Johann — recht bald werden; die letzten drei Jahre haben mit einem Male unverhofft viel neues Material hiezu geliefert (*Lenz* Jean l'Aveugle 1839, *Böhmer's* Regesten 1839—41 und *Jacobi's* vorliegenden Codex.)

Die *Handschrift*, deren Inhalt unter obigem passenden Titel edirt wurde, ist bei Aufhebung der Klöster [wann?] aus dem Hedwigsstifte zu Breslau in das schlesische Provinzialarchiv übergegangen. Sie besteht aus einem Foliobeft, in Pergament eingeschlagen, das 36 Blätter von starkem Papier enthält, welche eine gedrängte, nicht besonders lesbare, Schrift von oben bis unten bedeckt. Der Ursprung der ganzen Sammlung kann uns, so wie die Person des Schreibers, insofern gleichgültig sein, als hiedurch für die Hauptsache — nämlich die Chronologie — ohnehin nichts gewonnen wäre. Dafs die Handschr. selbst dem XIV. Jahrhundert angehöre, nehmen wir auf das Wort des Herausgebers unbedenklich an. Die Briefe schliefsen sich an sich schon *vor* dem Jahre 1346 entschieden ab und mögen auch wirklich nicht viel später von einem *Prager Notar*, etwa aus den Originalconzepten selbst, zum Handgebrauch copiirt, vielleicht auch (wie S. VI vermuthet wird) von dem nämlichen Schreiber mit den oft seltsamen *Rubris* versehen worden sein. Sämmtliche Briefe sind weder nach der Zeitfolge, noch nach einem andern durchgreifenden Principe geordnet; nur die eigentlichen Urkunden stehen von No. 59 bis 83 beisammen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten, herausgegeben von Dr. Theodor Jacobi.

(Schluss.)

Was diese Sammlung vor anderen Copialbüchern des Mittelalters auszeichnet, das ist die Beibehaltung der meisten *eigenen Namen*, nebst Zeit und Ort der Abfassung einiger Briefe. Freilich ist bei den zahlreichen Schreibfehlern die Herstellung aller Personen- und Ortsnamen unmöglich; gleichwie auch die Chronologie nur bei dem kleinsten Theile der Briefe sichergestellt werden konnte. Indefs steht fest, dafs blofs zwei Briefe (59 und 60) *vor* die Regierungszeit des Königs Johann von Böhmen fallen, wenige dem Anfang derselben, die meisten, deren Datum bestimmbar ist, den Jahren 1325—1346 angehören. Wieviel jedoch dem Fleifse böhmischer Urkundenforscher hier nachzuholen erübrigt, lehrt jeder Blick auf die von Hrn. J. versuchten *Zeitbestimmungen*, deren einige von den zufälligsten Umständen abgeleitet erscheinen, andere auf falschen Voraussetzungen oder Namensverwechslungen beruhen, noch andere zwischen einer Reihe von zehn bis fünfzehn Jahren wie im vagen Ungefähr hin und herschwanken. Jedenfalls lag die Beseitigung dieser Mängel nicht in der Macht des Herausgebers, und liegt wohl auch in der unsrigen nicht. Die *Noten* (gegen 350 an der Zahl) zeugen übrigens von einer Belesenheit in der böhmischen Literatur, welche oft in Erstaunen setzt; wiewohl mitunter manche Sacherklärung den ihr gewidmeten gelehrten Aufwand nicht verdient und nicht lohnt. In der schön geschriebenen *Einleitung* charakterisirt der Herausgeber, der überhaupt eine tüchtige Schule der Kritik nirgends verläugnet, auf eine interessante Weise den Geist dieser Briefsammlung; indem er gewissermafsen einen Index rerum ohne alphabetische Ordnung giebt, hingegen alle fernerweitigen Anmerkungen über Recht, Sitten, Steuern u. dgl., aus Mangel an slawistischen Studien, unterdrückt zu haben mit edler Bescheidenheit eingesteht.

Wenn nun der Herausgeber (Vorr. VIII) sagt, dafs der Werth einer historischen Ueberlieferung nicht blos in dem absolut Neuen bestehe, was sie enthält, sondern dafs auch das frische und sinnliche Hervortreten längst bekannter Beziehungen schätzenswerth sei: so erscheint die zweite Hälfte des Satzes auf unsere Briefsammlung besonders anwendbar. Denn jede hier *im allgemeinen historischen Interesse* zu haltende Aehrenlese dürfte ziemlich auf folgenden summarischen Ertrag eingeschränkt sein: Aus einem Briefe des Erzbischofs Peter von Mainz (89) ersehen wir nämlich mit Befremden, dafs dieser noch am 23. Julius 1314 des Glaubens war, die Wahl König Johanns zum deutschen Kaiser durchzusetzen. Das Schreiben Ludwigs des Bayern an Johann III. Herzog von Brabant (1) klärt jetzt die in Böhmers Regesten 932 vorkommende Entschuldigung des Kaisers, wegen Versäumnifs einer in Nürnberg 8. März 1327 projectirten Zusammenkunft, genügend auf. Zur Erläuterung des Traktats dd. Ungarisch-Tyrnau 13. Febr. 1327 (Ludewig V, 478) dient die um einen Tag früher ebendort datirte Urkunde 71, laut welcher König Karl von Ungarn eine bis 24. Juni 1328 zu vermittelnde Einigung zwischen Böhmen und Polen dadurch garantirt, dafs er in der Person des Nicolaus Stephani de Lundow einen Bevollmächtigten über die böhmischerseits bereits innegehabten polnischen Städte und Burgen einsetzte, welche dieser im Namen König Johanns verwalten und, im Falle ferneren Zwistes, ihm und seinen Erben überantworten sollte. Mittelst Brief 13 erbittet

Digitized by Google

derselbe ungarische König Karl von unserem Johann bis 1. März 1335 Succurs wider die Tartaren. In Brief 135 berichtet ein italienischer Kaufmann, dafs zum Entsatz von Lucca (Februar 1331) 3000 Helme angerückt wären. Zur Bereicherung der *Geschichte Böhmens* trägt vorerst bei: der mit den böhmischen Baronen geschlossene Vertrag König Wentzels II. gegen die Landfriedensbrecher (Urkunde 59, 60), allem Anscheine nach aus dem Jahre 1301. Ferner lassen Brief 18, 26, 44, 109, 112, 154, 189 keinen Zweifel über die Thatsache zu, dafs König Johanns zweiter Sohn, Johann, seit seiner Vertreibung aus Tyrol (1341) mehrmals — wenn auch nur in Verhinderungsfällen des Markgrafen Karl — Statthalter von Böhmen gewesen. Ebenso beweist Brief 8, gegen die Annahme der *Sommer*'schen Topographie (VII, 128), dafs die böhmische Stadt Taufs seit 1328 wirklich an Herzog Heinrich von Bayern abgetreten worden sei; Brief 10, dafs Herzog Rudolph von Sachsen seit 1342 eine Revenüe aus den Kuttenberger Bergwerken bezogen; endlich Brief 100, dafs der bekannte Minoritenstreit de paupertate Christi auch in Böhmen strenge Inquisitionen veranlafst habe. In besonderer Beziehung auf die *Hauptstadt Prag* verdienen ebenfalls mehrere Documente hervorgehoben zu werden. Ganz neu nämlich sind die Aufschlüsse, welche Brief 86, 87 und 93 über die Altstädter St. Niklaskirche verbreiten; beide ersteren Urkunden führen uns um volle dreizehn Jahre höher als bisher, und zwar bis wenigstens 1346, in der Geschichte dieser Kirche hinauf und stellen zugleich die ehemaligen Patronatsansprüche der Strahöwer Prämonstratenser in ein helleres Licht. Nicht minder anziehend sind endlich die Briefe 94, 95, 96, 107, 200, 201, welche andere Klöster, Kirchen und Beneficien Prags während der Jahre 1334—45 betreffen und auf deren einige wir unten noch zurückkommen werden.

In den Nummern 61 und 62 haben sich die Gründungsurkunden der beiden noch heute blühenden Städte Böhmens, Bechin und Hostomitz erhalten, und wir erfahren daraus, dafs erstere Stadt den berühmten Ulrich Pflug von Rabstein († nach 1340), letztere den bereits 1319 verstorbenen Wilhelm von Waldeck (einen Hasenburger) zum Urheber habe — wobei freilich das beiderseitige Stiftungsjahr ohne Vergleichung der Originale nicht näher zu bestimmen ist. Ueber die Art, Dörfer nach deutschem Recht zu exponiren (Brief 68, 77), verweisen wir blos auf *Tzschoppen* und *Stenzels* Urkundenbuch S. 145 ff. Die in dem Vergleiche No. 165 stipulirten seltsamen Bufswallfahrten kommen bereits zu Anfang der Regierung König Johanns in den Pottensteiner Händeln vor. Dagegen erinnert an die Zeit der (Brief 19 und 158 auch wirklich erwähnten) Judenverfolgungen, dafs, nach Brief 69, die Baustelle, auf welcher eine Feuersbrunst begonnen hatte, mit Confiscation — ob *nur* bei Juden, bleibt freilich ungewifs — belegt wurde. Abweichend von der Art des Einlagers bei *Grimm* (R. A. 620) ist der aus Brief 54 deutlich hervorgehende Umstand, dafs der eingerittene Schuldner selbst für seinen mittlerweiligen Unterhalt zu sorgen hatte; von solchen Einlagern (böhmisch leženj) sprechen die einheimischen Rechtsbücher noch im XVI. Jahrhundert.

Wir gehen über zu den *historischen Namen*, welche in der Regel auch der einzige Schlüssel zur Ermittelung der Chronologie solcher Briefformeln sind. Der Herausgeber hat an den mangelhaften und verdorbenen Personennamen, Amtstiteln und Ortsbenennungen häufig und oft glücklich ergänzt und gebessert, häufig aber auch nach Chroniken, Topographieen, und insbesondere nach den uncritischen Verzeichnissen der damaligen böhmischen Staats-Würdenträger bei *Balbin*, *Hammerschmid* und *Auersperg*, fehlgreifen müssen. Ref. bekennt indessen, dafs selbst die ihm vorliegenden vollständigeren Urkundenauszüge zur Lösung der in diesem Epistolarcodex sich häufenden Widersprüche nicht ausreichend sind. Vor Allen ist es ein Mann bürgerlicher Herkunft, nämlich Frenczlinus Jacobi de Praga, der (an den Namen unseres Herausgebers mahnend) hier am häufigsten und wohl in 50 Briefen und Urkunden auftritt, den König selbst auf den Feldzügen begleitet, in finanzieller Beziehung beinahe sein Factotum ist und durch solchen Einfluss seiner vielverzweigten Sippschaft zu Reichthümern und Ehren verhilft. Dieser Frenczlin wird zwar kanzleimäfsig camerarius, auch subcamerarius regis (al. regni) Bohemiae genannt; stand aber wohl nur als *Kammerzahlmeister* in Privatdiensten des Königs. Als glücklicher Negoziant ward er sehr bald König Johanns Gläubiger, nachher Pfandinhaber, mithin zugleich burchravius und judex provincialis, d. i. Richter der Castellaneien Pfriemberg und Podiebrad. Da zu seiner

Digitized by Google

Zeit verfassungsmäfsig nur hohe Adelige obige beiden Landesämter bekleiden konnten, so erklärt sich von selbst, warum Frenczlin z. B. in Br. 10 und 20 dem böhmischen *Landesunterkämmerer* ausdrücklich untergeordnet wird. Hr. Jacobi hält jedoch seinen Namensverwandten für den *Oberstlandkämmerer* und verwickelt sich dadurch mehrmals in Widersprüche. Uebrigens erscheint unter den in dieser Briefsammlung angeführten Oberstlandesoffizieren und Erbhofbeamten die Blüte der damaligen böhmischen Aristokratie. Um auf den bereits genannten Ulrich Pflug v. Rabstein zurückzukommen, so wird derselbe (Br. 13) Zaudner von Prag genannt und wir wissen aus anderen Urkunden, dafs er bis 1331 Landesunterkämmerer und bis 1340 Oberstlandrichter war. Sein Nachfolger in der ersteren Würde, etwa bis zu dem Jahre 1344, war Wilhelm von Landstein — was hier aus den Briefen 10. 70. 133. 184 als neues Ergebnifs hervorgeht. Gleichfalls neu ist, dafs der Oberstburggraf Jessko Wartenberg auf Wessely (Bessel) bis 1358 Pfandherr von Gitschin gewesen (Br. 38), in welchem letzteren Jahre er diese Stadt durch Tausch an sich brachte. Vgl. *Pelzels* Karl II, 580. Was Hr. J. über den fidelis noster Chech Stephan de Sternberg in der Anmerkung zu Br. 70 beibringt, scheint überflüssig, da Tschetsch als altböhmischer Beiname jedem Eingebornen bekannt ist. Durch eine sonderbare Verwirrung unseres ungenannten Notars wird ferner der Wyschehrader Propst Berthold von Lipa, 1348—1351 zugleich Oberstkanzler, in den Briefen 5 u. 84 Boemiae subcamerarius (!), Br. 11 von König Johann sogar Princeps (!!) noster dilectus genannt; was leicht zu berichtigen war.

Unter den Beziehungen auf den *Clerus* des Landes fällt gleich zu Anfang unseres Codex die Erwähnung des Kreuzträgerordens auf. Prag zählte damals (ohne die sogenannten Cyriaken) viererlei Ordenshäuser solches Namens, welche, wie in anderu Urkunden, so auch in der vorliegenden Sammlung unter einander verwechselt werden. 1) Das Priorat des ritterlichen Ordens vom heiligen Johann zu Jerusalem mit dem *weifsen Kreuz*, seit 1156. An den Präceptor desselben ist der von dem Kuttenberger Zehentner ausgestellte Brief 95 gerichtet; auch Nr. 116 der Regesten gehört hierher. 2) Die Canonie der Grabhüter mit dem *rothen Kreuz* in Zderas, seit 1190 — erwähnt in Br. 22. 94. 96. In dem Rubrum zu Br. 87 soll es anstatt Cruciferos Sderasienses vielmehr Canonicos (sc. regulares) Strahovienses heifsen. 3) Die Commende der deutschen Ritter von U. L. F. zu Jerusalem mit dem *schwarzen Kreuz*, seit 1217. Diesem deutschen Ordenshause, und nicht (wie Hr. Jacobi dem Chron. Aulored. zufolge annimmt) den Johannitern, sind die subsidia ord. Crucif. de domo Teotunica (Br. 2) unterthan. Ebendaher scheint auch der frater Husco de Leuberch, Magister ord. Crucif. per Boemiam et Moraviam (Br. 3) zu gehören; denn nicht blos erscheint ein Jesco im J. 1337 als Landcomthur zu Repin (*Millauers* Deut. Ritt. O. 126. 144), sondern es wird auch der e. l. vorkommende Nobilis de Hohenberch als Ordinis S. Mar. hosp. Hierosol. domus Teutonicae per Boemiam et Moraviam Commendator in einer späteren Urkunde der deutschen Herren vom J. 1362 genannt (*Millauer* 33). Endlich 4) Das Hospital der ritterlichen Kreuzherren mit dem *rothen Stern* zu St. Franz, seit 1237 — auf welchen Orden wir jedoch, aufser Nr. 124 der Regesten, keinen Brief unserer Sammlung mit Sicherheit zu beziehen wissen.

Noch scheint hier Raum zu einigen beiläufigen Berichtigungen. In Br. 87, wo König Johann den bekannten Wyschehrader Dechant Johannes Paduanus ausdrücklich Praepositus Pragensis titulirt, könnte leicht ein Schreibfehler stecken. Unter dem Conventus Leith. (Br. 6) kann kein anderes als das Prämonstratenserstift zu Leitomischel gemeint sein. Wegen Note 2 zu Br. 89 sei hier bemerkt, dafs der Egerische Bezirk vormals zur Regensburger und erst seit 1787 zur Prager Diöcese gehöre. Alba Ecclesia (Weifskirchen im Banat) war von 1323 bis zu dem (bei Sommersberg SS. III, 58. gedruckten) Vertrage vom 13. Jul. 1332 an Böhmen verpfändet, während welcher neun Jahre König Johann das Verleihungsrecht der dortigen Collaturen besafs; daher Br. 110 viel zu spät, Br. 21 hingegen richtiger datirt ist, weil diese Stadt damals (1344—46) wieder ein Burggraf des Königs von Ungarn inne hatte. Peter von Rosenberg (Br. 13) starb bereits 14. Oct. 1346. Henricus terrae notarius (ib.) ist wol identisch mit dem Prager Propste Heinrich, der 1340—48 Oberstlandschreiber war, und dessen Vorgänger ganz richtig der mit ihm genannte Stephanus gewesen ist. Da nun Br. 22 noch in die Zeit der Amtsführung des Letzteren fällt, so mufs sein Datum

Digitized by Google

in das Jahrzehend von 1328—38 gehören. In Br. 28 ist anstatt Herzog Bohuslaus vielmehr Boleslaus (wie Br. 64) zu lesen. Wenn endlich der Verf. des Briefes 165, Frenczlinus judex curiae, mit dem in böhm. Urkunden 1360 als Hofrichter der königl. Städte unterzeichneten Frenczlin eine und die nämliche Person ist, so dürfte dieser Brief füglich der einzige sein, den wir *nach* dem J. 1346 zu datiren hätten.

Neben den hie und da auftauchenden barbarisirten Ausdrücken (lateinischen, mittelhochdeutschen, slawischen), welche der Herausgeber genügend erklärt, begegnet man auch einigen Dunkelheiten. So bezeichnet der böhmische Ausdruck pomotzna, welchen Br. 145 durch arra wiedergibt, eine Hilfe (adjutorium, *Eichhorn* St. R. G. §. 306), vielleicht einen Aufschlag auf die allgemeine Berna. Ganz unerörtert bleiben die mehrmals wiederkehrenden rotae, welche schon *Tzschoppe* und *Stenzel* (Urk. B. 61) für unverständlich erklärten. Das Wort klingt zwar rein slawisch, da z. B. in den ältesten böhmischen Rechten die Eidesformel ausdrücklich rota heifst; allein in den Urkunden hat es einen ganz andern Sinn und gewifs einen mehrfachen. Bleiben wir bei der buchstäblichen Bedeutung des lateinischen rota, so sind: 1) fratres qui rotas parant (Urk. von 1204 bei *Stenzel* 61) offenbar Leute, die Räder zimmern, vgl. *Grimm* R. A. 351 — zumal anderwärts auch rotarii als Hörige vorkommen; in den Stellen, 2) cum rotis omnibus inter hujusmodi duo molendina — cum rotarum praedictarum juribus — quod universae rotae ad molendum annonas nullo tempore teneantur (Br. 61) ist nicht minder offenbar von Mühlenrechten die Rede; vgl. *Grimm* 300; endlich deuten die Stellen, 3) N. debet per annum 60 rotas — primus terminus solvendi rotas (*Stenzel* l. c.) auf eine baare Abgabe, auf Geldzins hin. Hierunter läfst sich jedoch nur die *Ablösung eines Frohndienstes* begreifen, den der Hörige mittelst Fuhrwerk leisten sollte; also entweder Lieferung von Vorspann oder Wagen, magnae rotae — 6 paria rotarum cum omni ornatu (vgl. wagen mit aller zugehorung, *Grimm* 298. 380), in der heutigen Gesetzsprache „Zugrobot"; oder Handdienst mit der Schubkarre, rotula, böhmisch: Kolečko — welches letztere Etymon dem Sinne der allegirten Urkunden am genauesten entsprechen dürfte.

Schliefslich einige Worte über die *Regesten*, deren Mehrzahl Hr. Jacobi aus dem seltenen Werke des Grafen de Saint Genois, Monum. anciens etc. Paris 1782, fol., so wie aus der im königl. Reichsarchive im Haag befindlichen Gerhard'schen Sammlung von Urkundenabschriften des XIV. Jahrhunderts geschöpft hat. Da inzwischen *Böhmers* ersten Ergänzungsheft erschienen ist, so geschah es, dafs sich 37 Nummern dieser Regesten von Beiden gleichzeitig aufgenommen finden. Dennoch lassen sich beide Sammlungen z. B. aus einer dem Verf. vorliegenden handschriftlichen Regestensammlung des Geschichtschreibers *Pelzel* nahmhaft vermehren; gleichwie es ein Leichtes ist, aus unbeachtet gebliebenen böhmischen Druckschriften noch eine Menge von Nachträgen zu liefern. Wir schlagen beispielsweise nur *v. Biemenbergs* Analecten zur Gesch. d. Mil. Kreuzordens, Prag 1786, auf und entdecken darin:

1329, 29. Oct. Luxemburg. König Johann ertheilt den Prager Kreuzherrn zu St. Franz die Collaturen von Tachau und Unhost.

1336, 18. Febr. Prag. J. bestätigt demselben Hospital einige Zehentnutzungen auf dem Lande bei Horzin.

1337, 31. März. Prag. J. (und 1338, 26. Jan. Markgraf Karl) bestätigt dem Generalmeister desselben Ordens den Kauf eines Hofes in Dolan.

1337, 5. Jun. [Juli?] Prag. J. schenkt dem vorgenannten Hospital 7 Huben von der kön. Waldung Birdo.

1338, 5. Apr..... und 25. Jul. Luxemburg. J. bestätigt dem Oberstlandschreiber Stephan einen mit den Kreuzherrn zu St. Franz eingegangenen Realitätentausch.

1338, 30. Jul. ebend. J. räumt denselben Ordensbrüdern das vor Kaurim gelegene, bis dahin weltliche Hospital ein.

1341, 24. Apr. Prag. J. bevollmächtigt den Ordensmeister zur beliebigen Emphiteutisirung gewisser Gütertheile.

Der alphabetische Index zu den Briefen ist eine sehr brauchbare Zugabe. Aufser den am Schlusse verzeichneten Druckfehlern wird der Leser noch viele andere wahrnehmen, die jedoch meistens unerheblich sind.

Glückselig, in Prag.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Februar 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fredricus Georgius Afzelius. Upsaliae, 1841. — Michelet. 225

Aldenhoven, Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse. Athènes, 1841. 216

Baumgarten-Crusius, Compendium der christlichen Dogmengeschichte. (Erste Hälfte). Leipzig, 1840. — Reuter. 267

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher. Vol. I. Text, Bibliography and translation. London and Berlin, 1840. Vol. II. Notes and essays. 1841. — Michaelis. . 196

Bessel, astronomische Untersuchungen. Erster Band. Königsberg, 1841. — Bessel. 300

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, 1841. — Stahr. 161

Friedberg, die angeborenen Herzkrankheiten des Menschen und der Blutumlauf des menschlichen Fötus und der Amphibien; nach einer von der Königl. Universität zu Breslau den 3. August 1840 gekrönten Preisschrift und fortgesetzten Untersuchungen. Berlin, 1842. — Meyer. 223

Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri. Bonnae, 1841. — Kuhn. . 244

Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister. Bonn, 1840. — Kuhn. 244

Seite

Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. Leipzig, 1840. Zweiten Theiles erste Hälfte. Von Johannes Damascenus bis auf die Reformation. 1841. Zweiten Theiles zweite Hälfte. Von der Reformation bis auf unsere Zeit. — Reuter. 267

v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Sikh. Erster und zweiter Band. Stuttgart, 1840. — Meinicke. . 259

v. Jagemann, Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Zweiter Band. Frankfurt a. M., 1841. — Abegg. 177

Kliefoth, Einleitung in die Dogmengeschichte. Parchim und Ludwigslust, 1839. — Reuter. . . . 267

Klose, Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, 1842. — Leo. 187

Prutz, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, 1841. — Rosenkranz. 217

Prutz, Gedichte. Leipzig, 1841. — Carriere. . 173

Snellman, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. Tübingen, 1841. — Michelet. 225

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Bei **Wilh. Besser** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lermontoff, M., der Novize, aus dem Russischen übersetzt von Roman Freiherr. Budberg-Benninghausen. 8. broch. . . . . 15 Sgr.

(Göschel), Elisabeth Magdalene, geborne Markgräfin zu Brandenburg, verwittbete Herzogin zu Braunschweig. 8. broch. . . . . 7½ Sgr.

Horkel, Dr. J., emendationes Julianae. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

Lachmann, K., Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

in diesen Tagen erscheint:

Schöller, Dr. J. V., die künstliche Frühgeburt, bewirkt durch den Tampon. Mittheilung eines neuen höchst einfachen Verfahrens. 8. broch. . . . . 10 Sgr.

M'Caul, Dr. A., und Dr. M. S. Alexander, Stimmen über Jerusalem. Weihe- und Abschiedspredigt gehalten zu London am 7. u. 8. Nov. 1841. A. d. Engl. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

Gerhard, E., Festgedanken an Winckelmann. Nebst 2 Denkmälertafeln kunstgeschichtl. Inhalts. 4. broch. 20 Sgr.

Nachdem die bisher erschienene Jenaische Allgemeine Literaturzeitung von dem Verleger aufgegeben worden ist, erscheint als ein selbständiges Unternehmen in meinem Verlage:

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung

im Auftrage der Universität zu Jena redigirt

von

Geh. Hofrath Professor Dr. **F. Hand,**
als *Geschäftsführer,*

Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius,**
Ober Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke,**
Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries,**
Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser,**
als *Specialredactoren.*

Es wird diese Zeitung sich bestreben, alle namhaften Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen, in dieser Beurtheilung streng an den Gesetzen der Wahrheit und Gründlichkeit halten und überhaupt Dessen eingedenk sein, was in unsern Tagen kritische Jahrbücher, von absichtlicher Einseitigkeit wie von seichter Allgemeinheit fern, zur Förderung der Wissenschaft zu leisten haben.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blatter in Quart, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher u. s. w. bestimmt ist. Der Preis beträgt jährlich 12 Thlr. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

So eben ist bei **Orell, Füssli** et Comp. in **Zürich** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Semestrium ad M. T. Ciceronem

libri sex; scripsit F. L. Keller, Antecessor Turic.

Vol. I. 8 maj. 2 Rthlr. oder 3 fl. R. V.

Der rühmlichst bekannte Verfasser der Litis Contestatio hat in diesem Werke den einzig richtigen Weg zur jüristischen Interpretation Cicero's gewiesen, und dadurch zugleich der römischen Rechtsgelehrsamkeit eine neue, höchst ergiebige Quelle eröffnet. Aber eben so wichtig wird sein Unternehmen durch die genaueste Vergleichung zahlreicher, bisher noch unbenutzter Handschriften für die Philologen. Durch ausgezeichneten Scharfsinn und Klarheit, so wie durch die ihrer bedeutenden Aufgabe durchaus sichere Wissenschaftlichkeit wird diese Schrift für die beiden Disciplinen der Jurisprudenz und der Alterthumswissenschaft eben so gut eine neue Epoche begründen, als dies zu seiner Zeit Hotoman zuerst versuchte.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XI.

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, 1841. Nicolaische Buchhandlung.

Es mufs für ausgemacht gelten, dafs für eine der Wissenschaft würdige Erkenntnifs der romanischen Literatur die Spanier es sind, von denen ausgegangen wird. Nicht allein waren sie es, welche in ihren Erzeugnissen die zunächst stammverwandten Nationen nachhaltig anregten und bestimmten, sondern ihr Einflufs reicht auch über diese hinaus, in unsere eigene Nationalliteratur hinein, welche noch selbst in den neuesten Zeiten sich dem Einflusse, den ein so reichhaltig entfaltetes Leben immer äufsert, nicht hat entziehen können. Handelt es sich aber um die Erkenntnifs und die historische Entwicklung von Kunstformen, und vollends um wahrhafte Erkenntnifs des Drama's, der Spitze aller Poesie, so müssen wir unbedenklich auf die Spanier zurückgehen, da ihr Drama den einen Pol, das protestantische Drama Englands den andern bildet, Spanien und England nur allein ein reiches nationales Drama erzeugt hat, von welchem die Poesie der anderen Nationen in alle Wege abhängig gewesen ist. Lassen wir das protestantische Drama bei Seite, und wenden uns mit unserer Betrachtung dem katholischen zu: so setzt uns der Reichthum des spanischen Theaters in Erstaunen. Hier kann man ohne Hyperbel von Tausenden werthvoller dramatischer Dichtungen, von Hunderten von Dichtern reden, deren Namen und Werke in Deutschland unbekannt sind, deren Leben und Zeiteinflufs im heimischen Lande selbst zum Theil verschollen ist, so dafs die Betrachtung dieser Umstände, so wie die sichtbare Thatsache, dafs diese ohne Gleichen in der Literaturgeschichte dastehende Productionsfülle jetzt zu erlöschen beginnt, die gelehrten Spanier unserer Tage schon fleifsig zu beschäftigen anfängt, und zu historischen Darstellungen und kritischen Untersuchungen geführt hat, wie die orignes y historias del teatro Español, die Sammelausgaben und sonstigen colecciones de los mejores autores Españoles beweisen. Während nun in Deutschland für diese Literatur wenig geleistet wird, und der Freund derselben, falls ihm nicht der Zugang zu reichen Bibliotheksschätzen offen steht, auch das Nothdürftigste entbehren mufs, so ist hier des grofsartigen Unternehmens von dem Franzosen Baudry mit Ehren zu erwähnen, der in seiner europäischen Bibliothek auch den Spaniern einen, wie es scheint, erfreulich grofsen Platz angewiesen hat. Von dem teatro Español sind jetzt 5 starke Bände erschienen, und obschon die Auswahl verhältnifsmäfsig knapp, die ästhetische Kritik altfranzösisch, engherzig, die Ausgaben selbst in den Texten himmelweit von den Forderungen deutscher Wissenschaft entfernt sind, so sind dennoch diese durch die Spanier Ochoa, Navarrete, Quintana, Moratin u. A. bei Baudry herausgegebener Werke, die einzige Quelle, aus der man die Kenntnifs dieser so reichhaltigen Literatur entnehmen kann. Mit Auszügen, Blumenlesen, einzelnen Stückchen ist uns hier überall nicht mehr gedient; was ein Philosoph, Dichter, Geschichtsschreiber seiner Nation geleistet, wie er selbst sich entwickelt und gebildet, kann nur aus dem Studium seiner sämmtlichen Geisteswerke entnommen werden. Es wäre voreilig, die Schwierigkeiten zu verkennen, die sich der Erkenntnifs der spanischen Literatur bisher in den Weg gestellt haben, und ungerecht, die Leistungen nicht anzuerkennen, welche trotz dieser Schwierigkeiten und vor allen trotz der Armuth an Büchern, an's Licht traten: aber dennoch ist das Resultat dieses, dafs ein höchst bedeutender Theil des Werthvollsten uns immer noch gänzlich unbekannt ist, dafs wir von dem Wenigen, das zu uns gedrungen, noch höchst oberflächlich und ungenügend unterrichtet

Digitized by Google

sind, wie sich davon ein jeder überzeugen kann, dem es unter Aufwand von Mühe und Geld gelungen ist, sich einiges von dem Werthvollsten durch Frankreichs, Spaniens oder Englands Buchhandlungen zu verschaffen. — Von den Gestirnen erster Gröfse sind etwa Cervantes, Lope und Calderon bekannt; von dem ersteren existirt bei Baudry eine schöne, fleifsige und genaue Gesammtausgabe, die durch Navarrete besorgt ist, von letzterem die schön ausgestattete Keil'sche Ausgabe bei E. Fleischer. Diese so wie Diez Grammatik und vielleicht auch des Grafen v. Seckendorf grofses Wörterbuch sind der Rede werthe Erscheinungen auf diesem Felde. Aber wann erhalten wir einmal einen möglichst vollständigen, (denn ihn ganz vollständig zu liefern, ist schon jetzt nicht mehr möglich) ordentlichen, kritisch edirten Lope? Diese Klagen und Fragen sind nicht unzeitig, sie führen uns vielmehr sofort auf das vorliegende Buch. In diesem, das sich als erster Theil einer Sammlung ankündigt, liegen zwei Stücke des Tirso de Molina übersetzt und erläutert dem Genusse des Lesers vor. Doch wer ist dieser Dichter? Bouterweck erwähnte ihn flüchtig und seitdem sprach niemand von ihm, auch ist nichts von ihm ins Deutsche übersetzt worden, und so erscheint er denn in zwei bedeutenden, für die Erkenntnifs des spanischen Drama's vielfach interessanten Stücken zum ersten Mal auf deutschem Boden. Tirso ist ein grofser dramatischer Dichter, dem schon ein aus den hier mitgetheilten Stücken entnommenes Urtheil einen ehrenvollen Platz neben Lope anweiset. Von seinen, im Vaterlande selbst schon ziemlich unbekannten äufseren Lebensumständen, theilt Ochoa mit, dafs er im Jahre 1620 zu Madrid in das Kloster der heiligen Jungfrau von der Gnade ging, als er bereits sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, woraus sich schliefsen läfst, dafs er etwa 1570, sieben oder acht Jahre nach Lope geboren wurde. Im Jahre 1645 ward er zum Comendador des Klosters von Soria erwählt, wo er, wahrscheinlich 1648, starb. Tirso de Molina war also Geistlicher, sein eigentlicher Name Gabriel Tellez, unter dem ersten Schriftstellernamen passiren die von ihm verfafsten Werke. Die Geistlichen in Spanien stehen zu dieser Zeit im Mittelpunct des Lebens, in der lebhaftesten Strömung der bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse so gut, wie in den mächtigen und geheimnifsvollen Hof- und Cabinetsbewegungen. Die das spanische Leben wiederspiegelnde Dichtung ist Dichtung der Geistlichen; wenn irgend jemand, so haben sie das Leben zu ihrer zweiten Schule. Torres Naharra, Lope, Calderon, Moreto, Solis waren Geistliche, so also auch unser maestro fray Gabriel. In ihnen, die ganz dazu bestimmt sein sollten, den himmlischen Interessen zu leben, äufserte die vorzügliche Bildung, welche sie vor fast allen Ständen voraus hatten, ihre energisch reagirende Wirkung zu dem bekannten Umschlagen und sich Verweltlichen des katholischen Princips, wie denn die Bildung dies immer in ihrem Gefolge hat, dafs sie eine auch noch so fest geordnete Einseitigkeit durchbricht und ihren Inhalt wiederum der Welt einbildet. Es ist eine bedeutende schlagende, wenn man will, ironische Thatsache, dafs die Geistlichen dort die dramatischen Dichter waren, dafs unser Tirso eine Scene zwischen zwei galanten Roués mit einer Sicherheit und Meisterschaft hinwerfen kann, wie wir es in andern Verhältnissen bis zur Zeichnung der untersten Menschenschichten — Kärrnerscenen u. s. f. bei dem grofsen Britten bewundern. Tirso's nicht gewöhnliche Bildung erscheint ebensowohl in seinen Werken, als ihre äufserliche Anerkennung bei den Zeitgenossen sich ausspricht in der Stellung und den Aemtern, die ihm von seinem Orden zu Theil wurden. Es wird berichtet, dafs er Magister der Theologie, Prediger, Beisitzer des Generals über den Orden, so wie der Chronist desselben für die Provinz Neu-Castilien wurde. Zahlreich sind die Schriften dieses Mannes: seine Dramen umfassen fünf Quartbände, welche in den Jahren 1616 bis 1636 in Madrid erschienen, und welche wahrscheinlich auch in der Bibliothek zu Göttingen vorhanden sind; berühmt ferner ist sein Novellenkranz, „die Obstgärten von Toledo" (los cigarrales de Toledo), in welchem ebenfalls noch Komödien stehen, und die Schrift deleitar aprovechando, deren erster Theil 1635 in Madrid erschien. Mehreres, wie der zweite Theil der cigarrales, der zweite Theil des deleitar apr., Novellen, eine Geschichte des Ordens unserer lieben Frau von der Gnade, liegt noch ungedruckt. Wie Tirso de Molina das eigentliche Wesen des romanischen Lebens getroffen hat, dafür zeugt der Umstand, dafs sich bis auf die letzte Zeit (1837) seine Stücke noch immer auf der Bühne hielten, während Calderon und Andere von derselben längst verschwunden sind. Sind es nun nicht ein, sondern

Digitized by Google

immer mehrere Dichter, durch deren Organ, sei dieses selbst zu Gegensätzen auseinander gehend, sich die Dichtung der Nation manifestirt, und obschon verschieden sich darstellend, sich eben dadurch ergänzt und zum einheitlichen Bilde zusammenthut, so ist Tirso, als beliebter Volksdichter, unstreitig eines jener Individuen gewesen, in welches sich der dichtende Geist herabgelassen und es dadurch zum Mitverwirklicher, zum bedeutenden Moment für die Bildung des Nationaldrama's erhoben hat. Welches aber nun seine eigenthümliche Bestimmtheit sei und welcher Platz von ihm neben den andern Heroen des Drama's mit Nothwendigkeit ausgefüllt werde, kommt der umständlichen Geschichtsschreibung dieser Kunstform zu darzustellen. — Das erste, uns bedeutend und vorwiegend interessirende Stück, ist der Verführer von Sevilla (el burlador de Sevilla), sein Held Don Juan Tenorio ist uns allen wohl bekannt, es ist der Don Juan p. excellence, der uns durch Mozarts vollendete Tonschöpfung ein Gegenstand des unveräußerlichsten Werthes und reinsten Genusses geworden, an welchen Philosophen ihr Denken gewandt und der die Dichter immer von neuem zur Umbildung und künstlerischen Darstellung getrieben hat, Zamora, Molière, Byron, Dumas, Grabbe; und dies hat er mit jedem großen Stoffe gemein. Hier haben wir also den Urtypus des Don Juan, der uns auch in der Oper etwas verwunderlich fremd scheinen muß, wenn wir es nicht immer beisammen haben, daß er ein spanischer Caballero ist. Don Juan Tenorio ist eine historische Person, seinen Charakter, so wie sein Leben fand Tirso für dichterische Umformung in den Chroniken von Sevilla vor, aber auch nur soviel; die energische in Licht und Schatten kräftig abwechselnde Zeichnung des Helden, der blendende Farbenschmelz der Situationen und ihr frappirender Wechsel, so wie die eben so geschmeidige als markvolle Sprache, vor allem jener Hauch und Duft der Fülle, der eben so wie den äußeren sinnlichen Reichthum, auch die geistigen Schöpfungen aus dem Vollen begleitet, dies ὄζειν περουσίας, wie die Griechen es ausdrückten, ist des Dichters eigene That. In den ersten Scenen des ersten Tages (drei jornadas sind die gewöhnlichen Abschnitte) wird der Held sogleich in seinem Wesen vorgeführt. In nächtlicher Runde verführt er im Palaste des Königs zu Neapel die Isabela, die Braut des Herzogs Octavio, die in ihm ihren Geliebten in der Dunkelheit in den Armen zu halten glaubt. Erst an der Stimme erkennt sie den kühnen, verwegenen Betrüger; durch ihr Hülferufen verräth sie sich selbst dem Könige, welcher den Verwegenen zu fangen befiehlt. Nun ist der einfangende aber sein eigener Oheim, der spanische Gesandte Pedro Tenorio, der ihn aus Verwandtenliebe, und auch weil sich Don Juan so edel und ritterlich wieder dem Oheim ganz auf Discretion ergiebt, retten will. Diese Absicht faßt guten Boden, und Don Juan rettet sich ohne Säumen, indem er aus den Fenstern des Schlosses in die unten stehenden Kastanien hinabspringt; so daß Pedro ganz gemäß dem Wesen des Neffen dem, über sein Entweichen verwunderten, Könige berichten konnte:

Seine Rettung fest im Auge,
Sprang verzweifelt vom Balcone
In den Garten er hinab.
Ohne Zögerung verfolgen
Ihn die Wachen, dringen ein
Durch des Parkes Seitenthore,
Finden ihn fast im Verscheiden;
Doch der Natter gleich im Zorne
Richtet er sich auf: das Antlitz
Ganz gebadet mit dem rothen
Blute, wich er aus dem lauten
Todesdrohen der Verfolger. —

Der Oheim schiebt außerdem die Schuld auf den Herzog Octavio, dem er, um genaueren Erkundigungen zu entgehen, wenn er verhaftet würde, ebenfalls zur Flucht behülflich ist. So erscheint Don Juan hier als der kühnste Verführer, und weder der hohe Stand der Isabela, der verlobten Braut eines Herzogs, noch die Heiligkeit des Gastrechts auf fremdem Boden, nicht die Achtung vor dem Palaste des Königs und dessen unmittelbarer Nähe vermögen etwas über ihn. — Völlig verschieden ist die Situation in der 8ten Scene des ersten Tages. Hier erscheint ein stiller, friedlicher Fischerstrand, und man fühlt aus der reizenden Darstellung den südlichen Ton der Landschaft von Tarragona heraus: es ist Morgen, fern aus dem Meere taucht die Sonne auf, lichtdurchglüht und blitzend rollen die sapphirblauen Wogen zum Ufer. Hier wohnt die reizende Fischerin Tisbea, der Neid und die Qual aller ihrer Geliebten, die sie verschmäht. Don Juan untergräbt freventlich den süßen Frieden des Mädchens, deren Schönheit und hingebende Lieblichkeit ihn aber nach dem Genusse wenig bedeutet. Er ver-

läfst sie, wie er die andern verläfst, um das Maafs der Vergeltung voll zu machen, die seiner wartet. Die ganze Darstellung dieser Fischerscene, Tisbeas Liebe, ihr Herz zerreissender Schmerz, nachdem sie sich entehrt und verrathen sieht, ist lebenerfüllte wahrhafte Dichtung. Der Raum gestattet hier keine weitere Exposition: nur ausgesprochen sei es, wie Don Juan in den verschiedensten Scenen, als das wahre Musterbild eines gesinnungslosen spanischen Caballero nur mit der Energie seines Wesens in festem Bunde und sonst ohne alle Stütze, sein Wesen entfaltet, bis er zuletzt in seinem frevelu Muthe auch in das Uebernatürliche einzugreifen wagt. Schon hatte er durch seine verhängnifsvollen Eide und verwegenen Schritte die bösen Mächte gegen sich aufgereizt, denen es ein Leichtes ist, eine solche nur durch die Energie des Bösen aus der Indifferenz des allgemeinen Lebens hervortretende Existenz in ihren dunkeln Abgrund zurückzuschlingen. Er hatte Veranlassung inne zu halten und behutsam zu sein, da des Vaters Worte ihn beschworen, feierliche Klänge und Lieder ihm sein Ende künden; doch es ist alles vergebens: der unerschütterliche Muth und die ihrer stets gewisse Kraft sollen ihn in die verdiente Vernichtung stürzen. Er nimmt die Einladung des Comthurs Don Gonzalo, des von ihm erstochenen an, in der Kirche mit ihm zu essen, (was Tirso auf eine Art in Scene gesetzt, dafs die Aesthetik des Furchtbaren hier ihr Musterbeispiel haben wird) und vergeht in seinem feurigen, brennenden Händedruck. — Wie schon erwähnt, der Don Juan ist der eigentliche tief charakteristische Held eines Drama's, wie das spanische ist, ein reines Erzeugnifs katholischer Poesie. Hier, wo die Innerlichkeit des Gemüths und ihrer Wärme, die durch Bildung gewonnene Gesinnung nie vermittelt, Ehre und Liebe, Sitte und That etwas durchweg Aeufserliches geworden und in bestimmte ritualartige Beziehung zum Subjecte gebracht ist, hier wo die Gesinnungslosigkeit in dem Gracioso selbst verkörpert worden ist, kann das höchste ästhetische Gefallen durchaus nicht durch einen Helden im Sinne protestantischer Dichtung erzeugt werden, ein solcher mufste ja nach innerlich vorgegangener Entschliefsung seines Wesens, zur That, d. i. zur Darstellung seines eigenen Wesens, verbunden mit einem ihm vorwiegend beherrschenden Pathos getrieben werden; solch' einen Helden aber kennt das katholische Drama nicht, da die Welt des katholischen Geistes, seiner Dichtung wie seines Lebens zur gleichgültig neben einander liegenden Aeufserlichkeit erstarrt ist und beinahe wie der Geist in der Natur aufser sich ist. Der wahre Held ist hier hingegen der Don Juan, d. h. das abstracte Ich, dessen Aesthetik des Bösen dann aber auch um so gewaltiger ist, weil, da es durch keinen guten Inhalt, Gewissen, wohlthuende Zwecke u. dgl. eine Stütze hat, sein einziger Halt, seine eigene Kraft und Energie ist, seine Tapferkeit und Kühnheit daher auch weit „reiner und unvermischter" ins Auge fällt. Hierdurch wird das Böse überhaupt ästhetisch, wird erhaben, und hierauf beruht der Reiz des Don Juan. — Beschliefsen wir die Bemerkungen über den burlador, obschon es uns leid thut, nicht noch mehr von einzelnen, vortrefflichen Scenen des Stücks, von dem eingelegten Prachtstücke, der Schilderung Lissabons, von der Cervantes Darstellung desselben Gegenstandes im Persiles übertroffen wird, von der Rouéscene, der Aeffung Patricios — des Masetto der Oper — u. a. berichten zu können. —

Das zweite uns vom Uebersetzer geschenkte Stück, Don Gil von den grünen Hosen, ist ein ungeheures Intriguenstück. Die Intrigue und ihre Bewegung ist den Spaniern eine liebe Form, der sie, wie die romanischen Völker überhaupt, noch immer vorzugsweise gern das Interesse zuwenden, weil Schlauheit und List, schelmischer Betrug und dessen höchste Form, eben die Intrigue, tief im Wesen dieser Völker begründet ist. Man erinnere sich der hier einschlagenden Novellen des Boccaccio und Sacchetti, und der Bettler- und Schelmenromane der Spanier. Das vorliegende Stück nun kann wegen seiner intricaten Verschlingungen, der künstlich gebildeten Zusammenhänge, der sich an einander abarbeitenden Illusionen und Verwirrungen wohl als ein Musterstück des bei den Spaniern so beliebten Genre's gelten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn.

(Schluſs.)

Es ist dort noch heute beliebt, obschon es denn doch auch dem einheimischen Kritiker mehr als billig verwickelt scheint; doch den Faden, den hier ein Deutscher nur mit einem tüchtigen Kraftaufwande verfolgen kann, verliert das romanische Publicum, auch wenn es beliebterweise im Theater nur nachläſsig und nur hie und dort aufmerksam ist, nie aus dem Auge, eben weil es ein angebornes Geschick, eine ihm ursprünglich mitgegebene Gewandtheit besitzt, solche Verschlingungen leicht zu verfolgen. Die Hauptheldin unseres Stückes ist ein Mädchen. Dieses, Donna Juana hat sich einem jungen Manne in Valladolid, Don Martin Guzman in Liebe zugewendet, der ihr ein Eheversprechen gegeben hat. Weil nun Juana dem Vater des Don Martin nicht reich genug ist, so wünscht er den Sohn mit der Tochter des reichen Pedro, Jnes Mendoza in Madrid zu verheirathen. Don Martin ist durch das Eheversprechen gebunden, und der Vater kann des Sohnes Angelegenheit nicht offen betreiben; er schickt diesen deshalb in fremder Tracht, unter dem Namen Don Gil nach Madrid, nachdem er vorsichtlich an Don Pedro geschrieben, daſs zwar Don Martin bereits mit Juana de Solis verlobt sei, an seiner Stelle aber ein Don Gil, vom ältesten Adel Valladolids, sich die Bewerbung um Jnes Hand zur Ehre rechnen würde. Aber unsere Juana ist ein beherztes Mädchen. Kaum hat sie des Geliebten Verrath erfahren, so thut sie männliche Kleidung an und begiebt sich nach Madrid, tritt dort ebenfalls als Don Gil auf, spielt den offenen Bewerber um Jnes Hand — alles, um die neue Heirath zu hindern und sich in den Besitz ihrer Rechte zu setzen. Es gelingt ihr nach einem ungeheuren Aufwande von List und Verschmitztheit, den treulosen Liebhaber in die gröfste Verlegenheit zu setzen, indem sie es so einzurichten weiſs, daſs Don Juan, Jnes Liebhaber in Madrid, Clara die Freundin der Jnes, diese selbst, Pedro, Jnes Vater gegen ihn operiren. Erst als er in Gefahr ist, verhaftet und eines fingirten Mordes wegen, den man ihm zuschiebt, in Untersuchung gezogen zu werden, entdeckt sich ihm Juana, die er nach falschen Berichten längst todt geglaubt hat, und von deren rächendem Schatten in der Person des Don Gil er sich überall hin verfolgt glaubt. Freudig ergreift Don Martin den ihm gebotenen Weg der Rettung und erklärt sich von ganzem Herzen der Juana zu eigen, die ihm dann auch liebevoll verzeiht. Ueberall im Stücke ist Schnelligkeit und Leben, die Sprache voll und klar, der Gracioso in der Person des pfiffigen, in allen Sätteln gerechten Burschen Caramanchel, den Juana in Madrid in Dienst nimmt, vortrefflich. In seiner Erzählung und Charakteristik der Herren, denen er früher gedient, entfaltet sich ein reiches Leben. Diese Darstellung ist ein eingelegtes prächtiges Zeiten- und Sittenstück. Caramanchel erzählt von seinem Dienst bei'm unwissenden Doctor, gleisnerischen Pfaffen, bei dem eiteln Advocaten, der sich Stunden lang den Stutzbart putzt, und die Processe der Clienten in Gottes Namen gehen läſst, wie sie wollen. Ueberall ist unser Mann herumgekommen, bei Geizhälsen, Kupplern und Mäklern, und seine einzelnen Erzählungen sind ebensoviel kleine energisch gezeichnete Lebensbilder. Auf die Darlegung des Intriguenganges selbst, der gegen Ende sogar 4 Giln in grünen Hosen auf der Bühne erscheinen läſst, können wir uns durch die einzelnen Scenen hindurch nicht einlassen; mehr am Orte scheinen einige Betrachtungen, die das Wesen dieser Gattung überhaupt herausheben sollen. Es ist nicht abzuweisen: das Intriguenstück, mit seinen stereotypen Hebeln, den Verkleidungen, Thürenverwechselungen, verlorenen Briefen, falschen Namen, mit all' seinem die Phantasie selbst am Ende lähmenden Apparate, ist der dunkle Punct des spanischen Drama. Ist es die hyperintricate Comple-

xion des Stücks, oder Mangel an dramatischem Geschick — die Auseinandersetzung und Darlegung der Situation wird nicht sofort durch die Handlung klar, sondern durch das naive Aussprechen der intriguirenden Person. Aber das ist das Grundübel: die Person äufsert ihr Wesen nicht in einer der Tiefe der Persönlichkeit entsteigenden That, die mit einem Male, wie von selbst die ganze auch noch so schwierige Sachlage beleuchtet; sondern die That, die Consequenz der eingeleiteten Intrigue, wird an die übrigen aufser dem Intriganten nur äufserlich herangebracht, so dafs diese in ihrem maschinenartig rohbedingtem Thun für den Zuschauer keinen die Situation verständlich machenden Thatinhalt aufstellen, weil sie nicht handeln, sondern nur zu handeln scheinen. Es ist *πράττειν*, nicht *ποιεῖν*. Somit fällt die Verdeutlichung der Situation allein der intriguirenden Person zu. Allein auch diese handelt nicht im Sinne des protestantischen Drama's und macht dadurch die Situation klar, sondern sie sagt, sie exponirt. Dies nun geschieht nicht im Monologe, der in unserm Drama nur zu oft als der die Sache vorwärts bewegende Lückenbüfser erscheint — denn das ist dem spanischen Drama schon zu viel, dies innerliche Leben des sich in sich selbst zurückziehenden Geistes — dieses Schwanken eines etwa skeptischen Charakters, der stets nach entgegengesetzten Seiten gerecht sein will, und darüber die Energie des Handelns verabsäumt (Hamlet) — sondern die intriguirende Person äufsert die Sachlage im Dialoge und die Verkörperung durch Handlung wird ihr, wie der Monolog, entzogen. Hieraus erklärt sich jener charakteristische Zug, dafs das spanische Drama verhältnifsmäfsig wenige Monologen hat, und darum unter andern ist auch Calderons la vida es sueño so verschieden von seinen andern Stücken, weil sich hier Sigismundo's prächtiger Monolog entfaltet. Doch zurück! Auch die intriguirende Person handelt nicht im eigentlichen Sinne des Wortes. Und warum nicht? weil für sie nicht der in der Werkstätte des Charakters gezeitigte, zur That sich steigernde Wille, sondern der äufserliche Vorfall, der caso estraño (ein Mädchen liebt — der Liebhaber wird ungetreu — u. s. w.) und der demselben entsprechende Plan das prius ist; und deshalb mufs auch sie mit Worten exponiren, das was kommt und kommen soll ankündigen, wo denn die darauf folgenden Scenen nur die Vollziehung sind. Die andern Personen sind von der Intrigue umsponnen, ihr Wille ist verfälscht, er kommt in seiner Aeufserung nicht ihnen, sondern dem Intriganten zu Gute, der sie aber zum Scheine ruhig gewähren läfst. Es ist nicht abzuweisen: bei allem hineingebrachten Leben und Lärm haben diese Stücke den Tod in sich, der dramatische Verlauf ist roh und schleppend, die Schattenpersonen des Stückes rauschen mit langen Aushängezetteln ihrer dramatischen Position und Bedeutung versehen über die Bühne, und zeigen uns deutlich den Höhepunct, über den, nach der damaligen Weltlage, hinauszukommen, der katholischen Poesie nicht vertattet war. — Auf den Don Gil hat der Uebersetzer das auto sacramental del santisimo sacramento von Lope de Vega folgen lassen, und eben so schön übersetzt wie die beiden Dramen. Es wäre überflüssig, über diese höchst originellen Gebilde des spanischen Geistes, welche vielleicht jetzt zum ersten Male in so genieſsbarer Gestalt uns zugänglich gemacht worden, einen besondern Zusammenhang aufzustellen; vielmehr ist jetzt der Ort von dem Uebersetzer zu reden. Wir wollen kurz sein, vielleicht ist ihm und Allen damit am besten gedient. Die Uebersetzung ist eine wahrhaft künstlerische Reproduction, die von einem mit allen Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüsteten Manne gefertigt ist. Wer hier die Schwierigkeiten in der Nachbildung der Metren-Assonanzen, der Liederformen kennt, wer es erwägt, wie schwer sich die zahlreichen individuellen Lebensäufserungen, Scherze, Bilder die rein localen Beziehungen in einen allgemein fafslichen Ausdruck bringen lassen, der wird die Geschicklichkeit des Uebersetzers mit Recht bewundern. Und nicht blos diese ist bewiesen, sondern es herrscht eine klare Schönheit der Rede in allen Abschnitten, die Reime treffen sich lebhaft und reifsen uns fort in den metrischen Tanz, und selbst in den schwierigsten Stellen wird seine Sprache nicht von der schwungkräftigen rhythmischen Elasticität verlassen, ohne die der Genufs kein Genufs wäre. Nur den Gracioso wünschten wir, unbeschadet seines Privilegiums, hie und da etwas gemildert. Schliefslich ein Paar Einzelnheiten. Im burlador. jorn. II. sc. V. verzweifelt der Uebersetzer S. 415 an der Uebersetzung:

y está tan tierna y reciente,
que anteayer me arrojó un diente
envuelto entre muchas flores.

Natürlich kann der Sinn nur der frechsten Rouerie ge-

Digitized by Google

müfs ausfallen. Wir nehmen bei diente Rücksicht auf das scharfe, einschneidende, und somit ergäbe sich im Zusammenhange dieser Sinn: „das Mädchen war sehr heruntergekommen, allein jetzt ist sie wieder so frisch und oben auf, dafs sie vorgestern wieder anbeifsen wollte, oder, um auch arrojar zu fassen: dafs sie (nach einem unedlen Ausdruck) wieder ihren Haken einschlagen wollte. — Octavio's Antwort (S. 414, 7.) por eso os confieso, que hoy nos juntanos los dos en Sevilla — halten wir für blofse Redensart; Octavio hält an sich, will nichts ausplaudern. Es kommt dort auf das nämliche heraus: „mich will der König," und „ich will zum König." Jorn. I., Sc. VII. hat sich der Uebersetzer zwar mit geschicktem Tact bewegt; allein der eigentliche Sinn der Stelle jusgando si son antojos, que por darme mas cet. scheint nicht getroffen und ist schwer zu ermitteln. Für die Anmerkungen wird jeder Leser dem Uebersetzer dankbar sein. —

Dr. Carl Stahr.

XII.

Gedichte von R. E. Prutz. Leipzig, 1841 *bei Otto Wigand.*

Das Dichten wird uns in der Gegenwart immer schwerer. Es herrscht im Augenblick kein allgemeiner Zug einer Begeistrung, die Zeit liegt in den Wehen kritischer Kämpfe, die statt mit Lanzen annoch mit Federn ausgefochten werden: fliefsendes rothes Blut giebt aber stärkern Impuls zum Gesang, als schwarze trockne Dinte. Das Publikum seinerseits ist durch die Masse meist subjectiver Herzensergüsse, die ihm geboten wurden, etwas übersättigt, und durch die Meisterwerke unserer Heroen hat es für das Urtheil einen Mafsstab in Händen, an dem gemessen auch schöne bedeutsame Anfänge eines erst heranwachsenden Geschlechts immer als nicht grofs genug erscheinen, während jene für ihre Jugendproductionen freies Feld hatten, sodafs auch das minder Klare oder minder Grofsartige doch ein Neues war, und sie bei steigender Theilnahme der Nation sich zu der Höhe hinaufbilden konnten, die nun dem Wandrer auf dem Parnafs als ein doch von ihm unerreichter Gipfel vorgehalten wird. Damals war das volle Bewufstsein der Gegenwart in poetischer Anschauung aufgegangen, die Ideen einer unendlichen, in Liebe und That freien Subjectivität und eines durch sie gestalteten Lebens waren noch nicht in die Form des reinen Gedankens gebracht, in der sie nun ein strebender Geist durch die Wissenschaft überkommt; während Schiller gleichzeitig durch die allgemeine Wahrheit der Philosophie seinen Phantasiegebilden tiefsten Gehalt gab und durch die hohe Phantasie seines Gemüths über die Schranken der Reflexion hinausdrang und die Einheit der Idealität und Realität erkannte, haben wir die schwerere Aufgabe, den Gedanken Bild und That werden zu lassen. Die Widmung der vorliegenden Gedichte verspricht etwas Aehnliches; von den Seufzern und Klagen ruft der Dichter seine Genossen ab, und fordert sie auf, Männer zu sein und den grofsen Ideen der Zeit eine Stimme zu verleihen:

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Fluth,
Noch giebt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie sollen nicht verderben!
Zu Thaten kühn und grofs
Soll Dein Gesang sie werben:
Sieh, das ist Dichterlos!

Wenn wir nun das von dem Buch selbst erwarten, so finden wir uns getäuscht; wenige Lieder sind in solchem Sinne verfafst, und diese sind nicht die ausgezeichnetsten, wenn ihnen auch Prutz zunächst seinen Namen verdankt. Er ist viel mehr Rhetor als Dichter, die Gedanken wachsen und quellen weniger in unmittelbarer Geburt aus seinem vollen bewegten Herzen, als dafs er bereits fertige Ansichten und Entschlüsse mit grofser Formgewandtheit im weiten faltenreichen Gewand einer männlichen Rede darstellt. Auch auf die *Balladen* ist dies anwendbar, durch welche die Sammlung eröffnet wird. Manche, wie *das Mädchen am Fenster*, *die badende Königin*, *das Gericht* sind theils zu breit und lang, theils Reminiscenzen, wie denn das letztre gerade nicht zu seinem Vortheil schon durch das Versmafs an Bürgers Lenore erinnert. Aber non ex quovis ligno fit Mercurius; und wem es versagt ist, in der Art eines Göthe oder Uhland den lyrisch-volksthümlichen Ton, den Naturlaut der Ballade und Sage anklingen zu lassen, der sollte wenigstens nach Schillers Vorgang Stoffe wählen, in denen eine Idee klar und wahr hervorleuchtet und das Reich des Geistes uns erschlossen wird. Das ist aber z. B. in der Prutzschen Liebesrache keineswegs der Fall: da müfste der Mann entweder, wie Othello, seinen Entschlufs ausführen, oder durch die Macht der Schönheit zu neuer Hingabe bewältigt werden. Weit gelungner ist *die Mutter des Kosacken*. Die Kraft der Schilderung und der stolze Flufs der reinen bilderreichen Rede ist bewundernswürdig, der Gedanke ist grofs. Noch gewaltiger ist *der Allerseelentag*, dessen erhabne Schauerlichkeit eines Chamisso würdig ist. Vielleicht das vortrefflichste aller Prutz'schen Gedichte sind die Terzinen *Aus Algier*. Die Parallelisirung des Lebens der Beduinen mit dem unsrigen ist durchaus poetisch und um so anziehender und liebenswürdiger, als der Dichter sein Deutschland und dessen gemüthliche Sitte und feurige Jugend so schön und sinnig hervorhebt, und durch das Ganze die Macht der Liebe auch in der Erinnerung offenbart. Meisterhaft hat er gezeigt, wie eine beschreibende Poesie möglich ist und sein soll, trefflich über den elegischen Grundton eine blühend frische Fülle von sprechenden Bildern ausgegossen; ich wüfste diesem Gedicht wenige der neuern Zeit an die Seite zu setzen oder vorzuziehn.

Die lyrischen Gedichte werden durch einen *Dichtergrufs* eröffnet: er führt das patriotische freiheitslustige Pathos ein, das Prutz in mehreren Gesängen ausspricht, die Fülle der Sprache

und die geschlossne nichre Reinheit der Form ist auch hier ausgezeichnet, während die Allegorie *Meerfahrt* sehr an Mangel der Anschauung und Anschaulichkeit leidet. Wir geben eine Probe aus jenem:

„Krieg ist ein frisches fröhliches Gewerbe:
Sei denn der Klage Jammerton verbannt.
Vergeßt es nicht! Es ruft ein heilig Erbe,
Die Deutsche Leyer ruht in eurer Hand.
Für dies Panier laßt uns zusammenstehen,
Ihr aus dem Süden, aus dem Norden wir,
Und die sich nie in's Angesicht gesehen,
In Kampf und Sieg verbrüdert sind sie hier.

So wandeln wir, gleichwie mit stolzen Tritten,
Aufrechten Haupts, mit schallendem Gesang,
Die Barden einst vor ihren Heeren schritten,
Und Jeder folgte freudig ihrem Gang:
So wandeln wir den Schlachten künft'ger Zeiten,
Ein sieggewohnter muntrer Chor voran,
Und jedes Wort, um das die Welt wird streiten,
Prophetisch klingt's in unsern Liedern an.

— Es wird ein Kampf, wo alle Lieder schweigen! —
Und doch, wenn einst der Schlachtenlärm verklang,
Dann himmelan wird eine Lerche steigen
Mit wonnevoll lautschmetterndem Gesang:
Und die so lang kein holdes Lied vernommen,
Die Menschen werden voll Entzücken stehn,
Aus allen Thälern wird ein Echo kommen,
Und nimmer wird das Deutsche Lied vergehn!"

Warum die Lieder schweigen sollen, wenn der Kampf beginnt, weifs ich nicht; Prutz wiederholt diese Meinung auch im Rheinlied. Aber in den Befreiungskriegen haben die Gedichte Körner's und Arndt's gewifs so viel gethan, als eine gewonnene Schlacht; gerade die fortreifsende stürmische Begeistrung wird den Deutschen besser gelingen, als der leichtgehaltne Chanson Berangers; Herwegh und Hoffmann von Fallersleben liefern den Beweis: selbst das sinnige Gemüth eines Schenkendorf bricht gewaltig hervor, wann die riesenhafte Zeit ein grofses Wort gesprochen hat:

„Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen lebt das Recht:
Schwert von Männerfaust geschwungen
Rettet einzig dies Geschlecht!
Halte darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, Deutsches Blut!
Für die Freiheit eine Gasse!
Rief ein Held im Todesmuth."

Herwegh hat die Ideen dieser Strophe zu mehreren Liedern ausgesponnen, ohne ihre gedrungne Kraft zu erreichen; Prutz hat solche Töne nicht einmal angeschlagen; sein Rheinlied entbehrt selbst einer durchgehenden oratorischen Schönheit. Alle Poesie, auch die politische, mufs sich in ungehemmtem, rücksichtslosem Pathos ergiefsen. Das energische Zornfeuer der Platen'schen Polenlieder könnte als Muster aufgestellt werden, wenn nicht jede Zeit ihre eigne Muse hätte.

Die *Aufforderung* ist ein kühnes Gedicht, das sich leider in den Männern vergreift, mit denen der Verf. ringen will. Es soll der Lazarethpoesie, den unendlichen Thränen und Seufzern gelten, Prutz vergifst, dafs er selbst in seinen Liebesliedern viel hunderttausend Thränen weint, und zieht gegen *Freiligrath* zu Felde, der, wenn Einer, über die mattherzige Sentimentalität erhaben auch dem Schmerz und der Liebe den vollen Brustton des starken selbstbewufsten Mannes verleiht. Aber *die Gunst der Lieder* soll ihm *ein Brandmal* sein, das ihm *wie Kain auf der Stirne* glüht! Indefs nicht von der Gunst der Lieder, von der *Flamme* der Dichtung hat er Freiligrath gesagt, dafs sie ein *Fluch* sei, ein zerstörend Feuer, und dies hat er in einer Elegie gesagt, es von *Grabbe* gesagt, sodafs es als Weltanschauung nimmermehr, vielmehr nur als der energische Ausdruck einer bewegten Stimmung genommen werden darf, und als solcher wohl berechtigt ist. Denn das ist gerade das Tragische, dafs die schönsten und herrlichsten Gaben und Gnaden des Geistes am mächtigsten nach der Alleinherrschaft streben, und, weil der Geist nothwendig Totalität ist, als einseitige Leidenschaften sich verzehren, aber freilich im Opfertod sich zum höchsten Glanz erheben. Ohne diese Anschauung ist Shakspeare nicht zu verstehn, auch Göthe nicht, der sie wiederholt selbst direct andeutet, wie im Divansliede:

„Du vergehst und bist so freundlich,
Verzehrst Dich und singst so schön?" —
Die Liebe behandelt mich feindlich,
Da will ich gern gestehn,
Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem sie vergehn.

Oder klarer im Tasso:

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf Deinem Heerde brennt,
So lang' sie Dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frifst sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!

Unter den kleinern Gedichten hätte eine strengre Auswahl getroffen werden können, besonders hätte nebst den Versen an Pauline, an die Schwester, an ältere Freunde u. s. w. der ganze Singsang von unglücklicher Liebe wegbleiben sollen. Der Mann mufs sich höher ehren, und mufs ein tieferes Bewufstsein von der Harmonie des Lebens und dem Wesen der Liebe haben, als dafs er über seine Neigungsmifsgriffe jammert, und um ein Mädchen winselt, das ihn nicht verstand, nicht für ihn war oder ihn nicht verdient. Denn wahre Liebe ist Erkenntnifs und Aufnahme der ganzen Persönlichkeit, und somit ist sie nie einseitig und im wahren Sinne des Worts stets glücklich. Und während ihm der Humor weniger gelingt, — doch ist *der Zecher* ganz respectabel durchgeführt, — hat Prutz dann wieder gerade in diesem Sinne vortreffliche erotische Lieder gedichtet, die neben dem selbstbewufsten Pathos der politischen durch Einfachheit, Neuheit und unmittelbares Gefühl wie durch melodischen Klang des wohlgebildeten Verses hinreichend sind, sein Anrecht auf den Dichternamen zu begründen.

Moriz Carriere.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XIII.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Dr. Ludwig Hugo Franz von Jagemann, Grofsherzoglich Badenschem Amtmann zu Heidelberg. Zweiter Band. Frankfurt am Main, 1841. Verlag von G. F. Kettenbeil. XXIV und 994 S. 8.

Von dem ersten Theile des in der Ueberschrift benannten Werkes, welcher im Jahre 1838 erschien, habe ich eine beurtheilende Anzeige in diesen Jahrbüchern vorgelegt.*) An diese schliefst sich die jetzige über den zweiten, welchen der Vf. im Gegensatze zu der „Theorie der Untersuchungskunde" als „die Pragmatik der Untersuchungskunde" bezeichnet. Er liefert in 344 actenmäfsigen Beispielen, denen drei Steindrucktafeln zur Erläuterung einzelner Fälle beigegeben sind, die Bestätigung der früher aufgestellten Regeln. In dieser Vervollständigung haben wir nun ein Werk, das für die erwähnte Lehre das einzige in der neuern Literatur ist, und dessen Vorzug sich nicht auf diese Eigenschaft beschränkt. Es ist die Frucht eines fortgesetzten Studiums der Wissenschaft in Verbindung mit der Thätigkeit des Geschäftsmanns, und zugleich die Darlegung einer dem Rechte und der zu verwirklichenden Gerechtigkeit zugewendeten Gesinnung, die sich nicht blos nach der einen und andern der beiden Seiten, sondern nach deren nothwendiger Verbindung bekundet. Wenn wir berechtigt sind, auch bei schriftstellerischen Leistungen, die doch nicht minder, als diejenigen in andern Gebieten menschlicher Wirksamkeit, zu den Handlungen gehören, die Gesinnung zu würdigen, wie sie sich zu erkennen giebt, wie sie das Motiv und das Mafsgebende ist, so dürfen wir dieses vornämlich bei solchen Arbeiten beobachten, die das Recht zum Inhalte und zur Aufgabe haben.

In solchem Sinne und in der Uebereinstimmung mit den wissenschaftlichen Grundsätzen, die der Verf. in Wort und That anerkennt, dürfen wir diesen zweiten Theil einer kurzen kritischen Betrachtung unterwerfen, der, wenn er für sich allein genommen würde, einen genügenden Stoff nicht böte. Die hier mitgetheilten Beispiele, zur Erläuterung des ersten Theiles bestimmt und der Ordnung desselben im Ganzen sich anschliefsend, sind aus wirklich geführten Untersuchungen, des Herausgebers selbst, oder anderer Inquirenten entnommen. Dies kann nur gebilligt werden, da es bekannt ist, welche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten die Methode mit sich führt, dergleichen Beispiele zu ersinnen, denen es, trotz aller Bemühungen des Urhebers, stets an dem Wesentlichsten, an dem Leben und den erforderlichen Beziehungen, gebricht. In dem Gebiete der menschlichen Handlung — der guten, wie der verwerflichen — herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit, deren Reichthum selbst die kühnste und schöpferischste Phantasie überbietet. Man darf hier nicht einwenden, was sich von selbst versteht, dafs diese Unendlichkeit nur die sogenannte schlechte sei: denn die schaffende Einbildungskraft, die sich auf die Möglichkeiten in der Welt der Erscheinungen bezieht, ist ja selbst dieser Beschränkung unterworfen, und steht zu ihrem Gegenstande nicht in dem Verhältnifs wie die Speculation zu ihrem eben so wohl gegebenen als geschaffenen Inhalte. Aber eben darum ist auch für die Wissenschaft hier nur ein beschränktes Gebiet vorhanden; sie vermag an dem Ganzen, welches der Aeufserlichkeit und Technik angehört, nur *eine* Seite zu erkennen, mittelst oder nach welcher jenes auch ihr nicht fremd ist. Die Beispiele, die mit wenigen Aus-

*) Jahrgang 1839 No. 38—40.

Digitized by Google

nahmen sämmtlich aus Acten badischer Gerichtshöfe entlehnt sind, schliefsen wir billig von näherer Kritik aus. Einzelne verdienen alle Anerkennung; sie geben ein erfreuliches Bild einer auf Wissenschaft beruhenden Praxis und mögen auch der Form nach empfohlen werden. Bei andern ist dieses nicht durchgängig der Fall. Der anspruchlose Herausgeber erinnert selbst (Vorrede S. V): „wäre es darauf angekommen, Muster im strengsten Sinne vorzuführen, so hätte ich keinen Augenblick anstehen können, eine Reihe von Auszügen aus fremden Büchern und Acten zu geben, welche zum Theil weit glänzendere und anziehendere Resultate darbieten." Man mufs bei der besondern Würdigung, deren wir uns hier enthalten, den Zweck des Verfs. vor Augen haben, welcher nicht dahin ging, „das allgemeine Interesse, den Charakter der Verbrecher und die Gestaltung der Dinge für das Auge des Strafrichters, sondern die prozefsualen Denkwürdigkeiten darzustellen, da hier keine Anleitung zur Anwendung der Theorie des Criminalrechts als vielmehr der gerichtlichen Untersuchungskunde zu geben beabsichtigt wurde." (S. VI). Dafs dieser Gesichtspunct nicht immer ganz festgehalten ist, dafs manche Fälle, z. B. am Ende des Werkes, wo von der Vollstreckung die Rede ist, mit der Kunst der Untersuchungsführung in gar keinem oder nur entferntem Zusammenhange stehen, dafs die meisten Erläuterungen doch auch mindestens Beiträge zu dem liefern, was der Verf. als aufserhalb seines Planes liegend bezeichnet hat, liegt eben in der Natur der Sache, da wir es hier überall mit lebendigen concreten Gestaltungen zu thun haben, und man würde nicht befugt sein, einen Grund des Tadels aus einer Erweitrung des Gesichtspunctes zu entlehnen, die einen mit Dank anzuerkennenden Vortheil gewährt.

Lassen wir also die einzelnen Beispiele, mit ihrem gröfsern oder geringern Werth, nach Form und Inhalt, jedes für sich gelten, und suchen wir vielmehr für die Kritik die Seite dem verdienstlichen Werke abzugewinnen, nach welcher es von allgemeinerm Interesse ist.

Für die jüngern Leute vom Fache, welche ein anschauliches Bild aller Arten strafrichterlicher Thätigkeiten und Verhandlungen sich verschaffen und Anhaltspuncte bei eigener Geschäftsführung erlangen wollen, und auch für Gereiftere wird diese Pragmatik der Untersuchungskunde nützlich sein, wenn nur nicht übersehen wird, dafs die durch die Gestaltung und die Verhältnisse des besondern Falles bedingte eigne Thätigkeit bei der Ausübung eine freie, producirende sein müsse, wie ja selbst die Regeln, deren Erläuterung und Bestätigung hier beabsichtigt ist, nicht anders, als mit jenem Vorbehalte nothwendiger Modificationen der in abstracter Allgemeinheit aufgestellten Sätze, ihre Geltung zu behaupten vermögen. Hiefür fehlt es zwar in den Werken der ältern Practiker und in den frühern Darstellungen des strafrechtlichen Verfahrens, in den Sammlungen von Rechtsfällen der neuern Zeit nicht an zum Theil trefflichen Mustern, aber eine das ganze Gebiet umfassende, alle nur denkbaren Schritte und Handlungen versinnlichende Beispielsammlung, geleitet durch ein sich nirgends verleugnendes Princip, für den gerechten Zweck die gerechten Mittel in entsprechender Weise zu benutzen, wird hier zum ersten Male geboten, und zwar nach den geläuterten Grundsätzen des einheimischen Untersuchungsverfahrens.

Es mögen ferner auch die, welche das practische Strafverfahren aus dem Gesichtspuncte des sogen. psychologischen Interesses beachten, ihre Erwartungen hier nicht getäuscht finden. Indessen ist darauf um so weniger Werth zu legen, als, wie ich schon früher erinnert habe *), die Blicke in die Seele der Verbrecher, so weit sie überhaupt möglich sind, und so weit die Untersuchung das herausstellt, was uns gestattet das Innre zu würdigen, zwar eine subjective Befriedigung gewähren und einen Reiz darbieten, der in gebührenden Schranken, bei der Theilnahme an allem Menschlichen, seine Berechtigung hat, die aber nimmermehr als eine Quelle für ein wahrhaftes Studium der Psychologie angesehen werden dürfen. Jedenfalls zeigt sich hier nur eine und zwar die untergeordnete Seite, wo wir die Willkühr, die dem Rechte und der Sitte sich entgegensetzende Subjectivität, und das Getriebe der Schwäche, der Schlechtigkeit und der Lüge beobachten; das Ganze, zu dem allerdings auch jenes, und nothwendig gehört, weil das Böse, obschon in einem gewissen Sinne zufällig in einem andern doch seine wesentliche Stelle hat, — umfafst überhaupt die

*) In diesen Jahrbüchern Jahrg. 1828 No. 84—86.

Handlung, das Verhältnifs des Subjects zu seiner erkannten oder zu erkennenden Aufgabe, und das Wichtigre ist das, was die gediegene Gesinnung, und die durch diese bestimmte freie Thätigkeit leistet, das Gute in irgend einem Gebiete. Wo die Bedeutung der Psychologie, oder für unsern Zweck besser, der Menschenkenntnifs sich zeigt, da mufs sie dem Inquirenten bereits beiwohnen und bei der Untersuchungsführung geltend gemacht, nicht aber erst durch diese erlernt werden, und wenn wir auch dabei eine gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung nicht verkennen, so ist dies doch, als blofses Mittel, ein untergeordnetes Moment für den Begriff der Sache.

Von gröfserer und allgemeinerer Wichtigkeit erscheint dagegen eine andre Betrachtung, die sich bei der Prüfung des vorliegenden Werkes darbietet. Es ist einleuchtend, dafs eine Untersuchungskunde im eigentlichen Sinne, wie solche sich bei uns durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken der verschiedenen Elemente der Rechtsbildung zur Wissenschaft gestaltet hat, woran der Verf. mit seinen tüchtigen Bestrebungen lobenswerthen Antheil nimmt, nur auf Grundlage des in den deutschen Ländern üblichen und gesetzlich bestehenden Untersuchungsverfahrens oder des sogen. Inquisitionsprozesses, möglich sei. Wir werden daher unmittelbar auf die Fragen hingewiesen, welche in neurer und neuster Zeit wieder so vielfach in Anregung gebracht sind: auf die Vorzüge dieses Untersuchungs- oder des Anklageverfahrens im jetzigen Sinne; und damit stehen ferner in mehr oder weniger naher Verbindung die Tagesfragen über den Werth der Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und die nach der Erfahrung hiemit verbundnen sonstigen Einrichtungen, und was diesen in verschiedner Bedeutung entgegengesetzt zu werden pflegt. Ich beabsichtige hier nicht, jene Fragen mit Rücksicht auf die Anforderungen dieser Zeit, auf das Bedürfnifs deutscher Länder und auf die geschichtlichen Grundlagen unsers Rechts, von denen aus jede gedeihliche Verbesserung unternommen werden mufs, zu erörtern, da ich auf eine diesem Gegenstand gewidmete ausführlichere Schrift verweisen darf, die ich ohnlängst herausgegeben habe.*) Auch soll es nicht unbedingt für einen Vorzug unseres Verfahrens ausgegeben werden, dafs dasselbe die Gelegenheit zur Ausbildung solcher kunstgerechter Untersuchungsführung darbiete. Die Gegner würden nicht unterlassen, zu erinnern, dafs ein andres Verfahren jenes praktische Bedürfnifs gar nicht kenne. Allein, wenn wir von dem absehen, was auch für die Anwendung in beiden Formen des Prozesses gemeinschaftlich ist, und nur dasjenige berücksichtigen, was dem Untersuchungsprincip im engern Sinne angehört, so werden wir zugestehen müssen, dafs den Forderungen der Gerechtigkeit, bei einem Verfahren, wie es hier in einer Reihe practischer Beispiele ersichtlich ist, zugleich mit denen der Humanität und erlaubter Klugheit entsprochen werde. Noch mehr: da der jetzige Anklageprozefs, wie er z. B. in Frankreich vorkommt, nur der Form nicht dem Princip und Inhalt nach ein solcher ist, da er vielmehr wesentlich auf dem Untersuchungsprincip beruht, so ist auch bei jenem, bevor es zur Versetzung in den Anklagestand, und zu dem contradictorischen Verfahren kommt, eine Voruntersuchung, und im eigentlichsten Sinne ein inquisitorisches Verfahren vor dem sogen. Instructionsrichter nothwendig. Dann darf aber das unsrige, welches hier nicht im Geringsten geheimer ist, als jenes, bei dem die geforderte und gepriesene Oeffentlichkeit fehlt und fehlen mufs, die Vergleichung nicht scheuen. Die Grundsätze der Untersuchung, welche hier selbst einen wesentlichen Bestandtheil des Prozesses ausmacht, während sie dort in den Hintergrund tritt, sind an sich gerechtfertigt und gesetzlich anerkannt, sie sind durch Wissenschaft und Anwendung gehörig ausgebildet und es wird auf die bisher bemerkte Weise eine öffentliche Rechenschaft gegeben, für die es keinen Ersatz bei der andern Form giebt. Denn bei der letztern macht sich das Untersuchungsprincip, fast formlos in vollständiger Verborgenheit und zufolge einer leicht zu mifsbrauchenden Gewalt, eben so geltend; nur dafs es der sichernden Gewährleistungen entbehrt, die bei uns statt finden, wo die ganze Untersuchung Gegenstand einer Prüfung und Vergleichung mit den Grundsätzen des Rechtes und den Bestimmungen der Gesetze ist, wo die Vertheidigung auch hierin, abgesehen von dem Inhalte der Handlung, einen möglichen Stoff findet, wo die Zulässigkeit der ordentli-

*) Beiträge zur Strafprozefs-Gesetzgebung. Neustadt a. d. O., 1841.

chen Rechtsmittel auch auf jene Puncte sich erstreckt. Wohl mag, in Ermanglung der gröfsern Oeffentlichkeit, auch bei uns die Besorgnifs eines Mifsbrauches, oder Irrthums übrig bleiben, und bei dem andern Verfahren die nachfolgende öffentliche contradictorische Verhandlung die Veranlassung gewähren, etwanige Mängel bemerkbar zu machen; aber die Erfahrung lehrt, dafs jene Nachtheile nicht häufiger seien als diese immer nur relativen Vortheile. Hiezu kommt noch eine andere Erwägung. Was man auch dagegen erinnern möge, das Geständnifs des Schuldigen, seine eigne freie Erklärung über sein Verhältnifs zu der fraglichen That und deren ganze Beschaffenheit behält stets eine nicht zu verkennende Wichtigkeit, und es wird immer Recht und Pflicht eines Untersuchungsrichters sein, sich zu bemühen, ein Bekenntnifs herbeizuführen. Es braucht wohl nicht hinzugesetzt zu werden, dafs dieses nur auf erlaubtem Wege, in Uebereinstimmung mit den Regeln des Rechts und der Sitte, mit der Forderung, die individuelle Freiheit auch in dem Verbrecher anzuerkennen, oft mit Verschmähung aller gesetzwidrigen und unwürdigen Mittel, erstrebt werden dürfe. Wenn sich die Untersuchungskunde hauptsächlich auf dieses Ziel bezieht, so verdient dieses nicht die Vorwürfe, die man deshalb ausgesprochen hat. Es mufs vielmehr bei einer so offnen Darlegung des Verfahrens und der leitenden, auch für die Anwendung mafsgebenden Grundsätze, als ein Vorzug gelten. Auch in dem recht eigentlich heimlichen einleitenden Verfahren, welches dem Anklage-Prozefs vorausgeht, wird ein Geständnifs zu erlangen gesucht, und wenn dasselbe überhaupt, oder in seiner eigenthümlichen Form bei dem spätern Prozesse und bei den Verhandlungen, auf welche sich das Urtheil gründet, von geringerer Bedeutung erscheint, ja nicht nur, selbst bei mangelnder rechtlicher Ueberführung, entbehrt, sondern sogar, ohnerachtet es vorhanden ist, unbeachtet gelassen werden kann, und ein demselben widerstreitendes, freisprechendes Erkenntnifs möglich ist, so beruht dieses auf Annahmen — denn man kann hier nicht wohl anders auf Grundsätzen, über den Beweis und über das Verhältnifs des Richters der Thatfrage zu den Kenntnifsquellen, — deren Werth in hohem Grade bestritten ist, und die wir nicht so leicht gegen unsre vielfach bewährte Theorie und das darauf gebaute Verfahren vertauschen dürften. Nimmermehr wird es als ein Unrecht behauptet werden können, die Stimme des Schuldigen und seines Gewissens, sein eignes Urtheil zu hören und ihm die Gelegenheit zu geben, „schuldig zu plädiren." Im Gegentheil liegt hierin eine wahrhafte Anerkennung seines Rechts und seiner Freiheit. Hat nun dennoch auch im Anklage-Verfahren das Geständnifs eine gewisse Bedeutung, wenn auch in der letzten Periode des Prozesses, formell von derjenigen verschieden, die demselben im Untersuchungs-Prozesse zukommt, so wird man nicht in Abrede stellen, dafs die Art, wie dabei nach unserem Prozesse verfahren wird, wesentliche Gewährleistungen biete, und, wo sie theilweise fehlen, auf der vorhandenen Grundlage zufolge solcher Verbesserungen, deren Nothwendigkeit erkannt wird, zulassen. Ohne Zweifel werden auch in dem fremden Vor- und Instructions-Verfahren in vieler Hinsicht übereinstimmende Grundsätze und Regeln beobachtet werden — da hier so Manches nicht aus gesetzlichen Vorschriften entnommen, sondern durch die Anwendung allgemeiner, der Erfahrung im Leben und im Umgang mit Menschen entlehnter Lehren bestimmt wird — aber unter dieser Voraussetzung erscheint dann das Verfahren, welches sich in der angeführten Weise wissenschaftlich gebildet hat, dessen hoher technischer Charakter nur auf Grundlage des Rechtes und in Uebereinstimmung mit diesem sich bekundet, um so weniger verwerflich, je offner es vorgelegt wird. Freilich nicht durch die, bei der Anwendung im einzelnen Falle geforderte Oeffentlichkeit, die wir wünschen, die aber ihrer Natur nach immer nur beschränkt auf die Schlufsperiode statt finden kann, wo die Verhandlungen zum Zweck sofortiger Urtheilsfällung mehr nur wiederholt und reproducirt, als erst vorgenommen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Dr. Ludwig Hugo Franz von Jagemann. Zweiter Band.

(Schluſs.)

Aber in dem Sinn erscheinen sie als öffentliche, daſs über die Art des Verfahrens, überhaupt über die Regeln desselben, eine wissenschaftliche und praktische Rechenschaft abgelegt wird, die ihren Zweck um so sicherer erreicht, je mehr in deutschen Landen auch die Wissenschaft als ein gemeinsames Band gilt, welches die Praktiker verschiedener Gesetzgebungen einander näher bringt, und über die Grenzen des Particularen hinausgehend, wo dieses rechtlich gestattet ist, ein Gemeingut liefert, das der Rechtspflege auch zu Gunsten des Angeschuldigten zu Statten kommt. Wenn ein altes Sprüchwort allerdings mit Beziehung auf andre, als die hier betrachteten Verhältnisse, sagt, der Meister verräth die Kunst nicht, so haben wir in den Schriften der Rechtsgelehrten unseres deutschen Vaterlandes, und namentlich in der von dem Verfasser uns gebotenen Untersuchungskunde, so wie in den Anweisungen und Beispielen die der zweite Theil seines Werks enthält, im Gegentheile die erfreuliche Erscheinung, daſs die Kunst von dem Meister ohne andern Vorbehalt offen dargelegt wird, als den schon angedeuteten, demzufolge weder überall und für alle Fälle gleichmäſsig geltende Regeln aufgestellt, noch erschöpfende praktische Beispiele angeführt werden können.

Man muſs ohne Vorurtheil unser einheimisches Verfahren auf dem Standpunkte der Ausbildung, die es erlangt hat, vor Augen haben, seine Mängel sich nicht verhehlen, seine Vorzüge nicht verkennen, die Zufälligkeiten im Einzelnen von den wesentlichen Bestimmungen einer Procedur trennen, welche die Gerechtigkeit zum Princip und Ziele hat und deren Organe bereit sind, ihr zu dienen. Dann wird man mit Befriedigung auf eine Arbeit blicken, die so vielfach zur Rechtfertigung dieses Verfahrens beiträgt, wie zur Bestätigung der Wahrheit und praktischen Brauchbarkeit der gegebenen Regeln. Hervorgegangen aus der Praxis des gemeinen Strafprozesses, ist das Werk selbst wieder eine Quelle für dieselbe und enthält reichlichen Stoff zur Belehrung, bald unmittelbar durch seinen Inhalt, bald mittelbar, indem der denkende und erfahrne Leser an Einzelnes seine eignen Beobachtungen anknüpft, und in eine theilweise Opposition mit dem Vorgelegten tritt, welche der weitern Ausbildung günstig ist. So wenig ich alle die Vorwürfe als gegründet anzuerkennen vermag, welche von verschiedenen Seiten her unserm Verfahren gemacht werden, so wenig will ich es überall in Schutz nehmen, da ich mich bereits für eine Reihe von Aenderungen erklärt habe, die ich, mit Andern, für Verbesserungen halte. Wenn ich der Meinung bin, daſs das vorliegende Werk geeignet sei, das einheimische Verfahren richtiger beurtheilen, und in seinem Werthe erkennen zu lassen, so leugne ich nicht, daſs es auch die Schattenseiten wahrnehmen lasse. Ob der eine oder andre Umstand nicht auch subjective Ursachen habe und in der Weise der Auffassung und der nicht stets gleich glücklichen Wahl der Beispiele liege, soll hier nicht weiter erörtert werden, da wir ein Eingehen ins Einzelne bei einer Schrift dieser Art zu vermeiden und uns lediglich an das Allgemeine zu halten haben, welches die Wissenschaft interessirt. In der Verfolgung dieses höhern Gesichtspunctes wissenschaftlicher Kritik glaube ich auch dem Verfasser die gerechte Anerkennung widerfahren zu lassen, die ich seinen guten Bestrebungen widme, und die ihm auch

Digitized by Google

von Seiten der unpartheiischen Leser zu Theil werden wird.

J. Fr. H. Abegg.

XIV.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Von Karl Ludwig Klose. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, 1842. 8.

Die Kelten in Deutschland und Italien sind unterlegen; kein Seufzer ihrer sterbenden Nationalität, kein Erbe von ihnen ist zu uns gedrungen, als allenfalls die verstümmelten Namen ihrer Wohnplätze, einige Beimischung keltischer Religion in unserem Volksaberglauben, und vielleicht ein weicherer, sentimentaler Zug in dem Charakter unserer süddeutschen Stämme, unter denen ihre Reste vergangen sind. Die französische Volksart hat in ihrer leichten Gefühlserregbarkeit, in ihrem subjectiven Wesen einen weit mächtigeren Theil keltischer Weise bewahrt, so wie die französische Sprache unter den neueren gebildeten Sprachen bei weitem am meisten Trümmer alter keltischer Mundart aufgenommen hat, und das französische Land an einem Küstenrande sogar noch ein Häuflein keltisch redender Menschen nährt, wenn deren Vorfahren auch der Mehrzahl nach erst wieder von England herübergekommen sind. Coursen hat sogar neulich dargethan, dafs hier, in der Bretagne, noch im Privatrecht Reste geblieben sind, geblieben trotz der französischen Revolution, Reste altkeltischer Landbesitzverhältnisse. Aber nur in Grofsbritannien haben Kelten auch ein politisches Dasein in die neuere Zeit, wenn auch nicht bis zu uns, hereingerettet, und hier haben politische Lieder, herzzerreifsende Klaglieder über alte gefallene Gröfse und Freiheit die letzten Aufraffungen keltischer Volksart und ihr Unterliegen begleitet. Wir reden nicht von dem Preis des alten wälschen Königs Arthur und der Trauer um ihn und seine Tapfern; wir reden nicht von den gälischen Liedern, die Ossians Helden feiern; denn diese Geisteszeugnisse berühren uns doch nur, indem sie schon durch mancherlei Durchgänge durch andere Zeiten sehr vermittelt worden sind; aber von den irländischen Klagetönen reden wir nach der Niederwerfung zu Cromwells Zeit und nach dem herzzerschneidenden Jammer, der Londonderrys letzten Kampf begleitete; und von den schottischen Liedern, die die Schlachten von Sherifmuir und Gladsmuir feierten, und deren Trauerklang noch jetzt den Tag von Culloden beklagt. Diesen Todeskampf für das politische Dasein keltischer Stämme, als im Jahre 1745 zum letztenmale gälische Lieder die Söhne Daniels (Macdonalds) vom Loch-Morer bis Argyle, von Moidart auf den Inseln und aus Lochaber's Thälern zusammenriefen, diesen Todeskampf darzustellen, hat sich das Werk, dessen Titel über diesem Aufsatze steht, zum Gegenstande gemacht; jedoch nicht so, dafs das Interesse an der noch einmal sich aufraffenden und dann für immer zusammensinkenden Nationalität das bewegende Moment der Geschichtserzählung wäre; vielmehr tritt dies Interesse so weit zurück, als es der Gegenstand überhaupt zuläfst, und das biographische Moment, die Lebensbeschreibung von Charlie the young chevalier, ist das, dem es gilt; so dafs das Buch natürlich auch nicht schliefst mit der Klage der Flora Macdonald, sondern, wie es beginnt mit den Vorfahren des Helden und seiner Geburt, uns auch hinführt zu Alfieri's störender Einmischung in den Frieden des letzten Stuart und zum Tode des Cardinal von York.

Wir haben dagegen nichts einzuwenden. Eine Geschichte der keltischen Volksart, die nun in reineren Formen kaum noch irgendwo als in den äufsersten Spitzen und Inseln Schottlands, wo sie sich noch ein wenig der englischen Verfolgung entzogen hat, und in den Canadas, wo man Macnabs von Kinell-lodge am Katzensee und andere Häuptlinge anderwärts mit ihren Sackpfeifern in Plaid und Kilt ihr Wesen ruhig weitertreiben läfst, zu erblicken ist, eine Geschichte dieser Volksart ist jetzt kaum *schon* zu schreiben, da erst seit kurzem einsichtigere Männer an die Stelle früherer phantastischer Träumer getreten sind, und was von des untergegangenen Volkes Art, Sprache, Verfassung und Alterthümern noch erreichbar ist, sich zu durchforschen bemühen. Das Haupthülfsmittel bei diesen Bestrebungen werden doch die keltischen Sprachen bleiben, denn wie unverständig sie auch zum Theil, selbst in neuerer Zeit, für historische Forschungen benutzt sind, in ihnen ist noch der treueste Ab-

druck des ganzen Volksgeistes, in ihnen die Erklärung alles dessen, was früher diese Stämme bewegt, was ihnen geistig geeignet hat.

Das vorliegende Buch ist, wenn wir die Einleitung als Prolog und den vierten Abschnitt, der des Prinzen Karl Geschichte seit seiner Rückkehr aus Schottland bis zu Ende führt, als Epilog davon abschneiden, von wahrhaft dramatischer Wirkung, und dies um so mehr, je weniger der Verfasser sich bemüht diese Wirkung hervorzubringen, sondern sich in der schlichten, verständigen Einfachheit eines ruhigen Referenten hält, oder höchstens in beurtheilenden Abschnitten sich als populare Empfindungen und Eindrücke mittheilender Chorus constituirt.

Gegen den Prolog hätten wir freilich viel einzuwenden, wenn wir nicht fühlten, dafs er als unbedeutenderes Nebenwerk von dem Verfasser selbst betrachtet worden wäre, und dafs wir uns also einer Ungerechtigkeit schuldig machten, wenn wir an ihn einen strengen Mafsstab legen wollten. Die Stellung des englischen Volkes zu den Stuarts ist in der gewöhnlichen oberflächlichen Weise gefafst; Elisabeth und Heinrich VIII. sind nicht als die eigentlichen Urheber und Sündenträger der schiefen Verhältnisse und Revolutionen, in welche die Stuarts hereingerissen wurden, erkannt; der tiefe religiöse Grund des ganzen Wirrwarrs ist übersehen — und wenn er nicht übersehen wäre, würde er nicht sachgemäfs beurtheilt worden sein von dem Verfasser, der S. 48 dem Ritter von St. Georg sogar einen Vorwurf zweckwidrigen Verfahrens daraus macht, dafs er nicht selbst Protestant geworden, oder doch einen protestantischen Pfarrer in seine Umgebung gezogen. Bei Lichte besehen, heifst das entweder, um äufserer Ziele willen die Forderung der Heuchelei an ihn stellen, oder es ist ein Zeugnifs mehr von der in protestantischen Kreisen freilich weitverbreiteten ganz unsinnigen Ansicht, dafs ein gescheidter Mann aus wahrem Herzensgrunde doch nicht Katholik sein könne. Weder in der englischen noch in der deutschen Litteratur kennen wir bis jetzt ein Werk, was eine klarere Einsicht eröffnete in die wahre Natur der Geisteszustände und Interessen unter Heinrich VIII. und unter der viel zu hoch und mit Unrecht gepriesenen Elisabeth, als Hubers Geschichte der englischen Universitäten, die wir früher in denselben Blättern anzeigten, und der wir fort und fort reichere Anregungen zu danken haben.

Wenn man, wie unser Verfasser (und wie uns scheint mit Recht), bei der Darstellung des Lebens eines dieser englischen Stuarts von der Schuld des ganzen Geschlechts reden will, scheint es uns dann doch auch nöthig, daran zu erinnern, dafs diese englischen Stuarts nicht Stuarts, sondern Darnley's von Lenox sind; dafs in den Verhältnissen Maria Stuarts und Darnley's gewissermafsen die Lösung zu suchen ist zu dem Räthselgespinnst von Geschicken, was nachher dieses Geschlecht umwebt, wenn man andere Generationsverhältnisse als ein so wichtiges Moment in der Welt betrachtet, wie der alte Shandy; und wir unsererseits gestehen, dafs wir es thun. Will man nun aber diesen Knoten, der sich in Marias Verhältnissen schürzt, tüchtig kennen lernen, dann übersehe man doch ja nicht ein bis jetzt noch wenig bekanntes Buch, was auch Ref. erst ein Jahr nach dessen Erscheinen kennen lernte, was also im Buchhandel gar nicht in der gewöhnlichen Weise vertrieben worden zu sein scheint. Das Buch führt den Titel: ***Maria Stuart*** Königin von Schottland. Treu nach historischen Quellen geschildert von ***Wilhelm von Schütz.*** Mainz, 1839, 8. Allerdings wird dies Buch ***seine*** Aufgabe, nämlich die Reinwaschung Maria's, schwerlich bei vielen Lesern erreichen; allerdings sind, und namentlich in den dem Auge zuerst begegnenden Partieen desselben, mancherlei höchst wunderliche Meinungen, ja fast Schnurren, über Shakespeare's Katholicismus, über die Zunge des heil. Nepomuk und nebenbei auch über historische Wahrheit vorgetragen, so dafs es wenigstens protestantischen Lesern nicht zu verdenken ist, wenn sie kopfscheu werden; trotz dem ist die Untersuchung, welche den Kern des Buches bildet, mit so viel Scharfsinn, Fleifs und Treue geführt, dafs uns wenigstens nie etwas eindringlicheres, klareres über der Maria Stuart Seelenleben vorgekommen ist, als eben diese Darlegung. Dieser Erörterung, der die Briefe Marias vornämlich zu Grunde liegen, zu Folge stellt sich nun die Schuld Marias wesentlich dahin um, dafs sie, nachdem sie bald nach ihrer Ankunft in Schottland von leidenschaftlicher Liebe zu dem Grafen Bothwell ergriffen worden, diesem zwar im Herzen treu ergeben bleibt; aber aus politischen Gründen eine

andere Ehe sucht, und deren Eingehung den Anstrich giebt eines Werkes der Leidenschaft. Ein unbedeutender, aber ursprünglich gewifs nicht schlechter, sondern nur schwacher und eitler Mensch, ihr Vetter Darnley, Sohn des Grafen von Lenox, wird das Opfer dieser Lüge, indem sich Maria verliebt stellt in ihn, und diese Rolle durchzuführen die Kraft hat, so lange Darnley noch nicht ihr Gemahl ist; der Schwierigkeit der Rolle aber unterliegt, nachdem sie mit ihm vermählt ist; wie das auch in der Natur der Sache gegründet erscheinen mufs. Darnley, zu eitel und unverständig, um das wahre Sachverhältnifs, dafs ihn nämlich Maria *nie* geliebt hat, einzusehen, glaubt, sie habe ihn früher geliebt, und sei ihm nach der Vermählung untreu geworden; in diesem Wahne sucht er nach einem Opfer seiner Eifersucht und findet es in Rizzio, dessen Mord Marien in ihr selbst Vorwände giebt, sich wegen ihres Widerwillens gegen den Gemahl bei sich zu rechtfertigen; und nachdem sie an Darnleys Mordgenossen Rache genommen, denkt sie nun daran, sich von dem unlieben Gemahle zu befreien, wozu sich ihr als geschicktes Werkzeug der ältere Freund und Geliebte, Graf Bothwell, bietet. Das Verhältnifs Marias und Bothwells erbittert nun Darnley so, dafs dieser daran denkt über die Grenze zu gehen; er zieht sich zurück nach Glasgow; hier aber wirft ihn eine Krankheit darnieder; denn in der Verzweiflung an seinem Verhältnifs zu Maria war er verwildert und in liederlichem Treiben hatte er sich venerische Uebel der ekelhaftesten Art zugezogen. Maria's Gewissen scheint bis auf einen gewissen Grad erwacht zu sein; es scheint eine Einsicht in ihr entstanden zu sein in den Frevel, dessen sie sich schuldig gemacht mit dem Eingreifen ihrer herzlosen Politik in das Gemüthsleben einer so armen, unbedeutenden Persönlichkeit wie dieser Darnley ist. Sie besuchte ihn, nicht, wie wir früher selbst annahmen, erst als Darnley der Hauptsache nach genesen war, sondern als er noch krank, ja überhaupt hoffnungslos krank war, und pflegte ihn eine Zeitlang in seinen ekelhaftesten Zuständen. Er sagt es ihr auch, und sie sieht es ein, dafs sie Schuld ist an der Zertrümmerung seines Lebensglückes. Sie beredet ihn dann nach Edinburg zu kommen — und hier wird er ermordet; für Marien gewifs höchst unnöthig, denn er war ohnehin nicht zu heilen, und sie mufste wissen, dafs in Kurzem eine natürliche Lösung des Verhältnisses sie befreien würde; aber ihr Benehmen nach der That war so, dafs es ihre Schuld wahrscheinlich erscheinen liefs — obwohl der wahrscheinliche Thäter ihr Halbbruder und heimlicher Feind, Murray, ist; der, wenn er Marien, die das ehebrecherische Verhältnifs mit Bothwell fortsetzte, in den Verdacht solcher That und dann in weitere Unbesonnenheiten in Beziehung auf Bothwell verwickelte, hoffen durfte, sie selbst und alle Macht in Schottland ganz in seine Gewalt zu bekommen. Wir können hier den Knäuel aller dieser Intriguen nicht eindringlicher verfolgen, laden aber alle unsere Leser ein, sich durch die katholischen Schnörkeleien, welche den Kern des oben erwähnten Buches des Herrn von Schütz einhüllen und halb ungenielsbar machen, nicht abhalten zu lassen, zu diesem Kern selbst hindurchzudringen, der ihnen den Genufs einer feinen, umsichtigen, lebenserfahrenen Erörterung in hohem Grade bieten wird. Ist nun aber das ganze Verhältnifs Mariens zu Darnley von vorn herein ein tief-tiefsündliches, ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Gefühlen, mit Gefühlen, die gerade an einem unbedeutenden Menschen am heiligsten geachtet werden müssen, weil er aufser ihnen wenig hat, was ihn zum Himmel zieht, und unrettbar der Gemeinheit überwiesen wird, wenn ihm diese Brücke zertrümmert wird — so ist auch erklärlich, wie auf diesem Sündenentsprossenen Geschlechte ein eigener Fluch ruhen mufs, ein Fluch, der sich am meisten immer durch die Verhältnisse der Liebe und Ehe an ihm bethätigt. Wenn es einerseits wahr ist, dafs allerhand äufsere Verhältnisse auf des Menschen Seele wirken und ihre Entwickelung bedingen, so mufs doch anerkannt werden, dafs zuerst die Seele es ist, die allen diesen äufseren Verhältnissen ihre bestimmte Stellung und ihren Werth giebt — sogar der Körper des Menschen ist in weit höherem Grade als man gewöhnlich glaubt, ist sogar *wesentlich* ein Product der eingebornen Seelenkraft oder Seelenunkraft, die den Körper zu einem angemessenen Gehäuse erzieht und ihn den Angriffen des Schicksals, der äufseren Verhältnisse zugänglich macht oder verschliefst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Von Karl Ludwig Klose.

(Schluſs.)

Jenes dunkle Gefühl einer schiefen Stellung zum Leben, zu seiner Freiheit und Freudigkeit, was alle spätern Stuarts durchdringt und sie treibt, in abstractem Festhalten an gewissen einzelnen Grundsätzen einen Compaſs und Anker zu suchen, das ist das ihnen eingeborne Schicksal des Unterganges, der Spruch des Weltgerichts, der sie begleitet von der ersten frevelhaften Erzeugung Jacobs VI. bis zum Tode des Prätendenten Karl, und wenn dem letzteren von der geistesfrischen, entschlossenen Mutter ein gutes Stück von dem ritterlich-tapferen, sündenfreieren Blute der Sobiesky's eingeboren war, reicht die Verbesserung, die dadurch die Grundlage seines Charakters erhält, doch nicht weiter als um ihn darzustellen als den ritterlichsten Kämpfer gegen das auf seinem Geschlechte ruhende Schicksalsurtheil, nicht aber so weit, um ihm die Seelenkraft zu verleihen, dies Schicksal zu durchbrechen — und in Derby tritt ihm ein: Bis hieher und nicht weiter! entgegen.

Das Verhältniſs aber des Prätendenten zu seinen Schotten, wir möchten es dem Verhältniſs zweier Liebenden vergleichen, die sich lieben weil sie gerade genug von einander kennen, um ihre weiteren Phantasien von einander an diesem Erkannten anknüpfen zu können — die aber ebendeshalb im Grunde doch nur gegenseitig die Phantasiebilder lieben, die sie sich von einander entworfen haben, und die dann wenn es zum ehelichen Zusammenhandeln kömmt, einen Mifsgriff begehen nach dem anderen. Karl's polnisch-ritterliches Wesen und der schottischen Clane keltische Gefühlserregbarkeit, sie passen eine Zeitlang vortrefflich zusammen, correspondiren und stützen einander, bis die Gefühlsweiche der Schotten, die aus tausend Vorahnungen und Merkzeichen Eindrücke aufnimmt und welche in diesem Sinne nicht übersehen sein will, aber von dem Prinzen Karl fast gar nicht beachtet wird, mit einem Male Halt macht. Von der Macht, die er in diesen Resten altkeltischer Religionen, die sich nun als Volksaberglauben darstellen, gehabt hätte über die Seinen, hat der Prätendent offenbar keine Ahnung gehabt — es ist dergleichen aber nicht blofser Aberglaube, sondern es sind tiefere Mächte des Gemüthes, denen nur die freiere Darstellung abgeschnitten worden, und die sich deshalb als abgeschmacktes Halten an Vorzeichen und Ehrenpuncten kund gab. Diese keltische Seele theilte Karl nicht mit denen, auf die er vorzugsweise rechnen muſste; er zeigte sich schon untheilhaftig derselben, als er in Schottland selbst nicht einzugehen vermochte auf den wildleidenschaftlichen Grimm der Seinen gegen die Feinde. Bei längerem Zusammenhandeln würden sich Karl und die Häuptlinge der Clane immer entschiedener als einander fremde Wesen erkannt haben, was nicht hindert, dafs er hätte ein sehr tüchtiger Regent von Grofsbritannien sein können — nur dies möchten wir behaupten, wäre er in Derby auch nicht umgekehrt, hätte er London gewonnen, wäre alles glücklich für ihn gegangen und das Haus Hannover wirklich von ihm wieder vertrieben worden, die keltische Raçe in Schottland hätte doch von seiner Dankbarkeit nur eine Galgenfrist ihres Daseins erhalten, und wenn nicht er, doch seine Nachfolger hätten ihr sicher auch den Todesstofs gegeben.

Wie unsere deutsche Sprache, in allen ihren Grundverhältnissen harmonisch klar und fest, ihre Vocale im schönsten, ebenmäfsigsten Gange ablautet und umlautet, ihre Consonanten als wahre Stützen und Stäbe daneben stellt, ein nach allen Seiten durchsichtiges, crystallinisches Gebilde darstellt, dessen einzelne Theile

Digitized by Go

wohl in einander fugen, und dagegen die keltischen Sprachen schon in der Lautlehre einen völligen Gegensatz bilden und in ihren Vocalerweichungen und Consonanten - Mortificationen und Eclipsirungen die ganze Sprachmasse geschmiegig und weich halten, so dafs nicht einmal die Wörter, sondern erst die zu Sätzen verbundenen Wörter eine festere Gestalt haben; die Wortbildung und Syntax aber in den vielen, subjective Gemüthsbeziehungen (der Conditionalität, Potentialität, Consuetudinalität, des Fragens, Indicirens und des imperativen Verhaltens) aufnehmenden Verbalmoden und in den kurzen, springenden Satzgefugen und einer Menge kleiner, dem Sinne nach im Deutschen gar nicht erreichbarer, Partikeln vollends alle Ausdrucksweisen geschmiegig und dem leisesten Hauch einer Gemüthsaffection nachgiebig, also die Sprache zu einem fast flüssig zusammengehenden Material machen, an welchem Mundart und persönliche Ausdrucksweise vollends den freiesten Spielraum gewinnen — so ist auch der Character dieser Völker — der eine, der deutsche, fest, klar, für allgemeine Interessen sich wohl zusammenfugend, im Einzelnen eckig, mit einer gewissen Kälte auf seinen Füfsen stehend, wo er in Massen sich entzündet unwiderstehlich — dagegen der andere, keltische, locker und flüssig, leicht von den Winden des Gemüthes in Wellen bewegt, wo er freies Feld hat stürmisch, wild und furchtbar, aber an dem krystallinischen Felsen des Gestades sich brechend und in ein schäumendes Nichts einzelner Tropfen ausspritzend. So oft unsere Literatur von keltischen Seiten her Einflüsse erhalten hat, ist das lockere Wesen subjectiver Leidenschaft in sie eingedrungen; so oft der deutsche Geist zu sich selbst kam, hat er diesem theils sentimentalen theils sinnlich verwilderten Wesen Dämme gesetzt — überall sind in der Berührung die Kelten unter den deutschen Stämmen vergangen — es ist das Schicksal, was mit ihnen geboren ist — ein Spruch, der über ihnen schwebt wie über den Fürsten, an die sich ihrer letzten Clans letzte Liebe geheftet hat.

Der gütige Leser verzeihe diese allgemeinen Bemerkungen auf Veranlassung einer Lebensbeschreibung, deren klarfortschreitende, kein für die Persönlichkeit wichtiges Verhältnifs verabsäumende Einrichtung sie als eine der besten Erscheinungen der neuesten historischen Literatur empfehlen läfst — und die wir empfehlen wollten, ohne durch weitläuftigere Auszüge ihres Inhaltes das Interesse des Lesers in voraus halb abzustumpfen.

H. Leo.

XV.

***The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher. Vol. I. Text, Bibliography and translation. London and Berlin*, 1840. *A. Asher et Co. Vol. II. Notes and essays.* 1841.**

Mit dem hier anzuzeigenden Werke hat die jüdische Literatur einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Sie ist aus der vereinsamten, abgelegnen, ich möchte sagen, armseligen Stellung heraus, aus eigner Macht und im Gefühle ihres Werthes in den grofsen Kreis wissenschaftlicher Interessen eingetreten. Wenn ein oft gebrauchtes Wort auch den Büchern ein Schicksal zutheilt, das Verhängnifs auch über sie walten läfst, so darf dem Reiseberichte des alten Benjamin von Tudela jedenfalls ein günstiges zugesprochen werden. Ihm ist das, innerhalb der jüd. Wissenschaft bisher unerhörte Loos geworden, durch sorgsame Pflege, treuen, gewissenhaft waltenden Fleifs, durch einen auf diesem Gebiete noch nicht gesehenen Verein der ausgezeichnetsten Kräfte, von Wust und Moder gesäubert, in das Licht der Gegenwart eingeführt zu werden, und indem er von dem Glanze modernen Wissens nach allen Seiten hin Licht empfängt, diesem wiederum zu Lohn und Dank ein werthvolles Denkstück für die Kenntnifs mittelalterlichen Lebens und seiner Verhältnisse abzugeben.

Noch immer scheint die Thatsache, dafs es eine jüdische nachbiblische Literatur gebe, die allen Richtungen des wissenschaftlichen Geistes, seinen Bestrebungen und Leistungen in jeder gegebnen Epoche sich anschliefsend, diese selbstständig aufnimmt und ausprägt, wiedergiebt und weiterbildet, — die oft genug redet und Zeugnifs giebt, wo die parallellaufenden der den Vordergrund der Weltbühne einnehmenden Nationalitäten und Religionsformen schweigen, zu keiner Anerkenntnifs gelangt zu sein, und trotz dem, dafs in neuerer Zeit gründlich und eindringlich genug der Beweis geführt worden, dafs diese — so oft genannte, so wenig gekannte, immer aber mit mifswilligem Achsel-

Digitized by Google

zucken angesehene Literatur des Lebenshaltigen und Eigenthümlichen so Vieles, für die mannigfachen Zweige geistiger Betriebsamkeit unermefsliche Ausbeute darbiete, und eben so würdig sei, um ihrer selbst willen gekannt, als wenigstens zu gelegentlicher Beihilfe in Betracht gezogen zu werden, — ist der Beweis frucht- und ertraglos geblieben, weil das verjährte Vorurtheil stärker ist, als alle Beweise, und die Geneigtheit, an seine Stelle das begründete, aus eigner Anschauung entsprungene Urtheil treten zu lassen, ihm nicht so wohlfeilen Kaufes abgerungen werden kann. Woher sonst die Oede und Dürre oder die ignorante Bornirtheit literaturgeschichtlicher Werke, wo es jüdisches Schriftenthum gilt? Woher die Zähigkeit, mit der gewisse stereotyp gewordene Formeln, Kategorieen und Stichwörter von Schriften und Schriftstellern der verschiedensten, oft entgegengesetzten Richtungen und Standpuncte festgehalten, und wie durch Verabredung gehörigen oder ungehörigen Ortes wiederholt werden, gerade für dieses bestimmte Wissensgebiet? Woher das tiefe Stillschweigen über Zunzens unvergleichliches Werk (die gottesdienstlichen Vorträge u. s. w.), das von Seiten des ungeheuren, darin mit solcher Meisterschaft bewältigten Stoffes, wie durch die Classicität der Fassung und Darstellung, vorzüglich durch die Fülle der darin niedergelegten Resultate, die Theilnahme nicht blos der Zünftigen, die ihm, wie es scheint, allgemach doch werden wird, sondern auch weitrer Kreise anzusprechen berechtigt ist? — Es scheint, als walte die Besorgnifs im Hintergrunde, von den fixen Vorstellungen und durch gläubige Diadoche überkommenen Ansichten durch Autopsie abgelenkt und eines Andern belehrt zu werden, die geschlossene Phalanx irrthümlicher Traditionen und für gewisse praktische Zwecke wohl brauchbarer Verkehrtheiten hie und da durchbrochen zu sehen, — die Furcht, das in der Wissenschaft Gelernte auch im Leben gelten lassen zu müssen. Dafs die unausweichliche Consequenz für die Ansicht von Juden und Judenthum, wie sie aus dem Studium der Literatur sich ergeben mufs, hier gewifs als Faktor in Rechnung zu bringen sei, dafs die Anerkenntnifs der einen tiefern Einblick in ein verschlossenes Bereich vermittelnden Bestrebungen darum so langsam erfolge, weil mit dieser eine Concession nach der confessionellen Seite hin Hand in Hand gehen dürfte, das — glauben wir — als wesentliches, vielleicht als einziges Moment hervorheben zu müssen, und dürfte wohl nirgends ein würdigerer Ort zur Aussprache dieser, hier nur angedeuteten, Bemerkungen sein, als in diesen Jahrbüchern, die als Organ der freien Wissenschaft, der, von Rücksichten und Nebengedanken ungetrübten — das hohe Ziel einer Vermittelung aller Interessen des Geistes sich vorgezeichnet, und in dessen Verwirklichung ihre Bedeutung setzen.

Der verdienstvolle Unternehmer der neuen Ausgabe des Benjamin hat, was zu besonderem Danke verpflichtet, sichtlich es sich zur Aufgabe gemacht, die Anerkennung jüdischer Literatur und ihrer Pfleger und Vertreter in der Gegenwart zu fördern, und dadurch, dafs er dem, in dem noch kleinen Kreise der ihr Zugewandten immer höher sich thürmenden Stoffe die Gelegenheit zu fruchtbarer Verwendung eröffnet, ein Mifsverhältnifs ausgeglichen, das mit der Zeit immer hemmender und störender sich erweisen mufste. Wie sollte nicht ein schreiendes Mifsverhältnifs sich ausbilden, wenn die auf der einen Seite herrschende Theilnahmlosigkeit gegen Inhalt und Resultat der Forschung sich in ihrem Ignoriren verhärtet, während auf der anderen den Ansprüchen wissenschaftlicher Schärfe und Genauigkeit, wie sie durch den Stand der Zeitbildung geboten, bereits genügt wird? dort das Vorhandensein des Materials noch kaum zugestanden, hier bereits die Anwendung einer bewufstvollen Kritik zu den interessantesten Ergebnissen leitend, und überhaupt alle Operationen zur Sichtung und Ordnung, Läuterung und Verarbeitung des Stoffes bereits in vollem Gange? So ist es denn buchstäblich wahr, dafs auf der einen Seite bereits die Antworten, bündig und ergiebig, fertig da stehen, wo auf der anderen das Bedürfnifs, zu fragen, noch nicht durchgebrochen. — Glücklicher und zutreffender konnte die Wahl nicht ausfallen, als indem Hr. Asher gerade den Reisebericht Benjamins zu einer Bearbeitung ersah. Dem so vielfach angeregten, durch neu erschlossene Hilfsquellen noch gesteigerten Wunsche nach wohlgegründeter, quellenmäfsiger Kenntnifs räumlich und geschichtlich entlegner Gebiete mufste — er mochte wollen oder nicht — ein neuer Zugang zu den, nach so vielen Seiten hin bereits wegsam gemachten, auf anderen noch so schwer erreichbaren Zuständen und Verhältnissen mittelalterlichen Lebens willkommen sein, und es hiefs, dem Vorurtheile in die Seite fallen, wenn es gezwun-

gen wird, Belehrung von da her zu empfangen, wo es aus Idiosyncrasie oder Antipathie sich am liebsten fern gehalten hätte.

Die Aufgabe, dem Reiseberichte des Benjamin von Tudela den Grad von Aufmerksamkeit und Geltung zu vindiciren, der ihm gebührt, stellt zunächst den Anspruch, dem verwahrlosten Texte aufzuhelfen, vor Allem, dem geschichtlichen und geographischen Stoffe, der in so reichem Maafse darin ausgestreut, durch Benützung der vorhandnen Hilfsmittel, die Morgen- und Abendland, — jenes der Ziel-, dies der Ausgangspunkt der Reise — darbieten, zu verificiren, und die so sicher gestellten Aussagen und Angaben der Forschung als gewonnene Ausbeute zu weiterem Verbrauche darzubieten. Hr. Asher hat sich aber nicht begnügt, nur in diesem engsten und nächsten Sinne seine Aufgabe zu fassen, — es sollte seine Ausgabe des Benjamin einen Beitrag zur vergleichenden Geographie, zur Aufhellung dunkler Partieen in der Länder- und Völkerkunde des Mittelalters durch eine Reihe von Untersuchungen und Bemerkungen ein Hilfsmittel bilden. In diesem Sinne spricht sich der Herausgeber (vol. II. preface) aus, und was bis jetzt von seinem Werke vorliegt, zeugt von dem gründlichsten Ernste um die Lösung des Versprechens, so dafs wir in dieser neuen Einführung eines fast verschollenen Buches nicht blos das Particular-Interesse der wenigen Freunde und Kenner jüdischer Schriften in's Auge gefafst sehen, sondern ein bedeutendes Unternehmen, von wissenschaftlicher Tendenz und Haltung erkennen müssen, das eine weitgreifende Theilnahme und allgemeinere Aufmerksamkeit für sich zu fordern berechtigt ist. —

In einer bibliographischen Notiz (vol. I. S. 1—26) giebt der Herausgeber eine Uebersicht der verschiedenen Text-Ausgaben und Uebersetzungen, (Benjamins Reisebuch ist in's Lateinische, Englische, Französische, Holländische und Jüdisch-Deutsche übertragen worden. Eine *deutsche* Bearbeitung giebt es nicht) sie sachkundig beurtheilend und charakterisirend. Der *vollständigen* ed. princeps (Cstpl. 1543. Soncini) konnte Hr. A. aber bei aller aufgewandten Mühe nicht habhaft werden. Er hat seiner Textrevision die Ferrarische Ausgabe (Abraham Usque 1556) zu Grunde gelegt, die für die Kritik durch werthvolle Lesarten von wesentlicher Bedeutung sich erwiesen, und überhaupt richtiger ist, als selbst die princeps. Bei den späteren Ausgaben sind keine neuen Hilfsmittel hinzugekommen; sie sind Wiederholungen der früheren und von keinem weiteren Belang für die Textgestaltung. Von den Uebersetzern und Erklärern hatte Benjamin eine doppelte Unbill zu ertragen, und unser Herausgeber an ihnen zu rügen. Sie waren einerseits des Rabbinischen, in dem das Itinerarium geschrieben, so wie der Beziehungen auf jüdisches Leben und Wissen unkundig, andrerseits gegen den Berichterstatter als einen *Juden*, wie sich von selbst versteht, eingenommen. Sie behandelten *ihn* als Lügner und Fälscher, wo *ihnen* die ersten elementaren Erfordernisse zur Verständnifs fehlten, und bürdeten ihm die Sünden ihrer eigenen Ignoranz auf. Ergötzliche Beispiele grober — und natürlich nur desto anmafsungsvollerer — Unwissenheit giebt besonders das aus Gerrans (vol. I. S. 17) Mitgetheilte. Wir empfehlen dasselbe zur treuen Beherzigung und als Warnung für die Zukunft. Baratiers, des frühreifen „Mannkindes", Sünden werden in den Anmerkungen gerügt, am gründlichsten und eingehendsten in der schätzbaren Arbeit des Hrn. Lebrecht (vol. II. S. 368 f.). Der bibliographischen Notiz folgt der hebräische Text, die englische Uebersetzung und ein hebräisches Namen-Register. —

Der Text hat durch Benützung der Ferrarischen Edition bedeutend gewonnen, und der Herausgeber ist so glücklich gewesen, manche schwer verderbte Stellen zu verbessern. Einige der hier zuerst gegebnen Emendationen gereichen dem Scharfsinne desselben wahrhaft zur Ehre, und müssen als „der Palme würdig" anerkannt werden. Für die Geschichte gelehrter Sünden ist eine besonders hier hervorzuheben. Wo nach der durch Hrn. Asher neu constituirten Lesart die Stelle in der englischen Uebersetzung (I. S. 58) also lautet: This place is very strongly fortified and in the possession of prince Boëmond Poitevin surnamed le Baube, fand A. Montanus folgenden Sinn: eatque munitissima urbs dissidentium a fide nostra.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 26.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher.

(Fortsetzung.)

L'Empereur, der dem Originale näher sich anschliefsen wollte, übersetzt: estque totius imperii ferocium Pitivini papae (Sotericus Panteuchenus Patriarchae Antiocheni) fidem amplectentium munitissima. (S. d. Nähere vol. II. S. 62 Anm. a). So wird Antiochia aus einer dem Prinzen Boëmund zugehörigen Stadt, als welche es bekannt genug ist, zum Sitze einer wilden fanatischen Secte, die einem Häresiarchen oder Papst folgt, von dem weder die weltliche noch geistliche Historie weifs! So sieht es um das Verständnifs jüdischer Schriften aus, auf solche Gewährsmänner stützen sich die Daten über jüdische Literatur, und wie oft wird nach solchen Vorgängern und solchen Quellen ein Urtheil gesprochen, das noch ganz andre Puncte berührt, als eine harmlose literargeschichtliche Notiz! —

S. 88 des hebr. Textes hat Hrn. Asher's Sagacität durch die Theilung eines Wortes und die Verwandlung eines Vav in Alef eine Insel entdeckt, und zugleich ein für die Geschichte des Handels im Mittelalter wichtiges Emporium. (S. die sehr interessante Ausführung vol. II. S. 175 ff.). S. 141 d. Uebs. liest Hr. A. mit Bochart für das unverständliche Khandag mit Recht: Khandy. — Nichtsdestoweniger ist das Geschäft der Text-Revision erneuter Aufmerksamkeit zu empfehlen, und schon die Anmerkungen des zweiten Bandes bringen Nachträgliches zur Berichtigung der Urschrift, so wie der Uebersetzung (vol. II. S. 131 ff. eine von Zunz nachgewiesene Transposition, u. A.). Immerhin wird selbst das negative Resultat, dafs der Text an vielen Stellen defect, dafs Inkohärenzen, die man leicht dem nachläfsigen Style des Reisenden zuschreibt, Folge von ausgefallenen Worten oder gröfseren Partieen sind, der Wissenschaft förderlicher sein, als das zweideutige Auskunftsmittel, dessen sich die Uebersetzung nur zu oft bedient, einen Zusammenhang zu fingiren oder zu erkünsteln, wo einige Asterisci als Zeichen einer vorhandenen Lücke vielmehr an ihrem Orte waren. — Dies führt uns zur Besprechung der zweiten Hälfte des ersten Bandes, der englischen Uebersetzung. Sie ist — zu fliefsend! Hr. Asher hat oft unnöthig paraphrasirt, und eben durch diese paraphrastische Weise entspricht die Uebersetzung nicht nur nicht vollkommen dem Zwecke, ein Hilfsmittel für die Verständnifs zu sein, sondern es hat sich oft genug gerade hierdurch das Mangelhafte des Textes dem Uebersetzer entzogen. Dafs der Sinn meistens richtig gefafst sei, und Verstöfse gegen Sprachgebrauch und Eigenthümlichkeit des Idioms nicht vorkommen, wäre dem kundigen Herausgeber gegenüber hervorzuheben, vielleicht eher verletzend, als anerkennend. Aber es ist nicht gutzuheifsen, dafs willkürlich Ausdrücke und Begriffe zur Wiedergabe rabbinischer Worte und Phrasen verwendet werden, die dem der Sprache des Originales unkundigen Leser leicht zu verschobenen und schiefen Vorstellungen Anlafs geben. Die Talmud-Schulen (jeschibot) werden durchweg durch university bezeichnet, gewifs der unangemessenste Ausdruck, der sich finden läfst; so ist parasangs durchweg für פרסאות gewählt; wozu die persische Mafsbestimmung für den spanischen Juden, dem die talmudische Bezeichnung geläufig war, die doch weder sachlich noch sprachlich mit „Parasange" zusammenhängt! Für מילין wird miles genommen, was (I. S. 109 d. Uebs.) besonders unwahrscheinlich wird, wo es heifst: the assembly is so large, that their temporary abodes cover twenty two miles of open ground! (Ueber מיל s. Zunz im 2ten Bde. S. 436). The ten martyrs of the Kingdom (I. S. 41) ist durchaus dem, des hebräischen Ausdrucks Unkundigen unverständlich. Es soll bedeuten: die auf Befehl der Regierung (der römischen Kaiser) Hinge-

richteten. Irrthümlich wird S. 109 vol. I. gesagt: — he bequeathes his books, da nach dem Zusammenhange und dem üblichen Sprachgebrauche nur von Pentateuch-Rollen die Rede ist, (nicht aber von „Büchersammlungen", was ganz unpassend wäre), die in frommer Absicht gespendet werden. I. S. 34. (text p. 4, l. 2.) wird auf die ganze Gemeinde bezogen, was nur von ihren Vorstehern (קהל) gelten soll. I. S. 110 In a persian village — ist sicher unrichtig. Zuweilen sind Text und Uebersetzung im Widerspruche. I. S. 48 (text) ist סוֹר übersetzt durch „prop" (יסוֹד). S. 9 (text S. 2) wird das erste אַרְמֹנִים durch windows nach der unterm Texte angegebnen Emendation übersetzt, eine Zeile darauf aber als richtig beibehalten, und in der Uebersetzung für den Plural des hebräischen Wortes ein Singular ausgedruckt. — Ein unnöthiges, störendes Einschiebsel rügt Zunz (II. S. 124 Anm. 233). — Jedenfalls empfehlen wir beim Gebrauche der Uebersetzung Vorsicht. Die Consultation der Urschrift ist fast unerläfslich. — Die Punctation des Textes wird dem ungeübten Leser erwünscht sein; sie ist, was bei der Sorgfalt, die Hr. A. im Uebrigen aufgewandt, auffallen mufs, keineswegs mit der Genauigkeit durchgeführt, die hier für die Erreichung des angegebnen Zweckes unerläfslich ist, und es fehlt nicht an Sprachwidrigem und Ungenauem. (Um von zahlreichen Beispielen einige anzuführen, ist die Punctation בָּרְסְקְנִין für — בּוּר falsch; es ist *βυρσεύς*. — S. 45 (text) wird durch die falsche Vocalisation ein Genitiv-Verhältnifs statt der Apposition gesetzt).

Nach diesen Bemerkungen über den ersten Band wenden wir uns zum zweiten, dem Glanzpuncte des Unternehmens. Er enthält die Erläuterungen zum Texte und drei werthvolle umfangreichere Abhandlungen. Hier tritt das Verdienst des Werkes in seiner ganzen Helle auf, und wenn wir im Vorhergehenden einige Ausstellungen uns nicht versagen mochten, so konnte dies um so unbedenklicher geschehen, als wir wufsten, dafs für Anerkennung und Würdigung die reichste Veranlassung in der Fülle des mannigfach Belehrenden, das im zweiten Bande geboten wird, vorliege.

Die Einleitung vom Herausgeber, die den Band eröffnet, erzählt die äufsere Geschichte des Verfs. und seines Reiseberichts, so weit dies nach der Beschaffenheit des Buches und der darin niedergelegten Daten möglich ist. Wir geben hier die Notiz von Zunz, dem der Herausgeber folgt, (II. S. 251) wieder. — R. Benjamin b. Jona von Tudela reiste um das J. 1660 und in den folgenden Jahren von Saragossa durch Catalonien, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland, den Archipel, Rhodus, Cyprus und Cilicien nach Palästina, besuchte die dem Chalifate damals unterstehenden Länder und Persien. Er nahm seinen Rückweg durch den arabisch-indischen Ocean, die Küstenstädte von Yemen, Aegypten und Sicilien, nach Castilien, wo er 1173 gestorben sein soll. Mag er zunächst als *Kaufmann* für mercantile Zwecke gereist sein, so war ihm sicherlich auch die Kenntnifs der Lage und Verhältnisse seiner Glaubensbrüder in den verschiedenen Ländern von besonderer Wichtigkeit. Er erwähnt die Vorsteher und Gelehrten in den einzelnen jüdischen Gemeinden, und macht deren 248 namhaft, auf der Tour von Barcelona bis Bagdad. Im weiteren Verlaufe des Berichtes, der entferntere Länder berührt, hören die namentlichen Anführungen fast gänzlich auf. — Zunz macht nun den ganz richtigen Schlufs, dafs Benjamin alle die Orte, aus denen er Personen namhaft macht, *selbst* gesehen. Weiter geht der eben so besonnene als scharfsinnige Kritiker nicht. — Hr. A. hat dagegen wohl die Linie des Erlaubten überschritten, wenn er in s. Einl. (II. S. XII) auch noch die Behauptung hinzufügt, Benj. sei nur bis Bagdad gekommen (vol. I. S. 105), da mit Gihiagin die Anführungen von Personen abbrechen. Gewifs hat Hr. A. die in der — von spätrer Hand hinzugefügten Vorrede — gebrauchte Wendung, R. Benj. habe erzählt, was er *gesehen* und was er *gehört* — zu eng und zu bestimmt als eine planmäfsige Dichotomie des Werkes gefafst, und auf sie ein zu grofses Gewicht gelegt, da der Ausdruck nichts anders aussagt, als dafs Benjamin Alles berichte, was ihn der Augenschein gelehrt und was er von den von ihm besuchten Orten durch Erzählungen erfahren. Das Sehen des gewissenhaftesten *αὐτόπτης* schliefst doch wohl das Hören und Aufmerken auf mündlich Mitgetheiltes nicht aus! Eher kann für Hrn. A.'s Annahme das vorherrschend Sagen- und Märchenhafte in der späteren Partie des Reiseberichts geltend gemacht werden. Doch ist jede Entscheidung hier unmöglich, da das Verhältnifs des uns Vorliegenden zu der ursprünglichen Fassung, — gewifs das einer epitomiren-

Digitized by Google

den Skizze zu einem ausgeführteren Buche, — unbestimmbar bleibt. Es konnte dem Epitomator, der gewifs zunächst nur für sein Privatbedürfnifs arbeitete, die Anführung von Namen, an die für ihn sich Nichts weiter knüpfte, aus fernen Gegenden gleichgiltig sein, während sie ihm in bekannteren Gegenden der Aufbewahrung werth erschienen. Das naheliegende Beispiel des Schicksals, das dem Reiseberichte Petachia's (S. Zunz vol. II. S. 253) geworden, ist ein Beleg dieser Annahme. — Die hervorragendsten Puncte für den Reisenden waren Jerusalem und Bagdad, jenes der gemeinsame Wallfahrtsort der orientalischen und occidentalischen Welt im Mittelalter, — dies der Sitz der letzten jüdischen Exil-Fürsten. — Für die Bestimmung der *Zeit*, in welche die Reise fällt, giebt Hrn. Lebrechts Abhandlung Näheres. Als äufserste Grenzen stellt der Herausgeber 1159 oder 60—1170.

Das über den Styl des Reisebuchs Gesagte (Einl. S. XII) ist in so weit richtig, als die Absicht einer wissenschaftlichen Arbeit, so wie der Anspruch auf eine künstlerische Darstellung gewifs dem Verf. fern lag. Indefs ist selbst in dem nachlässigen, wenn das Wort erlaubt ist, Wäsche-Zettel-artigen Style des Buches nicht zu verkennen, dafs dem Verf. jüdisches Wissen nicht fremd gewesen; bildet er doch manchmal für seine, oft überraschend glücklichen Beobachtungen nicht ungeschickt eine neue, nur ihm eigenthümliche Phrase. So in der Schilderung der Byzantiner seiner Zeit (unter Emanuel Comnenus). Der hebräische Ausdruck für das: they have no martial spirit (S. 54 d. Uebs.) ist gewifs bezeichnend und schlagend. — Von S. XIII—XVI d. Einl. behandelt Hr. A. die literaturgeschichtliche Bedeutung seines Autors, die Geltung, die er gehabt, und welche ihm gebühre. Benjamin galt frühzeitig bei Juden und Christen für einen verlässlichen Gewährsmann, wie das die vielen Ausgaben und Bearbeitungen seiner Reise bezeugen. Das 17te und 18te Jahrhundert konnte sich zu der Unbefangenheit der früheren nicht mehr erheben, und dem Reiseberichte des Rabbi Benjamin ward vor Allem der *Rabbi* übel vermerkt. Das Glaubensbekenntnifs des Erzählers schien ein Bekenntnifs des Unglaubens an seine Erzählungen von Seiten seiner christlichen Bearbeiter unabweislich zu bedingen. Er galt für einen gewissenlosen Lügner, der die Zahl seiner Glaubensgenossen vergröfsre, ihre Lage in fernen Ländern mit falschem Schimmer bekleide. (Und doch ist z. B. die Schilderung der Lage der Juden in Byzanz nichts weniger als verschönert. Die Färber *gossen* nämlich das schmutzige Wasser in die Strafsen des Judenviertels, und mieden die Juden des unangenehmen Geruches wegen! — ein Zug, in dem ein geschichtsphilosophisches Moment nicht verkannt werden mufs. Die Variationen auf dies Thema gehen bis in die laufende Gegenwart!) Baratier suchte zu beweisen, dafs das ganze Buch die Compilation eines unwissenden Juden sei, der vielleicht Tudela nie verlassen, und ein moderner *jüdischer* Geschichtschreiber ist dieser Tradition wider Gewohnheit beigepflichtet. —

Hrn. A.'s Hauptaugenmerk war eine Apologie des mit Unrecht verdächtigten Autors, und er hat sie glänzend vollbracht. Seine eigenen Anmerkungen, so wie die trefflichen Beiträge von Rapoport, Zunz und Lebrecht haben siegreich alle Angriffe zurückgeschlagen, die auf die Wahrhaftigkeit Benjamins gemacht worden, und die Genauigkeit seiner historischen und geographischen Angaben, die Gewissenhaftigkeit, mit der er beobachtet und das Beobachtete verzeichnet, aufser Frage gestellt. Das eigenthümliche Verdienst Benjamins fafst der Herausgeber in folgenden Puncten zusammen:

Benjamins Bericht ist die genauste Uebersicht über die Zahl und die Lage der Juden im 12ten Jahrhundert.

Er liefert höchst wichtige Beiträge zur Geschichte des europäischen, asiatischen und afrikanischen Handels zur Zeit der Kreuzzüge.

Er ist der erste Europäer, der der Secte der Assassinen — gewissermafsen der Jesuiten des Morgenlandes! — in Syrien und Persien gedenkt, so wie des Handels mit Indien, dessen Emporium die Insel Kisch war (s. d. näheren Anführungen Bd. II. S. 175 ff.), — China ausdrücklich erwähnt und der Gefahren der Schifffahrt auf dem Ocean zwischen diesem Lande und Ceylon.

Er ist reich an interessanten, genauen Notizen über die damals bekannten drei Erdtheile, und verhältnifsmäfsig freier von abenteuerlichen Sagen, als irgend ein gleichzeitiger Berichterstatter. —

So weit der Inhalt der Einleitung. Ihr folgen die Anmerkungen, zu denen aufser dem Herausgeber die ausgezeichneten jüdischen Gelehrten Rapoport, Zunz, be-

sonders der Letztere, beigetragen, Einiges ist von dem trefflichen Orientalisten Munk in Paris. Die klangvollen Namen der Herren Karl Ritter und Baron d'Obsson zieren schon diesen Band; doch ist Gröfsres und Umfassenderes erst für die folgenden Bände verheifsen.

Bei dem sich drängenden Stoffe der mannigfaltigsten Art, wie er in den Anmerkungen uns vorliegt, müssen wir uns mit einer ungefähren allgemeinen Angabe der Gebiete begnügen, auf denen sie sich bewegen, und mit der Bezeichnung des Antheils, den die von dem verdienstvollen Herausgeber für sein Unternehmen gewonnenen Hilfskräfte beigesteuert. Der Herausgeber hat Alles, was Geographie und Historie berührt, zum Gegenstande seiner Thätigkeit ersehen, und es ist in dem von ihm Dargebotenen die sorgfältigste Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel nicht blos in der vollständigen und reichhaltigen Zusammenstellung der verschiedenen Angaben ersichtlich, sondern ganz besonders in den zur Lichtung dunkler Partieen angestellten Untersuchungen, die die Erhärtung der Authenticität der Angaben zum Ziele nehmen und es meist glücklich erreichen, zeigt sich eine solche Sicherheit in der Handhabung des weitschichtigen, von den verschiedensten Seiten herbeigeschafften Materials, eine solche Gewandtheit in der Ineinanderfügung, dafs das Operose und Ermüdende, das sonst Arbeiten dieser Art anzuhangen pflegt, mit glücklichem Takte entfernt erscheint. Der Ertrag mühsamen Suchens stellt sich übersichtlich und faslich zu bequemster Anschaulichkeit dar. Die arabischen Historiker — zunächst die durch Uebersetzungen zugänglich gemachten, — so wie die Chronikenschreiber des Mittelalters, die Reisenden alter und neuester Zeit, einschlägige Monographieen, die durch Journale zerstreuten Abhandlungen und Bemerkungen hat der Herausgeber, dem durch eine seltne Gunst der Verhältnisse der Zutritt zu reichen Bibliotheken, sowie zu den Wissensschätzen der ausgezeichnetsten Gelehrten geöffnet war, in einer wahrhaft mustergiltigen Weise benutzt und verarbeitet, und darf sein Werk gewifs den besten Sammelwerken beigezählt werden. Die Anmerkungen können grofsentheils als kleine Exkurse gelten, die Alles über die vom Autor berührten geographischen, historischen, antiquarischen Puncte Zugängliche ordnen und zusammenstellen, und die mit ihren eignen Worten wiedergegebnen Stellen der citirten Schriften geben dem Ganzen nicht das Ansehen eines Aggregats, sondern lebendiger anregender Mannigfaltigkeit. Für Geographie des Mittelalters, sowie für die biblische finden sich interessante Sammlungen, und wo es nicht neue Ergebnisse sind, die geboten werden, ist die Zusammenordnung des Vorhandenen dankenswerth. Die Zurückführung der mit hebräischer Schrift ausgedrückten Orts- und Ländernamen war vorzugsweise Aufgabe. Dem Herausgeber ist dies Geschäft im Ganzen gelungen, was nach den Vorarbeiten und mit der Beihilfe von Zunz und Rapoport freilich erst recht möglich geworden. — Einige anspruchlose Notizen wird der Herausgeber, der für seinen Autor keinerlei Mittheilung zurückweist, als Vorschläge uns gestatten. S. 6 des Textes wird סַבְתָּא durch Ceuta wiedergegeben. Nach Rapoports mündlicher Mittheilung ist es Sabbata, der alte Name für Savona. Dafs diese Erklärung richtig sei, wird der Herausgeber einräumen, wenn ich ihm die wirkliche Schreibung des Namens Ceuta bei Juchasin (S. 134 a. ed. Crac.) nachweise. Dort wird die Eroberung dieser Festung durch Juan den Unechten (1415) erwähnt, und der Name סיבטא (Ceyta) geschrieben. Manche unverwerfliche Notiz hätte die öftere Benutzung dieses Buches Hrn. Asher dargeboten; das Erdbeben, dessen Benjamin gedenkt, erwähnt Juchasin (S. 149 a. ed. Crac.) mit all den Umständen, die (vol. II. S. 122) aus Desguignes und d'Herbelot beigebracht werden. — In dem Verzeichnisse der nach Alexandria handelnden Nationen (S. II. S. 219 ff.) kommen einige Corruptionen vor, für die wir hier einige Verbesserungen vorschlagen. Für בלינסיא lesen wir בניסיא, wie vielleicht der *spanische* Jude den Namen schrieb; denn dafs Venedig fehlen und Valencia genannt sein sollte, scheint befremdlich. Zu No. 7. nehmen wir des Herausg. Vorschlag an, und lesen No. 8: קרוטיה i. e. Croatia, was geographisch gut stimmt. (Ueber Croatia vgl. Gibbon Bd. X, S. 181 Leipz. Ausgabe). —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher.

(Schluſs.)

No. 9. scheint אספניא unrichtig, da unser Autor an drei Stellen den biblischen Namen ספרד braucht, die Schreibung mit נ ungewöhnlich (gewöhnl. אספמיא), und dieses Land dann unter 3 Rubriken (No. 1. 9. 27.) in dem Verzeichnisse vertreten wäre. Vielleicht ist אסלפניא i. e. Slavonia zu lesen, was gut zum folgenden Russia stimmt, das gewiſs nicht mit Hrn. A. für Roussillon zu erklären ist, wie auch Zunz dort mit Recht behauptet. — No. 14. ist Hr. A. durchaus willkürlich, und hat dennoch dem Rechten nach unsrer Meinung sich genähert. גלאץ ist nicht „England," scheint aber Wales zu sein. Wir lesen גאלץ oder ואלץ. Die Pluralendung —es der roman. Sprachen wird von jüdischen Schriftstellern gewöhnlich durch ץ ausgedrückt. (Vgl. Benjamin selbst I S. 50 des Textes; בַּאלִיץ i. e. Bales (S. vol. II, S. 125). Das w als Digamma mit ג auszudrücken, ist ebenfalls üblich. (Vgl. Garmisa i. e. Worms, auch ורמיזא. Auch für die bloſse Aspiration tritt g ein, so hyoscyamus bei Maimon. Mischna-Commentar zu Bechorot mit ג. Vgl. auch noch *war* und guerre, Wardein aus guardiano, wahrscheinlich das גרדיני beim Sohar.) No. 16. ist wahrscheinlich לוטיר zu lesen, d. i. Lothringen. (Oefter im Sefer hajaschar v. R. Tam.) — Sehr erwünscht ist die Angabe der verschiedenen Formen, unter denen die Ortsnamen bei orientalischen und occidentalischen Schriftstellern vorkommen. — Vol. II Anm. 236 (S. 125) wird zu Kala Djaber aus Wilhelm von Tyrus eine Variante beigebracht, die, was Hr. A. übersehen zu haben scheint, nur die syrische Form mit Einschiebung des m vor der labialis giebt. (Vgl. *Ἀμβαχούμ* bei den LXX, סינבראי neben סיבראי im Talm. jerusch.)

Nicht zu billigen ist es, daſs der Herausg. zuweilen geographische Namen eigenmächtig vokalisirt, die nach den vorhandnen Hilfsmitteln entweder anders zu punctiren waren, oder für deren neue Vokalisirung die Gründe angegeben werden muſsten. So S. 45 (Text) עשׂת, wo die durch die Tosefta verbürgte Form עושית lautet. (S. vol. II, S. 423 Anm.) Ein solches Verfahren bringt Verwirrung, und erschwert das ohnehin so miſsliche Geschäft der Rectificirung der Namen.

Dem Hrn. Rabbiner S. L. Rapoport, diesem geistvollen und gelehrten Kritiker, verdankt dieser Band einige sehr schätzbare Beiträge. Er hat direkt und indirekt zur Erläuterung des Autors beigesteuert, — erstres durch einige dem Herausg. gemachte Mittheilungen, letztres durch seine bereits veröffentlichten Abhandlungen. Auch ihm ist die Vindication Benjamins wesentliches Augenmerk, und er nimmt ihn (II S. 24) durch die allgemeine Bemerkung in Schutz, daſs seine Uebertreibungen ihm mit anderen Reisenden oder mit den Quellen, aus denen er hie und da seinen Bericht ergänzte, gemeinsam sind. Selbst die wenigen Bemerkungen, die dieser Band von der Hand dieses trefflichen Gelehrten bringt, bewähren ihn wiederum in der glücklichen Eigenthümlichkeit seines Geistes, das Verderbte und Sinnlose nicht bloſs durch treffende Verbesserungen herzustellen, sondern auch das Gewonnene durch überraschende Combination zu weiteren Resultaten zu verwenden. Einige früher unverständliche Partieen des Benj. werden geistvoll verbessert und aus der Fülle eines stets präsenten Wissens nutzbar gemacht. Es ist mir erwünscht, eine mir schriftlich von des verehrten Mannes Hand zugegangne Bemerkung hier anzuschlieſsen: „Das alte Jabne oder Jebne, Sitz der Patriarchen vom Stamme Hillel und durch mehrere Jahrhunderte der hohen Schule für das mündliche Gesetz, glaubte man, an der

Digitized by Google

Küste des mittelländischen Meeres zwischen Jaffa und Aschdod zu finden. Dies ist jedoch ein andrer, gleichnamiger Ort. Jenes war ganz gewifs in Galilea in der Gegend von Sipporis, — die weitere Ausführung gehört nicht hieher." — Eine andere Notiz von demselben Gelehrten über das Grab von Rabbena Hakkadosch müfsten wir zu sehr abkürzen, um ihr *hier* eine Stelle zu geben. Sie bleibe daher für eine andere Gelegenheit aufgehoben. — Eine Abhandlung über die freien Juden in Arabien, (Ueberarbeitung eines früher erschienenen Aufsatzes in hebr. Sprache) gleichzeitig die Erläuterung von S. 70 und 71 (Text) des Benjamin, soll erst ein folgender Band ausgeben. Möge diese Verheifsung nicht lange mehr auf ihre Erfüllung warten lassen, und dem verdienstvollen Werke zu noch höherem Interesse verhelfen! Auch von Munk, der einige schätzbare Noten in diesem Bande mitgetheilt, sollen die folgenden Bände Bedeutenderes liefern. Wir erwarten mit besonderer Theilnahme die näheren Eröffnungen über den Betrüger David El Roi, der, bevor er noch in das Tageslicht der Geschichte eingetreten, das Zwielicht des Romans einstweilen schon sich zugeeignet. —

Eine Abhandlung des Hrn. Lebrecht über den Stand des Khalifats zu Bagdad während der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erläutert eine der interessantesten und merkwürdigsten Episoden des Benjamin, mit Klarheit, umfassender Sachkenntnifs, wohlthuendem Gerechtigkeitsgefühle, wo es gilt, unverdiente Verdächtigungen abzuweisen, und bildet eine sehr schätzbare Monographie, da sie übersichtlich und bequem das Material ordnet. Die Geschichte der verschiednen Namen für das Oberhaupt der Gläubigen, die nähere Bestimmung ihrer Stellung und Würde wird zunächst — vielleicht zu umständlich für den vorliegenden Zweck, gewifs aber etwas zu breit und schwerfällig in der Form, was wir der Abhandlung im Ganzen vorwerfen müssen, — entwickelt. Es folgt eine Widerlegung Baratiers und Nachweis einer schweren Gelehrten- oder Ungelehrten-Sünde. Das zweite Capitel führt uns den allmähligen Wachsthum und Verfall des Khalifats vor. Der Verf. karacterisirt diesen Verlauf durch folgende Trichotomie: 1) Eine Epoche der Macht ohne Glanz, 2) eine des Glanzes ohne Macht, 3) eine Epoche, der Beides fehlt, und führt nach ihr die Geschichte durch bis auf die Zeit Benjamins, der die „letzten Strahlen verbleichenden Lichtes" sah. Nach dieser gründlichen Vorbereitung wird der Text des Benjamin erläutert, und seine Angaben als wohlbegründet nachgewiesen. — Es folgt die Untersuchung, welcher Khalif wohl Zeitgenosse des Reisenden gewesen, und nach einer äufserst genauen Erörterung, auf die wir hier um so leichter verweisen können, als die Lesung des lichtvollen Aufsatzes mit seiner bequemen Anordnung nur Vergnügen gewähren kann, — die Erklärung einer und die Verbesserung einer zweiten Stelle des Benjamin. — Auffallend war es uns, bei der Erklärung, die S. 372 und 73 gegeben wird, keine Notiz von Juchasin genommen zu sehen, der die Thatsache von den „officiellen Farben" ganz richtig angiebt. — Eine dankenswerthe Beigabe ist das Verzeichnifs der Khalifen vom Beginne des Khalifats bis 1170. (S. 350—53).

Nicht ohne Absicht haben wir des bedeutenden Antheils, den Zunz an diesem zweiten Bande hat, noch bisher nicht gedacht. Es gehört sich, dafs das Beste für das Ende aufgehoben bleibe. Er hat alles Biographische, Literargeschichtliche, auch mehrere antiquarische Puncte für die Anmerkungen geliefert, aufserdem zwei Abhandlungen, die eine: über die geographische Literatur bei den Juden, (S. 230—317) die andere: über die Geographie von Palästina nach jüdischen Quellen." —

Man mufs die Beschaffenheit, in der das Material für die Literargeschichte der Juden vorliegt, aus eigner Anschauung kennen, um Zunzens Thätigkeit und seine Leistungen auf diesem Gebiete zu würdigen. Wenn die Aufgabe des Literarhistorikers darin besteht, die vorhandne Masse literarischer Erzeugnisse, die ihrem Inhalte nach bekannt und zugänglich, — zu dem Gesammtbilde geistiger Thätigkeit, wie es innerhalb der einzelnen Gebiete sich entwickelte — zu vereinigen, oder in umfassenderem Sinne die Literatur als den Reflex intellectuellen Schaffens, der inneren Anlagen und der im Volksgeiste wirkenden Mächte darzustellen, das Gesammtbewufstsein, die Totalität der Kräfte und Mittel und Interessen einer Volksindividualität wieder zu erzeugen, — so hat der jüdische Historiker eine ganz andere Aufgabe zu lösen. Es gilt, den vorhandenen Stoff, der für ganz andre Bedürfnisse ursprünglich bestimmt war, für eine solche Betrachtung erst zurecht zu machen. Hier giebt

Digitized by Google

es nicht fertige Werkstücke, die nur des Baukünstlers harren und bedürfen, der sie nach einem von ihm zu entwerfenden Plane zu einem Ganzen füge; es gilt, aus einer unübersehbaren atomenartigen Masse von Einzelnheiten, das Material zu schaffen, und das mit unsäglicher Mühe des Suchens und Sichtens und Verbindens Gewonnene, wenn nicht in der Arbeit des Suchens der höhere Sinn für wissenschaftliche Construction verloren gegangen, zu einer Einheit zu gestalten. Der Architekt, der das Pantheon aufführen will, darf sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, die ersten Baumaterialien sich zu machen; der Baukünstler mufs die Tagelöhner-, Handerker-, Maurergesellenarbeit erst selbst vollbracht haben, ehe er dem edeln Berufe des *δημιουργός* sich weihet. Zunz hat diese Arbeit nicht nur nicht gescheut, sondern gezeigt, wie es angefangen werden mufs. Die Möglichkeit einer jüdischen Literargesichte ist erst durch seine Verwirklichungen sichtbar worden. Die Anmerkungen Zunzens sind zum Theil solche zu einem Ganzen geordnete verstreute Daten, und bilden als solche in ihrer reichhaltigen Kürze das Gerüste zu einer weiteren Ausführung, zum Theil sind es solche zerbröckelte Massen, aus denen er selbst oder die zukünftige Forschung ein Ganzes machen wird. Wir möchten es Keinem rathen, auch die unscheinbarste Notiz, die hier gegeben wird, mag sie trocken, unnütz erscheinen, zu verschmähen; die Gelegenheit wird schon kommen, dafs der kundige sparsam zu Rathe haltende Meister zeigen wird, wozu auch das Gerölle zu brauchen sei. Eine Statistik der Namen, die Geographie gewisser Titulaturen, eine Zusammenstellung aller derer, die denselben Namen geführt — wozu das? — Wir dürfen nur auf die erste der beiden Abhandlungen verweisen, wo zu lernen ist, wie aus solchen Einzelnheiten die Barren wissenschaftlichen Metalls gewonnen werden, wie ohne sie die umfassendsten Thatsachen unerkannt bleiben. Es war vor dieser Abhandlung kaum den Kennern jüdischer Literatur eingefallen, sich auch nur die Frage aufzuwerfen, ob die Juden auch für Geographie sich interessirt, und noch viel weniger hat Einer von ihnen ein so zufriedenstellendes *Ja* sich träumen lassen. —

In das Einzelne der Anmerkungen oder der Abhandlungen einzugehen, ist unmöglich. Sie begleiten mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit die erwähnten Personen, geben zu den bekannten die durch sorgfältigste Prüfung ermittelten Daten, und gehen bei den unbekannten darauf aus, zuzusehen, ob sie sich nicht der Geschichte gewinnen lassen, und wo kein objectiver Ertrag zu ziehen, da werden lehrende Winke und Andeutungen gegeben, die der Zukunft schon zu Gute kommen werden. Für die vollständige Erläuterung des Benjamin ist durch diese Controlle eben so viel geleistet, als durch Feststellung des Geographischen, und seine Wahrhaftigkeit von dieser Seite aus sichergestellt. Der Literargeschichte ist in diesen Anmerkungen eine Fundgrube eröffnet, und die vorhandnen Hilfsmittel erhalten nach allen Seiten hin stillschweigende Verbesserung und Bereicherung. Es wäre thöricht, bei einer mit solcher Virtuosität geübten, zur Kunst ausgebildeten Art der Forschung, wie sie der Kundige an Zunz kennt, von der immensen Masse des Gelesenen, den verschiedenen Gebieten, die berührt werden, oder von der umfangreichen Gelehrsamkeit zu sprechen. Wo mit solcher peinlichen Ehrlichkeit nur auf das Resultat, nirgends auf die étalage des Stoffes als solchen, gegangen wird, da wäre ein solches Lob für den Empfangenden mindestens gleichgiltig, für den Spendenden mehr als bedenklich, da er sich als nicht einmal in dem Bereiche des zu Beurtheilenden stehend damit erwiese. — Unter 160 Rubriken wird das in jüdischen Schriftwerken zerstreute Material für Geographie, wo es als nebensächliche Andeutung erscheint oder zu absichtlicher Behandlung gewählt ist, verzeichnet, und wenn manche dieser Rubriken in Anspruch genommen werden dürfte, so ist die Thatsache doch unleugbar sichergestellt, dafs der allmählig erwachte Sinn für Geographie und Ethnographie nicht ungepflegt und ohne Kraftäufserung geblieben. Die Betrachtung über den Gang dieses Studiums, die sich am Schlusse der Abhandlung findet, hebt in scharfer Klarheit die prägnantesten Gesichtspuncte hervor, und giebt zu der nicht oft genug zu erneuernden Erkenntnifs, wie die Entwickelung des innern geistigen Triebes mit der äufsern Stellung der Juden verknüpft und durch sie bedingt ist, die herrlichsten Andeutungen. Ohne Eingenommenheit und Vorliebe wird das den Juden Gebührende, auf dem Grunde thatsächlicher Zeugnisse, ihnen zugesprochen. — Von speciell-geographischem Interesse ist die zweite Abhandlung, eine der wesentlichsten Lücken ausfüllend. —

Digitized by Google

Die Geographie Palästina's ist so oft neuerdings behandelt worden, und mit unbegreiflicher Verblendung hat man den Recurs auf die jüdischen Quellen versäumt, diese wichtigste und verläfslichste Auskunft verschmäht. Zu welchen Irrthümern diese Vernachlässigung führt, hat Hr. Karl v. Raumer gezeigt, den in dem scharfen bündigen Vorworte der Zunzischen Abhandlung ein Strafgericht trifft, wie er sich dessen wohl nicht versehen, und wenn ihn seine fromme Gläubigkeit nicht eben so unempfindlich gegen wissenschaftliches Interesse gemacht, als gegen Menschlichkeit und Billigkeit, so wird er kaum mit gutem Gewissen fernerhin das gelobte Land als seine Domäne ansehen dürfen. Wir versagen es uns nicht ohne Ueberwindung, Stellen aus dem, in dem edelsten Zorne, mit der der Niedrigkeit gebührenden Indignation geschriebenen Eingange mitzutheilen; aber wir möchten auch, dafs derselbe ganz und von recht Vielen gelesen würde. Dafs auch in der Wissenschaft eine Nemesis walte, ist eine Erkenntnifs, die tröstlich und wohlthuend wirkt. Mag sie selten, zaudernd, nach langen Pausen erst ihr Walten offenbaren, — wenn nur auf solche Weise, wie hier! — Die Abhandlung Zunzens ist ein Auszug des Kbaftor vaferach (s. S. 260 N. 52 ff.) von Esthori (†) Haparchi, einem Zeitgenossen des Abulfeda, der das heilige Land besuchte. Alles, was in dem reichhaltigen Werke über Geographie und Archäologie, nach genauer Erforschung und Beobachtung niedergelegt ist, das hat Zunz hier zusammengedrängt in einen musterhaften Auszug, und dazu eine Fülle der genauesten und wichtigsten Bemerkungen gegeben. Wir wollen hoffen, dafs dieser Aufsatz, aufser dem, dafs er eine gründlichere Kenntnifs Palästina's vermitteln helfen, auch noch den Nutzen haben wird, wenn nicht der jüdischen Literatur Theilnahme zu gewinnen, doch einige Scheu und Vorsicht in denen zu erwecken, die mit Gegenständen verkehren, welche dies Gebiet anstreifen! —

Mögen diese Mittheilungen dazu dienen, dem verdienstvollen Unternehmer eines so umfassenden, die Wissenschaft so vielfach fördernden Werkes, und den Leistungen, die darin niedergelegt sind, die dankvolle Theilnahme und Anerkennung der Urtheilsfähigen gewinnen zu helfen. Möchte die sichtbare Vorliebe für England, die den Herausgeber erfüllt und in der äufsern Ausstattung des Werkes vielleicht zum Schaden desselben sich so laut verkündet, ihm dort durch reiche Verbreitung gelohnt werden! —

Michaelis.

XVI.

***Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse, avec cartes et plans topographiques, par Ferd. Aldenhoven. Athènes*, 1841. (*Leipzig, bei Georg Wigand.*)**

An Reisewerken über Griechenland, deren Verff. rein wissenschaftliche Zwecke vor Augen hatten, hat es namentlich in den letzten fünf Jahren keineswegs gefehlt. Gleichwohl entbehren wir noch immer richtiger topographischer Beschreibungen des Landes, die freilich nicht so leicht, am wenigsten von flüchtigen Touristen, zu erwarten sind, vielmehr nur durch sorgfältige Untersuchungen an Ort und Stelle, durch Vermessungen u. s. w. vorbereitet und erlangt werden können. Ebenso haben wir bisjetzt noch kein Buch über Griechenland gehabt, das, mit Benutzung der vorhandenen Quellen und unter Berücksichtigung der einzelnen hier in Betracht kommenden merkwürdigen Seiten des Landes und Volkes, dem Reisenden als ein Guide hätte empfohlen werden können. Diesem doppelten Mangel vermag das vorliegende Itinéraire mindestens in manchen Beziehungen und in Betreff Attika's und des Peloponneses abzuhelfen, wenngleich dessen Verf. auf die Geschichte des Alterthums und Mittelalters hin und wieder, auf Kosten der *gegenwärtigen* Zustände des Volkes und Landes, zu viele Rücksicht genommen hat. Im Uebrigen hat derselbe an Lokalerörterungen es nicht fehlen lassen, und er hat namentlich insofern möglichster Genauigkeit sich befleifsigt. Den Reisenden hat er sich und sein Buch besonderts durch die Angaben der Ortsentfernungen nach Minuten empfohlen, wie sich dies auch schon in Gell's Handbuch findet. Denn wohlgemeint und begründet mag der Rath sein, den der Verfasser der interessanten Bilder unter der Aufschrift: „Morgenland und Abendland" (1841), im ersten Bande, S. 288 dem Reisenden in Griechenland giebt, mit dergleichen langweiligen, wegmessenden Büchern sich zu versehen, um sich dadurch vor den Täuschungen Seitens der Eingebornen, vorzüglich der Führer, ebenso wie vor den falschen Angaben der Karten sicherzustellen. Viele Specialkarten und Pläne, nebst einer Carte routière de la Morée et de l'Attique, erhöhen den Werth des Buchs, wenn nur sonst namentlich die letztere genauer ist, als Manche von Aldenhovens Karte von Griechenland haben behaupten wollen.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XVII.

***Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur von R. E. Prutz. Leipzig*, 1841. 406 S. 8.**

Dies Buch schliefst sich gewissermafsen an die Literaturgeschichte von *Gervinus*, dem es auch gewidmet ist, an. In der Behandlung zeigt sich jedoch der Verfasser von Gervinus unabhängig. Er schwört nicht auf seine Worte, er hält sich streng im Literaturgeschichtlichen und vermeidet die allgemeinen culturgeschichtlichen Abschweifungen, zu denen Gervinus als eigentlicher Historiker so grofse Neigung hat. Er scheint auch philosophisch strenger geschult zu sein, wodurch ihm der Vortheil erwächst, das, was er sagen will, nicht erst durch Beziehung auf andere Existenzen beschreiben zu müssen. In der Kritik von Gervinus Literaturgeschichte (Bd. I. in den Berliner Jahrbüchern 1836 Februarheft) suchte ich zu zeigen, welch' grofses Interesse Gervinus durch seine parallelisirende Kritik erregt. Bei einem so unendlich belesenen, urtheilsvollen Literaten ist diese Manier, welche das Urtheil nicht als baare Münze, sondern als Anweisung auf eine Menge von Cassen gibt, sehr lehrreich; allein sie bleibt doch immer nur ein Mittel, zum wahren Begriff der Sache zu kommen. Sie spielt beständig Variationen eines Thema's und läfst uns dies selbst aus jenen errathen. Wenn ich sage, dafs ein Dichter *nicht sei*, wie ein anderer, so bleibt es eben übrig, aus der *negativen* Charakteristik die positive abzuziehen. Sage ich aber, er sei *eben so*, wie ein anderer, z. B. Bürger wie Günther, so bleibt übrig, diese *positive* Charakteristik negativ zu bedingen, indem die *Aehnlichkeit* doch keine absolute *Gleichheit* ist. Hierdurch kann denn eine grofse Breite entstehen, welche, wenn sie nicht solchen Inhalt in sich birgt, als wir bei Gervinus treffen, nicht blos langweilig, sondern auch verwirrend werden kann. In den Händen des Ungeschickten entsteht namentlich sehr leicht eine nergelnde Quälerei des Vergleichens, welche über dem Hin- und Hergehen von einem Künstler zum andern die Individualität desselben ganz unergriffen läfst. *Vergleichen kann man eben Alles* und die Freude wie der Verdrufs, bald Einheit im Unterschiede, bald Unterschied in der Einheit zu finden, *nimmt daher kein Ende*, aufser durch die *Willkür*.

Bei Gervinus wissen wir uns in Betreff des Thatsächlichen auf sicherem Grund und Boden. Was er nicht gelesen hat, darüber sagt er nichts. Er ist in dieser Hinsicht schlechthin zuverlässig. Er braucht nicht zu citiren. Thut er es aber einmal, so sieht man sogleich, dafs, *wer so citiren kann*, mitten in der Sache steht und ein Heer von Citaten in's Feld stellen könnte. Oft ist auch sein Text auf die merkwürdigste Weise aus den Originalen in ihren am meisten charakteristischen Pointen zusammengewebt. Unser Verf. zeigt uns ebenfalls eine der Schlosser'schen Schule würdige Belesenheit und Genauigkeit. Da er aber eine Monographie schrieb, in welcher es sich um die *Ausführlichkeit des Details* mit Absicht handelt, so hat er ganz Recht daran gethan, die *Darlegung der Beweise* in Anmerkungen, die oft zu Excursen schwellen, mitzutheilen. Er mufste dies um so mehr, als er sich nicht selten auf Brochüren, Recensionen zu beziehen hatte, die gegenwärtig den Meisten oft gar nicht zugänglich sein dürften. Doch kann ich nicht umhin, über die Kunst, die Anmerkungen in den Text einzuarbeiten, mich auszulassen. So wie ich ein Buch in die Hand nehme, worin mich die Asterisken und Zahlen aus der Oberwelt des Textes in die Unterwelt der Noten schicken, so erzeugt sich in meinem Lesenappetit eine Spaltung, welche in den mehrsten Fällen damit endigt, dafs ich zuerst die Anmerkungen lese. Der Autor läfst sich darin gewöhnlich ungenirter und deshalb

Digitized by Go

nicht selten treffender aus, als im Text, oder, wenn er beweisendes Material heranbringt, enthält dasselbe oft so sehr die Würze der Sache, dafs der Genufs des Textes hinterher saftlos ausfällt. Ich glaube daher, dafs die Anmerkungen oft vermieden werden könnten, denn das Citat einer simplen Seitenzahl in einem Buch kann man auch noch in den Text selbst aufnehmen; gröfsere Entwicklungen aber müfste man zu verarbeiten suchen. Unser Verf. hat hierin sich selbst oft geschadet. Seine Darstellung würde in sich abgerundeter, mannigfaltiger geworden sein, hätte er die interessanten Thatsachen, welche er in den Anmerkungen vorträgt, zu lebendigen Bausteinen des Textgebäudes gemacht; z. B. ist gar nicht abzusehen, warum S. 250 die zweite Schilderung der Klopstockfeier nicht sehr treffend dem Text selbst hätte einverleibt werden können. Es ist unstreitig *leichter*, so zu arbeiten, dafs man einen *ungefähren* Unterschied des *Wesentlicheren* und *Unwesentlicheren* bei sich festsetzt, und darnach aphoristisch, locker in die Sphäre der Anmerkungen wirft, was, in die *organische* Gestaltung des Textes aufzunehmen und als ein charakteristisches Moment dem Ganzen einzugliedern, mehr Nachdenken, mehr Synthese gekostet, aber auch eine plastischere Darstellung gegeben haben würde.

Prutz hat sehr zweckmäfsig seine Aufgabe in drei Bücher zerlegt, deren erstes die elementarische Zuständlichkeit der deutschen Literatur *vor* der Stiftung des Bundes, das zweite den *Bund* selbst, das dritte seine *Auflösung* schildert. Allein obschon die Anfänge einer Monographie immer unbestimmt sind, da eine Voraussetzung wieder andere Voraussetzungen macht, so scheint doch das ganze erste Buch bis S. 184 völlig überflüssig, wie Prutz nämlich es angefangen hat. Zwar werden wir dies erste Buch nicht nur mit Vergnügen, sondern auch, bei der vielseitigen Kenntnifs des Verfs., mit Nutzen lesen; allein *in Verhältnifs zur Aufgabe*, die gelöst werden soll, ist es ein Fehler. Was denkt man wohl, wenn von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrh. die Rede ist, von den Meistersängern, von Gottsched, von Bodmer u. s. f. in dieser Weise belehrt zu werden! Um so mehr ist dies ein Fehler, als der Verf. meistentheils auf Gervinus zurückgeht, also am bequemsten diesen zur Voraussetzung machen konnte. Nach meiner Meinung mufste sogleich näher auf *Göttingen* selbst, wie S. 83 u. 185 geschieht, losgegangen werden. Ich verkenne die Sorgfalt nicht, mit welcher Prutz die Sympathie des Bundes für Klopstock, die Antipathie gegen Wieland, mit welcher er das literargeschichtliche und antike Culturelement, die Freundschafteiei desselben hat vorbereiten wollen. Allein ich glaube, er hat eben diese den Bund bedingenden Präcedenzen dadurch zu sehr versteckt, dafs er sich in die Breite einer förmlichen Literaturgeschichte verirrte, statt die *Qualität* der Bildungsstoffe, die im Göttinger Bunde gährten, schärfer zu analysiren, woher es denn auch gekommen, dafs er zwischendurch in der Erzählung wiederholte Ansätze dazu macht, ohne doch die *Katastrophen* der Entwicklung recht *herauszustellen*.

So konnte z. B. von den Meistersängern, den Sprachgesellschaften, von Gottsched, Bodmer gehandelt werden, um die *Art des geselligen Zusammenhanges* zu fassen, wie sie aus der Form der *Zunft*, der *gelehrten Gesellschaft*, der *journalistischen Coalition* u. s. w. zur *freien Gesellschaft* ward, die zwar auch ihre Tendenzen hatte, denen sie im Rausch des Enthusiasmus sogar mit Eidschwüren sich gelobte, die aber sonst ohne feste Förmlichkeit und ohne alle solidarische Verbindlichkeit blieb. Bei einer Tasse Kaffe, wie die Göttinger thaten, Sonnabends Nachmittag, sich Gedichte und Kritiken vorlesen und darüber zu schwatzen, ist ganz etwas Anderes, als in einer Kirche, wie die Meistersinger thaten, mit vorgeschriebenem Ceremoniel seine Productionen zu debitiren u. s. w.

Eben so konnte von dem ethnographisch-statistischen Element die Rede sein, welches Prutz S. 116 ff. unter dem Titel: *Literarische Gruppen*, behandelt, indem er Leipzig, die Schweiz, Wien, Berlin, Halberstadt, Königsberg und den Rhein charakterisirt, aber es mufste dies mit bestimmterer Beziehung auf das *Wesen des Sächsischen Stammgeistes* geschehen, denn dies war es, was im Göttinger Dichterbund seine poetische Manifestation fand. *Vofs* überragte und überdauerte daher alle mit seiner kernigen Bäuerlichkeit; *Boie*, der die Seele der literarischen *Praxis* des Bundes ausmachte, starb sehr charakteristisch als Beamter unter den derben, sittenfesten Dithmarsenschen Marschbauern; *Klopstock*, der literarische Genius, Gott, ja Abgott des Bundes, war von Quedlinburg und Schulpforte ganz nach dem Norden gerückt u. s. w. *Goethe* in dem herrlichen Aufsatz über Vofs hat namentlich den

Digitized by Google

Naturssinn des Niederdeutschen, *Görres* aber, wiewohl mit verbissener, oft hämischer Ironie, in der Brochüre: *Todeskunden* über Voſs, den *sittlichen Habitus* des Niederdeutschen gut gezeichnet.

Endlich muſste auch das humanistische Element, das *Studium des Antiken*, allerdings hervorgehoben werden. Noch immer fehlt es uns an einer Geschichte des Antiken in der deutschen Literatur, obwohl sie so höchst nothwendig wäre. Ein jüngerer Philologe, den ich darauf aufmerksam machte, hat mehre Jahre lang sich der Bearbeitung dieses Stoffes gewidmet und nicht nur ein bedeutendes Material gesammelt, sondern auch bis auf Opitz hin schon gestaltet. Allein die an sich löbliche Tendenz, etwas recht Vollkommenes zu liefern, läſst ihn mit seinem Werk zurückhalten. Möchten doch diese Zeilen, falls sie ihm zu Gesicht kommen, ihn aufmuntern, seine Forschungen, so manche Lücke darin sein muſs, zu veröffentlichen, denn sonst wird ein Anderer ihm zuvorkommen und dieser Andere wird eben Prutz sein, der nicht nur in dem vorliegenden Buche, sondern auch in seinem ebenso gelehrten als geschmackvollen Aufsatz über die *Uebersetzungen des Sophokles* sich ganz als den Mann dazu angekündigt hat. Früherhin hatte auch *Echtermeyer* eine solche Richtung, namentlich in Betreff des Romans und der Novelle, scheint aber diese Studien ganz haben fallen zu lassen. Seit er den Verf. des Simplicissimus als Christoph von Grimmelshausen anagrammatisch entdeckte, hat er nichts wieder von besonderen Studien bekannt gemacht, wenn auch seine Kritik der Laube'schen Literaturgeschichte 1840 verrieth, daſs er das allgemeine Interesse sich lebendig erhält. — Es wäre nun zu zeigen gewesen, wie im Göttinger Dichterbunde das antike Element seiner dritten Culmination in Deutschland entgegen ging. Nämlich das erste Stadium desselben war bei uns die *Reproduction desselben in lateinischer*, auf dem Gipfel des naturalistischen Humanismus im sechszehnten Jahrh., selbst in *griechischer Sprache* von jenem Ekkehart an, der eine deutsche Heldensage, den Walther von Aquitanien, in lateinischen Hexametern behandelte, bis zu einem Baldo und Johannes Secundus hin. Das zweite Stadium war die Nachahmung der antiken *Form in allgemein deutschen und christlichen Stoffen*; diese machte das Wesen der Klopstock'schen Schule im engeren Sinn aus und *Bodmer* stellt die Carricatur derselben dar. Das dritte Stadium aber suchte *antiken Geist mit christlich-deutschem Sinn in freier Reproduction der antiken Form* zu erzeugen; hierin liegt *Hölty's* Stärke; hierin liegt die Nothwendigkeit, daſs *Bürger* seinen poetischen Anfang mit der gereimten *Uebersetzung* des Pervigilium Veneris machte und sich Jahrelang daran abmühete; hierin liegt die Beziehung der Göttinger, auſser auf Klopstock, auf *Ramler*, von dessen Studium *Voſs* eigentlich ausgegangen war, denn Ramler war in seinen *Stoffen concreter*, als Klopstock; hierin liegt die Nothwendigkeit, daſs die Göttinger, weil sie Homer u. s. f. hoch hielten, das *Pseudoantike in Wieland* nicht mochten; die Nothwendigkeit, daſs Voſs sich zum treuesten und universellsten Uebersetzer der Alten für jene Zeit machte und welche andere Consequenzen sich hieran knüpfen lassen. In Goethe's *Iphigenie* erschien die genialste Verklärung aller dieser Bemühungen. Sie hat der Natur der Sache nach nicht übertroffen werden können.

In dem zweiten Buche hätte Prutz die einzelnen Absätze der Entwicklung des Bundes *organischer* auseinanderhalten können: das noch unbefangene Zusammenleben der Jünglinge; die fanatische Feierlichkeit der Sentimentalität, in die sie hinein geriethen und welche in dem nächtlichen Tanz um den Eichbaum, in dem Klopstocksfest und dem Abschiedsfeste der Stollberge ihren Gipfel erreichte; endlich das Bestreben, mit Klopstock, dem sie sich immer mehr, auch persönlich, genähert hatten, einen Bund zu stiften, der die deutsche Literatur *beherrschen* und nach der Analogie von Klopstock's Gelehrtenrepublik eingerichtet werden sollte. Bis zu dieser Anmaafsung waren die Hainbündner von den harmlosen Beiträgen zum Voss'schen Musenalmanach fortgeschritten!

Auch in der Geschichte der Auflösung des Bundes hätte der Gang vielleicht noch strenger entwickelt werden können, ohne die Anmuth und Gefälligkeit der Form, welche Prutz auszeichnet, vermissen zu lassen. Ich bin weit entfernt, hier eine phänomenologische Dialektik zu fordern; diese wäre hier wohl sehr am unrechten Orte und dürfte nur ein Moment der ganzen Entwicklung ausmachen. Allein ich glaube, daſs der Verf., statt blos auf die Individualitäten sich zu werfen, und uns den ferneren Verlauf der Schicksale Boie's, Miller's, Hahn's, Cramer's, Bürger's, der Stollberge u. s. f. zu erzählen, *zugleich die Widersprüche* stärker hätte hervorheben müssen, die im Bunde lagen, nun zur Reife

kamen und in dem späteren Gegensatz Vossens gegen die Stollberge ihren letzten, bittersten, aber nothwendigen Ausgang fanden. *Miller* überraschte seine Freunde selbst mit seinen dickleibigen Romanen, deren sie sich gar nicht von ihm versehen hatten, bis er in seinem Karl von Burgheim der selbstbewufsten Empfindelei, der wollüstigen Coquetterie der Ueberschwänglichkeit, die letzten Thränen auspreßte, um von da ab ganz still zu schweigen; *Hölty* erscheint auch darin als der aufrichtigste, unbefangenste Bündner, dafs er den Bund nicht lange überlebte; bei *Hahn* könnte man auch so urtheilen, wäre seine Productivität in Anschlag zu bringen; *Bürger* ward durch seine sittliche Schwäche, seine häusliche Misere vernichtet; für die Weiterlebenden ward die *Revolution* der grofse Prüfstein, wie sie es mit dem Preise der Freiheit gemeint hatten.

Möge der Verf. auf dem so glücklich betretenen Wege fortfahren; möchte ihm vergönnt sein, die mancherlei Entwürfe, die ihn angeregt haben, z. B. auch den einer Geschichte der deutschen Journalistik (die ein Ungenannter, vielleicht Benermann, vor mehren Jahren auch schon einmal anfing, allein mit dem dritten Heft in der Schilderung der Göttinger gelehrten Anzeigen wieder abbrach) unter günstigen Verhältnissen allmählig zu verwirklichen!

Karl Rosenkranz.

XVIII.

Die angebornen Herzkrankheiten des Menschen und der Blutumlauf des menschlichen Fötus und der Amphibien; nach einer von der Königl. Universität zu Breslau den 3. August 1840 gekrönten Preisschrift und fortgesetzten Untersuchungen bearbeitet von Herrmann Friedberg, Dr. med. et chir., pract. Arzt u. s. w. Berlin, 1842. Verlag von Rücker und Püchler.

Unter den Organen des Menschen, welche entweder in der Periode ihrer Evolution beim Fötus oder in pathologischen Verkümmerungen eine rückschreitende Bildung zu dem Typus anderer Thierformen oder eine Anamorphose ihrer Organisation häufiger als Andere zeigen, gehört unstreitig das Herz. — Dieser Rückschritt ist so bedeutend, dafs er mit Ueberspringung des Typus der Klasse der Vögel, sogleich bis zur Klasse der Amphibien herab sich erstreckt. Denn eine Nachbildung des Typus des Vogelherzens in der Entwickelungsepoche oder in krankhaften Zuständen bei dem Menschen ist bis jetzt noch nicht wahrgenommen worden. Kaum dürfte man das Festheften der Lungen bei der exsudativen Phthisis durch Ergufs von Plasma um dieselbe für eine solche Rückbildungserscheinung ansprechen. Die Thatsache nun, dafs der Mensch unter abnormen Bildungsconjecturen den Typus des Herzens des Crocodils, der Schlange u. s. f. in sein Inneres aufgenommen, verdient, so oft sie schon besprochen und von vielen Seiten erläutert worden ist, wegen ihrer Wichtigkeit doch immer auf's Neue einer Discussion unterworfen zu werden, und es kann dem Physiologen, welcher dafür hält, dafs jedes interessante Factum unserer Wissenschaft immer wieder neue Seiten und Ansichten dem Forscher darbiete, nur willkommen sein, diesen Gegenstand auf's Neue der Untersuchung unterzogen zu sehen. Der Verf. gegenwärtiger Schrift hat sich zur Aufgabe gemacht, die Physiologie dieses Gegenstandes durch Aufzählung aller einschlagenden Beobachtungen sowohl als auch durch eigne Untersuchungen und Experimente darzustellen. Es soll demnächst das erste Heft die Anatomie und Physiologie des Blutumlaufes der Amphibien enthalten, und das zweite Heft in drei Abtheilungen den Blutumlauf des Fötus, die angebornen Herzkrankheiten, und die vergleichende Darstellung des gesammten Gegenstandes dieser Arbeit umfassen. Auf diese Weise beginnt die Betrachtung bei der niedern Entwickelungsstufe des Gefäfssystems, schreitet zur höhern fort, verweilt bei den Abweichungen vom normalen Typus, welche in der letztern sich vorfinden, und überblickt endlich am Schlusse das Ganze, um das endliche Resultat, auf Thatsachen begründet, herauszustellen.

Um ein eingreifendes Urtheil über die ganze Schrift fällen zu können, haben wir freilich zuerst das Erscheinen des zweiten wichtigern Heftes der Arbeit abzuwarten. Das vorliegende erstere Heft, welches sich mit der Anatomie und Physiologie der Kreislaufsorgane der Amphibien beschäftigt, zeigt aber schon von vielem Fleifse und Sorgfalt des Verfs. im Sammeln hieher gehöriger Thatsachen. Nur vermissen wir unter den Citaten das wichtige Werk: System der Circulation von C. H. Schultz. Auch eine kleine Unrichtigkeit in den angeführten Citaten ist dem Ref. aufgefallen, indem es S. 40 statt Davy 1835, J. Davy 1826 heifsen sollte. Der Vf theilt die Amphibien auf folgende Weise ein:

A. Amphibia nuda. A. Perennibranchia. 1) Proteidea, 2) Salamandrina. A—B. Derotremata. B. Caducibranchia. A—B. Coecilia. B. Amphibia squamata. A. Ophidia. B. Chelonia. I. Sauria.

Er behielt somit im Ganzen die ältere, namentlich Merrem'sche Eintheilung der Amphibien ebenfalls bei. Unter den Thatsachen, welche bei der nun folgenden Betrachtung des Gefäfssystemes der Amphibien aufgezählt werden, wird auch dem mit Recht merkwürdigen Factum besondere Aufmerksamkeit gewidmet, dafs die Pfortader bei den Amphibien, wie vorzugsweise Ref. hervorhob, sowohl für die Leber als auch für die Nieren und die Genitalien den Blutafflux besorge und der Pfortaderkreislauf also mit erweiterter Ellipse in die des grofsen Kreislaufes eingeschoben werde. In Betreff des Baues des Crocodilherzens bestätigt der Vf. die Ansicht von Meckel gegen Cuvier, welche erstere Ref. an dem Herzen von Crocodilus Lucius, Sclerops und biporcatus als die richtige erwiesen hat; durch die Untersuchung des in dem Breslauer Museum vorfindlichen Herzens von Crocodilus lucidus (Crocodilus Lucius). Es hat indessen auch Bischoff eine Beschreibung des Herzens desselben Amphibiums später mitgetheilt. Dafs übrigens die Abtrennung der beiden Herzhöhlen bei dem Crocodil durch eine vollkommne Scheidewand selbst nur eine unzureichende und so zu sagen in Betreff der Sonderung der beiderlei Blutströmungen, des venösen und arteriösen, nur illusorische sei, ist durch das Vorhandensein einer höher liegenden Communicationsöffnung zwischen den beiderlei Blutströme führenden Gefäfsstämmen erweislich, und wir stimmen daher dem Vf. in dieser Beziehung vollkommen bei: — näher aber in diesen wichtigen Punct der Physiologie des Kreislaufes einzugehen, behält sich Ref. vor, wenn der Vf. im zweiten Hefte die Identität beleuchten wird, welche nach der bisherigen, allgemein verbreiteten Ansicht zwischen ihm und den verschiedenen Epochen, welche die Entwickelung des Gefäfssystems des menschlichen Fötus durchläuft, obwalten soll, und seine etwa vorhandene Aehnlichkeit mit den verschiedenen krankhaften Zuständen, in denen wir das Herz des menschlichen Fötus vorfinden können, nachgewiesen haben wird.

Mayer.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XIX.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman, Docenten der Philosophie an der Universität zu Helsingfors in Finnland. Tübingen*, 1841. *Bei Ludwig Friedrich Fues. VI und 252 S.*

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fredricus Georgius Afzelius, ad reg. Acad. Upsaliensem philos. pract. docens. Upsaliae*, 1841. *Leffler et Sebell, p. XXXVI et* 103.

I. Mit besonderem Interesse geht Ref. immer an eine Anzeige eines gehaltvollen philosophischen Werkes in Deutscher Sprache, wenn es uns vom Auslande kommt, weil es ein schlagender Beweis ist, wie die Principien der Deutschen Philosophie sich über viele civilisirten Länder Europa's ausgebreitet haben. Namentlich findet Ref. diese Befriedigung bei vorliegender, uns aus dem fernsten Nordosten zugekommner Schrift, die uns ganz mit dem Hauche vaterländischer Gedankenentwickelung anweht, und uns sogleich auf heimathlichen Boden versetzt. Wir ehren die Bescheidenheit des Hrn. Verfs., der sich *entschuldigen* zu müssen glaubt, sich unter die Deutschen Philosophen mit einer Deutschen Schrift gemischt zu haben (Vorr. S. III), halten aber seine Gründe für genügend und erschöpfend, indem sie, ganz objectiver Natur, zugleich in wenigen Pinselstrichen, ein Bild des Zustandes der Philosophie in seinem Vaterlande Finnland entwerfen; woraus eben hervorgeht, dafs auch hier die Höhe Deutscher Wissenschaft in unserer Zeit mit der Gewinnung des Hegelschen Standpuncts erreicht ist. Wir dürfen dem Leser diese Skizze (Vorrede S. IV — VI) ihren wesentlichsten Zügen nach nicht vorenthalten.

„In meinem Vaterlande ist, einer sieben Jahrhunderte langen Verbindung desselben mit Schweden zufolge, die Bildung ganz germanisch; besonders hat die Deutsche Philosophie immer dort Anklang gefunden. Bei der Trennung Finnlands von Schweden (1809) herrschte auf der Universität des Landes noch die Kantische Philosophie. Bald nachher erhielt das Fichtische System in der Person des jetzt verstorbenen Professors Friedrich *Bergborn* einen Repräsentanten, ohne dafs doch der Kantianismus dadurch verdrängt wurde. Ohngefähr in dieser Zeit blühete in Schweden mit der neuen sogenannten historischen Schule die Romantik und der Schellingianismus auf. Die Trennung Finnlands von Schweden hatte aber schon den Einfluss dieses letztern so geschwächt, dafs jene für Schweden bedeutende literarische Revolution in Finnland sich nur wenig wirksam zeigte. So geschah es, dafs, während man in Schweden noch nicht in der Philosophie über *Schelling* hinaus ist, in Finnland die Hegelsche Speculation seit den Jahren 1824 und 1825 auf der Universität die herrschende geworden ist. Diesen Fortschritt verdankt das Land besonders dem jetzigen Professor der Philosophie, Johann Jacob *Tengström*, durch dessen Bemühungen es bereits dahin gekommen ist, dafs ein jeder werdender Beamter für das gewöhnliche Examen in Naturrecht, Moral und Staatsrecht ausschliefsend Hegelsche Rechtsphilosophie lernt, und dafs alle Doctoren der Philosophie wenigstens irgend einen Theil des Systems im Einzelnen studiren. Allein die geringe Zahl der wissenschaftlich Gebildeten, die überhaupt die Herausgabe streng wissenschaftlicher Arbeiten in schwedischer Sprache sehr erschwert, zwingt besonders einen philosophischen Schriftsteller, sich nur auf Schriften für den Unterricht zu beschränken. Dazu kommt noch für einen Vereh-

rer *Hegels* in Finnland der erwähnte jetzige Stand des philosophischen Studiums in Schweden, wo man sich noch in dem mühelosen Construiren der Nachfolger *Schellings* gefällt, der dort aller tiefern Forschung den Eingang wehrt."

Gehen wir aber von den Gründen der Entstehung dieser Schrift auf ihren wissenschaftlichen Inhalt über, so ist derselbe, so wie die seiner ganz würdige Form, geeignet, die Entschuldigungen des Hrn. Verfs. in einen Dank von unserer Seite umzuwandeln. Und mindestens gelten von ihr des Hrn. Verfs. eigene Worte: „Glaubt auch der Verf., dafs Alles, was sie enthält, sich der Sache nach entweder hier oder dort wieder finden läfst, so tritt sie doch mit einem in den Augen des Verfs. grofsen Anspruch in der Lesewelt auf, mit dem nämlich, die *Persönlichkeit des Geistes genauer*, als dies in den bisherigen Monographien geschehen, *bestimmt zu haben*" (Vorrede S. III). Darin liegt aber in der That ein grofser Fortschritt; und Ref. kann sich mit dem Inhalt des Werkes um so sicherer einverstanden erklären, als er in einer gleichzeitig erschienenen Schrift, „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes," die darum so unabhängig von vorliegender, wie diese von ihr ist, sich in demselben Sinne ausgesprochen hat.

Durch die *Einleitung* (S. 1 — 29) setzt uns der Hr. Verf., vermöge der luciden Weise seines Vortrags, sogleich „*au fait*" (S. 28), indem er, ohne schon die Beweise beizubringen, „eine vorläufige Vorstellung von dem Standpunct und der Tendenz der gegenwärtigen Schrift" giebt.

Nachdem der Hr. Verf. nämlich im Allgemeinen bevorwortet hat, dafs die Voraussetzungslosigkeit des philosophischen Anfangs uns gar nicht erlaube, von einer zwiefachen Persönlichkeit, einer absoluten und einer endlichen, zu sprechen, indem die Untersuchung dadurch sogleich eine fremde Gestalt gewinne (S. 2—4): giebt er den Begriff der Persönlichkeit überhaupt dahin an, dafs sie die Identität des Selbstbewufstseins in seinen Bestimmungen sei. Da aber der Geist diese Identität mit sich nicht in irgend einem endlichen Wissen, das ja immer Wissen von einem Andern sei, haben könne, sondern nur im Bewufstsein *vom* Absoluten, welches aber, wegen der vorausgesetzten Identität des Selbstbewufstseins, auch Wissen *des* Absoluten sei, als worin allein die völlige Identität des Subjects und Objects eintrete: so folge, dafs der Mensch als endlich gar keine wahrhafte Persönlichkeit habe (S. 4—6). Auf diese Weise sind, nach dem Hrn. Verf. aus der Hegelschen Speculation zwei einander entgegengesetzte Ansichten hervorgegangen: 1) der *moderne Theismus Göschels* und Anderer, welcher „dem Menschen eine untergeordnete Persönlichkeit neben der absoluten ertheilen" wollte, — übrigens aber auch der absoluten Persönlichkeit nur „ein beschränktes und begrenztes Sein" verleihen konnte, da sie vom Menschen *unterschieden* sei, oder vielmehr sie ganz *illusorisch* machte, „weil sie doch nur eine Vorstellung des Menschen ist"; 2) „da die thatsächliche Beschränktheit und Endlichkeit des Menschen doch nicht geläugnet werden kann, so hat man wieder das Unendliche in die Gattung geflüchtet, indem das absolute Selbstbewufstsein zum Bewufstsein der Menschheit, die absolute Persönlichkeit zur Allpersönlichkeit gemacht worden ist. Die letztgenannte Lehre, die besonders von *Strauſs* und *Feuerbach* ausgebildet worden, ist offenbar *pantheistischer* Natur. Der Verf. ist weder mit der Einen noch der andern dieser Ansichten einverstanden" (S. 7). Dem Theismus setzt der Hr. Verf. entgegen, dafs die absolute Persönlichkeit nicht als ausschliefsende Individualität der endlichen gegenüberstehen kann, weil sie damit selbst begrenzt würde (S. 10). Der pantheistischen Ansicht giebt er darin Recht, dafs in der Vergänglichkeit des Endlichen das Unendliche allein bestehe. Aber, fragt er, wo bleibt das Selbstbewufstsein des Unendlichen? Entweder ist das Unendliche die bewufstlose Substanz, oder das Wissen des *endlichen* Geistes von der Substanz ist das Sichwissen des Unendlichen (S. 17). Ja, da die Allpersönlichkeit, nach *Strauſs*, doch die in jedem einzelnen totale gegenwärtige Allgemeinheit ist: so „wird also das Wissen des subjectiven Geistes von der Allpersönlichkeit nur sein Wissen von seiner allgemeinen substantiellen Natur" (S. 20).

Als *Medius Terminus* zwischen diese zwei entgegengesetzten Ansichten stellt der Hr. Verf. nun folgende Sätze hin (S. 22—23): „Das von dem Einzelnen unterschiedene Allgemeine ist nicht das Vollkommenere, denn erst als Einzelnes ist das Allgemeine vollkommen; dieses ist das Wirkliche, die Vollendung des nur gemeinten, abstracten Allgemeinen. Wenn der

Mensch, als die Allpersönlichkeit wissend, darin nicht seine eigene Persönlichkeit, sein eigenes wahres Selbst weifs: so ist er überhaupt nicht Person, ebensowenig als die Allpersönlichkeit für sich Person ist. Es kommt also nur darauf an, dafs der Mensch, obgleich er sich als *alle* Persönlichkeit weifs, doch in diesem Wissen sich seiner Einzelnheit bewufst sei. D. h. der Mensch wäre *in sich* persönliches Selbstbewufstsein, eben weil er sich nur als das Allgemeine wüfste: er würde zugleich andere Personen von sich unterscheiden, allein diese wären nur dasselbe, was er selbst ist, Wissen seiner als des Allgemeinen, oder, was dasselbe ist, Sichwissen des Allgemeinen. Wäre noch im Wissen von dem Absoluten ein Unterschied zwischen dem Wissenden und Gewufsten, so wäre das Absolute nicht absolut. So kann einerseits das Selbstbewufstsein des Menschen nur als Wissen von Gott begriffen werden, und andererseits mufs alles Wissen von Gott absolutes Selbstbewufstsein sein. *Dieses Selbstbewufstsein macht die Persönlichkeit, als Einheit der Allpersönlichkeit und Einzelnpersönlichkeit aus.* Es ist vorauszusehen, dafs die Eiferer hier aufschreien werden, um den Vf. einer Identificirung der menschlichen Persönlichkeit mit der absoluten zu beschuldigen. Dagegen läfst sich nun freilich seinerseits nichts einwenden. Nur bittet er sich aus, dafs die Klage dabei stehen bleiben möchte, und er nicht einer Identificirung des Absoluten, oder geradezu Gottes, mit dem Menschen, als diesem *besondern Subjecte*, beschuldigt werde. Denn es könnte sich in der Folge zeigen, dafs jene Erhebung des Endlichen zum Unendlichen, anstatt eitler Egoismus zu sein, vielmehr auf die Aufopferung jener Eitelkeit Anspruch macht, die sich unter dem Anschein der Demuth darin gefällt, Gott, so weit ihr nur möglich ist, von sich fern zu halten."

„Der Leser," schliefst unser Hr. Verf. die Einleitung, „kann hier, wenn ihm die Art des Verfs., seinen Gegenstand zu behandeln, nicht gefällt, das Buch schliefsen. Liest er weiter, so hat der Verf. noch daran zu erinnern, dafs die *Stärke des Beweises*, für die folgende Entwickelung, hauptsächlich in der Auseinandersetzung der hierher gehörigen *logischen Kategorien* zu suchen ist. Ja streng genommen, ist die Logik, im Hegelschen Sinne, die wahrhafte Definition der Persönlichkeit; denn die absolute Idee ist nichts Anderes, als die Idee des persönlichen Geistes im Elemente des reinen Gedankens. Man darf, um diese Behauptung zuzugeben, sich nur daran erinnern, dafs die logischen Kategorien die Bestimmungen nicht irgend einer aufserweltlichen Vernunft, sondern die des vernünftigen Menschen sind. Sie stellen auch nicht die Vernunft als nur durch die Menschheit hindurchgehende Substanz, sondern als das wahrhafte Selbst des einzelnen Menschen dar, — als das im Wechsel des Endlichen Bleibende, Unveränderliche. Denn der sich denkende Gedanke ist absolutes Selbstbewufstsein, das sich wissende Absolute" (S. 29).

In der eigentlichen Abhandlung des Gegenstandes stellt nun der Hr. Verf. zunächst im Allgemeinen den *Begriff des Geistes* auf, um ihn dann nach seinen drei Momenten als Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit ausführlicher zu entwickeln. Der Begriff des Geistes ist ihm (S. 30) „das Sichwissende, und in diesem Sichwissen nur auf sich Bezogene, Freie." Diese Beziehung bestimmt der Hr. Verf. dann (S. 35) näher als „ein Wissen des Geistes von sich als *Seiendem*, das zugleich selbst dieses *Sein* ausmacht." Er fährt fort: „Dieser Standpunct des sichwissenden Geistes ist der des *Selbstgefühls*. Die unmittelbare Einheit des Subjects und Objects im Selbstgefühl des Geistes ist daher die Einheit des Geistes und der Materie, der Seele und des Leibes. Es ist das Sein des Leibes selbst, das Leben, das sich fühlt und in diesem Gefühle der Geist als Seele ist. Allein wir verstehen hier unter dem Selbstgefühl nicht nur jenes thierische Gefühl, das die Einheit der Seele und des Leibes ausmacht. Das reine Selbstgefühl ist der Urgrund des Bewufstseins, aus dem das *bestimmte* Bewufstsein noch nicht hervorgegangen; in ihm ist aller Inhalt des Bewufstseins enthalten, und geht aus ihm zum Dasein hervor. So weifs der Mensch bei jedem bestimmten Bewufstsein den übrigen Inhalt seines Wissens, der in seinem Innern verschlossen liegt, nur als sein unterschiedenes, mit sich identisches, bestimmungsloses Sein, in dem alle Bestimmtheit aufgelöst ist, das er aber nur als das Verlassene, als die Tiefe, aus der sein bestimmtes Bewufstsein hervorgegangen, begreifen kann. So geht auch der Geist aus der reinen Identität mit sich, aus dem Selbstgefühl, zum bestimmten Wissen über; und der Geist ist zugleich der Procefs, seine Bestimmtheit, seine *Beschränktheit* aufzuheben, und sich als freien Geist zu setzen (S. 35—42).

1. Aus diesen Prämissen, wonach das bewufstlose Innere des Geistes sein *Ansichsein* ausmacht und als *Sollen* im *unendlichen Progrefs* nur immer zu einem *Andern* wird, definirt nun unser Hr. Verf. *zuerst* das *Individuum*, überhaupt das individuelle Sein, als „das *Daseiende*, das so das Andere unendlich ausschliefst, aber eben dadurch selbst unendlich ein Anderes wird" (S. 43). Und daraus fliefst dann, in Anwendung auf den Geist, der Satz: „In diesem Wissen seiner Beschränktheit, das zugleich der Procefs ist, die Beschränktheit aufzuheben, besteht das *individuelle Sichwissen des Geistes*" (S. 48). Mit Recht bemerkt hierzu der Hr. Verf., dafs Einige darin irriger Weise schon den Begriff der Persönlichkeit gefunden haben wollen; und allerdings wäre dem so, wenn die „wahre Persönlichkeit, das eigene Selbst des Menschen" eben „das spröde *Fürsichsein*" wäre (S. 49). Dafs dies aber nicht der Fall, beweist der ganze Verlauf der Darstellung unseres Hrn. Verfs., in deren Schilderung wir also fortfahren. Und zwar beschreibt er zunächst die Thätigkeit des *individuellen Geistes* sehr gut: „Der Mensch weifs sich als einen *veränderlichen*, wechselnden Inhalt des Wissens; er setzt aber noch ein anderes Wissen über diesen Inhalt hinaus, und der *unendliche* Inhalt, von dem sein Bewufstsein sich nur einen Theil aneignet, bleibt noch drüben bestehen. Eine jede Bestimmung von den vielen ist einerseits durch die übrigen bestimmt; andererseits aber sind diese nur dadurch, dafs jene ist, d. h. jede Bestimmung setzt sich selbst voraus, um diese bestimmte zu sein, und setzt dadurch alle Bestimmung. Diese Natur des Fürsichseins kann am einfachsten so ausgedrückt werden: jeder bestimmte Gedanke ist alle bestimmte Gedanken. Die wahre Bestimmtheit des Gedankens ist die, dafs er durch das Aufheben seiner in andere bestimmte Gedanken übergeht, diese aus sich entwickelt, und dadurch erst bestimmter Gedanke wird. So hat der Geist als denkender in dem Fürsichsein des Gedankens seine *wahre Individualität*. Seine Individualität ist nicht an diesen bestimmten Inhalt des Bewufstseins gebunden; sondern dies, dafs der Geist bestimmter Gedanke überhaupt *ist*, macht seine Individualität aus" (S. 50—59).

2. Hieraus entspringt *zweitens* der Begriff der *Subjectivität*; und wie der der Individualität an die logischen Kategorien des *Seins* angelehnt wurde, so gründet sich jener auf die des *Wesens*; „Der Gedanke ist frei, und als solcher nicht von dem Bewufstsein *dieses* Menschen abhängig, sondern geht von Bewufstsein zu Bewufstsein über. Der bestimmte Gedanke geht in andere bestimmte Gedanken über, in denen er aufgehoben wird, so wie er selbst diese als aufgehobene enthält; und der Gedanke hat daher in aller Bestimmung dieselbe Individualität. D. h. der Geist, der die Bestimmung des Gedankens ist, setzt sich selbst als den *Grund* dieser und dadurch aller Bestimmung voraus, und ist als solcher freies Subject" (S. 60). Die ganze Entwickelung der Subjectivität (S. 61—108), bis sie in die Sphäre der Persönlichkeit übertritt, ist nun in ihren Hauptzügen folgende: „Die sein sollende *Identität* mit sich stellt der Mensch als sein Wesen auf die Eine Seite, den Wechsel der Bestimmungen als das Unwesentliche auf die andere Seite. Die Subjectivität ist aber die eigene Bewegung des Gedankens zur Bestimmung, indem er sich, vor der negativen Beziehung seiner auf andere bestimmte Gedanken, *sich selbst voraussetzt* und seinem Bestimmtsein zu Grunde legt. Indem die Subjectivität so zwischen den wechselnden Bestimmungen des Bewufstseins und dem sich wissenden Selbstbewufstsein wechselt, so ist Beides als *Unwesentliches* gesetzt, und die Subjectivität damit in die *Erscheinung* getreten. So ist dem Geist einerseits sein reines Selbst Object des Wissens, und er darin reines *Selbstbewufstsein*; d. h. der Geist ist sich Object als Abstraction von aller Bestimmung, als das schlechthin Allgemeine, oder der Gedanke, der nicht nur eine Bestimmung dieses Individuums, sondern die gemeinschaftliche Natur aller Einzelnen bezeichnet. Als Act des Selbstbewufstseins ist das mit sich identische Subject aber ferner von dem *Unterschiede* seiner von sich unterschieden; und weil das Verschwinden des Unterschieds in die Identität bleibt, so mufs auch der Unterschied ein bleibender sein. So zerfällt das Selbstbewufstsein in reines Selbstbewufstsein und *Bewufstsein*. Der Geist ist aber nur der Procefs, sein Bewufstsein seinem Selbstbewufstsein gleich zu machen; im Wissen sowohl als im Handeln wird, in jedem auf eine umgekehrte Weise, der Unterschied des Subjects und Objects aufgehoben, und so das Selbstbewufstsein realisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman.*

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fridericus Georgius Afzelius.*

(Fortsetzung.)

Jeder solcher Act der Aufhebung des Unterschiedes ist dann selbst wieder das Bewufstsein als ein mannigfaltiger, *Inhalt* wechselnder Bestimmungen, worin das Selbstbewufstsein die mit sich identische *Formthätigkeit* ist. Aber der Inhalt ist eigenes Product des Subjects ebensosehr, als er objectiver Inhalt *ist*; und die Form ist ebensosehr die eigene Entwickelung des objectiven Inhalts, als durch die Thätigkeit des Subjects gesetzt. Das Selbstbewufstsein, das nicht mehr nur das leere Wissen seines Ich, sondern darin zugleich das erfüllte Wissen eines bestimmten Inhalts, ist das *concrete Selbstbewufstsein*; und dem Menschen ist sein Ich nicht noch etwas Anderes, als sein bestimmtes Wissen und Wollen. Im concreten Selbstbewufstsein ist der Geist zwar ausschliefsendes Selbstbewufstsein; allein da nicht dieser oder jener bestimmte Inhalt des Bewufstseins das concrete Selbstbewufstsein ausmacht, so ist jedes Subject, was das andere, und weifs sich als die allgemeine *Substanz* des Geistes. Mit diesem Uebergang des Subjects in die Substanzialität des Geistes ist aber nicht alles menschliche Selbstbewufstsein vernichtet, als ob nur ein vorgestelltes, allgemeines Selbstbewufstsein an dessen Stelle träte; sondern dieser Uebergang kann nur so begriffen werden, dafs der Mensch seine unmittelbare Subjectivität aufgeben mufs, um Sichwissen des substantiellen Geistes zu sein, und so zu seinem wahren Selbstbewufstsein zu gelangen, das ein Wissen von dem Geiste als der durch alle subjectiven Geister hindurchgehenden allgemeinen Substanz, oder von dem *Weltgeiste*, ist. Die Aufhebung der Subjectivität hat die Bedeutung, durch die Substanz gesetzt zu sein. War also bisher das Selbstbewufstsein das Allgemeine in den Bestimmungen des Bewufstseins, so ist jetzt das Selbstbewufstsein selbst Bestimmung und Moment der Substanz, als des Allgemeinen, das sich in den subjectiven Geistern als verschwindenden Momenten seiner offenbart. Der substanzielle Geist ist die *Ursache*, der in der *Wirkung*, dem subjectiven Geiste, nur sich selbst setzt, also *Ursache seiner selbst* ist. Als sich selbst bewirkend ist der substanzielle Geist nur das Uebergehen des subjectiven Geistes selbst aus der unmittelbaren Subjectivität zu dem durch den substanziellen Geist vermittelten Selbstbewufstsein. Das Sichwissen des substanziellen Geistes in diesem dadurch zum *absoluten* gewordenen Selbstbewufstsein ist das persönliche Selbstbewufstsein oder die „Persönlichkeit".

3. Damit beginnt bei unserem Hrn. Verf. also der *dritte* Theil seiner Betrachtungen, indem er diese *Persönlichkeit* als die Identität des Subjects und der Substanz fafst, und diese Identität den *Begriff* nennt (S. 108), dessen logische Bestimmungen nun dienen werden, die Natur der Persönlichkeit in ihr vollstes Licht zu setzen. Der Hr. Verf. bevorwortet hier, dafs, indem er das persönliche Selbstbewufstsein als das absolute ansehe, er es zum Selbstbewufstsein des absoluten Geistes mache. Denn das Wissen *von* der Wahrheit müsse zugleich ein Wissen *der* Wahrheit von sich selbst sein. Indem nämlich das vernünftige Denken das Erkennen der allgemeinen Principien der Dinge sei, das sich darin wiederfindet, diese Principien aber eben das Absolute selbst seien, so erkenne das Absolute sich darin selber. Denn im Denken gehe das Subject in die allgemeine Substanz über, und werde selbst ein Allgemeines, ein durch die Menschheit hindurchgehendes Wissen (S. 108—116). Und hieraus

zieht unser Hr. Verf. dann den sehr richtigen Schluss: „Das Angeführte mag genügen, um darzulegen, dass das Bewusstsein, das wir das persönliche Selbstbewusstsein des Geistes nennen, weder ein ausschliessendes Wissen irgend einer besondern Zeit noch irgend eines besondern Menschen sein kann, — was eine Ungereimtheit wäre, — sondern dass es vielmehr das Gemeingut aller Menschen als Menschen ausmacht" (S. 117). Das ist es, was Ref. in seiner oben angedeuteten Schrift „*die ewige Persönlichkeit des Geistes*" genannt, und daselbst ausführlich entwickelt hat. Was aber die nähere Auseinandersetzung der Persönlichkeit beim Hrn. Verf. betrifft, so spricht er zuerst vom „Begriffe der Persönlichkeit", betrachtet darauf den „Geist als Selbstzweck", und schliesst mit der „Idee der Persönlichkeit".

a. Den *Begriff der Persönlichkeit* giebt der Hr. Verf. (S. 119—148) also an: „Das Sichwissen des substanziellen Geistes können wir auch als die Identität des *subjectiven* und *objectiven* Geistes bezeichnen, weil der substanzielle Geist das Objective und Bleibende ist, welches als das *Allgemeine* durch die *besonderen* Subjecte hindurchgeht. Der substantielle Geist besondert sich zwar in den Subjecten, so aber, dass damit zugleich diese Besonderung aufgehoben und das Besondere als Allgemeines gesetzt ist. Als dieser Process ist der Geist wahrhaft *Einzelner* oder *Einzelnpersönlichkeit*. Als persönlicher ist der Geist also der allgemeine Geist in dem Sinne, dass ausser ihm kein Geist ist; denn ein jeder besondere bezieht sich auf den anderen, als auf dasselbe Allgemeine. Dass das Sichwissen des Menschen in Gott auch das Sichwissen Gottes im Menschen ist, ist die speculative Bedeutung aller göttlichen Offenbarung. Eine *besondere* göttliche Persönlichkeit kann es nicht geben, weil im Absoluten alle Besonderheit aufgehoben ist. Dass alle Menschen vor Gott gleich sind, heisst nichts Anderes, als dass dem Menschen, insofern er Bewusstsein vom Absoluten ist, alle Besonderheit, Beschränktheit und Endlichkeit abgestreift ist. So ist der abstracte Begriff der Persönlichkeit im Rechte dies, dass der subjective Geist seine vernünftige Freiheit in der Identität seines Willens mit einem an und für sich vernünftigen Inhalte weiss. Der absolute Geist ist die Eine und allgemeine Substanz, welche, als geistig, das *Urtheil* in sich und in ein Wissen ist, für welches sie als solche ist. Da der *wissende* Mensch, als das Eine Moment des absoluten Geistes, hier das Eine Glied des Urtheils ist: so kann das andere Moment, das *Gewusste*, nicht auch schon selbstbewusster Geist sein, weil es ja dann schon selber beide Momente wäre".

b. Die Hauptsache für die Betrachtung des persönlichen Geistes ist beim Hrn. Verf. der Abschnitt, worin er den *Geist als Selbstzweck* behandelt (S. 148—242), indem sich hier die wichtigsten Fragen dieser Materie zusammendrängen. „Der Geist", heisst es, „der als das Allgemeine sich durch Aufhebung der Besonderung als Bestimmtes setzt, ist der immanente *Zweckbegriff*, — das sich durch die Aufhebung des *Mittels* bethätigende Allgemeine. Die Persönlichkeit ist das Sichsetzen des substanziellen Geistes in der Subjectivität, d. h. als Selbstbewusstsein, und damit umgekehrt zugleich die Versenkung des Subjects in die Substanz. Würden wir aber dies Werden des Sichwissens des substanziellen Geistes nur als eine Bewegung zu einem noch nicht vorhandenen Resultate auffassen, so wäre die Persönlichkeit nie als solche wirklich, sondern fiele in den unendlichen Progress hinab. Es muss also der Process selbst auch Resultat sein; eine Thätigkeit aber, die sich selbst zum Resultate hat, ist der Zweck. Dieser, als die Identität des Allgemeinen und Besondern, ist schon in jedem Jetzt des Processes als Sichsetzen des substanziellen Geistes in der Subjectivität vorhanden. Die Persönlichkeit ist also nicht ein vorausgesetztes Ziel, zu dem der Geist hinstreben will, sondern als immanenter Zweck sowohl das Ziel des Strebens als das Streben selbst. Der Geist hat so nur zum Zwecke das, was er an sich ist; die Entwickelung des persönlichen Geistes ist mithin die eigene Bewegung des persönlichen Selbstbewusstseins zu sich selbst, als zu seiner Wirklichkeit: und nur weil die Persönlichkeit selbst das Resultat des Processes ist, ist sie absolutes Selbstbewusstsein. Das persönliche Selbstbewusstsein giebt sich eine mit ihm identische Objectivität, indem es der Geist als Setzen des Geistes ist; so dass der Geist hier *practischer* Geist oder Wille ist". Indem der Hr. Verf. die Subjectivität des Geistes darin sieht, dass der Geist sich nur selbst wisse, die Persönlichkeit aber darin, dass er sich selber realisire: so entsprechen die drei Standpuncte der Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit den drei Momenten, in welche Ref. in seiner „An-

Digitized by Google

thropologie und Psychologie" den subjectiven Geist eintheilte, Seele, theoretischer und practischer Geist; und so hielt er auch schon früher, nur um die Darstellung nicht zu unterbrechen, den Ausdruck der Genugthuung zurück, in der Haupteintheilung der logischen Lehre vom Sein mit dem Hrn. Verf. übereinzustimmen, indem dieser ja an den drei Momenten des Seins, Daseins und Fürsichseins, worunter Ref. (Geschichte der letzten Systeme, Th. II, S. 720—730), alle Kategorien des Seins erschöpfend unterbrachte, auch die Lehre von der Individualität vollständig erläutert.

Unser Hr. Verf. fährt fort: „Die *Freiheit* ist das Sichbestimmen des persönlichen Geistes. In dem Bewufstsein des Menschen von sich, als dem Vollzieher der ewigen Rathschlüsse des *Weltgeistes*, ist sein persönliches Selbstbewufstsein verwirklicht. Die Person mufs die Präsenz des Weltgeistes und sein Wissen von sich in ihr selbst erkennen, um den absoluten Geist nicht nur als Substanz, sondern als sich wissenden Geist zu wissen. Das feste bleibende Bewufstsein, dafs der Mensch überall und immer in dem Geschäfte des Weltgeistes thätig ist, dies gute Gewissen als sittliche Thätigkeit macht die Wirklichkeit des persönlichen Selbstbewufstseins des Menschen aus. Der Geist setzt sich aber nur als Geist aus seinem Nichtsein; die gewesene Unmittelbarkeit des sich setzenden Geistes macht seine Natürlichkeit aus. Der Process des Geistes, seine eigene Natürlichkeit aufzuheben, ist die *Bildung*. Der Geist geht so über die *Begierde* hinaus, und ist dieser Process, sich als Zweck zu setzen dadurch, dafs er die Begierde, d. h. sich selbst als unmittelbare Zweckthätigkeit, aufhebt und zum Mittel herabsetzt. Der Unterschied zwischen Begierde und freiem Willen ist einfach der, dafs jene der Wille als der Process des Geistes ist, aus seinem Nichtsein hervorzugehn, dieser derselbe Process als *eigene* That des Geistes, der selbst die zu Grunde liegende Zweckthätigkeit ist. Hier bezieht sich der Geist nur auf seine Bestimmungen, als auf die von ihm gesetzte geistige Welt, in der er seine Freiheit weifs. Die Freiheit des Menschen kann mit der Annahme einer besondern göttlichen Persönlichkeit nicht in Einklang gebracht werden; denn zwei persönliche Willen, Geschöpf und Schöpfer, abhängiger und absoluter Wille, können nicht in Einer und derselben Handlung frei sein. Die Schuld wäre mindestens gemeinschaftlich, ja eigentlich die alleinige des persönlichen aufserweltlichen Gottes, da ja die Schöpfung eine freie That desselben ist. Dadurch wird keineswegs eine Alles zum Besten lenkende *Vorsehung* geläugnet; anstatt aber dieselbe in einem aufserweltlichen Willen zu imaginiren, finden wir sie in dem Wesen der Vernunft, die als persönlicher Geist in der Welt frei thätig ist. Mit der Nothwendigkeit der *Weltordnung* kann sich aber die menschliche Freiheit vertragen, weil der Mensch selbst ihr eigener Bethätiger ist, indem ihre Vernünftigkeit nur von der Vernünftigkeit und Substantialität des persönlichen Geistes abhängt. Das Setzen der moralischen Weltordnung ist nur die Aufhebung der vorausgesetzten natürlichen Welt und das Setzen der freien geistigen Objectivität. Der Geist ist hier also frei, weil er sich nur selbst setzt; die substantielle Vernünftigkeit des persönlichen Geistes ist ihm nichts Gegebenes, Nothwendiges. Sondern da die Vernunft nicht blofse Substanz, sondern persönlicher Geist ist, so fällt ihre Nothwendigkeit unmittelbar mit der Freiheit des Willens zusammen. Die substantielle Entwickelung des Inhalts ist nicht ein gedachtes oder vorgestelltes Wesen, sondern vollzieht sich nur im persönlichen Geiste."

Nachdem der Hr. Verf. bisher den Zweck des Geistes mehr von der *formellen* Seite betrachtet hat, kommt er nun auf die Frage, was der vom Willen gesetzte *Inhalt* sei, und leitet denselben aus dem eigenen Wesen des Willens also ab: „Jede Bestimmung der geistigen Objectivität erhält erst dadurch ihre Bestimmtheit, dafs sie sich wieder aufhebt, und eine andere Bestimmung aus sich entwickelt; denn weil die Welt des Geistes nur das Thun des freien Willens ist, so ist der Geist nur in der Objectivität als negirter thätig. Der Geist ist also nie in der bestimmten daseienden Objectivität da. Diese Unvollkommenheit aller objectiven Gestaltungen des sich setzenden Geistes ist das *Böse* als *Uebel*, das *malum metaphysicum*. Weder die Natürlichkeit des Geistes noch die Natur überhaupt ist an sich das Böse, sondern erst als auf den Geist bezogen, als das Aufzuhebende. Nur der Geist hat den Vorzug, ein ewig sich Vervollkommnendes zu sein; das durch die Aufhebung der Objectivität zu Setzende ist das *Gute*, das aber immer nur seinsollender Endzweck bleibt. Das Gute als Endzweck der Objectivität ist so der Geist

Digitized by Google

als abstracte Subjectivität. Könnte der Mensch sich davon überzeugen, dafs Alles in der Welt vollkommen, dafs also nichts mehr einer weitern Entwickelung bedürftig wäre, so wäre es mit seinem vernünftigen Handeln aus. Das gesetzte Gute, das Bessere des Unvollkommenen, fällt, sobald es der Objectivität angehört, in den Process des Wiederaufhebens hinein. Die Bestimmtheit des seinsollenden Guten ist die Negation jenes Inhalts, als eines Nichtguten; so setzt das Subject den Inhalt seiner That als einen *zufälligen*. In der bösen That macht der Wille sich als bestimmungslosen zum Zweck, indem er den bestimmten Inhalt des Wollens als einen zufälligen setzt; das ist die *Willkür*, die darin besteht, dafs das Subject die substantielle Continuität der Willensbestimmungen für sich verneint. In der bösen That erkennt also das Subject die Objectivität nicht als wahrhafte Welt des Geistes an. Der Widerspruch, dafs das Zufällige, die Objectivität Verneinende doch objectiv sein soll, macht nun das Böse der That aus, die sich dadurch selbst aufhebt. Die Natur der bösen That besteht so darin, ihre eigene Nichtigkeit zu setzen; und durch dies ihr Sichaufheben bewährt sich die Objectivität als das positive Gute, — die *Strafe* als objective Versöhnung und das Sichbewähren der objectiven geistigen Welt. Indem die geistige Welt sich aber als ein an sich Gutes gegen das subjective Thun bewährt, erkennt das Subject in ihr die Macht des allgemeinen Willens seinem subjectiven Willen gegenüber. Dafs der Geist sein subjective Thun als der Freiheit und Persönlichkeit des Geistes widersprechend weifs, ist die *Reue*, das *böse Gewissen*; das Bewufstsein aber der Identität des subjectiven Willens mit dem substantiellen, d. h. die Aufhebung jenes in diesen, ist das *sittliche Gewissen*. Als Thätigkeit ist dies der Process, worin der persönliche Geist seine abstracte Subjectivität aufgiebt, um sein Thun zur *Sitte*, zum Thun des substantiellen, allgemeinen Geistes zu machen. Das Ansichsein des Subjects, als sein Thun im Zustande der *Unschuld* vor der bösen That, ist seine gewesene Sitte. Die Substanz aber, die in der Entwickelung der sittlichen Welt ihr Dasein hat, ist noch nicht als sich im persönlichen Geiste wissend gesetzt; das ist der *Volksgeist*, der darum noch dem Schicksal seine Schuld büfst. Das sittliche Gewissen setzt immer das Bewufstsein der bösen That voraus, damit der Geist die Thätigkeit sei, seine Subjectivität in den daseienden substantiellen Geist zu versenken. Das sittliche Gewissen ist so nur als Process da, als Werden der Objectivität des persönlichen Selbstbewufstseins. Erst mit der Vernichtung der Quelle der Unvollkommenheit, d. h. des subjectiven Selbstbewufstseins, kann das sittliche Gewissen ein Vollendetes sein; denn erst dann geht die Subjectivität in die substantielle Objectivität über. Die Unvollkommenheit des daseienden allgemeinen Willens als an sich seiender Welt besteht darin, dafs die Objectivität nur das an sich seiende Gute ist, und daher der Subjectivität gegenübersteht. Sie ist noch nicht als das lebendige Wissen und Wollen des Geistes, als mit ihm, mit seinem Thun identische Objectivität gesetzt. Indem die vorhandene Sittlichkeit zum Inhalt des subjectiven Willens gemacht wird, wird sie als an sich seiende zugleich als unangemessen erklärt, indem sie erst durch Identität mit dem subjectiven Willen sittlich ist. Da das sittliche Gewissen nun aber die völlige Aufhebung der Subjectivität ist, so ist die wahre Sittlichkeit die Thätigkeit des Geistes als die eigene Entwickelung des substantiellen Inhalts; und weil der Process selbst der realisirte Zweck ist, so ist die Identität des subjectiven Willens mit dem substantiellen in jedem Momente des Processes da. Die Versöhnung des Bösen ist vollbracht, indem die Subjectivität nur ein im substantiellen Willen aufgehobenes Moment ist. Die sittliche Welt ist so in jedem Momente des Processes total realisirt, und der *Staat* die bestehende Institution als der daseiende allgemeine Wille. Die Thätigkeit des Geistes selbst macht jetzt die Wirklichkeit seines persönlichen Selbstbewufstseins aus, indem er diese seine Thätigkeit als das Sichsetzen des substantiellen Willens weifs. Erst im Geschäfte des Weltgeistes hat das Thun des Subjects aber seine wahrhaft sittliche Bedeutung. Der Weltgeist ist der substantielle Geist als sich bestimmend und in jeder Bestimmung mit sich identisch Eins und Alles seiend.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman.*

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fridericus Georgius Afzelius.*

(Schluſs.)

Daſs der persönliche Geist als sittliche Thätigkeit das Sichbestimmen des Weltgeistes ist, darin besteht die Wirklichkeit des persönlichen Selbstbewuſstseins, der realisirte Zweck des sich realisirenden Geistes. In der Entwickelung des Weltgeistes durch die Weltgeschichte hat, was als Sittlichkeit gilt, unterschiedene Bestimmtheiten. Es kommt jetzt lediglich auf das Wissen an, daſs jener Unterschied kein Unterschied ist. An und für sich ist der Weltgeist in jeder geschichtlichen Gestaltung, ja in dem sittlichen Thun jedes Menschen total und unveränderlich da. Der Weltgeist ist aber gleich der Menschheit, und in jedem Menschen als aufgehobenem Subjecte immanent, nicht nur in der Totalität aller Menschen".

Im letzten Abschnitt die *Idee der Persönlichkeit* betrachtend (S. 242—252), zieht nun unser Hr. Verf. das Resultat seiner ganzen Entwickelung: „Die Idee der Persönlichkeit ist das Sichwissen des substanziellen Geistes als wirklichen, indem der persönliche Geist nicht blos ein Moment in der Thätigkeit des Weltgeistes, sondern dieser, als die in allen Geistern identische Thätigkeit, die in jedem Momente total gegenwärtige Allgemeinheit ist. Diese Erhebung des Menschen zum persönlichen Selbstbewuſstsein ist der Tod aller Subjectivität. Der Mensch weiſs in diesem Jetzt die Allgegenwart des Ewigen; und was er so als denkend schon gegenwärtig weiſs, den Tod seiner Subjectivität bei lebendigem Leibe, das vollführt sich zeitlich in dem natürlichen Tode. Der absolute Geist ist der persönliche Geist, der Einer ist als die aufgehobene Besonderheit. Es giebt also keine Persönlichkeit des endlichen Geistes; der menschliche Geist ist aber in seiner Wahrheit nicht der endliche, sondern hat im absoluten Geiste seine Wahrheit, und ist, als den absoluten Geist wissend, diese Wahrheit. Die Idee der Persönlichkeit ist die vollendete *Idee des Wissens*. Im *religiösen* Wissen ist der Unterschied des Bewuſstseins und Selbstbewuſstseins nothwendiges Moment, indem dies Wissen selbst die Bewegung ist, den Unterschied aufzuheben. Das Aufheben dieses Unterschiedes ist, als das Sichsetzen des absoluten Selbstbewuſstseins zum Objecte für das Bewuſstsein, die Offenbarung Gottes; als Aufheben der abstracten Subjectivität ist diese *Offenbarung* das *Menschwerden* Gottes oder die *Versöhnung*, die in der *Andacht* vollbracht ist. Die Andacht selbst steht aber nur neben dem weltlichen Treiben; und das Aufheben der Subjectivität in ihr ist noch ein subjectiver isolirter Gemüthszustand des Wissenden. Wird das Wissen selbst zum allgemeinen, substanziellen gemacht, so ist dies das *vernünftige Denken*. In der Idee der Persönlichkeit, als dem Wissen des persönlichen Geistes von seiner Wirklichkeit, ist diese Wirklichkeit selbst das Sichwissende. Diese sich wissende Wirklichkeit ist der sich denkende Gedanke, die *absolute Idee*; denn alles Denken hat nur sich, das Gedachte, zum Gegenstande". Hierauf schlieſst der Hr. Verf. mit einem Hegel'schen Worte, das, seitdem Ref. es aus dem Jennischen Hefte der Geschichte der Philosophie cruirte und später citirte, von vielen Schriftstellern (denn es ist auch eine schlagende Stelle) angeführt worden ist: „Der Kampf des endlichen Selbstbewuſstseins mit dem absoluten Selbstbewuſstsein, das jenem auſser ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewuſstsein hat aufgehört, ein endliches zu sein: und dadurch andererseits das absolute Selbstbewuſst-

sein die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt, und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu sein scheint, wo dies absolute Selbstbewufstsein, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu sein, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dies nur, indem er sich selbst als *absoluten Geist* weifs." Hiergegen kann Ref. nichts Besseres vorbringen, und mufs also so lange bei diesen Sätzen bleiben, bis eine wissenschaftliche Widerlegung dieselben etwa wird umgestofsen haben. Was der moderne Theismus dagegen eingewendet hat, indem er sich dabei doch zugleich den Hegel'schen Principien anzuschliefsen meint, hat unser Hr. Verf. in einer gediegenen Polemik an den gehörigen Orten eingeschultet; doch konnten wir dieselbe, ohne in die Ansichten aller der dieser Richtung zugethanenen Männer einzugehen, nicht wiedergeben. Wir begnügen uns daher mit den Abschiedsworten, die unser Hr. Verf. ihnen und namentlich ihrem Hauptmann zuruft (S. 218): „Warum will die Göschel'sche Philosophie nicht Göschel'sche speculative Philosophie, sondern *par tout* Hegel'sche Speculation sein"? Nur möchte Ref. noch auf die Polemik gegen *Schellings* persönliches Absolute, und die Widersprüche, in die er sich bei Auffassung des Bösen verwickelt (S. 206—212), aufmerksam gemacht haben, indem sich darin eine meisterhafte Dialektik zu erkennen giebt.

Die Frage von der *Unsterblichkeit der Seele* bot sich dem Hrn. Verf. unwillkürlich bei der Erforschung der Idee der Persönlichkeit mit dar, wie denn Ref. die Untrennbarkeit beider Materien zu beweisen suchte. Die Lösung jener Frage findet sich beim Hrn. Verf. zerstreut in seinem Werke, und das Wesentliche davon wäre ungefähr Folgendes: „Das Bewufstsein von Gott ist seiner Natur nach ein aufserzeitliches, d. h. es ist in Einem Jetzt, was es in allen ist; und die unsterbliche Natur des Menschen ist eben dies, dafs er als Geist Bewufstsein des Absoluten, d. h. absolutes Selbstbewufstsein, freier Geist ist. Wer daher begreift, dafs Gott in der Schöpfung nicht erst wird, sondern in jedem Jetzt das ist, was er ist, dem wird auch diese Unsterblichkeit des Geistes genügen" (S. 137).

Sind wir in dieser Abhandlung mehr berichtend als urtheilend verfahren, so kam dies daher, weil Ref. nur seine Zustimmung zur Sache auszudrücken hatte; und er freut sich, hiermit öffentlich aussprechen zu können, dafs zu dem persönlichen Verhältnisse, in welchem er mit dem Hrn. Verf. steht, auch das substanzielle Band einer und derselben wissenschaftlichen Ueberzeugung hinzugetreten ist.

II. Wenn der Hr. Verf. des so eben angezeigten Werks in seiner Vorrede behauptet hatte, dafs Schweden in seinem Philosophiren nur bis zum Schelling'schen Standpunct gelangt sei: so müssen wir, wenigstens in Bezug auf die unter Nr. 2. angeführte kleine Schrift, so wie eine frühere dieses Hrn. Verfs., die er Ref. gleichfalls zugeschickt hat (*Dissertatio Aristotelicam summi boni notionem exponens*, 1837) eine Ausnahme in Anspruch nehmen, von der wir freilich nicht beurtheilen können, wie vereinzelt sie da steht. So viel aber ist ausgemacht, dafs der Standpunct des Hrn. Verfs. dieser beiden lateinischen Abhandlungen sich an die praktische Philosophie *Hegel's* anschliefst. In beiden Schriften geht der Hr. Verf. von einer Auffassung der Aristotelischen Philosophie aus, wie sie erst durch *Hegel* wieder hervorgerufen worden; und namentlich in der zuletzt erschienenen liegt die praktische Philosophie *Hegel's* zu Grunde, wie Ref. sie in seinem „Systeme der philosophischen Moral" ausgebildet und entwickelt hat. Auf die nach *Aristoteles'* und *Hegel's* Anleitung vom Ref. hingestellten Grundprincipien der Imputationslehre baut unser Hr. Verf. mit der gröfsten Gründlichkeit und Gelehrsamkeit die Aristotelische Lehre von der Zurechnung der Handlungen erschöpfend auf; und Ref. kann diese kleine Schrift als einen sehr förderlichen Beitrag zur Kenntnifs der Aristotelischen Philosophie dringend anempfehlen.

Michelet.

XX.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri. Additum est glossarium. Bonnae*, 1841. *H. B. Koenig.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister. Bonn*, 1840. *H. B. Koenig.*

Die unter 1. vorliegenden Gedichte gehören zu denen, welche dem Kâlidâsa zugeschrieben werden, und wenn

Digitized by Google

man dieselben von Seiten ihres ästhetischen Werths betrachtet, so wird man mit Hrn. G. in der Vorrede nicht anstehn, das erste derselben, den Megʿadûta, als einen der schöneren Blüthen der Poesie jenes Meisters anzusehn, aber aus einer Vergleichung dieses Gedichts mit dem zweiten dem Çringâratilaka wird auch ebenso klar hervorgehn, dafs dieses einer spätern Zeit entstammen müsse, wo der reine Born der Poesie sich bereits zu trüben anfing.

Der Megʿadûta ist bereits von Wilson mit poetischer Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen im J. 1813 zu Calcutta in 4. herausgegeben worden, indefs ist diese Ausgabe nur in wenigen Exemplaren auf dem Continent verbreitet und deshalb kam die Herausgabe desselben durch Hrn G. einem langgefühlten Bedürfnifs nach, so dafs nun auch das bisher hauptsächlich nur durch Wilson's zu London abgesondert erschienene Uebersetzung bekannte Gedicht im Originale einer gröfseren Zahl von Lesern zugänglich wurde. Ehe wir uns daher zur Kritik wenden, wollen wir mit ein Paar Worten den Inhalt des Gedichts angeben.

Die Lage, in welche der Dichter uns versetzt, ist, wie sie Colebrooke On sanscrit and praerit poetry und Wilson vor seiner Ausgabe angeben, folgende: „Ein Yaxa *), ein Diener des Gottes des Reichthums, des Kuvera, hatte sich den Zorn seines Gebieters dadurch zugezogen, dafs er einen ihm anvertrauten Garten unbewacht gelassen hatte, worauf dieser durch Airâvata den Elephanten des Indra zertreten wurde. — Der Scholiast Rûmanâthas giebt eine etwas andre und genauere Erzählung, indem er berichtet, dafs dem Yaxa die Bewachung der Goldlotusblumen im See Mânasasarovara anvertraut gewesen, dafs er aber eine Nacht mit seiner Geliebten, da er die Sehnsucht nicht mehr beschwichtigen können, im eignen Hause zugebracht, und während dessen die Weltelephanten daher gestürmt seien und den See aufgerührt hätten. Da sei der Yaxafürst erzürnt worden und habe ihn mit diesen Worten verflucht: „aus Frauenverlangen hast du die Lotosblumen nicht bewacht, darum soll in Frauentrennung deine Herrlichkeit dahinsinken". (stryâsaktatayâ padmaraxâ na krtâ tat tvam strivirahî dʿvastamahimâ cʿa bʿava). Darauf aber durch des Yaxa ehrfurchtsvollen Gehorsam zum Mitleide bewegt, habe er festgesetzt, dafs der Fluch nach Jahresfrist enden solle. — Wir finden ihn nun, wie er seine Wohnung auf dem Râmagiri aufgeschlagen und wie er beim Beginn der Regenzeit einer Wolke Aufträge an seine Geliebte giebt. Zuerst beschreibt er deshalb den Weg, den sie verfolgen müsse, und schildert auf diese Weise theils die Schönheiten der Berge, Flüsse, Städte, die sie zu berühren hat, theils erwähnt er dabei die Sagen von Göttern und Helden und giebt auf diese Weise eine äufserst lebendige und poetische geographische Beschreibung dieser Gegenden. Angekommen auf dem Kailâsa schildert er darauf die Schönheiten dieses Götteraufenthalts und der Götterstadt Alakâ, indem er dann die Wolke zu seinem Hause leitet und ihr sein vor Sehnsucht krankes, ängstlich die Tage, die seit dem Abschied verflossen sind, an den Blumen, die sie täglich den Laren gebracht, zählendes Weib zeigt. Darauf folgt der eigentliche Auftrag und die Entlassung der Wolke.

Was die Hülfsmittel betrifft, die Hrn. G. bei seiner Ausgabe zu Gebote standen, so waren diese einmal der bereits erwähnte Wilson'sche Text nebst Uebersetzung und Anmerkungen (in den Anmerkungen durch W. bezeichnet), dann aber zwei pariser Handschriften des Gedichts, die eine mit Devanaguri- (D.), die andre mit Bengalischrift (B.) geschrieben, endlich theilte ihm der durch seine verdienstvolle Wurzelsammlung neuerdings bekannt gewordne Hr. Westergaard in Kopenhagen die Collation einer zu Kopenhagen befindlichen Handschrift mit (K.). Alle diese Handschriften haben keine Scholien, nur Wilson hat 6 solcher die zu der Colebrooke'schen Handschrift gehören, welche seiner Ausgabe zu Grunde liegt, benutzt, und gröfstentheils daher rühren seine in den Anmerkungen beigebrachten sachlichen Erklärungen. Durch die Güte des Hrn. Prof. Bopp, der Auszüge aus eben diesen Scholien gemacht hat, ist dem Referenten der Gebrauch derselben gestattet worden und was sie für die Kritik und die Erklärung des Textes bieten, soll bei der Besprechung der Einzelheiten beigebracht werden. Die Namen dieser 6 Scholiasten sind: 1) Bharatamallika (auch Bharatasena und Bharatamalli), 2) Râmanâtha, 3) Kalyânamalla, 4) Mallinâtha, 5) Vâcʿaspati-

*) Halbgötter, welche an Schönheit unseren Elfen, in Bezug auf ihr Thun unsren Zwergen nahe stehn.

gôvinda (auch Haragovindavâc'aspati) 6) Sanâtanaçarma (auch Sanâtanagôsvâmi) und wir bezeichnen sie der Kürze halber mit B, R, K, M, V, S.

Ueber das Alter der verschiednen Handschriften, so wie der sechs Commentare fehlen uns mit Ausnahme etwa des Mallin. u. Râmanât'a sichere Angaben, und Hrn. G.'s kritischen Verfahren konnte deshalb nur darin bestehen, diejenigen Lesarten in den Text zu nehmen, welche die meisten Handschriften darbieten, sobald sie zugleich die dem Zusammenhange am meisten entsprechenden waren, und nur in einzelnen Fällen ist er von diesem Verfahren abgewichen, wo eine oder die andre Handschrift eine dem Sinn nach vorzüglichere Lesart darbot; wir können uns daher im Allgemeinen mit der von Hrn. G. gegebenen Constituirung des Textes einverstanden erklären. Aufser diesen in den kritischen Anmerkungen enthaltenen Beigaben hat Hr. G. aber noch dem Werkchen ein Glossar beigefügt, in welchem er die Bedeutung der Wörter, wie sie in den verschiednen Stellen vorkommen, erklärt. Was die Vollständigkeit desselben betrifft, so genügt diese meistens und nur wenige Wörter fehlen darin, wie: çl. 23. *yiyâsu* zu gehn begierig; çl. 40. fehlt *kararud'* radios aciens. çl. 66. *nîpa* gloss. „arbor, nauclea kadamba", es ist aber hier Neutrum und bezeichnet daher hier die Blüthe nicht den Baum; *pâça* laqueus, vinculum, funis ist schlecht, es heifst hier „die Fülle des Haupthaars", das entsprechendste Wort ist unser „Schopf" vgl. C'aurapanc'âsika 25. keçapâca und Ws. s. v. pâca. — Bei *mad'u* çl. 67. fehlt die Bedeutung mel, denn im Text ist mad'u von ratirasam zu trennen, wie es R. M. S. thun; es ist die auch bei Griechen und Römern sich findende Vorstellung von den honigträufenden Bäumen. çl. 70. fehlt *âlek'ya*. Ws. dict. s. v. a. painting. çl. 77. ist vâsayas'ti nicht blos „Säule" sondern „Aufenthaltssäule". çl. 78. *çank'apadmau*. Das Gl. sagt nur concha und nelumbium, es sind dies aber zwei der berühmten Nidhis des Kuvera, vergl. Ws.'s Ausgabe und dict. s. v. nidhi. çl. 81. *vâ* in der Bedeutung von iva fehlt. çl. 84. *gotra* hat hier die Bedeutung nomen nicht stirps, gens. çl. 85. *avad'i* ist terminus nicht tempus. — Aber für das Verständnifs des Gedichts im Ganzen können wir das Glossar nur sehr unvollständig genügend nennen, da viele Composita durch Zerlegung in ihre einzelnen Theile ganz unverständlich geworden sind, und kurze sachliche Erklärungen, die Hrn. G. in Ws Ausgabe zu Gebote standen, in manchen Fällen durchaus nothwendig waren, ein Mangel, durch welchen das Verständnifs nicht nur oft sehr erschwert, sondern auch zuweilen ganz unmöglich gemacht wird. Die nachfolgenden besondren Bemerkungen mögen dazu dienen, das hier nur im allgemeinen Angedeutete zu bestätigen, zugleich aber auch zeigen, eine wie mifsliche Aufgabe es für unsern Standpunct der Sanskritkenntnifs ist, ein solches Gedicht wie den Megadûta ganz ohne Hülfe der Scholien verstehn zu wollen.

Çl. 1. Es fehlt im Glossar das Subst. mahiman, m. Gröfse, Hoheit (vergl. Nalod. I. 53. wo es der Scholiast durch „mahatô b'ava:" erklärt).

Çl. 2. vaprakrîdâ. Hr. G. bemerkt zu diesem Worte im Gl. „vocabulo vapra tribuenda videtur campi notio, die Grundbedeutung jedoch der von Wilson im dict. angegebenen Bedeutungen ist „Wall, Erdwall" und diese hat es auch in unserm Compositum, daher erklären es die Scholien vapre udd'rtaṁrtkûte kridâyai parinata: pramatto. (leg. pranato) yo gag'a: und vapre tate parinata: kridayâ pravrttaç c'âsau gag'aççé'ti. Hr. G. stützt sich bei seiner Erklärung von vapra = campus besonders auf Kum. Sam... II. 50. tatâg'ata aber die Grundbedeutung von tata ist „Saum, Grenze", daher „Ufer eines Flusses" und „Saum des Berges" weshalb der Schol. des Çiçupâl II. 39. das gleichbedeutende Femininum tatî durch sânu erklärt, und auch tata sich so gleich sânu gebraucht findet, Çring. 7, wo es Hr. G. nicht genau campus, tractus übersetzen will.

Çl. 4. nab'asi erklären drei Scholiasten die nicht näher bezeichnet sind besser als das Glossar (nubes, aer) durch çrâvane, da dieser Monat auch nab'as heifst; statt sampraty agrai: liest einer derselben, wie auch im Wilson'schen Text steht sa pratyagrai: und erklärt es durch navinai:.

Çl. 8. pratyayâd âçvasantya: das Gl. giebt pratyaya durch fiducia, welche Bedeutung es allerdings hat, aber sie reicht hier nicht ganz aus, B. erklärt es: pratyayân niçc'ayâd âçvasantya: | avaçyam eva g'aladâgame kânta: samâgamis'yati 'ti vimrçya svast'ib'avantya: | tat'â c'a pratyaya: sapat'e (leg. çapat'e) g'nâne viçvâse niçc'aye tat'ê 'ti viçvakos'a:.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister.*

(Fortsetzung.)

Çl. 9. B. te sagarva: st. toyagrd'nu:, einige Handschriften lesen auch toyagrâhya (:); ferner R. âbadd'amânâ: und K. âvidd'amâlâ.

Çl. 10. Das Gl. hat pâti maritus, R. K. M. V. erklären aber sadya: pâti hrdayam „das sogleich sinkende Herz". Der Sinn ist: wie die Blume, wenn sie von der Pflanze getrennt wird, sogleich sich schliefst, so schliefst sich auch das liebende Herz der Frauen bei der Trennung, indem es sogleich sinkt.

Çl. 11. Die Scholien schreiben hier sowohl als 9. çubagam und hier wie auch an andern Stellen vis'a statt visa.

Çl. 12. kâle kâle. Das Gl. hat subinde, certo tempore, K. erklärt es durch prativars'am M. vars'e vars'e.

Das Gl. giebt nic'ula blos als vestis superior velamen, tegumentum an; in dieser Bedeutung hat es hier aber gar keinen Sinn und die bei W. dict. s. v. voranstehende „a plant (Bariogtonia acutangula) ist die hier einzig brauchbare.

Çl. 14. B. unmuk'âb'ir.

Çl. 15. valmîkâgrât. B. K. erklären dies Wort schlechthin durch „Ameisenhaufen". (K. pipîlikâdikrto mrtsanc'ayaviçes'avartmîkas tadagrab'âgât und B. ûyikâkrtamrtst'ûpâgrât); M. sagt purastât pûrvasyâm diçi valmîkâgrât râmagiriçrngât raviraçmiupâstatvât prat'amata (:) prakâçata ityart'a: er nimmt also valm. als den Gipfel des Râmagiri auf den die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fallen und so an der Wolke den Regenbogen hervorbringen, dannach wäre dann der Abl. valm. von purastât abhängig und zu übersetzen „der Bogen des Indra zeigt sich auf der Ostseite des Râmagiri"; so scheint es auch Hr. G. genommen zu haben, dem indefs die Auffassung von valmîka = tumulus, collis, wie das Fragezeichen im Glossar andeutet, zweifelhaft scheint; und so schlechthin kann es diese Bedeutung allerdings nicht haben, sofern aber die nur an der obersten Spitze beleuchtete Kuppe des Berges darunter verstanden ist, dürfte die Erklärung ganz passend sein. Allein R. bringt eine andre ungleich vorzüglichere, indem er es durch sûryât commentirt und hinzufügt valmîka: sâtapo meg'e, valmîka: surya ity apîti kos'ântaram. Es ist demnach valmîkâgra die eben aufgehende Sonne, deren Ball sich halb über die Erde erhebt und so dem runden Ameisenhügel verglichen wird, diese steht im Osten und bestrahlt die auf dem Berge stehende Regenwolke, an welcher so der Regenbogen erscheint. Andre Commentare (K und S) erklären purastât fälschlich durch agratas und agre und diese widerlegt R, indem er sagt: purastât agrata iti vyâk'yânam na yuktam | agrastam d'anur aindram açub'am g'âyate iti yatrâyâm (!) nisidd'am uttarâb'imuk'asya pûrvadigavast'itam aindram d'anur daxinato b'avatîti çub'asûc'akam. — M. liest gopaves'asya st. — veçasya.

Çl. 17. sâd'umûrd'nâ nimmt Hr. G. als ein Wort; die besseren Commentare R. K. M. nehmen sâd'u als Adverbium, und das ist auch wohl, da das dem Berge beigelegte Prädicat sânumân ziemlich mit sâdumûrd'nâ in seiner Bedeutung übereinstimmen würde, die bessere Auffassung. R. und K. erklären es yôgyam yatâ syât. M. durch samyak, es steht also in der Bedeutung „geziemend, willig". — R. M. lesen statt vanopaplavam (was B. und S. haben) davopaplavam, was vorzuziehn sein möchte, da es die bessern Commentare sind. — R. raxyati. M. vaxyati.

Çl. 17. 18. Zwischen diesen beiden Strophen hat Hr. G. die Strophe ad'vaklântam ityâdi wohl mit Recht

Digitized by Google

ausgestofsen, von unsern Commentaren erklären sie nur B. und V. Wenn übrigens Hr. G. sagt, dafs die beibehaltene Strophe die gewähltere Sprache habe und sich dabei grade auf sâd'u = tunga stützt, so möchte man hier gröfsere Ausführlichkeit wünschen, da, wie wir oben sahen, die bessern Commentare sâd'u anders fassen.

Çl. 19. b'ûtim erklärt Hr. G. im Glossar als den Saft, der zur Brunstzeit aus den Schläfen der Elephanten quillt, allein wenn dieser auch mit der Revâ verglichen werden könnte, so sieht man doch nicht ein, wie er am Körper des Elephanten in die Ordnung von heiligen Zeichen (b'aktic'eda) gebracht werden kann, da er ja eben fliefst und die Ordnung in jedem Augenblick durch den neu hervorquillenden Saft gestört wird. Die Scholien erklären daher (mit Ausnahme von B und V die das Wort nicht commentiren) b'ûti anders. *) Die Erklärung von R und K durch mandalam sowie die von S durch çôb'âsampadam ist wohl die beste, und mandala in der von Wilson im dict. angegebenen Bedeutung von a mystical diagram zu nehmen. b'ûti ist demnach ein Kreis der durch bestimmte Linien an dem Körper des Elephanten von dessen Treiber (hastipaka) gebildet wird und ihm besondre Heiligkeit und Schönheit verleiht. Die Art der Anfertigung eines solchen Kreises möchte vielleicht aus Mallinâtha's Erklärung durch b'asma hervorgehn, indem wahrscheinlich die Linien durch die Asche von Opferthieren auf dem Körper des Elephanten eingerieben wurden; nach der Erklärung von K. jedoch bestände er in einem mit bunten Steinen besetzten Gürtel, obgleich in diesem Falle die Erklärung von narmadâ' pi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarnâ gezwungen ist. Der Flufs Narmadâ wird demnach einem solchen Kreise verglichen, und wie dieser aus nicht zusammenhängenden Linien besteht, so kommt sie an dem felsigen Fufse des Vind'ya sich brechend bald hier bald da zum Vorschein und fafst das Gebirge auf dieselbe Weise ein, wie der Kreis den Körper des Elephanten.

Çl. 20. B. R. lesen kung'a st. s'anda ebenso W. B. H.; deshalb ist wohl der Umstand dafs der Dichter jenes Wort erst im vorhergehenden çloka gebraucht hatte, nicht hinreichend um die Lesart s'anda, die allein D hat, aufzunehmen.

Çl. 25. W. B. H. lesen atimahat, aus D ist avikalam in den Text genommen; jene Lesart bestätigen R. M., was die übrigen lesen ist nicht ersichtlich, jedenfalls ist auch hier die erstere Lesart vorzuziehn. — Alle von H. G. verglichenen Handschriften lesen ferner labd'â, ebenso B. R. K. M., doch bemerkt R., dafs Andere auch labd'vâ haben, was wohl vorzuziehn, und deshalb bereits von H. G. als Conjectur in den Text genommen ist. Uebrigens erklären die Scholien labd'â nicht als zweite, sondern als dritte sing: indem sie ein b'avân ergänzen.

Çl. 26. yauvanâni giebt das Glossar nicht passend durch coetus puellarum, die Scholien erklären es besser R. durch târunyâni, K. yuvakarmâni, S. yûnaḥ karmâni.

Çl. 27. R. führt eine Lesart navanadi — an.

Çl. 28. B. R. sp'uranna was besser ist. — B. R. ug'g'ayanî.

Çl. 29. B. R. st'alitasub'agam st. sk'alita, — sie erklären es st'alitena pâs'ânena itastatas pâtena.

Çl. 30. çîrna giebt das Gl. durch deciduus, das ist aber schon durch b'rançin ausgedrückt und çîrna ist „abgerissen, abgeschüttelt." V. hat wie D. g'îrnaparnai: „die gealterten Blätter," was sehr poetisch ist und vorzuziehn sein möchte; was die übrigen Commentare lesen ist nicht ersichtlich.

Çl. 34. ganai: Das Gl. hat nur caterva, grex, es ist aber hier bestimmter die mythische Schaar der Begleiter des çiva, daher von einem Schol. durch çankarapârçvadair (lies — gair) erklärt. — snâna erklärt das gl. durch lavatio, die Commentare besser durch „Salbe." snâniyam c'andanâdi, ein Dritter snânena sugand'idravyena — snâniye [5] b'is'ave snânam iti yâdava., in dieser Bedeutung findet es sich auch Ritus I. 4.

Çl. 35. âmantrânâm das Gl. bemerkt zu dem Worte si lectio vera „salutatio" und in der Vorrede entscheidet sich Hr. G. für die Conjectur des Hrn. Schütz zu Bielefeld der âmandrânâm dafür lesen will. Die von

*) Und zwar sagt R: gag'asyânge b'aktic'edair lek'âk'andair virac'itâm nirmitâm b'ûtim mandalam iva drasyasi. K. gag'asyânge çarire b'aktic'edai: rek'âvinyâsaviçes'ai rac'itâm kalpitâm b'ûtim g'ag'amandalam iva | gag'amandalam hi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarnam narmadâ'pi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarne'ti sâmyam | b'ûti: çrîr gag'amandalamb'ûtir b'asmani sampadi — S. b'aktic'edai: vib'âgab'edarek'âviçes'ai: virac'itâm hastipakâdib'i: krtâm b'ûtim çôb'âsampadam iva nadîm ity art'a: | vind'yapâdasya gag'atulyatvam vakragatâyâ nadyâ rek'âtulyatvam. — M. b'aktic'edai: k'anditab'aktiprakarair virac'itâm b'ûtim iva b'asme'vé'ty art'a:.

uns benutzten Scholien merken keine abweichenden Lesarten an, wohl aber erklärt B. âmantrânâm durch îs'adgamb'îrânâm, er faſst also das Wort in demselben Sinn, den Hr. Schütz dem Worte âmandra giebt, demnach möchte wohl die von allen codd. mit Ausnahme von D. gebotene Lesart beizubehalten sein, zumal da der Sinn, welchen ihr B. beilegt, sehr nahe liegt, indem ja der mantra ein leises, in dumpfem Murmeln bestehendes Gebet ist; nur ist âmantra dann natürlich nicht als Substantiv sondern als Adjectiv zu fassen.

Çl. 37. Zum Verständniſs des Verses setzen wir was M. und V. darüber sagen, in die Note.*)

Çl. 38. B. wie D. snigd'ayâ. Ferner haben statt des im Text stehenden mâ sma B. R. mâ c'ab'ûr, was wegen der bessern Verbindung vorzuziehn ist; B. fügt seiner Erklärung hinzu c'açabda êvârt'e kuta:. Das gl. erklärt viklava durch perturbatus, confusus, es ist aber timidus cf. Ws. dict. overcome with fear und M.'s Erklärung svab'âvab'irava. —

Çl. 40. B. prâleyâçrum st. — âcram. Çl. 41. B. M. S. vis'adâni st. viçadâni. —

Çl. 42. B. bemerkt, daſs eine Lesart vipulag'ag'. sei, doch ist die aufgenommene vorzuziehn.

Çl. 43. çroto giebt das Gl. durch auris was gar keinen Sinn giebt; die Commentare erklären es durch „Nase" (der Etymologie nach „der Flieſser!") was offenbar das Richtige ist. S. nâsâvivarasya d'vanitena sub'agam suk'ag'anakam yat'â syât tat'â dantib'ir piyamâna:. V. çroto suvegendriyayor ity amara: — *parinam* erklärt das Gl. durch inclinare, es ist aber hier als causs. zur Reife bringen, wie auch parinata reif heiſst. Daher S. paripâc'ayitâ und M. udumbarâni g'anâgame pac'yante. — *nicai:* ist hier nicht wie das Gl. will deorsum, sondern „sanft", wie es die Commentare erklären. R. çîto vâyur mandam vâsyate. M. mando na tu pratikûla:.

Çl. 44. vâsavînâm, B. erklärt es durch indrasambandi'ninâm, also zum Vasava = Indra gehörig.**) B. K. V. S. lesen samb'âtam, und daraus daſs die Lesart der andern beiden Commentare nicht erwähnt ist, läſst sich vermuthen, daſs diese dieselbe Lesart darbieten. Die angeführten Commentatoren erklären es übrigens als wenn sambrtam dastehe, nämlich B. arpitam, K. nixiptam, V. sanc'itam, S. sanxiptam.

Çl. 45. putraprêmnâ, denn Skandas reitet auf einem Pfau. R. skandasya mayûravâhanatvât tasya mayûram api âpyâyaye: — *g'yotir* erklärt das Gl. blos durch splendor, lux, es ist aber hier richtiger wie es B. erklärt „Stern", „der Pfauenschweif, der Sternreihen umschlieſst." In derselben Bedeutung steht es auch çl. 67. — *prâpsis* oder prâp, fehlt im Gl. Die Commentare erklären es auf zweierlei Weise, entweder als Acc. Neutr. zu varham gehörig, dann heiſst es „die Blätter des Lotus (an Schönheit) erreichend", oder als Loc. von prâp. „an das mit Lotusblatt geschmückte Ohr" steckt sie die Pfauenfeder. M. liest b'rng'i und das möchte die vorzüglichere Lesart sein.

Çl. 46. Den hier berührten Mythos erzählt K.*) — B. çroto st. sroto — parinata faſst das Gl. in der Bedeutung inclinare, besser aber ist es mit B. R. M. als pâkam yâta: oder pravrtta: zu nehmen.

Çl. 47. R. muktâganam st. °gunam — êka übersetzt das Gl. durch simplex, besser mit B. herrlich, prächtig advitîyam çres'tam vâ.

Çl. 48. R. g'us'âm st. mus'âm, B. c'armanvatyâ: pâre daçapuram nâma nagary asti. — paric'îta das Gl. giebt paric'i durch cumulare, augere, das paſst aber nicht; paric'ita ist Adj. des Compositums b'rûlatâvib'rama und in der von Ws. dict. gegebenen Bedeutung known, acquainted with zu nehmen, „Frauen, welche es verstehn mit ihrer Brauen Ranken zu umstricken"; so erklären es auch B. R. K. — R. K. erklären krs'nasâra durch „schwarze Augen" was ungleich schöner ist. R. krs'namandalasya prab'â. K. c'axurgolakasya prab'â, krs'nasâra °prakrs'namanda-

*) M. sadya: gag'âsuramardanânantaram b'agavân mahâdêvas tadîyam ûrdhvâg'inam b'ug'amandalena bib'rat tândavam c'akâra. V. çivo hi sadya: krttigag'ac'arma paçc'âddeço samutxipya sand'yâyâm nrtyati tataç'a prs'tadeçâçritena tvayi'vatat kâryam kartavyam.

**) K. erzählt den hier berührten Mythos so: iti purâ kila çrûyate | târakopaplavâd eva raxârt'am çivena parvatyâm vig'am xiptam tad vig'am vahner apy ad'ikam ity asahamânayâ parvatyâ vahnau xiptam vahninâ c'a g'âhnavyâm tayâ c'a çaravane tata: samutpanna: skanda: s'atkrttikâbi: paripô-s'ito nudinam vardd'amânas tam târakam nig'ag'âne'ti purânakat'â.

*) Kat'â c'aitâdrçî vantidevanâmnâ (V. daçapurapati mahârâg'a)nrpena gômed'asahasrair is'tam tatra kapilânâm gavînâm mâranât rs'iprab'âvât c'armanvati nâma çudd'atoyâ sampannâ sâ hi rantidevasya kirtitvena prasidd'â.

lam c'axur iti udyôtkaratikâ | und fügt noch eine andre Erklärung hinzu at'avâ krs'nasârâ prakrs'takrs'nâprab'â.

Çl. 49. piçunam das Gl. atrox, crudelis, ist unpassend. Ws. dict. a spy, an informer „der Verräther des Mordes des Xatras", so auch B. R. K. M.

Çl. 50. B. ab'igamam. R. ad'igamam.

Çl. 51. Die Commentare schreiben kalak'alam. — K. vihasye'va, wie D., was vorzuziehn ist. —

Çl. 52. ac'c'asp'atika übersetzt das Gl. schlechthin durch crystallus, besser aber ist ac'c'a als pellucidus zu fassen, also „das wie klares Krystall weifse Wasser." R. svac'c'asp'a — mit gleicher Bedeutung. — K. M. bestätigen die Lesart sangameva, die offenbar die richtige ist; sie bemerken ferner zum Verständnifs der Stelle, dafs das Gangâwasser weifs, aber das der Yamunâ schwarz sei. — K. R. çrotasi. R. sansarpantyâs. —

Çl. 54. B. liest fälschlich xavita statt xayita. B. R. uttarânâm. —

Çl. 55. asahanâ: das Gl. inimicus, was gar nicht pafst, es gehört zu muktad'vanim und heifst „nicht zu ertragen vermögend", ebenso wenig läfst sich tumula als Subst. strepitus fassen, es ist Adj. und heifst „rauschend", wie es auch die Scholien erklären und oft genug im Mahabh. vorkommt. R. sângabangâya st. svângab'.

Çl. 56. B. V. upahitabalim, was wohl das Richtige ist. — B. c'aranaçyâmam, erklärt durch pâdac'ihnam. — B. liest noch fälschlich drd'am st. dûram und udd'atapâpâ:. —

Çl. 57. nirbhâdi, das Gl. erklärt dies Wort durch resonans, nach den Scholien ist es aber „tief, dumpftönend." —

Çl. 58. upatatam, das Glossar margo, ora, was aber durchaus nicht angeht, es mufs jedenfalls ad. verbial gefafst werden, so auch B. R. M. V. tatânâm samîpe | prântadeçasamîpe. — tiryagâyâmaçob'î. Dazu bemerkt M. yat'âpûrvam valiband'anôdd'atasya (lies — nodgatasya) vâmanarûpina: çrihare: çyâmac'arana(s) tiryanggâmi çoçub'e tat'â tvam api çob'âb'âg'anam b'avis'yasi 'tyarth'a.

Çl. 59. Die Scholien erklären prast'a besser durch sânu, vgl. auch Ws. dict.

Çl. 60. snigd'a übersetzt das Gl. durch jucundus mit einem Fragezeichen. B. R. erklären es durch tailâdi, also Oel, u. s. w. und das ist das Richtige. —

Çl. 61. b'angîb'aktyâ. Das Gl. giebt b'angî durch fractio incurvatio und b'akti, cultus, veneratio und so fafst es auch B., allein viel vorzüglicher ist die Auffassung von K. und M., die b'angî als „Woge" nehmen, und b'akti als „Theilung"; H. bemerkt noch dazu b'akti: sevarac'anayor ity anekârt'a: — B. vic'aret und vic'aritavapur. — K. kuru statt vrag'a, was ursprünglich Glosse gewesen und so in den Text gekommen sein mag. —

Çl. 62. K. V. g'armalabd'asya statt des bessern çarmal.

Çl. 64. na na. Das Gl. sagt na na valet ad augendum simplex na, der Sinn erfordert aber hier grade das Gegentheil, es bejaht hier und das sagen auch die Commentare. B. dvau nanc'au prakrtyartam gamayata: und R. na na g'ñâsyase api tu g'ñâsyasa eva dvayor nis'ed'ayo: prakrtârt'asya gamakatvât. — R. çub'ravrndam statt des bessern ab'rav. — utsange erklären die Scholien durch krode und das ist die gewöhnliche und hier passendste Bedeutung, ebenso çl. 84. Das Glossar giebt es beide Male durch declivitas. —

Wir müssen, obgleich die folgenden Verse sowie das Çrngâratilakam noch reichlichen Stoff zu Bemerkungen darbieten, diese hier schliefsen, um diese Anzeige nicht allzuweit auszudehnen, und wollen noch mit ein Paar Worten der sub No. 2. angeführten kleinen Broschüre gedenken.

Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, dafs der Vf. mit derselben wirklich die Existenz einer falschen Richtung in der Sanskritphilologie, wie sie die erste Hälfte des Titels ausspricht, darthun wolle, sondern die Schrift ist nichts als eine Antikritik der Höferschen Recension über Lassen's Anthologia Sanscr. in den Jahrb. f. w. Kr. Juni 1840. Bei ihrem rein persönlichen Character würde sich dieselbe nun nicht zu einer wissenschaftlichen Beurtheilung eignen, wenn nicht der Vf. (S. 4) den Vorwurf der Persönlichkeit dadurch abzuweisen suchte, dafs er sagt, wenn er wirklich die Wahrheit rede, so könne es gleichgültig sein, ob das aus persönlichen Rücksichten geschehe oder nicht.

(Der Beschluss folgt.)

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister.*

(Schluſs.)

Diese Wahrheit vom wissenschaftlichen Standpuncte mit ein Paar Bemerkungen zu beleuchten, möge uns hier vergönnt sein, und erweist sich diese als nichtig, so wird sich auch der falschen Sanskritphilologie leicht ihr Platz im Gebiete der Träume darbieten. — In No. 28. 29. greift Hr. G. Hoefer deswegen an, dafs er Anthol. p. 27, 1. statt eines Choriambus einen Jon. a. min. in den Text setzen wolle und meint, dafs dieser zwar in der epischen Poesie, nicht aber in der lyrischen und Spruchpoesie, der dieser Vers angehöre, vorkomme. Hier hätte Hr. G. wissen sollen, dafs diese späteren Dichter ihre Sentenzen, wie das ja auch ganz natürlich ist, sehr oft nicht selbst dichten, sondern früheren Gedichten, namentlich aber den epischen, entlehnen; nun konnte aber auch dieser Vers einer solchen Quelle entstammen, und wir sehen deshalb keinen Grund, der Hrn. Hoefer hätte hindern sollen den Jon. a. min. in den Text zu setzen, wohl aber einen, der Hrn. G.'s Wahrheitsliebe in keinem sonderlichen Lichte erscheinen läfst. Er sagt nämlich, der Vers sei im Uebrigen dem Schema der Upag'âti vollkommen gemäfs, demnach müfste er überall im zweiten Fufs den chor. enthalten, *nun steht aber gleich in b.* 1. *der dritte Epitrit*, ein selbst in der epischen Poesie sehr seltner Fufs, den sich ein späterer Dichter niemals erlauben würde; und diesen Fufs nennt Hr. G. vollkommen dem Schema gemäfs! — Ueber die *Art*, wie er in No. 60. ein Paar von H. übersetzte Çlokas angreift, wollen wir uns hier nicht weiter auslassen, jedenfalls aber hätte er fühlen sollen, dafs eine solche Sprache eines gebildeten Mannes unwürdig sei, er hätte glauben sollen, dafs auch Hr. Hoefer seine wohlfeile Weisheit von der Beschaffenheit des Çloka besitze; wenn er nun aber ganz *im Allgemeinen* von Çloka sagt, dafs bestimmte Füfse (mit hauptsächlich jambischem Rhythmus) nicht in ihm stehn dürfen, so gilt dies allerdings für die epische Poesie meistens, für die lyrische und dramatische immer, der Rig. V. dagegen zeigt grade in diesen Stellen meist den jambischen Rhythmus, den Ref. daher als den ursprünglichen des ganzen Maafses ansieht (vgl. Zeitschrift f. Kunde des Morgenl. Bd. 3, Heft 1), welcher Ansicht auch Hr. Prof. Lassen (ebd. Heft 3) beistimmt. Wenn Hr. H. daher diesen jambischen Rhythmus in seiner Uebersetzung hauptsächlich hervortreten läfst, so hätte Hr. G., der doch sonst überall Absichtlichkeit vermuthet, gut gethan, diese auch hier anzunehmen, und dann die Wahrheit nicht soweit zu beeinträchtigen, dafs er die unzähligen Stellen des Rig Veda, die nicht zu seiner (oder vielmehr Hrn. v. Schlegel's) Regel passen, mit Stillschweigen überging. — In No. 41. und 42. wollen wir uns nicht darauf einlassen Hrn. Hoefers Auffassung der beiden Verse Anth. p. 3, 8—9 und p. 14, 11—12 zu rechtfertigen; nur das bemerken wir, dafs wenn Hr. G. sagt: „Warum man nicht vom Knoblauch sprechen solle, weifs gewifs nur Hr. H. allein," dieser Spott sich gegen ihn kehrt, der nicht weifs, dafs der Knoblauch unter den den Brahmanen verbotenen Speisen bei Manu lib. 5. 5. obenan steht. Freilich konnte aber Hr. H. nicht meinen, dafs man nicht vom Knoblauch sprechen solle, sondern nur, dafs man nicht davon sprechen solle, wenn ihn Jemand gegessen, ebenso wenig wie man andre schlechte Thaten, die im Hause vollführt werden (grihê duçcaritâni), kund machen solle. — In No. 47. geht Hr. G. gegen die Bemerkung H.'s zu Felde, dafs die Inder zuweilen von *zehn* Weltgegenden sprächen und sagt (H. hatte sich auf Hrn. v. Schlegel's Anmerkung zum

Ramayana und eine Stelle des Mahabh. berufen, die er jedoch beide nicht näher citirte): „Ich habe mir die Mühe gegeben sie (die Anmerkungen) danach durchzusuchen, jedoch nichts gefunden, während ich alle Ursache habe, mein Exemplar für ein vollständiges zu halten" und „es mag sich mit der Stelle des Mahab'arata wohl nicht besser verhalten". Wir fordern ihn deshalb auf in seinem Ramayana Vol. I. P. II. p. 149. Nota I. lin. 7. nachzusehn, wo klar und deutlich steht: „etiamsi octo plagae coelestes vel, quod interdum fit, *decem* numerentur", zugleich möge er sich aber anstatt der einen Stelle des Mah. lieber gleich drei merken, nämlich lib. III. 10667. diçô daçô 'ktâh purus'asya lôkê und ib. 17246 nirîxasva diçô daça, ib. V. 305. pratapantam diço daça, die ihm wohl seine Zweifel nehmen, dann aber auch lehren werden, dafs wir in der Sanskritphilologie vorzugsweise noch allzumal Schüler, und einer von dem andern zu lernen berufen sind. Schliefslich können wir nicht umhin, die wahrhaft unwürdige Sprache, die in der ganzen Schrift herrscht, noch einmal auf's ernstlichste zu rügen, und Hrn. G. daran zu mahnen, in welcher barbarischen Nation er sich naturalisirte, als er sein S. 7 genanntes kritisches Instrument ergriff.

A. Kuhn.

XXI.

Kaschmir und das Reich der Siek von Karl Freiherrn von Hügel. Erster und zweiter Band. Stuttgart, 1840.

In doppelter Hinsicht mufste das angeführte Werk grofse Erwartungen rege machen, seines Inhaltes wie seines Verfassers halber. Denn jedem nur einigermafsen Gebildeten ist Kaschmir, das Kindheitsland des Menschengeschlechts, dessen Ruhm im Orient nicht geringer als in Europa ist (Theil 1, S. 24), bekannt, und der Name des Reisenden, der es uns hier schildert, ist in Verbindung mit seinen weiten, zum Vortheil der Wissenschaft unternommenen Reisen so häufig und so ehrenvoll erwähnt worden, dafs es nur erwünscht sein konnte, endlich etwas mehr von seinen Forschungen zu vernehmen als kurze Beschreibungen neuer westaustralischer Pflanzen und die Abhandlung im 6ten Bande des Journales der Londoner geographischen Gesellschaft, welche der Vorläufer dieses Werkes gewesen ist. Hr. v. Hügel giebt hier eine Episode, ganz aus dem Zusammenhange seiner Reisen gerissen; sein Besuch in Kaschmir fällt in die letzten Monate des Jahres 1835.

Bekanntlich gehört das Land Kaschmir zu den Hochgebirgsthälern des grofsen Gebirgsgürtels, der den Hochflächen des inneren Ostasiens auf der Südseite vorgelagert ist. Von allen Thälern desselben ist es ohne Frage das ausgedehnteste und bedeutendste; sein Name ist im Abendlande schon vor Jahrtausenden (durch Herodot) genannt worden, demnach ist es bei weitem früher als irgend ein andrer Theil des Himalaya bekannt, gehörte aber dennoch bis zu Hrn. v. Hügels Besuche zu den am wenigsten erforschten Theilen dieser Gebirgslandschaften. Aber die eigentliche Entdeckung des Himalaya ist auch durchaus erst das Product der letzten Jahrzehende gewesen; sie begann bekanntlich (nach den schon dem Ende des vorigen Jahrhunderts angehörigen Gesandtschaftsreisen einzelner Engländer nach Tübet und Nepal) 1808 mit Webb und Rapers Reise zu den Gangesquellen, und besondere politische Verhältnisse beschränkten die Untersuchungen der Engländer seitdem auf die Gegenden zwischen den Flüssen Sutluj und Kali, einen verhältnifsmäfsig kleinen Raum, den zu überschreiten die ängstliche Politik der ostindischen Compagnie ihren Beamten untersagte. Daher kam es, dafs, während Kanawar, Gurwal, Kemaun in der alle Vorstellung übersteigenden Grofsartigkeit ihrer Naturverhältnisse uns kaum weniger bekannt geworden sind, als dies mit manchen Theilen der europäischen Alpen noch jetzt der Fall ist, grade die ausgedehntesten und wichtigsten Theile dieses colossalsten aller Hochgebirgsländer wie mit einem dichten Schleier verhüllt blieben, und Kaschmir besonders erschien bisher noch fast stets in dem wunderbaren und phantastischen Glanze strahlend, den es den Schilderungen des wackeren Bernier (1665), zur Zeit als die Mongolenherrschaft in Hindostan auf dem Gipfel ihrer Blüthe stand, verdankte. Diesem Zustande der Dinge hat für diesen Theil des Himalaya die Reise, deren Bericht uns hier beschäftigt, ein Ende gemacht.

Der erste Theil des Werkes enthält die Reise

Digitized by Google

nach und durch Kaschmir. Den Gedanken dazu faſste Hr. v. Hügel bei seinem Aufenthalte in den englischen Stationen auf den Vorhöhen des Himalaya, und die Ausführung konnte eben nicht viel Schwierigkeiten haben (mit Ausnahme derer, welche das Reisen in Gebirgsgegenden überhaupt und aufserdem in Ländern, deren Bildungszustand ein so eigenthümlicher, deren politische Gestaltung so wenig geordnet ist, nothwendig mit sich bringen muſs), da die Befehle der ostindischen Compagnie Hrn. v. Hügel, der mit ihr in keiner Verbindung stand, nicht hemmen konnten, andrerseits aber sein gutes Vernehmen mit den englischen Beamten in jenen Gegenden und der Einfluſs, den sie auf den mit den Engländern eng verbundenen Maha raja Runjiet Singh von Lahore, den damaligen Beherrscher von Kaschmir, ausübten, das Vorhaben des Reisenden sehr erleichtern muſsten. Von Simla aus erreichte Hr. v. Hügel den Sutluj (Th. 1, S. 83), wo er die Grenze des englischen Gebietes überschritt und das Panjab und damit Runjiet Singhs Reich betrat. Von hier folgen wir dem Reisenden durch ein Gebiet, das von Europäern bisher entweder noch gar nicht berührt, oder, wo dies der Fall war, doch nur auf eine für die Wissenschaft ganz ungenügende und unerspriefsliche Weise geschildert worden ist, weshalb man es denn auch um so höher schätzen muſs, daſs Hr. v. Hügels Darstellung hier wie überall so sorgfältig und genau ist, daſs der Leser dadurch ein deutliches und bestimmtes Bild von so wenig bekannten Gegenden gewinnt. Vom Sutluj führt der Reisebericht uns durch ein bisher noch nie geschildertes Land von Belaspur an jenem Grenzflusse an über Jualamuki, dessen berühmter Tempel mit den merkwürdigen Quellen entzündeter Gase, (die den von Alexander v. Humboldt in Kumana erwähnten Erscheinungen (Reise in die Aequinoctialgegenden Th. 2, S. 71 ff.) auffallend ähnlich zu sein scheinen) genau geschildert wird, und Nurpur nach Jommu. Man lernt auf dieser Strecke ein Land kennen, wie es sich so gewöhnlich vor Gebirgsländern auszubreiten und den Uebergang zu den tieferen Ebenen zu bilden pflegt, und wie es sich auch ohne Zweifel östlich vom Sutluj finden wird, ohne daſs es dort in den Schilderungen der Engländer so bestimmt hervorgetreten wäre, ein Land, das bei grofser Abwechslung im Kleinen doch den vorherrschenden Charakter einer sanft geneigten Ebene trägt, während blos die tief eingeschnittenen, von felsigen, selbst bergigen Steilabhängen begrenzten Flufsthäler noch an die Natur des nahen Gebirges erinnern. Auf dem ganzen Wege bis Jommu lagen die Schneeberge des Himalaya in nicht grofser Entfernung gegen Norden, und wenn man beachtet, wie wenig diese Theile des Hochgebirgslandes (Ritters sogenannter Kulu himalaya) bekannt sind, so wird man es Hrn. v. Hügel um so mehr Dank wissen, daſs er die Richtung und Ausdehnung dieser ersten Schneeketten so genau beachtet hat. Bald hinter Jommu (von Aghnur an, Th. 1, S. 158) führte der Weg endlich in das Gebirgsland selbst über mehrere parallele Gebirgsketten ganz so, wie es östlicher am Ganges und Jumna der Fall ist; hinter den ersten Ketten folgt das breite Thal von Rajauri, das in seiner Bildung vollkommen dem östlicheren Dehradun entspricht, und in dem noch die tropische Vegetation allenthalben vorherrscht. Von da ersteigt man das eigentliche Hochgebirge in dem (12952 Fufs hohen Th. 2, S. 155) Passe Pir panjahl, demselben, den schon Bernier geschildert hat, von dessen Höhe man die gewaltigen Eisgebirgsmassen, die nördlicher Kaschmir von Tübet trennen, mit den beiden hohen Piks Mer und Ser übersieht (Th. 1, S. 193), und gelangt am nördlichen Abhange desselben in das berühmte Thalland, dessen von früheren Reisenden nicht überschätzte natürliche Reize im grellsten Gegensatze mit dem gänzlichen Verfall und dem grenzenlosen Elend seiner Bevölkerung, eine Folge der Eroberungen, Bürgerkriege und des Druckes der Herrschenden, stehen, und das sich in so vielen Dingen von ähnlichen Gebirgsthälern unterscheidet, durch seine Ausdehnung und die Bildung seiner Oberfläche, wie durch seinen langsamen, in grofsen Serpentinen sanft hinströmenden Flufs und seine trockne, niemals durch einen Windstofs bewegte Atmosphäre. Hr. v. Hügel besuchte zuerst die Hauptstadt des Landes, die denselben Namen führt, ging dann am Flusse Jilum aufwärts bis an das obere Ende des Thales, wo der Flufs aus dem Hochgebirge in dasselbe hineintritt, und verliefs es dem Jilum abwärts folgend über den See Wuller durch den Pafs von Baramulla, den der Flufs am Südwestende des Thales durch die Gebirge sich gebrochen hat; kurz vorher erstieg der Reisende noch den Pafs von Banderpur

oder Nunnenwarre, der über die Schneegebirge im Norden von Kaschmir nach dem erst neuerdings durch den unternehmenden Engländer Vigne bekannt gewordenen Iskardu führt.

Der zweite Theil ist der genaueren Beschreibung des Landes gewidmet und zerfällt in eine Reihe sehr verschiedenartiger Abhandlungen. Auf eine kurze und im Ganzen nicht erschöpfende Untersuchung über den Namen folgt die Geschichte von Kaschmir, deren erster gröfserer Theil nichts weiter als ein Auszug aus dem durch Wilson bekannt gemachten kaschmirischen Geschichtswerke, dem Raja Taringini, ist. Wir müssen offen gestehen, dafs dieser Theil des Werkes uns am wenigsten befriedigt hat. Es giebt nichts Unerfreulicheres als diese kahlen, inhaltslosen Reihen von Königsnamen, untermischt mit mehr oder weniger mährchenhaften Erzählungen, wie sie die älteren asiatischen Geschichtsbücher fast durchaus darbieten; man erstaunt, wenn man (Th. 2, S. 95) sieht, welcher Art die Chronologie im Raja Taringini ist, und was für gewaltsame kritische Mittel Wilson anwenden zu müssen geglaubt hat, um aus diesen Namen und Zahlen eine nur einigermafsen glaubwürdige Geschichte zu machen. Hr. v. Hügel hat sich wie gesagt begnügt, (und wenn man bedenkt, wie es mit der älteren Geschichte Indiens jetzt noch steht, ist das auch nicht zu tadeln), einen Auszug aus dem alten Geschichtsbuche zu liefern, er ist hierbei auch nicht darauf eingegangen, die schwierige Frage über das Verhältnifs der Buddha- und Bramaverehrung in Kaschmir zu erörtern, eine Frage, auf die doch augenscheinlich so viel ankommt, und die er auch später (im letzten Abschnitte) nicht erschöpfend behandelt hat; allein das Streben nach Gründlichkeit und Ausführlichkeit hat ihn hier unserer Ansicht nach viel zu weit geführt. Auf die durch Ritter neuerdings (Erdkunde Th. 3, S. 1111 ff.) hervorgehobenen älteren chinesischen Berichte über Kaschmir ist dabei gar keine Rücksicht genommen. Interessanter, freilich auch leichter, ist die Behandlung der neueren Geschichte des Landes von Akbars Eroberungen 1586 an (Th. 2, S. 124 ff.), wo der Verfasser Ferishta und anderen einheimischen Autoren folgt, am gelungensten aber die Darstellung der bisher so wenig bekannten neuesten Geschichte, der Eroberung des Thales durch die Afghanenfürsten und der Erhebung der Macht Runjiet Singhs und der Siek über die kleinen Raja der umliegenden Gebirgsdistricte bis zur Eroberung von Kaschmir selbst im Jahre 1819.

Die folgenden Abschnitte sind zunächst geographischen Inhalts. Sie handeln zuerst (S. 153) von der Geographie des Landes im Allgemeinen, (die hier mitgetheilten Messungen nach dem Siedepunct des Thermometers ergeben eine Meereshöhe von gegen 6000 Fufs, wie sie schon von Ritter (Erdkunde Th. 3, S. 1148 und Th. 7, S. 91) aus verschiedenen Berichten anderer Beobachter gemuthmafst war), von den Hochgebirgen und Flüssen, die zwischen dem Sutluj und Atok (dem mittleren Indus) liegen (S. 156 ff.), von den Pässen, die vom Tieflande wie von Tübet her in das Thalland führen (S. 167 ff.), endlich vom Thale und den Eigenthümlichkeiten seiner Bildung selbst (S. 177 ff.); die hier (S. 182) versuchte Erklärung des Ursprunges der nicht selten besonders im oberen und mittleren Theile der Thalebene 200 bis 300 Fufs hoch sich erhebenden Alluvialhügel wird jedoch, fürchten wir, selbst einem enthusiastischen Anhänger der Erhebungstheorie bedenklich erscheinen. Dann folgen Abschnitte über die Flüsse und Seen des Thales (S. 188 ff.), sein Clima (S. 194 ff.), das viel rauher und kühler, zugleich trockener ist als man gewöhnlich glaubte, über die Grenzen und Nachbarstaaten (S. 198 ff.), alle wie überhaupt dieser ganze Theil des Werkes sehr lesenswerth und interessante Bereicherungen unserer Kenntnisse von diesen Gegenden enthaltend.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 34.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Kaschmir und das Reich der Siek von Karl Freiherrn von Hügel.

(Schluss.)

Nicht weniger lehrreich sind die übrigen Abschnitte, in denen die Bevölkerung Kaschmirs und der jetzige Zustand derselben geschildert wird. Wir lernen zuerst (S. 203 ff.) die politische Lage des Landes kennen, welchem Abschnitte eine Geschichte desselben unter den Siekstatthaltern seit 1819 einverleibt ist; dann folgen Darstellungen der verschiedenen Zeitrechnungen, die jetzt unter den Hindu des Thales im Gebrauch sind (S. 229 ff.), des Geldfufses, der Maafse und Gewichte (S. 235 ff.), endlich der Naturerzeugnisse (S. 244 ff.), welche aber nur im geographisch-statistischen, nicht im strengwissenschaftlichen Sinne, obschon sehr ausführlich behandelt werden; besonders interessant sind die Nachrichten über die als kaschmirische Nahrungspflanzen eigenthümlichen Gewächse, die Singaranufs (Trapa bicornis, siehe Ritter Erdkunde Th. 3, S. 1190) und das Nelumbium. Diesem folgt ein Abschnitt über die Kunsterzeugnisse (S. 303 ff.), unter denen natürlich die berühmten Shawle eine Hauptrolle spielen und besonders berücksichtigt werden; dann wird vom Besteurungssysteme (S. 333 ff.), der Ein- und Ausfuhr und dem Handel (S. 338 ff.) und den Einkünften und Abgaben (S. 348 ff.), endlich von der Einwohnerzahl (S. 358) gehandelt; die letzte ist seit einigen Jahren von 800000 auf 200000 (auf 5000 Quadratmeilen!) gesunken, hauptsächlich durch Auswanderungen des über alle Begriffe bedrückten Volkes in das Panjab. Die folgenden Capitel handeln von den religiösen Verhältnissen der jetzigen Bevölkerung (S. 360 ff.) und von ihren Sitten und Gebräuchen (S. 390 ff.), den Schluss macht eine Schilderung der alten Ruinen des Landes (S. 434 ff.), unter denen besonders ausführlich von dem grofsen Tempel Koran pandau bei Jalamabad im oberen Theile des Thales gehandelt wird; er ist allerdings gewifs eines der merkwürdigsten Monumente des alten Indiens und eine der interessantesten Entdeckungen, die Hr. v. Hügel in Kaschmir gemacht hat. Dieses kurze Inhaltsverzeichnifs wird hinreichen, darzuthun, welche Masse wissenswürdiger Nachrichten hier dem Geographen und Historiker dargeboten werden.

Das Werk führt, wie man sieht, noch den Titel das Reich der Siek, und in der Einleitung ist (S. IX) ausdrücklich gesagt, dafs der Verfasser das Reich der Siek ausführlich besprechen wolle, weil dies für die Europäer, als das einzige grofse Reich, das jetzt neben dem britischen in Indien besteht, Interesse haben werde. Wir glauben, dafs die Erfüllung dieses Versprechens in einem der beiden noch zu erwartenden Theile Statt finden werde, denn was im ersten Theile bei Gelegenheit der Reiseerzählung und im zweiten in der Darstellung der neusten Geschichte des Landes wie seines gegenwärtigen Zustandes darauf Bezügliches mitgetheilt ist, reicht lange nicht hin, ein klares Bild vom Staate der Siek, dieser Schöpfung Runjiet Singhs, die schon mit seinem Tode zu verfallen beginnt, zu verschaffen. Und gewifs wäre eine Schilderung wie die verheifsene sehr interessant. Der grofse, eigentlich schon Jahrtausende hindurch dauernde Kampf zwischen dem Occident und Orient nähert sich jetzt allmählig seinem Ende, der Orient, aufser Stande, der Kraft, Beweglichkeit und dem Geiste der Abendländer zu widerstehen, sinkt in hülfloser Schwäche von Jahr zu Jahr mehr zusammen. In diesem gänzlichen Verfall haben sich zwei neue Formen des orientalischen Staatslebens gebildet, die im schärfsten Gegensatze grade in Indien, das man mit Recht das wahre Herz des Orients nennen kann, einander gegenübertreten, in dem britischen Reiche der Compagnie und in Runjiet Singhs Staate der Siek: das

Digitized by Google

eine, wo Geist und Leben der Europäer sich in ein orientalisches Gewand hüllt, der andere, wo die alte Denk- und Handlungsweise des Orients sich mit mehr oder minder den europäischen nachgebildeten Formen umgiebt; beide können der Natur der Sache nach nur Stufen des Ueberganges sein. Eine sorgfältige Schilderung grade dieser glänzendsten Beispiele der modernen Staatsformen des Orients kann begreiflich nur sehr wünschenswerth sein.

Meinicke.

XXII.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius. (Erste Hälfte). Leipzig,* 1840. *Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.* 498 *S.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach. Erster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. XVIII u.* 448 *S. Leipzig,* 1840. *Weidmannsche Buchhandlung. Zweiten Theiles erste Hälfte. Von Johannes Damascenus bis auf die Reformation XII u.* 282 *S.* 1841. *Zweiten Theiles zweite Hälfte. Von der Reformation bis auf unsere Zeit. XV. u.* 364 *S.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth. Parchim und Ludwigslust,* 1839, *in Verlage der D. E. Hinstorffschen Hofbuchhandlung. X und* 387 *S.

Nichts möchte vielleicht mehr die enge Verbindung der Dogmengeschichte und Dogmatik und die Abhängigkeit dieser von jener zu beweisen im Stande sein als das Zusammentreffen der Bestrebungen in beiden Disciplinen in unserer Zeit. Mit der Umwandelung, welche die Dogmatik erleiden zu sollen scheint, wendet sich zugleich der Blick auf die Formen derselben in der Vergangenheit, um in ihnen das Vergängliche und Bleibende zu sondern, und letzteres als Baustoff für die neuen Schöpfungen der Gegenwart zu gebrauchen. Noch nie haben sich daher wohl die Bearbeitungen der ganzen Disciplin und die Darstellungen einzelner Dogmen in ihrer geschichtlichen Entwickelung mehr gehäuft als eben jetzt; niemals aber auch strengere Forderungen an dieselben sich geltend gemacht.

Fragen wir nun, wie die *Herren Verff. vorliegender Werke* zunächst den *Begriff* ihrer Wissenschaft gefafst, und welche *Methode* sie gewählt, so erhalten wir in Bezug auf den ersteren eine unbefriedigende Antwort, und zwar deshalb, weil *Beide* über das Wesen des Dogma's und das Verhältnifs der Geschichte zu demselben mit der *nöthigen* Ausführlichkeit sich auszusprechen unterlassen haben. Wenn Hr. Dr. *Hag.* die Dogmengeschichte definirt I. p. 1 als die wissenschaftliche Darstellung der allmähligen Entwickelung des christlichen Glaubens zu einem bestimmten Lehrbegriff (Dogma), der verschiedenen Gestalten, welche dieser Lehrbegriff im Laufe der Zeiten angenommen und der Veränderungen, welche er unter dem Einflusse verschiedener Zeitbildungen erlitten hat: so ist aus dieser und den §. 17. gegebenen Bestimmungen ebensowenig wie aus dem, was Hr. Dr. B.-C. in dieser Hinsicht §. 2. gesagt, das eigentliche Wesen des Dogma's und die Nothwendigkeit seiner Entwickelung zu erkennen. Was aber die Herren *Verff.* in dieser Beziehung vernachläfsigt, das hat Hr. *Kliefoth* auf eine eben so geist- als kenntnifsreiche Weise geleistet, und Rec. geht deshalb zunächst auf seine Erörterungen ein.

Um den Begriff des Dogma's zu bestimmen gehet Hr. Kliefoth p. 7 von den eigentlich bewegenden Mächten der Entwickelung der Kirche aus und findet p. 9 ein Dreifaches: 1. Das Christenthum als substanziellen Geist, als Kraft, welche in den mannigfachen Richtungen menschlichen Lebens sich verflechtend, auf mannigfache Weise sich bethätigt. 2. Die Aneignung desselben durch das Individuum. 3. Die Entwickelung dieses Geistes in dem Individuum. „Das Erste ist das objective, das Zweite das subjective, das Dritte das geschichtliche". „Das Erste und Zweite mufs mit einander in Berührung kommen, wenn das Dritte entstehen soll". Hr. Klief. entwickelt deshalb §. 5. 6. wie jene allgemeine Substanz durch das Medium des Glaubens von den Individuen assimilirt und dessen geistiger Besitz werde. Die Formen, durch welche dieses geschehe, seien Gefühl, Erkenntnifs, That (§. 7.), doch so, dafs die letzteren als aus der ersteren entstanden zu denken seien — „und man sagen mufs, dafs die christlichen Gedanken, die Jemand ausspricht, nur dann

Digitized by Google

wirklich christlich sind, wenn sie aus seinen Gefühlen sich herausarbeiten". „Diese Gedanken werden zunächst die Form der Reflexion haben, diese wird gegen andere in Differenz und Widerspruch treten (p. 23. 24), dieser Streit zur Reinigung des Ausdruckes, zur Abstreifung aller sinnlichen Färbung beitragen und endliche einzelne Bestimmungen in begriffliche Form bringen". „Je mehre Gegenstände nun (p. 26) in diesen wissenschaftlichen Proceſs hineingezogen sind, um so nothwendiger wird es auch sein, nicht mehr die einzelnen Sätze auf einander zu beziehen, sondern auch das innere Verhältniſs des ganzen Gebietes wieder zu begreifen. So gehet das wissenschaftliche Streben nothwendig zu dem weiteren fort, *Summe* christlicher Lehren, System der christlichen Erkenntniſs zu schaffen". — — Dieses wissenschaftliche, begriffliche und systematische Erkennen der christlichen Wahrheit ist das Dogma". Nach der hier entwickelten Genesis des Dogma's enthält also dasselbe drei Momente, zunächst das, welches Hr. *Kliefoth* auf eine minder passende Weise das *geistige* nennt (sofern nichts Dogma sein kann, was nicht aus dem vom heiligen Geiste durchdrungenen und bestimmten Leben des Individuums hervorgegangen), sodann das *traditionelle*, endlich das *wissenschaftliche*. Hier tritt nach des Hrn. Verfs. Ansicht der Einfluſs der Philosophie ein, deren Verhältniſs zu demselben aber nur dann richtig ist, „wenn sie anerkennt (p. 52), daſs dasselbe nothwendig andere Erkenntniſsprincipien habe als sie, und daſs sie daher dem Dogma sich nur zuträglich erweisen werde, so lange sie sich bewuſst bleibt, daſs im Dogma ihr ein anderswoher rührender Inhalt gegeben ist, dem sie wohl Form geben, an dem sie aber nichts ändern soll und den sie nicht aus sich produciren kann".

Man siehet des Hrn. Verfs. Grundbestimmungen ruhen wesentlich auf *Schleiermacher*, wenn auch das von ihm genannte *zweite* Moment des Dogmas bei demselben nicht die Bedeutung hat, wie bei Hrn. *Kliefoth*. Was aber zunächst seine Fassung des Dogmas betrifft, so kann sie Rec. nur zum Theil für richtig halten. Wenn nämlich behauptet wird, das wissenschaftliche, begriffliche und systematische Erkennen sei das Dogma: so ist hier das Dogma mit der Dogmatik, dem durch sie zu leistenden Beweise für dessen Wahrheit verwechselt, wie überhaupt oft in dem Buche. Das Dogma ist als solches kein wissenschaftliches Erkennen, obwohl durch dasselbe gebildet, weil es nichts anderes als das Resultat ist, weil es mit Uebergehung alles eigentlichen Beweises, wie er in der Dogmatik zu führen ist, in dem Symbol sich fixirt. Die Homousie des Sohnes und Vaters, durch das Concil zu Nicäa bestimmt, ist ein *Dogma*, der Versuch aber dies wissenschaftlich und begrifflich zu begründen ist die innere Triebkraft der eigentlich *dogmatischen* Bestrebungen. In der Bibel ist die ganze Fülle der Dogmen enthalten, aber nur dem Keime und der Möglichkeit nach, weil die Frische und Unmittelbarkeit des göttlichen Lebens und seiner Offenbarung über aller logischen Erkenntniſs stehet. Die Kirche nimmt diesen Inhalt in sich auf, — und er ist die geistige Substanz, welche zu bilden und zu gestalten die Aufgabe ihrer Geschichte ist. Diese Aufgabe ist keine andere als für den reichen unendlichen Inhalt die adäquate Form, für die Fülle des Lebens die schärfste Fassung zu finden. Diese Formen sind die Dogmen — und ihre Geschichte im Allgemeinen die Entwickelung derselben zu möglichster Vollendung. Inhalt und Form bedingen sich aber, jener wird wesentlich durch diese bestimmt und geändert, je angemessener diese, desto schöner auch jener, — die schönste und reinste kann nur auf dem Höhepuncte menschlicher Wissenschaft sich bilden. Wie Staat, Staatsgesetze und Wissenschaft des Rechtes, so verhalten sich Kirche, Dogmen und Dogmatik. Der Staat giebt keine wissenschaftliche Deductionen, um die Zweckmäſsigkeit seiner Sanctionen zu beweisen, sondern stellt sie fest — jedoch unter dem Einflusse wissenschaftlicher Bildung — als durch das Volksbewuſstsein, durch das unmittelbare Leben geforderte Satzungen, mit der Gewiſsheit ihrer Nothwendigkeit. Die Philosophie des Rechts hat aber die Wahrheit der staatlichen Formen zu beweisen, oder sofern ihre Erkenntniſs weiter gedrungen, als der jedesmalige Zustand des öffentlichen Lebens, die Unvollkommenheiten zum Bewuſstsein zu bringen. So wird Staatsrecht und Verfassung des Staates in einem gewissen Verhältnisse der Abhängigkeit stehen, wenn auch jenes, da es in einer rein idealen Sphäre sich bewegt, vor jener realen Form einen relativen Vorsprung hat. Auf ähnliche Weise prägt die Kirche den durch das Christenthum ihr gegebenen, in ihrem Selbstbewuſstsein ruhenden Inhalt zu festen Gesetzen aus, und diese ohne Beweis gegebenen, durch den dogma-

tischen Zeitgeist bedingte Bestimmungen sind die *Dogmen*. Sie sind die Evolutionen der ursprünglichen Substanz biblischer Lehre, die geistigen Bewegungen in dem Organismus der Kirche, — und sie als — relativ — wahre Ausdrücke jener Urbilder darzustellen, welche in der heil. Schrift angedeutet, der Zweck der Dogmatik. Jedem Zeitalter tritt der Inhalt des Evangeliums nur insoweit ins Bewufstsein, als die Form vollkommen ist, in welche ihn die Dogmatik ausgeprägt, und eben defshalb ist diese nicht blofs für das wissenschaftliche, sondern auch für das rein praktische Bedürfnifs der christlichen Gemeinde von der gröfsten Bedeutung. Diese *Form* aber wirkt wesentlich, wie schon gesagt, auf den Inhalt ein, *ändert* ihn — und dieser Punct ist es eben, in Bezug auf welcher Rec. mit dem Verf. sich nicht einigen kann. Wenn nämlich nach p. 43 nichts ein Dogma sein kann, was Resultat speculativer Deduction ist — und nach p. 12 die Philosophie anzuerkennen hat, dafs dasselbe eine ganz andere Erkenntnifsquelle hat, dafs sie ihm nur Form geben, es selbst aber *nicht* ändern kann: so scheint dies Rec. ein sich selbst aufhebender Widerspruch zu sein. Gerade die verschiedene Formgebung ist es, welche die Geschichte des Dogma's erzeugt, also dessen ewigen absolut wahren Inhalt insofern alterirt, als sie nur immer die eine oder die andere Seite hervorhebt, und durch diese Einseitigkeit eben den Trieb zu neuen Bildungen belebt. Z. B. das Dogma von der Trinität, wie soll es als wahr bewiesen, wie der Sabellianismus und Arianismus widerlegt werden ohne speculative Erkenntnisse, deren Resultate doch nach dem Hrn. Verf. nie Dogma sein sollen, ohne Einsicht in das Verhältnifs Gottes zur Welt, auf dessen Bestimmung in letztem Grunde alle Erörterung über Christenthum und Offenbarung fufst, und über welches in wissenschaftlicher Beziehung, aufser manchen Andeutungen, — die heil. Schrift uns nicht Rede stehet? — Die Weltanschauung des Christenthums ist ohne den als wahr bewiesenen Theismus und die in ihm ruhende Trinitätslehre nicht zu halten, — wie kann dieser Beweis geführt werden, wenn nicht durch wissenschaftliche Deductionen, welche doch nach Hrn. Kliefoth etwas ganz Fremdartiges in das christliche Bewufstsein bringen? — Aber der Hr. Vf. selbst kann bei dieser eingebildeten absoluten Sonderung des Philosophischen und Religiösen nicht beharren; denn z. B. p. 69 lobt er und mit Recht die Alexandriner, dafs sie „die dem Speculativen zugewandten Seiten" des Christenthums angebaut, und deutet mit diesem Ausdruck wenigstens an, was allein das Wahre ist. Mit Recht nämlich dringt Hr. *Klief.* auf die Unterscheidung der speculativen und religiösen Sphäre, und weiset jene unklare Vermischung von sich, welche allerdings das Gefährlichste aller religionsphilosophischen Versuche gewesen. Die Dogmatik mufs vielmehr, wie die Physiologie das organische, oder wie die Aesthetik das künstlerische, so das religiöse Leben *voraussetzen*, oder vielmehr sie ist nur möglich, und der Gedanke an ihre Ausbildung entsteht nur in solchen, welche jenes schon in sich tragen. Wie der Aesthetiker das Bewufstsein hat, dafs er seine Aufgabe nur lösen könne, wenn er sowohl Empfänglichkeit für das künstlerische Leben, ja nur wenn er Theil an demselben hat, *) als auch auf speculativen Wege dessen Producte d. h. die Kunstschöpfungen zu begreifen sucht, aber weit davon entfernt ist, die Wissenschaft an die Stelle der Kunst setzen zu wollen: ebenso erkennt der Dogmatiker, dafs er zwar streben müsse, die Wahrheit der Dogmen wissenschaftlich zu beweisen, sein System auf metaphysischem Grunde aufzubauen, aber gewifs ebenso klar, wie jeder Gläubige, dafs diese wissenschaftliche Exposition nicht die Religion selbst sei. Wie aber in dem subjectiv religiösen Leben Gedanke, Gefühl und Wille sich ergänzende und sich durchdringende Elemente derselben geistigen Substanz sind: so sind diese — nur mit gröfserem Uebergewichte des einen über das andere — in jedem Dogma vorhanden, und defshalb giebt es auch keins, welches die *speculative* Sphäre nicht berührte.

*) Noch ganz neuerlich ist dieser Vergleich mangelhaft gefunden, weil die Kunstwelt den *Dogmen* nichts Analoges an die Seite stellen könne, und daher eben das Mittelglied zwischen künstlerischem Leben und der Wissenschaft der Aesthetik fehle. Dieses ist aber eben das *Kunstwerk* selbst, und Kunstwerk und Dogma bilden eine vollkommene Parallele. Wie also künstlerisches Leben, Kunstwerk und Aesthetik: so verhalten sich Glaube, Dogma und Dogmatik — und die Dogmenhistorie, kann man in gewissem Sinne sagen, ist nichts anderes als die Geschichte des künstlerischen Lebens auf religiösem Gebiete.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Dagegen kann es allerdings geschehen, dafs der unmittelbare Glaube sich dessen nicht bewufst ist, was eine wissenschaftliche Erkenntnifs als sein eigentliches Fundament begriffen; dessenungeachtet ruht es in ihm, und tritt ans Licht durch die Selbstbesinnung des Geistes auf sein innerstes Wesen. —

So viel über die Bestimmung des Begriffes des Dogmas, welches Rec. in vorliegenden Werken nicht scharf genug gefafst zu sein scheint. Es bleibt übrig, ehe wir auf Einzelheiten eingehen, zuvor die von den Hrn. Verff. befolgte *Methode* zu würdigen. Die Wichtigkeit der Methode ist erst in neuern Zeiten erkannt und anerkannt, und zahlreich sind die Versuche gewesen, durch sie den überaus reichen Stoff in die Form eines bestimmten Schematismus gefafst, der denkenden Erkenntnifs zu erschliefsen. Aber mit diesen Versuchen ist auch zugleich die Schwierigkeit bei der Aufstellung solcher allgemeinen Gesichtspuncte, solcher das Ganze beherrschenden Gedanken zum Bewufstsein gekommen, und es hat bei diesem *Ringen* nach der wahren Methode nicht an gewissen stereotypen Formen gefehlt, in welche das solchem Zwange widerstrebende Material gepreßt wurde. Der aufserordentliche Fortschritt der Wissenschaft, welcher in unserer Zeit geschehen, nämlich das errungene Bewufstsein von einer heiligen Nothwendigkeit, einem göttlichen Organismus in der Entwickelung der Menschheit, das immer klarer gewordene Gefühl eines höheren unsichtbaren Zusammenhangs, welcher als der ideale Hintergrund alle vereinzelt scheinende Gestalten einigt, diese *wahre* wissenschaftliche Anerkennung des Waltens der göttlichen Vorsehung und der bestimmenden Macht des christlichen Geistes hat nach einer Seite hin zwar aufserordentlich vortheilhaft auf die Behandlung der Historie gewirkt; aber die Freude über die neue Entdeckung war zu stürmisch, als dafs man die partielle Wahrheit, welche ein früherer Standpunct besafs, nämlich das Festhalten an dem Momente der Willkühr, des Eigenthümlichen und Individuellen nicht hätte übersehen sollen. Jetzt ist es aber an der Zeit diese zwei gewonnenen Elemente der wahren Methode zu einem höheren Dritten zu vereinigen, und neben den in dem göttlichen Weltzusammenhange ruhenden unbeweglichen Gesetzen, welche als waltende Mächte die grofsen Massen der Geschichte umspannen, oder vielmehr *in* ihnen Raum für die freie schöpferische Eigenthümlichkeit genialer Geister zu lassen, — die durch sie bedingte Irrthumsfähigkeit in Anschlag zu bringen. Freilich sind die Einzelnen, durch deren Bestrebungen die Dogmen ausgebildet werden, im Verhältnisse zu dem die Kirche beseelenden heil. Geiste nur Organe, aber sie wären dies nicht, sie wären in Wahrheit nicht Individuen, wenn nicht zu dem zu entwickelnden Dogma vermöge seines Durchganges durch ihr Bewufstsein eine subjective Zuthat hinzukäme, welche aus dem Gange nothwendiger Gesetzmäfsigkeit nicht erklärt werden kann. — Rec. freut sich in Hinsicht auf diese allgemeinen Gesichtspuncte mit den Hrn. Verff., namentlich Hrn. Dr. *Hag.* und Hrn. Kliefoth in Uebereinstimmung zu sein. Denn Jener sagt I. p. 13 §. 10: „Nur die Behandlung der Dogmengeschichte ist die richtige und heilsame, welche uns sowohl das Wandelbare in den Lehrbestimmungen, als das in dem Wechsel Beharrende, Wesentliche desselben zur Erscheinung bringt, und welche daher in ihrem historischen Pragmatismus die äufseren Ursachen

Digitized by Google

der Veränderung mit dem von innen herauswirkenden dynamischen Princip in Verbindung zu setzen weifs. In ähnlichem Sinne spricht sich auch p. 377 Hr. *Kliefoth* aus.

Allein diese blofse *Erkenntnifs* der wahren Methode in so vager *Allgemeinheit*, wie hier geschehen, — obwohl ein nothwendiges Erfordernifs — ist doch im Ganzen sehr leicht; die eigentliche Schwierigkeit beginnt erst mit der wirklichen *Anwendung* auf den Stoff, mit der genauen Durchführung im Einzelnen, und diese scheint Rec. bei Hrn. Dr. *Hag.* keineswegs durchweg von jenen Principien bestimmt. Die eigentlichen Paragraphen trifft im Allgemeinen der Tadel einer gewissen *Charakterlosigkeit* (— welche in noch weit höherem Grade der *Münscher-Cöllnschen* Dogmengeschichte eigen ist) des Mangels an gehöriger Nachweisung des fortschreitenden Gedankens in der Dogmenbildung, an Darstellung des rein geschichtlichen Verlaufs in den Kämpfen theologischer Gegensätze, der Entstehung, Spannung und Auflösung derselben, kurz an eigentlich historischer Entwickelung, wie wir sie, wenn auch auf verschiedene Weise in den dogmengeschichtlichen Monographien von *Dorner* und *Baur* versucht finden. Diese scheinen überhaupt, obwohl von Hrn. Dr. *Hag.* oft angeführt, doch wenig auf seine eigene Gestaltung des Materials gewirkt zu haben, wenn diese auch durch den Zweck eines *Lehrbuches* bedingt war und deshalb nicht ganz dieselbe sein konnte, als die in jenen Schriften. Wer sollte aber wohl z. B. aus §. 150 — 152, welche die drei Perioden der Scholastik behandeln (— wenn man auch den kurzen Umrifs derselben §. 149 in Vergleich zu den übrigen als genügend bezeichnen wollte), das *Unterscheidende*, welches jede einzelne hat, kennen zu lernen und ein Bild von den eigenthümlichen Bestrebungen desselben zu entwerfen; wer aus §. 210, welcher die Principien des Protestantismus darstellt, die Schärfe seines Gegensatzes gegen den Katholicismus; wer aus §. 214—221 die divergirenden Tendenzen der lutherischen und reformirten Dogmatik zu beurtheilen im Stande sein? —

Hr. Dr. *B.-C.* theilt das Ganze in allgemeine und specielle Dogmengeschichte, aber so, dafs die erstere ganz abgetrennt von der speciellen bis zu Ende durchgeführt und als innere Geschichte der Kirche behandelt wird, während die zweite noch nicht erschienene Abtheilung die Entwicklung der einzelnen Dogmen darstellen soll. Hr. Dr. *Hag.* verarbeitet dagegen in *jeder* Periode den historischen Stoff nach dem Schema: *allgemeine — specielle* Dogmengeschichte, bezeichnet auch jede mit einem Namen (*apologetische, polemische, systematische, philosophisch-kritische*) und tritt hier in partiellen Gegensatz zu Hrn. Dr. *B.-C.*, welcher folgende Periodirung vorschlägt (p. 19):

Erste Periode: Bildung des Lehrbegriffes durch Denken und durch Meinungen (bis zum Nicänischen Concilium.)

Zweite Periode: Bildung des Lehrbegriffes durch die Kirche (bis zum Chalcedonischen Concilium.)

Dritte Periode: Befestigung des Lehrbegriffes durch die Hierarchie (bis auf Gregor VII.).

Vierte Periode: Befestigung desselben durch die kirchliche Philosophie (bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts.)

Fünfte Periode: Läuterung desselben durch Parteien (bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.)

Sechste Periode: Läuterung durch die Wissenschaft (bis auf unsere Zeiten.)

Allein hier verdiente die *Hagenbachsche* Eintheilung offenbar den Vorzug, weil sie wenigstens die wissenschaftliche Behandlung des dogmatischen Stoffes *allein* als Gesichtspunct, von welchem aus derselbe zu betrachten sei, geltend macht, wenn anders die Bezeichnung selbst (wovon weiter unten) eine ganz tadellose wäre, wie sich sein Werk auch durch die *engere* Verbindung der allgemeinen und speciellen Dogmengeschichte auszeichnet. Beide Sphären nämlich, *wie* sie gewöhnlich gegeneinander abgegrenzt werden, lassen sich *so* gar nicht unterscheiden. „Die allgemeine Dogmengeschichte, sagt Hr. *Kliefoth* p. 368 mit Recht, darf ganz und gar nicht von der Geschichte der einzelnen Dogmen getrennt werden. Denn einer Seits hat dieser allgemeine Entwickelungsgang sich nur in der Entwickelung der einzelnen Dogmen bethätigt; anderer Seits verliert die Geschichte der einzelnen Dogmen, wenn sie von der Geschichte des allgemeinen Verlaufs getrennt wird, allen lebendigeren, allgemeineren, geschichtlichen Zusammenhang. Es hat sich daher diese Trennung nie so rein durchführen lassen, dafs man nicht immer aus dem einen Theile Manches in den anderen hätte mit hineinziehen und in Wiederholungen hätte verfallen müssen." Dieser Ta-

del ist sehr gerecht, sofern er das Unhaltbare und Willkührliche der gewöhnlichen Behandlung rügt, allein es fragt sich, ob diese „Quereintheilung" durch Vereinfachung des Stoffes nicht eine sehr richtige werden kann. Vieles nämlich von dem, was in der allgemeinen Dogmengeschichte abgehandelt zu werden pflegt und auch von den Hrn. Dr. *Hag.* und Dr. *B.-C.* abgehandelt ist, würde *Rec.* in die innere Kirchengeschichte verweisen, und diese nur da, wo die Deutlichkeit es erfordert (— alle theologischen Disciplinen hängen ja innig zusammen, und manchmal werden allerdings die Grenzen sehr streitig sein), anziehen, und in der allgemeinen Dogmengeschichte nur das übrig lassen, was zur Characteristik der *dogmatischen Principien* einer Periode dient. Solche Principienfragen sind die nach dem Wesen der Religion, und was damit zusammenhängt, nach dem Verhältnisse Gottes zur Welt, des Glaubens zum Wissen, kurz nach allem dem, was nicht eigentlich *Dogma* ist, sondern von ihm nur immer vorausgesetzt wird. So wäre also die allgemeine Dogmengeschichte, so zu sagen, die Geschichte der *Dogmatik*, und die specielle hätte nur die Entstehung und Fortbildung der wirklichen Dogmen zu erforschen. Dagegen ist von Hrn. Dr. *Hag.* Manches in diese eingereiht, was gar kein Dogma ist: die scholastischen Bestimmungen über das Dasein und Wesen Gottes im Allgemeinen (§. 163. 164.), die neueren Ansichten über das Wesen der Religion, Perfectibilität des Christenthums (§. 285. 286.). Dieses Alles sind nur Voraussetzungen der Dogmen, die metaphysischen Gründe, auf denen sie basirt sind, — während sie ohne alles Recht z. B. mit dem Dogma über die Inspiration coordinirt werden. Der Hr. *Vf.* hat sie freilich in der letzten Periode in die specielle Dogmengeschichte defshalb aufgenommen, weil er diese nach den Rubriken, welche in den neueren Lehrbüchern der Dogmatik gebraucht werden, geordnet, um zugleich ein Bild der neueren Behandlung zu geben. Allein was man neuerlich *Prolegomenen* zur Dogmatik genannt hat, bezeichnet ja schon durch den Namen, dafs es nicht will für einen Theil der eigentlichen Dogmatik angesehen werden. Demnach giebt es so wenig *Dogmen* über das Wesen der Religion, über Theismus und Pantheismus, als der Staat Bestimmungen über die wahre Verfassung, — ob dies die Republik oder Monarchie sei, — über Volkssouveränität, Nothwendigkeit der Standesunterschiede ertheilt. Dergleichen überläfst er dem Staatsrechte, also der Wissenschaft, — und auf ähnliche Weise verhält sich die Kirche gegen solche Principienfragen indifferent, da sie als solche über solchen Streit immer schon hinaus ist, und nur durch Fortbildung der Dogmen von ihm influirt wird. Dennoch ist er dogmatisch wichtiger als derjenige, welcher über Feststellung oder Umwandlung dieser selbst geführt wird, weil er das Glaubenssystem auf *intensive* Weise zu erweitern sucht, während die Fortentwicklung der Dogmen dieses Gebiet nur *extensiv* vergröfsert. Diejenigen Zeitalter daher, welche mit dem tiefsten Bewufstsein des unendlichen Inhalts des Christenthums, zugleich eine ausgezeichnete Bildung durch die Wissenschaft sich erworben haben, wie das unsrige, werden weit mehr Stoff für die Geschichte der Dogmatik, als der eigentlichen Dogmen geben, — weil jetzt erst die Erkenntnifs der Nothwendigkeit der Befestigung oder Sichtung dessen, was früher für unbeweglich galt, klar geworden ist. Aehnlich hat das Mittelalter (von Hrn. *Kliefoth*, wie die Aeufserungen p. 168, p. 163, p. 317 zeigen, sehr verkannt) durch jene Forschungen über Glauben und Wissen, und die Versuche dieses zu erringen, und damit über das Ueberlieferte, so zu sagen, intensiv hinauszugehn, durch jene Leistungen eines *Abälard* und *Anselm*, durch jene grofsartigen Gegensätze des Nominalismus und Realismus u. s. w. in wissenschaftlicher Rücksicht für die Dogmatik mehr gewirkt, als das frühere an Productivität in der Dogmenbildung dasselbe überragende Zeitalter. Die ganze Dogmengeschichte, kann man sagen, ruhet auf der Bestimmung des Verhältnisses Gottes zur Welt wie auf ihrer Axe, und je nachdem dieses wissenschaftliche Fassung durch die denkende Erkenntnifs gewonnen, oder noch nicht zum Bewufstsein gekommen, ist die Bewegung in dieser Entwickelung mehr für die Dogmatik oder für die Dogmengeschichte von Wichtigkeit. Defshalb kann es nur zu historischen Irrthümern führen, wenn man in der Art mit *unserm* dogmatischen Bewufstsein in die Vergangenheit zurückgeht, dafs man an deren Erscheinungen ein durch dieses entwickeltes Schema hält, um zu erfahren, was über die einzelnen Puncte die alte Kirche gelehrt. „Es läfst sich keine Methode denken, sagt Hr. *Kliefoth* sehr treffend, p. 368, welche geeigneter wäre, die Geschichte um allen ge-

Digitized by Google

schichtlichen Charakter zu bringen, und dem Entwickelungsprocefs desselben völlig zu verhüllen. Erstens nämlich ist diese Eintheilung wohl die unsrige, aber nicht die der griechischen, auch nicht die der römischen Kirche gewesen. Der geschichtliche Stoff wird daher in eine Form gebracht, welche gar nicht die seinige ist; und dies mufs nicht nur verhindern, dafs die Form, welche ihm eigenthümlich war, so gar nicht erkannt werden kann, sondern es mufs selbst jenen Inhalt trüben, wenn ihm ein fremder Zusammenhang aufgedrungen oder er nach ihm fremden Eintheilungen auseinander gerissen wird. Ferner setzt man bei dieser Eintheilung voraus, dafs die frühere Kirche über alle diese Artikel schon ein dogmatisches Bewufstsein gehabt habe, ja dafs zu allen Zeiten der Kirche über alle dogmatischen Loci wissenschaftlich gedacht sei. Dieses ist aber nicht der Fall gewesen. — Legt man nun aber ein solches breites Schema zum Grunde, und setzt sich dadurch in die Nothwendigkeit, die einzelnen Rubriken desselben auszufüllen; so bleibt nichts anders übrig, als diejenigen Rubriken, für welche in einer bestimmten Zeit sich kein dogmatischer Stoff vorfindet, anzufüllen mit den darüber gemachten Reflexionen. — Endlich aber, — und das ist der gröfste Nachtheil, hebt diese Eintheilung, weil sie das ganze Material in die Breite auseinanderreifst, alle Einsicht in den innern Zusammenhang der inneren Erkenntnifs einer Zeit auf u. s. w. *) Hr. Dr. *Hag.* hat nun freilich nicht in der Weise wie bisher, die alte Localmethode beibehalten, und „nicht in allen Perioden die Geschichte der einzelnen Dogmen nach dem jetzt angenommenen systematischen Fachwerke abgehandelt", sondern sich nach dem jedesmaligen Charakter der Periode gerichtet (Vorrede II. p. V). So hat er in der zweiten Periode diejenigen Dogmen, welche Gegenstand des Streites gewesen, vorangestellt, die andern gleichsam anhangsweise abgehandelt, und selbst die Anfänge der späteren Entwickelungen sorgfältig zu beobachten gesucht. Allein Hr. *Kliefoth* weicht selbst von dieser Methode bedeutend ab. In einem sehr weitläufigen Abschnitte p. 56—279, welcher *die geschichtliche Entwickelung des Dogmas und die Gesetze derselben* zu begreifen sucht, bestrebt er sich mit eben so vieler Originalität des Gedankens als Feinheit der Beobachtung (in Rücksicht auf welche man nur gröfsere *Kürze* und Präcision des Ausdrucks wünschenswerth gewesen wäre) zu zeigen, dafs jede Periode durch einen bestimmten Dogmenkreis, den sie allseitig verarbeite und zur Entwickelung bringe (p. 58), sich charakterisire. Nur über diesen habe sie ein dogmatisches Bewufstsein (§. 38.) (welches mit seinem ganzen Reichthum auf die folgende übergehe), während alle übrigen Lehren, welche in ihr berührt werden, nur in Form der Reflexion vorhanden seien. Jede Periode aber unterlüge selbst wieder einer innern Entwickelung, deren immanente Bewegungen trotz der Verschiedenheit der geschichtlichen Peripherie und des Dogmas (p. 115) dieselben bleiben. — Auf diese Weise erhält also jede Periode einen eigenthümlichen Dogmencyclus und zwar die *erste* die analytische, von der griechischen Kirche vertreten, die *Theologie* (und *Christologie*), die *zweite*, die synthetische, in welcher die römisch-katholische Kirche prävalirt (und welche vom Hrn. Verf. bis auf die Reformation gerechnet wird; denn im Mittelalter sind nach ihm „keine Dogmen entstanden p. 81), die *Anthropologie*, die *dritte*, die systematische, dem Protestantismus angehörige, die *Soterologie*, die vierte, durch unsere Zeit repräsentirt, die *Lehre von der Kirche*. — Das dritte Stadium jeder Periode löset jedesmal das durch das Symbol Fixirte auf, indem die verschiedenen Richtungen je eins der das Dogma constituirenden Elemente einseitig festhalten, so als Traditionalismus, Pietismus, Scholasticismus von der gesunden geschichtlichen Entwickelung sich losreissen, während der Rationalismus den Weg der Opposition überhaupt einschlägt. — „Die Stadien gestalten den besondern Dogmenkreis, die Perioden in ihrer Aufeinanderfolge bilden die Dogmatik, das System christlicher Lehre. Jede Periode hat somit nicht allein eine Bedeutung für den einzelnen Kreis von Lehren, sondern mit diesem zugleich für das ganze Lehrgebäude" (168). — Diesen Grundzügen gemäfs soll nun die Dogmengeschichte den historischen Stoff verarbeiten.

*) Hr. *Kliefoth* wundert sich p. 370, dafs selbst *de Wettes* Mifsbilligung der Zerfällung des Stoffes nach einem dogmatischen Systeme ohne Wirkung geblieben; — noch mehr aber wundert sich Rec., dafs die Schrift des Hrn. Verfs., welche trotz *vieler* Ausstellungen, die an ihr zu machen sind, doch eine ausgezeichnete Erscheinung auf dem dogmenhistorischen Gebiete genannt werden mufs, gar nicht beachtet zu sein scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.
Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.
Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Diese geistreiche Construction, welche als ein neuer nicht ohne Glück gewagter Versuch zu einer denkenden Durchdringung des Materials angesehen zu werden verdient, unterliegt nichtsdestoweniger bedeutenden Einwendungen. Zunächst nämlich ist durchaus nicht zugegeben, dafs jede Periode *nur* einen ihr eigenthümlichen Dogmenkreis auszubilden, und dieser, wie auch *Rosenkranz* meint, in seiner Geschichte nur einmal zur Bedeutung der Epoche gelange. Es ist allerdings richtig, dafs die griechische Kirche besonders für die Erörterungen empfänglich war, welche die Theologie und Christologie, die römische für die, welche die Anthropologie betrafen; aber abgesehen davon, dafs *diese* Dogmenkreise der Zeit nach nicht auseinanderliegen, und daher keine verschiedenen Perioden abgrenzen können, vielmehr nur durch die Volksindividualität bedingte Bildungen desselben Zeitraums sind — es ist unhistorisch zu behaupten, die römische Kirche habe nur *Reflexionen* einmal über Theologie und Christologie gehabt, da z. B. Leos Brief an den Flavian die Grundlage der chalcedonischen Formel ward, und diese daher, sofern sie das dogmatische Bewufstsein der griechischen Kirche symbolisch fixirte, dasselbe der römischen zum Theil verdankte; sodann über die Lehre von der Kirche, da doch Cyprian und Novatian, auch Tertullian und Augustin über diesen Punct, dessen Bestimmung Hr. *Kliefoth* unserer Zeit zuweiset, schon so bedeutende Erörterungen gegeben, dafs der Katholicismus nur als Realisirung ihrer Theorien angesehen werden kann. Wenn hier der Hr. Verf. §. 37 ff. behauptet, in den Dogmenkreis der röm.-kath. Kirche sei die *Lehre* von der Kirche nur insofern eingetreten, als sie vom Standpuncte der Anthropologie betrachtet ward, in den des Protestantismus, sofern sie sich entwickelte unter dem Einflusse der Soteriologie, so kann man dies zugeben (obgleich es Rec. sehr willkührlich scheint, des Cyprian und Augustin Lehre von der Kirche nicht *auch* durch die Lehre von der Erlösung bedingt sein zu lassen); aber es *fällt* dessenungeachtet der Satz, dafs Alles, was nicht den eigenthümlichen Dogmenkreis einer Periode angehe, nur in Form der Reflexion da sei; denn die Lehre von der Kirche, über welche so grofsartige Theorien, über welche soviel Streit und Kampf entstanden, — sie ist gewifs im dogmatischen Bewufstsein der Zeit vorhanden gewesen, und zwar früher als die Anfänge der Anthropologie keimten; — denn erst mit Ambrosius und Hilarius beginnen nach Hrn. Kliefoth (p. 79) die Vorarbeiten für die in den Pelagianischen Streitigkeiten in Differenz getretenen Reflexionsbestimmungen. Am schwierigsten aber wird die Construction des Hrn. Vfs. zu vertheidigen sein, wenn man fragt, welcher Dogmenkreis für das Mittelalter, welcher für die Zeit seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts übrig bliebe. Nach Hrn. *Kliefoth* hat dasselbe gar kein Dogma hervorgebracht, sondern nur das Vorhandene synthetisch verarbeitet: also giebt es einen Zeitraum von ganzen Jahrhunderten, in welchem kein dogmatisches Bewufstsein errungen wird? also sind die heftigen Streitigkeiten über das Abendmahl, *Anselms* Satisfactionstheorie zu ignoriren? — Und auf der andern Seite, wenn doch nach dem Hrn. Verf. jeder Dogmenkreis nur einmal wahrhaft historische Bedeutung erhält, soll denn unsere Zeit bei den symbolischen Bestimmungen der alten Kirche beharren? — Die Geschichte z. B. der Christologie zeigt vielmehr, dafs sie, deren Ausbildung Hr.

Digitized by Google

Kliefoth der griechischen Kirche zuschreibt, zu allen Zeiten sich *fort*entwickelt hat, und erst in der unsrigen ihren Abschluss finden kann, — deshalb weil die Erkenntniss des Verhältnisses Gottes zur Welt eine andere geworden. Aehnliches ist von der Prädestinationslehre zu behaupten, die wahrlich durch den Augustinismus nicht ihre Lösung gefunden, vielmehr später im Calvinismus eine wesentliche Umwandelung erfahren, aber eine *wirkliche* Ausgleichung mit dem Pelagianismus erst noch *fordert*, da die von der alten Kirche und der Reformationsperiode versuchte nur eine scheinbare, im Grunde aber eine unerwiesene Behauptung ist.

Besonders mangelhaft ist auch die Verkennung der, wie es scheint, miteinander *wechselnden* dogmenbildenden Epochen, nämlich der mehr für die extensive oder mehr für die intensive Fortentwickelung bedeutenden. Werden diese nicht abgegrenzt, so werden aus der Menge dogmatischer Erscheinungen nur wenige ausgehoben werden können, welche durch eine rein productive Eigenthümlichkeit sich auszeichnen. Auf die griechische, römische, protestantische Kirche passt es allerdings, wenn ihnen, und zwar jeder *vorzugsweise* die Ausbildung der Christologie, Anthropologie, Soteriologie zugeschrieben wird; aber es ist wohl zu bemerken, dass nur von einer Prävalenz die Rede ist, die übrigen Dogmen ebenfalls fortgebildet, ja sogar gleich sehr fortgebildet werden, d. h. durch einzelne Subjecte, deren Leistungen nur wegen des ihnen ungünstigen dogmatischen Gesichtskreises der Kirche verdunkelt sind. (So haben z. B. Clemens und Origenes in Bezug auf die Lehre von der Freiheit ebenso Ausgezeichnetes geleistet, als für die Logosidee, — ja *sie* war in einem gewissen Sinne das Centrum des Origenistischen Systems); sodann dass trotz des beschränkten Dogmencyclus dennoch die spätere Periode von *diesem* aus den Faden der ihm nicht angehörigen Lehren weiterspinnt (diese also keineswegs nur in Form der Reflexion da sind); endlich dass ungeachtet der anzuerkennenden Nothwendigkeit, welche die Einzelnen beherrscht, dennoch die *Freiheit* nicht zu leugnen ist, vermöge welcher manchmal der Tendenz einer Periode ganz fremde Bewegungen angeregt werden, die durch keinen Schematismus gehemmt werden können. Vergl. auch das vom Hrn. Verf. mit Recht Gesagte p. 99 §. 38. p. 142 §. 49). Unter diesen und ähnlichen Beschränkungen kann Rec. mit Hrn. *Kliefoth* übereinstimmen, muss aber von ihm abweichen, wenn er glaubt, durch Angabe des Dogmenkreises einer Periode diese selbst hinlänglich charakterisirt zu haben, vielmehr den, wenn auch nicht ganz gelungenen, Versuch des Hrn. Dr. *Hagenbach* anerkennen, wenn dieser von allgemeineren Gesichtspuncten die Bezeichnung einer Periode hernimmt. Hr. *Kliefoth* will freilich, wie oben schon angedeutet, den Perioden auch noch von Seiten ihrer formalen wissenschaftlichen Behandlung einen Namen geben, welcher auch wieder auf die verschiedenen Stadien innerhalb jeder einzelnen Periode passen soll; allein wenn die Charakteristik einer solchen in Form Eines Prädicats gefasst werden soll, so wird man immer ein derartiges wählen müssen, welches in der Sphäre liegt, der Hr. Dr. *Hag.* seine Bezeichnungen entnommen hat, — deren Wahl freilich immer sehr bedenklich und schwierig bleibt. — Rec. hätte gewünscht, dass Hr. Dr. *Hag.* dem Buche des Hrn. *Klief.* mehr Einfluss auf das seinige gestattet, und namentlich die Localmethode noch mehr als er gethan, modificirt hätte. Hätte er *die* Dogmencyclen der Perioden, welche vorwiegende Bedeutung haben, in den Vordergrund gestellt, die Leistungen derselben für die extensive oder intensive Erweiterung des dogmatischen Gebietes mehr unterschieden, daneben aber doch, wie er mit Recht versucht, die Anfänge der einzelnen Dogmen „in ihrem Schlummer belauscht", in der Darstellung aber mehr zurücktreten lassen, so würde er für die *künstlerisch-formelle* Seite seines Werkes *mehr* geleistet haben *).

*) Noch einen die Behandlung des Stoffes betreffenden Punct möchte Rec. besonders hervorheben, nämlich die Weise, wie der Hr. Verf. das Verhältniss der Dogmengeschichte zur Symbolik bestimmt (I. p. 5 §. 4. II. 2. p. 3. §. 211.). Wenn nach I. p. 7 die Symbolik nur ein vermittelndes Glied zwischen der alten und neuen Dogmengeschichte sein soll, so scheint es als denke sich der Hr. Verf. die letztere abgelöset von dem Zusammenhange mit den kirchlichen Gemeinschaften. Aber bis auf die neuesten Reactionen lässt sich in allen Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit der kirchliche Hintergrund (um so zu sagen), leicht erkennen. Der Hr. Verf. scheint aber den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus schon jetzt als einen schwindenden zu fassen, da er die fünfte Periode von 1720 bis zur Gegenwart nach jenem Gesichtspuncte kirchlicher Differenzen nicht mehr eintheilt. Die Antithese dieser beiden differenten gro-

Digitized by Google

Allein die *formelle* Seite, so wichtig und bedeutend sie für dogmengeschichtliche Werke ist, würde doch zu der grofsen Mühe, welche auf deren Ausbildung zu verwenden ist, in keinem Verhältnisse stehen, wenn sie nicht in den Dienst der eigentlich *materiellen* träte, d. h. wenn sie nicht zu klarer und scharfer Auffassung des historischen Stoffes beitrüge. Und somit wendet sich Rec. zu dieser. Da es aber bei der aufserordentlichen Masse dessen, was in vorliegenden Werken zusammengedrängt, unmöglich ist, alle Einzelheiten, welche einer Besprechung würdig scheinen, zu kritisiren: so greift Rec., mehr durch Zufall als durch Absicht geleitet, der *Gnosticismus*, namentlich die Lehre des *Basilides*, und die Alexandriner heraus, um zu prüfen, wie die Darstellungen dieser Gegenstände bei Hrn. Dr. *Hag.* und Hrn. Dr. *B.-C.* gelungen sind.

Hr. Dr. *B.-C.* theilt die gnostischen Systeme überhaupt nach den Entwickelungen ein (p. 36), welche bei ihnen in Hinsicht auf ihre Hauptbegriffe, den Emanatismus und Dualismus gefunden werden, und sieht in dieser Verschiedenheit der gnostischen Formen zugleich die Hauptepochen ihrer Geschichte. In der Syrischen habe sich der Dualismus und Emanatismus *zugleich* schoff dargestellt, in der Aegyptischen habe der Emanatismus vorgeherrscht, während der Dualismus allmählig völlig in ihr vergangen. Von diesen unterscheidet der Hr. Vf. die mit dem Namen der *Mysteriengnosis* (*Ophiten* und *Carpocratianer* bezeichneten) und die ausgleichenden mildernden Parteien (*Marcion, Tatian*) „welche nur durch einige Formen, welche sie beibehielten, verdienten, dafs man ihnen den alten Gnostikernamen lasse". Diese Eintheilung indefs mufs Rec. —, ohne die grofsen Schwierigkeiten zu verkennen, mit welchen *jede* Classification der Gnostiker zu kämpfen, wenig gelungen nennen. Die allgemeinen Gesichtspuncte, von denen aus Hrn. Dr. *B.-C.* die Gnostiker beurtheilt, sind in Wahrheit keine anderen als — (obwohl er dies nicht besonders hervorhebt) — *eigentliche* Gnostiker und *uneigentliche*, — sehr unbestimmte, wie man sieht, da ja das letztere Prädicat schon durch sich selbst das Recht zu einer Classification abspricht. Die Ophiten, das System des Marcion, Bardesanes, Tatian durften ja, sofern der Hr. Verf. sie nicht für wahre Erscheinungen des Gnosticismus hält, den wirklich gnostischen Lehren nicht coordinirt, nicht mit ihnen in Parallele treten. Aber freilich ist es nur eine Behauptung und durch nichts erwiesen, dafs Marcion unter die Gnostiker in eigentlichem Sinne nicht zu rechnen sei. Wenn Hr. B.-C. für die Gnostiker eine heidnische Grundlage verlangt, sodann Opposition gegen das Judenthum, so leistet ja *Marcion* beides (*Neander* K. G. I. p. 784), und das Zweite so, wie nur irgend ein anderer, dem man mit Recht jenen Namen geben kann. Ferner aber ist die Gradation des Mehr oder Weniger in Bezug auf Emanatismus und Dualismus so schwankend, dafs durch diesen angewandten Begriff der Quantität alle Charakteristik verloren geht. So ist *Basilides* nach der von *Baur* zur Gewifsheit erhobenen Vermuthung Anderer fast ebenso *dualistisch* als Saturnin, und dennoch wird er unter diejenigen gezählt, bei welchen der Emanatismus vorgeherrscht d. h. zu den *Aegyptischen*. Auch diese bereits von *Matter* (Histoire critique du Gnosticisme I. p. 236) vorgeschlagene Eintheilung nach *Ländern* scheint Hr. Dr. B.-C. trotz der ihr gewordenen Widerlegung in untergeordneter Weise wieder einzuführen und begünstigen zu wollen. Allein wenn gleich es überhaupt unmöglich scheint, eine *allen* Anforderungen genügende Classification *) zu geben und auf diese phantasiereichen Gebilde des sinnenden Menschengeistes das strenge Gesetz der Eintheilung anzuwenden, so möchte doch die *Baur's*, so sehr Rec. von ihm in Bezug auf das eigentliche Ziel abweicht, welches der Gnosticismus verfolgt, — doch insofern die gelungenste sein, als auf diese Weise das *pseudoclementinische* System in die geschichtliche Entwickelung desselben sich einreihen läfst. Auch Hr. Dr. B.-C. hat

fsen Ganzen ist aber so schroff und fest, dafs ein gänzliches Ignoriren ihrer charakteristischen Unterschiede gerügt werden mufs. — *Die* Vereinigung von Symbolik und Dogmengeschichte, welche der Hr. Verf. versucht, scheint Rec. übrigens *keine* glückliche.

*) Ganz neuerlich hat H. *Ritter*: Geschichte der christlichen Philosophie I. p. 117. 118 eine *neue* Eintheilung gegeben — (doch wohl nur dem Namen nach) nämlich in Dualistische und Idealistische. Was Andere emanistisch genannt haben, nennt *Ritter* idealistisch. Zu den Ersteren zählt er den *Basilides* und *Saturnin*, zu diesen Valentin und seine Schule. Marcion, die Ophiten, die Carpocratianer, Bardesanes werden ganz — und zwar ohne hinreichenden Grund *übergangen*, — und deshalb konnte auch die Classification nicht schwer sein.

Digitized by Google

diesem seine Stelle unter den gnostischen Erscheinungen angewiesen, dagegen aber im Gegensatz zu den meisten neueren Forschern, welche die Clementinen für ein Product des spätern Ebionitismus halten, dieses für die Dogmengeschichte so bedeutende Werk einem *Marcioniten* zugeschrieben, welcher es anderen *seiner* Partei entgegengesetzt habe. Rec. wäre gespannt, vom Hrn. Verf., von dessen ausgezeichneter Kenntnifs der alten Kirchengeschichte nur wohlbegründete Urtheile zu erwarten sind, eine wissenschaftliche Entwickelung seiner Ansicht von den Clementinen kennen zu lernen, um so mehr, da der Hr. Verf. selbst zugiebt, dafs das *Ganze* offenbar *gegen* einige Lehren Marcions verfafst sei. Wie dieser theilweise Widerspruch zu lösen sei, ist nach den wenigen Andeutungen, die gegeben, nicht einzusehen. Hr. Dr. Hag., der sich I. p. 51. 52 begnügt, die versuchten Eintheilungen der gnostischen Systeme anzugeben, hat überhaupt das Recht, mit welchem die *Clementinischen* Lehren diesen beizufügen seien, in Frage gestellt, und dagegen die Ansicht *Schenkels*, der sie für ein Erzeugnifs der rationalisirenden monarchianischen Richtung in Rom hält, wie es scheint, *nicht ohne Beifall* mitgetheilt. Rec. scheint es aber, als wenn diese Meinung in Vergleich zu der, welcher die meisten Dogmenhistoriker beigepflichtet, sich nicht werde halten können.

An der Darstellung der Lehre des Basilides von Hrn. Dr. B.-C. ist zunächst auszusetzen, dafs sich die Elemente derselben an drei verschiedene Stellen vertheilt finden, so dafs die Uebersicht, — welche zu erreichen doch ein Compendium sich vor allen angelegen sein lassen sollte, durch dieses willkührliche Auseinanderreissen zusammengehöriger Lehren wesentlich erschwert wird. Sodann ist befremdend, dafs die bedeutende Differenz, welche in den quellenmäfsigen Berichten über diesen Gnostiker herrscht, nur durch die Behauptung, sie seien *vereinbar*, geschlichtet, nicht aber der Weg der eigentlichen Lösung angedeutet wird. Wenn nun dieselbe Vielen so bedeutend erschienen, dafs sie die Vermuthung wagten, der Bericht des *Clemens* beziehe sich mehr auf die Lehre des Stifters, die des *Irenäus* mehr auf die der Schule; so ist die Schwierigkeit, welche die Quellen bieten, gewifs gröfser, als dafs sie durch eine blofse Versicherung gehoben werden könnte. Sowohl jene Annahme scheint willkührlich als diese Behauptung unbewiesen. Vielleicht, dafs Clemens das System des Basilides vorzugsweise von der *ethisch-metaphysischen*, Irenäus aber von der *bildlich-phantastischen* Seite aufgefafst. Dennoch kommt ja auch bei Clemens Alexand. Stromata IV. c. XXII. 11. p. 366 ed. Klotz (*Βασιλείδης ὑποστὰς δικαιοσύνην καὶ τὴν θυγατέρα αὐτῆς τὴν εἰρήνην ὑπολαμβάνει ἐν ὀγδοάδι μένειν ἐνδιατεταγμένας*) eine Andeutung der Aeonenlehre vor, welche in Verbindung mit der ganz den gnostischen Charakter tragenden Erklärung der Stelle Prov. I. 7. (Stromata II. c. VIII. init. *) die Annäherung des Berichts des Clemens an den des Irenäus bis zu dem Puncte bringt, dafs, wird eben bei ersterem das ethische Moment als das bedeutendste anerkannt, eine Ausgleichung der Differenzen möglich scheint. Während *Irenäus* sich in eine weitläufige Beschreibung der Aeonenreihe ergeht, stellt *Clemens* statt jener Bildlichkeit sinnlicher Anschauungen die *σύγχυσις ἀρχική* d. h. den Dualismus des abstracten Gedankens an die Spitze von Basilides System. (Strom. II. c. 20. §. 112 **). Auf diesen Dualismus müssen wir wenigstens — obwohl kein ausdrückliches Zeugnifs bei Clemens darüber vorhanden ist, — wie Baur gezeigt und Hr. Dr. B.-C. ebenfalls zugiebt, aus der ganzen Construction, wie wir sie in den Quellen angedeutet finden, nothwendig schliefsen.

*) *Κινεῖσθαι οἱ ἀμφὶ τὸν Βασιλείδην τοῦτο ἐξηγούμενοι τὸ ῥητὸν αὐτόν φασιν ἄρχοντα ἐπαινέσαντα τὴν φάσιν τοῦ διακονουμένου πνεύματος ἐκπλαγῆναι τῷ τε ἀκούσματι καὶ τῷ θεάματι παρ' ἐλπίδας εὐηγγελισμένον, καὶ τὴν ἔκπληξιν αὐτοῦ φόβον κληθῆναι ἀρχὴν γινόμενον σοφίας φυλακρινητικῆς τε καὶ διακριτικῆς καὶ τελειωτικῆς καὶ ἀποκαταστατικῆς· οὐ γὰρ μόνον τὸν κόσμον, ἀλλὰ καὶ τὴν ἐκλογὴν διακρίνας ὁ ἐπὶ πᾶσι πρεπίμπει.*

**) *Οἱ δὲ ἀμφὶ τὸν Βασιλείδην προσαρτήματα τὰ πάθη καλεῖν εἰώθασιν, πνεύματα τινὰ ταῦτα καὶ οὐσίαν ἐπάρχειν προσαρτημένα τῇ λογικῇ ψυχῇ κατά τινα τάραχον καὶ συγχυσιν ἀρχικήν, ἄλλος τε αἱ πνευμάτων νόθοις καὶ ἑτεροειδεῖς φύσεις προσεπιφέεσθαι ταύτας. οἷον λαγνου, πιθήκου, λέοντος, τράγου, ὧν τὰ ἰδιώματα περὶ τὴν ψυχὴν φανταζόμενα τὰς ἐπιθυμίας τῆς ψυχῆς τοῖς ζωοις ἐμφερεῖς ἐξομοιοῦν λέγουσιν· ὧν γὰρ ἰδιώματα φέρουσι, τούτων τὰ ἔργα μιμοῦνται καὶ οὐ μόνον ταῖς ὁρμαῖς καὶ φαντασίαις τῶν ἀλόγων ζώων προσοικειοῦνται, ἀλλὰ καὶ φυτῶν χυμὰ καὶ πάλιν ζηλοῦσι διὰ τὸ καὶ φυτῶν ἰδιώματα προσαρτήματα φέρειν.* — welche Stelle Rec. auch um der Lehre von den *προσαρτήματα* willen vollständig angezogen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Denn jene uranfängliche Mischung bezieht sich zwar zunächst auf die Einigung des Göttlichen und Menschlichen in den individuellen Seelen der Menschen, d. h. auf ihren *Fall* in einer idealen vorweltlichen Sphäre (Strom. IV. c. XII. p. 323 II. ed. Klotz: *ἀλλὰ τῷ Βασιλείδῃ ἡ ὑπόθεσις προαμάρτησασάν φησι τὴν ψυχὴν ἐν ἑτέρῳ βίῳ τὴν κόλασιν ὑπομένειν ἐνταῦθα, τὴν μὲν ἐκλεκτὴν ἐπιτίμως διὰ μαρτυρίου, τὴν ἄλλην δὲ καθαιρομένην δικείᾳ κολάσει*), für welchen sie in den Leiden, welche sie in dem irdischen Leiden zu dulden haben, büfsen müssen, aber diese *σύγχυσις* läfst sich im Zusammenhange des Systems gar nicht erklären, wenn nicht auf den Dualismus der Grundprincipe geschlossen wird. Dieser *wiederholt* sich nur im Menschen, in welchem Basilides eigentlich je zwei Seelen annehmen mufste, deren eine den ganzen Complexus der zu einer geistigen Substanz vereinigt gedachten *προσαρτήματα* ausmacht, während die andere wahrscheinlich als Lichtseele zu denken ist, welche mit jener beständig im Kampfe liegt (— „*ὅτι μή ἐστιν ἡ ψυχὴ μονομερὴς*"). Doch weiset Basilides oder vielmehr Isidorus die Folgerungen zurück, die man hieraus zur Entschuldigung sittlicher Schwächen machen könnte, wie die: *ἐβιάσθην, ἐπηρέχθην, ἄκων ἔδρασα, μὴ βουλόμενος; ἐνήργησα κ. τ. λ.*„ indem er entgegnet: „*θελησάτω μόνον ἁμαρτῆσαι τὸ καλὸν καὶ ἐπιτύξεται*" (Str. III. 1. §. 2. etc.). Trotz dieser sittlichen Energie, welche hier der Vernunft im Gegensatze zum sinnlichen Leben zugeschrieben wird, zeigt sich der dualistische Charakter doch so deutlich, dafs *Baur* (Die christliche Gnosis p. 210) und ganz neuerlich H. Ritter (Geschichte der christlichen Philosophie) den Basilides als Vorläufer des Mani betrachtet haben, welcher Ansicht, wie Rec. aus p. 38 not. e) hervorzugehen scheint, Hr. Dr. B.-C. nicht entgegen ist. Auffallend ist indefs, dafs der Hr. Verf. den bedeutenden Einfluſs, welchen seine Lehre von dem nothwendigen ursachlichen Zusammenhang zwischen Leiden und Schuld auf seine Christologie geübt, nur durch einen undeutlichen Wink angedeutet, sowie über den unter allen Gnostikern ihm eigenthümlichen Begriff des *Glaubens* gar nichts gesagt hat. Und doch ist die Kenntnifs dieser dogmatischen Bestimmungen, um ein richtiges Urtheil über den Basilides sich bilden zu können, unumgänglich nöthig. Hr. Dr. *Hagenbach* hat den ersten Punct wenigstens berührt, jedoch zweifelt Rec., dafs es möglich sei, aus diesem Wenigen den eigentlichen Charakter jenes Systems kennen zu lernen. Der Begriff der Gerechtigkeit schien dem Basilides *nicht*, wie andern Gnostikern dem göttlichen Wesen widersprechend zu sein; — vielmehr hielt er, — auf den alle Einwürfe niederschlagenden Hauptsatz sich stützend: *ἄνθρωπον ὄντινα ὁμοίως ἄνθρωπον εἶναι, δίκαιον δὲ τὸν θεόν* — so sehr an dem Begriffe der Gerechtigkeit fest, dafs ihm Christi Leiden nur als Büfsungen für seine, wenn auch geringen *Gedanken*sünden erklärbar waren. Vergl. Stromata IV. c. XII. p. 322 II. Klotz. Sündlosigkeit konnte er ihm also in absolutem Sinne nicht zuschreiben (dagegen war ihm freilich die *Versuchung* Christi, welche sowohl in den gnostischen Systemen, als in der orthodoxen spätern Kirchenlehre nur eine scheinbare war, in der That eine wirkliche), wohl aber eine relative (— *οὗτοι δὲ τὸν ἀναμάρτητον, ὃν λέγω ἐὰν ὦσι πάσχοντα κἂν μηδὲν ᾖ κακὸν πεπραγώς, ἐρῶ τὸ θέλειν ἁμαρτάνειν*). Diese relative Sündlosigkeit wurde aber, — möchte man in Basilides Sinne hinzusetzen — *mit der Zeit*

eine absolute, indem der Erlöser durch die Uebernahme so übermäfsig harter Leiden in Vergleich zu seiner geringen Schuld, gleichsam einen Ueberschufs der Strafe zur völligen Reinigung trug. Sonach war ihm Christus derjenige, welchem das möglich kleinste Maafs der Sündenschuld und dagegen das möglichst gröfste der Strafe zu Theil geworden, — „der durch Büfsung im Läuterungsprocesse am weitesten Gekommene": seine Construction des rein historischen Christus aber eine ganz ebionitische Theorie. Daher konnte auch seine Lehre vom Glauben diesen nicht seinem absoluten Gehalte nach als die völlige Ineinsbildung mit dem Erlöser, als die durch Reue und Busse, Schmerz und Kampf vermittelte Zuständlichkeit des Selbstbewufstseins, in welcher die historische Persönlichkeit zur absolut geistigen umgewandelt ist, sondern nur als „die Beistimmung der Seele bestimmen, in Bezug auf das, was nicht die Sinne reizt" (Stromata II. 6. §. 27. II. p. 139: *ὁρίζονται οἱ ἀπὸ Βασιλείδου τὴν πίστιν ψυχῆς συγκατάθεσιν πρός τι τῶν μὴ πιπτόντων αἰσθησιν διὰ τὸ μὴ παριῆναι*). Dieser Glaube ist aber nicht etwas durch die eigene freie That des Menschen Gewordenes (nicht *προαιρέσεως κατόρθωμα*, nicht *ψυχῆς αὐτεξουσίου λογικὴ συγκατάθεσις* Stromata V. 1.) vielmehr ein angeborener Vorzug (*φύσεως πλεονέκτημα*), demgemäfs die Auserwählten die christlichen Religionserkenntnisse, ohne dafs sie eines Beweises bedürften, durch die blofse geistige Anschauung finden (*καταλήψει νοητικῇ* Strom. II. c. III. p. 128 II). Sie erkennen Gott von Natur, sind gläubig und auserwählt durch sie (ib. V. 1. p. 34 III.). D. h. der Glaube ist dem Basilides nichts weiter, als ein allmählig mit der Nothwendigkeit eines organischen Naturprocesses in den Berufenen (den Gnostikern) sich bildender Seelenzustand, — das geistige Eingehen in eine höhere Weltordnung, welches bedingt ist durch die Erwählung in dieser idealen Sphäre selbst (*κατ' ἐπακολούθημα τῆς ἐκλογῆς τῆς ὑπερκοσμίου τὴν κοσμικὴν ἁπάσης φύσεως συνέπεσθαι φύσιν*). Das eigentliche Wesen desselben war ihm ein intellectuelles Schauen im Gegensatze des discursiven Denkens, ein Anklang an die Plotinianische Philosophie und an das, was die spätere Mystik des Mittelalters mit so vieler Gemüthlichkeit ersonnen. Gegen alle diese dogmatischen Bestimmungen gilt indefs, was *Clemens* auf unübertreffliche Weise in seiner Kritik der Basilidianischen Lehren auseinandergesetzt, und es scheint genügend, auf diese Erörterungen des grofsen Kirchenlehrers hier zu verweisen. Strom. II. c. II. p. 128 Tom. II. *) Kl. Vgl. Ritter a. a. O. I. p. 144. — Rec. hätte nun gewünscht die Hauptmomente der hier mit wenigen versuchten Andeutungen in den vorliegenden Schriften dargestellt zu finden. Weshalb dieselben bei Hrn. Dr. B.-C. zum Theil wenigstens fehlen, dagegen manches Andere herausgegriffen ist, darüber kann Ref. sich nicht Rechenschaft geben, wie er überhaupt an vielen Stellen die ausgezeichnete Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. von keinem klaren Plane beherrscht sieht. Hr. Dr. *Hag.* hat die Gnostiker für die Dogmengeschichte nur wenig benutzt, eine eigentliche Charakteristik der einzelnen Systeme nicht einmal versucht (denn das p. 51 not. 8) Gesagte kann doch schwerlich für einen solchen Versuch gelten), des Basilides höchst selten z. B. in der oben angeführten Stelle und p. 124 I. bei der Trinitätslehre gedacht **). —

Fragen wir ferner, wie der Lehrbegriff der Alexan-

*) *Οὐκέτ' οὖν προαιρέσεως κατόρθωμα ἡ πίστις, εἰ φύσεως πλεονέκτημα, οὐδὲ ἀμοιβῆς δικαίας τεύξεται ἀναίτιος ὢν ὁ μὴ πιστεύσας καὶ οὐκ αἴτιος ὁ πιστεύσας, πᾶσα δὲ ἡ τῆς πίστεως καὶ ἀπιστίας ἰδιότης καὶ διαφορότης οὔτ' ἐπαίνῳ οὔτε μὲν ψόγῳ ὑποπέσοι ἂν ὀρθῶς λογιζομένοις προαιρουμένην ἔχουσα τὴν ἐκ τοῦ τὰ πάντα δυνατοῦ φυσικὴν ἀνάγκην γινομένην, νευροσπαστουμένων δὲ ἡμῶν ἀψύχων δίκην φυσικαῖς ἐνεργείαις τό τε ἀκούσιον παρέλκει, ὁρμή τε ἡ προαθηγουμένη τούτων κ. τ. λ.*

**) Hr. Dr. *Hag.* führt als Grund für diese geringe Beachtung des Gnosticismus §. 6. den Grund an: „Die innere Gestaltung und Verzweigung häretischer Systeme gehört einem anderweitigen Interesse an, das entweder mit der sogenannten Ketzergeschichte oder in der allgemeinen Religionsgeschichte seine Befriedigung findet". Allein wenn sie auch nur insoweit in Betracht kommen, als sie ein *Anderes* sind als die orthodoxe Lehre, wird doch eben um dieses zu beurtheilen eine genaue Kenntnifs solcher Erscheinungen für die Dogmengeschichte nothwendig sein. Die orthodoxe Lehre ist *oft* in Opposition gegen die Häresien getreten, wie kann man jene verstehen, wenn man diese selbst gar nicht kennt? — Wer vermöchte eine Geschichte der Christologie zu schreiben, ohne den Gegensatz der ebionitischen und doketischen als den bedeutendsten der alten Kirche anzuerkennen, und als solchen auf das genaueste zu erforschen? — Und mit welchem Rechte hat denn der Hr. Verf. ohne dem oben ausgesprochenen Grundsatze untreu zu werden, in der fünften Periode die Geschichte der Opposition gegen den kirchlichen Lehrbegriff (— doch auch eine häretische) überhaupt — und noch dazu so genau behandelt? —

Digitized by Google

driner von den *Hrn. Verff.* gefafst ist, so hat Hr. Dr. *Hag. keine* zusammenfassende Darstellung desselben gegeben (denn die wenigen Notizen I. p. 67 wird man doch für eine solche nicht halten können), sondern ihre Bedeutung für die dogmenhistorische Entwickelung in der Geschichte der einzelnen Dogmen charakterisirt. Jedoch soll damit nicht geleugnet werden, dafs der Hr. *Verf.* die dogmatische Gröfse des *Clemens* und *Origenes* anerkannt und ihre Schriften genau benutzt habe. Wenn aber der Hr. Verf. erst mit Origenes (I. p. 128) die Identificirung der Begriffe *Logos* und Sohn Gottes beginnen läfst, so hat dagegen *Redepenning:* Origenes I. p. 109 darauf gedrungen, dafs diese bei Clemens schon anzuerkennen sei. Sonst ist I. p. 126 die Logoslehre des Clemens in Ganzem richtig dargestellt, wenn auch das Schwankende, welches sich darin findet, schärfer hätte hervorgehoben werden können. An manchen Stellen kann man nämlich versucht werden, demselben — wenn es anders erlaubt wäre, Namen späterer dogmatischer Erscheinungen auf frühere anzuwenden, — eine ganz sabellianische Theorie zuzuschreiben z. B. Str. VII. c. II. p. 211 III. *δύναμις γὰρ τοῦ θεοῦ ὁ υἱός — καὶ σοφία αὐτοῦ κυρίως ἂν καὶ διδάσκαλος λεχθείη τῶν δι' αὐτοῦ πλασθέντων· πᾶσα δὲ ἡ τοῦ Κυρίου ἐνέργεια ἐπὶ παντοκράτορα τὴν ἀναφορὰν ἔχει καὶ ἔστιν ὡς εἰπεῖν πατρική τις ἐνέργεια ὁ υἱός.* Dagegen spricht freilich die in demselben Capitel vorkommende auch vom Hrn. Verf. angeführte Stelle, wo die *ἡ τοῦ θεοῦ φύσις* für *τῷ μόνῳ παντοκράτορι προσιχεστάτη* erklärt wird, durchaus für den Subordinationismus desselben (welchen dann *Origenes* noch schärfer und bestimmter durchgeführt, und zu einer *ἑτερότης κατ' οὐσίαν καὶ ὑποκείμενον* des Sohnes und Vaters gesteigert hat.) — Wohl nichts ist für die Dogmengeschichte schwieriger, als Clemens selbst über die dogmatischen Hauptpuncte mit sich in Uebereinstimmung zu bringen, und aus seinen fast durchgehends in der Sprache einer geistreichen Reflexion gehaltenen Schriften ein widerspruchloses System dogmatischer Bestimmungen zu gewinnen. Wie in Bezug auf den eben besprochenen Punct seine Lehre den Charakter einer gewissen Amphibolie trägt, da er bald den Logos einen *θεὸς* *) *ἐν ἀνθρώπου σχήματι* Paed. I. c. X. p. 105 Ten. I. (cf. Protrepticus I. c. X. *Guericke:* De Schola, quae Alexandriae floruit, catechetica II. p. 132), bald einen *τοῦ θεοῦ διάκονος* (Stromat. VII. 3): so wiederholt sich dasselbe bei den Begriffen *πίστις* und *γνῶσις*. Hr. Dr. *Hag.* hat die Hauptstellen über dieselben in treffender Auswahl I. p. 97 zusammengestellt, jedoch die Frage nach dem Verhältnisse beider defshalb nicht zur Entscheidung gebracht, weil er von dem falschen Streben geleitet war, den Widerspruch, der sich zwischen manchen Stellen findet, durchaus fortzuschaffen. Auch Rec. war früher der Ansicht, dafs sich ein Punct gewinnen lassen müsse, durch welchen die widerstrebenden Elemente der Clementinischen Denkweise in eine höhere Einheit sich auflösen liefsen; aber er ist jetzt überzeugt, dafs eine solche Einigung, sofern sie durch Interpretation der vorliegenden Stellen bewiesen und nicht vielmehr durch Combination erschlossen werden soll, ein eitles Unternehmen sei, und wenn neuerdings *Redepenning:* Origenes p. 75, 83, den Widerspruch gehoben zu haben glaubt theils durch die Unterscheidung verschiedener Erkenntnifsstufen, denen seine Schriften entsprochen haben sollen, theils durch die vermeintliche Nachweisung eines zwiefachen Begriffes vom Glauben bei Clemens: so möchte diese Hypothese ebenso unhaltbar sein als jede andere, da einmal in den Stromat. selbst, also den für die höchste Erkenntnifsstufe berechneten Schriften, sich Stellen finden, wo auf der einen Seite das höchste Gut in die Gottähnlichkeit, die nur dem *γνωστικὸς* erreichbar sei, gesetzt wird (Strom. IV, 22. II. 22. V. 10, wo das *γνῶναι* als die *ζωὴ αἰώνιος* bestimmt wird — man sehe das Ende des Cap.), auf der andern behauptet wird: *κυριώτερον τῆς ἐπιστήμης ἡ πίστις καὶ ἔστιν αὐτῆς κριτήριον* (cf. Strom. IV. 21: *ἡ πίστις ἡ περὶ τὸ ὂν στάσις τῆς ψυχῆς*); sodann jene Differenz zwischen einem todten Fürwahrhalten und einem lebendigen Glauben, welcher mit der Gnosis zusammenfalle, während jenes erstere, obwohl mit dem Namen des Glaubens belegt, doch weit unter ihm stehe, zwar durch einige Stellen

*) Nach Clemens hat man an den Logos Gebete zu richten Strom. VII. c. VII. p. 231 III. (*Σέβειν δὲ ὅτιν ἐγκελεύομεθα καὶ τιμᾶν τὸν αὐτὸν καὶ λέγειν σωτῆρα τε αὐτὸν καὶ ἡγεμόνα εἶναι πειθόντες καὶ ὅτι αὐτοῦ τὸν πατέρα, οὐκ ἐν ἐξαιρέτοις ἡμέραις, ὥσπερ ἄλλοι τινὲς ἀλλὰ συνεχῶς τὸν ὅλον βίον σοῦτο πράττοντες καὶ κατὰ πάντα τρόπον*), während Origenes de Oratione p. XV behauptet: *μήποτε οὐδενὶ τῶν γενητῶν προστατεῖν ἐστι, οὐδὲ αὐτῷ τῷ Χριστῷ, ἀλλὰ μόνῳ τῷ θεῷ τῶν ὅλων καὶ πατρὶ, οὗ καὶ αὐτὸς ὁ σωτὴρ ἡμῶν προσηύχετο, ὡς προπαιδεύεσθαι καὶ διδάσκειν ἡμᾶς προσεύχεσθαι κτλ.*

als ächt Clementinisch bewiesen zu werden scheint, aber keineswegs so streng durchgeführt sich findet, dafs man auf sie eine Theorie zur Beseitigung jener Schwierigkeit bauen könnte. Es sind ja nämlich auch Stellen vorhanden, wo, wie Strom. V. c. 7. §. 155. der Unterschied zwischen γνῶσις und πίστις, als ein fliefsender, nur gradueller gefafst wird. Ist hier der Begriff der πίστις im Sinne des lebendigen Glaubens genommen, so müfste er mit der γνῶσις ganz zusammenfallen, und es wäre unbegreiflich, wie diese doch als ein höherer Grad jener bestimmt werden könnte; ist er aber in der anderen Bedeutung zu nehmen, so ist nicht einzusehn, weshalb einem solchen Seelenzustande nicht vielmehr das Handeln im Glauben, sondern die Erkenntnifs entgegengesetzt wird. — Demnach möchte auch dieser *sinnreiche* Versuch der Auflösung nicht als haltbar sich bewähren. *)

Ist also nicht zu leugnen, dafs in den Behauptungen des Clemens, — sofern man den sprachlichen Ausdruck urgirt, — eine nicht unbedeutende Differenz vorliegt, die nicht zu heben, so fragt sich, ob man mit Recht vermuthen könne, dafs *Clemens* zwischen γνῶσις und πίστις wirklich so hin und her geschwankt, als es den Anschein hat. *Rec.* ist der Meinung nicht, und ist einmal eine *Conjectur* erlaubt, so möchte *die* die wahrscheinlichste sein, *die* Stellen, wo er zwischen beiden Begriffen ein ähnliches Verhältnifs statuirt, wie zwischen esoterischer und exoterischer Lehre, zeigten seine eigentliche Herzensmeinung, die hingegen, wo er den Glauben als die Norm und Regel jener γνῶσις zu bestimmen scheint, seien vielmehr als Accommodation denn als aufrichtige Ansicht zu nehmen. Wobei nur zu bemerken ist, dafs er auch so den Glauben als einen nothwendigen Durchgangspunct ansehen konnte, ohne den berührt zu haben man nicht auf die Höhe jener idealen *Theorie* gelangen könne. Will man sich zu *dieser* Annahme nicht verstehen, so mufs man in *Clemens'* Denkweise selbst einen solchen Bruch zwischen unmittelbarem Glauben und verständiger Reflexion statuiren, wie er in neuerer Zeit in sonst edeln Persönlichkeiten uns näher gebracht ist. Hiergegen aber spricht theils die Kraft und die Reinheit seiner Begeisterung, die in dem Zustande solchen Zwiespaltes uns nicht mit jener Frische anwehen könnte, theils das speculative Talent dieses Kirchenlehrers, welches die Widersprüche des Verstandes zu beseitigen gewifs Kraft genug besafs. Somit bleibt nur übrig, im Sinne des *Clemens* jenen Unterschied zwischen γνῶσις und πίστις zwar als einen graduellen anzusehn, aber in *solcher* Steigerung, dafs das *Graduelle* auf den Punct kommt, in das *Specifische umzuschlagen.* *) — Hr. Dr. *B.-C.* hat p. 88, 89 in dem dort gegebenen kurzen Umrifs der Alexandrinischen Theologie, wie es scheint, Wesentliches übergangen, wie z. B. das eben Besprochene, und wenn er in ihr die Auffassung des Logos als Weltgeistes und zwar als sittlichen Weltgeistes findet, so möchte wenigstens an diesem Ausdrucke manches zu tadeln sein. Der Hr. Verf. deutet damit wahrscheinlich auf die Beziehung aller Lehren auf die Apocatastasis beim *Origenes*, wie sich dies aus den Worten zu ergeben scheint: „— Das Erlösungswerk geht durch die ganze Schöpfung hin, wie sie ja ganz durch die dem Logos verwandten Geister beseelt wird: schon die göttliche Vorsehung hat die Geistererlösung zum Endzweck: sie wird beschlossen durch die allgemeine Vereinigung der Geisterwelt mit Gott." —

*) Der Hr. Verf. führt Strom. V. c. XIII. p. 61, III. Kl. an, um zu beweisen, dafs *Clemens* sogar von einem Glauben spreche, welcher nicht einmal ein festes Vertrauen auf die Wahrheiten einschliefse, die er doch anerkenne; aber hier scheint Rec. πίστις mit dem folgenden ὅταν ἐπίστηται ein Wortspiel zu bilden, und auch aus diesem nur zu erklären. Wenn daher die πίστις = ἐπίστασθαι = empirisches Wissen ist, so ist es natürlich, dafs die Ueberzeugung (πεποίθησις) eine höhere Stufe des geistigen Lebens ist.

*) Nicht beseitigt scheint die oben angedeutete Schwierigkeit durch das, was *Ritter*: Geschichte der christlichen Philosophie I. p. 435—439 gesagt. Doch ist es ein Fortschritt, wenn das Schwankende in den dogmatischen Bestimmungen wenigstens offen eingestanden wird. Auf welche Weise aber des Clemens eigentliche Meinung aus den vorliegenden Stellen erschlossen wird, darüber wird keine Vermuthung mitgetheilt. — Nur beiläufig bemerkt Rec., dafs ihm wenigstens darin kein Widerspruch zu liegen scheint, wenn *Clemens* bei seinem sonstigen Dringen auf Erkenntnifs doch bekennt, dafs Gott ἀνεπόδεικτος sei (Strom. IV. c. XXV. II. p. 364), dafs er nicht ἐπιστήμῃ λαμβάνεται ἀποδεικτικῇ· αὕτη γὰρ ἐκ προτέρων καὶ γνωριμωτέρων συνίσταται· τοῦ δὲ ἀγεννήτου οὐδὲν προυπάρχει. — Hierin liegt die dunkele Ahnung des späteren ontologischen Beweises, den man, sofern er die Selbstbesinnung des Subjects auf sein innerstes Wesen ist, als einen Act des Glaubens betrachten kann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.
Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.
Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Schluss.)

Allein jener vom Herrn Verfasser gebrauchte Ausdruck hat wenigstens in neueren Zeiten eine so pantheistische Färbung erhalten, dafs der Unkundige leicht eine durchaus unrichtige Ansicht von dem *Systeme* des Origenes gewinnen kann, in welchem die Freiheit des Individuums und die Hypostasirung des Logos so fest stehen, dafs sie sich an einander zu brechen drohen; — und wenn der Hr. Verf. diesen biblischer und kirchlicher nennt als Clemens, so möchte dagegen Wesentliches einzuwenden sein. — Es werde in specieller Rücksicht nur noch lobend erwähnt, dafs sowohl Hr. Dr. *B.-C.* als Hr. Dr. *Hag.* in der Behandlung der letzten Periode den verschiedenen Richtungen im Allgemeinen eine sehr anerkennenswerthe Gerechtigkeit haben widerfahren lassen und die grofsen Bewegungen unserer Zeit gewifs richtig beurtheilen. Besonders hat Hr. Dr. B.-C. *die* Puncte hervorgehoben (p. 476), über welche, als Vorurtheile „Philosophie, Wissenschaft, Frömmigkeit weggehoben haben." — Nur von *Schleiermacher*, dem Unvergefslichen, hätte man eine schärfere Charakteristik wünschen mögen.

Und hiermit wenden wir uns zur *allgemeinen* Charakteristik vorliegender Werke zurück. Das des Hrn. *Dr. Baumgarten-Crusius* zeichnet sich aus durch eine aufserordentliche Masse historischer Notizen, wie sie nur durch umfassendes Quellenstudium und vielseitige Lectüre gewonnen werden kann, durch eine gedrängte Fülle neuer nicht selten geistreicher Andeutungen. Der eigentliche Charakter des Werkes ist der einer ausgezeichneten Selbstständigkeit der Forschung, welche ohne die Leistungen Anderer unberücksichtigt zu lassen, durchweg das Urtheil auf die eigene Kenntnifs der Gegenstände stützt. Allein eben diese aufserordentliche Gedrängtheit der Darstellung, die Kürze der in den Paragraphen versuchten Charakteristiken, der übergrofse Reichthum an historischen Daten, endlich die zwar körnige, derbe, aber zuweilen schwerfällige Weise des sprachlichen Ausdruckes, geben dem Buche nicht selten einen so änigmatischen Charakter, dafs sich dasselbe schwerlich zum Studium solcher, welche nicht über die Dogmengeschichte schon eine vorläufige Uebersicht gewonnen, eignen wird. Der Tadel, welchem das Werk rücksichtlich der Methode unterliegt, ist schon oben angedeutet, und hier nicht zu wiederholen. Die eigentliche Bewegung ferner, welche die Geschichte der Dogmen durchzieht, die durch die Eigenthümlichkeit der Individuen und Völker bedingte Entwicklung derselben, das trotz aller Zufälligkeit und Willkühr, trotz aller centrifugaler Geister nie gelöste Band des Zusammenhangs, jener Strom göttlicher Nothwendigkeit, von welchen alle, welche in der Kirche wirken, getragen werden, — dies scheint nicht mit der Kunst, welche zur Formgebung solcher historischer Massen nothwendig ist, in die Darstellung verwebt zu sein. Ohne klaren Plan möchte sodann das Verhältnifs der Geschichte der Philosophie zur Dogmengeschichte gefafst sein, da die erstere oft ganz aphoristisch an manchen Stellen in dieselbe hineingezogen, ihre fortwährende Abhängigkeit, — sei es, dafs sie diese durch Beistimmung oder durch Opposition bewährte, nicht immer angedeutet wird. Dadurch dafs der Hr. Vf. allen Schematismus vermieden, sehr selten höhere Gesichtspuncte, von welchen aus das zu durchwandernde Gebiet zu überschauen wäre, geltend gemacht, keine *durchgreifende* Charakteristik der ein-

zelnen Perioden und ihrer Tendenzen gegeben, durch dieses fortwährende Ineinanderlaufen des Verschiedenartigsten ist zwar die empirische Wirklichkeit in ihrer unendlichen Mischung zum Theil nachgeahmt, keineswegs aber die Geschichte durchweg in ihrer idealen Wahrheit dargestellt. Ideale Wahrheit, in welcher der Historiker die Vergangenheit erscheinen lassen mufs, nennt *Rec.* die geistige Reproduction des Geschehenen, durch welche das Chaotische und Verworrene, welches der empirische Beobachter gefunden, geläutert, und der maafslose Umfang desselben nach Feststellung des eigentlich Bedeutsamen, so zu sagen, verflüchtigt wird. Sofern die Geschichte diesen geistigen Procefs im Bewufstsein des Historikers durchgemacht, hat sie jene mikrologische Treue, welche die empirische Wirklichkeit wiederzugeben beabsichtigt, verloren und ist defshalb, was nicht zu leugnen, in Bezug auf den eigentlichen Thatbestand alterirt. Dafür aber ist erst die *Möglichkeit* des Verständnisses der Vergangenheit und *der* Auffassung ihrer Bestrebungen und Richtungen erreicht, ohne welche die Bedeutung des Individuums und dessen Leistung unerkennbar ist. Diese geistige Reproduction dahingeschwundener Zeiten, welche, befreit von allem Ballaste bedeutungsloser Einzelheiten, aber *durchzogen von den gleichsam krystallinischen Fäden gedankenmäfsigen Zusammenhangs*, von dem Historiker für das Bewufstsein wiederhergestellt werden, diese ist die so viel besprochene Objectivität der Darstellung. Hr. Dr. *B.-C. scheint* dagegen jene empirische Treue noch zu *sehr* angestrebt zu haben und seiner Schrift durch die vielen Notizen aus der Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Archäologie eine so bunte Farbe gegeben zu haben, dafs die Dogmengeschichte in ihrer Reinheit oft schwer wiederzuerkennen ist. Es ist zuzugeben, dafs die geistige Entwicklungsgeschichte überhaupt die erst durch die Abstraction der Wissenschaft zu sondernden Elemente in inniger Durchdringung enthält; dafs, wie überhaupt die Dogmengeschichte eigentlich ein Theil der Kirchengeschichte ist, so jene in vielen einzelnen Puncten auf die Resultate, welche die historische Forschung in jener gefunden, sich stützen mufs. Es scheint letztere aber für das Buch des Hrn. Vfs. nicht sowohl eine Stütze als vielmehr ein bedeutendes Element desselben zu sein. — Indessen ein Werk, in welchem ein Schatz von so *eminenter Gelehrsamkeit*, eine Fülle so selbstständiger Urtheile niedergelegt ist, wie in diesem; ein Werk, in welchem sich eine so ausgezeichnete Kenntnifs oft der entlegensten Daten kund giebt, — kann gewifs das *Recht* der Anerkennung seiner auf ein solches Fundament sich stützender Eigenthümlichkeiten verlangen. — Dagegen möchte das Buch des Hrn. Dr. *Hag.*, obwohl vortrefflich durch die klare Uebersichtlichkeit und durch die in den Noten *abgedruckten* Auszüge aus den Quellenschriftstellern, doch seinem materiellen Inhalte nach sich schwerlich mit dem vorhergehenden messen können. Die Paragraphen selbst sind, wie schon oben angedeutet, so dürftig und meistens im Ausdrucke auch so matt, dafs *sie* wohl nur für den *ersten* Anlauf genügen werden. Rec. möchte daher den Hrn. Verf. darauf aufmerksam machen bei einer etwaigen zweiten Auflage aus dem so überaus reichen Stoffe eine glücklichere Auswahl zu treffen.

H. Reuter.

XXIII.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wilhelm Bessel. Erster Bd. Königsberg, 1841. *im Verlage der Gebrüder Bornträger.*

Indem ich die Anzeige meines eigenen Buches übernehme, habe ich die Absicht, sowohl den Zweck zu erläutern, den ich dadurch erreichen wollte, als auch die darin angeführten Gegenstände, entkleidet von den Einzelnheiten ihrer Verfolgung, darzustellen.

Das Buch, dessen erster Band jetzt erschienen ist, soll sowohl diejenigen meiner älteren, in gesonderten Abhandlungen bekanntgewordenen Arbeiten, welche ihr Interesse mit dem Fortschreiten der Zeit nicht gänzlich verloren haben mögen, neu durchgesehen, und erforderlichenfalls neu durchgearbeitet, wiedergeben, als es auch neue Abhandlungen enthalten soll, deren Umfang zu grofs für die — auch von mir häufig benutzte — Zeitschrift ist, durch deren Herausgabe Schumacher das Gedeihen der Astronomie in Deutschland, seit 20 Jahren, gefördert hat.

Während fast vierzig, dem Dienste der Astronomie gewidmeter Jahre habe ich nicht sowohl eine der beiden Arten der Arbeit, welche sie ihren Dienern auferlegt, als das Ziel, wohin beide führen sollen, gesucht.

Digitized by Google

Ich habe wohl anhaltend Beobachtungen verfolgt, auch astronomischen Rechnungen manches Jahr gewidmet, für das Eine, wie für das Andere aber nie Vorliebe gefühlt, sondern Beides nur übernommen, wenn eine Hemmung des Fortschreitens der Auflösung der allgemeinen Aufgabe der Astronomie dadurch aus dem Wege geräumt werden mufste. Diese Aufgabe kann man kurz genug bezeichnen: sie fordert zu *jeder Zeit*, dafs so vollständige Rechenschaft von den Bewegungen der Himmelskörper gegeben werde, dafs ihre dann vorhandenen Beobachtungen *erschöpfend* dadurch erklärt werden. Wer sich aber an ihre Auflösung wagt, der tritt in ein abschreckendes Gedränge von Gegenständen, deren jeder gleichen Anspruch an seine Aufmerksamkeit macht: damit einer davon gehörig bekannt werde, müssen seine Wurzeln durch andere hindurch, mit welchen sie sich verschlingen, verfolgt werden. Auf Erfolg ist nur zu hoffen, wenn nicht ein astronomischer Gegenstand, sondern *die Astronomie* zur Aufgabe gemacht wird; wenn nicht eine willkührlich gewählte Richtung verfolgt wird, sondern wenn Bereitwilligkeit vorhanden ist, jeder Richtung zu folgen, welche sich nach und nach enthüllt. Hierdurch wird erklärt, wie eine Reihe von Jahren, welche nicht von einer bestimmten Art der astronomischen Thätigkeit, sondern von der *Astronomie* in Anspruch genommen wurde, nach und nach viele, verschiedene Gegenstände zur Untersuchung bringen mufste. Die Resultate davon wurden meistens in gesonderten Abhandlungen bekannt gemacht, deren Zahl so grofs geworden ist, dafs eine angemessen erscheinende Auswahl daraus, auch ohne mit neuen Arbeiten vermischt zu werden, eine Anzahl Bände des Buches, dessen ersten Band ich anzeige, füllen würde.

Was mir die erneuerte Erscheinung früherer Arbeiten wünschenswerth macht, ist nicht etwa eigene hohe Meinung von ihrem Werthe, sondern die ihr entgegengesetzte Ueberzeugung, dafs ich viele von ihnen beträchtlich werde verbessern können. Die Verbesserungen sind durch das Fortschreiten der Zeit nothwendig geworden, welches entweder die Hülfsmittel einer Untersuchung, oder meine Einsicht in ihre Natur vermehrte. Viele von diesen Arbeiten sind *eigentlich-astronomische*, d. h. Bestimmungen von *Zahlen*, welche die Wissenschaft fordert; diese sollen, ihrem Wesen nach, fortschreitende Verbesserungen, oder wenigstens Vermehrungen ihrer Sicherheit, erfahren; weshalb ich zu früheren Untersuchungen immer dann später zurückgekehrt bin, wenn es gelungen war, sicherere Grundlagen für sie zu erwerben. Andere sind mathematische Entwickelungen derjenigen astronomischen Aufgaben, welche einer vorzunehmenden Untersuchung zur Grundlage dienen sollten. Wieder andere sind zwar von ähnlicher Art, d. h. gleichfalls zur theoretischen Astronomie gehörig, allein ich glaube, sie doch von jenen unterscheiden zu müssen, indem sie nicht sowohl aus dem *eigenen* Bedürfnisse ihrer Anwendung, als aus der Bemerkung hervorgegangen sind, dafs ihre Gegenstände noch nicht mit demjenigen Erfolge untersucht waren, welchen eine Anwendung derselben, wenn sie gelingen soll, voraussetzt. Ich halte diesen Unterschied für wesentlich, da, meiner Meinung nach, die Versicherung der Vollständigkeit einer theoretischen Entwickelung, welche ihre eigene Anwendung gewährt, nicht leicht anderweitig erlangt werden kann; ich wünsche daher, durch nochmalige Durcharbeitung der nicht durch *eigene* Anwendungen veranlafsten Abhandlungen, Gelegenheit zu erhalten, ihnen diejenigen Vervollständigungen anzueignen, auf welche ich, im Fortgange der Zeit, aufmerksam geworden sein mag.

Was ich hier über den Zweck meines Buches gesagt habe, bezieht sich nicht weniger auf seinen Verfasser, als auf die Wissenschaft, welcher es gewidmet ist. Man sieht aber daraus, dafs es der letzteren Beiträge zu ihrem Besitze liefern soll; sowohl theoretische als practische, wo es möglich ist solche, welche von der Theorie ausgehend, sich in der Anwendung endigen. Indessen glaube ich, noch einer Berührung erwähnen zu dürfen, welche das Buch haben kann, welche ich ihm wenigstens wünsche; nämlich seiner Berührung mit solchen Lesern, welche, ehe sie sich selbst an der Aufgabe der Astronomie versuchen, Art und Form früherer astronomischer Untersuchungen kennen zu lernen wünschen.

Diese Leser sollten das was sie wünschen, in einem systematischen Werke über Astronomie finden; in einem Werke, welches die *fortschreitende* Astronomie (wenn auch nicht von ihren ersten Anfängen an) bis zu dem jetzt erreichten Puncte ihrer Laufbahn begleitete. Dieser Punct wird durch das hervorgetretene Bestreben bezeichnet, statt der *unbestimmten* Forderung sich der Wahrheit nähernder astronomischer Angaben die *bestimmte* geltend zu machen, dafs diese

Angaben *die* sein sollen, welche nicht allein allen schon vorhandenen Beobachtungen des Gegenstandes, welchem sie zunächst angehören, am vollständigsten entsprechen, sondern auch gegen *jede* Kritik bestehen, welche von irgend einem, schon erreichbaren Puncte ausgehen kann. Es würde mich hier viel zu weit führen, wenn ich entwickeln wollte, wie einerseits die neue Forderung *nothwendig* erfüllt werden mufs, wenn die astronomischen Angaben nicht, wie es wohl der Fall gewesen ist, bald vor- bald rückwärts, sondern immer, festen Schrittes auf ihr Ziel zu, gehen sollen, und wie andrerseits das Wesentliche und die Form der astronomischen Untersuchungen gänzliche Umgestaltungen dadurch erfahren; auch habe ich meine Ansicht dieses hochwichtigen Gegenstandes und die Art *wie* die Forderung erfüllt werden kann, schon bei andern Gelegenheiten entwickelt. Hieher aber gehört die Bemerkung, dafs wir kein Werk besitzen, welches eine der grofsen Wissenschaft, so wie sie sich im Laufe der Zeit bis jetzt entfaltet hat, angemessene Darstellung gäbe. An Lehrbüchern fehlt es zwar auch in der neueren Zeit nicht, und diejenigen unter ihnen, welche nur die ersten Elemente zugänglich machen sollen, gehören offenbar nicht hieher, obgleich ich, bei dieser Gelegenheit, nicht unterdrücken kann, dafs auch ihnen *nur* Verfasser zu wünschen wären, welche sich in der Wissenschaft lange versucht und dadurch die Fähigkeit erlangt haben, statt halber Andeutungen befriedigende Uebersichten zu geben. Von den gröfseren systematischen Werken der neueren Zeit zeigt eins, *statt Astronomie*, einen Haufen trigonometrischer Formeln; ein anderes eine Sammlung von Instrumenten; ein drittes einen anderen eingeschränkten Theil des Gebietes der Wissenschaft. Einmal besafs die Astronomie ein Werk, welches ihren Zustand wirklich kennen lehrte — das Werk von *Lalande*, dessen dritte Ausgabe aber in diesem Jahre ihre 50jährige Feier begeht. Sein Verf. hat nicht viel auf äufseren Schmuck gehalten, aber sich in allen Theilen der Wissenschaft versucht, und demohngeachtet (oder ebendaher?) Bescheidenheit genug besessen, nicht *sich selbst*, sondern *die Wissenschaft* vorzutragen. Sein Buch ist bekanntlich drei grofse Quartbände stark, aber mit diesem Umfange hätte er bei weitem nicht ausgereicht, wenn er jeden astronomischen Gegenstand so weit hätte verfolgen wollen, als er in *besonderen* Untersuchungen verfolgt war; er verweiset daher fortwährend auf diese, und giebt dadurch seinem Werke einen Werth, welchen die Verfasser späterer entbehren zu können geglaubt haben, welcher es auch da höchst schätzbar erhält, wo das verflossene halbe Jahrhundert wesentliche Aenderungen der Materie, oder ihrer Form, hervorgebracht hat. — Wer der Astronomie ein Werk von gleicher Bedeutung schenken will, mufs die Stellung zu ihr besitzen, welche *Lalande* zur Zeit seiner dritten Ausgabe erlangt hatte; deren Erlangung aber weit schwieriger geworden ist, indem die schon erwähnte jetzige Forderung der Wissenschaft jede der Arbeiten, deren Gesammtheit allein in diese Stellung versetzen kann, weit zeitraubender macht, als sie vor einem halben Jahrhundert war. Er mufs nicht alle vorhandenen Bücher durch sein Buch ersetzen wollen; weder eine durchgearbeitete Materie *ganz* aufnehmen, noch sie, wenn sie nichts Ueberflüssiges enthält, durch einen Auszug verderben. Er mufs aber jedes *wesentliche* Moment des Weges, welcher bis zu der vorhandenen vollendetsten Kenntnifs jedes Gegenstandes führt, hervorheben und diese auf gleiche Weise behandeln. Einzelnheiten, welche zwar nicht unnöthig sind, aber den zu Gebote stehenden Raum überschreiten, mufs er durch vollständige Verweisungen auf die Oerter, wo sie zu finden sind, ersetzen. Er mufs *Astronomie* vortragen, Astronomie mit allen ihren Hülfsmitteln, worunter das mathematische Raisonnement obenansteht, nicht aber mathematisches Raisonnement oder andere Hülfsmittel *statt* Astronomie. — Ich mufs von dieser Abschweifung über ein der Wissenschaft gewünschtes systematisches Werk zu meinem eigenen Buche zurückkehren, welches nichts weniger als ein solches sein kann und soll, dessen Plan aber mit sich bringt, dafs es *viele* astronomische Gegenstände berührt, und welches dadurch Lesern, die fremde Arbeiten kennen lernen wollen ehe sie eigene übernehmen, nützlich werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wilhelm Bessel.

(Fortsetzung.)

Der *erste Band* beschäftigt sich allein mit einem Theile der Astronomie, von welchem man fast sagen könnte, dafs er noch nicht zwei Decennien alt ist; nämlich mit dem Theile, welcher die ihn begründenden Thatsachen aus Beobachtungen hernimmt, welche die relative Lage zweier einander *nahe* erscheinender Puncte der Himmelskugel bestimmen. Während die Apparate, durch welche die Entfernungen der Gestirne von dem Scheitelpuncte und die Zeiten ihrer Durchgänge durch den Meridian gemessen werden, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an wiederholte und grofse Vervollkommnungen erfahren hatten, gefördert durch das *dringendste* Bedürfnifs der Astronomie und dieses befriedigend, war den Instrumenten, mittelst welcher die relative Lage einander nahe erscheinender Puncte bestimmt werden konnte, geringe Aufmerksamkeit zu Theil geworden. Solche Instrumente, welche, durch die ihre Anwendung *beschränkende* Bedingung der *Nähe* der zu vergleichenden Puncte, in Beziehung auf die Genauigkeit ihrer Resultate im Vortheile vor *allgemein* anwendbaren hätten sein sollen, genossen so wenig Zutrauen, dafs die Astronomen, um ihre Anwendung zu vermeiden, sich zu weiten, den gesuchten Resultaten nicht günstigen Umwegen und auch zu einer nicht vortheilhaften Gebrauchsart der Meridianinstrumente entschlossen. Dieses Mifstrauen konnte aber nicht durch die Natur der Beobachtungsart selbst begründet werden, sondern es war die Folge eines Vorurtheils dagegen, welches mifsrathene Messungen von Doppelsternen und Planetendurchmessern erzeugt hatten, und welches, wie alle Vorurtheile, zu weit ging, indem es die Vernachläfsigung so brauchbarer Instrumente, wie die Dollondschen Objectivmikrometer waren, zur Folge hatte. Wirklich waren verschiedene, angewandte mikrometrische Apparate nicht geeignet, zuverläfsige Resultate zu ergeben; allein man hätte die Ursache ihrer Fehler in ihrer unvollkommenen Einrichtung suchen und sich früher eifrig bemühen sollen, ihnen eine vollkommenere zu geben. Denn die auf *kleine* Entfernungen beschränkten und daher durch *grofse* Instrumente ausführbaren Messungsarten, verheifsen an sich eine gröfsere Schärfe, als andere, deren *allgemeiner* Anwendbarkeit man verschiedene Vortheile, welche man jenen aneignen kann, und auch die Gröfse der Instrumente zum Opfer bringen mufs. Auch war der Theil der Astronomie, welcher nur durch mikrometrische Messungen gefördert werden konnte, nichts weniger als so unerheblich, dafs dadurch seine Vernachläfsigung hätte gerechtfertigt werden können. Von dem Ringe und den Satelliten des Saturn wufste man wenig mehr als ihr Vorhandensein; die Neigung der Ebene des ersteren wurde, ohne dafs man genügend angeben konnte warum, mehr als drei Grad zu grofs angenommen; von den elliptischen Elementen der Bahnen der Satelliten war nichts bekannt; die Entfernung eines dieser Satelliten von dem Planeten, welche für die Bestimmung der Masse des letzteren wichtig ist, kannte man nur ganz ungenügend, durch eine *einzelne*, im J. 1719 gemachte Messung. Von den Satelliten des Jupiter kannte man zwar die Theorie ihrer Bewegung, indem diese auf die Beobachtung ihrer Finsternisse hatte gegründet werden können; das was mikrometrische Messungen allein bestimmen konnten, nämlich das Maafs ihrer Entfernungen, war aber ungenügend bekannt, und man entbehrte der Unterstützungen, welche man den Resultaten der Finsternisse durch die mikrometrische Bestimmung der Lage der Ebenen der Bahnen hätte geben können. Die Beobachtungen der Kometen waren rohe Näherungen, vergleichungsweise mit denen, welche man von guten Apparaten der hier besprochenen Art erwarten konnte. Die gegenseitigen Stellungen der Doppelsterne waren höchst ungenügend bekannt.

Digitized by Google

Von der lange gesuchten Entfernung der Fixsterne hatten selbst die vollkommensten Meridianinstrumente der neuesten Zeit keine Andeutung gegeben; allein es war noch keineswegs entschieden, ob nicht noch kräftigere Beobachtungsmittel, nämlich mikrometrische, auch hier das Dunkel aufhellen würden.

Das was ich eben angeführt habe, so wie Anderes, dessen Anführung hier entbehrt werden kann, läfst keinen Zweifel darüber, dafs der vernachläfsigte Theil der Astronomie ins Leben gerufen werden mufste. *Fraunhofer* wurde daher veranlafst, der Königsberger Sternwarte ein Instrument zu liefern, geeignet, den mikrometrischen Messungen die gröfste Ausdehnung, deren sie fähig sind, und die gröfste Genauigkeit zu geben: ein *Heliometer* von einer Gröfse und optischen Kraft, welche ähnliche Instrumente noch nicht besessen hatten, welcher es aber nicht entbehren durfte, wenn es der Absicht vollständig entsprechen sollte. Von dem Besitze dieses Instruments an hat der Theil der Astronomie, von welchem hier die Rede ist, mich vielfältig beschäftigt, und die dadurch erlangten Resultate sind nicht hinter der Erwartung zurückgeblieben. Der erste Band der *astronomischen Untersuchungen* enthält einige dieser Resultate, so wie Alles was der Anwendung der gemachten Beobachtungen vorangehen mufste, um den Nutzen, den sie gewähren konnten, unvermindert zu erlangen. Was er enthält, werde ich nun näher angeben.

1. *Theorie eines mit einem Heliometer versehenen Aequatoreal-Instruments.* Das Heliometer ist der Zweck dieses Apparats; das Aequatoreal-Instrument ist nur vorhanden, um seine Anwendung möglichst leicht und vortheilhaft zu machen. Das letztere hat zwei fest miteinander verbundene Axen, deren eine — die *Stundenaxe* — der Erdaxe parallel festliegen soll, während die andere — die *Declinationsaxe* — senkrecht auf ihr sein, also, bei der Drehung um sie, eine Ebene beschreiben soll, welche der Ebene des Erdäquators parallel ist. Senkrecht auf der Declinationsaxe soll das Fernrohr stehen, also durch Drehung um sie einen Declinationskreis beschreiben. Diese unmittelbare Andeutung des Declinationskreises durch den Mechanismus des Instruments ist der vorzüglichste der Gründe, weshalb man das Heliometer so aufgestellt hat, dafs es die Stelle des Fernrohrs eines Aequatoreal-Instruments einnimmt: man soll dadurch die unmittelbare Beziehung auf den Declinationskreis, des mit dem Heliometer mefsbaren Richtungswinkels zwischen zwei Puncten an der Himmelskugel erlangen. Andere Gründe, welche, wenn sie auch nicht das Wesentliche des Apparats berühren, für sich allein wichtig genug gewesen sein würden, um die Verbindung des Heliometers mit einem Aequatoreal-Instrumente zu veranlassen, sind die dadurch erlangte Leichtigkeit der Auffindung und Verfolgung jedes Puncts der Himmelskugel, und die Möglichkeit, die letztere einem angebrachten Uhrwerke zu überlassen, dessen Gang dem Beobachter viele Zeit und Mühe erspart, und zum regelmäfsigen Fortschreiten einer Reihefolge von Wiederholungen einer Beobachtung wesentlich beiträgt. — Das Heliometer selbst kann um seine eigene Axe — die *Heliometeraxe* — gedrehet werden und die beiden Hälften seines zerschnittenen Objectivs sind in der auf diese Axe senkrechten Ebene beliebig beweglich.

Indessen darf nie angenommen werden, dafs ein Apparat der einfachen Absicht, welche seine Einrichtung geleitet hat, vollkommen angewessen wäre. Jede mögliche Abweichung davon, sie mag von seiner willkürlichen Aufstellung, oder von seiner mechanischen Construction herrühren, mufs in unbestimmter Gröfse vorhanden angenommen, und ihr Einflufs auf Alles was mit dem Apparate beobachtet werden kann, mathematisch untersucht werden. Aus dieser Untersuchung müssen die Mittel abgeleitet werden, das Vorhandensein und die Gröfse der Abweichungen zu erkennen und sie entweder mechanisch fortzuschaffen, oder die Resultate der Beobachtungen durch Rechnung von ihrem Einflusse zu befreien. Diese Theorie ist für den Apparat, von welchem hier die Rede ist, besonders instructiv, weil er der zusammengesetzteste aller astronomischen Apparate ist, sie daher die Theorien einfacherer Instrumente als besondere Fälle enthält, und die Anzahl ihrer unbestimmten Elemente so grofs ist, dafs ihre Trennung voneinander schwieriger wird als in einfacheren Fällen. In ihrer gegenwärtigen Entwickelung sind die Aufstellung des ganzen Instruments, die Winkel seiner verschiedenen Axen miteinander, ihre Biegungen durch die Schwere, und die Stellungen der Objectivhälften beziehungsweise auf die Heliometeraxe, als unbestimmt angenommen; aus ihr abgeleitet sind die Mittel, alle diese unbestimmten Gröfsen einzeln kennen zu lernen und das Resultat jeder Anwendung des Apparats von ihnen zu befreien.

Digitized by Google

II. *Besondere Untersuchung des Heliometers der Königsberger Sternwarte.* Diese Untersuchung geht von der vorigen allgemeinen aus und enthält die Bestimmung der Gröfsen, welche die letztere als unbestimmte betrachtet. Eine ähnliche mufs für jedes Heliometer durchgeführt werden, wenn die damit gemachten Beobachtungen nicht durch mangelhaft bleibende Kenntnifs der zu ihrer Berechnung erforderlichen Elemente beeinträchtigt werden sollen; sie mufs bis zu desto gröfserer Genauigkeit ihrer Resultate verfolgt werden, je gröfser die Ansprüche sind, welche das Instrument, durch seine Gröfse und Beschaffenheit, in Beziehung auf die Genauigkeit seiner Anwendungen, rechtfertigt. Diejenigen der aufzusuchenden Gröfsen, welche Einfluſs auf die Bestimmung der *Positionswinkel* erhalten, sind zum Theil von der zufälligen Aufstellung der Instrumente abhängig, also mit dieser veränderlich und müssen dann von Zeit zu Zeit neu bestimmt werden; zum Theil gehen sie aus der Construction des Instruments hervor, so dafs ihre einmal erlangte Kenntnifs immer anwendbar bleibt. Von diesem letzteren Theile derselben erwähne ich hier, dafs die Untersuchung des Königsberger Instruments gezeigt hat, dafs der Winkel zwischen seiner Stundenaxe und Declinationsaxe, welcher der, seine Verfertigung leitenden Absicht gemäfs, ein *rechter* sein sollte, wirklich fast eine halbe Minute gröfser ist; ferner dafs die Schwere der Theile des Instruments keine merkliche Biegung der Declinationsaxe und des Fernrohrs erzeugt; dafs sich aber ein beträchtlicher Einfluſs derselben in einer Drehung des letzteren um seine eigene Axe äufsert. Denkt man sich sowohl die Declinationsaxe, als auch das Fernrohr horizontal gestellt, so wird anschaulich, dafs das letztere, indem es an einem Ende der ersteren befestigt ist, das Bestreben äufsern mufs, den nicht unterstützten Theil derselben zu biegen. In Beziehung auf seine Schwere ist zwar das Instrument äquilibrirt, allein dem eben erwähnten Bestreben ist nicht durch angebrachte Gegengewichte, sondern nur durch die Stärke des Stahls der Axe und der Befestigung des Fernrohrs an ihr, entgegengewirkt worden. Wenn man die grofsen Dimensionen des Instruments in dieser Beziehung betrachtet, so wird man kaum geneigt sein, zu erwarten, dafs das — wenn auch sehr ansehnliche — Gewicht des Fernrohrs sie merklich verändern wird; allein darüber gemachte Versuche lehren das Gegentheil, indem sie zeigen, dafs die aus dieser Veränderung entstehende Drehung des Fernrohrs, in der angegebenen, ihr Maximum hervorbringenden Stellung des Instruments, nicht weniger als 1′ 55″ beträgt. Wenn man dieses Maximum kennt, so kann man den Einfluſs der Ursache, woraus es hervorgeht, für jede andere Stellung des Instruments *berechnen*, also seine Anwendungen von ihrem Einflusse befreien. Es wäre möglich gewesen, diesem Einflusse durch die Construction des Instruments entgegenzuwirken; und vielleicht hätte *Fraunhofer*, der den Plan davon entworfen hat, sich dazu entschlossen, wenn er eine so beträchtliche Gröfse desselben erwartet hätte; allein das Instrument wäre dadurch nicht eigentlich verbessert worden, sondern die mechanische Einrichtung hätte dem, der es anwendet, nur eine Rechnung erspart, welche übrigens kaum in Betracht kommt, da man ihr Resultat aus einer, einfürallemal zu entwerfenden Tafel nehmen kann. Es ist eine Frage von Wichtigkeit, ob der Künstler, welcher ein Instrument verfertigt, es von jeder Abweichung von seiner einfachen Idee durch *mechanische* Einrichtungen befreien, oder ob er sich befriedigen soll, es in einem Zustande hervorzubringen, dessen Abweichungen davon man erkennen und durch Rechnung beseitigen kann. Wenn *ich* das Instrument anwenden soll, so ziehe ich das letztere vor. Denn keine mechanische Einrichtung erfüllt ihren Zweck so sicher als eine Rechnung, welche von unzweifelhaften Grundlagen ausgeht; die Mittel, zur Kenntnifs dieser Grundlagen zu gelangen, sollten aber dem Instrumente nicht fehlen, oder, wenn man sie an ihm selbst nicht anbringen kann, Zugaben zu ihm sein. Wenn die Künstler diese Ansicht verfolgen, so werden sie die Auflösung ihrer Aufgabe in den meisten Fällen erleichtern können. Dem Astronomen wird die Anwendung des Instruments nicht wesentlich erschwert werden, indem er immer Mittel finden wird, die Berechnung der Verbesserungen bis zum Unbedeutenden abzukürzen; hiervon können die in dem gegenwärtigen Falle angewandten ein Beispiel geben.

Die Messung der Entfernung zweier Puncte an der Himmelskugel wird durch die Verschiebung einer Hälfte des Objectivs erlangt, und diese Verschiebung wird durch eine Schraube bewirkt, welche zugleich die Bewegung hervorbringt, und das Mafs ihrer Gröfse angiebt. Jede der beiden Hälften ist mit einer solchen Schraube versehen, so dafs ebensowohl durch die eine,

Digitized by Google

wie durch die andere gemessen werden kann. Der wesentlichste Theil der Untersuchung des Instruments war die Untersuchung dieser Schrauben: man mufste alle ihre Ungleichheiten so erkennen, dafs man sie in Rechnung bringen konnte, und ferner mufste man das Maafs der von diesen Ungleichheiten befreieten Bewegungen der Objectivhälften, in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückt, und seine Abhängigkeit von der Wärme bestimmen. — Wenn man nach Entfernungen von der Gröfse von 48 Minuten, bis zu welcher das Instrument noch ziemlich deutliche Bilder giebt, messen will, mufs man das Maafs der Bewegungen, oder den in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückten Werth der Windungen der Schrauben, bis auf den zehntausendsten Theil seiner Gröfse richtig kennen, um nicht einen beständig wiederkehrenden Fehler von 0″,288 zu begehen. Die Schwierigkeit, eine *so grofse* Sicherheit, welche aber den Leistungen des Instruments angemessen ist, wirklich zu erlangen, oder sich ihr zu nähern, hat nur durch sehr zeitraubende und von neuen Methoden unterstützte Versuche überwunden werden können. — Die Beschaffenheit einer, zu mikrometrischen Messungen dienenden Schraube, mufs in *zwei* Beziehungen untersucht werden: das Fortschreiten des durch sie bewegten Körpers, sowohl das den Theilen entsprechende, welche die Schraubentrommel angiebt, als auch das durch eine beliebige Zahl von Windungen hervorgebrachte, mufs durch geeignete Messungen bestimmt werden, deren Zweck ist, *Ausgleichungen* der unmittelbaren Angaben kennen zu lehren, durch deren Hinzufügung diese von jeder Ungleichheit der Schraube befreiet werden. Eine beiden Beziehungen genügende Methode ist schon durch meine Untersuchungen über das preufsische Längenmaafs bekannt geworden; hier erscheint sie, von einer anderen Einrichtung des zu ihrer Anwendung erforderlichen Apparats unterstützt. Die eine der Schrauben, welche allein ich bei den Anwendungen des Heliometers benutzt, und daher auch allein untersucht habe, zeigt sich so gleichförmig geschnitten, dafs die Vernachlässigung ihrer periodisch wiederkehrenden Ausgleichungen kaum einen, auf ein Zehntel einer Secunde steigenden Fehler verursachen würde, während die mit der Zahl der Windungen fortschreitenden sich in etwa demselben Umfange halten. Durch die Durchführung ihrer Untersuchung werden diese kleinen Ungleichheiten ganz unschädlich. Den periodischen Theil derselben hätte man nicht nothwendig zu bestimmen brauchen, indem einer Reihe von wenigstens vier Wiederholungen jeder Beobachtung eine Anordnung gegeben werden kann, welche seinen Einfluss unmittelbar aus dem Resultate schafft; diese Bemerkung (S. 85) wird immer von Nutzen sein, wenn ein ähnliches Instrument *vor* der Prüfung seiner Schrauben angewandt werden soll. — Zur Erlangung des in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückten *Maafses* der ausgeglichenen Windungen der Schraube wurden vier Methoden angewandt, wovon aber nur eine den Grad von Sicherheit hervorbrachte, dessen Erreichung ich für nothwendig hielt. Die *zuerst* angewandte beruhete auf dem *Gauſs*'schen Verfahren der Messung des Winkels zwischen den, durch beide, voneinander entfernte Hälften des Objectivs gesehenen Bildern eines Fadens im Brennpuncte. Sie ergab Resultate von erwünschter Uebereinstimmung; allein die Sicherheit derselben innerhalb der *engen*, geforderten Grenzen, kann man nicht verbürgen, weil die Bilder, deren Entfernung gemessen wurde, nicht von der ganzen Fläche jeder Objectivhälfte, sondern nur von einem kleinen, und noch dazu excentrischen Theile derselben gemacht wurden; auch weil die unvermeidliche Undeutlichkeit, welche wenigstens eins dieser Bilder, wegen des schiefen Durchganges der Strahlen durch das Objectiv haben mufs, eine Willkühr in das Resultat bringt, welche nicht überzeugend fortgeschafft werden kann. Die *zweite* Methode besteht in der Vergleichung der heliometrischen Messung von Entfernungen an der Himmelskugel mit den anderweitig bekanntgewordenen Werthen derselben. Sie würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn man ein Mittel besäfse, diese Entfernungen, unabhängig von dem Heliometer, mit der geforderten Genauigkeit kennen zu lernen. Das beste Mittel dazu gewährt die oft wiederholte Beobachtung der Unterschiede der Geradenaufsteigung und Abweichung zweier Fixsterne, deren Entfernung die durch das Heliometer mefsbare nicht überschreitet; allein die Leistungen der Meridianinstrumente, durch welche diese Beobachtungen erlangt werden müssen, bleiben hinter denen des Heliometers beträchtlich zurück, und können daher nur unter gewissen, schwer zu erfüllenden Bedingungen, als genügend zu dem gegenwärtigen Zwecke angesehen werden.

(Der Beschluss folgt.)

№ 40.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wilhelm Bessel.

(Schluſs.)

Ich konnte daher die Hoffnung des Gelingens dieser Bestimmungsart des allgemeinen Maaſses der Angaben des Heliometers nur unterhalten, indem ich, statt eines Sternenpaars, mehrere Paare auf diese Art verglich und von dem wahrscheinlichsten Resultate aller die Sicherheit erwartete, welche jedes einzelne nicht gewähren konnte. Daher wurden zwei Beobachtungsreihen der 11 helleren Sterne der Plejaden auf der Königsberger Sternwarte mehrere Jahre lang fortgesetzt: die eine mit dem Meridiankreise, die andere mit dem Heliometer. Allein das Resultat der Vergleichung der dadurch bestimmten Entfernungen von 10 Sternenpaaren blieb noch beträchtlich hinter der Erwartung zurück, indem es Unterschiede übrig liefs, welche zwar meistens kleiner sind als eine Secunde, doch aber auch einmal bis auf drei Secunden steigen. Die Ursache dieser Unterschiede ist eine Unvollkommenheit der Meridianbeobachtungen, welche aus dem Mittel ziemlich häufiger, sowohl von mir, als auch von Hrn. Dr. *Busch* gemachter Wiederholungen derselben nicht verschwunden ist. — Um ihr entgegenzuwirken wurde eine *dritte* Methode verfolgt, nämlich die Vergleichung der Summe der Entfernungen von sechs, näherungsweise im gröfsten Kreise liegenden Sternen mit der durch den Meridiankreis erlangten Bestimmung der Entfernung der beiden äufsersten von ihnen. Diese letztere Entfernung betrug mehr als drei Grade, und der Fehler, welchen die Meridianbeobachtungen darin übriglassen, ist ein so kleiner Theil dieses gröfseren Bogens, dafs sein Einfluſs weit weniger zu fürchten ist, als in dem vorigen Falle. Wirklich betrug der mittlere Fehler der darauf gegründeten Bestimmung nur etwa den siebzehntausendsten Theil des Ganzen, während die vorige Methode den sechstausendsten übriggelassen hatte. — Um die eine, wie die andere dieser Methoden anwenden zu können, mufste eine Untersuchung vorangehen, welche zum Zweck hatte, das Gesetz zu bestimmen, nach welchem die Entfernung des von einer Objectivhälfte gemachten Bildes eines Sterns, von ihrer Axe, sich ändert, wenn der Winkel der einfallenden Strahlen mit dieser geändert wird. Wenn das Bild immer vollkommen deutlich bliebe und auf der Ebene läge, welche die Axe im Brennpuncte senkrecht durchschneidet, so würde das gesuchte Gesetz sehr einfach, nämlich die Entfernung der Tangente des Winkels proportional sein; allein diese Voraussetzungen sind nicht statthaft und würden für gröfsere Winkel beträchtliche Fehler erzeugen. Ihre Vermeidung führt auf die Schwierigkeit, dafs die Theorie nicht lehren kann, welchen Punct des undeutlichen Bildes das Auge vorzugsweise auffafst, wenn es seinen Ort bestimmen soll. Zwei Annahmen hierüber schienen Anspruch auf nähere Prüfung zu haben: nämlich die Annahme, dafs der Schwerpunct alles Lichts des Bildes, und die Annahme, dafs sein hellster Punct der vom Auge gewählte sei. Hier sind beide Annahmen durch Rechnungen verfolgt worden, welche von den bekannten Elementen der Construction des Objectivs ausgehen und die Vertheilung des Lichts auf der Bildfläche kennen lehren. Beide zeigen sich aber nicht übereinstimmend mit dem Zeugnisse, welches unmittelbare Beobachtungen ablegen, indem diese ein *zwischen* den aus ihnen hervorgehenden — und zwar der zweiten näher — liegendes Verhältnifs andeuten. Ich bin diesen Beobachtungen gefolgt und habe ihnen gemäfs die Formel gewählt, durch welche die Messungen mit dem Heliometer in Winkel verwandelt werden.

Obgleich die *dritte* der angewandten Methoden, zur Kenntnifs des Maafses für die Angaben des Heliometers zu gelangen, wenig zu wünschen übrig läfst, so habe ich doch, um die Sicherheit dieser, allen Anwendungen des Instruments zum Grunde zu legenden Kennt-

nifs so weit als möglich zu treiben, noch eine *vierte* angewandt. Diese beruhet auf der Vergleichung der unmittelbaren Messungen der Gröfse einer (ausgeglichenen) Schraubenwindung des Heliometers und der Brennweite seines Objectivs, welche durch Rechnungen miteinander in Verbindung gesetzt wurden, denen ähnlich, die ich schon erwähnt habe. Die erste Messung wurde durch eine mit der äufsersten Genauigkeit bestimmte Entfernung von 2 Pariser Zollen erlangt, welche auf ein Stahlblättchen aufgetragen ist, dessen Befestigung auf dem Schieber einer der Objectivhälften möglich machte, die Anzahl Schraubenwindungen kennen zu lernen, welche erforderlich sind, um zwei Zolle durch die Absehenslinie eines auf dem anderen befestigten Mikroskops zu führen. Die zweite Messung beruhet auf einer Benutzung der bekannten Eigenschaft eines Objectivglases, vermöge welcher die Entfernung zwischen einem Puncte und seinem Bilde ein *Minimum* hat, welches, abgesehen von der Dicke des Objectivglases, seiner vierfachen Brennweite gleich ist. Dieses Minimum habe ich durch ein Verfahren bestimmt, welches sich in der Ausführung so genügend zeigte, dafs unter 7 von einander unabhängigen Anwendungen desselben nur eine ist, welche eine, den funfzehnten Theil einer Linie von dem arithmetischen Mittel aus allen abweichende Bestimmung der 8 Fufs grofsen Brennweite ergeben hat. — Das Resultat dieser *vierten* Methode ziehe ich den Resultaten der drei früheren vor, indem ich glaube, dafs durch ihre Anwendung die Sicherheit so weit als möglich getrieben wird. Das Resultat der dritten Methode stimmt übrigens damit bis auf eine unerhebliche Kleinigkeit überein, während die weniger sicheren Resultate der ersten und zweiten etwa ein Fünftausendtel des Ganzen, und zwar nach entgegengesetzten Seiten, davon abweichen.

Das letzte der zur Berechnung von Heliometerbeobachtungen erforderlichen Elemente, nämlich die Bestimmung des Einflusses, welchen die Wärme auf den Werth jeder Schraubenwindung dadurch erhält, dafs sie das Metall der Schraube und die Brennweite in verschiedenen Verhältnissen ändert, habe ich durch zahlreiche und lange fortgesetzte Messungen der Entfernungen der Sterne in den Plejaden erhalten, welche sowohl in der Wärme des Sommers, als in der Kälte des Winters gemacht werden konnten und dadurch hinreichend grofse Verschiedenheiten dieses kleinen Einflufses an den Tag legten. — Die Sicherheit der Resultate, welche man durch ein Instrument zu erlangen beabsichtigt, kann nur aus einer vollständigen Untersuchung aller, Einflufs auf dieselben erlangenden Elemente hervorgehen: die Weitläuftigkeit dieser Untersuchung darf nie der Grund ihrer Unterlassung werden. Für das Heliometer ist diese vielleicht gröfser als für andere Apparate, was jedoch, meiner Ansicht nach, nicht in Betracht kommt, wenn jenes, *nach* der Durchführung seiner Untersuchung, sicherere Resultate verheifst. In *der* Vollständigkeit, in welcher die Gröfse und Beschaffenheit des Königsberger Heliometers sie fordert, war sie früher nicht nöthig und daher auch nicht vorhanden. Ich lasse jedoch nicht unerwähnt, dafs wir schon eine, sich auf ein kleineres Instrument derselben Art beziehende Abhandlung des Hrn. Director *Hansen* besitzen.

III. *Einflufs der Strahlenbrechung auf Mikrometerbeobachtungen.* Jede Beobachtung, wodurch die Oerter zweier Puncte an der Himmelskugel miteinander verglichen werden, mufs, durch Rechnung, von dem sie entstellenden Einflufse der Strahlenbrechung befreiet werden. Dieser Einflufs kann aus als zwei Ursachen entstehend betrachtet werden, nämlich aus der Verminderung jeder Entfernung, welche die Strahlenbrechung selbst, verbunden mit der Convergenz der Verticalkreise erzeugt, und aus der Verschiedenheit ihrer Gröfse an den verschiedenen in Betracht kommenden Puncten. Beide sind zwar von der Zenithdistanz abhängig und können daher durch diese ausgedrückt, also in *eine* zusammengezogen werden, allein sie sind viel zu wenig einfache Functionen derselben, als dafs ihre analytische Verfolgung zu brauchbaren Vorschriften führen könnte. Für kleinere Zenithdistanzen ist jedoch die Strahlenbrechung näherungsweise der Tangente, und ihre Veränderung dem Quadrate der Secante derselben proportional, welches einfache Gesetz seiner analytischen Verfolgung keine Schwierigkeit in den Weg legt. Den hierdurch für alle Fälle, in welchen die Anwendung dieses Gesetzes keinen merklichen Fehler erzeugt, angedeuteten Weg habe ich auch in anderen Fällen verfolgt, und bin dadurch zu Vorschriften gelangt, welche immer die erforderliche Genauigkeit besitzen, wenn die Zenithdistanz nicht 85° übersteigt. Wenn die der scheinbaren Zenithdistanz z zugehörige Strahlenbrechung $= k \tang z$ und die wahre Zenithdistanz $\zeta = z + k \tang z$ ist, so habe ich das Verhältnifs der zusammengehörigen Veränderungen beider Zenithdistanzen $= 1 + k \sec \zeta^2$ gesetzt und die dieser Bedeutung gemäfs bestimmten Werthe von k in eine Tafel gebracht, deren Argument die wahre Zenithdistanz ist. Nimmt man k aus dieser Tafel, so kann man dieselben Vorschriften, welche für kleinere Zenithdistanzen gelten, auch für gröfsere, bis zu der schon angegebenen Grenze, anwenden. Diese Tafel nenne ich *Strahlenbrechungstafel für Mikrometerbeobachtungen*. Sie ist beträchtlich verschieden von der gewöhnlichen Strahlenbrechungstafel, so wie auch von der Umformung derselben, welcher ich die *wahre* Zenithdistanz zum Argumente gegeben habe. Die Verschiedenheiten aller drei, hier vereinigt erscheinenden Tafeln, finden nicht allein in den Werthen der Strahlenbrechung für den Zustand der Atmosphäre, für welchen sie unmittelbar entworfen sind, statt, sondern auch in der Gröfse ihrer Reductionen auf andere Zustände. — Die Abhandlung enthält Vorschriften zur Berechnung des Einflusses der Strahlenbrechung auf alle Arten von Mikrometerbeobachtungen, von der durch das Heliometer ausführbaren an, bis zu den Anwendungen des Kreismikrometers. Die möglichst leichte Anwendung dieser Vorschriften setzt den Besitz einer Tafel voraus, welche für die Polhöhe jeder Sternwarte, auf welcher solche Beobachtungen gemacht werden, einfürallemal berechnet werden mufs; die für Königsberg berechnete

Digitized by Google

findet man hier. — Den Einfluss der Strahlenbrechung habe ich schon früher abgehandelt, jetzt aber aus einem Principe abgeleitet, welches eine leichte Uebersicht über die Gröfse der Fehler gewährt, die aus der nicht völlig wahren, aber die Rechnung beträchtlich abkürzenden, zum Grunde gelegten Voraussetzung hervorgehen.

IV. *Einfluss der Präcession, Nutation und Aberration auf die Resultate mikrometrischer Messungen.* Die Präcession und Nutation ändern nicht die Oerter der Sterne selbst, sondern nur die Lage der gröfsten Kreise, auf welche man sie beziehen will: sie haben daher keinen Einfluss auf die Entfernung eines Sternenpaars; seinen Positionswinkel ändern sie nur dadurch, dafs sie die Richtung nach dem Nordpole, von welcher an er gezählt wird, ändern. Die Aberration bringt aber wirkliche Aenderungen der relativen Lage zweier Sterne hervor, in Beziehung auf welche hier gezeigt wird, dafs alle Durchmesser eines, um einen beliebigen Punct am Himmel beschriebenen Kreises, wie auch ihre Richtung sein mag, durch die Aberration um eine *gleiche* Gröfse geändert werden. Wenn dieser Kreis *klein* ist, so dafs das Quadrat seines Halbmessers vernachlässigt werden kann, gilt derselbe Satz auch von seinen Halbmessern, während ihre Positionswinkel auch sämmtlich *gleiche* Aenderungen durch die Aberration erfahren. Ein um einen beliebigen Punct beschriebener Kreis von kleinem Halbmesser wird daher durch die Aberration vergröfsert oder verkleinert, ohne sich in eine andere Curve zu verwandeln; auch wird er dadurch um seinen Mittelpunct gedrehet, ohne dafs der Winkel zweier beliebigen seiner Radien eine Aenderung erführe. — Die Berechnung der Einflüsse, welche in dieser Abhandlung untersucht worden sind, wird sehr einfach, indem sie geradezu auf die allgemeinen Tafeln zurückkommt, welche durch die *Tabb. Regiomont.* bekannt geworden sind.

V. *Beobachtungen der verschiedenen Sterne der Plejaden.* Diese Sterne haben aus mehreren Gründen Ansprüche auf vorzüglich genaue Bestimmung; denn verschiedene astronomische Zwecke können dadurch vollständiger, oder leichter erreicht werden, als durch einzeln stehende Sterne, oder einzelne Paare derselben. Wenn diese Bestimmung vorhanden ist, so geben die Durchgänge des Mondes durch diesen, vor allen anderen ausgezeichneten Sternhaufen, das schätzbarste Mittel zur Bestimmung der Mittagsunterschiede der Sternwarten; die Erfindung des Werthes der Windungen einer Mikrometerschraube, so wie auch der Gröfsen der Kreise eines Kreismikrometers, wird dadurch gleichfalls so leicht und sicher als möglich. Auch habe ich oben schon angeführt, dafs die Sterne der Plejaden zur Bestimmung verschiedener der Elemente angewandt worden sind, deren Kenntnifs für das Heliometer erlangt werden mufste. Endlich ist eine Zeit zu erwarten, für welche die Frage nach den inneren Bewegungen dieses Sternhaufens ein Interesse gewinnen wird. — Die Genauigkeit, welche man den Beobachtungen durch das Heliometer geben konnte, lud daher ein, die Plejaden zum Gegenstande einer lange fortgesetzten Beobachtungsreihe zu machen, deren Resultate, so wie die aus meinen und Hrn. Dr. *Busch's* Meridianbeobachtungen gezogenen, die gegenwärtige Abhandlung enthält. Anhaltender als die kleineren Sterne der Plejaden, wurden die 10 helleren mit dem Hauptsterne η (Aliyone) verglichen; für jeden von diesen sind mindestens 24 vollständige Beobachtungen vorhanden, deren jede aus einer 6maligen Wiederholung hervorgegangen ist; die Beobachter waren Hr. *Plantamour* (jetzt Prof. in Genf), Hr. *Schlüter* und ich selbst, welches ich hier bemerke, um eine Gelegenheit zu haben, die Sorgfalt der beiden genannten Freunde öffentlich anzuerkennen. Aufser diesen 10 Sternen wurden noch 42 kleinere, gröfstentheils von Hrn. *Schlüter* allein, jeder mindestens 4 Mal, vollständig beobachtet. Die 52 Sterne, deren Oerter, durch diese Beobachtungen, mit dem Orte von η verglichen wurden, sind die hellsten von denen, welche sich innerhalb eines mit dem Halbmesser 47′ bis 48′ um den letzteren Stern beschriebenen Kreises befinden; wovon jedoch der aufser diesem Kreise stehende Stern *m* eine Ausnahme macht. Um aus den durch das Heliometer bestimmten Unterschieden der Geradenaufsteigung und Abweichung zwischen η und den übrigen Sternen, die Geradenaufsteigungen und Abweichungen selbst kennen zu lernen, wurden die ersteren mit 149 Meridianbeobachtungen verschiedener Sterne der Plejaden verglichen. Auf diese Art erlangte man ein Verzeichnifs von 53 Sternen dieses Sternhaufens, dessen Genauigkeit für weit gröfser zu halten ist, als die durch Meridianbeobachtungen allein erreichbare.

VI. *Ueber die scheinbare Figur einer unvollständig erleuchteten Planetenscheibe.* Wenn ein Planet, der ein Rotationssphäroid ist, in der Verlängerung der von der Sonne nach der Erde gelegten geraden Linie steht, so wird er von der Ellipse begrenzt gesehen, welche die Projection seiner Figur auf eine auf die Gesichtslinie senkrechte Ebene ist; wenn er sich aber aufser dieser Linie befindet, so erscheint nur die Hälfte des Umfanges seiner Projection erleuchtet, während die Projection der Lichtgrenze die Begrenzung der unerleuchteten Hälfte ist. Im Allgemeinen erscheint daher die Scheibe eines Planeten von zwei halben Ellipsen begrenzt, deren Axen verschieden sind und verschieden liegen, welche aber *einen* gemeinschaftlichen Durchmesser haben. Alle Messungen, welche sich auf die Ränder des Planeten beziehen, erfordern, bei ihrer Anwendung, die Berücksichtigung der so zusammengesetzten Figur. Diese wird nöthig, wenn die Axen des Planeten und ihre Lage im Raume dadurch bestimmt werden sollen, und auch wenn die Beobachtungen die Erfindung der Oerter der Satelliten, beziehungsweise zu seinem Mittelpuncte, zum Zwecke haben. Die Abhandlung ist durch vorhandene Beobachtungen der Jupitersatelliten veranlafst worden, beschränkt sich aber nicht auf das, was zu ihrer Berechnung unentbehrlich war, sondern nimmt die Aufgabe in ihrer ganzen Ausdehnung. Diese Aufgabe ist nicht ohne mathematisches Interesse, und eins der Hülfsmittel, welche ihre Auflösung forderte, nämlich die Zerlegung der Function:

$V = a + 2b\,Cos\,v + 2c\,Sin.\,v + d\,Cos.\,v^2 + 2e\,Cos.\,v\,Sin.\,v + f\,Sin.\,v^2$ in zwei Faktoren $(\alpha + \beta\ Cos.\,v + \gamma\ Sin.\,v)\,(\alpha' + \beta'\ Cos.\,v + \gamma'\ Sin.\,v)$, hat schon fernere, nicht unerhebliche Anwendungen gefunden.

VII. *Beobachtungen der gegenseitigen Stellungen von* 38 *Doppelsternen.* Diese Beobachtungen haben den Zweck, ihrem Gegenstande diejenige Sicherheit zu geben, welche dem Heliometer angemessen ist; zugleich aber sollte dadurch gezeigt werden, wie die genügend unter sich übereinstimmenden Messungen mit diesem Instrumente sich zu den im gleichen Falle befindlichen verhalten, welche *Struve* durch das Mikrometer des Dorpater Fernrohrs erlangte. Aus dem letzten Grunde wurden die auf beiden Sternwarten vorzugsweise zu beobachtenden Doppelsterne durch gemeinschaftliche Uebereinkunft ausgewählt. Das Interesse einer möglichst sicheren Bestimmung der relativen Stellung eines Doppelsterns wird in der Folge gröfser werden als es bis jetzt ist; denn die Zeit, aus welcher man auf Vertrauen Anspruch besitzende Bestimmungen dieser Art hat, ist noch viel zu kurz um Folgerungen darauf gründen zu können, welche mehr als *im Ganzen* zuverlässig wären. Allein die Vergleichung der auf beiden Sternwarten gemachten Beobachtungen hat ein Interesse anderer Art erlangt, indem sie aufs Neue gezeigt hat, dafs von der Uebereinstimmung einer Beobachtungsreihe unter sich nicht auf die Richtigkeit ihrer Resultate geschlossen werden darf. Denn, obgleich die Messungen in Dorpat und Königsberg nicht so weit von einander abweichen, als man es früher in ähnlichen Fällen zu finden gewohnt war, so verriethen sie doch einen beständigen Unterschied von einigen Zehnteln einer Secunde, um welche die Entfernungen in Dorpat kleiner gewesen waren als in Königsberg. Dieser Unterschied ist zwar an sich nicht von grofser Wichtigkeit, allein er erlangt ein Interesse durch den dadurch geführten Beweis, dafs wenigstens eine der beiden Beobachtungsreihen noch nicht die Sicherheit besitzt, welche die Uebereinstimmung ihrer einzelnen Momente zu erwarten geneigt macht. Er hat daher eine spätere Abhandlung veranlafst, nämlich:

VIII. *Ueber den Doppelstern p Ophiuchi.* Dieser Doppelstern ist, weil er, wegen der Gröfse der sich in ihm zeigenden Bewegung, vermuthlich der erste sein wird, dessen relative Bahn einigermafsen genau wird bestimmt werden können, vor anderen der Gegenstand der Beobachtungen gewesen; so dafs auch häufige Messungen über ihn, sowohl in Dorpat, als in Königsberg gemacht worden sind. Obgleich die einen, wie die anderen, während mehrerer Jahre fortgesetzt sind, auch die sehr merklichen Veränderungen der gegenseitigen Stellung beider Sterne des Doppelsterns so weit übereinstimmend ergeben haben, als dieses irgend zu erwarten war, so zeigen sie doch das Stattfinden des erwähnten beständigen Unterschiedes, welcher hier, im Mittel aus allen Beobachtungen, etwa 0″,23 grofs erscheint. Um einen Beitrag zur Aufklärung über diesen Unterschied zu erlangen, habe ich, aufser der gewöhnlichen Art der Beobachtung der Doppelsterne, noch zwei andere Arten angewandt, welche beide die Entfernung der beiden Sterne des Doppelsterns nicht durch unmittelbare Messung, sondern durch den *Unterschied* ihrer Entfernungen von einem *dritten* Sterne, kennen lehren. Diese verschiedenen Beobachtungsarten geben aber sämmtlich nahe gleiche Resultate, also auch keinen Grund, das Vorhandensein einer unbekannten, beständig wirkenden Fehlerursache zu vermuthen, welche die mit dem Heliometer gemachten Messungen der Doppelsterne entstellt hätte. Ueber das Verhalten dieses Instruments bei dergleichen Messungen giebt die Abhandlung eine Erläuterung. — Indessen hören die Messungen der Doppelsterne nicht auf, Räthsel aufzugeben! — Neuerlich ist wieder eine Reihe solcher Messungen, betreffend dieselben Sterne, denen die vorige Abhandlung gewidmet ist, von Hrn. Prof. *Kaiser* in Leiden bekannt gemacht; seine Beobachtungen sind mit einem dem Dorpater ganz ähnlichen, jedoch etwa ein Drittel kleineren Apparate gemacht, und sie zeigen eine sehr befriedigende Uebereinstimmung untereinander. Es finden sich darunter 27 Messungen der Entfernung beider Sterne p Ophiuchi, deren mittleres Resultat = 6″,005 für 1840,35 ist. Die gegenwärtige Abhandlung ergiebt im Mittel aus zahlreichen Anwendungen verschiedener Methoden 6″,474 für 1837,69, also die — jährlich etwa eine Zehntelsecunde wachsende — Entfernung schon damals fast eine halbe Secunde gröfser als Hr. *Kaiser* sie mehr als drittehalb Jahre später fand; im letzten Jahre hat Hr. *Schlüter* den Doppelstern an 16 Tagen, an jedem viermal wiederholt, mit dem Heliometer gemessen, woraus seine Entfernung für 1841,74 = 6″,849 hervorgeht. Nimmt man die Veränderung der Zeit proportional wachsend an, so ergeben diese beiden Bestimmungen, für die Zeit der *Kaiser*schen 6″,720, so dafs diese um — 0″,715 von den Königsberger Messungen verschieden ist. Dieser Unterschied ist dreimal so grofs als der zwischen den Dorpater und Königsberger Messungen stattfindende! —

Die hiermit beendigte Anzeige des ersten Bandes der *astronomischen Untersuchungen* zeigt, dafs ich bemüht gewesen bin, in demselben Alles zusammenzufassen, was nöthig ist, ferner von Beobachtungen, welche mit dem Heliometer der Königsberger Sternwarte gemacht sind, ausgehende Untersuchungen gehörig zu begründen. Obgleich solche Untersuchungen in den folgenden Bänden nicht fehlen werden, so wird doch schon der, unter der Presse befindliche, zweite Band zeigen, dafs es keineswegs meine Absicht ist, ihnen einen Vorzug vor andern Theilen der Astronomie einzuräumen.

F. W. Bessel.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

März 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

M. Angelo Buonarroti's des Aeltern sämmtliche Gedichte italienisch und deutsch mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, 1842. — Carriere. . 473

Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Berlin, 1841. — Bopp. 438

Borrow, the Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. 2 Voll. London, 1841. — Diefenbach. . 367

A Love Story. By a Bushman. 2 Voll. Sydney, 1841. — H. L. 334

Goeppert, die Gattungen der fossilen Pflanzen verglichen mit denen der Jetztwelt. Bonn, 1841. — Link. 396

Griesbach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Zwei Bde. Göttingen, 1841. — Kind. 405

Jsensee, die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften. Erster Theil: Aeltere und mittlere Geschichte. Berlin, 1840. 460

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier. Paris, 1841. — Schott. . . . 350

Georgii Guilielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein. Pars Prior. Chrestomathia ex codicibus MSS. emendata et aucta. Lipsiae, 1832. Pars posterior. Lexicon penitus novatum. Lipsiae, 1836. — Uhlemann. 451

Laube, der Prätendent. Leipzig, 1842. — E. S. . . 479

Postels et Ruprecht, illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. etc. exsecuto in Oceano pacifico inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Petropoli, 1840. — Schultz. 335

Schmidt: Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg u. Leipzig, 1841. — Schott. 401

Stälin, wirtembergische Geschichte. Erster Theil. Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart und Tübingen, 1841. — Leo. 469

Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade. Berlin, 1841. — Rosenkranz. 321

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Leipzig, 1841. — Hinrichs. 409

In unserm Verlage ist erschienen:

Auswahl

historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern

vom zweiten Jahrhundert bis auf die Gegenwart.

Mit vocalisirtem Texte deutscher Uebersetzung und Anmerkungen.

Für Theologen und Historiker, so wie zum Gebrauch in höheren jüdischen Lehranstalten.

gr. 8. 19 Bog. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Berlin, 1842.

Veit & Comp.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Beiträge

zur

wissenschaftlichen Heilkunde

von

C. F. W. Richter.

Gr. 8. Geh. 1 Thl. 9 Sgr.

Den Inhalt dieser interessanten Schrift bilden folgende Abschnitte: *Untersuchung der wissenschaftlichen Grundlage der Heilkunde. — Spontane Genese und Heilung der Krankheiten. — Künstliche Genese und Heilung der Krankheiten.*

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

Theorie des lateinischen Stils.

Zum Schul- und Privatgebrauch

verfafst

und mit den erforderlichen antibarbaristischen Bemerkungen begleitet

von

Dr. J. A. Heinichen.

gr. 8. 21 Bogen. 1 Thlr.

Dieſs Werkchen entspricht ebensowohl den Bedürfnissen der Schule als den Forderungen der Wissenschaft, und wird dem Schüler oberer Gymnasialklassen sowohl beim Privatstudium, als beim Vortrage des Lehrers ebenso von Nutzen sein, als in anderer Beziehung dem Lehrer bei Erläuterung und weitern Ausführung der wichtigsten Regeln des lateinischen Stils.

Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1841.

F. A. Brockhaus.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXIV.

***Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhem Vatke. Berlin*, 1841. 516 S. 8.**

In der Kritik sind wir jetzt alle Helden. Sie ist so wohlfeil geworden, dafs man eben darum sie ganz aufgeben möchte. Wir kennen die Aufgaben, um deren Lösung es sich handelt, vortrefflich. Die subtilsten Allgemeinheiten sind uns als Probleme bis zur Sprüchwörtlichkeit geläufig geworden. Eben so haben wir vortreffliche Maafsstäbe zur Beurtheilung von Lösungsversuchen durch grofse wissenschaftliche Kunstwerke erhalten, wie die Kantischen Kritiken, Fichte's Wissenschaftslehre, Hegel's Phänomenologie und Logik. Wie leicht ist uns das Vergleichen geworden! Wie weifs endlich jeder von uns an die Methode zu appelliren und den Andern über Verstöfse gegen dieselbe zurechtzusetzen. Hier hätte so angefangen, dort so geendet, hier ein anderer Uebergang gemacht, dort ein übersehenes Mittelglied eingeschoben werden müssen. Aber das Schaffen selbstständiger Werke, das ist unser Kreuz. Und es kann nicht anders sein. Nach so gewaltigen Arbeiten, als wir hinter uns haben, mufs erst die *kritische Gährung*, welche sich zunächst an dieselben anschliefst, den neuen Baustoff *systematischer* Entwicklungen hervorbringen, die wieder frei sind vom apologetischen oder polemischen Charakter. Denn am Systematisiren fehlt es uns nicht, aber es ist noch wesentlich kritisch, z. B. *Branifs*, *Fischer*, *Weifse*, *Fichte*, *Lotze* haben Metaphysiken geschrieben, allein mit bestimmter Beziehung auf die Hegel'sche. Solche Werke sind diejenigen, welche sich durch ihren *positiven* Trieb am entschiedensten aus dem kritischen Ephemerismus herausheben, und zu dieser Gattung müssen wir auch, auf dem Gebiete der Religionsphilosophie, *Vatke's* Monographie über die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade rechnen. Vatke sagt selbst in seinem kurzen Vorwort, dafs er bei der grofsen Begriffsverwirrung auf diesem Gebiet die kritische Rücksicht gar nicht habe umgehen können. Jedoch hat er dieselbe nur insoweit aufgenommen, als dies ohne Störung des immanenten Ganges der Abhandlung geschehen konnte. Sie dient daher mehr zur Anfrischung der Exposition, zur Verständlichung.

Seit *Schelling's* berühmter Abhandlung: über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände 1809 ist die monographische Bearbeitung dieses Begriffs ein stehender Artikel unserer philosophischen Literatur geworden, der sich von Jahr zu Jahr in der Concurrenz gesteigert hat. Ich erinnere hier nur aus den letzten Jahren an *Passavant*, *Romang*, *Fischer*, *Daub*, *Müller* (denn die Lehre von der Sünde ist nur ein Moment der Lehre von der Freiheit), *Frauenstädt* und *Reiff*, der jetzt sogar das System der Willensbestimmungen ausschliefslich zur Grundlage der Philosophie überhaupt gemacht haben will. Mit der Menge dieser Entwicklungen wird der *Umfang* der Sphäre immer gröfser und erfordert einen immer stärkeren Kraftaufwand. Vatke hat viel geleistet. Mit ruhiger, still in sich vom Feuer der sachlichen Begeisterung gespannter Darstellung läfst er die Idee sich entfalten. Nie wird er ungeduldig, nie merkt man ihm Vorliebe für einen Begriff, nie Lauheit gegen einen an, sondern mit gleichmäfsiger Gerechtigkeit verbreitet er sich über alle Theile des Ganzen. Indem ich diese speculative Kraft, diesen consequenten Ernst ehrend anerkenne, scheint mir nur eine gewisse *Poesie* in der Darstellung zu fehlen, welche leichter ist zu vermissen, als zu beschreiben, ohne welche aber philosophische Arbeiten von gröfserem Umfang uns leicht mit einer unwillkürlichen Er-

müdung zu beschleichen pflegen. Ich will Vatke damit nicht tadeln, denn die *Strenge der Methode* ist die erste gesetzliche Anforderung, die man an eine speculative Arbeit zu machen hat, und dieser hat er mit nicht geringem Erfolg zu genügen gesucht. Nur einen Wunsch spreche *ich* aus, dafs zu solcher feingebildeten Dialektik auch jener veranschaulichende, belebende Zug der Phantasie sich hätte gesellen mögen. Vatke gehört in dieser Form derjenigen Richtung der Hegel'schen Schule an, welche in *Hinrichs* ihren ursprünglichen Repräsentanten gewann, dem *Conradi, Schaller*, Hr. *v. Stechow* u. A. folgten. Ich möchte diese Form die *Neuplatonische* nennen, denn bei den Neuplatonikern finden wir etwas ganz Aehnliches, namentlich bei *Proklos*. Ich gestehe unverholen, dafs ich in solchen Schriften nach der Lesung von achtzig, neunzig Seiten trotz der gröfsten Aufmerksamkeit eine längere Pause zu machen genöthigt bin, weil ich alsdann anfange, den Zusammenhang nicht mehr vollkommen gegenwärtig zu haben. Ich mufs erst den gemachten Weg zurücksehen; ich mufs erst die Kothurne der ganz abstracten Haltung von den Gedanken abbinden und sie mir aus ihrer ätherischen Unsichtigkeit durch Beispiele und geschichtliche Beziehungen etwas vergröbern, um von Neuem verständnifsvoll dem Autor folgen zu können. Gegen dies *Herausspinnen* des Gedankennetzes machen *Strauſs* und *Feuerbach* in der Hegel'schen Schule den stärksten bis zur Vernachlässigung der methodischen Zucht fortgehenden Gegensatz aus. Sie sind voll von treffenden Bildern, von interessanten Anspielungen, von kühnen Antithesen und einem den Leser wach haltenden Pathos. Ihr Erfolg ist daher bei der Masse unendlich grofs, während Vatke's so tief durchdachte, so wohlgeschriebene Abhandlung höchst wahrscheinlich das Schicksal haben wird, ein *esoterisches* Buch zu bleiben. Wie gesagt, läfst sich jener Duft der Phantasie, der den Gedanken überschweben soll, eher als nicht vorhanden bemerklich machen, denn positiv als nothwendige Eigenschaft des vollendeten wissenschaftlichen Styls beschreiben. Da die Sache jedoch an und für sich gar nicht so unwichtig ist, so erlaube mir Vatke, mich noch deutlicher zu machen, indem ich bei ihm voraussetze, mir deshalb nicht den Vorwurf zu machen, dafs, weil ich von der Sache nichts zu sagen wüfste, ich mich auf die Kalligraphie würfe. Die Wissenschaft hat auch ihre *Kunstseite*, ohne deren Fortbildung sie sich nicht vollenden kann. Ich möchte mich nun so ausdrücken: Vatke hat die logischen Bestimmungen noch nicht in das Concrete aufgehen lassen; er ist im Besitz des Logischen, wie des Concreten; er hat auch die Immanenz des Logischen im Concreten erkannt; allein statt dies nun *für sich* auftreten zu lassen, erinnert er beständig an die abstracte in ihm gesetzte Form. Dies zu thun, ist einerseits nothwendig, allein, da bei der Behandlung eines concreten Gegenstandes das Logische in demselben nur als *Moment* enthalten ist, so darf es hier nicht mehr nach seiner *specifischen Ausdrücklichkeit*, sondern mufs hier in der selbst concreten Weise der Existenz auftreten. Die *Nothwendigkeit* des Logischen *versteht sich hier von selbst*, allein es ist nicht mehr um das Logische als solches zu thun, vielmehr um das Concrete nach seiner Individualität. *Concret* ist das Logische auch, nämlich an sich, im Elemente des abstracten Denkens; hier hat die *Idee als logische* ihre selbstständige Organisation. Was wir im Unterschied vom Logischen concret nennen, ist nicht, ohne in sich logisch bestimmt zu sein, allein aufser dem Logischen ist in demselben *noch eine andere Weisheit*, um deren Begriff es sich handelt. Wäre dies nicht der Fall, so könnten wir bei der Idee als logischer stehen bleiben. Sie als solche müfste alle Befriedigung enthalten. Aber in der Natur, in dem Geist ist das Logische *aufgehoben*. Es fehlt nicht, allein es ist hier nicht mehr das abstract für sich seiende, sondern nur die einfache formirende, aber nicht erschaffende Seele. Stellen wir daher das Concrete d. h. die Natur oder den Geist dar, so müssen wir darin die Kategorieen nach der hier existirenden specifischen *Individualisirung* aussprechen, was auf wissenschaftliche Weise ohne den Begriff allerdings unmöglich ist. Wir werden daher immerfort das Allgemeine, Besondere und Einzelne in ihrer Einheit auseinanderzuhalten haben, dabei uns aber erinnern, dafs *alle anderen Kategorieen* des Seins und des Wesens, der Unmittelbarkeit und Vermittelung *mitbetheiligt* sind. Hegel ist auch darin ein bewundernswerther Meister der Wissenschaft gewesen, dafs er aus dem Concreten, ohne seiner logischen Gliederung etwas zu vergeben, den charakteristischen Namen herauszubeschwören verstand. Allerdings, wie wir aus seinen Vorlesungen sehen, machte er Vieles

oft nur mit den allgemeinen logischen Bestimmungen ab, allein dies war bei ihm auch nur der *Anfang* des Erkenntnifsprocesses, eine *Vorläufigkeit*. Wenn er für den Druck arbeitete, suchte er solche abstracte Bezeichnungen zu vertilgen und concrete an ihre Stelle zu setzen, welche uns die Sache selbst sogleich in ihrer *Eigenheit* vorführen, z. B. er spricht überschriftlich nicht von der Natur im Allgemeinen und Besondern, vielmehr ist sogleich auch von der Mechanik, Physik und Organik die Rede; er spricht nicht von dem allgemeinen, besonderen und individuellen Willen, sondern vom Recht, von der Moralität und Sittlichkeit. Namentlich werden wir, wie die schönen Inhaltsangaben der Kantschen Kritik der reinen Vernunft, so auch die Capitelüberschriften der Phänomenologie noch lange als Muster zu studiren haben, wie man das Wesen eines Inhalts mit erschöpfender Epigrammatik zusammenfassen soll. Solche zuweilen selbst an die Paradoxie streifende Bestimmungen, wie z. B.: das geistige Thierreich und der Betrug oder die Sache selbst; — bleiben unvergefslich und versetzen uns gleich medias in res. Manche jüngere Schriftsteller, z. B. *Carrière*, haben sehr wohl das Bedürfnifs solcher Schreibart empfunden, aber sich vorerst mit einer *Blumenlese* von Glanzstellen aus dichterischen Autoren begnügt, was wohl einmal geschehen kann, sonst jedoch nur als Studie gelten darf. Die Poesie mufs in den Styl selbst einschlagen. Schon in seiner *biblischen Theologie* (leider immer noch nur der erste Band 1835) zeigte Vatke eine Neigung zu solch schattenhafter Darstellung; z. B. wenn er die Entwickelungsstufen des Begriffs der Alttestamentlichen Religion folgendermaafsen angibt:

I. Allgemeine Begründung.
II. Besondere Stufen:
  1) Stufe der Unmittelbarkeit.
  2) Stufe der Besonderung.
  3) Stufe des allgemeinen Selbstbewufstseins.

So etwas ist nun regelrecht; es ist durchdacht, aber es bleibt eine logikalische Dünnheit dabei, die uns das *Was* und *Wie* der Unmittelbarkeit u. s. w. schmerzlich vermissen läfst. Könnte nicht dies Schema eben so gut gebraucht werden, eine *andere* Religion, ja nicht blos Religion, sondern einen Staat u. s. w. nach seinem abstracten Dasein zu bezeichnen? Ferner ist dabei das Durcheinander von Gesichtspuncten zu rügen. Wenn Vatke die erste Stufe die der Unmittelbarkeit nannte, so mufste er die zweite statt die der Besonderung die der Vermittelung nennen. Natürlich fällt die Vermittelung in die Besonderung, aber der Consequenz nach mufste die Besonderung als Vermittelung auftreten. Aus der dritten Stufe erst ahnen wir, was wohl auf den beiden andern realer Weise vorgegangen sein kann. Es ist hier von einem bestimmten Begriff, vom Selbstbewufstsein, die Rede, welches noch durch einen anderen Begriff, die Allgemeinheit, bestimmt wird. Dies erlaubt uns den Schlufs zu machen, dafs auch vorher, auf den Stufen der Unmittelbarkeit und Besonderung, von dem Bewufstsein und seinen phänomenologischen Metamorphosen gehandelt worden. Diese Formen waren aber nach ihrer Erfüllung eben durch das *jüdische* Element anzugeben.

Betrachten wir nun die vorliegende Abhandlung, so ist sie in der That ein ächtes wissenschaftliches Kunstwerk, das von den allgemeinsten Bestimmungen des Objects an durch alle aus seiner Entwicklung entspringenden Gegensätze bis zur Auflösung derselben methodisch fortschreitet. Das grofse Verdienst Vatke's besteht hierbei in der unabläfsigen Festhaltung des Gegensatzes, weil, wie er mehrfach vortrefflich auseinandersetzt, die Irrthümer und Fehler in der Lehre von der Freiheit vorzüglich dadurch entstehen, dafs die Reflexionsbegriffe nur als Reflexion oder gar abstract genommen werden. Dies ist der Grundfehler aller irrthümlichen Erkenntnifs. Indem eine Bestimmung gesetzt wird, *vergifst* man die in ihr selbst an sich enthaltene *entgegengesetzte* und weifs hinterher nicht, wie es zur Auflösung aller der Widersprüche kommen soll, die man in's Feld gestellt hat, und die sich nun mit einem Kampf zu bedrohen scheinen, dessen Resultat nicht Versöhnung der Entzweiung, sondern kahle Vernichtung sein würde. Bei der Freiheit wird von der Nothwendigkeit, bei dieser von jener; bei dem Guten vom Bösen, bei diesem von jenem; bei der Sünde von der Gnade, bei dieser von jener; bei der Welt von Gott, bei Gott von der Welt u. s. w. abstrahirt. Das speculative Denken unterscheidet sich von dem *abstracten* zuerst darin, dafs es die Reflexion auf die übrigen Bestimmungen der Sache lebendig erhält, also z. B. bei dem Begriff der Freiheit den der Nothwendigkeit nicht ruhen läfst; aber es unterscheidet sich auch von dem nur *reflectirenden* Denken

dadurch, dafs es den Gegensatz der Reflexion *sich selbst* durch die seinen Extremen immanente Einheit aufhebend läfst. Bis zur *Reflexion* als solcher gehen die Meisten mit. Dafs z. B. die Freiheit ohne Nothwendigkeit nur *Willkür* wäre, wird sehr bald zugestanden. Die gesetzlose Freiheit, die ἀνομία, wird verworfen. Dafs aber auch die absolute Nothwendigkeit nur als freie zu denken ist, die Substanz nur als Subject, die Freiheit als der nothwendige Grund der Existenz der Nothwendigkeit begriffen zu werden vermag, scheint Vielen bereits ein Abracadabra. Hier merkt man denn, dafs sie sich bei dem Begriff der Nothwendigkeit nur erst die mechanische, äufserliche, den *Zwang*, nicht die ohne äufsere Nöthigung sich selbst bestimmende Nothwendigkeit gedacht haben. Dafs die Freiheit nur dann Freiheit ist, *wenn sie*, obwohl sie den Begriff und die reale Möglichkeit des Andersseins hat, doch *nicht anders sein kann, als sie ist*, scheint ihnen wieder eine Beeinträchtigung der Freiheit. Sie meinen, dafs dann ja die Natur schon frei sein müfste, weil sie nothwendig ist. Aber die Natur ist deshalb nicht absolut frei, weil sie die Existenz ihrer Realität nicht mit ihrem Begriff *vergleichen* kann. Frei nennen wir die Natur negativer Weise, den Begriff eines äufserlichen Bestimmtwerdens von ihr auszuschliefsen; z. B. wir sagen, dafs die himmlischen Körper sich *frei bewegen*, weil sie nicht durch Stofs und Druck in ihrer Bewegung bestimmt werden. Wir sagen, dafs das Thier sich frei bewege, weil es aus dem Selbstgefühl seiner Lebendigkeit heraus sich entwickelt u. s. w. Die wahrhafte Freiheit fordert aber 1) Selbstbestimmung; 2) Nothwendigkeit des Inhalts der Selbstbestimmung; 3) den Begriff der Selbstbestimmung und ihrer Nothwendigkeit *zugleich* mit dem Begriffe, sich selbst gegen die Nothwendigkeit bestimmen zu *können*; 4) die Selbstbestimmung zur Nichtverwirklichung dieser Möglichkeit; 5) endlich als die positive Kehrseite dieses Actes die Selbstbestimmung zur Verwirklichung der absoluten Nothwendigkeit, so dafs *die Freiheit nicht Freiheit sein kann*, wenn sie nicht die Nothwendigkeit als die Negation ihres Gegentheils mit dem Bewufstsein desselben *aus sich erzeugt*. Die Freiheit als *wirkliche kann* somit nicht anders sein, als sie ist, denn in der Wirklichkeit ist die Möglichkeit des Andersseinkönnens *actu* aufgehoben. Denken wir uns die Freiheit als perennirende Thätigkeit, so können wir auch sagen: die Möglichkeit der Negation der einzig nothwendigen Position *wird* durch das Setzen derselben beständig negirt. Es ist natürlich, dafs sich diese tiefsten Begriffe auf mannigfaltige Weise aussprechen lassen, so lange man im Allgemeinen stehen bleibt. Das Schwankende, Vieldeutige ihres Ausdrucks, das vorherrschende Hereinspielen bald dieser bald jener Kategorie, der Gegensätze von Sein und Dasein, Wesen und Erscheinung, Grund und Existenz, Möglichkeit und Wirklichkeit, Begriff und Realität u. s. w. kann erst durch das *ganze System* der Wissenschaft verschwinden, in welchem jede Bestimmung *nur Einmal Epoche* macht und aufserdem nur als vorausgesetztes oder mitgesetztes Moment vorkommt. So sieht man, um noch dies eine zu bemerken, sehr leicht ein, dafs bei Hegel immer Freiheit und Nothwendigkeit in ihrer Identität und in ihrem Unterschied sich so entwickeln, dafs ihr Verhältnifs zu einander eine immer andere Form mit sich führt.

1) In der logischen Idee existirt die Freiheit *nur als Nothwendigkeit* mit Ausschlufs jedes Andersseinkönnens; jeder Begriff bestimmt sich selbst durch immanente Consequenz zu dem ihm entgegengesetzten unaufhaltsam fort, der Begriff der Ursache zu dem der Wirkung, der Zweck zum Mittel u. s. w.

2) In der Idee als Natur existirt die Freiheit in ihrer Nothwendigkeit zugleich als *Zufall*. Das Zufällige ist nothwendig in Ansehung des Causalzusammenhangs, der seine Existenz vermittelt; aber *für sich* ist es unberechenbar, unerwartet, ein mehr oder weniger überraschendes Geschehen; z. B. dafs es regnet, ist an sich nothwendig; dafs es jetzt regnet, ist das nothwendige Resultat des gesammten bis auf diesen Augenblick gekommenen atmosphärischen Processes; aber eben, dafs es gerade jetzt und nicht eine Stunde später regnet, ist das Zufällige. Die logische Idee in ihrer Gesetzmäfsigkeit kennt keinen Zufall als zu ihrer nothwendigen Entwicklung gehörig; sie hat nur den *Begriff* des Zufalls zu geben, aber für die Natur als die im Element der *Aeufserlichkeit* existirende Idee ist er nothwendig und bringt in ihr die Poesie der Erscheinung, das bunte Durcheinander, hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniss zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Fortsetzung.)

3) In der Idee als Geist existirt die Freiheit in ihrer Nothwendigkeit nur, insofern sie dieselbe weifs und will. Sie enthält also einerseits das logische Moment des Denkens der Nothwendigkeit, anderseits das Moment der Natürlichkeit, den Zufall der Selbstbestimmung, aber als zur Einheit mit der Nothwendigkeit *oder* zum Widerspruch gegen dieselbe. Hier nennen wir den Zufall als selbstbewufstes Product des Geistes *Willkür*. Sie enthält die Bestimmung, nicht aus dem Causalnexus mit pragmatischer Nothwendigkeit folgen zu *müssen*. Diese Möglichkeit des Geistes, einen Rifs in den factischen Zusammenhang machen, sich *gegen* die Consequenz der gegebenen Umstände u. s. w. verhalten zu können, das ist das Grofse der Willkür. Nur durch ihre Unmöglichkeit wird das Thier, die Natur überhaupt, beherrschbar; nur durch ihre Möglichkeit ist der Mensch frei. Aber die Willkür ist nur das formale Element der Freiheit. Um ihrem Begriff zu entsprechen, mufs die Freiheit ihrer Willkür den vom Zufall der Willkür gereinigten Inhalt geben; nur als selbstgesetzte und selbstbewufste Nothwendigkeit ist sie frei.

Vatke's Darstellung der Freiheit ist darin ausgezeichnet, dafs sie ein Bewufstsein über die *Unzulänglichkeit* von Kategorieen hat, welche den *Proceſs des Geistes* nicht auszudrücken fähig sind. Wir finden bei ihm nicht jene *Entstellungen* der Wahrheit, welche zwar dieselbe *meinen*, aber nicht allein hinter ihr zurückbleiben, sondern sie mifshandeln, weil sie unbehülflicher Weise Kategorieen anwenden, die in der Idealität dieser Sphäre längst überwunden sind. Der *Mechanismus*, der *Chemismus*, die *Teleologie* sind sämmtlich zur *Erklärung* der Freiheit und ihrer Phänomene angewendet. In neuerer Zeit ist, namentlich durch *Franz v. Baader*, das organische Leben, insbesondere der *Zeugungsproceſs*, dazu herangezogen. Aber die so gemachten Versuche konnten nur *einzelne Seiten* des Ganzen verdeutlichen; das Ganze selbst blieb ihnen unerreichbar und ward nur um so räthselhafter. Die Vatke'sche Arbeit vergifst das *relative* Recht jener Kategorieen niemals und vorzüglich gelungen ist ihm ihre Behandlung in *objectiver Erscheinung* des Willens, worin die Verkettung von Ursach und Wirkung in allen Formen des mechanischen, chemischen und teleologischen Zusammenhangs eine so grofse Rolle spielt. Aber er zeigt vortrefflich, wie der Geist die ganze Breite solcher Vermittelungen in sich selbst als ein gegen seine Freiheit *Accidentelles* zurücknimmt und die selbstbewufste Selbstbestimmung aus dem Begriff seiner selbst als des absoluten Zwecks, aus dem Wissen seiner selbst als des Wahren und Guten, die einzig mögliche Enträthselung darbietet. Er vergifst nie, dafs Wille, Liebe, Freiheit, ohne sie als *Thätigkeit des Geistes* zu denken, leere Worte sind.

Wie es wohl vielen Kritikern ergeht, so geht es mir nun auch. Bei dem Lesen des Buchs habe ich mir eine Menge von Stellen gezeichnet, die mich vorzüglich angesprochen haben und wollte dieselben meiner Recension als Kleinode einflechten. Aber nun sind dieser beachtenswerthen, beifallswürdigen Stellen so viele, dafs ich sehe, wie es schier für den Umfang dieser Anzeige, sie darin aufzunehmen, unmöglich ist. Ich will also hier nur, was *Zelter* einmal von mir in Bezug auf *Goethe's* Faust sagte, als er mein geistlich Nachspiel zu demselben gelesen, ich will nur der Glöckner sein, dafs die Leute sich rechten Orts das Heil selber holen. Man mufs Vatke's Buch selber lesen. Dieser Rath ist der glückseligo Inhalt aller Kritiken, die es mit einem guten Buch zu thun haben. Es sei

Digitized by Google

mir daher vergönnt, nur noch in Betreff der Darstellung und hierauf in sachlicher Hinsicht einige Bemerkungen zu machen.

In ersterer Hinsicht hat nämlich die logische Präcision, welcher Vatke zustrebt, die Gliederung des Ganzen für die Auffassung erschwert, statt erleichtert, weil sie, wie oben schon auseinandergesetzt worden, den Inhalt nach seiner Besonderheit zu sehr zurücktreten läfst. Wenn man z. B. mehrfach von den Begriffsmomenten, von den reinen Gedankenbestimmungen in den Ueberschriften zu lesen bekommt, so entsteht leicht ein Bedenken, ob denn wohl zwischen diesen Ausdrücken eine grofse Verschiedenheit der Bedeutung obwalten könne; eben so ist von den Hauptmomenten einer Sphäre die Rede oder, wie im zweiten Abschnitt: von den wesentlichen Momenten dieser Sphäre. Es versteht sich von selbst, dafs die wesentlichen Momente abgehandelt werden und es klingt daher öde, ihnen ein solches schemenhaftes Titularmonument zu setzen. Wenn nicht von den *wesentlichen* die Rede sein sollte, so würde sich die Untersuchung überhaupt nicht lohnen, zumal die unwesentlichen, als *bedingt* durch die wesentlichen, nur an und mit diesen erscheinen können. Dafs aber in einer speculativen Abhandlung die *Momente des Begriffs* auseinandergelegt werden und dafs die fortleitenden Bestimmungen *logische*, somit reine *Gedankenbestimmungen* sein müssen, liegt auch so sehr auf der Hand, dafs es pretiös klingt, dergleichen noch eigends anzukündigen. Durch solche allerdings für die Sache an und für sich gleichgültige Nebendinge gibt man dem beliebten Vorwurf des Scholasticismus, der dürren Abstraction, der metaphysischen Kalmäuserei zu viel Nahrung. Man erinnere sich, was Hegel in Betreff des philosophischen Styls einst an Hinrichs schrieb (S. W. XVII. S. 510 ff.). Wie wir es bei den würtembergischen Theologen, bei *Strauſs, Märklin, Binder* u. A. auch finden, dafs in ihrem Styl ein Hegel'sches Element mit einem Schleiermacher'schen ringt und die Verschmelzung dieser beiden Ausdrucksweisen bald mehr bald weniger weit gediehen ist, so bei Vatke. Dies kann nicht ein Vorwurf sein, denn für die Theologen ist eine solche Verarbeitung unvermeidlich; es kommt nur darauf an, wie einem jeden dieselbe gelingt. Sie wird da noch unvollkommen sein, wo wir uns im Einzelnen noch immer die Quelle des wissenschaftlichen Wortvorraths und der Weise der Architektonik angeben können. Bei Vatke erscheint die an sich sachliche Dialektik oft ganz in den Wendungen der subjectiv construirenden Schleiermacher'schen Methode.

Um nun auf die Sache selbst zu kommen, so sollen drei Begriffe: 1) die menschliche Freiheit; 2) die Sünde; 3) die göttliche Gnade, in ihrem *Verhältnifs* zu einander entwickelt werden. Bei Licht besehen, heifst dies nicht weniger, als es sollen die Grundbestimmungen der Philosophie des Geistes *theologisch* betrachtet werden. Vatke sucht daher die *religiöse Bedeutung*, welche ein jeder Moment der Entwicklung des Geistes *an sich* hat, hervorzuheben. Die Schwierigkeit hierbei ist die, die Religion in dem Unterschied von den Momenten, in welchen sie erst immanenter Weise existirt, von denen darzustellen, worin sie *für sich* actu *als Religion* existirt. Die Momente, worin das erstere der Fall ist, sind:

1) Der Begriff der Idee des *Guten* überhaupt, also die logische Bestimmtheit der Idee, wie sie *praktisches Erkennen* ist. Hier ist nur von Subject und Object im Allgemeinen die Rede; nur davon, dafs das *Sein-Sollen* der Objectivität an sich schon, auch ohne ihre äufserliche Realisirung, dem Subject unendliche Befriedigung, absolute Würde gibt.

2) Innerhalb der Natur verwirklicht sich die praktische Idee nur als die Beziehung des *Triebes* des lebendigen Individuums zur übrigen Natur, inwiefern sie den aus dem Trieb entspringenden Begierden als *Mittel* der Befriedigung angemessen oder unangemessen; somit nützlich oder unnütz, sogar schädlich; oder, was dasselbe, *angenehm* oder *gleichgültig* oder *unangenehm* ist.

3) Der Geist als das Subject, welches das Gute als seinen eigenen Zweck und die Natur als das absolute Mittel der äufserlichen Realisation desselben erkennt, ist in sich selbst als der subjective, objective und absolute unterschieden.

a) Der subjective Geist ist in seiner *Individualität* durch die Natur bedingt; er ist daher durch ihre Vermittelung zu ihr in dem Verhältnifs von Trieb und Begierde. Allein als geistiges Subject ist er sich in seiner *Einzelheit selbst der allgemeine.* Er ist als Ich negativ gegen die zufällige Mannigfaltigkeit der ihm inhärirenden Naturindividualität. Als Ich, als den-

Digitized by Google

kendes Subject seine Begriffe zu Zwecken machend, seine an sich besondere praktische Selbstbestimmung *als allgemeine* setzend, will er.

b) Die Allgemeinheit der Selbstbestimmung in ihren verschiedenen Formen enthält die Entwicklung des objectiven Geistes, des objectiven, weil er in dem, was er setzt, nicht mehr das in seiner Individualität und Subjectivität unmittelbar *Gegebene* setzt, sondern das Gesetzte zuerst als Begriff, als Allgemeines in sich hat. Das durch ihn Gesetzte ist deßhalb *That*, welche nach dem, was an und für sich sein soll, beurtheilt werden muß. Die Allgemeinheit aber ist: *α*) unmittelbar als durch den einzelnen Willen vermittelte Existenz die *Uebereinstimmung* desselben mit einem andern, so daß sie beide ihre Besonderheit unter die von ihnen selbst *willkürlich* gesetzte Allgemeinheit *subsumiren*; d. h. die Allgemeinheit ist hier nur positive Gemeinschaft der Einzelnen, das Band des abstracten, nur persönlichen *Rechtes!* — *β*) Da aber der Einzelne in seiner Subjectivität an sich den Begriff des Allgemeinen nicht nur in der Form des von ihm *gemachten* Seinsollens hat, vielmehr die Allgemeinheit des Willens *in sich* durch den Begriff des Guten als des schlechthin Seinsollenden bestimmt ist, so wird dies Ideal zum Maßstab des positiven Rechtes; die Pflicht als der Begriff dessen, was ich nach der Idee des Willens thun *muß*, wird zum Kriterium dessen, was ich nach dem willkürlich fixirten Recht thun *darf*. Ich subsumire mich nicht mehr unter die Allgemeinheit, welche ich für mich und Andere als Begrenzung meines Willens festgesetzt und anerkannt habe, sondern unter diejenige Allgemeinheit, welche meinem Willen, insofern er sich aus seiner Idee heraus bestimmt, wesentlich ist. Ich bin *moralisch*. — *γ*) Das Recht bildet die *Form* der Allgemeinheit, die *äußerliche Continuität* der einzelnen Willen aus, die Moralität den *Inhalt* der Allgemeinheit, welcher in der Natur des Willens liegt, wornach er, sich als einzelnen mit sich als allgemeinen vergleichend, sich selbst als den seinem Begriff entsprechenden oder demselben widersprechenden, somit als *gut* oder *böse* qualificirt. Diese Innerlichkeit des Gewissens muß aber mit jener Aeußerlichkeit der *Erscheinung* des Willens identisch gesetzt, das Recht zur Pflicht, die Pflicht zum Recht werden. Die Einzelheit des Willens muß mit ihrer Allgemeinheit nicht bloß als formelle Gemeinschaft, nicht bloß als ideelle Beziehung, also nicht bloß in der Legalität des geltenden Rechts, und nicht bloß in der Moralität des kritischen Gewissens, vielmehr in concreto identisch sein. Nicht nur *übereinstimmen* soll das Subject in seinem Wollen mit dem von ihm anerkannten Willen Anderer oder mit der von ihm als in dem Wesen seines Willens liegenden Nothwendigkeit, sondern es soll mit Anderen wie mit sich *unmittelbar in praktischer Einheit* existiren. Das Wollen soll den Genuß haben, seine Allgemeinheit nicht erst durch *Vertrag* mit Anderen, nicht erst durch *Kritik* mit sich hervorzubringen; es soll sich schon von vorn herein in einer Welt befinden, in welcher das, was sein soll, sich beständig und überall realisirt. Diese Welt ist der *sittlichen* Bestimmtheit des Willens, in welcher die formelle Positivität des Rechts zur Unfühlbarkeit der Gewohnheit und die Negativität der moralischen Reflexion zur Innigkeit, zur Freudigkeit der zweifellosen, weil als Sitte existirenden Nothwendigkeit wird.

In der *geschichtlichen* Wirklichkeit sind daher die Bildung des Rechts und der Moralität immer nur die abstracten Momente, welche zur substantiellen Sittlichkeit sich als ihr untergeordnete Vermittlungen verhalten. Ohne das freie Pathos der volksthümlichen Sittlichkeit wird die Legalität zum Egoismus privater Rechthaberei, wird die Moralität zur Eitelkeit grüblerischer Skepsis.

c) In allen diesen Formen der praktischen Idee ist nicht von der *Religion als solcher* die Rede. Weder die Idee des Guten in abstracto, noch die gegen den Unterschied des Guten vom Bösen indifferente Praxis der Natur; weder die psychologische Bestimmtheit des subjectiven Willens, noch die verschiedenen Stufen des objectiven Geistes als des rechtlichen, moralischen und sittlichen enthalten ein Urtheil, welches von religiöser Beschaffenheit wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

A Love Story. By a Bushman. Sydney*, 1841. *Verlegt von W. G. Evans*, 2 *Voll. in mittlerem Octav.

Nichts ist lustiger als wenn einem pathetischen Störewolf, der im grimmigsten Ernst lospoltert, während sich vor seinen Blicken wirklich einige Gesichter erschrocken zeigen, im Rükken, wo er es gar nicht vermuthet, ganz absichtslos ein rechter

Digitized by Google

Schabernack geschieht. Der Elephant unserer Literatur, welcher seit Jahr und Tag alles was romantisch ist, das heifst unseren deutschen Staat, unsere christliche Kirche, unsere nationalen Ehren und Gefühle, kurz alles was uns werth und theuer ist, erbarmungslos unter seine erhabenen Füfse tritt und nur dann und wann mit seinem langen literarischen Rüssel eine arme Seele auf unbedrohteren Raum bei Seite hebt, wird schwerlich eine Ahndung davon haben, dafs während er in Sachsen reines Beet zu machen sucht, das Unkraut inzwischen bei den Antipoden üppig in die Höhe schiefst. Während in Sachsen bei Elephantenbann untersagt ist, an einen persönlichen Gott zu glauben, findet der Gespensterglauben in Australien solchen Beifall, dafs von Zeit zu Zeit in der school of arts zu Sydney unter grofsem Zulauf und Beifall öffentliche Verhandlungen über Gespensterwesen statt finden, wobei *deutsche* Abhandlungen und schottische Sagen reichsten Stoff der Unterhaltung und Erörterung hergeben, ja! (hört! Ihr Elephantenkälber!) Montag den 19. Juli des letzverflossenen 1841. Jahres des Heiles hat Herr Atkins von der Norfolkinsel in einer „capital speech" bei Gelegenheit einer dieser ghost-discussions streng logisch und systematisch bewiesen, dafs es mit den Gespenstern wahrhaftig seine Richtigkeit habe, indem erstens die heiligen Schriften und zweitens die menschliche Vernunft und drittens das Zeugnifs der menschlichen Erfahrung sich für die Gespenster erklärten. Rauschender Beifall hat den Vortrag belohnt. — Armer Elephant, wie weit ist es noch hin, ehe dein System die Welt beherrscht! — crepirten alle Electoralschaafe in Sachsen, hunderttausende ihrer Abkömmlinge in Australien würden ihre Raçe fortsetzen — träte der Electoralelephant alle Electoralgespenster in Herrn Otto Wigands Pfanne zu Brei, die Verlagsbuchhandlung W. G. Evans in der Georgenstrafse zu Sydney ist schon eröffnet, ihnen Schutz und sicheren Aufenthalt zu gewähren!

Doch, Scherz bei Seite! Es ist wirklich eine ganz interessante Erscheinung, dafs der *erste* Roman, welchen Australien liefert (und das ist der, dessen Titel über diesem Artikel steht), gerade einen sehr interessanten Theil seines Inhaltes unserem deutschen Boden entlehnt und dafs nicht blofs sächsische Schafe, Thaersche Landwirthschaft, preufsische Separatisten und Augsburger allgemeine Zeitung ihren Weg nach Sydney gefunden haben, sondern auch die deutsche Romantik, und zwar nicht blofs langbeinige Erzählungen und Gespenstergeschichten, sondern auch der Chorus unserer fröhlichen Musensöhne, unser Heidelberg, dessen Romantik durch elephantische Zertrümmerung nur eine glückliche Staffage erhalten hat, und die behaglichen Wolken unserer Meerschaumpfeifenköpfe. Was man an uns ausrotten möchte als einen Aussatz innerlichster Confusion und Philistrosität, es erweist sich so unausrottbar, in allen Herzen wurzelnd, selbst die entferntesten Fremdlinge gewinnend, dafs, wer das Ding zerstören will, dreimal den Erdboden umkreisen müfste, und doch nicht fertig würde.

Die Liebesgeschichte des Buschmanns selbst ist ein höchst einfaches Ding, ein blofser Rahmen; aber in den Rahmen sind ganze Beete Romantik eingeschlossen — ausgezeichnet ist freilich nichts daran, als dafs es eben das erstemal ist, dafs dieser Zweig der Literatur bei den Antipoden angebaut wird — als literarische Erscheinung in Deutschland würde das Buch wahrscheinlich für höchst mittelmäfsig gelten müssen. Sir Henry Delmé, der Held des Buches, ist schon in die mittleren Lebensjahre getreten, ohne zu heirathen, weil er nur so heirathen will, dafs die Heirath den Glanz seines Hauses herstellt, ja über das frühere Maafs hinaus erhebt. Sein Bruder George hat sich den gesellschaftlichen Verhältnissen und den in ihnen genährten Vorurtheilen zum Trotz verheirathet — und dadurch freilich sich manche Verlegenheit zugezogen, aber auch den Himmel auf Erden gehabt, so lange seine Akmé lebte. Sir Henry's Schwester hat sich mehr ihren Verhältnissen gemäfs verheirathet; aber Sir Henry sieht am Ende klar ein, dafs es doch nur die Liebe ist, die auch diese Verbindung glücklich macht, nicht das äufserliche Convenionte derselben. Da wird zuletzt Sir Henry's Herz auch weich, und er kehrt zu einer alten Liebe, Julia Vernon, zurück, giebt seine bisherige Theorie auf und wird auch glücklich. Dazwischen aber sind nun eine Menge Scenen aus England und Deutschland, aus dem griechischen Befreiungskriege, an dem der Verfasser einigen Antheil genommen zu haben scheint, deutsche Philhellenen, Lord Byron, deutsche Unbedingte (sc. Liberale), Johannisberger Wein, Göthes Werther, Duelle u. s. w. eingeschlossen, und wenn der Verfasser seinerseits sich, obwohl der Hauptsache nach Romantiker, doch in dem moralischen Herabsehen auf Standesverhältnisse selbst etwas elephantisch und nilpferdisch zeigt, hat er auch wieder ein Wenig durch einen australischen Elephanten von Recensenten wegen seiner Romantik, namentlich wegen der romantischen Behandlung der Duellfrage, zu leiden gehabt. Wir wollen den Buschmann sich seiner Haut mit eigner Faust wehren lassen; solchen Gegnern wenigstens wird er gewachsen sein, zumal da der Elephant ihn am Ende doch mit seinem Rüssel säuberlich vor seinen Füfsen aufhebt und nicht zertritt, sondern seine weitläuftige Anzeige, der wir die Kenntnifs des Buches und seines Inhaltes verdanken, mit der Ermahnung schliefst: da jedes Concert in Australien zahlreiche Subscribenten und jedes Wettrennen zahlreiche Interessenten finde, werde doch die Literatur, deren Entwickelung nicht weniger werth sei, als die der Musik und der Pferdezucht, auch in Australien gerechte Theilnahme, und das in Rede stehende Buch die Anerkennung finden, die es verdiene. Der Autor, ein talentvoller, gebildeter Colonist, dürfe nicht in Zweifel gelassen werden, dafs seine Bestrebungen an Ort und Stelle gewürdigt werden könnten. — Verschreiben aber wollen *wir* uns das Buch nicht, denn es kostet in Sydney sieben Thaler und wir haben hier für weniger Geld offenbar Besseres. Die einzigen vielleicht, denen dieser Preis nicht zu theuer sein dürfte, möchten Carl Obers und Fritz Hartmann sein, denn so heifsen zwei in dem Roman auftretende Personen, welche fast eine wirkliche historische Erinnerung des Autors aus Deutschland zu sein scheinen.

H. L.

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Fortsetzung.)

In Betreff der Nothwendigkeit aller dieser Bestimmungen, in Betreff ihrer Ewigkeit kann ich sie *heilig* nennen, aber religiös *werden* sie erst durch die *Beziehung auf Gott als den absoluten Geist.* Diese Beziehung würde natürlich eine ganz schaale, überflüssige, mithin keine wahrhafte sein, wenn sie nicht gemacht werden *müfste.* Und als nothwendig würde sie *unmöglich* sein, wenn nicht der Geist, den wir als den erscheinenden den menschlichen nennen, an sich göttlich wäre; wenn nicht das Wesen, was man Gott zu nennen pflegt, das eigene Wesen des Menschen ausmachte. Hier ist es aber, wo der Begriff des Menschen und Gottes, eines jeden als Geistes, als Subjectes, erst alle die Schwierigkeiten erzeugt, denen Vatke seinen Fleifs zugewendet hat. Der Begriff von *recht* und *unrecht, gut* und *böse, sittlich* und *unsittlich* kann ohne das Ingrediens einer Beziehung derselben auf ein für den Menschen existirendes absolutes Subject gesetzt werden. Es kommt auf das *Was* der Bestimmungen an; es ist etwas recht, gut, sittlich, weil es so und nicht anders bestimmt ist. Ist etwas nicht durch die ihm inwohnende Bestimmtheit recht, gut oder sittlich, so vermag die abstracte Beziehung auf einen Gott es nicht erst dazu zu machen. Die nichtswürdigsten Grundsätze, die für Recht und Sitte verderblichsten Maximen sind von Menschen als Gebote eines Gottes gepredigt worden.

Und doch bleibt es wahr, dafs von Religion erst gesprochen werden kann, insofern die Idee des Guten und alle Formen ihrer Verwirklichung nicht blos als Begriff, sondern auch als Wille eines Subjects erkannt und gewufst werden, welches für sich von dem *Procefs der geschichtlichen Entwicklung frei* ist.

Erst auf diesem Standpunct werden die *Negationen* der Idee des Guten durch die Willkür als unrecht, böse, unsittlich zur *Sünde.* Erst hier werden alle Negationen jener Negationen, alle Strafen des Rechts, alle Qualen des Gewissens, alle Schmach und Verworfenheit des Einzelnen vom Geist seines Volks und alle Sühnungen, Opferungen, die aus solchen Entzweiungen entspringen, zur *Gnade.* Hier, im innersten Heiligthum, fallen alle historischen Relativitäten weg; hier bricht die Erkenntnifs des an sich *geschichtslosen* Gottes durch, der sich eben durch seine Freiheit von dem Procefs der Geschichte zu ihrem *Richter* macht; hier steht der Mensch nicht mehr dem Menschen, hier steht er in *absoluter Einsamkeit dem Geiste der Geister gegenüber.* Was er einem Menschen Unrecht gethan, hat er diesem Geiste gethan; was er einem Menschen und sich selbst gelogen, hat er diesem Geiste gelogen; den Verrath der Sittlichkeit hat er an diesem Geiste begangen, welcher dem Menschen sich niemals unbezeugt läfst, mag er ihn sich als Zeus ὅριος, als Nemesis, als den Todtenrichter Osiris, mag er ihn sich als den einst zum Weltgericht wiederkehrenden Christus oder als den ewig allgegenwärtigen und allwissenden Geist vorstellen. Diese *Modalität* der Offenbarung fällt in die phänomenologische Geschichte, in die Metamorphosen des Bewufstseins. Worauf es nun ankommt, ist, zu zeigen, dafs der *objective* Geist auf jedem seiner Standpuncte sich *fixiren* und *isoliren kann*, dafs aber an und für sich eine solche Fixirung seinem Begriff widerspricht und dafs er über das *Werden* des geschichtlichen Verlaufs, über die Bedingtheit des concreten Thuns durch den gegebenen Zusammenhang der Umstände hinausgehen *mufs.*

Vatke hatte daher die Objectivität aufzunehmen, aber sie unter die Beleuchtung der Absolutheit zu stellen. Er mufste zeigen, wie die Absolutheit *ohne*

Digitized by Google

die Objectivität nicht Absolutheit, die Objectivität aber *ohne die Subjectivität* nicht Objectivität ist. Dies hat er mit vieler Gründlichkeit gethan, obwohl zu wünschen gewesen wäre, dafs er den Unterschied des Geistes als des subjectiven und objectiven einfacher festgehalten hätte. Er handelt: 1) Vom *Willen im Allgemeinen*; demnach erwartet man, dafs fernerhin vom Willen im Besondern werde gehandelt werden; dies ist auch der Sache nach der Fall, aber die Bezeichnung derselben sonderbar. Er handelt nämlich: 2) von der *subjectiven Seite* der Idee des Willens oder von der religiös-*moralischen* Sphäre; 3) aber von der religiös-*sittlichen* Sphäre.

Nach meinem Dafürhalten mufste diese letztere mit der vorigen unter den Einen Gesichtspunct der Objectivirung des Willens, der Realisirung seiner Idee zusammengefafst werden. Hingegen mufste das, was Vatke zuletzt: *die unendliche Rückkehr der Idee in sich* nennt, die Ohnmacht des Bösen in Verhältnifs zur Weltordnung, der Triumph der göttlichen Liebe, den eigentlichen dritten Abschnitt ausmachen. Ich würde nun vermieden haben, das religiöse Moment mit dem moralischen und sittlichen sofort zusammengefafst erscheinen zu lassen, sondern gesucht haben, einen jeden dieser Standpuncte zu dem religiösen als ihrem *Resultat* einerseits, wenn auf den Gang des Erkennens reflectirt wird, als ihrem *Princip* anderseits, wenn auf die reale Begründung gesehen wird, sich selbst aufheben zu lassen. Das Unrecht ist an sich auch unmoralisch; das Unmoralische ist an sich auch unsittlich; das Unsittliche ist an sich auch irreligiös, Sünde. Die Sünde aber als in ihrer Existenz durch das Heilige bedingt, dessen zufällige und willkürliche Negation sie ausmacht, ist an sich Nichts. Diese Nichtigkeit ist allerdings da, allein als das Unwesen vom Wesen verworfen. Da nun der Wille durch sie sich selbst in seiner Allgemeinheit widerspricht, so mufs er in ihr sich zur Qual werden. Für den göttlichen Geist existirt die Sünde daher nur als die vergebliche Anstrengung, dem Nichts zu einem positiven Charakter zu verhelfen. Nicht als wenn nicht die Sünde äufserliche Realität hätte, nicht in ihrer Negativität des wahrhaft Positiven selbst ein Positives wäre, aber sie ist eine Position nur der Negation, welche ohne die Voraussetzung des Positiven, gegen das sie sich negativ verhält, gar nicht existiren könnte. Insofern sie deshalb das ist, *was schlechthin nicht sein soll*, kann bildlich von einem *Zorn* Gottes gegen sie gesprochen werden; insofern aber die Sünde gar nichts Primitives ist, insofern sie immer nur *an* dem Seinsollenden gesetzt sein kann, mithin, allerdings gegen ihre Absicht, für dies selbst zum *Entwicklungsmoment* werden mufs, insofern ist Gott gegen den *Sündigenden gnädig*. Gegen die Sünde kehrt sich seine Liebe als Zorn, welcher das Nichts als Nichts offenbar macht; gegen den Sündigenden aber schliefst sich seine Liebe als *Gnade*, als *Vergebung* der Sünde auf, weil der Sündigende durch die Wirklichkeit der Sünde doch nicht die reale Möglichkeit des entgegengesetzten Verhaltens verloren hat.

Alle Mifsverständnisse, welche hierbei so leicht vorkommen, über die Nothwendigkeit der Sünde, über die Gnadenwahl, über die Nothwendigkeit der Gnade, über die mechanische Hervorbringung der Sünde wie der Gnade u. s. w. hat Vatke sorgfältig erörtert. Nicht leicht wird man eine der Wendungen vermissen, welche die theologisch-philosophische Controverse auf diesem Gebiet genommen hat. Seine Schrift beweist, dafs *die Theologie die Wahrheit der Anthropologie* ist. Er verkümmert der Freiheit nirgends ihre Selbstständigkeit; er kennt keinen natur- und geschichtslosen Gott; er hält aber daran fest, dafs *die anthropologische Wahrheit durch die Existenz Gottes nicht nur nicht unwahr* wird, sondern erst hiedurch in ihr volles Verständnifs eintritt. Seine Abhandlung steht deshalb der gleichzeitig erschienenen von *Feuerbach* über das Wesen des Christenthums gegenüber. Vatke wird Feuerbach nur Recht geben, wenn er die Widersprüche aufdeckt, welche in der Fassung vieler dogmatischen Bestimmungen enthalten sind, aber er wird nicht mit ihm daraus den Schlufs ziehen, dafs Gott nur die subjective *Vorstellung* genannt werden könne, welche sich der Mensch von Gott macht, dafs aber ein solches Wesen an und für sich nicht existire. Feuerbach steckt hier mit so vielen Andern immer noch in dem phänomenologischen Processe, dafs dem *Bewufstsein sein eigenes Wesen erscheint*, aber diese Erscheinung, hier also die Vorstellung, sich ändert, sobald das Wesen ein anderes geworden. Wenn die Griechen z. B. an eine Nemesis geglaubt haben, so kann Feuerbach fragen: hat denn jemals eine göttliche Person, wie die Nemesis, existirt? Als eine weib-

liche Göttin in der Gestalt, wie die Griechen sie mit sinnigster Schönheit bildeten, zu Präneste mit dem Zeus und der Here in den Armen oder mit anderen Attributen — nein. Aber ist die *Bestimmung*, alle Maafslosigkeit, alles hybride Unwesen, aufzuheben und überall das Maafs gerade in dem Moment, wo es gänzlich verloren zu gehen scheint, wiederherzustellen, ist diese Bestimmung nicht göttlich? Fehlt sie dem christlichen Gotte? Und ist nicht die Vorstellung, dafs eine Göttin das Maafs erhalte, darin wahr, dafs ein *Subject* vorgestellt wird, dessen Natur die Erzeugung des Maafses ist? Feuerbach würde zugeben müssen, dafs die Griechen in der Nemesis nicht blofs ein für sie, vielmehr *für alle Menschen* Göttliches verehrt haben und dafs nur das Vereinzeln des Maafses zu einer besonderen Göttin das von einem höheren Standpunct aus an ihrer Vorstellung Tadelnswerthe ausmacht, dafs aber selbst diese Vorstellung nicht schlechthin falsch, vielmehr darin vollkommen wahr ist, dafs das Maafs nicht nur als eine dem Universum immanente Dialektik seiner Processe, sondern als Begriff und Zweck im Bewufstsein eines Subjectes vorgestellt wird, welches aus der Realisation des Maafses in allem Existirenden sein ewiges Geschäft macht. Nicht der Hellenische Zeus, aber auch nicht der christliche Gott brauchen der Anerkennung der Nemesis als Geist von ihrem Geist sich zu schämen. In einem atheistischen oder pantheistischem System fehlt zwar das *Göttliche überhaupt* nicht, aber es fehlt, dafs es *als Gott für sich selbst Gott sei.* Von Sünde und Gnade kann daher nur *uneigentlich* darin die Rede sein. Vatke's Schrift athmet gewifs nicht die übereilte Accommodation, mit welcher jetzt so mancher *eher christlich, als philosophisch zu denken* sich beeifert, aber sie ist eben so entfernt von der lächerlichen Furcht Einiger, welche *nur dann speculativ* zu denken wähnen, wenn sie sich mit dem Christenthum in *Widerspruch* erblicken. Vatke hält streng an der Hegel'schen Logik fest; er zeigt, dafs durch ihre dialektische Kritik der Kategorieen allererst für die früher von der Theologie und Philosophie hervorgebrachten Formen, das Wesen der absoluten Religion auszudrücken, das rechte Verständnifs möglich geworden ist, dafs aber diese Einsicht in die Mangelhaftigkeit der bisherigen Theologie nicht ohne eine *positive Umgestaltung* derselben bleiben könne, zu welcher denn sein Buch einen trefflichen Beitrag liefert und mit Fug von ihm dem unermüdlich auf gleicher Bahn fortkämpfenden *Marheineke* gewidmet ist. Für den Nachweis der Christlichkeit seiner Entwicklung hat Vatke sich so benommen, wie *Daub* einst in den Theologumenen. Er ist das *Secundäre* geblieben, was sich an die speculative Erörterung anschliefst. Die *Psalmen* und die *Paulinischen* Briefe haben ihm den reichsten Stoff geliefert, den er jedoch nie benutzt hat, ohne die Resultate der neueren Kritik, namentlich in Betreff des Paulus, zu berücksichtigen. Vatke hat zwar die Controversen der protestantischen und katholischen Kirche, z. B. in Ansehung der Lehre von der Rechtfertigung, oder die Abweichung der späteren Theologie von der früheren, z. B. in der Lehre von dem concursus Dei, nicht aufser Acht gelassen, aber, da er nicht eine dogmengeschichtliche Kritik geben wollte, hat er sich hauptsächlich geradezu an das Neue Testament gehalten, weil es, sobald von *empirischen Autoritäten* Gebrauch gemacht werden soll, doch diejenige ist, der sich alle anderen unterzuordnen haben.

Ich habe schon bemerkt, dafs es unausführbar sein würde, die mannigfaltigen, ausgezeichneten Entwicklungen, welche dies Buch darbietet, ausführlicher durchzugehen. Allein in Beziehung auf die Lebensfrage der Theologie und Philosophie, den Gottmenschen als menschlichen Gott, als göttlichen Menschen oder als den menschgewordenen Gott; Gott aber als das Universum, als Substanz, als menschliches Selbstbewufstsein oder als absoluten, *in allen Formen der Idee* sich verwirklichenden Geist zu fassen — in Bezug auf diese Frage sei es mir gestattet, auf einige Hauptstellen aufmerksam zu machen.

S. 105 bemerkt Vatke bei Gelegenheit der nach ihrem concreten Inhalt so verschiedenen Gewissenhaftigkeit, dafs diese Differenz die Frömmigkeit nicht aufhebe und man sich wegen derselben nicht auf eine höhere Offenbarung zu berufen habe: „denn keine Offenbarung ist unabhängig von der Objectivität eingetreten, und die drei monotheistischen Religionen im Besondern sind zugleich historisch und sittlich *vermittelt* entstanden, in einem *strengeren* Sinne, als es sich von den anderen sagen läfst".

S. 116: „Nur wenn die Welt als autonomisch angesehn wird, leidet die göttliche Absolutheit. Fafst man nun das vorweltliche Selbstbewufstsein Gottes als

Digitized by Google

einfaches Denken und Wollen seiner selbst, so ist es von dem leeren Ich, dem einen Moment des menschlichen Selbstbewufstseins, gar nicht verschieden, und so müssen alle Diejenigen es auffassen, welche die, zunächst ebenfalls menschliche, Form der Persönlichkeit bei Gott urgiren. Denkt man hingegen die Rathschlüsse Gottes in Beziehung auf die künftige Welt als Inhalt hinzu, so ist damit die Unabhängigkeit Gottes von der Welt schon aufgehoben, und was bei der nur möglichen Welt *ideell* geschah, mufs ja bei der wirklichen Welt real eintreten: Gott für sich betrachtet, bildet die reine Form und die Welt bildet dazu den Inhalt, und wahre Freiheit oder Selbstbestimmung findet in Gott statt, sofern die Welt eine vernünftige Totalität bildet und sich als solche mit der allgemeinen Form zusammenschliefst. Man hat zwar diese Schwierigkeit zu umgehen gesucht und einen anderweitigen Inhalt für das vorweltliche Selbstbewufstsein postulirt; man müsse, sagt man, eine reiche Fülle innerer Bestimmungen annehmen, sie sei jedoch für uns unerkennbar. In solcher Form ausgedrückt, ist dieses Postulat ein innerer Widerspruch, denn *man kann nichts als daseiend postuliren*, was man nicht bis auf einen gewissen Grad oder nach einzelnen Momenten und nach einer nothwendigen Schlufsfolge *erkannt* hat".

S. 117: „Häufig stellt man sich die Momente der Dreieinigkeit als Inhalt des vorweltlichen Selbstbewufstseins vor, übersieht dabei aber, dafs der *Logos* und *Geist* — gar nicht denkbar sind als nur *in Beziehung auf die Welt*, dafs namentlich der Logos als absolute Formbewegung der Welt die *Schöpfung* ideell schon enthält und nur die logisch-metaphysische Abstraction der vernünftigen Wirklichkeit ist. Abgesehen von der wirklichen Bestimmtheit, bliebe der ganze Procefs auch nur reine Formbewegung".

Es wird also der Gedanke der ewigen Schöpfung nothwendig, wobei S. 118 „Gott nicht eine zeitliche, sondern die Priorität dem Begriffe nach zukommt".

Um Gott als *Geist* zu fassen, darf man von seiner Offenbarung, von dem Reiche Gottes nicht abstrahiren. Zwar ist Gott nicht pantheistisch S. 120. die *Summe* aller menschlichen Persönlichkeiten, allein die Bestimmung der Subjectivität, Persönlichkeit für sich kann seinem Begriff für sich allein noch nicht, nur *in Einheit mit der objectiven Bestimmtheit* genügen. — S. 121 wird die Vorstellung, als ob der Mensch ein geborener oder werdender Gott wäre, auf den Standpunct der Naturreligion verwiesen. Auf dem der Speculation würde sie „wahnsinnig" sein oder ihr „blos durch Consequenzmacherei" zugeschrieben werden. — S. 126: „Aber Eine höchste und letzte Totalität stellt die Philosophie auf, worin alle Schranken und Bedingungen, alle Verhältnisse und Gegensätze aufgehoben sind, nämlich das Absolute schlechthin als Identität des Natürlichen und Reingeistigen, näher bestimmt als der absolute Geist". S. 127: „Erst die sich selbst wissende und hervorbringende concrete Allgemeinheit, welche von der Allheit wohl zu unterscheiden ist, also der theoretische und praktische Geist und *das Reich des Geistes, ist das Absolute im höchsten Sinne des Wortes.* Der letzte Unterschied in dieser Einheit besteht in der Persönlichkeit und dem allgemeinen Geiste; beide durch einander und in einander, beide unendlich, Geist für den Geist und so im absoluten Verhältnifs, das kein Verhältnifs im gewöhnlichen Sinne mehr ist, sondern schrankenlose Identität im Unterschiede der Vermittelung. Verfolgt man mit ganzer Aufmerksamkeit diese allerdings schwierige, aber im Ganzen einfache Dialektik, und bedenkt man auf der andern Seite, dafs auch die Religion als letztes Ziel und höchste Form des göttlichen Lebens die Einheit Gottes mit der erlösten und versöhnten Menschheit, dafs sie ein Reich des Geistes und die endliche Aufhebung aller widerstrebenden Gegensätze lehrt, damit Gott Alles in Allem sei, als Geist dem Geiste in allen Persönlichkeiten erscheine und alle zu verklärten Organen seiner selbst habe: so begreift man in der That nicht, wie man den Widerspruch gegen die philosophische Form des Absoluten, vorausgesetzt, dafs dieselbe richtig gefafst wird, auf christliche Vorstellungen basiren konnte. Denn mag immerhin ein nicht unbedeutender Unterschied der sich entsprechenden *religiösen* und *philosophischen Form* bestehen, *so stimmen beide doch in der Hauptsache überein*, fassen die Persönlichkeit als höchstes und bleibendes *Moment* im Geiste, diesen aber als umfassende Einheit aller Personen, also als letzte Spitze des Ganzen".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Schlufs.)

Höchst beachtenswerth ist die Auseinandersetzung von der *Einheit* des menschlichen Willens mit dem göttlichen S. 167 ff. Mit bündiger Klarheit wird die Abstraction des Gegensatzes zwischen dem formellen *Ich* und dem heiligen *Gesetz* analysirt und gezeigt, wie die Extreme der Theorie in der Wirklichkeit gar nicht so zusammenwirken, als man sich vorstellt, vielmehr in der wahrhaften Freiheit *identisch sind*. S. 171: „Eine blos willkürliche Aufnahme des göttlichen Willens in den menschlichen entspricht dem Begriffe der göttlich-menschlichen Freiheit nicht, sofern derselbe die zur Freiheit verklärte Nothwendigkeit ist. Wird nun aber die Willkür auf menschlicher Seite zur wahren Selbstbestimmung erhoben, so ist auch die göttliche Freiheit nicht mehr in Abhängigkeit von der menschlichen gedacht, weil der concrete Hintergrund des formellen Ich eben nur durch die göttliche Freiheit selbst möglich ist. Jedesmal wenn die menschliche Freiheit über die Willkür hinausgeht und zur freien Selbstbestimmung wird, ist auch das blofse Verhältnifs des göttlichen und menschlichen Willens zum absoluten Verhältnifs d. i. *zur freien Identität* aufgehoben, und von einem Bedingtsein der einen Seite durch die andere kann nicht mehr die Rede sein. So lange dagegen beide Seiten einander gegenüberstehen, sind sie beide *gleich relativ*, wie es die Kategorie der Relation mit sich bringt".

Ganz vortrefflich ist auch die Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen der Sünde überhaupt und zwischen der besonderen, objectiven Bestimmtheit derselben, welche von der jedesmaligen Entwicklungsstufe des Selbstbewufstseins abhängt. S. 179: „Hält man diesen wesentlichen Unterschied der *Sünde* und *Unvollkommenheit* nicht fest, so beurtheilt man das sittliche Leben der Völker nach einem ungerechten Maafsstabe und mufs zuletzt Gott selbst anklagen, dafs er sich mit der Offenbarung seines heiligen Willens verspätet und so lange auf einen geringen Theil der Menschheit beschränkt habe".

S. 205 enthält die Hauptmomente der Vatke'schen *Christologie* mit der wichtigen, zu oft übersehenen Beziehung auf die *Paulinische* Entwicklung der Begriffe des Glaubens, der Liebe und der Rechtfertigung, insofern erst in der *Reproduction des urbildlichen* Lebens des Erlösers eine bestimmtere Fassung derselben eintreten konnte. Den *Assimilationsproceſs* des abgeschlossenen, objectiven Erlösungswerkes im Innersten durchlebt und mit wunderbarer Durchdringung lyrischer Innigkeit und didaktischer Weisheit geschildert zu haben, ist des Paulus unsterbliche That.

S. 236, namentlich 237 entwickelt mit seltener Klarheit die *Nothwendigkeit*, welche die *Natur* für den Geist als das Medium seiner eigenen Realisirung hat, ohne welche er, da es ohne die Natur auch keine Geschichte geben könnte, der Logos bleiben, nur κατὰ δύναμιν, nicht κατ' ἐνέργειαν der Geist sein würde. Aber S. 238: „es gab keine Zeit, wo Gott nur erst als Substanz existirte und sich noch nicht als Geist hervorgebracht hatte. Wie die Schöpfung als ewiger Act zu denken ist, so auch der Unterschied und relative Gegensatz in Gottes Wesen. Aufserdem mufs dieser Proceſs der Befreiung der substanziellen Nothwendigkeit zu geistiger Freiheit als ewiger Kreislauf gedacht werden. Gott als Geist ist eben sowohl abhängig von Gott als Natur, als umgekehrt die Natur in Gott vom Geiste abhängig ist. Die Natur ist die Voraussetzung, *welche der Geist sich selbst macht*, und der Geist die Verklärung, zu welcher die Natur sich selbst aufhebt. Das Ganze ist daher der Proceſs der in sich beschlos-

senen Freiheit und hebt die Unendlichkeit und Aseität Gottes nicht auf".

S. 239 macht Vatke eine Bemerkung, die in der That sehr überflüfsig wäre, wenn nicht die gedankenlose Darstellung mancher neueren Schriftsteller sie rechtfertigte, nämlich dafs das *Paradies nicht blos ein Thiergarten* gewesen sei. Wenn Hegel diese Bedeutung des Wortes Paradies urgirte, so hatte er gegen eine *mystische Entstellung* des ursprünglichen Zustandes des Menschen ein polemisches Recht dazu; wenn aber Andere ihm diese Wendung unaufhörlich nachgesprochen und die anfängliche *nothwendige* Thatlosigkeit, mithin auch Unschuld des Menschen in die thierische Stumpfheit und Dumpfheit hin con amore hinabgezogen haben, so ist es Zeit, solcher Verirrung zu entgegnen. Die Rohheit des Naturmenschen ist immerhin menschliche, nicht bestialische, die nämlich nicht anderssein könnte, als sie ist. Vatke enthält sich, über den Verlauf der *Urzeit* empirisch oder rationell eine detaillirte Schilderung zu machen und sagt S. 245: „Wir dürfen deshalb im Allgemeinen mit Zuversicht behaupten, dafs der Zustand der *Indifferenz* bei der Menschheit überhaupt den Ausgangspunct aller geistigen Entwicklung bildete, weil dies der Begriff des Geistes und die täglich sich neu bestätigende Erfahrung bei allen Individuen verlangt; die Meinung von einer wunderbaren Erleuchtung und Freiheit der Urmenschen, die späterhin verloren gegangen wäre, dürfen wir deshalb entschieden als vernunft- und erfahrungswidrig zurückweisen, zumal da auch die hebräische Anschauung, obgleich sie ihren eigenen Monotheismus in die Urzeit in unbestimmter Allgemeinheit zurückverlegt, dennoch von einer Urweisheit nichts weifs. Denn sie läfst nicht blos das Wissen des Guten und Bösen erst mit der Aufhebung des Urstandes entstehen, sondern setzt auch den Ursprung der Religion (1. Mos. 4, 26.), des ehelichen Lebens und der sittlichen Gemeinschaft, der Handwerke und Künste als das Spätere. *Abstrahirt* man von diesen späteren Elementen, so sinkt die angebliche Urweisheit zu dem Zustande der Indifferenz zusammen". Es ist, wie oben mit dem vorweltlichen Bewufstsein, für welches, abgesehen von Natur und Geschichte, auch nur ein ideeller theogonischer Procefs übrig bleibt.

Höchst wichtig ist die Abhandlung über das dornenvolle *nur wissenschaftlich*, nicht empirisch lösbare Capitel von der *Nothwendigkeit des Bösen*, hauptsächlich S. 263—284 (in Betreff Adams und Eva's s. S. 275), worauf ich jedoch hier so wenig eingehen kann, als auf die Kritik der verschiedenen Versuche, die Existenz des Bösen zu erklären oder es für unbegreiflich, für einen Act magischer Selbstverkehrung u. s. w. auszugeben. S. 315 ff. widerlegt Vatke namentlich die Dualisten, welche die Existenz der *Natur* als die *Ursünde* des Universums, als *Abfall von Gott* und den Zwiespalt der äufseren Natur als Folge der ersten menschlichen Sünde setzen, von welcher letzteren Meinung Vatke S. 318 die Schriftwidrigkeit andeutet. S. 333 ff. hat er der Kritik der Ableitung des Bösen aus selbst böse seienden Subjecten, Dämonen, *Teufeln* gewidmet. Er erkennt an, dafs sie, der oberflächlichen Sinnlichkeitstheorie gegenüber, höhere Wahrheit hat. S. 337: „Sie geht mit tieferem Ernst und gröfserer Strenge an die Betrachtung des Bösen und ist von der Zerrüttung, welche dadurch in der inneren Sphäre, den höheren Functionen des geistigen Lebens, angerichtet wird, überzeugt. Sie verschmäht es daher, das Böse in eine dem Geiste äufserliche Sphäre zu schieben und damit den feineren und geistigeren Gestalten der Sünde den trügerischen Deckmantel zu lassen, kurz, sie sucht das Böse, weil es eine Bestimmtheit des Willens und damit Selbstbestimmung ist, als Act der Freiheit selbst nachzuweisen. Bei diesem redlichen Bestreben geht diese Theorie aber von einem so ungenügenden Begriff des Willens aus und hat die Entwicklungsstufen der Freiheit so wenig erkannt, dafs sie nicht über einen leeren Formalismus hinauskommt und zuletzt mit einer wissenschaftlichen Verzweiflung endigen mufs". Wie uns, setz' ich hinzu, der colossale Torso des Daub'schen Judas Iscarioth bewiesen hat, ohne aber Viele weiser zu machen.

Ich versage es mir, aus der schönen Untersuchung über die *Vergewisserung* des Menschen von seiner Begnadigung Näheres anzuführen und hebe nur noch die für die augenblickliche Krisis der Hegel'schen Schule wichtige Aeufserung S. 381 hervor. Hier sagt Vatke, nachdem er zuvor das Verhältnifs der Idee als logischer zur Natur und zum Geist betrachtet hat, insofern derselbe in der *Erscheinung Resultat* der Natur, an und für sich aber *Princip* und *absolutes Wissen* seiner principiellen Priorität ist, folgendermafsen: „Am wichtigsten für unsere Untersuchung ist nun das

Digitized by Google

Verhältnifs der freien Idee zur Nothwendigkeit der Natur. Hält man beide Seiten für coordinirte und sich ergänzende Attribute des Absoluten, so erhebt man sich nicht über das Substantialitätsverhältnifs und verkennt die über das Besondere übergreifende Allgemeinheit des speculativen Begriffs. Nach dem absoluten Maafsstabe der Idee ist vielmehr die Natur ihrer Unmittelbarkeit wegen das unwahre, endliche Moment des absoluten Processes, welches nur die Bedeutung eines Gesetzten und Abhängigen hat und daher nur an sich, als die unmittelbare Idee, göttlich ist. Der absolute Idealismus, welcher nur dem Gedanken und Geiste die absolute Wahrheit zuschreibt, überwindet damit die pantheistische Naturvergötterung und tritt, wenngleich in modificirter Form, auf die Seite des *Theismus*".

Vatke darf wohl am Schlufs seines Werkes sagen: „So zieht sich denn vermittelst der Kirche durch das ganze christliche Weltalter ein Strom göttlicher Liebe und Gnade, von welchem Alle, bewufst oder unbewufst, berührt und getragen werden, in denen sich die ewige Idee angemessen gestaltet, im sittlichen Leben, der Kunst, Religion und Wissenschaft. Alle Vermittelungen der Idee, durch welche die Sünde im Ganzen und Besondern überwunden wird, könnten im weiteren Sinne als *Gnadenmittel* betrachtet werden; denn nicht blofs die kirchliche Thätigkeit als solche bewirkt durch ihre Gnadenmittel, das Wort Gottes und die Sacramente, den Sieg des göttlichen Reichs, sondern alle sittlichen und geistigen Mächte wirken vereint dazu mit, und nur unter dieser Bedingung ist derselbe überhaupt möglich. Die absolute Gewifsheit seiner unvergänglichen Festigkeit, mögen auch die Erscheinungsformen wechseln, hat das Reich Gottes in seiner Idee, welche gleich der Idee Gottes die Realität einschliefst; der Gegensatz einer kämpfenden und unterdrückten und einer triumphirenden Kirche ist daher relativ zu fassen. Kämpfen und theilweise gedrückt werden mufs die Kirche, sofern sie in und unter freien Menschen Realität hat, mit der Freiheit aber auch die Willkür und eine relative Masse von Sünde gegeben ist. Durch diesen Widerspruch in ihrer eigenen Erscheinung ist der *Triumph der Kirche* bedingt, welcher nicht auf die Bethätigung der Freiheit folgt, noch in eine Sphäre fällt, wo die Freiheit mit der Willkür aufhört, sondern die absolute Energie der objectiven Freiheit, die Rückkehr der Idee aus allen Gegensätzen der Erscheinung bildet."

Mit Bezug auf *Müller's* Lehre von der Sünde hatte Vatke in den Halle'schen Jahrbüchern 1840 durch eine ganze Reihe von Nummern denselben Gegenstand, der den Inhalt des vorliegenden Buchs bildet, kritisch behandelt. Er mufste deswegen von Hrn. Dr. *Ulrici*: über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Halle, 1841, S. 178 ff. sich im wegwerfendsten Ton harte Dinge sagen lassen. Dieser mag sich nun von Neuem an dieser gediegenen Schrift überzeugen, wie schwer es ist, auf dem Gebiet der Freiheit die Kategorien, Möglichkeit und Zufälligkeit, reale Möglichkeit, Wirklichkeit, relative Nothwendigkeit, Wechselwirkung, absolute Nothwendigkeit u. s. w. in ihrer vielverschlungenen Dialektik zu begreifen; wie schwer es ist, nicht zu vergessen, dafs die Freiheit des Geistes alle diese Kategorien auf andere Weise in sich entwickelt, als die Nothwendigkeit der Natur. Hieran versuche er seine Kritik, denn wie ich Anfangs sagte, in der Kritik sind wir jetzt alle Helden.

Karl Rosenkranz.

XXVI.

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier; accompagné de discussions grammaticales sur certaines règles de position etc. Paris*, 1841. 156 *Seiten.

Dieses Werk eines der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache und des genauesten Uebersetzers aus derselben kündigt sich als eine blofse ausführliche Recension an, enthält aber so manche wichtige Erörterung, dafs es einer öffentlichen Anzeige und Empfehlung sehr würdig ist. Schon die Einleitung giebt Manches, was zwar dem Kenner nicht unbekannt sein darf, aber für die grofse Mehrheit der Leser immer noch nicht zu spät kommt, da ein altes Vorurtheil, als erforderte das Studium der chinesischen Sprache die ganze Lebenszeit eines Gelehrten, noch jetzt wie früher gepflegt wird. Diese Meinung, sagt Hr. *St.-J.*, wäre gegründet, wenn man, um chinesisch lesen und schreiben zu können, alle 42,000 Schriftzeichen erlernen müfste, welche das grofse Wörterbuch des Kai-

sers K'ang-hi in sich fafst. Aber das vollständigste französische Lexikon soll an die 124,000 Wörter enthalten, und doch darf man behaupten, dafs ein Ausländer, der nur ungefähr 4,000 derselben kennt, die meisten französischen Schriftsteller zu lesen im Stande ist. Der Inhalt des K'ang-hi'schen Wörterbuchs würde sich von 42,000 Wörtern auf ein Sechstheil oder Siebentheil dieser Summe reduciren, wenn man ungefähr 10,000 obsolet gewordene alte Charaktere und eine grofse Menge Eigennamen und selten vorkommende technische Ausdrücke davon abzöge. Unter der Dynastie Han — so berichtet ein chinesischer Schriftsteller — verlangte der Staat von einem *Reichshistoriker* die Kenntnifs von wenigstens 9,000 verschiedenen Zeichen: ein Reichshistoriker gehört aber zu den gelehrtesten Personen des ganzen Reiches, und die officiellen Annalen jeder Dynastie umfassen in methodischer Ordnung fast sämmtliche an Literatur und Wissenschaften sich knüpfende Gegenstände! Man darf also mit Sicherheit annehmen, dafs ein gewöhnlicher Literat mit höchstens 4,000 Zeichen schon auskommt. In Hinsicht der nothwendig zu erlernenden Wörter würde also das Studium des Chinesischen, da keine grammatischen Formen vorhanden sind, kaum gröfsere Anstrengung erfordern, als das gewisser europäischen Sprachen, z. B. des Deutschen oder des Russischen für Franzosen; denn Schriftzeichen imprimiren sich fast eben so gut wie Wörter, wenn man sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Aber die Schwierigkeit der chinesischen, wie jeder andern Sprache, ist durchaus nicht in dem zu suchen, was sie unserem Gedächtnifs anmuthet, sondern in der Art des Ausdrucks der Gedanken. Die einzelnen Wörter haben mehrere, ja viele und zum Theil von einander grundverschiedne Bedeutungen — ein und dasselbe Wort verändert durch die Stellung seinen Werth, ist abwechselnd Substantiv, Adjectiv, Verbum, Adverbium, ja selbst Bindepartikel — endlich giebt es keine Art Formenveränderung, nichts, was unseren Conjugationen u. s. w. analog wäre. Wenn Jemand ein ganzes Wörterbuch im Kopfe hätte, so würde er mit dieser einzigen Hülfe noch nicht im Stande sein, auch nur eine halbe Seite des leichtesten Textes zu verstehen: er mufs die rechten Bedeutungen zu wählen wissen, mufs die Regeln der Syntax verstehen und nach Anleitung treuer Uebersetzungen gröfsere Urtexte Wort für Wort analysirt haben. Nur auf diesem Wege erwirbt man den richtigen Tact im Verstehen der Texte; sonst aber kann man die Sprache viele Jahre lang getrieben haben und gleichwohl sehr fehlerhaft übersetzen.

Mehr als ein Product neuerer Zeit beurkundet die Wahrheit des Gesagten; keines aber auffallender, als Hrn. Pauthier's Uebersetzung eines chinesischen Textes, welcher Nachrichten über Indien giebt, in seinem „Examen methodique des faits concernant l'Inde" etc. Diese ist ein fast ununterbrochenes Gewebe von Verirrungen, bei denen man zuweilen auf jede Motivirung verzichten mufs, und somit ein warnendes Beispiel für Jeden, der eben so leichtfertig zu Werke geht. Hr. St.-J. belegt sein Urtheil mit 140 Beispielen und verfährt dabei äufserst sorgfältig und gewissenhaft: seine eigne Uebertragung ist bei weitem in den meisten Fällen durch Sprachgebrauch, Gesetze der Wortstellung und Zusammenhang vollkommen gerechtfertigt. Wir lassen einige Parallelen folgen, ohne auf die Gründe für und wider (!) einzugehen, was, da die Mehrheit der Leser unvorbereitet ist, zu viele Erörterungen erheischen würde. Hr. St.-Julien: „Dies ist die allgemeine Uebersicht, die man von Indien geben kann." — Hr. Pauthier: „Das Land ist hier *eine grofse sandige Ebene*." — Hr. St.-J. „Obwohl man den beiden Principen (dem feineren und dem gröberen Urstoff), den Bewegungen der Himmelskörper und den Stationen der Sonne und des Mondes andere Namen giebt (als sie in China haben): so ist die Eintheilung der Jahreszeiten doch dieselbe. Die Mond-Phasen werden nach den Constellationen genannt, in welchen sie sich zeigen. Der kürzeste Zeitraum heifst „*Tsa-na*." — Hr. P.: „Will man die Umwälzungen der beiden Principe, die Stationen der Sonne und des Mondes beschreiben, *obwohl die Zeit, die nicht mehr ist, oder die noch nicht ist, gar keine Verschiedenheit darbietet*, so richtet man sich nach Mond und Gestirnen, und nennt die Abschnitte der Zeit *Jahreszeiten* (!!)." — Hr. St.-J.: „Die Berechnungen (der Geburt u. s. w. Buddha's) zeigen Unterschiede in Tagen und Monaten. Im Verlaufe meiner Erzählung werde ich davon ausführlicher handeln." —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier.

(Schluſs.)

Herr Pauthier: „*Alles dies kann nur in unregelmäſsigen Ausdrücken dargelegt werden, weil man sich genöthigt sieht, aus zweiter Hand davon zu reden!*" — Hr. *Stanislas Julien*: „Einige tragen gar keine Kleider und gehen nackt." — Hr. P: „Einige tragen Kleider von der *Form des Thaus* (forme de la rosée!)." — Hr. St.-J.: „Viele gehen baarfuſs." — Hr. P.: „Die Menschen sind *diesen Erbärmlichkeiten sehr zugethan.*" — Hr. St.-J.: „Sie enthalten sich solcher Handlungen, die ihnen Unglück bringen können; sie gebrauchen weder List noch Betrug, und bekräftigen ihr Wort durch feierliche Schwüre." — Hr. P.: „Sie legen auf weltliche Beschäftigungen ziemlich geringen Werth, *da sie selbige als hinterlistige Täuschungen betrachten.* Sie thun *keine öffentliche* Erklärung mit Anrufung der Götter, und *dennoch* halten sie ihr Wort." — Hr. St.-J.: „Wenn der Schuldige die ihm gestellten Fragen aufrichtig beantwortet, so fällt man einen gerechten, auf die Thatsache gegründeten Spruch." — Hr. P.: „Wenn man in einem Verhör *Beweise finden will*, die dem Schuldigen *zur Last fallen, so bedient man sich eines platten und gleichförmigen Stückes Holz, das in der Mitte hohl ist!!*"

Nur in einigen Fällen darf man dem gelehrten Kritiker verwerfen, daſs er auf die *Worte* des Hrn. Pauthier zu groſses Gewicht legt, und etwas verdammt, was dem *Sinne* nach richtig, oder beinahe richtig übersetzt ist. So z. B. giebt er (S. 10) die chinesischen Worte: *yun tchou kiun seng lun hoei pou si*, also wieder: „Ils disent que tous les êtres reviennent sur eux-mêmes comme une roue, sans jamais se reposer (c'est-à-dire, meurent et renaissent sans interruption)," während es bei Hrn. Pauthier heiſst: „Ils disent que tous les êtres vivans tournent sans fin dans un cercle d'existences successives." Der Letztere hat die chinesische Metapher nicht beibehalten, aber demohnerachtet richtig übersetzt. — S. 8 sind die chinesischen Worte: *kin ts'ong tching yin, yi yun yin-tou* von Pauthier so wiedergegeben: „Maintenant, d'après une prononciation exacte et qui lui convient, on le nomme *Yn-tou.*" — Hr. Julien übersetzt: „Aujourd'hui, pour se conformer à la prononciation exacte, il convient de dire Yn-tou." Dies lautet, als ob die richtige Aussprache des Namens heutzutage erst schicklich wäre, was der chinesische Autor gewiſs nicht sagen will. Warum nicht ganz einfach und der Wortstellung gemäſs: Aujourd'hui on se conforme à la prononciation exacte: il convient de dire Yn-tou? — S. 14 übersetzt Hr. Julien die Worte *ts'oung k'i ya tch'ing* u. s. w. zwar ganz richtig; wir tragen aber Bedenken, *tchouan-yi* mit ihm für eine Umkehrung von *yi-tchouan*, *par tradition*, zu halten, es entsteht ja derselbe Sinn, wenn man *propagarunt donec* erklärt; also: On a propagé (ce nom illustre) jusqu'à ce qu'il est devenu habituel (et enfin il est devenu habituel)." — Hr. Julien urgirt an mancher Stelle des Buches, daſs Adverbien und adverbiale Redensarten dem Verbum *vorangehen müssen*; allein diese Regel erleidet doch ihre Ausnahmen, besonders in gewissen mehr statarischen Phrasen, wie *seng t'ian, nasci (in) coelo*, wo *t'ian* nur eine nähere Bestimmung des Zustandes ist und dem Verbum gleichwohl nachfolgt. Eben dahin gehört auch (S. 131) die Redensart *kian tchin jin chi tche* (ceux qui sont prisés dans la génération des hommes), wo der Verf. selbst *chi* (génération) als *Locativ* denkt. Wenn in solchen Fällen die Präposition ausgedrückt ist, folgt die adverbiale Redensart sogar viel gewöhnlicher als sie vorangeht.

Wir scheiden von diesem sehr nützlichen und wohl-

gemeinten Buche mit dem herzlichen Wunsch, dafs Veranlassungen zu solcher, wenn auch, wie hier der Fall, auf die würdigste Weise geführter Polemik immer seltner werden möchten. Frankreich, dem man sonst seine Flatterhaftigkeit vorzuwerfen nicht müde wird, hat gerade auf chinesischem Gebiete die ersten Beispiele wahrhaft treuen Fleifses und tiefer Forschung gegeben, und so ziemt es wohl, dafs seine Söhne, sofern sie dem Chinesischen sich widmen, diesen Ruf ihrer Landsleute auch in Zukunft aufrecht zu halten sich bemühen. Von den Herren *Julien*, *Bazin*, *Biot* und einigen Anderen wird man nie das Gegentheil erleben.

Schott.

XXVII.

Illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I., atque auspiciis navarchi Friderici Lütke annis 1826, 1827, 1828 *et* 1829 *celoce Seniavin executo in Oceano pacifico, inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Auctoribus Prof. Alexandro Postels et Dr. Francisco Ruprecht. Petropoli,* 1840. *Typ. Ed. Pratz. VI. und* 30 *S. russischer Text. IV. und* 24 *S. lateinischer Text.* 40 *colorirte Tafeln, wobei* 2 *mit anatomischen Abbildungen. roy. fol.*

Wir erhalten hier ein botanisches Prachtwerk mit wahrhaft kaiserlicher Ausstattung, sowohl durch typographische als lithographische Schönheit und Sauberkeit des Kolorits der lebensgrofs abgebildeten Meeralgen. Unter den Abbildungen zeichnet sich durch ansprechende Gruppirung der Umgebungen im natürlichen Standort vorzüglich Tab. XXX. aus, welche eine neubenannte, sehr seltene und schön gefärbte Alge, Constantinea Rosa marina, darstellt, die zu Ehren Sr. Kaiserlichen Hoheit des Grofsfürsten Constantin, Sohnes Sr. Maj. des Kaisers Nicolaus und Chefs der K. R. Marine genannt worden ist. Diese seltene Alge wurde zuerst von Steller an der Südspitze von Kamtschatka (Cap. Lopatka) entdeckt und dann von Mertens etwas nördlicher in der Nähe des St. Peter und Pauls Hafens wiedergefunden. Sie unterscheidet sich vor allen anderen dadurch aufs Merkwürdigste, dafs sie, obgleich nur 6 Zoll hoch, einen baumförmig verästelten Stamm bildet, dessen Zweige durch deutliche Knoten gegliedert sind. Jeder Knoten treibt ein tellerförmiges in der Mitte vom Stengel durchwachsenes Blatt, das sich vom Rande aus sogleich in mehrere Lappen spaltet, so dafs das Ansehen von Blattquirlen entsteht. Der oberste Blattquirl an der Spitze der Zweige zeigt im Mittelpunct das verkümmerte Stengelglied in Form einer rundlichen Verdickung, ähnlich einem Fruchtknoten, der von einer Blumenhülle umgeben ist; so dafs das Ganze das Ansehen einer einfachen Rosenblume erhält, woher der Name Rosa marina. Man kennt noch 2 andere Species dieser sonderbaren Meerrose; die eine von der Insel Sitcha, die andere aus dem mittelländischen Meer. Agardh rechnete sie zu den Halymenien, Greville zu den Iridäen, denen sie sich durch Färbung und die kuglichen Fruktifikationsorgane näheren; die Verff. bilden mit Recht eine eigene Gattung daraus.

Indem wir näher den Inhalt des Werkes betrachten, ist zuvörderst zu berichten, dafs das Material zu dieser untermeerischen Flor grofsentheils von dem verstorbenen Naturforscher der Expedition Dr. Heinr. Mertens auf der Insel Sitcha (Norfolksund) und Unalaschka (Aleuten), sowie auf Petropaulowsk (Kamtschatka) gesammelt war, während der Mitherausgeber Prof. Postels an Ort und Stelle schon eine Reihe von Abbildungen nach der Natur angefertigt hatte. Mertens gab schon von Kamtschatka aus in einem im October 1827 geschriebenen Bericht mehrere Fragmente aus seinen Beobachtungen über die Algenflor jener Gegenden in einem Brief an seinen Vater, Prof. Mertens in Bremen, den dieser in der Linnaea 1829, S. 43 abdrucken liefs, und der als Vorläufer der gegenwärtigen Arbeit angesehen werden kann. Aufserdem haben aber die Hrn. Verff. eine Sammlung von Algen, die der verstorbene Kastalsky, am Bord des Schiffes Moller, von Sitcha, Unalaschka, Kamtschatka und Aliaska, mitgebracht und dem Herbarium der Petersburger Academie einverleibt hatte, benutzt, sowie auch die Mittheilungen des Hrn. v. Baer aus seiner Reise nach Novaja Semlja und den arktischen Meeren zu schätzenswerthen Vergleichungen gedient haben. Auf diese Art waren die Verff. im Stande einen Umrifs der botanischen Geographie der russischen Meeralgen über-

haupt zu liefern, die bei dem ungeheuren Umfang des Reichs manche interessante Verschiedenheiten darbietet, um so mehr, als durch die liberale Unterstützung, welche der Minister des russischen Cultus, Hr. v. Uwarow (welcher auch das Exemplar des Werkes nach welchem wir diese Anzeige schreiben der hiesigen Königl. Bibliothek zum Geschenk machte) dem Unternehmen angedeihen liefs, die südamerikanische extratropische Algenflor durch mehrere Abbildungen erläutert werden konnte.

Die Verff. beginnen in einer Einleitung damit, 4 Regionen der russischen submarinen Flor zu unterscheiden. Solche Unterschiede sind erst durch genauere systematische Charakteristik der verschiedenen Meeralgen möglich geworden. Zur Zeit wo man mit Linnée noch fast alle Meeralgen unter dem Gattungsnamen Fucus begriff glaubte man, dafs das Meer, wegen seiner gleichförmigen Temperatur, eine Ausnahme von der Bildung der Floren in verschiedenen Ländern mache, und dafs die Fuci überall ohne Unterschied verbreitet seien. Lamouroux hat hier die Bahn gebrochen, indem er in einer erst nach seinem Tode erschienenen Arbeit (Annales des Sciences naturelles P. VII) zu zeigen sich bemühte, dafs die verschiedenen Meere so gut ihre eigenen submarinen Floren, wie die Länder ihre eigenen Landfloren haben. So zeigt das Meer um Neuholland eigne Formen von Algen, deren Zweige blattartig werden (die Cystoseiren) ähnlich wie die Landflor ihre eigenen Acacienformen mit blattförmigen Blattstielen hat. Das columbische mittelländische Meer (Golf von Mexiko), das europäische mittelländische Meer, die Ostsee, der persische Busen, das rothe Meer, das chinesische Meer, das Meer von Ochotsk zeigen nach Lamouroux ihre eigenen submarinen Floren; deren Kenntnifs durch Bory St. Vincent, Greville schon vermehrt worden. In der That ist schon der Habitus der vielen Fuci von den mikroskopisch kleinen Florideen an, bis zu den palmen- und bananenähnlichen Laminarien, der baumstarken südamerikanischen Lessonia fuscescens, die Bory St. Vincent von 30 Fufs Höhe und mit schenkeldickem Stamm beschreibt; der zwar nur dünnstänglichen aber bis 500 und 1500 Fufs langen Macrocystis pyrifera, die nur durch die mit Luft erfüllten blasigen Blattstielanschwellungen, wie die Trapa natans, ihren ungeheuren Stamm im Wasser schwebend erhält, — so verschiedenartig, dafs es nur darauf ankam, die charakteristischen Typen äufserlich zu unterscheiden, um Familiengruppen darin zu erkennen, die den verschiedenen Meeren eigenthümlich sind. Das Interesse an solcher Unterscheidung wird noch gröfser dadurch, dafs nicht blofs die verschiedenen Formen, sondern auch die nützlichen Eigenschaften der Meeralgen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aus der nahrhaften Gallerte von Meeralgen bauen die tunkinensischen Schwalben ihre Tunkinsnester, die Durvillea utilis ist ein Volksnahrungsmittel an der Westküste von Südamerika, wie ähnlich die Alaria esculenta an den englischen, irländischen, schwedischen Küsten; Rhodomenia palmata liefert das beliebteste Viehfutter in den nördlich europäischen Gegenden, wie die Gracilaria tenax den Chinesen einen glasartig durchsichtigen vegetabilischen Leim, den sie zur Papierbereitung, Laternenmanufaktur, zum Stärken von Seidenzeugen, ähnlich wie die Engländer das Caragaen Moos (Chondrus crispus), das auch zur Nahrung dient, benutzen. Alle diese und viele andere nützliche Eigenschaften (Ch. filum, Macrocystis pyrifera dienen als Seile und zu Flechtwerk) machen uns das Studium der Formen und der Verbreitung der Meeralgen noch mehr werth und auch von dieser Seite verdienen die von Lamouroux aufgestellten und hier erweiterten Algenfloren grofses Interesse. Das „projecta vilior alga" des Virgil pafst für unsere heutige Algenkenntnifs nicht mehr. Die Aufstellung der von unseren Verff. gegebenen submarinen Regionen zeigt also, wie gut sie ihre Aufgabe verstanden haben.

Die erste Region, welche die Verff. unterscheiden, ist die des schwarzen Meeres, nebst dem asowschen Meer, und des kaspischen Meeres. Die Kenntnifs der Algen des *schwarzen Meeres* war zum Theil schon durch die Arbeit von Lamouroux, der die von Durville daher nach Frankreich gebrachten Arten 1822 bekannt machte, vorbereitet. Es giebt dort ohngefähr 40 Spezies, unter denen die Ulvaceen am zahlreichsten sind, eigentliche Fuci sehr selten und verkümmert, klein; selbst der im adriatischen Meer so gemeine Fucus vesiculosus fehlt, wie die grofsen nur im kalten Wasser wachsenden Laminarien. Eine tropische Spezies: Caulerpa prolifera (bei Suchum-Kale).

Ganz anders ist es im *kaspischen Meere*, aus dem Lamouroux noch gar keine Spezies kannte, obgleich schon Georgi mehrere mitgebracht hatte. (F.

aphyllanthus, scoparius). Allein das kaspische Meer ist höchst arm an Meeralgen und zwar wie die Verff. wohl mit Recht bemerken, weil es fast süfses Wasser enthält, indem nur 6 pro Mille feste Theile nach Goebel darin gefunden werden, während schon 18—20 pro Mille im Wasser des schwarzen Meeres; 36—38 pro Mille in dem des grofsen Oceans vorkommen.

Die zweite Algenregion der russischen Ufer bilden die Küsten der Ostsee, besonders an Kurland, Livland, Esthland, Finnland vom 56° bis über 60° hinaus. Die Ostsee ist nicht viel reicher an salzigen Bestandtheilen als das kaspische Meer. Nach Marcet enthält das Ostseewasser nur 6,5 pro Mille feste Theile (nach Pfaff jedoch 11,8 = 1,18 Procent), daher ist kein grofser Algenreichthum in der Ostsee (fucus vesiculosus Dem. viridis, Scitosyphon erect. sind fast die einzigen); der finnische Busen enthält süfses Wasser, daher auch nur Süfswasseralgen vorkommen.

Die dritte russische Algenregion ist die des nördlichen Eismeeres von Lappland und Finnland an das nördliche Sibirien entlang bis nach der Behringsstrafse. Nur der dem eigentlichen Rufsland näher gelegene westliche Theil ist einigermafsen bekannt. Der Salzgehalt dieser Meere ist wie im Ocean, die Temperaturerniedrigung scheint also den Vegetationscharakter zu bestimmen. Man verdankt die Algenkenntnifs dieser Gegenden vorzüglich den Bemühungen des Hrn. v. Baer auf der Reise nach Nowaja Semlja. Fucus vesiculosus, F. serratus, Ch. filum finden sich überall. Furcellaria fastigiata, Rhodomela subfusca, Sphacelaria cirrhosa scheinen an der Ostküste von Lappland nicht vorzukommen, sie wachsen nur um Finnmark, Nordland. Laminaria saccharina, digitata, Alaria esculenta wachsen überall an den lappländischen Küsten und sind hier ein Volksnahrungsmittel; aber bei Nowaja Semlja kommen sie nicht vor. Andere wachsen nur an der Nordküste von Lappland, (nicht an der dem weifsen Meer zugekehrten Südküste) wie Laminaria Baerii, L. apoda (sp. nov.) Fucus distichus, Iridaea edulis u. a. Fucus cerunoides, F. canaliculatus, Polysiphonia nigrescens finden sich nur im weifsen Meere. Sphacelaria heteronema (n. sp.), Callithamnion plumu, Bangia Laminariae kommen nur um Nowaja Semlja, nicht bei Lappland vor. Im östlichen Theil des russischen Eismeers vermindert sich die Zahl der Meeralgen um so mehr, als es kälter wird und zum Theil von immerwährender Eisdecke verschlossen ist; doch findet sich Laminaria saccharina, Fucus vesiculosus noch im karischen Meer. Die arktischen Gegenden von Amerika (Grönland) haben manche Algen mit dem arktischen Rufsland gemein; andere sind Grönland ganz eigenthümlich wie Porphyra miniata.

Die vierte Region russischer Meeralgen umfafst nun die nördlichen Theile des stillen Meeres: den Busen von Ochotzk und das kamtschatkische Meer (Behringsmeer), deren gröfster Algenreichthum sich an den aleutischen und kurilischen Inseln findet. Dieser bildet nun den näheren Inhalt des vorliegenden Werkes. Die Aleuten und Kurilen begrenzen den kälteren Theil des stillen Meeres, dessen Algenflor hier betrachtet wird, gegen die wärmeren Gegenden desselben. Agardh waren daher bis 1822 nur 21 Spezies bekannt. Die Verff. machen im Ganzen 102 Spezies namhaft, unter denen 47 neue. Den Hauptcharakter dieser Algenflor bilden die röhrigen und die mit durchlöcherten Blättern versehenen Formen: die Agaroideen, Gastrokarpeen, Ulvoideen; eine überwiegende Zahl von schön gefärbten Iridaeen und Dümontien. Von den ungefähr 270 Spezies der Nordsee und der englisch atlantischen Küsten finden sich im nördlichen stillen Meer nur 34 wieder; von 100 arktischen Algen nur 25; so dafs sich die Algenflor mehr der der nordischen Gegenden anschliefst, womit denn auch die Kälte des Meeres in diesen Gegenden, die so grofs ist, dafs die Eisdecke vor Mitte Mai und Juni im ochotzkischen Meere nicht schwindet, zusammenstimmt.

Die am besten durchsuchten Gegenden sind: der Hafen Petropaulowsk, die Insel Sitcha und Unalaschka, weil dies die gewöhnlichen Schifferstationen sind. Von den genannten 102 Algenarten gehören Petropaulowsk ohngefähr 50, der Colonie Neu-Archangelsk (Sitcha) 38, Unalaschka 25 Spezies an. Doch ist Petropaulowsk viel mehr durchsucht, als die amerikanischen Stationen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I., atque auspiciis navarchi Friderici Lütke annis* 1826, 1827, 1828 *et* 1829 *celoce Seniavin executo in Oceano pacifico, inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Auctoribus Prof. Alexandro Postels et Dr. Francisco Ruprecht.

(Schluſs.)

Wir folgen nun den iconographischen Darstellungen des gegenwärtigen Werkes noch etwas weiter. Die ganze Physiognomie der submarinen Flor in der Nähe des Hafens Neu-Archangelsk hat Hr. Prof. Postels auf der mit „Algarum vegetatio" bezeichneten vordersten Tafel sehr ansprechend in einem ideellen Profilbilde dargestellt, das als eine submarine Landschaft (Meerschaft) eine schöne Zimmerzierde wäre. Das Bild ist den von Martius zur Erläuterung der brasilianischen Flor gegebenen zur Seite zu stellen, und giebt eine vortreffliche Anschauung der Formen und Gröſsenverhältnisse eines Algenwaldes mit den darunter befindlichen Algenwiesen und Feldern. Tief am Boden heftend, aber durch die schöne rothe Farbe vorstechend, bemerkt man die mantelförmig gefaltete Iridaea Mertensii, und etwas höher am Felsen sitzend die blühend scheinende Constantinea rosa marina. Die breitblättrigen durchlöcherten Agarum Arten, die ebenso durchlöcherten mehr fächerartig ausgebreiteten Thalassiophyllen in Verbindung mit Fucus vesiculosus bilden das Kraut und das Unterholz. Ueber diese hinaus erheben sich die langblättrigen Laminarien wie Flaggen, und die mehr buschigverzweigten Macrocystis-Arten, mit ihren Blattstielblasen. Dazwischen stellen sich riesenartig die stelzenfüſsigen Alarien mit den sonderbaren Blattbüscheln rund um den sonst nackten Stengel über alle hervorragend dar, und vielleicht die merkwürdigste vor allen, die Nereocystis Lütkeana, mit fadenförmigen aber seilartig langem, oben zu einer grofsen Blase angeschwollenen Stiel, auf dem sich ein Blattbüschel entwickelt, senkt sich über das ganze Algendickicht herüber und reicht bis an die Oberfläche des Meeres.

Die letztere Alge drückt der submarinen Vegetation des Norfolk-Sundes durch ihre sonderbare Form nicht minder wie durch ihre ungeheure Menge, den Typus auf. Dieser Tang bildet einen so dichten Wald bis an die Meeroberfläche, daſs kleine Kähne nicht von einer Insel zur anderen kommen können. Die Russen kannten diesen Fucus längst unter dem Namen „Otternkohl" (Bobrowaja Kapusta), weil nämlich die Meerotter (Lutra marina) sich auf dem dadurch gebildeten Dickicht zu ruhen pflegt; allein im Jahr 1827 erst ist er durch Mertens botanisch bekannt geworden. Im erwachsenen Zustande wird er über 100 Fuſs lang mit 27 Fuſs langen Blättern, ohne daſs die Stengel über 2½ Linie dick würden, während jedoch der obere keulenförmig zur Blase anschwellende Theil eine Dicke von 4—6 Zoll erreicht. Im Frühling sieht man keine Spur dieser Alge. Sie wird von den Herbststürmen losgerissen und in grofsen Massen ans Ufer geworfen, wo sie verfault. Sie hat also ein so schnelles Wachsthum, daſs sie ihre Riesengröfse in dem Zeitraum eines Sommers erreicht. Dies schnelle Wachsthum findet sich auch bei den übrigen Meeralgen und die Fischer auf den schettländischen Inseln machen daher zur Kelpfabrikation jährliche Ernten von Fucus-Arten, die sich in jedem Sommer wieder erneuern.

Auf den Tafeln 1—6 geben die Verff. Abbildungen von Laminarien von der Westküste von Südamerika. Es sind dieses meist riesenhafte Formen: Durvillea utilis, Lessonia fuscescens, L. nigricans, Macrocystis pyrifera und angustifolia, von denen die letzteren eine grofse Verbreitung in tropischen Meeren haben;

aber auch im nördlichen stillen Ocean vorkommen. M. angustifolia zeichnet sich durch die Bildung eines Rhizoms unter allen Fucis merkwürdig aus; da nur Laminaria bifida etwas ähnliches zeigt.

Auf Tab. 2. bilden die Vff. einen südamerikanischen Tang ab, unter dem Namen Ecklonia (Eklonia Horn.) buccinalis. Dieser Tang ist bekanntlich vom Cap der guten Hoffnung. Sie fanden das Exemplar, nach welchem die Abbildung gefertigt wurde, indessen unter einer Algensammlung aus Chili; es stellt nur das obere Blattbüschel, von dem hohlen Stengel abgerissen, dar. Die Vff. erkennen zwar an, dafs diese Abbildung von der Linnéischen und Turnerschen Beschreibung abweiche, weil die am Rande der Blätter von F. buccinalis befindlichen von Linnée sogenannten Pinnae, sich hier nur als Zähne zeigen, und glauben, dafs auch am Kap selbst solche Verschiedenheiten vorkämen und zwar aus einer Vergleichung mit einem Exemplar aus dem Herbarium von Mertens dem Vater; vermuthen sogar, dafs Bory mit Unrecht seine Laminaria flabelliformis als eine von der L. buccinalis vom Kap verschiedene Form getrennt habe. Indessen kann über den ächten Fucus buccinalis allein Hornemann Aufschlufs geben, der nach einem direkt von Eklon vom Kap erhaltenen Exemplar 1828 eine Abbildung und Beschreibung geliefert hat, auch nach der von ihm gefundenen generischen Verschiedenheit die Gattung: Eklonia bildete. (Om fucus buccinalis Linn. af F. W. Hornemann, Prof. Kiöbenhavn 1828 c. tab.). Die Vff. citiren zwar die Abhandlung von Hornemann, doch mufs ich bezweifeln, dafs sie die Hornemann'sche Abbildung gesehen haben, weil sich auf den ersten Blick die Verschiedenheit herausgestellt hätte. Hornemann selbst war 1830 so gütig mir seine Abhandlung mitzutheilen, und mir noch mehrere mündliche Mittheilungen über den Fucus buccinalis vom Kap zu machen, aus denen ich sehe, dafs die Pflanze, welche die Vff. als Eklonia buccinalis abbilden, nicht identisch mit der Eklonia buccinalis Horn. vom Kap ist. Der wesentliche Charakter der Gattung Eklonia liegt in *einer doppelten Reihe alternirender länglicher polsterförmiger Drüsen, innerlich mit Körnern erfüllt*, die an den Blatträndern sitzen. Die Blätter sehen davon wie stark gekerbt oder gekämmt aus, so dafs diese fruchttragenden Drüsen die Pinnae Linnées sein könnten, oder wahrscheinlich sind. Hornemann giebt als Speziescharakter an: den röhrenförmigen oben keulenförmig aufgeschwollenen Stengel, der in gefiederte Lamellen sich ausbreite und auf beiden Seiten verschmälerte Blattfiedern trage. Dies wird nur deutlich, wenn man die Abbildung daneben sieht, denn die Blatttheilung ist mehr lappenförmig oder gefingert, als gefiedert. Der Hauptcharakter aber, die fruchttragenden Drüsenpolster fehlen nun ganz bei der hier als Eklonia buccinalis abgebildeten Pflanze, und die angedeuteten Randzähne sind von den Randdrüsen der ächten Kappflanze so verschieden, dafs sie nicht einmal für eine amerikanische Art der Gattung Eklonia zu halten ist, sondern einer ganz anderen Pflanzengattung angehören mufs. Wir erlauben uns also zur Vermeidung weiterer Irrthümer auf die Abhandlung von Hornemann besonders aufmerksam zu machen, um so mehr als ich sehe, dafs in den späteren Ausgaben des Systema vegetabilium Linnées z. E. in denen von Murray und Sprengel die Diagnosen von Fucus buccinalis sämmtlich ganz unrichtig sind, was offenbar der grofsen Seltenheit der Pflanze in europäischen Herbarien zuzuschreiben ist.

Auf Tab. 7—38. sind nun die dem stillen Meere eigenthümlichen Algenformen, meist in natürlicher Gröfse (im Ganzen 43) abgebildet. In einer besonderen Synopsis algarum Oceani pacifici septentrionalis geben die Vff. eine systematische Zusammenstellung aller gesammelten Arten, wobei sie der Familieneintheilung von Greville hauptsächlich folgen. Wir geben eine Uebersicht derselben. 1. *Laminaricae.* Sie enthalten die meisten Riesen unter den Algen. Dahin gehören 2 Lessonia-Arten, Macrocystis pyrifera und tenuifolia, Nereocystis Lütkeana, 9 Laminaria-Arten, 3 Alarien. Die merkwürdige Art der Blätterspaltung von der Basis gegen die Spitze zu ist bei M. tenuifolia und pyrifera (Taf. VI. VII.), bei Lesconia nigrescens (Tab. IV.), Nereocystis Lütkeana (Tab. VIII. IX.) überall naturgetreu in mancherlei Graden der Ausbildung abgebildet, und morphologisch sehr instructiv. 2. *Agaroideae.* Sie enthalten die sonderbaren Formen mit fast siebförmig durchlöcherten Blättern, eine Bildung die unter den phanerogamen Pflanzen nur bei Hydrogeton, bei Pothos kaum angedeutet, sich findet. Die Löcher entstehen durch kurze Spalten zwischen den Blattnerven; stehen daher in regelmäfsiger Reihenordnung. Es gehören dahin Thalassiophyllum Clathrus,

Digitized by Google

mit spiralig gedrehtem Stamm, 3 Agarum-Arten, eine Costaria (Tab. 18—24). 3. *Fucoideae.* Kleine mehr krautartige Formen mit schildförmiger Wurzel, mehr der gemäfsigten Zone angehörig. Fucus vesiculosus, der in allen Meeren vorkommt, hier ohne Blasen. 2 Cystoseira-Arten (Tab. 24. 25.). 3. *Sporochnoideae.* Kleine ästige, oft fadenförmige, den kalten Meeren angehörige Formen. 2 Arten Desmarestia, eine Desmia. 4. Die formenreiche Abtheilung der *Floridеen* durch die gesonderten Fructificationsorgane, wie durch schöne Färbung, ausgezeichnet, zählt hier 2 Rhodomela-Arten, 2 Odonthalia (Tab. 27. 28.), 2 Delesseria, 1 Wormskioldia, 1 Hymenema, 2 Rhodomenien, 1 Microcladia, 2 Ptilota (Tab. 29.). Von den übrigen erwähnen wir nur, dafs auch Chondrus crispus (Carageen-Moos) hier wächst. 5. *Gastrocarpeae.* Aufser den oben schon erwähnten schönen Iridäenformen, gehören hierher die sonderbar schlauchförmigen und beutelförmigen Gestalten der Dumontien, von denen D. hydrophora in der Jugend mit Wasser gefüllt ist, das beim Druck herausspritzt (Tab. 25.). Chorda filum wird mit Soranthera in eine besondere Familie ohne Namen gestellt. 6. *Zonariae.* Kleine, vorzüglich tropische Formen, deren Glieder meist in concentrischen Schichten fortwachsen. 1 Padina, 5 Corallinen. 7. *Siphoneae.* Röhrenförmige Fäden den (Süfswasser) Conferven ähnlich. Codium tomentosum. 8. *Ulvoideae.* 2 Porphyra-Arten, 5 Ulven, 1 Enteromorpha. 9. *Ectocarpeae.* 1 Cordaria, 1 Cladostephus, 1 Ectocarpus. 10. *Ceramieae.* 2 Ceramien, 2 Polysiphonien. 11. *Confervaceae.* 3 Arten.

Die beiden letzten Tafeln enthalten mikroskopisch anatomische Abbildungen des inneren Baues und der Befruchtungswerkzeuge der Meeralgen. Die Hrn. Vff. geben dazu folgende Erklärungen über die Organologie der Algen. Die primitive Algensubstanz ist eine homogene vegetabilische Gallerte, die auch später noch eine Intercellularsubstanz bildet, aus welcher neue Zellen und Fäden hervorsprossen; die Zellen auskleidet, überhaupt bei vielen die Hauptmasse der Algensubstanz bildet. Als Elementarorgane bilden sich dann Zellen und Fäden (Schläuche in unserem Sinne), aus deren Verbindung das ganze Gewebe entsteht. Die Vff. unterscheiden: dünnwandige Zellen (parenchyma laxum); dickwandige Zellen, wobei sie die Intercellularsubstanz, als das verdickende ansehen (symplocenchyma); Primitivzellen in Form von Hölen in der Gallertmasse (pachyenchyma); Diploë, in den markigen Hölen der Dümontien, wobei sich in der dicken von ihnen sogenannten Intercellularsubstanz wieder Zellen bilden. Diese Formen sind der Erscheinung bei den verschiedenen Arten im ausgebildeten Zustande nach naturgemäfs geschildert, doch würde die Entwickelungsgeschichte die Uebergänge der Formen in einander deutlich gemacht haben. Man sieht nicht, ob die Formen nach trocknen Pflanzen aus dem Herbarium oder zum Theil nach frischen Exemplaren gezeichnet sind. Die dickwandigen Schläuche halten sich auch bei getrockneten Fucis, besonders den gröfseren härteren Arten, sehr gut und hier sieht man die bienenzellenähnliche Form der Zellen bei vielen, besonders den Floridеen, sehr gut, nicht blofs bei Durvillea, wie die Vff. meinen. In den jüngeren Theilen und den zarteren Formen wird das Gewebe durch Trocknen sehr verändert. Die Hrn. Vff. geben bei den dickwandigen Zellen (durch Intercellularsubstanz, nach ihre Ansicht) nie die Grenzen der Zellenwandungen an, woraus man vermuthen möchte, dafs vieles nach trocknen Exemplaren gezeichnet sei, weil man die Grenzen an frischen Pflanzen, freilich auch nicht überall leicht, deutlich erkennt; wobei sich denn auch zeigt, dafs die Interzellularsubstanz den dicken Zellenwänden selbst angehört, wenn nicht schon neue Zellenschläuche sich zwischen ihnen, wie von Gliederknoten aus gebildet haben. Interessant ist, dafs sie bei Rhodomenia jubata besonders die Gegenwart des Stärkmehls durch Färbung mit Jodine gezeigt haben. Sie sprechen zwar von wirklichen Stärkmehlkörnern, allein die Abbildung bei Rhodomenia läfst es undeutlich, ob nicht vielmehr blofs Stärkmehl in gummiähnlich aufgelöster Gestalt, wie das Inulin in den Zellen der Georginenknollen, auch bei den Algen vorkommt. Den Schleim bei Chondrus finde ich nur in der letzten Gestalt.

Sorgfältig sind die Beobachtungen über die Generationswerkzeuge der Algen. Die Vff. unterscheiden Gongyli und Sporidia. Gongyli sitzen immer in der Laubsubstanz, meist der Oberfläche nahe; sie haben eine helle Hülle mit körnigem Inhalt, zeigen sich bei den Iridäen. Sporidien zeigen sich auf verschiedene Art gelagert: 1) gehäuft in kapselförmigen Behältern

Digitized by Google

(Fucus) oder im Innern des Laubes; 2) gedreit oder zu vielen zusammengestellt (Halymenia); 3) einzeln im Zellgewebe bei den Alarien.

Antheridien nennen die Vff. kurze rundliche oder längliche artikulirte (haarartige) Schläuche mit einem körnigen Inhalt, die sich auf der Laubobersläche zeigen.

In Bestimmung der Fructificationsorgane weichen übrigens die Vff. oft von den von Mertens gegebenen Darstellungen ab. So sagt Mertens nach seinen Beobachtungen an frischen Exemplaren von Macrocystis pyrifera (l. c. p. 44), der Sitz der Fructificationsorgane sei in einer kammförmigen Verdickung der Blattsubstanz unmittelbar oberhalb der Blase, welche Verdickung sich durch ihre dunkle Farbe auszeichne. Die Vff. aber sagen von Macrocystis: die Fructificationsorgane seien dunkle Fäden im Centro des Strunks. Von N. Lütkeana sagt Mertens: die Fructification dieses Fucus geschieht in mehr oder weniger länglichen dunkler gefärbten Flecken, die unregelmäfsig in der Substanz des Laubes vertheilt sind. Die Verf. dagegen: Fructificationsorgane sind lange freie, ästige und articulirte Fäden an der inneren Wand des holen Stengels. Es wäre wünschenswerth gewesen, die Gründe dieser Abweichung von Mertens zu erfahren, um so mehr, als der Gegenstand der Beobachtung hier schwierig ist.

Indessen haben die Hrn. Vff. ihre Aufgabe, das reiche Material was ihnen vorlag zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen, gewifs mit Eifer und nach Möglichkeit erfüllt. Die Vermehrung unserer Kenntnisse macht immer neue Wünsche rege und schon dafs dies geschieht ist ein Gewinn. Wir glauben also den Vfn. nicht minder für die vielseitige Bearbeitung ihres Gegenstandes, als der russischen Regierung für die der Sache gebrachten Opfer den Dank der Wissenschaft aussprechen zu dürfen. Dr. C. H. Schultz.

XXVIII.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow, late agent of the British and foreign bible-society in Spain. In 2 Voll. 8. London, Murray. 1841.

Während die literarischen Hülfsmittel zur Kenntnifs der neu-indischen Sprachen hier zu Lande meist schwer zu erreichen sind, lebt eine derselben in wunderlicher Nähe; freilich nur ein vielgemischter Jargon eines verderbten Völkerbruchstücks, der Zigeuner, aber noch mit reicher Flexion versehen und durch die überwiegende Wörtermasse ein Ganzes bildend. Es bedarf schon deswegen keiner Entschuldigung für das Studium dieser Sprache; ja *jede* Sprache an sich ist dessen werth und bietet neue Beiträge zur Kunde des innersten Menschenlebens. Hier gilt es zwar um die Kunde eines tief in Sünde und Unglück versunkenen Lebens; aber sind denn nur gute und glückliche Menschen der Theilnahme werth? Und dafs der Zigeuner sein *Elend* im eigentlichsten, etymologischen Sinne als ein *Verbanntsein* empfindet: dafür werden wir nachher einige lebendige Zeugen aufrufen.

Die Zigeunersprache liefert zugleich einen der lebendigsten Beweise dafür, dafs der Mangel fast aller andern historischen Kennzeichen bis zu gewissem Grade durch das Zeugnifs der Sprache ersetzt wird. Sie zeigte, dafs das „Klein-Aegypten" des Wandervolkes, der „Himmel", wie die spanischen Zigeuner rührend ihr unbekanntes Vaterland nennen, in Indien zu suchen ist; wir zweifeln indessen nicht, dafs auch der Name *Sinte* auf *Sindhu*, auf das Induland hinweise. Welche Länder das Volk von dort aus durchzog: dafür sind wir auch fast nur auf die Sprache verwiesen. Wir bemerken hier nur, dafs die zahlreichsten, den westeuropäischen Zigeunerdialekten *gemeinsamen* Mischlinge aus der neugriechischen, den persischen (oft verschieden von der pers. Mischung des Hindustani) und slavischen Sprachen herrühren, demnächst aus der magyarischen.

Oft stellen sich indessen Alternativen der Ableitung, wo die Urverwandtschaft oder gegenseitige Entlehnungen der Sprachen (wie z. B. der hindustanischen und der magyarischen aus der persischen) die Wahl erschweren. Nicht selten stehn sogar einheimische d. i. indische Wörter neben entsprechenden urverwandten, aber aus andern Sprachen entlehnten. Wir geben einige Beispiele aus vielen; für sie, wie für die weiter unten folgenden lexikalischen Mittheilungen, gelten folgende Bemerkungen:

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Die Schreibung der Sanskritwörter wird keiner Erläuterung bedürfen. Der Kürze wegen stehn für die deutschen Zeichengruppen *tsch, dsch, sch: c', g', s'*. Das dehnende *h* bei Bischoff ist durch den Circumflex ^ ersetzt. Dagegen ist die spanische Schreibung bei Borrow (also *j* = gutt. *ch, ch* = *c'*) beibehalten und ebenso die Schreibung englischer Quellen, nur dafs *au, ee, oo* durch *â, i, û* gegeben sind; Engl. *u* gilt bekanntlich meistens für *â*. Die Quellen, auch der Vergleichungen, sind überall durch folgende *unmittelbar* nachgesetzte Abkürzungen gewissenhaft angegeben:

Bw. = Borrow, Zincali und zigeunische Uebersetzung des Ev. Lucae (1837). — L. = diese Uebs. allein, die übh. als wichtige Ergänzung für das in obigem Buche mitgetheilte Glossar zu betrachten ist. — B. = Bischoff, deutsch-zigeunerisches Wörterbuch. — B. = die von Bischoff persönlich gehörten Wörter. — K. = Kogalnitschan, Esquisse (zig. Wb.). — Meg. = Megiser, Polyglottenlexikon — Gr. = Graffunder, üb. die Sprache der Zigeuner. — Gn. = Grellmann, (zig. Wörtersammlung etc.). — Ad. = Adelung zig. Ww. etc. in Mithridates I. — V. = Vater's Zusätze dazu in Mithr. IV. — Vu. = die von diesen Beiden mitgetheilten Vaterunser in zig. Spr. — *Bopp* und *Pott* = dieser beiden Herrn gedruckte und des Ersteren gütige persönliche Mittheilungen über die zig. Spr. — Kr. = Kraus; Z. = Zippel; Puchm. = Puchmayer, sämmtlich bei Pott. — R. = Richardson bei Vater. — Rb. = Robert, the Gypsies. — Hann. = Hannikel (zigeun. Rede auf dem Hochgericht aus dem gleichnamigen Buche). — Rd. = von Rüdiger in Halle erfragte Wörter. — H. = Hadley, Moors Vocabulary. — Gr. J. = Hindustani-Wörter aus der portug. Grammatica Indostana. — Jrv. = Fr. Jrvine, in Trans. of the Lit. Soc. of Bombay 1819. — Rotw. = Beitrag zur Rotwellischen Grammatik. Frkf. u. Lpz. 1755. —

Ferner etwa noch: Ss. = Sanskrit. — Hd. = Hindustani (das bek. verderbte Hindi). — Mahr. = Mahrattisch (grofsentheils aus der portug. Grammatica Marastta. — vw. = verwandt. — vm. = vermuthlich. —:, Verhältnifszeichen. —

Jeko, Eis. B. Hd. *yukh* H. Prs. يخ (*yekh*). (Afghan. u. Prs. *yach*. Ad.) Magy. jég. — *Jsma* B., *isema* Gr. *isba* Rotw. B. Zimmer. Scheinbar: Ss. *vêçman* n. domus. Wenn Hd. *iś'ba* = Zimmer Gn. nicht richtig ist, so steht Poln. izba id., das *Pott* vergleicht am Nächsten; dieses scheint durch Lett. *istaba* mit D. *Stube* zusammen zu hangen. — *Cappa, càppa*, Matrazze. B. *coppa*, Bettdecke. K. *kopi*, blanket, clothes. Jrv. Scheint aus einer (deutsch. oder roman. etc.) europ. Sprache entl., doch vgl. Ss. *karpata*, vestis pannosa, detrita? Jrv. vgleht. Hd. *kupra*, clothes. *kumlee*, blanket. — *Kuttha*, Hund. Nemnich Polygl. Magy. *kutya*; aber auch Hd. *kûttâ* H. Mahr. *cutta* m. *cuttry* f. Cf. Ss. krtâg'na m. — *Gerrlo*, Gurgel B. *querlo*, Hals. Bw. *kurlodukallo*, heisch. Rotw. d. i. halsleidend. Vm. a. d. Slav. *gerlu, garlo, gardlo* etc.; doch könnte es unmitt. aus Ss. *kantha*, gula; cf. auch Mahr. *ghardan* id. u. die entspr. Formen in alten und neuen pers. Sprr.; die weiteren verzweigten Vw. in europ. Spr. zu geschweigen. Die Form *Gurkejanko* erinnert an vw. Formen in den meisten eur. Spr.; doch vgl. auch Ss. *krka* m. gula, fauces. — *Koeddo* K. *koeto* B. Nebel. Vm. a. Magy. *köd*. Doch vgl. Hd. *khwâss* H. *kohassa, kohol* Gn. (Auch Dakorom. *ciaça* klingt an). — *Cocál* (pl. cocàlis) Bw. *koghali* pl. Rd. *gogàllo* (pl. *gogallia*) B. Kno-

chen. Zunächst a. κόκκαλον: Ss. *kankâla*, Skelett. *Pott* vglcht Ss. *kikasa*, Bw. *kulya* (Knochen). — *Condari*, Balken. a. κοντάρι; Bw. vglcht noch Ss. *kânda*. Hd. *kandi*. — *Korakko* B. *curraco* Bw. Rabe. *gorákko*, Dohle. B. Wohl a. κόρακας; doch auch Prs. *kiragh*, cornix, neben كلاغ, corvus u. a. vw. Namen; cf. Ss. *karataka* m. *cornix:* Prs. خلیر اج. Zu Ss. *kârava* (*corvus*, *kraban* etc.) stellt Bw. richtig Zig. *cacarabí* m. crow; er scheint eine Zss. mit Ss. *kâka* anzunehmen. — *Crallis* m. König; — a f. Bw. *krâli*, *Fürst* (*baridár kr.*, König) B. a. d. Slav., woher auch κράλης, wiewohl Ss. *karâla*, magnus etc. anklingt. — *Klidin* K. B. *clichí* f. Bw. *glúc'in* B. Schlüssel. *glitaf* (*clisn* K.), schliefsen. *glitído*, gefesselt [geschlossen]. *glitepenn*, Fessel. B. Vm. a. κλαδί *). Doch auch Prs. کلید (*klíd*) neben *kelic'e* (?), Schlüssel; Kurd. *klíl* u. Hd. *kilj* id. Gn. Cf. Hd. *khíl* II. = Ss. *kíla*, bolt etc. — *Goc'nic'a*, Korb. (*sanjeskero g.*, Aalfang) B. Vll. a. d. Slav. *koš* etc.; doch wenn *Cornícha* f. id. Bw. identisch, so verweist dieser mit Recht auf Ss. *karanda* (Vw. ist *corbis*, *korabín*, *Korb* etc.?). — *Gotc'ikk*, Knopf; Siegel. B. Hd. *guttâ*, knob. H. Prs. جوشک, Knopf, vm. vw. mit dem zunächst stehenden Poln. *guzik* u. dgl. — *Gosuncho*, *osuncho*, pleasure, χαρά. Bw. Schwerlich von Ss. Wz. *Ghus* (illustrem reddere). sondern von Sp. *gozo* (gaudium). Das Suff. *uncho* wird zumal bei entlehenen Wörtern angewandt. So auch bei *Rubasuncha* f. Fuchs Bw., entw. v. Prs. روبه (*rúbah*), oder v. Span. *raposo;* näher dem Anlaute nach schliefst sich diesem Zig. *rapípocha* id. Bw. an. Vw. Ww. s. in des Ref. Celtica I. S. 56. — Aus einer roman. Form (wie Frz. *loup* = *lu*) könnte *Luey* m. Wolf. Bw. entlehnt sein, wenn nicht die Formen *ru* B. K. *aruje* m. *yeru* m. *orioz* m. *ollarúó* (b aus v; alle mit vorgehängten Demonstrativen oder Artikeln, *ye* aus *yek*) Bw. auf Ss. *vrka* Hd. *bheruha* Bw. (*gurk* H. u. d. Prs.) wiesen. — *Terelar*, haben. Bw. Sehr vielfach in L. gebraucht, doch sonst der Sprache fehlend; deshalb eher von Rom. *ter*, *tener*, als von Ss. Wz. *Dhr* **). — *Tower* B. K. *tober* K. Axt; vm. wie Dakor. *toporu* a. d. Slav. *topor;* doch auch Hd. *tubl* id. R. cf. Ss. *tívra*, acer! So vll. Ss. *tixna*, acutus: Zig, *tei'ari* f. Axt L.; oder cf. Türk. *kesser* id. Meg. — *Ducos* Bw. *doko* Ad. Geist. *docko*, Athem. Rotw. *tùcho* id.; Lunge; Blasebalg. Bw. *duquende* m. spirit, ghost, Span. *duende* (entl.?); daher könnte *duquendío*, Lehrer h., d. i. *Geistlicher*, kommen; doch giebt es Bw. durch: master, a principal person amongst the Gitanos; und aufserdem *docurdó* m. master f. *docurdanza:* Ss. *tharkura* Hd. *thakur*. Jene Wörter können aus dem Slav. *duch* etc. kommen, oder unmittelbar aus Ss. *dhûka*, air, woher auch Bw. die Slavischen ableitet. Schwerlich Letzteres, da die Aspir. bleibt in Zig. *Thuh* B. *tchu* (d. i. *thu*) B. *thub* K. Rauch, Dampf. *tofe*, Tabak rauchen K. *tuweskrè*, Esse. B. Ss. Wz. *Dhu*, *Dhû*. Hd. *dhúhâ*, smoke. H. Selbst Zig. *tuwiélli* B. *tuuli* K. Tabak, will sich anschliefsen. Sonderbar klingen auch in andern Sprachen die Namen dieses Krautes an: *Tabak*, freilich angeblich von der Amer. Tabakspfeife *tabaco*; *tutun*, das sich gleichmäfsig in orient. und slav. Sprachen, wie in der neugriechischen und, auffallend, in der niederbretagnischen findet. — *Dumino*, albern. B. Rotw. liegt allzunahe an D. *dumm*, um es von Ss. *durmanas* (melancholisch) herzuleiten. Vm. ganz verschieden ist es von *dinelo*, *ninelo*, fool, *ninny* (woher dieses?), ἄσωτος. Bw. *dinulô* mad. Irv. Identisch scheint Prs. بنگل, Narr. Bw. und Irv. vergleichen Prs. Hd. دیوانه (*divâneh*) mad. Sicher stammt nebst diesem und dem Slav. *diviatí*, rasen u. s. w. Zig. *Diwiô*, toll, verwildert (dhr *diwiéskero*) B. aus Ss. Wz. *Div*, to be mad, wild u. s. w., whr und A. *dèvana* n. sport, emulation, grief etc. Aber wenn wir *dinelo* nicht von Zig. *dine gac'es*, armen (bedauernswürdigen) Mann B. v. Aufhelfen, trennen; so liegt Ss. *dina*, armselig (poor, distressed, afraid, timid) näher. Cf. δυσ- ? — *Drum* K. *tromm* B. *drumm* Rotw. *drom* K. *dron*, *drun* (auch: Reise), *dru* m. Weg u. s. w. *drunji*, *dron-gruyi* royal road; footpath. *dromális* pl. carriers, muleteers. Bw. *dromnashedum*, Irre (error) Rotw. d. i. *drom nashedum*, viam perdidi (n., verloren Rotw. d. i. 1 sg. prt. v. *nas'af* B. bei Bw. *najar* etc. to loose); *Pott* erklärt n. als Negation (*na*, *n'*) mit dem Prt. von *kac'af*, finden. Der Abfall des Accusativsuffixes kommt oft vor. (K. schreibt jene Formel *dromna*, *zhedum!*). *Bopp* leitet *drum* etc. unmittelbar von Ss. V. *Dru*; doch steht das

*) Oder a. d. älteren Form *xλαδίν*; jedoch hängen auch die ächt zig. Ww. auf *i* häufig im Sing. ein *n* an, was viell. auf alte schwache Decl. (Suff. *n*) zurück geht.

**) Vm. identisch ist auch die wirklich in den Liedern vorkommende Form *tenelar*.

Digitized by Google

urvw. δρόμος, Dakor. *drumu* vll. am Nächsten. Bw. vglcht. Prs. دروند, Hd. *dukur* etc. — *Poquinar*, to pay, ἀποδοῦναι, ἀνταποδοῦναι Bw. erinnert um so mehr an Rom. *pagare*, da es vm. enge mit Zig. *paki*, Strafe; *pakaf* strafen (*bipàkido*, ungestraft) B. zusammenhängt; dagegen weicht die Bd. dieser Ww. von *pagare* weiter ab; sie gehören vll. zu Hd. *puckna*, to repent H. cf. Ss. *parkata* n. regret, anxilty. Bw. vglcht Hd. *pukrana*, das wir nicht finden, vll. *puckurna*, to catch, seize H. Sonst hat *poquinar* ganz das Aussehen einer Zss. der Präp. *po* + *quinar*, kaufen (Ss. *krînâmi.*) — *Paros* Ad. (Dunst) L. *aparáti* f. Bw. Wolke. Nach Ad. a. d. Slav. *par*; die letzte Form aber deutet Bw. vll. richtig a. Prs. ابر, u. sie scheint sogar an eine Ss. Form *abbhara* (aquam ferens) sich anzuschliefsen, die *Bopp* bei Ss. *abhra* zu Grunde legt. — *Mesó* K. B. a. Honig (wohl id. mit *pisa* K.) Ss. *madhu*; aber näher steht das urvw. Magy. *méz*. b. Kalk. a. Magy. *mész*. — *Patu*, *batu* (pl. *batuces*, Väter, Aeltern), *bato*, *batico*, Vater. Bw. läfst eben sowohl an Slav. *batyusʻka* u. dgl., als an ein vll. Altind. *patuh* = *pituh* (*pitr*) denken. — *Bava* B. *baua* K. Bau, ist vll. nicht a. d. D. entl., sondern stammt, zumal der ersten Form nach, aus einem gleichbd. Ss. *bhava* cf. *bhavana* id. u. D. *Bauan*: Ss. Wz. *Bhû*. — *Busʻka*, Bogen, Armbrust: Ss. Wz. *Bhuǵ*; aber auch nebst den Formen *pusʻca* K. *pusca* f. Bw. = Slav. u. Dakor. *pusʻca*, Feuergewehr. Dhr. *puscazo*, *pucazo* m. Schufs, Hieb u. s. w. Bw. — *Bôkja* (pl.) Pocken. B. Wohl nicht a. d. D. cf. Hd. *phokena*, bladder. H. Hierher auch *Pchukni* (also mit erhaltener ten. asp.), Blase. Puchm.: Hindi *phûkanâ*, bladder; to blow. *Pott*. Vw. Stammes ist Zig. *pusʻinka*, Tabacksblase (-beutel) B. Alban. *bsʻinkie*, Blase; vll. beide a. d. Slav. — *Boborka* K. B. Gurke. Hd. *birka* Gn. Doch vm. a. c. Eur. Spr. cf. Magy. *buborka* und viele vw. Ww. in Slav., Finn., Germ. Sprr. — *Miserà*, Staub. *missèra*, Schlamm. B. Cf. Böhm. *mozidlo*, palus? Meg. oder Ss. Wz. *Mrd*, to grind, powder, reduce to powder, woher u. A. *mrd* (cf. *merda?*) *mrttikâ* f. earth, clay, soil. *mrtsâ*, fette Erde. Hd. *mitti*, earth. H. — *Mulwa* B. Blei aus Hd. *mulwa* (s. Pott Et. F. I. 113); dagegen aus dem urvw. μόλυβος, μολύβι die Formen *molliwo* B. *moñwo* B. (pl. *mòlipia*, Büchsenkugel; hierher auch *mo-hipiènge* B. v. Patrontasche) *molibo* K. Sodann *molliwièngro*, Kanonengiesser. B. — *Mensalle* f. (auch arm. Bw.) L. Tisch. Gehört vll. einer altindischen, dem Lat. *mensa* entsprechenden Form an, und ist nicht aus diesem entlehnt. Die übrigen Sprachen, selbst das Roman. *mesa*, entbehren des Nasals; cf. Hd. *maize*, table. H. Alb. *meʻsálë* (doch nicht ganz mit dem Zig. identisch, da das Suff. *alle* öfters bei Bw. vorkommt), Mahl; Tisch. *misù*, Schüssel (wir stellen die Ww. für *Tisch* und *Schüssel* als urspr. identisch zusammen; vgl. auch *dish*, δίσκος, *Tisch*; *Platte* = Schüssel und Tisch u. s. w.). Slav. *misa*, Schüssel. Gael. *mias* f. Schüssel; Altar (Tisch u. s. w.). Goth. *mès*, Schüssel; Tisch. Ahd. *mias*, Schüssel. — *Musílé*, stumm. L. (vll. hrhr auch *mudar*, to hold ones tongue Bw.) vm. a. Ss. *mûdha*, obstupefactus, stultus, neben *mûka*, dumb; dem sich dann Lat. *mutus* und Sl. *mutiz* und Meg. anschliefsen; cf. *dumb* : *dumm* und : *stumm* u. dgl. — *Merikle*, Agat. B. *mericla*, collier K. (schwerlich zu *mèn*, Hals). *mèrkilè*, Perle B. wohl unmitt. a. Ss. *marakta* n. Smaragd (erst *t* aus *t*). Vw. Ww. s. *Pott* II. 195 cf. I. 262, wornach nicht ρίπης in μαργαρίτης: Ss. *ratna*. Vgl. noch Afgh. *marghalry*, Perle; Grimm I. (3. Ausgabe) 48. 177. 188.; vll. auch Hochdeutsch *mûti*, pearl. H. cf. Kurd. *mrati* id. Prs. Formen sind مروارید, مرواری. — *Mellélo* B. *mëllo* Gr. schwarz. *mellëli*, *Dinte*; Kaffee. *m. cʻèl*, Zigeuner. Vll. ident. m. Ss. *malina*, sordidus, nicht aus dem urvw. Gr. μέλας, aus dem wohl eher Ss. *mèlâ*, Dinte. — *Most* B. *mostos* B. Fufsboden. Mult. *mos* id. Ad.; doch cf. Ill. Poln. *most*, Brücke u. s. w. Vm. hat das Zig. W. weitere Bd.; vgl. Zig. *mostarban* m. traveller. Bw., der Ar. مسافر vglcht. — *Lilo*, *lilipendi*, *lipéndi* m. Narr : λωλόπαιδο und Ss. *ligu*. Bw. Vll. unm. aus Ss. *lata* = λωλός. Gehören die *Lalen* auch in diese Sippschaft? — *Walin*, Glas, Flasche B. calix Meg. Schwerlich von ὕαλος, weil die ngr. Aussprache eher γ (*yvali*), als υ im Anlaute hören läfst und das gr. Wort überdas nur das Glas als Stoff bedeutet. Dagegen cf. Hd. Prs. پیالہ (*piyâleh*), Trinkglas (Wz. Pî cf. poculum etc.), wohl nicht a. φιάλη. — *Sapuni* B. *sampuñí*, *japuñé* Bw. *saboni* B. *sappin* K. Seife. Vll. nicht a. σαπούνι, weil auch Hd. *sâbûn* cf. Ss. *savana*, purificatory ablusion. Bw. setzt zu d. ob. Ww. „properly the

Hindoo *shampooing* or rubbing Ss. *saṁhâna*. — *Serwes* B. *serfo* Rd. link, halten wir nicht mit *Pott* für einen Irrthum; cf. ζερβός = It. *zerbo* = Prs. جرب *(g'erb)*, link; das Prs. auch *superans, potior*. Kurd. *c'ep*, link vm. auch hrhr. Die prs. Bedd. lassen an Ss. Wz. *Garv*, to be proud, denken. — *Sorêli* m. Schwefel. B. vll. unmitt. a. Ss. *çulvâri* m., wiewohl die erste Sylbe mehr zu den urvw. slav. Formen *syra, siarka* etc. klingt. — *Suhuyù*, Uhu. B. vll. a. D. *Schuhu*; doch vgl. auch Prs. چغو, ulula (Hd. ûlû). Vw. (onomatop.) ist auch Zig. *c'uelkka*, Eule B. cf. noch Slav. *szova* etc. — *Port*, Brücke. B. keineswegs etwa aus Rom. *pont* entstellt, sondern viell. ein sehr merkwürdiges altind. Wort, cf. Zend *pĕrĕtu* id., wohin *Pott* (Kurd. Studien) Kurd. *pĕr* und hypothetisch Hindi *pula*, Pehlv. *poul* Prs. پل, پُل stellt. Zu letzteren gehört Zig. *pul* Bw., der Ss. *pâli* (causeway, bridge etc.) vglcht. Hd. *pull* H. *pol* Gr. I. vll. a. d. Prs. Zu *port, pĕr* gehören mag Zig. *perpeñí* f. Brücke Bw.

Der nicht-sprachliche Theil von *Borrow's Zincali* ist bereits mehrfach in bellettristischen Blättern Deutschlands und Frankreichs excerpirt. Für historische Forschung enthält er im Ganzen Wenig, und ist oft mehr romantisch, als wissenschaftlich gehalten, zugleich aber freier und anmuthiger, als von einem Missionäre der englischen Hochkirche zu erwarten stand. Bedeutend dagegen ist die sprachliche Ausbeute, obwohl die Sprache der spanischen Zigeuner in der Auflösung begriffen scheint und fast ihre ganze alte Flexion gegen die spanische ausgetauscht hat. Wir hätten nur gewünscht, der Verf. habe uns statt der gröfstentheils unpassenden Vergleichungen mit asiatischen Sprachen (die besten darunter theilen wir mit) die Ausbeute seines vielfachen Verkehrs mit den Zigeunern Englands und Rufslands neben die span. Zig.-Wörter gesetzt. Die in einer zufällig mitgetheilten russ. Zig.-Phrase enthaltene Form *kamama* = *amamus* läfst uns mehr Merkwürdiges erwarten.

Der ganze zweite Theil ist sprachlichen und literarischen Inhaltes. Er geht auch auf die Gaunersprachen mehrerer Länder ein, die bekanntlich von der zigeunischen völlig zu unterscheiden sind; die spanische „Germania" hat indessen mit der dortigen Zigeunersprache mehrere Wörter ausgetauscht. Aus den von *Borrow* mitgetheilten „rhymes of the Gitanos" setzen wir einige charakteristische her:

He' mangado la pani,	*I for a cup of water cried,*
No me la cameláron diñar;	*But they refused my pray'r;*
He chalado á la ulicha,	*Then straight into the road I hied,*
Y me he chibado á dustilar.	*And fell to robbing there.*
Abillaron á un gao	*There came adown the village street,*
Unos pocos de Calés,	*With little babes that cry,*
Con la chabotia orobando,	*Because they have no crust to eat,*
Porque no terelaban lo hatés,	*A Gypsy company;*
Pa diñarles que jamar,	*And as no charity thei meet,*
Y maraban Undebel.	*They curse the Lord on heigh.*
Ducas tenela min dai,	*My mother has of griefs a store,*
Ducas tenelo yo;	*And I have got my own;*
Las de min dai io siento,	*Full keen and sore I hers deplore,*
Las de mangue no.	*But ne'er for mine I moan.**)
Io no camelo ser cray,	*O I am not of gentle clan,*
Que es Calo mi nacimiento;	*I'm sprung from Gypsy tree,*
Io no camelo ser cray,	*And I will be no gentleman,*
Con ser Calo me contento.	*But an Egyptian free.*

Indem Ref. aus dem in reichen Massen vorliegenden Sprachstoffe nur so Viel nimmt, als der Raum einer Recension erlaubt, darf er zugleich die Hoffnung aussprechen: bald ein von Hrn. Prof. *Pott* verheifsenes umfassendes Werk über die Zigeunersprache erscheinen zu sehen; und, wo es nicht überflüssig ist, aus seinen Sammlungen und Untersuchungen über diesen Gegenstand dazu beitragen zu dürfen. — Aus den folgenden Mittheilungen mufsten die verwickelteren, weitere Vergleichungen und darum gröfseren Raum erfordernden Artikel gröfstentheils wegbleiben.

*) Das leicht verständliche Original ist in seiner Einfachheit rührender.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Aqui f. *aquia* f., in pl. neben *aquias* auch *acais*, *sacais* (mit verschmolzenem Pronomen, wie häufig bes. bei Bw.) Bw. *jâk* B. *yak* Irv. *yoo* R. *jaok*, *aoc*, *jakcha*, *jakoh*, *jakh* W. Auge. Ss. *axi* Mult. *aki*. Ad. Hd. *ânk*. H. — *Yaque* m. *yacque* f. *yaquero* Bw. *yag* Irv. *yog* Rb. *jâk* B. *vag* W. Feuer. Adj. *jakkéskero* B., *jekekoro* W. K. *yoggramangri*, fusil. K. Ss. *agni*. Prkr. *aggih* (Leyden). Hd. *âg* H. Mult. *bach* Ad. (cf. o. vag). Vll. hierher *llaenno*, *haccuno* m. Sommer. Bw., da bei Bw. öfters ll,l als nicht ursprünglicher Laut für j und y steht, und hier überdies keine einzige Form mit dem reinen a anfängt. Ebenso scheint Mahr. *unaly*, Sommer, Zig. nijall B. nieli K., warme Jahreshälfte, mit Ss. *anala*, Feuer, zu verbinden. — *Angar* W. K. *janger* B. *langar* m. Bw. Kohle. Ss. *angâra* m. n. (cf. *Bopp* Gl. h. v.) Litt. *anglis*. Poln. *węgiel* etc. Lett. ôgle (anders *Pott* No. 267.). Alban. φαγγίλ, θιγγίλ. Sollte der ganze Stamm mit *agni (ignis* etc.) vw. sein? Hierher vm. Zig. *lanchicól* m. charcoal-dust. B.; *nacle* f. fire, Span. candela B. vll. eher zu *agni*, dessen n es als l erhalten hätte. *) K. giebt noch Zig. *mangal*, Kohle, was wohl das Kohlenbecken, μάγγαλον, bedeutet; vgl. auch Zig. *multra mangaree*, Thee Rb. d. i. *mul tra m.*, Wein auf Kohlenfeuer; indessen will hier *Pott muttramangri*, von *mutter*, Harn. Μάγγαλον selbst wird vll. durch die poln. und alb. Form mit *angâra* vermittelt. — *Anguin*, *angui* f. Bw. *janjin* B. *gwien* Rotw. *gwin* W. K. Honig. (*janginakëro markeli*, Lebkuchen. B.) Prs. انگبين (Bw.) Kurd. *enghivin*. Ist die erste Hälfte von Ss. *angarâga*, odoratum unguentum vw.? — *Angusti* f. *languté* Bw. *angus'* (dort u st. n), *angus'nji* W. Finger. *Angustro* m. Bw. *jangustri*, *g'angustri* W. K. Ring. Ss. *angus'tha*, *angula*, pollex. *anguli* *) etc., digitus. *anguriya*, Ring. Hd. *angusht*, *unglee*, Finger. *angûthà*, Daum. *angus'turi* R. *angûthî* H. Ring. Pehlv. *angost*, Finger. Prs. انگشت *(angus't)* id. انگشتري *(engus'tri)* etc. Ring u. s. w. u. s. w. Hierher auch die aphaerirten Zig. Formen (cf. Afghan. *guti* etc., Finger: Hd. *anguthâ*, Daum u. dgl.?) *Gus'ja* B. *guzhilo*, *guzhdo* W. *gusto* K. *ghuchtia* (pl.) Rd. *gushdo*, *kushilo* Rotw. Finger. Davon vm. erst später unorganisch geschieden: *Gashdo* Rotw. *gazhado* W. *gazhdo* K. Daum. Ferner: *Gustërin* B. *gostring* K. Ring. Vm. hierher auch Zig. *wunishkee* Irv. Finger; schwerlich zu *walas'ti* id. R., der Hd. *bilî't* id. vergleicht; H. hat Hd. *billiht*, span. Gehört Arab. وسطي, *Mittelfinger* dazu? Oder die Zig., vm. a. d. Slav. *palec* etc. Finger (cf. Lat. *pollex*) entl. Wörter: *Palli'o* B. *paltzo* K. Daum; *palc'o* B. *balzi* Rotw. Zehe? — *Anta* f. Ende. L. Ss. *anta* m. n. (dazu auch das deutsche Wort und Alb. *ăvt*, Ende, Saum, Ufer, Glied.) — *Anro* m. (auch = Hode, wie d. Ss. W.) *antru*, *ganze* W. *iaros*, *garum* W. K. *goro* K. *gâro* B. *yaro* Irv. *jâro* Pott Ei. Ss. anda n. Hindi *andâ* Pott. u. Hd. *undâ* H. — *Ampio*, Oel. *ambiur*, salben Bw.: Ss. *abhyanga* (S Ang') m. unctio (Bw. vergleicht *abhyanc'ana*). Auffallend bei den Deutschen am Rosa *ambiaz*, Harz. Ist das urspr. (!) Arab. *amber*, *ambra* vw.? Oder gar Lat. *ampulla* (woher Rhaetor. *ampla*, D. *Ampel*), wenn es urspr. Oelflasche be-

*) Lautlich sehr möglich wäre auch die Gleichung = Ss. *dahra* m. Feuer, da Zig. l stets mit r wechselt und n, zumal im Anlaute, oft für d — wenn nicht wirklich verhörtes cerebr. d — steht.

*) Hierher vll. Zig. *Angali* m. Eigenname. Hann.

Digitized by Google

deutet!*) — *Aro* B. R. *iaro* B. K. *jâro* B. *jarro* Puchm. *saro* K. Mehl. Hindi *âtâ*. Prs. ﺁﺭﺩ *(ârd.)* Kurd. *ar.* Pott. Hd. *awtâ* (flour) H. *ata* Gn. *ard* R. Sollte Ss. *artha* m. materia etc. zu vergleichen sein! Cf. die Vieldeutigkeit von *materia* (*Materie* = Eiter, *madeira* = Holz, wie ὕλη). Was ist die Grundbd. von Ss. *âthaka*, ein Getreidemafs! Derivate des Obigen scheinen Zig. *jarima* f. crumb; *jarrumbo* m. sieve. Bw. Das gutt. Sp. j tritt bei Bw. öfters unorganisch vor, wie das D. j (y); ist dies hier nicht der Fall, so reihen wir an: Zig. *Chàro*, Teig B., wenn nicht eig. = *cudo*, will Bw. (der Hd. *kolhoo* vergleicht), da B. ferner giebt: *chareskero gac'o*, Müller; *ch. mellelèske*, Kaffeemühle; *ch. parr*, Mühlstein; *s'uttliakero ch.*, Pulvermühle. Dergleichen Alternativen dediciren wir ein für alle Male den tieferen Forschern! — *Astis*, möglich; impers. ἔξεστι u. dgl. (vielfach gbr.); daher *astisar*, möglich sein, können u. dgl. Negirt *n'astis*, *nasti* (no!), *na astisar*. Bw.; ebenso bei B. *nas'ti* impers. und bei Gr. *nas'de* (einmal vll. irrig: *me nas'de piaba*, ich kann trinken). Die affirm. Form lautet bei B. *fas te* (auch neg. nane f.) und einmal *c'asdi* (*a gawa c'. g'owàjäwèla*, der kann hexen, vm. mit verschmolzener Pronominalpartikel). Alle Constructionen, sowie nachher *Hun* etc., zeigen *ti (tis, di, de)* als angehängte Präposition (wie *dafs* dem Pronmst. Ta angehörend); nur bisweilen ist sie bei Bw. erstarrt und nimmt noch einmal das gleichbed. *que* nach sich. Deswegen darf auch zunächst nicht Ss. *asti* (*ist*, etwa wie *est faciendum* etc.) verglichen werden; jedoch vll. Wz. *As* in irgend einer Apokope. Dazu stimmt: *Jom-te* L. (auch = *es bedarf* vor Substt.; erstarrt mit *que*, wie o. astis) *hom-te* Ad. *hun-te* B. Gr. *hun-de* Hann. (n aus m durch den folgenden Dental), oportet. *Jom*, *jum*, *hom* etc. (S *Bhû?*) an sich = sum, auch habeo (neben der Constr. *mande hi* = mihi est etc.); auxiliar z. B. in: *a ganna jum tut stildo*, jetzt habe ich dich gefangen B., wo schwerlich *stildo* als part. prt. act. zu fassen ist; ebenso bildet *jum*, *jom* (neben dum, dom) das Suffix des Präteritums. Nur bei Gr. finde ich die Impers. *Sei* und *Nei* (ohne Präp. ti) in *du sei picha*, du kannst trinken; *job nei piela*, er kann nicht trinken. *Sei* dürfte zu Wz. *As* gehören (wenn wir nicht mit *Schmitthenner* eine besondre Wz. *Si* für viele Formen des vb. subst. annehmen wollen); vgl. *sirlo*, sum. *sirles*, es. *sin* (*si* Gn.), est. *sinar*, esse etc. Bw. Gn. *Nei*, worin jedenfalls die verschmolzene Negation liegt, mögen wir nicht davon trennen und glauben es aus *ne-hi**) entstanden, dies *h* aber aus *s*, wie *nachweislich* in vielen Wörtern und Flexionen, namentlich den Suff. der Instrumentalen und 2. sg. und 1. pl. prs. Ob *dieses hi*, est, aus *si*, identisch sei mit der gleichlautenden, zu *hom*, sum (Prakr. *hômi* etc.) gehörenden Form, die auch in den ind. Volkssprachen mit *h* anlautet, lassen wir hier noch unerörtert. An jene Impersonalien schliefst sich endlich noch *De*, oportet Gr. an, das zwar nur von Gr. ausdrücklich erwähnt wird, sich aber nicht selten bei B., mehr in der Bed. *soll*, und einmal (*di*, soll, möge!) bei Irv. nachweisen läfst. Obschon Gr. *(di)* und B. (*te*, dafs, in Einem Satze vor *de*, soll; doch wechselt seine vm. mit thüringischem Organe aufgefafste Schreibung) die Präp. (dafs u. s. w.) unterscheiden; so mögen wir hier doch diese elliptisch gebraucht vermuthen, wie z. B. Ngr. *νὰ* (ἵνα), Frz. *que* u. dgl. Wie bei *sei* und *nei* schliefst sich das Ztw. unmittelbar an. Auffallend freilich klingt *δεῖ* an; auch könnte an einen Imperativ von *Daf* Wz. Dhâ (vm. versch. von *Daf* Wz. Dâ, an das Gr. hier erinnert) gedacht werden, mit Ellipse der Präposition, cf. Lt. *fac' age*! etc.

Bw. zieht mit Unrecht zu *Astis* auch *Asislar*, to be able Sp. poder. Vielmehr stellt sich bei Bw. häufig *s* unorganisch bes. vor Liquide; hier wäre sogar eine Reduplication möglich, vgl. *saró-asisiláble*, allmächtig; *asislable*, mächtig; *sisla*, Kraft. Bw. Reinere Formen: *sila* f. Bw. *silah*, *zila* (Zwang) Rotw. Kraft, Gewalt. *silaf*, nothzüchtigen B. *asilar*, ἰσχύω L. *silnó*, stark. posiláti (Prp. *po* mit alter Flexion von *sila*), by force. Bw. *silamente*, ἐκτόπως. L. *silares*, δυνάστας L. scheint identisch mit *solar*, ἐξουσία L. (*solares*, powers hörte Bw. in der traditionellen Uebersetzung eines alten Kirchengesanges), das wohl mit dem Spun., vom Grundbesitze (*solum*) ausgehenden *solariego* Nichts gemein hat. Dazu gehören noch Compos. mit *chim*,

*) Eher: amphora etc.

*) Oder vielmehr *n' hei* cf *sei*. Ein dritter Fall wäre *n' chi*: *s' chi* oder *ne-hi* : *se-hi*, so dafs *sei* nicht der Form *si*, est Gn. entspräche, sondern aus dem sehr häufig an Nomina vorgesetzten Pron. *sa* und der gew. Form *hi*, est entstanden wäre, *nei* aus derselben + *na*.

Digitized by Google

s. nachher. Vgl. Ss. *çîla*, virtus etc. vm. Hd. *stillah*, armour. H. Bw. stellt *silnó* zu Russ. *silnoy*, das wir allerdings für uridentisch halten (Russ. *sila*, Kraft, Gewalt u. s. w. Ill. *silla* id. Lit. *sylà* id. etc.)

Das eben erwähnte *Chim* m. kingdom, country und eben, *sichen* f. earth, land Bw. sind identisch mit *t'him*, *t'hin* Vu. Reich. *temm* B. *tem* Zippel. *them* Puchm. Land. *ano temmdo*, inländisch. B. *chimusolano* m. *chimudañi*, *chimuclani* f. Herrlichkeit, Preis u. s. w. *chimusolanamente*, herrlich. *chimusolanificar*, preisen. Bw. *Pott* legt *θίμα* = provincia, zu Grunde; in der That scheint c' in chim, wie oft, aus th entsprungen; sonst läge Ss. *xamâ*, Erde, nahe; auch Bw. vergleicht *xmâ* (id.). Dagegen könnte eine Zusammenziehung Statt gefunden haben, cf. Zig. *terum*, Land B. *oltarique* m. (*ol* ist eine der verschmelzenden pronominalen oder Artikelformen) plain, camp; wohl: Ss. *dharâ*, Erde. Mahr. *dhartary* id. etc.

Wie o. *chimusolano* scheinen auch dessen beide Sinngenossen Composita; wir reihen sogleich die Stämme an, zu denen ihre zweiten Hälften gehören mögen. *Chimuclani: Oclaye* m. king, woher vm. *oclajita* f. estate, Sp. hacienda. *manclay* m. prince f. *manclayí* Bw., der Ss. *madanâlaya* [Fürst] vergleicht. *Man* scheint das pron. poss. I. ps., wie in Frz. *monsieur* etc. und vm. öfters im Zigeunischen. *Oclaye* enthält einen Artikel (oder Demonstrativ); es kann = *rai* sein, wie *acnao* = *nao* (nomen). *) — Hrhr vm. *Clasma* f. queen, von Bw. zu *crallis* (s. o.) gestellt. —

Zur zweiten Hälfte von *chimudañi* vgl.: *Dar*, *dal*, *dan* m. Furcht.: Ss. *dara* und *dalía* Bw. *daraño*, fearful. *darañar*, fear (auch *d. se*, sich fürchten): Ss. *dâruna*, schrecklich. *Bopp. darabar*, to praise; eig. fürchten (cf. Ehrfurcht). *daraben* K. *târaf* (erschrekken; *târjum*, bin verzagt B. eig. prt.), *târs'af* B. *jarawe* (1. sg. prs.) Gn. fürchten. *târ*, *thar*, Angst, Furcht. *bitâro* (*bi*, ohne, un-), unerschrocken. *târëno*, verzagt. *târelo*, unfähig B., vm. richtiger: bestürzt. *durâaf*, verscheuchen B., vm. = entfernen, zu *dur*, ferne. Vm. hrhr: *je hiterni gejásman*, es hat mich geschaudert. B. Alle zu Ss. Wz. *Dr*, timere. Hd. *durna* id. *dur (dar)*, Furcht. H. Hierher, wenn nicht Comp. mit Ss. Wz. *kit*, *khit* etc., timere, terrere, Zig. *dajirar*, to tremble. *dajiró*, *dajiralo* m. trembling. Bw. Ferner, vgl. o. *târs'af*: *trash*, *trashium* [vm. 1. sg. prt.], Angst pl. *trashias*. *trashino*, grausam [= furchtbar] Rotw. *tresh*, to frighten. Rb. (?). *arasno*, fear. Bw. Doch vll. vgl. Zig. *Trissaf*, wackeln. *trissiaf*, zappeln. *trissicaf*, zittern. *pubesktro trissiolepenn*, Erdbeben. B.: Ss. Wz. Tras cf. *tarala*, trembling. *trasnu*, *trasta*, fearful; Prs. ترس (bei Jrv. auch Hd. *turs*, to fear) Kurd. *tersà*, Furcht. Bw. zieht ferner zu *Dar*: *Drabaró*, *dabastro*, m. rosary. *drabarar or dr.*, to tell ones beads, als von *dal* + *baro*, a thing of great fear or sanctity; aber Rotw. gibt *drowerwena* [3. pl. prs.], lesen, beten.

Drao, *grao* m. Gift. Bw. *traw*, *tra* K. *trab* B. Arzenei, Wurzel. *c'arrtrab*, Würze. *s'arrtra*, Gewürz, Jngver. *s'arrtraw*, Pfeffer. B. Ss. *dravya* n. u. A. Arznei, drug. (E. *drug*. Frz. *drogue* zunächst aus Cymr. *drwg*, schlecht). Hd. doât id. H. *c'arr* etc. vm. = Hd. *zhur*, poison = *jur* (g'ar), root. H. Ss. *g'âra* m. = *dravya* s. o. — *Tarpe*, *otarpe*, *otal* m. heavens. Bw. Ss. *drâpa* m. u. A. heaven, sky. — *Arispejal* m. Metall: Ss. *âra*, brass. *pîtala*, yellow. Bw.; statt letzteres kann *pittala* n. brass = Hd. *pîtal* (*peetul* H.) den zweiten Theil des Zig. W. bilden. Vm. reiner (r aus t) zeigt sich dieser in Zig. *asisprole* m. brass Bw., das wir mit dem obigen ganz identisch halten. Wenn nicht beide Theile (cf. o. *c'arrtrab* u. gleiche Bspp. in allen Sprachen) gleichbed. sind, so dürfte der erste eine Farbe bedeuten cf. etwa Ss. *asita*, schwarz. — *Bejari* f. female lizard. Bw. Wohl Ss. *visâra* m. a fish; going smothly, creeping, gliding. — *Beluñí* f. queen. Bw. cf. Ss. *bharanda* m. lord, husband, king. — *Berabar* (*ab* aus alter Flexion *), to save. Ss. Wz. *Bhr*. Aus ders. Wz. + *pra*: *Praweràf*, erziehen B. *parbarar* id.; hervorbringen, tragen; *pr. se*, τρέφεσθαι, ὑπάρχειν. *parbaraura* (m. Sp. Sff.) f. child, infant. *perbaraor* m. creator. Bw., der Prs. پروردن vergleicht. So auch *v* aus *bh* in Mahr. *varrharitam*, schaffen? Oder ist dies jene selbe Comp. *pra* + *Bhr*? b st. bh in Hd. *burhna* H. *bârâhonà* Gramm. Ind. wachsen. Schwerlich dürfen wir Zig. *purelar*, nasci; *repurelar*, to resuscitate; *repureló* f. re-birth Bw. von *Bhr* trennen, wenigstens nicht mehr, als z. B. Lt. *pario* u. *porto* v. *fero*; die die Stufe des Anlauts wechselt bei dieser Wortfami-

*) Wir dürfen uns schwerlich verlocken lassen, *a-cnao* zu trennen und dabei an ein vm. Alt-Ss. *g'nâman* Lt. *gnomen* zu denken.

*) Doch gibt Bw. auch die Form *berarbar*.

Digitized by Google

lie in vielen indog. Sprachen; Vgl. selbst Ss. Wz. *Pr*, to protect, nourish: *Bhr. Berabar* bedeutet bei Bw. zugleich *segnen* und knüpft sich dadurch an *Parkeswawa*, Gruſs; *parkriwawa*, Dank Rotw. *parrae* Rb., *barkaf* B. danken. Cf. ברך? Doch scheint *k* nicht zum Stamme zu gehören, somit die Aehnlichkeit mit dem semit. Stamme geringer.

Kabni, gravida Puchm. Zippel. stellt *Pott* zu Hindi *garbhint* id. von *garbha*, *gâbha*. So auch Zig. *cambri*, *cambróbi* id. Bw. nach diesem von Ss. *garbhini*. Der Anlaut aber und übh. die Formen bei Bw. lassen eher an Ss. *kamra*, desirous, denken; die Sinnverknüpfung findet im Ss. zahlreiche Analogien. — *Canismi* f. forge. Bw. cf. Ss. *kaniyas* n. copper? — *Cayes* pl. heavens. Bw.: Ss. *kâya*, habitation, viell. Himmel cf. *kâyastha*, the supreme being. — *Corio* m. ochavo, kleine Kupfermünze Bw. kann die bek. indische Muschelmünze *Kauri* urspr. bedeuten. — *Jañi*, *jaña* f. virgin = Ss. *kani*. Bw. — *Jetro*, another. Bw. Ss. *êkatara*. Gew. Zig. *aver*, *avel*, *gaber* Bw. *wawer* B. id. *w. dade*, *dai*, Stiefvater, -mutter. *apowawerik*, jenseits B. d. i. *apo w. rik*, von der andern Seite Hd. *âor* (auor), another, and, more, again etc. H. Ss. *avara*, posterior; wenn nicht *apara*, alius. — *Nausu*, pleasant. Bw. Ss. *nandi*. gambling, happiness u. dgl. *) — *Nililo* m. turkey, peacock. Bw. Ss. *nilakantha* m. peacock. — *Paluno* m. wood; farmhouse: Ss. *palla*, kind of shed. Bw. small village etc. Wlsn. *pallava*, wood etc. — *Percara* f. tongue Bw.: Ss. *vikhâsâ* f. id.? — *Prestani* f. meadow, pasture-ground. Bw. Ss. *prastâra* m. jungle. — *Pilvo*, bald. Bw. Vw. mit φαλακρός, Litt. *plikti*, kahl werden (cf. Pott I. 109); Cymr. etc. *bal*, woher vm. E. *bald*, und Gael. *maol*, Kahlkopf, gehören vm. auch hierher. —

Pepéres m. *pespuró* m. *pispiri* für *pispindi* f. (pepper-plant), pepper: Ss. *pipalli* Bw., auch — *a*, long pepper. Hd. *pipal* (peepul) H., dagegen Prs. فافال (*fâfâl*). Obige Formen belegen die unorg. Vorschiebung des s auch vor den Mutis. Bw. gibt ein vielleicht nach einem Gebrauche gebildetes und dann an *pispiri* sich anschliefsendes Wort: *Pispirúcha* f. widow, oder soll dies *vi* + *puruša* sein? Gleichbd. ist *Piuli* f. Bw. (*pewli* f. K. vm. nach Engl. Ausspr.), *piblo* m. —i f. B. Vw. mit Ss. *vidhavâ*. Prs. بیوه. — *Sobadrar*, to sweat. Bw. Ss. Wz. *Svid* (Svad?). — *Calisen* f. death. Ss. *kâla*. Bw. — *Cartacaya* f. stork, heron. *catacolla* f. stork, crane. Ss. *karêtu* (the Numidian crane W.) Bw. — *Corpichi* f. rice. Ss. *kûra* (boiled rice W.) Bw. — *Cucaña* f. millet, panic-grass. Ss. *kangu* (panicum Italicum W.) Bw. — *Cuji* f. rose. Prs. گل. Bw. — *Chaléndre* m. tiger. Ss. *çârdûla*. Prs. شیر Bw. — *Chalorgar* m. altar. Ss. *c'atvara* (n. a. levelled spot of ground, prepared for a sacrifice. W.) Bw., eines der wenigen merkwürdigen Wörter, die auf alte Religion deuten. Mit Unrecht vergleicht es Bw. zugleich mit Prs. قبله گاه. — *Chiribito* m. cricket. Ss. *c'irikâ*. Bw. — *Loria* f. the sea. Prs. دریا „from the" (!) Ss. *tôyadhi*. Bw. Vw. sein zunächst mit Ss. *tôya*, Wasser, mag Zig. *toss*, Morast. B. zusammenhängen. Indessen gibt K. *pori*, bourbe. — *Palife*, exquisite. Ss. *pêlava* (delicate, fine; thin; soft. W.) Bw. — *Pele* pl. eggs, the genitals. Ss. *pêla* (testicle W.). Bw. — *Perindola* f. ball. Ss. *parimandala* Bw., der zugleich Ss. Hd. *pinda* vergleicht. Die Cerebrale dieses Wortes lassen vielleicht ein urspr. *prinda* vermuthen (freilich gibt W. Wz. *Pidi*), wofür auch noch Zig. *Brinza* f. flesh, meat Bw. = Ss. *pinda* zeugen möchte. Im L. braucht es Bw. für „*Fleisch* u. Bein", und schwerlich ist Sp. *brizna* = *Stückchen* (Grundbd.) Fleisches zwischen den Zähnen, zu berücksichtigen *). — *Bullipate* f. wheel. Ss. *rathapâda*. Bw. Aufserdem gibt er *nullitaque* id. u. *rullitagar*, to turn upside down. Die Ww. erinnern an D. *rollen*, doch wohl nur zufällig. — *S'unaf* B. *s'unaben* K. (Gr.) *junelar* Bw. *s'unali* (fleet.) R. hören. *kundum*, erfuhren, erhören. (d. i. 1. sg. prt.) *nahihunnela*, taub. Rotw. d. i. *hört nicht*.

*) Bw. stellt zu Ss *ânanda*, joy, auch Zig. *alendar-se*, sich freuen, wobei aber auch Span. *alentar*, encourager, wenn nicht *alertar*, ermuntern, zu berücksichtigen ist.

*) Zu Ss. *pinda* mag auch Osset. *fid*, Fleisch (in der Bd. *Vater*: Ss. *pitr*) u. vll. Illyr. *putt* id. gehören (wenn letzteres nicht durch *puttenost*, Geilheit, sich einer andern Wortreihe anschliefst).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Auffallend ist es, dafs Rotw. oft an denselben Stellen, wo Bw. *j* (*ch*) st. *s* u. *ś* hat, das entspr. *h* setzt. *śunẽpenn* B. *sunjo, sunju* W. *scenio* K. Gehör. *juntunó* m. listener, scoundrel. Bw. *awesùnẽpènn*, Geräusch. W. (*awe?*) Vm. hrhr. *cajuco* B. *kaśuko* (Taube B., von *Pott* nach Szujew u. Puchm. in *taub* corr.) taub; im Ss. u. Zig. sehr gew. Zss. mit dem Fragepronomen (*Was hörend?*). Ss. Wz. *Çru*; *çrnômi*. Prkr. Wz. *Çun;* dabei Prkr. *sunâdu* = Pali *sunâtu* = Ss. *çrnôtu* (audito!) Hd. *sunna*, hören. H. Prs. شنودن (*śonûden* etc.) id. u. dgl. m. Vll. hrhr (nach V. von Slav. *śum*, Geräusch) *śumiskiria* (d. i. *ś.* k. Wz. Kr) V. *chumar* f. Bw. Geräusch. *chumasconas*, — à f. harlot B. ἀμάρτωλος L. 7, 39 nicht (mit Bw.) von Ss. *smara*, lowe; sondern = Verrufene, Bescholtene cf. *chumas quereláar*, lärmen, murren. L. — *śùttli* B. *jurdí* f.: Ss. *xôda* (powder, dust) Bw. Schiefspulver. *śuttliàkero* adj., auch, Pulverhorn. B. *jurdi* schliefst sich an Prs. گرد, *Staub* an. — *Śing* (— *èskéro saster*, Hufeisen) B. *singe* m. Bw. Horn. *jeśinghingrí* (*je* unbst. Art.), Ziege. K. Ss. *çrnga* = Hd. *sing* (aber Prs. شاخ), Horn. — *Śaśo* K. *śaśoi, śośi, cośini* W. *cośoi* Rotw. *shurshoo* Jrv. *jojóy, ajojoy* m. *sorjia, solgia* f. Bw. Hase. Ss. *çaça*. Jrv. vglcht. Hd. *khurha* *), Bw. zu *solgia* vll. richtig Ss. *çúlika*, auch Arab. سحلة, wozu denn *sorjia* w. *śarśû* (Jrv.) gehören würden. — *Stano*, Ort. *bengnistano*, Hölle (= Teufelsort). L. *stagna*, Stall. Rotw. (hrhr?) Ss. *sthâna* n. Ort; bek. Endung arischer Landesnamen. Dagegen Prakr. *thâna*. Auch Alb. *stan*, Stall. Vll. auch hierher, cf. zugleich Slav. *stan*, Aufenthalt, Zelt, Zig. *estañas*, αχηναὶ, L.; jedoch wird *as, ès, us* bei Bw. oft vorgesetzt, und das Wort stellt sich dann zu Zig. *tanya*, Zelt. Rb.: Wz. *Tan* cf. *tenta* etc.; der Form nach kann *tanya* als Pl. Tücher bedeuten, von *Tann* Rotw. B. *tchan Pott. chan* Bw., nach *Pott:* Hindi *thâna*, web (nach Bw.: Ss. *âc'c'hâdana*). Im Ss. bedeuten Sprösslinge der Wz. *Tan* auch *Weber*. — *Plastañar*, folgen: Ss. *prastkâna*, march. *plastañi* f. Gesellschaft, Bande, vll. grundvsch. v. *prasuí* f. family, tribe: Ss. *prastîta*, crowded, swarming Bw. Wenn *pl.* nicht = Ss. *prati* + *sthâ* oder *paçc'ât* + *sthâ*, cf. Hd. *peachi jaouna*, folgen H., ist: so stellen wir dazu *prastaf* B. — *W* W. fliehen *prasti!* run! haste! Jrv. Ss. *pra* + *sthâ*, proficisci. — *Senkos* Ad. *senques* (pl.) L. Zweig. *sung*, Gerte. B. Ad. vglcht ein Slav. *senk*, neben Multan. *tenga*, Zweig, das V. falsch in *sen*, Schatten, ändert; vgl. Poln. *sek*, Knorren. Auffallend auch Deutsch am Rosa *tshenkó*, Zweig. Schott S. 21. Ss. *çâkhâ* f. Zweig, steht zwar nur im Hintergrunde, zeugt aber wohl unmittelbarer Zig. *S'ach* B. K. *ś'oc, ś'a* (zhach) K. *chaja, cha, chal* f. Bw. (auch: Gras), Kraut, Kohl. Das obige *sung* ist schwerlich σκέλεγος: *sunge*, Blume; *sungemaskri*, Strauís; Rose. B., vm. aus Wz. Ss. *Cigh, ci.Nghâmi* Hindi *sûngha Pott.* Hd. *sûngna* H. riechen und so in andern neuind. Spr. Daher Zig. *Sungàf* B. *songawa* (1 sg. prs.) K. *ginglar* (g = ch) Bw. riechen, neben *sungelar*, to stink, das identisch sein mufs mit *sungar*, Sp. toplar (= souffler), to betray, inform against; daher *sungaló* m. Verräther; Bock Bw.; für beide Begriffe sagen D. Volksdiall. *Stänker;* doch s. sogleich unten. Ferner: *sung*, Geruch. Ad. K. *sungelàf*, schnupfen. B. Vll. hrhr *suncai, suncué* f. Geist, Seele.

*) H. hat *khurgoosh* d. i. *khargûś*, eig. ass-eared, s. d. Prs. خرگوش.

Digitized by Google

An jenes *sungaló* gränzen vll. nur scheinbar: *C'ungulo*, verunreinigt = *g'ungelo*, schmutzig B. *g'ungalo*, — a, *dsungalin* f. Vu. *chungo*, *chungalo* Bw., häfslich, böse (ugly, heavy, *πονηρὸν*, *πειρασμὸς*; nicht: Gefahr und gefährlich, wie in Vu. übs.) *chungalipen* f. what is ugly etc. Bw., der Hd. *chûnna* vglcht. Wohl brhr auch *changero*, false Bw. *c'ùmälo*, häfslich. B. Vgl. Ss. *g'ungita*, outcast, injured, abandoned (Grundbd.)! Esoterisch liefse sich vglchn: Zig. *c'ùnger*, Speichel. Rotw. B.: *c'ùgëràf*, anspeien B., also wol nicht, wie die meisten ähnlichen Ww. nach *Bopp*, mit *Kr* zsgs.! Vgl. auch Hd. *juk*, sputum. Gr. J.; jedoch auch Ss. Wz. *S'tiv*, woran sich sowohl Hd. *ttuenà* Gr. J. *theuk dâlna* H., wie Mbr. *tunkawam*, speien, stellen. Bw. stellt auch *chotiar*, id. zu Ss. *nis'thûta*, spitting; lieber möchten wir es samt *c'atteàf* B. id. zu Ss. Wz. *C'hard* (vomere; *c'hardana*, vomitus stellen. Bw. gibt auch noch *Chismar*, to spit: Ss. *smarâsava*, saliva; eher: Wz. *S'tiv*. — *C'angiaf*, wachen. *changeaf*, stören (a. d. Ruhe, = wecken), verstören. B. *changanar*, wachen; wecken. *changané*, awake: Ss. Wz. *G'âgr* Hd. *jugana* Bw. — *Saster* B. (bei K. falsch *glace!*) *zaster* Rotw. *sastra*, *tzaster*, *tras't* (vm. *r* st. *z*) Bh. *sas* m. (pl. *sáces*, Eisen = Fesseln), *sar* m. (nach Bw.: Ss. *sarana*) Eisen. *sastringhero*, forgeron. K. Ss. *çastra*, Eisen, Stahl, Waffe. Sollte in *Sinastra* (cf. *saces*) f. capture, prize; — *o* m. prisoner (: Ss. *sandita*) Bw. eine Einschiebung malaiischer Art anzunehmen sein! Freilich macht *Sincarfiál* m. slave Bw. wieder irre. Unsre Aufmerksamkeit richtete sich auf die bisher als dem Wesen nach völlig fremd angenommenen malaiischen Sprachen, einmal, weil sie durch Hrn. Prof. *Bopp*, dessen ausführlicheres Werk über diesen Gegenstand wir begierig erwarten, den Sanskritsprachen nahe treten; sodann weil Ref. selbst mit eigenen Ohren eine merkwürdige, unmöglich zufällige und vll. gar nicht durch Wanderung der Zigeuner erklärliche Korrespondenz derselben mit den Malaien vernahm.

Zigeunerinnen in der Wetterau sagten mir: dafs der gew. Gruſs der Zigeunermänner unter einander *lac'ader diwes* (*besseren* Tag! rührende Bezeichnung der unglücklichen Gegenwart), *kakong!* laute; letzteres Wort bedeute „ungefähr: lieber Vetter"! Dies stimmt nach Stoffe und Form völlig mit dem nach Humboldt Kaviapr. durch die alten und neuen mal. Spr. gehenden Gebrauche überein. Ich finde diese Angabe sonst nirgends, kann aber ihre unbefangne Auffassung verbürgen. Hierher gehört Zig. *kako* K. *kak* B. K. Freund, Vetter; bei B. auch: Geschlecht, vll. id. mit *caka*, Haus. Rb. *kà-këpènn*, Freundschaft. B. *coc*, Oheim K. In der Uebs. des Gruſses der russ. Zigeuner: *kak mútute kamama!* how we love you! vm. *kak* mit dem gleichlautenden russ. Worte verwechselt. Merkwürdig *ekokak* m. Blutsfreund: Zig. *eko*, Zipfel (*ekeskero*, *Ecke*) B. cf. Dän. *tip*, *Zipfel* etc. bei Verwandtschaftsbezz. s. *J. Grimm* in *Haupt* Zeitschr. I. 1. Meine, auch von Hrn. Prof. *Bopp* unterstützte Vermuthung: das räthselhafte Ss. *sakhi* (Freund) oder vielmehr eine mögliche Nebenform desselben mit ç gehöre hierher, hat den für Ss. ç im Zig. und bei diesem Worte auch in den vm. entspr. Ww. Lat. *socius* Alb. *s'oge* erscheinenden Zischlaut gegen sich; vll. liegt hierbei *sa*, mit, zu Grunde. Ebensowenig ist an Ss. *çvaçura* zu denken, dessen abgel. Bd. „venerable man" sonst gut passen würde — wir müfsten denn in dem Zig., wie in dem Mal., ganz alte Formen aus einer Zeit suchen, ehe die Palatalen sich aus Gutturalen bildeten. Vgl. dafür auch die, jeden Falls hier zu berücksichtigenden mahratt. Ww.: *cacuss* m. *cakyss* f. Vatersgeschwister. *cacbau* (*bau*, Bruder), primo patruelis. (Gr. Mar.). Wohl nur zufällig klingt hierher der ANord. Descendenzname *kokr Graff* I. 473. *Caka* (Haus s. o.) erinnert an Ss. *kâya* id.; body etc.; bei *kako* könnte etwa ein *kâyaka* zu Grunde liegen; woher aber auch dann die charakt. mal. Endung *ang!* — An dieses *kâya* vll. unmittelbar schliefst sich Zig. *kajitta*, Bude B., wie denn unsere *Cajüte* nebst *Koje* u. dgl. aus Mlat. *caya* = Ss. *kâya* (Weiteres s. in Dief. Celt. I. 163) entstanden sein mag. — *Saplar*, verdammen L. *sarplar* (*r* öfters unorg. eingeschoben), to pass judgment, juzgar. Ss. Wz. *Çap*, exsecrari etc.? — *Warda*, Wort. L. Schwerlich u. d. Deutschen, noch dem Littauischen, um so merkwürdiger! Auch ältere slav. Diall. scheinen es zu besitzen. — *Lofi* f. navel. Bw. Ss. *nâbhi* f. Hd. *nâbî* neben dem aus Prs. ناف entl. *nâf* etc. — *Lówe* B. *lowe*, *loewu* K. *love* Meg. *lovû* Jrv. *luas* (pl.) Bw. Geld. *lowèngri*, Chatoulle. B. Vm. brhr *lòkin*, Gulden. *lea-chaijèra*, Pfennig. Bw. cf. *Jayere* m. f., *jalleri* pl., *jandòrro*, Geld Bw. Zum ob. Ss. *lòha*, Metall; Eisen, Stahl. Hd. *lohâ*, Eisen. H. — *Liquia* f. Bw. *likka* B. Nisse, E. nit. Hd. *ûkh* Bw. Ss. *likkâ*, *lixâ*. — *Rowaf*,

Digitized by Google

robáf, roaf B. *orobar* Bw. *rov* Jrv., weinen, klagen. *ròwopenn,* Geheule. B. Ss. Wz. *Rud. rôditi* = Prkr. *rôati.* Hd. *rona,* weinen. H. — *Rom,* bei Zippel u. A. neben *roma* pl. v. sg. m. *romo,* in allen Quellen *Zigeuner* bd. Die Urbedeutung — cf. Ss. *rama,* husband, lover. *Pott.* Bw. *râmâ, ramani,* woman. Beng. *ramana* m. —*i* f. id. *Pott.* statt früherer Vgl. mit Kopt. *rôme,* Mensch. Zend. *dâmô* = δῆμος, u. Wz. Ss. Ruh, cf. *rômau; Bopp* — tritt vorz. bei den span. Zigg. hervor. *rom,* Mann. B. K. bei Bw. auch: Gatte, Bräutigam; auch die Form *ro* bei Bw. *romni, ghiromni* K. *romn* Rd. *romnin* B. *romí* Bw. Frau, Zigeunerinn. *) *romanó* Bw. *románo* Puchm. *romino* K. *romêno* B. Zigeunisch (dazu mehrere Zss.). *roomus,* zig. Sprache. Jrv. Auch bei B. *romönno, romodino,* verheirathet; wie *romandiñarse,* sich verheirathen. *romandinipenn,* Ehe. pl. — *es,* Hochzeitfest. *romális* f. a Gypsy dance. Bw., der den pl. von *rom* sowohl *roma* (bs. = Zigeuner übb.), als *romares,* Männer, bildet; den des f. *rumiles,* Weiber. Vm. vsch. ist *Rumijele* m. pilgrim; rosemary Bw., wiewohl auch Jrv. *roomdichil* (dabei „*rum-ne-chul-ne-wale*") = Gipsies i. e. wanderers, erklärt, vm. *romnic'ôl,* d. i. Zigeuner-volk, verwechselt. Ist das W. bei Bw. nebst Sp. *romero,* das auch beide obige Bdd. hat, auf *Rom,* zu beziehen? Nicht zu verwechseln mit It. *romito* = *eremita!* — *Ris'i,* Heiliger. B. Ganz das Ss. *rs'i.* Dazu auch: *ras'ài* B. *erajai* (also nicht von ἱερεύς, Slav *jerei* etc.), *arajai* m. *rashey, roshni* (Mönch; vll. f.) Rotw. Priester. *ras'èni,* Aebtissinn. B. *erandia* *) f. nun. *erajami* f. dress of friar. Bw. Demnach nicht, wie etwa Lett. *kunigs, Herr* und *Pfarrer* und Aehnliches in andern Sprr., von Ss. *râg'an.* Zu diesem dagegen Zig. *rai,* Herr, Meister; *pradino-rai,* Lehrer. B. (*derai,* maître K.) *reiah* Rb. Bb., *raja* Bb. *arai* (gentilhomme) K. *eray* m. (gentelman, knight) Bw. Herr. *ry* (wohl nach E. Ausspr.) etc König (der Zigeuner) Jrv. *rias* f. damsel. *eraño, eranoro,* Herr. *erani* Bw. *ràniu* B. *rani* B. K. *arânah* (*à* = *au*) Rb. Herrin, Dame. Vm. hrhr und nicht etwa zu Ss. *strî* Zig. *rrina,* Frau. B. Endlich: *eraño rear-se,* sich bemächtigen. L. *rag* (vm. *g* st. *z*) K. *raz* = Hd. *raz* Gn. Fürstenthum. Cf. Prkr. *râû* = *râg'â, ran'ñâ* = *râg'nâ.* Hd. Prs. راي (râi), König; Ss. *râg'ni* = Hd. *râni, regina.* Die ob. Formen sind zum Theile aus dem Mangel des Suff. *an* zu erklären. Der zig. Stamm *Clay* wurde früher erwähnt. Vsch. vom Obigen ist wohl *rinkeno,* Adel, neben *ricker* (— *Weli-mann*), schön. Rotw. cf. *rincano,* schön. *karincino, —a,* niedlich. Rb. — *Erio,* böse. Bb. K. — *glic'in,* Dietrich B. d. i. falscher Schlüssel. *Erés* pl. Nicht-Zigeuner. Bw. Ss. *ari,* hostis. — *Lacró* (Diener), Bw. rakle (Schüler) Ad. *ràklo* B., *racklio* K. m. *raklin* B. *rakli* Bb. K. (Magd), *ràchni* (?) K. *lacri,* Bw. *rokli* Jrv. f. juvenis sbst. Auch bei B. mit l: *laßrotrupeskro,* Weiberjacke. Hd. *lurkâ* m. —i f. (girl), child. Aber auch Mahr. *lèc,* Sohn. *lèky,* Tochter. Bw. vglcht Ss. *lôka,* man, mankind; der Secretär der Bombay Soc. zu Jrv. Mahr. *rakhtee,* a kept girl. — *Mortin,* Leder. Rotw. *morc'in,* Haut, Balg, B. *morchús,* skin, hide (:Hd. *mushk*). Bw. Armen. *mort,* Haut. Ss. *mûrti* f. corpus. — *Mom,* Wachs. B. (dagegen *mumi,* Schwefel Bb.) vll. pl. *momja,* Wachsstock; — *jeskero tann,* Wachsleinwand; ebenso *momecha* (*mor dewléske,* Seelenmesse. B. *marmulli* f. wax.: Prs. موم Bw. *mermellin, —i* Bw. *mòmèlin* B. *mumli* Rb. *mumeli* Bb. *mumli* (Fackel), *mommli* (Licht), *mommeli, momia* (cf. o. *momja*; Leuchte) Rotw. Licht, Kerze *musléy* m. lamp. Bw. Hd. *mûm,* Wachs. *mûmbutti,* wax candle. H. Die Formen bei Bw. erinnern an Ss. *marmara* m., eine Fichtenart (:Harz: Wachs). — *Mas'kre,* entre. K. *majara, macara,* middel, half. m. *chibel,* midday Bw. *maskaral* Hann. *màs'kerall* (auch: Mitte) B. inter. Ss. *madhya, medius.* Prs. مزكر, Mitte etc. — Nicht etwa dahin, als *Mittelpunkt* der Stadt. *Masquero, maasquero,* Marktplatz, Strafse, E. shambler. *masvaro* m. fleshmarket, wozu vll. *manos'wàri,* Galgen B. — sondern zu: *Mas* B. Jrv. *mass* Rotw. *mutz* Bb. *maas* neben *mang* u. *mansenquero* *) f. Bw. meat, flesh, Fleisch. Ss. *màNsa.* Mahr. *mass.* Hd. *mas, màns* (مانس) H. Jrv. etc. etc.— *Monro* pl. *monrores,* Freund. f. pl. *monrias. murno, murmo,* dear. Bw. *more,* Bruder, Camerad. Puchm. Letzteres nach *Sulzer* im Zig., Wlach. u. Slav. Zuruf, eig. *moy! moy!* Vll. Voc. cf. *miro,* mein. *maro,* unser. So *Pott.* Aber die Formen bei Bw. lassen Javan. *mintra* Meg. Ss. *mitra.* Pali mitta Prs. مهر (*mihr*) (auch: Sonne = Ss. *mihira*), Freund, vergleichen.

*) Vll. hrhr. Hd. *rendi,* woman. H., wenn nicht nebst *erandia* zur nächsten Reihe.

*) Dagegen *maasengoro* m. Bw. *masengro* B. *maseskero* K. (eig. Adjj.) Fleischer.

Digitized by Google

Bopp erinnert auch an Ss. *mantrin*, Rath, womit vll. auch *mitra* vw. sei. Bw. vglcht Ss. *bandhu*. — *Manu* (nur sg.) Mensch, Mann. Bw. Merkw. Form, im Ss. nur Eig. Suffigirt: *manupe*, *manus* pl. *manuces* Bw. *manoí* Meg. *manuí* B. Gr. K. (nur pl. bei k) pl. *manuí'a* *Pott*. *manuí'elia* B. id. (auch *mer m.*, meine Aeltern B. cf. Wetter. *Leute* = *Familie*). *mannis'î* Rb. K. *manusardí* Bw. Weib. *manusalo*, stark (*ανδρεῖος*) Bw. Ss. *mânuí'a* m. -*î* f. u. dgl. Hierher auch Zig. *men*, person, honour. *sumen*, usted. Bw.!— *Môl* B. *mol* m. Meg. Bw. B. (*mot* K. vm. verschrieben, wäre sonst wichtige Form) *mul* B. Wein. *môljengeri*, Ranken. B. (cf. *vitis* : *vinum*?). Adj. *môljakero* B. *mollàti* f. grape Bw., alle jeden Falls: Ss. *madhu* (für *l* aus *dh* cf. *mel*, *μέλι* etc. *Bopp*) und vll. nicht, wie Bw. und *Pott* annehmen, aus Prs. مُل (*mul*) entl., sondern aus Ss. *madhula* zsgz. — Dagegen aus Ss. Wz. *Mad*, *matta* (trunken) Zig. *matto* B. *matí* Irv. (vm. f.) *mato* Bw. drunk, drunken. *matipén* f. drunkenness. *matogaro*, *matogarno*, *machargarno*, *machingano* m. drunkard. *matobar*, to intoxicate. Bw. Hd. *mutwâlla* H. *mata* Irv. drunk (*must* id. H. wohl a. Prs. مست). — *Marcúri* m. Katze, Bw. bestätigt *Bopp's* Ableitung von *mag'ka* Gr. id. aus Ss. *mârg'âras*; zunächst stellt sich noch Zig. *murga* K. dazu; *mag'ka* könnte indessen mit *machico*, *machican* m. *machuku* Irv. *mac'ka* B. K. durch eine slav. Spr. durchgegangen sein, vgl. u. A. Ill. *macsak*, Kater (D. *Matz* a. d. Slav.! Auch Alb. *matzá*) Zig. *myza* B. vll. aus Alb. id. Meg. — *Beruñi* f. balcony. Ss. Hd. *varanda* m. portico. — *Birlin* K. B. Biene. *pèrreli* B. *berílli* f. Bw. Wespe. *pärreni*, Biene, Hummel. B. *berallas* f. pl. bee-hives. Bw. Vll. hrhr *bìrpibí* f. hornet. Bw. Hd. *birní*, wasp. H. Ss. *bhrngha* (eher hier als *dvira*, *dvirêpha*), Biene. — *Brote* m. Kamel Bw. (bei B. *kamèla* wohl nicht unm. aus Ss. *kramèla*) Hd. *bôtà*, kleines Kamel. Gr. I. Ss. *bhôli* m. camel. — *Butin* B. *butsi* K. Arbeit; nicht etwa aus Roman. *butin* (Beute) cf. Dakor. *lucru*, Arbeit; sd. id. mit *buchí* f. Ding, Sache. (auch: Henker) Bw. Ss. *bhûti* f. existentia. Hrhr vm. Zig. *buchengerés*, Dinge. *bausale* f. (mit gew. Suff.) cause. *puchél* f. life. *apuchelar*, to live (auch: dwell: Wz. Pig' Bw.!). apuchéris, living, vivos. Bw. (etwa *p*=*bh*) — *Bardroy*, green: Ss. bharita. Bw. — *Batané* m. *petano* m. Bw. vm. id. mit *bac'eru*, *Nemnich.*, Kalb. *batscheru* ebd. verschr. *b* f. *h*, Füllen. *bikcheroo* (*bik-c'erû*), blockhead. Irv. Ss. *vatsa* = Prkr. *vac'c'ha*. (vitulus; proles übh.) = Hd. *bucheh*, young of any thing; whelp; cub. *buchrau* (*bac'râ*), calf; colt. etc. (Span. *becerro* aus *vitellus*?) — *Feda* f. Weg. Bw. Ss. *patha*. — *Beda* f. Lehre; Weise, Sitte. *bede de mulo*, Leichenbegängnifs (hierher?). *bedar*, lehren; „it has many other meanings e. g. b. *or yacque*, to light the fire. *b. or chiros*, to pass the time." Bw. *peda*, Ding in mannigfachster Anwendung bei B., die Grundbd. erhalten in *pedamaskro*, Rosenkranz, und vll. in *peda*, Kanzel; *pralduni p.*, Chor (in d. Kirche). Ss. *vèda*, Lehre u. s. w. Vgl. die vielf. Bd. von *λόγος*, *λόγου*, *λογῆ*, *λογῶ* (in Zss.) u. s. w. Wenn nicht *religiöse Lehre* die Grundbd. wäre, so dürfte vll. an Pali *vatthu* = Ss. *vastu* = Mahr. *vhastu*, *vhast*, Sache; dhr. auch Hd. *wàsta*, propter etc., gedacht werden.— *Pruchar* neben *puchar*, *pucharar* Bw. *puc'af* B. *pchuczav* (1. sg. prs.) Puchm. *putznum* (erfragen; vm. 1. sg. prs.) Rotw. fragen. *putzjam* B. (1. sg. prs.) *pucha* L. Frage. *puc'epenn* B. id.; Verhör. *brichardilar*, to ask, implore Bw. Hindi *pûc'hanâ*, to ask. Pott. Hd. *pûchna* id. H. Pali *puc'c'hati* = Pskr. *puc'c'hadi* = Ss. *prc'c'ati* (fragt.). — *Pâsí*, Theil, halb (Werg d. i. Halbflachs), (pas') zer-, bei (in Zss. m. d. prs. Fürww.) B. *basí*, an, bei, zu. Gr. *pas'all* (*all* gew. Partikelstff., *ll* vm. u. Ss. *t*) B. *bas'er* Rd. *pajes*, *paquet*, *sunpacel* (öftere Zss. mit d. Fürw. 3 ps.) Bw. bei *pas* Bw. (= *pâsí* s. o.), auch bei den engl. Zig., half u. A. *pas-chibe*, Mittag, Süden, während bei B. *pas'dives* angeblich Nachmittag. *pâs'epenn*, Spalte. *pâs gêlo*, Rifs, vm. prt. cf. *pâs'kêf*, zerfallen u. s. w. B. *pasque*, *paque* f. Bw. Hülfte. Vm. auch hrhr. *pajes*, Seiten Bw. und nicht zum nächsten Artikel. Ss. *paxa* = Pali und Prkr. *pakkho*, Seite, Hälfte (des Monats). Hd. *pâs*, neer. H. Cf. u. A. Litt. *pus*, bei: *pus*, halb. *pusse*, Hülfte u. s. w. u. s. w. — Nur scheinbar schliefst sich an: *Pâs'wero* B. *pajorias* (pl.) Bw. Rippe. *paswèrè*, Gerippe. Prkr. *pâsa* = Ss. *pàrcva*, Körperseite; multitude of ribs. Ss. *parcukâ*, Rippe. Hd. *pasli* (*puslee* H.) id. — *Parno* B. K. Bw. weifs; Bleiweifs. B. f. *parrní*, Kreide. B. *parné*, white or silver money. Bw. cf. *ἄσπρα*. *parnepènn*, Kalk. *parnemarin*, Schellen im Kartenspiel. B. = Weifsbrot! Oder: *mara*, white Irv.! Verm. hierher: *apono*, weifs. Rb. *Pani*, Europäer *Pott* u. s. w.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Schluſs.)

Schwerlich: Ss. Wz. *Parn*, to be green, die wohl nur von *parna* (Blatt) abstrahirt ist; sondern: *pându*, pallidus; *pândura*, pale, yellowish white. Vgl. u. A. Alb. *bardha*, weiſs. — *Patrias* pl. f. Vögel. L. Ss. *patatrin* (*patat*), avis. — Dagegen *Pattria* Rotw. Rd. *pàttîrja* (Grün im Kartsp.) B. pl. von *patrin* B. K. Blatt. *oropátia*, *paróji* f. leaf Bw. Ss. *patra* n. Hd. *pattâ* (*puttau* H.), Blatt. — *Nak* m. Rd. B. Nase (auch in d. Bd. Verweis); Rüssel; Schnabel; Schneppe. *nag*, *nakcha* B. *nok* Irv. Nase. *naqui* f. nostril Bw. (*nozdros* pl. id. a. d. Slav. cf. Poln. *nozdrze*). *nakzeskro*, naseweis; dagegen das gew. der. Adj. *nakeskero* B. Ss. *nakra*, *nakuta* n. Hd. nâck etc. etc., Nase; dagegen nach *Pott* Ss. nâsikâ: Hindi und Mahr. *nâka*. — *Doaf* B. *thauava* (1 sg. prs.) Zippel. waschen. *Pott* setzt zu: „Vll. *tchovar*, *) gew. *geben*, mit *avri:* ich *wasche.*" *dowepènn*, Wäsche; vm. id. mit *dobapenn*, Bleiche. *dowemàskri gàc'in*, Wäscherei (st. -inn) B. *c'obe* (*tsh.*), waschen. *c'owaben*, Wäsche. Rotw., wiederum, wie bei Bw. *chobelar*, waschen, taufen; neben *muchobelar* id. Hindi *dhônâ* Pott. Hd. *dhona*, waschen. Ss. Wz. *Dhâv*, to cleanse; *dhâvana*, cleansing. Cf. Wz. *Dhû*, also Grundbgr. des Auswindens, Ausreibens; dazu auch Alb. *θaj*, abwischen, trocknen; ebenso *waschen* : *wischen* und: Cymr. *gwasgu*, to squeeze = Bret. *gwaska* id., nam. *gw. an dilad*, presser, étreindre le linge. U. dgl. M. *Muchobelar* scheint zsgs., etwa mit Ss. *mrsta*, purificatus u. dgl.; der Bgr. der Taufe darf uns, als abgeleitet, nicht wohl zu einer Verbindung mit Zig. *muc'*, selig B. führen, das mit Ss. *môxa*, Erlösung, Seligkeit: Wz. *Muc'*, vw. scheint; eher als mit *mudita*, laetus. — *Dugida*, Tochter. L. (g = ch, h). Prkr. *duhidâ* = Ss. *duhitr.* Vw., wenn nicht id.: *dohilo* + *bhara* (Schaf), Lamm. K. B. (falsch getrennt), etwa = Schafsäugling (Wz. *Duh*); cf. auch Ss. *dôhada*, embryo. — *Dasmanu* pl. *-ces*, Feind. L. Schwerlich von Ss. *dasma.* m. thief, rogue cf. *dasyu* m. thief, enemy; sd. v. Hd. *dusman* H. a. Prs. دشمن, Feind. — *Tasar (tasabar)*, Bw. *dassedaf* B. ersticken; dann bei L. schlachten; vgl. das Essen erstickter Thiere bei den Zigg. und die Thags. Cf. Ss. Wz. *Dâs*, *Dâç*, *Dax* (tödten)? In *dassedaf* kann ein Subst. liegen, da *daf* = Hd. *dana* das eig. Ztw. ist.? Ist vw. Zig. *Duffejasto*, erstickt B. d. i. erstickte ihn oder sich. Hd. *ddubnâ*, sich ersäufen, *afogar-se* na agoa. Gr. I. — *Dori* R. Bw., der Prs. داري vglcht, Rotw. Band, E. rope. *dari* f. thread, line. *andorilet*, strings, garters. Bw. *thorin*, Band; Binde; Gesellschaft (d. i. Bande) B. Hd. *dori*, Band. R., vll. id. m. *târ*, wire H. cf. ib. *tâgâ*, thread : *dàgè*, Faden (fio de linha) Gr. d. Vw. scheint Ss. *dòraka*, *a string* for fastening the wires of a lute. Dagegen Zig. *Thaw* B. *taabe* Rotw. Faden, Zwirn. *daweskero.* (auch t.) *kêr*, Arbeits-, Zuchthaus B. d. i. Spinnhaus; vll. unvw. m. d. Ob. u.: Ss. *dâman*, string, rope Prs. دام, wie Kurd. *dâf*, Schlinge für Thiere cf. *Pott* u. *Rödiger* Kurd. Stud. Auch Zig. *nafre* m. thread Bw. hierher. D. *Tau* mag urvw. sein. — *Chon* f. beard, chin : *γένυον. chonéro*, barber. *choneria* f. barbers shop. erinnert zwar an *Kinn* bd. Ww. (s. z. B. *Pott* I. 142); bei dem steten Wechsel der Liquiden aber trennen wir es nicht von *g'ôr* B. *chor* (wohl = *c'.*) Meg. *c'or* (ang. auch = *bouche*) K. *c'ara* B. Bart. Vm. nicht, wenigstens unmittelbar aus Prs. جرّ, جرّن etc. etc.; sd.: Ss. *dâdhikâ* Hd. *dârhî* H. *tthôri* Gr. I. Mahr. *darrhy.* (Beng. *darri* u. Mult. *dari*

*) Verwechselung mit Wz *Dâ*, *Dhâ*?

Digitized by Google

Ad.). — *C'uw* (pl. *c'uwa*, Ungeziefer) B. *jua*, *tzua* K. *chube*, *chiguai* m. (: Ss. *kitibha*) Bw. Laus. *g'ûwa*, Wanze. B. *g'ulo* K. *chobares* pl. m. Bw. Floh. *churilli* f. nit. *che* f. scab. Bw. Ss. *yûka*, louse. Hd. *g'ûl*, *g'ûn*, *g'ûân* (*j.*) H. *tũ* Gr. I. id. vll. auch ib *chiũtà*, formiga grande. — *Chindó*, *chindoquendo*, blind. Bw. Hd. *chundrî*, purblind. *chundhulà*, dim sighted. H. vll. Wz. *C'and*, als *geblendet*. Bw. vglcht Hd. *choondhla*, blear eyed und Ss. *andha*.— *Chique* f. earth, ground; butter. *chiquen* m. Erde ἡ ξηρὰ, ὁ κόσμος. Bw. u. L. *c'ik*, Thon, Koth (Lichtschnuppe) B. Erde Rb. *sick*, Erde. K. Koth. B. *sîk*, Koth K. *e'ikkêlo*, kothig. *c'ikkepenn*, Sudelei B. Ss. *c'ikîla* m. mud, mire. *c'ikkana*, adiposus, unctus (: Butter s. o.). Nach Ad. Mult. *c'ikur* Beng. *sikker*, Koth. —

C'awo (*c'owo*) B. *c'abo* K. Bw. (pl. *chai*, falsch von Bw. I. 38 als „Kinder Aegyptens oder des Himmels" erklärt; aber richtig: children, fellows, Gypsies) *chab* Engl. Zig. *chaboro* Bw. *chau* (*c'û*) Rb. Kind, Knabe, Sohn. *chabal* m. *-a* f. *chabo* m. *chabea* f. Bw. cf. *xavea* Meg. Kind. Feminine: *chavee*, child Irv. *c'ai* B. (*chi* Rb.) *xai* Meg. *g'ei* B. K. *c'e* (Mädchen), *c'ek* (Jungfrau) Gn. *g'ari*, (Töchterchen) B. *chabori* (girl) Bw. *tai* B. (v. Erzengel, vm. falsch), Tochter, Mädchen. *puruc'au*, Enkel „enfant d'âge" K. (*pura*, alt) klingt zufällig an Ss. *puruśa* an. *c'aiagro ram* K. *c'akrorum* (sic!) B. Tochtermann u. dgl. M. *chaboreia*, *chaboeia* f. coll. die Kinder Bw. Ss. *çâva*, pullus, catulus. Gn. vglcht Hd. *c'ukni*, Mädchen. *c'okna*, Knabe. *c'ekerin*, Jungfer. — *Corroro* Bw. *gõhrõlo* B. scheel (monoculous). *kûralo* Zippel. *gorõlo* B. blind. Prs. كور *(kûr)* Kurd. *kor* etc. auch Türk. *chur*, *kior*, *gior* Meg. blind. Doch wohl: Ss. *kâna*, coecus, monoculous; Hd. *kâna*, blind H.— *Jeroro* m. *jeriñi*, *jeñi* f. Esel (-inn). *jerrumbro* m. muleteer. Bw. Ss. *khara* Prs. خر Krd. *kerro*, *kerr*. Vll. gz vsch. v. Zig. *Guel*, *gel* m. Bw. id. cf. Hd. *gudhah* H. (:γάδαρος, γαΐδαρος). — *Canro* m. neck. Bw. Ss. *kantha*, throat. — *Gau*, *gao* (: Ss. *karvvata*) Bw. *gav* Rb. Irv. (dhr vm. *gäv*, ville K.) *gaue*, *gan*, *gal* K. *gâb* B. Ort (Stadt, Dorf, Flecken). Hd. *gâon*, *gâi* etc. Prs. گوي *(koi)* Kurd. *ghund* (hrhr?) id. Vll. nicht: Ss. *gô*, sd. *grâma* m. Pali *gâmô*, pagus, vicus. Nicht hierher Zig. *iegag* (falsch *irgag* B.) Gn. id., sd. zu *g'egga* id. B. Ss. *g'agat*, terra, mundus. Prs. جايگاه, locus. Hd. *jagâ*, *jât*, *jaggeh*, place. H.— *Ch'ollob* B. *gullub*, *chalu* K. *jalares* Bw. Beinkleider. Zend *sâravâro* Prs. شلوار Kurd. *sciâruâl* (*s'ârvâl*), σαραβάρα, *saraballa*, Oesterr. *s'alwari* etc. (cf. auch כַּרְבָּל, Mantel u. s. w.) Der gutt. Anlaut der zig. Ww. deutet vll. auf eine altind. Form.— *Jaquestaro*, Asche. L. Prs. خاكستر *(khakester)*.— *Kòra* f. Stunde B. *yoroo*, watch. Irv. *coracañó* m. guard. Bw. Schwerlich: Ss. *kòra*, das nach *Pott* I. 123 selbst aus ὥρα entlehnt ist; sondern: Mahr. *gharhy*. Hd. *ghurri* H. Stunde: Ss. *ghatika*, 30th part of a day and night. — *Quinao* Bw. *keno*, *kino*, *kèndo* (*kinõpàster*) B. müde (überdrüssig u. s. w.) Ss. *khinna*, müde.— *Casdami* f. scorpion Bw. Hd. *guzhdum* H. — *Eiastra* (*i* = *sch*), Gesetz. L. Ss. *câstra*.— *Udscho* (*ug'o*), hoch, Höhe. L. *uc'o* B. *ac'o* B. (*a* st. *u*), hoch. Ss. *uc'c'a*, hoch. (Hd. *ûnc'â* mit dem gew. Hd. Rhinismus). — *Acóres* pl. nuts. Bw. Ss. *akòta* m. betel-nut-tree. Doch auch Prs. گردو, Nufs : καρύδι; letzteres vglcht Bw.

Genug, doch nicht zu Viel! Ohne Monographien keine Geschichte der Sprache, noch der Sprechenden!

Lorenz Diefenbach.

XXIX.

Die Gattungen der fossilen Pflanzen, verglichen mit denen der Jetztwelt und durch Abbildungen erläutert von H. R. Goeppert, deutsch und französisch. Bonn, 1841. Querfol. 36 S. 18 Taf.

Der Vf. hat durch dieses Werk, welches der Einleitung zufolge in zwanglosen Heften erscheinen soll, seine Verdienste um die Kenntnifs der fossilen Pflanzen aufserordentlich vermehrt. Nach diesem ersten Hefte zu urtheilen möchte Ref. es nicht allein wegen der Fülle der Beobachtungen, sondern auch wegen der Reife des Urtheils allen andern Werken dieser Art, auch den vorigen Werken des Vfs. in diesem Fache, vorziehen. In der Einleitung spricht er einen Grundsatz über die Bestimmung der Gattungen gegen Ad. Brongniart aus, der sehr zu billigen ist, und den er selbst vormals nicht befolgte. Wenn nämlich eine fossile Pflanze zwar unterscheidende Merkmale darbietet, aber

Digitized by Google

nicht mehr von lebenden Pflanzen einer Gattung abweicht, als diese von einander, so betrachtet sie Brongniart nur als eine neue Species derselben Gattung und behält den Namen dieser letzten unverändert bei; so hat er z. B. einen Acer Langsdorfi. Wenn der Unterschied etwas bedeutender ist, oder sich auch wohl nicht ganz entschieden nachweisen läfst; so verändert er die Endsylbe des Gattungsnamens in ites, also Adiantites von Adiantum. Nur wenn eine fossile Pflanze mit keiner der lebenden Gattungen übereinstimmt, giebt Brongniart ihr einen neuen Namen. Der Verf. dehnt nun den zweiten Fall auch auf den ersten aus, indem wir fast niemals eine fossile Pflanze in einem so vollkommenen Zustande finden, dafs wir mit Gewifsheit sagen könnten, sie gehöre zu einer lebenden Gattung. Nach dieser Erklärung giebt er seine Beobachtungen über den Zustand, worin die fossilen Pflanzen überhaupt vorkommen. Es sind nämlich zuerst Stämme, Blätter, Blüthen und Früchte zwischen den Stein- und Erdschichten gelagert, von der biegsamen, schwach gebräunten Beschaffenheit bis zu allen Stufen der Verkohlung. Sie kommen am häufigsten in Schieferthon vor, seltner in der Oolith- und Liasformation von England, auch in der Kreideformation und am seltensten im Keuper und dort auch nur in schwach gebräunten Abdrücken. Der Vf. ahmte diese fossilen Körper dadurch nach, dafs er Pflanzen, besonders Farrn zwischen weiche Thonplatten einschlofs, im Schatten trocknete und dann nach und nach bis zum Glühen erhitzte. Doch erlangte er auch ein ähnliches Resultat, wenn er Pflanzen zwischen Thonplatten einschlofs und solche 6 Fufs tief in den Grund eines Wallgrabens versenkte, wie er auch schon in Poggendorffs Annalen angezeigt hat. Dieser Gegenstand ist von dem Verfasser mit Recht wieder angeregt worden, verdient weiter fortgesetzt zu werden, um zu wissen, was wirkliche Verkohlung durch Feuer war, oder was nur durch langes Liegen in eingeschlossener, feuchter Luft geschehen konnte. Eine solche Unterscheidung kann für die Kenntnifs von den Veränderungen, welche diese Körper unter der Erde erlitten, von Wichtigkeit werden. Am besten erhalten sind die Pflanzentheile in Bernstein und der Vf. erkannte noch an einer Blumenkrone drüsige, gegliederte, gröfstentheils in einem rechten Winkel abstehende, also vermuthlich noch in ihrer natürlichen Lage befindliche Haare. Pechkohle verwandelt sich in Schwarzkohle nach dem Vf., wenn man sie in eingeschlossenen Räumen glüht. Der Verf. sagt, die Meinung, dafs die Steinkohlen aus Torf bestehen, schliefse die von ihm angegebene Entstehungsweise aus Baumstämmen nicht aus, da man in den meisten Torflagern Stämme und Reste von Stämmen antreffe. Es giebt allerdings Torflager, worin versunkene Baumstämme vorkommen, nicht allein einzeln, sondern auch in grofser Menge, so dafs ganze Wälder versunken sein mufsten, aber es giebt auch weit ausgedehnte Torfmoore, worin dergleichen gar nicht vorkommt. In einer Abhandlung in der Akad. d. Wiss. z. Berl., wovon der Vf. nur einen kurzen Bericht kannte, habe ich durch mikroskopische Untersuchungen zu zeigen gesucht, dafs die Steinkohlen aus verschiedenen Gegenden und aus verschiedenen Formationen ganz und gar mit dem Torf der Jetztwelt und zwar besonders mit dem dichten Torf übereinstimmen, dafs folglich die Steinkohlenlager die Torfmoore der Vorwelt waren. Wenn in Steinkohlenlagern deutliche Reste von Baumstämmen sich finden, dann mag man erst die Beobachtungen von dem Vorkommen von Baumstämmen in Torfmooren anwenden. — Der Vf. geht nun weiter zu den Abdrücken der Rinde von Pflanzen, deren Inneres zerstört und entweder hohl oder durch Steinmasse ausgefüllt ist. Der gröfste Theil der in Steinkohlen vorkommenden Stämme gehört hieher. Es werden hier einige merkwürdige Fälle angeführt, so besitzt der Vf. eine Knorria, deren Stamm im Innern mit Conglomerat ausgefüllt ist, ferner einen Calamites, in dessen Innern sich kleine Calamitenzweige finden. Dafs ein Stamm könne platt gedrückt werden, ohne dafs die äufsern Schichten reifsen, wenn nur der Druck allmählig geschieht, zeigt der Vf. durch einen Versuch. Er wirft die Frage auf, woher es komme, dafs man oft das dichte holzartige Zellgewebe der Lepidodendern, Sigillarien und Calamiten verfault finde, indem die zarten aus parenchymatosem Zellgewebe bestehenden Zweige und Blätter sich gut erhielten. Ich möchte den Vf. bitten, die einzelnen Fälle genauer zu untersuchen, ob jene Theile wirklich verfault, vorzüglich aber, ob diese wohl erhalten waren. Der Vf. kommt nun zu dem Falle, wo die einzelnen Theile der Pflanzen, die Zellen und Gefäfse mit Steinmasse ausgefüllt sind. Er setzt seine schon früher in einzelnen Abhandlungen vorgetragene Meinung auseinander, dafs nämlich die versteinernde Flüssigkeit in die Gefäfse und in die Zellen gedrungen sei, um dort die Steinmasse abzusetzen, und nicht blofs in zufällige, durch Fäulnifs entstandene Höhlungen eingeflossen; eine sehr richtige und hinlänglich bewiesene Darstellung. Wie auf diese Weise kohlensaurer Kalk, auch Eisenoxyd, überhaupt alle in Wasser auflösliche Verbindungen in die Pflanzen kommen, läfst sich wohl einsehen, aber schwieriger ist es zu bestimmen, wie die Kieselerde eindringe, und gerade sind die durch Kieselerde versteinerten Pflanzentheile die allerhäufigsten. Es ist zwar sehr richtig, wie der Vf. auch anführt, dafs die Kieselerde oder Kieselsäure sich in Wasser auflöst, aber in der mittlern Temperatur ist die aufgelöste

Digitized by Google

Menge so geringe, dafs man nicht einsieht, wie auf diese Weise Gefäfse und Zellen können ganz ausgefüllt werden. Es scheint mir, als ob man doch Hitze zu Hülfe nehmen müsse, um wie in Island versteinernde Gewässer zu bekommen. Auch scheint es nothwendig, dafs die Holzstücke von den Wurzeln getrennt waren, um schnell durch Gefäfse die versteinernde Flüssigkeit aufzunehmen, welches durch Zellgewebe und folglich auch durch die Wurzeln, deren Spitzen aus Zellgewebe bestehen, nur langsam geschieht. Auch hatten die Bäume aus der Jetztwelt, welche durch kohlensauren Kalk versteinert waren und noch im Boden wurzelten, ohne Zweifel schadhafte Wurzeln, wodurch eine solche Menge kohlensaurer Kalkerde hineinströmen konnte, dafs die damit durchdrungenen Theile versteinerten. Einzelne Wirkungen, durch Feuer in der Vorwelt veranlafst, müssen wir überhaupt annehmen; dieses beweisen viele besondere Fälle, unter andern die angebrannten Steinkohlen, wovon ich in der oben erwähnten Abhandlung Beispiele gegeben habe. Bekanntlich machte eine Nachricht von Hrn. v. Justi im vorigen Jahrhundert viel Aufsehen, dafs nämlich bei Belgrad ein Pfahl gefunden worden, angeblich von einer dort von Kaiser Trajan über die Donau geschlagenen Brücke, welcher im Umfange einen Zoll dick in Achat verwandelt war, indem der innere Theil seine Holzstructur behalten hatte. Der Vf. sagt darüber: „Meine diesfälligen Untersuchungen in Wien (ein Theil desselben soll dorthin gebracht sein), welchen sich der leider nun verstorbene würdige Baron v. Jacquin mit der ihm eigenen ausgezeichneten Umsicht und Eifer unterzog, waren bisjetzt vergebens". Justi war ein höchst unzuverläfsiger Schriftsteller, ohne alle Kenntnisse der Naturgeschichte, auch für die damalige Zeit. Es war zu erwarten, dafs der Vf. kein versteinertes Holz mit Spuren von Bearbeitung finden würde, ungeachtet ältere Schriftsteller davon reden, denn da sie diese Versteinerungen in eine geschichtliche Zeit versetzten, so sahen sie, was sie gern sehen wollten, Spuren von Menschenhänden. Spuren von Verletzungen durch Insecten hat der Vf. noch nicht in der Uebergangs- und Steinkohlenformation gefunden, wohl aber in den mit den nordischen Geschieben vorkommenden Hölzern, so wie in den rheinischen Holzopalen, besonders aber im Quadersandstein Schlesiens und Sachsens, im Grünsande von Aachen, und von Rowali in der Ukraine; in den letztern waren die Wurmgänge mit versteinerten Holzsplittern gröfstentheils gefüllt: eine für die Geognosie wichtige und überhaupt merkwürdige Bemerkung. Auch besitzt der Vf. ein geknicktes opalisirtes Holzstämmchen aus dem Siebengebirge von Quickstein, welches von der Gewalt zeugt, womit die Holzstämme unter die Erde gebracht wurden. Diese Einleitung, welche jedem zu empfehlen ist, der sich mit fossilen Pflanzen beschäftigt, macht einen grofsen Theil dieses Heftes aus. Die beschriebenen fossilen Pflanzen sind: 1. Thaumatopteris Münsteri, die Graf Münster Phlebopteris genannt hat. Sie zeigt noch Fructificationen, die Acrostichum ähnlich sind, und einen Habitus, der allerdings unter den Farrn nicht gewöhnlich, aber doch nicht so sonderbar ist, dafs er Verwunderung erregen könnte. Solche Zertheilung des Wedelstiels kommt oft, besonders in der Gattung Adiantum, vor, und die Wedel gleichen sehr der Pteris comans. Mit Recht hat der Vf. die drei von Gr. Münster unterschiedenen Arten in eine zusammengestellt. 2. Oligocarpia Guthieri von der geringen Menge der Sporangien in einem Sorus so genannt. Dieser Charakter ist Gleichenia eigen, aber das Sporangium scheint keinen vollständigen Ring zu haben. Der Habitus des einzelnen Wedelastes stimmt mit Gleichenia überein. 3. Neuropteris acutifolia Brongn. aus dem Braunkohlenlager bei Zwickau. Fossile Farrn aus Braunkohlenlagern sind bekanntlich selten. 4. Lacoopteris Braunii. Aus dem Lias im Baireuthischen vom Gr. Münster gefunden. 5. Lacoopteris germinans. Mit der vorigen gefunden. 6. Asterocarpus multiradiatus. Die Fruchthaufen nicht recht deutlich; die Wedelform ähnlich Cyclosorus gongylodes (Aspidium g. Schk.) 7. Stigmaria ficoiden Brongn. Eine vortreffliche, bis zu den Spiroiden dringende genaue Beschreibung dieser fossilen Pflanze, die schon eine Menge von Vermuthungen hervorgebracht hat. Ich trete gern der Meinung des Vfs. bei, dafs sie ein Mittelglied zwischen den Cycadeen und den Lykopodiaceen bilde, doch steht sie gewifs den ersten weiter näher, als den letztern. Allerdings unterscheidet sie sich von den erstern durch den Centralstock, wenn sich dessen Existenz, wie der Vf. selbst sagt, bestätigen sollte, aber keinesweges durch den Mangel an Bast, denn dieser fehlt den Cycadeen ebenfalls, auch bin ich keinesweges von der fleischigen Beschaffenheit der Blätter überzeugt. Der Vf. hat eine Uebereinstimmung mit den Cycadeen übersehen, die an der Basis urticulirten Blätter. Wenn der Vf. sagt, dafs die jetzige Vegetation mit der vorweltlichen eine Flora bilde, in welcher die einzelnen Familien durch vielfache Mittelformen, die bald in der Jetztwelt, bald in der Vorwelt sich befinden, unter sich ein harmonisches Ganzes bilden; so ist dies eine Vermuthung, die der Vf. bei näherer Betrachtung bald aufgeben wird. Was heifst Mittelform? Offenbar Mangel an Entwickelung nach verschiedenen Richtungen hin. Das ist nun eben der Charakter der Vorwelt. 8. Didymophyllum Schottini. Eine der vorigen verwandte, höchst merkwürdige Pflanze. Mit grofser Begierde sehen wir einem neuen Hefte dieses vortrefflichen Werkes entgegen.

Link.

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXX.

J. J. Schmidt: Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg und Leipzig. 1841. *XI u.* 784 *S.* 4.

Die Vorarbeiten zu diesem wichtigen Werke bestanden, wie der Verf. sagt, hauptsächlich in der Ansammlung und alphabetischen Zusammenreihung der in drei verschiednen Original-Wörterbüchern enthaltenen Wörter und Ausdrücke. Das *Tibetan Dictionary* des gelehrten Ungarn *Csoma von Körös*, welches Hr. Schmidt nach Beendigung seiner Vorarbeiten verglich, überzeugte ihn, dafs er den gröfsten Theil des Inhalts aus jenen Original-Wörterbüchern schon aufgenommen hatte. Hr. Schm. behauptet, sein Wörterbuch enthalte weit über 5,000 Wörter und Redensarten mehr, als das oben erwähnte, doch erklärt er den tibetischen Sprachschatz damit noch bei weitem nicht für erschöpft, und giebt Hoffnung eine (allbereits begonnene) Nachlese von Wörtern folgen zu lassen. Das Buch ist sehr räumlich gedruckt, indem nicht blofs jedes *leading word* eines Artikels, sondern auch alle subordinirte Wörter und Phrasen besondere Zeilen für sich einnehmen. Diese Einrichtung und der schöne sehr deutliche Druck machen die Benutzung leicht und angenehm. Das Lexikon selbst geht bis Seite 632; dann folgt ein deutsches Wortregister mit Hinweisungen auf Zeilen und Spalten.

Allerdings hat Hrn. Schm.'s Wörterbuch vor dem des Csoma von Körös viel *wahre*, nicht blofs scheinbare Bereicherung voraus; aber es enthält auch wieder, wie jenes, viel, was der Anfänger selber missen kann. Wer aus der Grammatik weifs, dafs die Genitivpartikel eine Art Adjectiva bildet oder vertritt, dafs die Negation *med* (*los, ohne*) dem Worte nachsteht, Adjective den Substantiven zu folgen pflegen u. dgl., der bedarf z. B. in dem Artikel *mig-po* (*Auge*) keiner Zugaben wie *mig-tschi*, zum A. gehörig, *mig-med*, augenlos, *mig-po-tsch'e*, grofses Auge. Eben so überflüssig ist die Wiederholung eines Wortes mit angehängten Postpositionen wie *von, zu, auf, unter*. Auch führt der Verf. oft, nach Körös's Vorgang, bei dem alphabetisch gereihten Namen eines Gegenstandes, für dessen Theile man verschiedne andere Namen hat, alle diese Namen in demselben Artikel mit auf, wenn sie gleich, ihren respectiven Anfangsbuchstaben zufolge, in ganz andere Gegenden des Wörterbuches gehören: so finden wir z. B. unter *Fufs* (*rkang-pa*), die Wörter: *Schenkel* (*rla*); *Knie* (*pus-mo*); *Kniescheibe* (*me-long*); *Knöchel* (*long*) u. s. w. Unter *Baum* sind nicht weniger als zwei und zwanzig solcher Wörter aufgeführt. Da nun alle selbständige Ausdrücke für Theile eines gröfseren Ganzen ohnehin schon an den respectiven Posten stehen, die das Alphabet ihnen anweist, so ist das Wörterbuch durch solche Wiederholungen unnöthiger Weise angeschwollen.

Ueber den Charakter der tibetischen Sprache und Schrift habe ich bei Anzeige der Sprachlehre von Körös allbereits mit einiger Ausführlichkeit gehandelt. Hier noch ein paar Worte über die Arten der zusammengesetzten Wörter im Tibetischen. Die Zusammensetzung geschieht, wie aus jener Anzeige schon hervorgeht, auf die einfachste Weise, und selten begegnen uns Composita, in denen ein Bestandtheil undeutlich ist. Mehrere Wortbildungen zeugen von kindlicher Anschauung, scheinen demnach uralt zu sein, z. B. *hölzernes Pferd* (*sching-rta*) für *Wagen; Augen-Beere* (*mig-bras*) für *Augapfel*. Die *Pupille* heifst *Augen-See, Augen-Teich*, weil die von ihr reflectirten Gegenstände in derselben zu schwimmen scheinen, oder auch blofs, weil sie die Gegenstände zurückstrahlt, wie ein ruhiges Wasser. Die meisten übrigen Sprachen benennen diesen Theil des Auges nach dem Spiegelbilde selbst, das der Beschauer darin erblickt, daher

Digitized by Google

die Ausdrücke *pupilla*, *Männlein* oder *Mägdlein im Auge* u. s. w. Die *Iris* bezeichnet der Tibeter durch *mig-gi djalmo*, *Augen-Königin*. Für *Kniescheibe* hat man zwei Wörter: *lha-nga* und *me-long*; beide sind von undeutlicher Zusammensetzung; aber das letztere ist zugleich der einzige Ausdruck für *Spiegel*. Die rundliche Form, die Glätte und das Relief der Kniescheibe mufsten den Vergleich sehr nahe legen, da die Metallspiegel der Ostasiaten alle rund und convex gearbeitet sind. — *Verfinsterungen* der *Sonne* und des *Mondes* erklärt der Volksglaube in Tibet wie in China und ganz Nordasien, von der Behrings-Strafse bis zum Wolga-Strom, für ein ganzes oder theilweises Verschlingen dieser Himmelskörper durch ein Ungeheuer der Lüfte; daher die analoge Bezeichnung dieses Phänomens in den Sprachen aller dieser Völker: in China z. B. sagt man: *ji-schi*, *jué-schi* (*Verspeisung der Sonne, des Mondes*); in Tungusien: *schun djembi*, *bia djembi*, was gleichen Sinn ausdrückt. Die Tibeter sagen: *ratschan-dsin*, *Ergreifung durch den Ratschan* (oder *Râhu*, welches der *Name* des Ungeheuers); die Türken: *gün tutulu* (oder *tutulmasi*), *ai tutulu* (oder *tutulmasi*), *Ergriffenwerden der Sonne, des Mondes*); die Tschuwaschen an der Wolga: *wubur sijat*, *Fraſs des Dämons* *).

Zu den undeutlichen Composita der Tibeter gehören unter Anderen: *me-tog*, *Blüthe*, *Blume*, und *bud-med*, *weibliches Wesen* im weitesten Sinne. *Me* allein heifst *Feuer* und *brennen*; *tog* aber, *Spitze*, *Extremität*; hieraus ergäbe sich *brennende*, vielleicht *glühende Spitze*, etwa mit Anspielung auf die lebhafte Farbe der Blüthen, oder auf das Werden, das Zeitigen der Frucht in ihrem Kelche? Auch im Deutschen scheinen *glühen* und *blühen* mit einander verwandt zu sein. In dem Worte *bud-med* wird ohne Zweifel etwas *verneint*; denn *med* entspricht unserem *un* — oder *los*. Für *bud* finde ich, wenn es Tibetisch sein soll, nur die Bedeutung *anzünden*; ist es hier etwa die indische Wurzel für *wissen*, *erkennen*, wornach das Compositum s. v. a. *nicht-wissend*, *erkenntnifs-los* bedeutete? Ein anderer Ausdruck für *Weib* überhaupt, *tsche-man*, *Niedrig-geborenes*, steht dem *tsche-mt'on*, d. h. *Hoch-geborenes*, gegenüber, einem Ausdruck für das *männliche Geschlecht*.

*) S. meine Abhandlung: *de lingua Tschuwaschorum*. Berlin, bei Veit u. Comp. 1841. S. 2.

Den *Elephanten*, der auf den eisigen Hochebnen Tibet's natürlich ein unbekanntes Thier ist, bezeichnen die Tibeter durch *lang-tsch'en* oder *lang-po-tsch'e*, was aber nichts Anderes als *grofser Ochse* bedeutet; ja *lang* (*Ochse*) kann für sich allein schon *Elephant* bedeuten, und *ba-so*, *Elfenbein*, heifst ebenfalls wörtlich *Ochsenzahn*. Dieser Umstand giebt eine schöne Parallele zu dem griechischen ἐλεφας, welchem ohne Zweifel ein phönicisches oder aramäisches Wort, wie *eleph*, *alpha* (*Stier*) zum Grunde liegt. Beide Nationen, die Phönicier wie die Tibeter, mufsten wohl das Elfenbein eher kennen lernen, als den Elephanten, und konnten sehr leicht verleitet werden, die ungeheueren geschweifsten Stofszähne für *Hörner* des mächtigen Thieres zu halten: was lag somit näher, als die Annahme, dafs jenes Thier ein *kolossaler Ochse* sei? Andere Wörter für den Elephanten, die auf seine Eigenschaften anspielen, sind entsprechenden Namen im Sanskrit nachgebildet, z. B. *lag-dan*, der *Hand-begabte*, im Sanskrit *hastin*, von *hasta*, *Hand* und *Rüssel*.

Der kleinste tibetische Text kann uns schon einen Begriff davon geben, wie viel selbst dem Wörterbuche des Hrn. Schm. zu seiner Vollständigkeit noch fehlen mufs. Nehmen wir z. B. eine Anekdote vor, die der Verf. am Schlusse seines scharfsinnigen Artikels: „Versuch zur Feststellung der Aera des Buddhaismus *) im Original mittheilt. Zeile 5: *rin-po-tsch'er ngos-nas tse-jing kod-do*, zu Kostbarkeiten *machend*, spielend safsen sie. Das Verbum *ngos* (*bsngos*) heifst nach dem Wörterbuche: *grünen*; *segnen*; *beglücken*, aber nicht *machen*, *einrichten*, oder *bestimmen*, wie das Wort zwei Zeilen weiter übersetzt ist und auch übersetzt werden mufs: *bang-war ngos-pai sa*, zum Schatzbehälter bestimmte Erde. — Zeile 9 steht ein Imperativ *rgur-tschig*, mache dich (den Rücken) *krumm*; es ist aber dieser verbale Gebrauch der Wurzel *rgur* im WB. nicht angegeben. — Z. 17: *lo rdja lon-pai og-tu* (nachdem hundert Jahre verflossen sein werden) heifst wörtlich: 100 *Jahre des Empfangens unten*. Im WB. findet man zwar *lon* mit den Bedeutungen *empfangen*, *erhalten*; der Verf. bemerkt aber nicht, dafs es auch vom Ablauf einer Periode gebraucht wird; offenbar denkt man sich hier den Menschen als die Zeit

*) Im *Bulletin scientifique* der kaiserl. Akademie zu Petersburg (1840).

Digitized by Google

gleichsam in Empfang nehmend, wie die Mongolen den Menschen zur Zeit kommen lassen, statt die Zeit zum Menschen (*tsak-dur görkä*), und *lo rdja lon-pai og-tu* heifst eigentlich: nachdem man 100 Jahre empfangen haben wird. Endlich steht weder in der Grammatik noch im W.-B. etwas davon, dafs *og-tu* (*nach Unten*) auch für *nach* (von der Zeit) gebraucht wird, und doch kann man in dieser Verbindung nicht anders übersetzen.

Der mir eben vorliegende Text eines *Sûtra*, den Hr. Schmidt bereits in den Memoiren der Kaiserl. Akademie von 1837 Tibetisch und Deutsch herausgegeben, enthält schon auf der ersten Seite zwei Wörter, oder, besser gesagt, Bedeutungen, die im Wörterbuche fehlen: einmal ist es *sol* (*gsol*), welche Verbalwurzel, mit dem Dativ von *Körper* verbunden, nur *anlegen* oder *anziehen* bedeuten kann; die Stelle lautet: *schan-t'ab dang tsch'os-gos sku-la sol-te*, Unterkleid und geistliches Gewand dem Körper anlegend. Im W.-B. ist aber *sol* (*gsol*) nur durch *bitten* und *speisen* erklärt. Wenige Zeilen weiter steht *srang*, das im Wörterbuche durch *Gewicht*, *Wage*, erklärt ist, als Verbum, und zwar in einem Zusammenhange, wo es nur *eine Lage geben*, *richten*, bedeuten kann; der Satz lautet: *sku drang-por rang-te* (*srang-ste*), den Körper aufwärts richtend.

Schott.

XXXI.

Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach. Zwei Bände. Göttingen, 1841.

Der Vf., der als Dr. med. und aufserordentlicher Prof. an der Universität zu Göttingen sich bezeichnet, hatte im Frühjahr 1839 die Absicht, eine Reise in die Gebirge des nördlichen Albaniens zu unternehmen, und dieselben, da sie in botanischer Hinsicht noch niemals untersucht worden waren, in dieser Beziehung zu untersuchen. Indefs fand er sich später veranlafst, seine Reise weiter auszudehnen und nicht nur über Konstantinopel bis Brussa in Bithynien, sondern auch durch Thracien und Macedonien zu reisen, und zuletzt auch Nordalbanien zu durchwandern, indem er dabei immer das Studium der Flora dieser Länder als den Hauptzweck seiner Reise im Auge festhielt. Die rein-wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Untersuchungen beabsichtigt er in einem systematischen Werke über die rumelische Flora niederzulegen; hier aber in der vorliegenden Reise wollte er, unter fast ausschliefslicher Beibehaltung der Tagebuchsform, nur die Natureindrücke, welche die Wanderung durch jene Länder auf ihn machte, und worin die physische Eigenthümlichkeit dieser Länder sich äufsert, schildern und nur insofern, als er in persönlichen Begegnissen einen Reflex von der Sitte und Art des Volks zu erblicken glaubte, auch deren Mittheilung nicht unterdrücken, ohne sich gerade auf eine Schilderung geselliger und politischer Zustände jener Länder, sowie deren Bewohner einzulassen. Er wollte zunächst nur auf das sich beschränken, was er selbst dort sah und erlebte; und gewifs hat der Verf. auf diese Weise zur besseren Kenntnifs jener noch wenig bekannten Länder unsers Welttheils, im Allgemeinen und namentlich in botanisch-geologischer Hinsicht (denn auch die einzelnen Berge und Gebirgszüge, die er bestieg, sind ein Gegenstand seiner Forschungen), einen um so schätzenswertheren Beitrag geliefert. Auch für die Geographie ist Manches daraus zu lernen, und manche fehlerhaften und mangelhaften Angaben der bisherigen Karten sind nach einzelnen hier enthaltenen Angaben zu berichtigen. Der Vf. reiste auf der Donau und durch das schwarze Meer nach Konstantinopel, nur um durch seine persönliche Gegenwart gewisse Vortheile für seine Reise zu erlangen und um „persönlich an den höchsten und reichsten Quellen unserer Kenntnifs vom Oriente zu schöpfen." Von da machte er eine Excursion nach Brussa in Bithynien, die er in physischer Hinsicht nicht reizend genug schildern kann, kehrte später nach Konstantinopel zurück, und trat sodann seine Reise durch Thracien, immer längs der Meeresküste (über Enos u. s. w.), an. Auch er fand diese Länder der Türkei menschenarm, weniger bebaut, als möglich wäre, höchstens in der Nähe von gröfseren Städten (wennschon nach türkischem Gesetze jedem Unterthan freisteht, unbenutztes Land urbar zu machen und sich dasselbe ohne besondere Kosten anzueignen, Bd. I., S. 136); mehr Weideland, als Felder, zum Kornbau bestimmt; den Verfall der Städte und Dörfer fortschreitend, die Entvölkerung des Landes zunehmend. Dabei war er, trotz seines Firmans, den Prellereien und andern Unbilden, die für Fremde mit einer Reise in der Türkei verknüpft zu sein pflegen, ausgesetzt. Von Thracien machte der Verf. einen Abstecher zunächst nach der Insel Tassos und der vielfach theils wegen der reichen Vegetation, theils wegen der vielen Klöster und ihrer Verfassung, theils historisch (z. B. in Betreff des sogenannten Xerxeskanals) interessanten Halbinsel Athos, wo er selbst auch einige jener Klöster, sowie den Berg Athos besuchte. Denselben hatte er bereits von niedern Standpuncten aus in Thracien in einer Entfernung von ohngefähr 22 g. Meilen mit völliger Deutlichkeit, nicht als einen unbemerklichen Punct, den man mit dem Fernrohre suchen müfste, sondern wie eine Pyramide, die glänzend aus den Fluthen hervortaucht und von Jedermann mit unbewaffnetem Auge unterschieden wird, sehen können (I. S. 150); ein neuer Beweis für die, schon von Andern gerühmte Durchsichtigkeit der griechischen Atmosphäre, des λαμπρότατος ἀήρ bei Pindar. Ueber die griech. Klöster des Athos, ihre innere Verfassung, ihre Einkünfte u. s. w. erfahren wir hier Manches Interessante, und auch schon darin liegt auf der einen Seite eine interessante Eigenthümlichkeit, dafs, wie der Verf. Bd. I., S. 229 bemerkt, „es gewifs keinen Ort in Europa giebt, wo die menschlichen Verhältnisse seit den Zeiten des

Digitized by Google

Mittelalters so völlig stationär geblieben wären", als in jenen Klöstern. Da kann man sich denn freilich über die grofse, unter den Mönchen dieser Klöster herrschende Unwissenheit, von der, selbst Seitens der vier Proïstanerien, welche die höchste Gewalt auf dem Athos üben (S. 232), auch hier berichtet wird, durchaus nicht wundern, und um so weniger, als sie bei der griech. Geistlichkeit auch aufserhalb der Klöster sich findet. Von Athos reiste der Vf. nach der Chalcidice und Salonichi. Ueber Salonichi, „die am fernsten in den Westen hinausgerückte Stadt des Morgenlandes", welche aber „von Italiens und Deutschlands Bildungsstätten durch einen langwierigen Seeweg und einen breiten Kontinent getrennt" ist (Bd. II., S. 41, 42), beschränkt er sich auf die Mittheilung der während eines achttägigen Aufenthalts daselbst empfangenen Eindrücke, die nicht ungeeignet ist, in die dortigen socialen Zustände mehr als oberflächliche Blicke thun zu lassen. S. 65 f. macht der Verf. höchst interessante Bemerkungen über die Sprachgrenzen in Rumelien. Nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen gehört nämlich die griech. Sprache ohngefähr denselben Landschaften an, in denen zu den Zeiten des Alterthums Hellenisch gesprochen wurde, also der Halbinsel bis nach Epirus und Macedonien, dem Archipel und dessen asiatischen und europäischen Küsten. Sie wird heutiges Tages in Albanien südlich von Janina allgemein geredet; von da geht ihre Nordgrenze über die Gebirgskette zwischen Thessalien und Macedonien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstensaum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres, und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge der Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen vorherrschend griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das ägäische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Ausnahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen (der serbisch-bulgarischen), welche von da bis zur Donau allgemein sind, und zwar umfafst die serbische Sprache den nördlichen und westlichen, die bulgarische dagegen den südlichen und östlichen Theil dieses Gebiets. Die dritte Hauptsprache Rumeliens, die albanische, reicht von Janina bis zum weifsen Drin, und östlich bis zum Pindus. Durch diese drei Hauptsprachen wird Rumelien in drei, ebenso sehr durch Sinnesart und Sitte des Volks geschiedene Länder abgesondert, während die Türken daselbst nur als sparsam zerstreute, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Dies bestätigt sich auch durch die Verbreitung der türkischen Sprache, indem dieselbe zwar in ganz Rumelien nördlich vom 40. Breitengrade verstanden wird, aber keineswegs als die Sprache des Volks gelten kann, wie denn der Verf. selbst auf griechischem Gebiete in Thracien und Macedonien nur selten rein türkische Ortschaften antraf. Die walachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Donau getrennt wird, ist in einigen Dörfern üblich, welche, walachischen Ursprungs, über einen Theil des bulgarischen und griechischen Gebiets zerstreut liegen. (Sind das die sogenannten *Βλαχοχωρία*, so dürfte hier wohl ein Irrthum zum Grunde liegen, indem diese *Βλάχοι*, die auch sonst durch Griechenland zerstreut leben, keine besondere Sprache, am wenigsten die walachische, reden. Dieser Meinung ist auch der Grieche Kumas, *Ἱστορία τῶν ἀνθρωπίνων πράξεων*, 1832. Bd. 12. S. 522 und 530.) Was das Griechische noch besonders betrifft, so wurde dem Verf. als ein Centralpunct, wo das beste Griechisch geredet werde, die Stadt Janina bezeichnet; erklärlich genug insofern, als in Janina schon sehr früh, seit dem 17. Jahrh., eine hellenische Schule gewesen ist; indefs habe man mit Bewunderung und nicht ohne patriotisches Hochgefühl hinzugesetzt, dafs in Attika seit zehn Jahren die Sprache durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert habe und die reine und geschmackvolle Form bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen sei, dafs in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne. Wie kommt es denn nun aber, wenn man hierbei an die Fallmerayer'sche sogenannte Hypothese von der Ausrottung alles und jedes griechischen Lebens in den Bewohnern der von den alten Griechen bewohnten Länderstriche denkt, wie kommt es, dafs die griechische Sprache, wir fragen nicht, überhaupt noch in dem Volke sich erhalten habe, wohl aber, dafs sie südlicher von denjenigen Länderstrichen, wo nach Obigem die slavische Sprache herrscht, nämlich im eigentlichen Griechenland, im Peloponnese u. s. w., wo doch sonst Vieles, wenn nicht Alles slavisirt worden sein soll, die herrschende Sprache geblieben sei? Wir können hierauf, wollen wir einmal annehmen, wir selbst seien der Urheber jener Hypothese, nur beschämt bekennen, dafs wir, wie auch sonst aus Büchern und todten Buchstaben der Vergangenheit jene Hypothese begründet sein möchte, auf das Moment, welches in der nicht ausgerotteten griechischen Sprache liegt, bei der angenommenen gänzlichen Ausrottung alles griechischen Lebens des Alterthums gar keine, oder doch nicht die genügende Rücksicht genommen haben. — Von Salonichi reiste unser Verf. weiter nach Macedonien, über Bitolia, Köprili nach Uskurb (wo er in der Person des Paschas, Awsi Pascha, einen nicht ungebildeten Muselmann, sogar mit einem gewissen Anstrich philosophischer Denkart, kennen lernte), bis Prisdren, und von da durch Nordalbanien nach Scutari. Für Statistiker fügen wir noch die Bemerkung hinzu, dafs der Verf. Bd. 2., S. 366 eine interessante Notiz über die administrative Eintheilung des westlichen Rumeliens mitgetheilt hat.

Fr. Kind.

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXXII.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Leipzig, 1841. bei Otto Wigand. Vorr. und Text S. 168.

Es ist eine viel verbreitete Meinung und falsche Vorstellung, dafs die Hegelsche Philosophie das unmittelbar Gegebne und Positive auflöse, dafs ihre Dialektik das Unmittelbare nur zerstöre. Man erkennt alsdann nicht, dafs sie blofs die Abstraction des Gegebenen, nicht dieses selbst aufhebt, dafs sie das Unmittelbare und Positive entwickelnd nicht annihilirt, sondern dessen Explication nachweist. Man sieht ferner nicht, dafs das Positive ohne diese seine Entwickelung und Erhebung in die höhere Idealität nicht wirklich begriffen wird. Sondern man stellt sich vor, dafs die niedern Sphären und Kreise des unmittelbaren Inhalts in die höheren Kreise dialektisch nur erhoben und aufgehoben, aber nach ihrer Bestimmung und Wahrheit nicht zugleich erhalten (bewahrheitet) werden. Es geht aber nur das an ihnen zu Grunde, was unwahr, was endlich und äufserlich ist. Das Princip der Hegelschen Dialektik ist, im Geiste und der Wahrheit erkennen, in dem Gegebenen selbst den Trieb erforschen und wahrnehmen, durch welchen es zu seiner höheren Idealität über sich hinausgeht. Das Gegebne wird dadurch nicht aufgelöst, sondern erlöst, wird der Abstraction entrissen seiner höheren Bestimmung zugeführt. Das unmittelbar Gegebne und Positive wird also durch die Hegelsche Dialektik von seiner endlichen Bestimmtheit und Aeufserlichkeit frei gemacht, in seine unendliche Position erhoben: und erst dadurch wieder wahrhaft Positives.

Es kommt alles in dieser Beziehung auf den flüssigen Zusammenhang Gottes mit der Welt an. Dieser Connex enthält zwei wesentliche Momente, den Unterschied Gottes von der Welt und die Einheit Gottes mit derselben. Der Zusammenhang selbst, ist sowohl das eine Moment als das andre. Der Unterschied wird in Betreff der Erkenntnifs gewöhnlich als Transcendenz, die Einheit als Immanenz bezeichnet, aber das wahre Princip der Erkenntnifs ist ihre flüssige Einheit und Idealität. Es giebt nun in der Gegenwart zwei Parteien, welche an der Transcendenz und Immanenz einseitig festhalten. Die erste Partei proclamirt das Positive; die zweite das Negative. Jene wird durch die positive Philosophie, diese durch die linke Seite der Hegelschen Schule repräsentirt. Es giebt ferner die bekannte Unterscheidung dieser Schule in rechte Seite, Centrum und linke Seite. Die rechte Seite soll mit der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur die evangelische Geschichte ganz bewahren wollen, das Centrum nur zum Theil, aber die linke Seite soll sie weder ganz noch theilweise von der Idee aus historisch rechtfertigen mögen. Die erste Seite hält sich mehr an die Vorstellung, an den unmittelbar gegebnen Inhalt; die letzte verwirft öfters mit der Vorstellung den Inhalt selbst. Beide Seiten sind in Streit mit einander. Die linke macht der rechten Seite den Vorwurf, sie sympathisire mit der genannten positiven Philosophie, und diese wirft umgekehrt jener vor, sie zersetze und löse den Inhalt der Vorstellung in Nichts auf, anstatt denselben zu erkennen. Merkwürdiger Weise stimmen die positive Philosophie und die linke Seite der Hegelschen Schule in Beurtheilung der Hegelschen Philosophie selbst öfters zusammen, was sich aber dadurch erklärt, dafs beide Parteien die entgegengesetzten Momente der Hegelschen Methode, die Transcendenz oder Immanenz einseitig fixiren, und sich in dieser Hinsicht auf demselben Standpuncte befinden. In der Hegelschen speculativen Methode erzeugen die Transcendenz und Immanenz durch sich selbst ihre Einheit mit der andern, und bringen

sie aus sich selbst hervor. Daher wird eine dritte Partei im Unterschiede von den beiden ersten, der positiven und negativen Partei gefordert, die man die speculative nennen kann, welche zugleich die rechte und linke Seite der Hegelschen Schule in den flüssigen Zusammenhang mit der Idee, in ihre speculative, unendliche Selbstvermittlung zurücktreibe, ohne die sie ohnfehlbar in Dogmatismus und Skepticismus versinken müssen.

Dafs die Parteien sich für und wider auf Hegel berufen, darüber darf man sich nicht wundern, denn bei diesem sind die Momente in flüssiger Bewegung und Vermittlung, die jene fixiren. Die positive Partei sieht in der Hegelschen Philosophie blofse Immanenz, und macht die Transcendenz geltend, die Partei der linken Seite der Hegelschen Schule erblickt in ihr, einseitig an der Immanenz festhaltend, dasselbe. Dies zusammen führt fast allgemein die Ansicht herbei, dafs die Immanenz das eigentliche Wesen der Hegelschen Philosophie ausmache. Man folgerte weiter ihre blofs negative, auflösende Tendenz: man verdächtigte sie. Der Verdacht traf natürlich am meisten die linke Seite, und verstärkte sich noch mehr, als diese vom Standpunct der Immanenz die religiöse Geschichte kritisirte. Wenn nämlich die Immanenz consequent durchgeführt wird, so mufs sie nothwendig das menschliche Selbstbewufstsein als Princip von allem zum Resultat haben. Es bleibt dann nichts übrig als der Mensch: das Substanzielle und Göttliche kann nur auf das menschliche Selbstbewufstsein zurückgeführt werden, wenn es im Unterschiede von diesem angezweifelt wird. Dies skeptische Element, auf welches die Immanenz nothwendig zuletzt kommt und hindrängt, wird durch die Hegelsche Methode fortwährend überwunden.

Dies ist wohl der tiefere Grund, um sich das Erscheinen mehrerer neulich das Wesen des Christenthums betreffenden Schriften, und auch der Posaune erklären zu können. Die nähere Veranlassung zur Herausgabe der letztern ist dann der Conflict, in welchen besonders die linke Seite der Hegelschen Schule mit der Gegenwart gerathen ist. Daraus folgt schon, dafs die Posaune eine Tendenzschrift ist, eine praktische Tendenz hat. Der Gedanke liegt nahe genug, dafs man billig fragt: warum desavouirt man blofs diese linke Seite, warum geht man nicht auf den Grund, auf Hegel selbst zurück? Warum desavouirt man nicht ebenfalls ihn und die ganze Schule? Wenn ein Baum einen Zweig treibt, der eine giftige Frucht trägt, so weifs jeder, dafs nicht blofs dieser Zweig, sondern der ganze Baum ein Giftbaum ist. Drum soll man nicht blofs den Zweig hinwegnehmen, sondern den ganzen Baum mit der Wurzel ausroden. Man soll nicht blofs die linke Seite der Hegelschen Schule immer verdächtigen und anklagen, dafs sie terroristisch, atheistisch, dem Staat, der Kirche, dem ganzen christlichen Leben gefährlich sei. Das Gericht darf nicht nur über sie, sondern mufs vor allen „über Hegel den Atheisten und Antichristen" selbst ergehen. Wollen die Regierungen die Stimmführer der linken Seite, und diese überhaupt vom Staatsdienst entfernt halten, so müssen sie consequent auch alle Vertreter der rechten Seite und des Centrums ausschliefsen, denn diese sind ebenfalls Hegelianer. Um diese praktische Tendenz der Posaune auch theoretisch zu rechtfertigen, müfste gezeigt werden, dafs Hegel blofs die Immanenz lehre. Und wer das unternehmen würde, müfste in der Hegelschen Philosophie eben nur die Immanenz sehen. Unser anonymer Verf. befindet sich wirklich in diesem Fall. Er hat allein für die Immanenz in der Hegelschen Philosophie Augen, am wenigsten für die speculative Idealität in derselben, welche die Transcendenz und Immanenz zu Momenten ihrer unendlichen Selbstvermittlung fortwährend herabsetzt. Wenn er auf die Transcendenz unvermeidlich stöfst, so macht ihn das gar nicht bedenklich, er thut derselben ohne weiteres Gewalt an. So ist er ganz der Mann, nicht blofs in der Hegelschen Philosophie die Immanenz zu behaupten, sondern sie auch gegen alle, die nicht auf die linke Seite hinübertreten wollen, als das allein wahre Princip beweisen, und denselben zeigen zu wollen, dafs sie die Hegelsche Philosophie überhaupt nicht richtig gefafst und verstanden haben.

Die Art und Weise der Darstellung selbst wird Vielen mit Recht mifsfallen. Es wird nicht Wenige geben, die in der Anführung der vielen Bibelstellen, und in dem Zusammenhang, in welchen der Verf. sie bringt, nur Blasphemie und Frivolität sehen, die darin nicht blofs eine Persiflage aller derer erblicken werden, die die heilige Schrift (welche immer eine ehrfurchtsvolle Behandlung erfordert) nur gar zu häufig gegen die freie Wissenschaft mifsbrauchen. Diese extravagante linke Seite, werden Manche denken, ist jetzt in der Klemme,

Digitized by Google

und weifs sich nicht anders mehr zu helfen, als dafs sie ihre Appretur der Hegelschen Philosophie nun auf den Meister selbst überträgt; um ihn und die ganze Schule mit ins Verderben zu ziehen. Andre werden meinen, der Verf. ist ein Schalk; er weifs sehr wohl, dafs man aus Hegels Werken ebenfalls die entgegengesetzte Transcendenz aufzeigen und geltend machen kann, (ich würde auch diese und nicht minder das vage juste milieu beider Momente bekämpfen), er spricht nur die Herzensmeinung der Hegelschen Gegner aus, diese ironisirend; er giebt besonders denen nette Antworten, die von der Hegelschen Philosophie blofs Notiz nehmen, und immer nur nach ihren Resultaten, anstatt nach ihrer Entwickelung fragen. Der Verf. zieht aus Hegels Werken blofs solche Stellen an, die in seinen Kram passen, und läfst die Stellen, die ihn widerlegen, weg; er macht es nicht einmal wie Strauss, dafs er unspeculativ das Negative bei Hegel stets für wahr, das Positive stets für unzureichend und dem System zuwider erklärt. Die Darstellungsweise der rechten Seite ist meistens aphoristisch, die der linken Seite pamphletistisch: es ist aber nicht die Höhe der Speculation, ein System blofs nach seinen Resultaten zu kennen, und noch dazu mit wissenschaftlich unbewiesenen Tendenzen und Aussprüchen zu versetzen: es ist etwas anders, die Idee der Philosophie zu haben, das absolute Wesen als absolutes Wesen zu erkennen, und etwas anders, es als das System des Universums, der Natur und des Geistes, als die ganze Entwickelung seiner Realität zu begreifen und darstellen zu können.

Der Verf. ist aber seiner Sache gewifs, er polemisirt erst gegen die genannte positive Philosophie, und fordert dann alle Anhänger des Hegelschen Systems heraus, „einen Göschel, besonders aber einen v. Henning, Gabler, Rosenkranz und Andre — weil sie es ihrer Regierung schuldig sind", dafs sie auftreten und bekennen, ob er nicht den Sinn ihres Meisters gefafst habe, und ihm zeigen, ob seine Darstellung der Hegelschen Exposition nicht treu sei. Mich, den Ref., fordert er nicht persönlich heraus, er thut mir diese Ehre nicht an; ich benutze aber gern die von der Redaction dieser Blätter mir gegebene Veranlassung dem Vf. zu beweisen, dafs seine Exposition der Hegelschen Philosophie falsch sei. Ich werde nicht blofs gegen seine Auffassung reden, werde die von ihm aus Hegels Werken ausgezogenen Stellen nicht ignoriren und denselben blofs andre entgegensetzen. Nein, ich lasse mir keine einzige rauben, sondern erkenne sie alle an, wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen auch noch so gefährlich klingen mögen. Ich will mir nicht das freie Selbstbewufstsein, diese Gewifsheit des Menschen von sich selbst aus der Wurzel des Geistes, aus der Seele reifsen. Keine Macht auf Erden würde mich dazu zwingen. Der Vf. proclamirt aber die Alleinherrschaft des Selbstbewufstseins; ich werde dagegen zeigen, dafs das Selbstbewufstsein nicht erschöpfend, nicht der ganze Geist ist. Ich erkenne dasselbe aber als ein wesentliches Element der Erkenntnifs an. Ich stehe auf Seiten des Verfs. gegen alle, für das freie Selbstbewufstsein, aber streite gegen seine Alleinherrschaft. Am wenigsten fühle ich mich berufen, den Verf. und die linke Seite überhaupt verdächtigen zu helfen; das überlasse ich allein denen, die förmlich daraus ein Geschäft machen. Ich habe nur die Wissenschaft bei dieser Anzeige im Auge, ich kenne keine andren Waffen, als den freien Gedanken und mag keine anderen; ich werde blofs die abstracte Immanenz, die der Verf. für das wissenschaftliche Princip der Hegelschen Philosophie ausgiebt, aus den Werken Hegels selbst zu widerlegen suchen.

Hegel, behauptet der Verf., erklärt das Selbstbewufstsein für die einzige Macht der Welt, für den Herrn, Schöpfer und Tyrannen der Welt. Diejenigen sollen ihren Meister schlecht verstanden haben, welche glauben, er wolle sie zu dem lebendigen Gott führen, wenn er die schlechte Subjectivität der Gefühlstheologie bekämpfe, und auch die sollen ihn nicht gefafst haben, welche meinen, dafs er in dem Substanzialitäts-Verhältnifs des Pantheismus stehen bleibe. Das Selbstbewufstsein soll allein die Substanz sein, das Wahre und Wirkliche sein. „Alle Hegelianer, welche noch in dem Traume leben, dafs die Philosophie ihres Meisters mit dem christlichen Glauben an einen persönlichen Gott und einen Erlöser der gefallenen Menschheit übereinstimme, oder in Uebereinstimmung gebracht werden könne, kommt und beweist uns, dafs Christus und Belial, dafs Pantheismus und die biblische Wahrheit, dafs Tod und Leben mit einander stimmen. Ihr werdet den Beweis schuldig bleiben. Kommt uns aber ja nicht mit dem Gerede von dem absoluten Geist oder von der übergreifenden Subjectivität; beruft euch auch nicht auf das so oft gemifsbrauchte Wort eures Meisters, dafs die Substanz als Subject zu fassen sei. Hat denn

Digitized by Google

euer Meister gesagt, die Substanz sei ein bestimmtes einzelnes Subject? Hat er gesagt, sie sei das Ur-Subject, das Ur-Individuum, welches Himmel und Erde geschaffen hat? Merktet ihr nicht, dafs euer seelenmördrischer Vater nur sagen wollte und in einem Systeme ausgeführt hat, die Substanz sei überhaupt nur in der Kategorie der Subjectivität zu fassen, so dafs nämlich ihr innerer Proceſs bis zu jenem Punct geführt werde, wo sie sich zum Selbstbewufstsein in dem endlichen Geiste aufschliefse, und ihren dunkeln Abgrund in den Lichtpunct der Subjectivität hineinzieht, und ihm sein Dunkel, seine grauenvolle Finsternifs nimmt? Kann die Substanz, wenn sie ihren unendlichen Reichthum zum Bewufstsein bringen will, kann sie sich mit einem Subject begnügen? Eins ist zu wenig! Nur aus dem Kelche des ganzen Geisterreichs schäumt ihm die Unendlichkeit." — Aber sagt Hegel in diesen Schlufsworten der Phänomenologie, „die Substanz" bringt ihren unendlichen Reichthum zum Bewufstsein, oder nicht vielmehr „der sich als Geist wissende Geist (S. 612)"? Er bemerkt in der Vorrede zur Phänomenologie S. 16: „Es kommt nach meiner Ansicht alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken; zugleich ist zu bemerken, dafs die Substanzialität ebensosehr das Allgemeine als die Unmittelbarkeit des Wissens selbst, als auch diejenige, welche Sein und Unmittelbarkeit für das Wissen ist, in sich schliefst. Das heifst, die Substanzialität ist unmittelbar Subjectivität durch unendliche Selbstvermittlung. Wie soll da die Substanz Subject blofs werden, Gott blofs im Menschen seiner bewufst werden? Gott ist nach diesen Worten Hegels nicht das Werden der Substanz zum Subject oder Selbstbewufstsein, sondern ist die Einheit seiner als der Substanz und des Selbstbewufstseins, was er S. 15 näher so erörtert: „die lebendige Substanz ist das Sein, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heifst, welches in Wahrheit wirklich ist, nur insofern sie die Bewegung des Sichselbstsetzens oder die Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist." Wenn daher der Vf. sagt: „das Selbstbewufstsein der Substanz ist bei Hegel das Selbstbewufstsein des endlichen Geistes, das Selbstbewufstsein ist bei ihm alles", so ist das der Hegel'schen Bestimmung der Substanz schnurstracks entgegen. Die Substanz ist nach Hegel nicht blofses Ich oder Selbstbewufstsein, blofses Subject, sondern substanzielles Subject, die Allgemeinheit des Denkens, worin die Substanz absorbirt ist, ist nach ihm eben so todt und leer, als die Substanz, worin das Selbstbewufstsein untergegangen ist.

Aber nein, das Selbstbewufstsein ist und soll alles sein: es herrscht, sagt der Verf., an Gottes statt, den es früher schon negirt hatte, als das Einzige und Allmächtige: die Substanz wird dadurch Subject, dafs dieses den Brand in sein eignes Innre wirft, dafs es nicht, wie in der Gefühlstheologie, an sich festhält: die Substanz ist das momentane Feuer, worin Ich seine Endlichkeit opfert, der Schlufs der Bewegung ist nicht sie (bei Hegel schliefst sie als substantielles Subject die Bewegung in sich), sondern das Selbstbewufstsein: kurz die Substanz zehrt die Endlichkeit des Selbstbewufstseins auf, und fällt dem unendlichen Selbstbewufstsein dann als Beute anheim. Ich soll sich dadurch als unendliches, allgemeines Selbstbewufstsein setzen. Es fragt sich daher, was ist nach Hegel das Selbstbewufstsein? Nach Encycl. 2. Ausg. §. 422 kommt es zum Selbstbewufstsein durch das Bewufstsein, durch Sinn und Verstand, aber im Selbstbewufstsein ist der Unterschied des Aeufsern und Innern, der Unterschied der Gegenständlichkeit nicht mehr, Ich ist selbst der Gegenstand. Der Ausdruck des Selbstbewufstseins ist nach §. 424 „Ich = Ich; abstracte Freiheit, reine Idealität. — So ist es *ohne Realität*, denn es selbst, das Gegenstand seiner ist, ist nicht ein solcher, da kein Unterschied desselben und seiner vorhanden ist." Ebendaselbst: „Die Wahrheit des Bewufstseins ist das Selbstbewufstsein, und dieses der Grund von jenem, so dafs in der Existenz auch alles Bewufstsein eines andern Gegenstandes zugleich Selbstbewufstsein ist." Was Hegel hier vom *Selbstbewufstsein* sagt, dafs es als Bewufstsein eines andern Gegenstandes zugleich Selbstbewufstsein ist, das macht der Verf. zur *Substanz und Vernunft*. „Der endliche Geist", sagt er, „ist als Bewufstsein der Substanz nothwendig Selbstbewufstsein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Antheisten und Antichristen.

(Fortsetzung.)

Das Selbstbewufstsein ist dagegen bei Hegel Bewufstsein der sinnlichen Welt und seiner selbst, nicht die Substanz: es kommt zur Substanzialität nicht als solches, sondern dadurch, dafs es sich im Andern zu wissen anfängt, und sich mit demselben in Einheit weifs. Siehe Encyclopädie §. 436: „das allgemeine Selbstbewufstsein ist das positive Wissen seiner selbst im andern Selbst." Ferner die Bemerkung: „dies allgemeine Wiederscheinen des Selbstbewufstseins ist die Form des Bewufstseins der Substanz jeder wesentlichen Geistigkeit." Erst hier, nicht früher beim Bewufstsein und Selbstbewufstsein, spricht Hegel von der Substanz, und dann ist das Selbstbewufstsein nach ihm nicht die Substanz, sondern „die Form des Bewufstseins derselben." Hegel sagt nirgends, das Ich, das Selbstbewufstsein ist die Substanz, sondern die Vernunft ist die Substanz: Encycl. 2. Ausg. §. 439: „Die Vernunft ist als diese Identität (der Subjectivität des Begriffs und seiner Objectivität) nicht nur die absolute Substanz, sondern auch die Wahrheit als Wissen." Das Selbstbewufstsein ist nach ihm die Bestimmtheit der Vernunft, die Form der Substanz, nicht diese selbst: Encycl. §. 439: „Die Vernunft (die wissende Substanz) hat hier zur eigenthümlichen Bestimmtheit den für sich selbst existirenden Begriff, Ich — die Gewifsheit seiner selbst als unendliche Allgemeinheit. Diese wissende Wahrheit ist der Geist." Das Wissen gehört also dem Geiste an, nicht dem Ich und Selbstbewufstsein, der Verf. verwechselt das Selbstbewufstsein mit dem Geist, die abstracte, subjective Identität, mit der erfüllten, absoluten. „Es ist ein Act" sagt er, „eine Bewegung, wenn das Allgemeine im Selbstbewufstsein sich selbst weifs und der endliche Geist im Allgemeinen sein Wesen anschaut. Es ist das eine und selbe Selbstbewufstsein der Substanz." Wann aber schaut der endliche Geist sein Wesen im Allgemeinen an? Als Bewufstsein und Selbstbewufstsein? Oder nicht vielmehr als Bewufstsein, als natürlichen und menschlichen Geist über sich zu Gott hinausgehend? Hegel entwickelt in der Phänomenologie, wie der menschliche Geist in der Welt von Gott, seinem Wesen, entfremdet ist, und wie diese Entfremdung und Entzweiung in der Religion sich zur Einheit mit Gott aufhebt. In der Religion ist das Selbstbewufstsein für das Selbstbewufstsein der Geist, das Wissen der Verzeihung und Versöhnung. Der Verf. sagt selbst: „In der Religion hat der gesammte Reichthum der natürlichen und geistigen Welt sich in seine einzige Substanz zusammengefafst, und diese Substanz ist es, die sich im endlichen Geist zum Wissen, zum Selbstbewufstsein ihrer selbst erhebt, und sich als das Wesen, sowie alles Bestimmte als Moment ihrer selbst weifs. Diese Substanz aber ist das Wesen von allem dem, was der geschichtliche Geist in seiner Welt geschaffen, gearbeitet und erworben hat."

Aber dieser geschichtliche, objective Geist soll wiederum nichts anders sein, als das Selbstbewufstsein. „Der Weltgeist" sagt der Verf. „ist bei Hegel nur ein Bild, welches der Philosoph zuweilen aufstellt, und dem er dann die Attribute der Göttlichkeit: die Krone, das Scepter und den Purpurmantel schenkt. Er weifs recht gut, dafs dieses Bild nur das Selbstbewufstsein darstellt, und er scheut sich auch nicht, diesem die göttlichen Attribute zurückzugeben." Nach Hegel Encycl. 2. Ausg. §. 549 enthält der Weltgeist die Volksgeister als Momente und Stufen seiner Entwickelung in sich, worin die Individuen mit einbegriffen sind. Der Weltgeist ist demnach der allgemeine Geist der Menschheit, in welchem alle Völker und Individuen nach ihrer Ob- und Subjectivität aufgehoben sind. Der Vf. durfte

Digitized by Google

nicht sagen: der Weltgeist ist das Selbstbewufstsein; er mufste sagen: der Weltgeist ist das allgemeine Selbstbewufstsein der Völker und Individuen: das Selbstbewufstsein als blofs einzelnes drückt das nicht aus. Aber auch der Geist der Menschheit, das allgemeine Selbstbewufstsein der Völker ist nach Hegel nicht Gott, der göttliche Geist, wie der Vf. versichert, dafs Hegel von seinen Schülern den Glauben an diesen Popanz, als an die Gottheit selbst fordere. Hegel vergöttert den Menschengeist nicht und kann ihn nicht vergöttern: denn die Bestimmungen, in welchen derselbe objectiv ist, in welchen er der Geist ist, sind die Begriffsbestimmungen des Allgemeinen, des Besondern und Einzelnen. Der Weltgeist ist in den Völkern und Individuen sich verwirklichend zwar der wissende Geist, aber in jenen endlichen Bestimmungen, welche nach der Logik (Encycl. §. 213) zur Idee über sich hinausgehen. Erst diese, die Idee ist ihre unendliche, ideelle Einheit: die Idee ist die Wahrheit, die der Begriff hat, nicht der Begriff, sondern die Einheit des Begriffs und der Realität. Der Weltgeist, der Menschengeist hat wegen dieser Bestimmungen den Trieb, sich zum göttlichen Geist als zu seiner Wahrheit zu erheben und aufzuheben. Der göttliche Geist ist daher, anstatt das Sein, vielmehr das Nichtsein des Menschengeistes, sein Aufgehobensein: in Gott ist die Natur und der menschliche Geist auf unendliche Weise aufgehoben und erhalten: Gott ist ihre absolute Einheit, ihre reelle Idealität, kein Sein und Werden, kein Begriff und Idee, sondern in allen dem der absolute Inhalt. Das Wissen Gottes ist kein Wissen von etwas, sondern ist das Wissen an und für sich selbst: in Gott ist das Sein, die Existenz nicht vom Wissen verschieden, und das Wissen nicht vom Sein, dergleichen endliches Sein und Wissen ist in dem absoluten Wissen Gottes aufgehoben. Das Wissen des menschlichen Geistes ist blofs relativ, nicht absolut, indem es sich auf das Sein als auf ein andres bezieht, ist es nicht das göttliche selbst, sondern weifs das göttliche. Der menschliche Geist ist nicht Gott selbst, sondern weifs Gott auf verschiedenen Stufen des Bewufstseins. Wenn daher der Verf. sagt: „das Selbstbewufstsein ist die einzige Macht der Welt und der Geschichte und die Geschichte hat keinen andern Sinn, als den des Werdens und der Entwickelung des Selbstbewufstseins", so kommt dies Wissen aus der relativen Beziehung und Endlichkeit nicht heraus, und läuft noch dazu Gefahr, sich für das göttliche selbst zu halten.

Das Selbstbewufstsein soll aber nach Hegel die einzige geschichtliche und religiöse Macht in der Welt sein, denn man wisse aus der Phänomenologie, wie Hegel alle Momente des christlichen Glaubens aus der Welt des römischen Geistes und aus der Bildung des damaligen Bewufstseins entwickele und ableite. Der stoische Weise soll nach Hegel der Typus dessen sein, was die Christen im Bilde des Erlösers anschauen. „Die sittliche Realität der Stoiker ist nur der Weise, ein Ideal, nicht eine Realität — Ideal ist in der That der blofse Begriff, dessen Realität nicht dargestellt ist." Ziehen wir das stoische Selbstbewufstsein kurz in Betracht, wie es von Hegel in der Phänomenologie dargestellt wird. Es geht hier aus dem Verhältnifs der Herrschaft und Knechtschaft als reines Denken hervor. Im Denken frei, aber nicht in der Welt, wird es seiner Freiheit bewufst, als mit diesem Gegensatze behaftet, und strebt nun die Welt durch das Denken, nämlich dadurch zu vernichten, dafs es die Dinge als widersprechend aufzeigt. Aber blofs an sich, an das Denken gewiesen, ist es zugleich an das Denken gebunden: darum sucht es selbst sich vom Denken frei zu machen, es zeigt, dafs sein eignes Denken sich widerspreche. Aber so das skeptische Selbstbewufstsein setzt es sich über die Welt und sich selbst, über alles hinweg, es widerspricht sich, ohne es zu wissen. Es kommt aber zum Bewufstsein dieses Widerspruches, und ist so das unglückliche Bewufstsein: dieses weifs sich als unwahr und nichtig, indem es sich gegen das Wahre als unwahr erkennt. Und dies unglückliche Bewufstsein, die Consequenz des stoischen Selbstbewufstseins soll das Bewufstsein Dessen sein, der von sich sagt: ich bin die Wahrheit und das Leben! Es finden sich aber in der Phänomenologie selbst Stellen die Menge, an welchen Hegel den Erlöser ausdrücklich als kein abstractes Ideal, sondern als wirklich bezeichnet. Unter andern S. 568—69: „Dieser Gott wird unmittelbar als Selbst, als ein wirklicher Mensch sinnlich angeschaut; so nur ist er Selbstbewufstsein." Dies geschieht nach S. 567 durch gegenseitige Entäufserung; jedes, die Substanz sowohl als das Selbstbewufstsein, ist an sich das andre, und ist die Bewegung, sich in Einheit mit dem andern hervorzubringen. Diese Ein-

heit, worin beides Moment ist, diese wirkliche Einheit der Substanz und des Subjects ist der Geist, das wirkliche Ideal: Christus. „Dies, dafs der absolute Geist sich die Gestalt des Selbstbewufstseins an sich und damit auch für sein Bewufstsein gegeben, erscheint nun so, dafs es der Glaube der Welt ist, dafs der Geist als ein Selbstbewufstsein d. h. als ein wirklicher Mensch da ist, dafs er für die unmittelbare Gewifsheit ist, dafs das glaubende Bewufstsein diese Göttlichkeit sieht, und fühlt und hört. So ist es nicht Einbildung, sondern wirklich an dem" (S. 568). Um aber die heilige Geschichte für bloßen Mythus ausgeben zu können, führt der Verf. aus Hegels Gesch. der Phil. 3. Bd. S. 7 die Worte an: „Dies, dafs das Selbstbewufstsein das absolute Wesen, oder das absolute Wesen Selbstbewufstsein ist, dies Wissen ist jetzt der Weltgeist. Er ist dies Wissen, aber weifs dies Wissen nicht; er schaut es nur an, oder er weifs es nur unmittelbar, nicht im Gedanken. Als gedachte Unmittelbarkeit, Unmittelbarkeit des Gedankens ist das absolute Wesen unmittelbar im Selbstbewufstsein oder als innere Anschauung — eine Anschauung, wie wir Bilder gegenwärtig im Geist haben." Schlägt man die Stelle bei Hegel nach, so findet man ferner die Worte, die der Verf. überspringt: „Er weifs es unmittelbar d. h. dieses Wesen ist ihm wohl absolutes Selbstbewufstsein, aber ist in seiender Unmittelbarkeit ein einzelner Mensch, der zu einer bestimmten Zeit gelebt hat und an einem bestimmten Ort, ist so der absolute Geist, aber nicht der Begriff des Selbstbewufstseins, oder das Selbstbewufstsein ist noch nicht erkannt." Der Verf. umgeht die Worte „seiende Unmittelbarkeit" um die Anschauung von Christo bloß innerlich, als ein Bild in Gedanken bezeichnen zu können. Hegel sagt S. 7: „das ist die Sphäre der Religion, die in einem diesem Menschen das Göttliche weifs." Und S. 8: „das Wissen des Wesens vom Geist gehört der Religion an, weil in dieser es unmittelbar in der Anschauung ist. In der christlichen Religion ist das absolute Wesen so vorgestellt, aber nicht begriffen; in der That thut die Philosophie nichts anders, als die Idee des Christenthums begreifen." Die gedachte Unmittelbarkeit fällt also in die Philosophie. Unser Verf. beruft sich auf die Hegelschen Worte: „der Mythus gehört zur Pädagogie des Menschengeschlechts, ist der Begriff erwachsen, so bedarf er desselben nicht mehr." Hegel sagt das aber gegen die mythische Seite der Platonischen Darstellungsweise, nicht gegen die christliche Idee. Es kommt darauf an, was bei Hegel das Bild ist, und was der Begriff. Hegel bleibt für den Begriff bei dem innerlichen Bilde der Vorstellung nicht stehen. Er entwickelt in der Encykl. §. 451—65, wie das innerliche Bild der Vorstellung die äufserliche Anschauung voraussetzt, und ferner wie die Bilder der Vorstellung der Stoff werden, in welchen die Idee, der Gedanke sich hineinbildet. Aber weder das Bild, dessen Inhalt die Anschauung ist, noch das Sinnbild, dessen Inhalt der Gedanke, ist der Begriff, welcher als Gedanke vielmehr die Sache selbst ist. Der Begriff hat die Anschauung nicht bloß innerlich, im Gedanken als ein Bild, und stellt den Gedanken nicht in einem anschaulichen Bilde äufserlich vor, sondern ist als Gedanke die Anschauung selbst. Hegel fordert darum zu der gedachten Unmittelbarkeit die seiende Unmittelbarkeit, die der Verf. bei Seite schiebt: er fordert ihre Einheit, den Begriff als von der Sache erfüllten Gedanken, die „einfache Einheit des Subjectiven und Objectiven". (Encykl. §. 465).

Ich, meint der Verf., hat es in aller Religion nur mit sich selbst zu thun, während es glaubt, einen persönlichen Gott zu haben: es hält Jahrtausende lang sein eignes Spiegelbild für Gott, bis es endlich dahinter kommt, dafs es selbst dieses Bild ist: die Philosophie soll die Illusion aufheben. Das Selbstbewufstsein, das Denken, sagt er, ist sich selbst der Gegenstand, freie Thätigkeit und Allgemeinheit: darum erzeugt es alles aus sich selbst. „Was ist Gott? das Absolute, Wahre, antwortet Hegel, das an und für sich Allgemeine. Allein dieses Allgemeine, welches Gott ist, ist nichts als Denken. Das Denken ist die Thätigkeit des Allgemeinen, das Allgemeine, in seiner Thätigkeit und Wirksamkeit". Also, schliefst der Verf., ist ihm die Religion ein Product des Selbstbewufstseins. Hegel sagt aber in der Phänomenologie S. 513: „die Religion ist die *Vollendung des Geistes*, worin die einzelnen Momente desselben, Bewufstsein, Selbstbewufstsein, Vernunft und Geist als in ihren Grund zurückgehen". Hegel sagt hier ausdrücklich, dafs das *Selbstbewufstsein* bloß ein *Moment* des Geistes ist, welcher sich in der Religion vollendet: die Religion kann nach ihm deshalb kein Product des Selbstbewufstseins sein. Der Mensch hat Religion, producirt sie nicht, zur

Digitized by Google

Religion gehört nicht blofs der Mensch, sondern auch Gott. Encykl. §. 554: „die Religion ist eben so sehr vom *Subject* ausgehend und in demselben sich befindend, als *objectiv* von dem *absoluten Geist* ausgehend zu betrachten, der als Geist in seiner Gemeinde ist". Dagegen sagt der Verf.: „Hegeln ist die heilige Geschichte des Erlösers blofse Illusion, die Trinität ist ihm ein Traum, das Selbstbewufstsein ist ihm der wahre, wache Mensch, die Hegelsche Philosophie ist die Auflösung des Christenthums und alle Religion". Nun ist zwar das geistige Wesen der christlichen Religion nach Hegel noch mit einer unversöhnten Entzweiung in ein Diesseits und Jenseits behaftet (Phänom. S. 574): aber der Inhalt ist wahr: der Inhalt (des Christenthums) sagt er, „ist der wahre, aber alle seine Momente, in dem Elemente des Vorstellens gesetzt, haben den Charakter, nicht begriffen zu sein, sondern als vollkommen selbstständige Seiten zu erscheinen, die sich äufserlich auf einander beziehen. Dafs der wahre Inhalt auch seine wahre Form für das Bewufstsein erhalte, dazu ist die höhere Bildung des letztern nothwendig, seine Anschauung der absoluten Substanz in den Begriff zu erheben, und *für es selbst* sein Bewufstsein mit seinem Selbstbewufstsein auszugleichen, wie dies für uns oder an sich geschehen ist". Ferner S. 594: „Der Geist der offenbaren Religion hat sein Bewufstsein als solches noch nicht überwunden, oder, was dasselbe ist, sein wirkliches Selbstbewufstsein ist nicht der Gegenstand seines Bewufstseins; er selbst überhaupt und die in ihm sich unterscheidenden Momente fallen in das Vorstellen und in die Form der Gegenständlichkeit. Der Inhalt des Vorstellens ist der absolute Geist; und es ist allein noch um das Aufheben dieser blofsen Form zu thun". Aber nicht des Inhalts, wie der Verf. meint und will. In der Philosophie ist die wahre Form des Inhalts selbst erschienen, ohne den religiösen Inhalt zu beeinträchtigen, welcher in der Weise der Empfindung, Andacht, der Vorstellung seine Form behält. Darüber siehe Hegels Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 117: „Was sie (die christliche Religion) aber überhaupt unterscheidet, ist, dafs für die Christen diese intelligible Welt zugleich diese unmittelbare sinnliche Wahrheit eines gemeinen Geschehens hatte (in der Form des sinnlichen Bewufstseins), eine Form, wie sie für das Allgemeine der Menschen haben und behalten mufs". Der Verf. will im Christenthum bei Hegel nichts weiter sehen, als realisirtes Judenthum, nach Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 117: „das Jüdische hat von Anfang an dies Selbstgefühl der Nichtigkeit ausgemacht — ein Elend, Niederträchtigkeit — nichts, das Leben und Bewufstsein hat. Dieser einzelne Punct ist später universalhistorisch zu seiner Zeit geworden, und in dies Element des Nichts der Wirklichkeit hat sich die ganze Welt erhoben"; der Verf. bricht hier mitten im Satz ab, während Hegel so fortfährt: „eben aus diesem Princip aber in das Reich des Gedankens, — jenes Nichts in's *positiv Versöhnte* umgeschlagen. Es ist eine zweite Weltschöpfung', die nach der ersten entstanden ist".

Nach Hegel ist das christlich religiöse Selbstbewufstsein Ziel und Ende aller Entzweiung des Lebens, aber das hindert ihn nicht, die freie Gewifsheit des Geistes von sich selbst in allem zu behaupten. Der Verf. benutzt das, er sammelt sorgfältig die Stellen, welche scheinbar gegen die Religion, aber im Grunde nur gegen ihre Aeufserlichkeit gerichtet sind. Hegel sagt: „Wenn die Religion sich in der Starrheit ihrer abstracten Autorität gegen das Denken behauptet, dafs die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden, so ist die Pforte der Vernunft stärker, als die Pforte der Hölle". Ja! die Religion selbst ist stärker, denn die Vernunft hat sich innerhalb ihrer selbst bewährt. Die Religion selbst wird dadurch nicht zerstört, sondern ihre Aeufserlichkeit: Was ich glauben soll, mufs mit dem Innersten der Gewifsheit meiner selbst geeint sein. Die Aeufserlichkeit, die Trennung der Wahrheit und Gewifsheit im Glauben ist dem Geiste der Religion selbst zuwider. Darum darf der Verf. die Worte Hegels getrost hinschreiben: „hier (auf dem Standpunct des Bewufstseins) fliegt dieser gegenwärtige, inwohnende Christus um 2000 Jahre zurück, wird in einen Winkel von Palästina relegirt, ist als diese geschichtliche Person fern zu Nazareth, zu Jerusalem. Auf diesem Standpunct — in dieser historisch todten Form — stehen bleiben, heifst den Geist verwerfen".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen.

(Fortsetzung.)

Das Lügen gegen den Geist ist eben dies, dafs er nicht ein allgemeiner — nicht ein heiliger — sei doch Christus nur ein Getrenntes, Abgesondertes, sei nur eine andre Person, als diese Person, nur in Judäa gewesen, oder auch jetzt noch ist, aber jenseits im Himmel, Gott weifs, hier bricht der Verf. wieder ab, Hegel setzt aber hinzu: „nicht auf wirkliche, gegenwärtige Weise, in seiner Gemeinde." Hegel erkennt den Standpunct des Bewufstseins ebenfalls an als „den, womit es anfangen mufs", es soll dabei nur nicht stehen bleiben. „Hier" sagt er Gesch. der Phil. 1 Bd. S. 90 „treten alle Bestimmungen von Gegebensein und Empfangen ein", die uns in der Mythologie vorkommen; alles historische, die positive Seite hat ihre Stelle. Wir haben dann den Christus, der vor beinahe 2000 Jahren in die Welt gekommen. Aber sagt er: „Ich bin bei euch bis an der Welt Ende, wo zwei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter euch": werde ich nicht mehr sinnlich als Person gegenwärtig vor euch sein, so „wird der Geist euch in alle Wahrheit leiten" — das äufserliche Verhältnifs ist nicht das rechte, es wird sich aufheben. „Wozu bedarf es einer Versöhnung", ruft der Verf. aus, „die vor 2000 Jahren in einem Winkel oder in der Hauptstadt Palästinas geschehen ist! Wie leicht ist es da für den Menschen, seine Schuld, wenn er gefallen ist, wiederaufzuheben". Darum sage Hegel: „Der Mensch, der Fehler hat, ist unmittelbar durch sich selbst davon absolvirt, insofern er Nichts daraus macht", d. h. sie kraft seiner Freiheit zu nichte macht, sie nicht mehr thut und nicht mehr will, wie Shakespeare nur den einen Verdammten nennt, der das nicht kann. Der Verf. ändert das ab, denn er schreibt: „wenn ihr euch nur nichts daraus macht" als wenn Hegel geschrieben hätte: insofern er „sich" nichts daraus macht. Das ist aber nach Hegel nur die eine Seite der Aufhebung und Vernichtigung des Bösen, von Seiten des Menschen, es gehört nach ihm zur Erlösung und Versöhnung noch die andre Seite, die göttliche Gnade. Zur Religion, als dem Geiste der Versöhnung und Verzeihung gehörte, wie sich gezeigt, nicht nur der Mensch, sondern auch Gott. Der Verf. meint aber: wozu die Qual des Christen! Das Böse ist ja nach Hegel nothwendig. „Der Sündenfall", sage Hegel, „ist der ewige Mythus des Menschen". Aber was setzt er hinzu? „Das Bleiben auf diesem Standpunct ist das Böse, und diese Empfindung des Schmerzes über sich finden wir in den Gesinnungen Davids. Er sagt: Herr schaffe mir ein reines Herz, einen neuen Geist. Diese Empfindung sehen wir schon im Sündenfall vorhanden, wo jedoch noch nicht die Versöhnung, sondern das Verbleiben im Unglück ausgesprochen wird. Doch ist darin zugleich die Prophezeihung der Versuchung enthalten, nämlich in dem Satze, der Schlange soll der Kopf zertreten werden". Hegel zeigt in der Phil. der Gesch. Werke 9 Bd. S. 335, wie diese Entzweiung durch das Christenthum aufgehoben wird, dafs zuletzt nichts bleibt, als die Subjectivität, das Affirmative: „denn an sich ist das Unendliche, Substanzielle und das Subject, das durch den Schmerz sich geläutert hat, in Einheit, und das Bewufstsein dieser Einheit ist die unendliche Befriedigung, die absolute Versöhnung. Diese Befriedigung ist für uns zunächst dadurch erlangt, dafs die reine Subjectivität, eben weil sie Negativität alles Besondern ist, sich selber zum Gegenstande hat. Der unendliche Verlust wird nur durch seine Unendlichkeit ausgeglichen, und dadurch unendlicher Gewinn. Die Identität des Subjects und Gottes kommt in die Welt

als die Zeit erfüllt war: das Bewufstsein dieser Identität ist das Erkennen Gottes in seiner Wahrheit". Hegel sagt dies im Unterschiede von der Erkenntnifs durch den Fall, er will, dafs das Böse nicht sein und bleiben soll, während der Verf. aus demselben eine Nothwendigkeit macht. Nach Hegel ist blofs das Wissen vom Bösen nicht das Thun des Bösen nothwendig.

Ein Hauptgesichtspunct des Verfs. ist, dafs er immer die Aufklärung gegen die Aeufserlichkeit des Glaubens geltend macht: er nimmt diese aber für das Wesen der Religion selbst. Hegel lehre ja, dafs die Aufklärung den Glauben überwunden habe: „die Beglaubigung in äufserlich formeller Weise mufs wegfallen. Verlangt man das Gegentheil, so muthet man dem Menschen zu, Dinge zu glauben, an die er auf einem gewissen Standpunct der Bildung nicht mehr glauben kann. Dieser so geforderter Glaube ist Glaube an einen Inhalt, der endlich und zufällig d. h. der nicht der wahre ist. Die Aufklärung ist Meister geworden über diesen Glauben". Ja! über diesen Glauben, über die äufserliche Beglaubigung. Hegel unterscheidet in der Phänomenologie den wahren Glauben scharf und bestimmt von dem Glauben, welcher mit der Aufklärung in Widerstreit ist. Jener gehört dem seiner selbst entfremdeten Geiste an, dieser dagegen dem im andren seiner selbst gewissen, versöhnten. Der Glaube im Kampf mit der Aufklärung giebt dem Göttlichen einen Inhalt in Vorstellungen, und fordert zugleich, dafs wir diese Vorstellungen für die Wahrheit selbst halten und annehmen sollen, was gegen die freie Einsicht ist. Die Aufklärung ist gegen diesen äufserlichen Glauben wirklich im Recht, das Resultat des Kampfes aber ist, dafs der Glaube durch die Bildung und diese durch den Glauben aufgeklärt wird. Hegel sagt Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 106: „durch diese Formen müssen wir nicht etwa den Inhalt verkennen, gerade zu verwerfen, sondern den Inhalt da durcherkennen; man mufs sie aber auch nicht als absolute Fomen festhalten, und die Lehren schlechthin nur in dieser Gestalt festhalten und behaupten wollen, wie dies ehemals bei einer strohernen Orthodoxie statt gefunden hat". Hegel soll ebenfalls gegen die Kirche sein, der Verf. hebt all die Stellen bei ihm hervor, die scheinbar gegen die Kirche gerichtet sind. „Man könnte sich vorstellen eine allgemeine Gemeinschaft der Liebe, Welt der Frommen und Heiligen, eine Welt von Brüderschaft, von Lämmelein und Geisteständeleien, eine göttliche Republik, einen Himmel auf Erden. Aber so ist es auf der Erde nicht gemeint, jene Phantasie ist in den Himmel, d. h. anderswohin verwiesen — in den Tod. Jede lebendige Wirklichkeit braucht noch ganz andre Gefühle, Anstalten, Thaten". (Gesch. d. Phil. 3 Bd. S. 116) Hegel sagt dies aber nicht gegen die Kirche, an dieser Stelle, sondern blofs gegen das subjective Gefühl, welches sich noch nicht zur Kirche objectivirt hat. Ebendaselbst: „Das Reich vernünftiger Wirklichkeit ist ein ganz andres, mufs denkend, mit Verstand in sich organisirt und entwickelt sein; das Moment der selbstbewufsten Freiheit des Individuums mufs sein Recht erhalten, gegen objectives Gebot. Eben dies ist dann die wahrhafte wirkliche Objectivität des Geistes in Gestalt eines wirklichen Zeitlichen. Solche Objectivität kann nicht anfangs sein, sondern mufs durchgearbeitet durch Geist und Gedanken hervorgehen. Im Christenthum ist dies Anundfürsichsein der Intellectualwelt, des Geistes, allgemeines Bewufstsein geworden". Hegel spricht nie gegen die Kirche als solche, sondern immer nur gegen ihre Aeufserlichkeit und Autorität, wenn diese der Freiheit des Geistes Gefahr droht. Der Verf. macht ihn aber förmlich zum Revolutionär gegen alles Bestehende, er liest eifrigst alle Hegelschen Stellen über die französische Revolution zusammen, um diese selbst und den Atheismus für die Consequenz des Hegelschen Systems auszugeben. Hegel sage: „Wir sehen hier den sogenannten Materialismus und Atheismus auftreten als das nothwendige Resultat des reinen begreifenden Selbstbewufstseins". Aber wogegen! „Gegen die begrifflosen Voraussetzungen und Gültigkeit des Positiven in der Religion, in den rechtlichen und moralischen Bestimmungen und der bürgerlichen Gesellschaft". Hegel thut hier weiter nichts, als dafs er die freie Ueberzeugung gegen den verknöcherten, alle Bevorzugung und Unrecht in sich habenden Weltzustand rechtfertigt, welche das Recht auf ihrer Seite hatte. Aber sagt der Verf., Hegel vertheidigt den Unmenschen Robespierre: „Von Robespierre wurde das Princip der Tugend als das höchste aufgestellt, und man kann sagen, es sei diesem Menschen mit der Tugend

Ernst gewesen". Hegel sagt jedoch weiter: „Die Gesinnung kann nur von der Gesinnung beurtheilt und erkannt werden; es tritt demnach wieder schlechthin das Verhältnifs des Verdachts ein, denn die Tugend, sobald sie verdächtig wird, ist schon verurtheilt. Dabei ist es ein unmittelbares Wissen, wer verdächtig sei. Es herrschen jetzt die Tugend und der Schrecken, denn die subjective Tugend, die blofs von der Gesinnung aus regiert, bringt die fürchterlichste Tyrannei mit sich". Hegels Atheismus soll in folgenden Worten aber unzweifelhaft sein: „Durch die französischen Philosophen ist der Gedanke zum Panier der Völker erhoben worden, die Freiheit der Ueberzeugung, des Gewissens in mir. Sie haben dem Menschen gesagt: in diesem Zeichen wirst du siegen, indem sie vor Augen hatten, was im Zeichen des Kreuzes gethan worden, zum Glauben, zum Recht, zur Religion geworden war. Denn in dem Zeichen des Kreuzes hatte die Lüge, der Betrug gesiegt, unter diesem Siegel sich die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknöchert. Es ist absoluter Trieb, einen festen Compafs in sich zu finden, d. h. im Menschengeist immanent. Für den Menschengeist ist es dringend, solchen festen Punct zu haben, wenn er einmal in ihm selbst sein soll, wenn er in seiner Welt wenigstens frei sein soll. „Von der Religion", sagt der Verf. „hat Hegel die Seinigen befreit, der Gedanke, das Selbstbewufstsein, Freiheit, das sind die Güter, die er ihnen für das Geraubte gegeben hat". Jeder sieht, dafs Hegel in der angeführten Stelle nicht gegen alle Religion spricht, und gegen die katholische nur insofern, als sie in Frankreich vor der Revolution die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknöchert und gelähmt hatte. Hegels Werke 9 Bd. Phil. der Gesch. S. 440: „Die Regierung wollte aber durch Umbildung der Verhältnisse nicht ihrer Verlegenheit Abhülfe bringen, der Hof, die Klerisei, der Adel wollten ihren Besitz weder um der Noth, noch um des an und für sich seienden Rechtes wegen aufgeben, und zwar darum, weil die Regierung eine katholische war; und da der Begriff nicht als letzte absolute Verbindlichkeit galt, diese Rechte noch heilig waren". Er ist nicht gegen das Bestehende überhaupt, sondern nur gegen das zum Unrecht, zur Lüge geworden. „In Deutschland", bemerkt er vorher S. 439 „war in Ansehung der Weltlichkeit schon alles durch die Reformation gebessert worden, es war nicht mehr dieses unsägliche Unrecht, nicht diese Forderungen der blinden Knechtschaft des Geistes vorhanden". Hegel soll aber nach dem Verf. zwei Kirchen nicht unterscheiden, und doch wieder unterscheiden, insofern es zur kirchlichen Trennung habe kommen müssen: „damit der Staat als die sich wissende sittliche Wirklichkeit des Geistes zum Dasein kommen, und sich von der Form und Autorität des Glaubens unterscheiden konnte". Der Staat soll nur durch jene Trennung haben werden können, was seine Bestimmung ist, die selbstbewufste Vernunft und Sittlichkeit; weiter soll die Unterscheidung nicht gehen, die Kirche soll Kirche bleiben: der Staat soll über den besondern Kirchen stehend dadurch die Allgemeinheit des Gedankens, das Princip seiner Form gewonnen haben. Als wenn dies Princip nicht zugleich das der protestantischen Kirche wäre, wodurch diese sich von der katholischen bestimmt unterscheidet. Die protestantische Kirche zweifelte nämlich an der katholischen Autorität, zweifeln aber ist denken, die protestantische Kirche ging deshalb wie der Staat von der Form der denkenden Gewifsheit aus. Die neue Kirche und der moderne Staat haben dasselbe Princip der Vernunft und Freiheit des Geistes mit einander gemein: Hegel sagt darum Phil. der Gesch. Werke 9 Bd. S. 446: „Durch die protestantische Kirche ist die Versöhnung der Religion mit dem Recht zum Stande gekommen. Es giebt kein heiliges, religiöses Gewissen, das vom weltlichen Rechte getrennt oder gar ihm entgegengesetzt wäre". Der Vf. setzt in Betreff der Freiheit des Geistes Revolution und Christenthum immer einander entgegen: Wir verweisen ihn deswegen an die Phänomenologie, wo die Freiheit in der Revolution als allgemeiner und einzelner Wille mit sich in Zwiespalt ist, wo aber der Geist in der christlichen Religion die Einheit und Versöhnung gewinnt.

Hegel, welcher das Selbstbewufstsein auf den Thron gesetzt habe, soll sich gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze empören. Er soll darum die Kantische praktische Vernunft loben: „Es ist ein grofser Fortschritt, dafs dies Princip aufgestellt ist, dafs die Freiheit die letzte Angel ist, auf der der Mensch sich dreht, diese letzte Spitze, die sich durch nichts imponiren läfst, insofern es gegen seine Freiheit geht". He-

Digitized by Google

gel sagt aber gleich weiter: „Dies hat der Kantischen Philosophie von einer Seite die grofse Ausbreitung, Zuneigung gewonnen, dafs der Mensch ein schlechthin Festes, Unwankendes in sich selbst findet, einen festen Mittelpunct: so dafs ihn nichts verpflichtet, worin diese Freiheit nicht respectirt wird. Dies ist das Princip; aber *dabei bleibt es auch stehen*". (Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 591). Das Selbstbewufstsein ist noch nicht der Geist an und für sich selbst. Der Verf. bringt aber eine Menge Stellen für seine Behauptung aus Hegels Geschichte der Philosophie zusammen, die sich mehr oder weniger auf das Entstehen der Philosophie in der geschichtlichen Bildung der Völker und Nationen beziehen. Wenn es in einem Volke zu Philosophie kommen soll, mufs die Bildung schon weit gediehen sein, zwischen dem innern Streben und der äufsern Wirklichkeit mufs ein Bruch eingetreten sein, der Geist flüchtet dann in eine Gedankenwelt gegen die wirkliche Welt, er fängt an zu philosophiren. Ueberall weist Hegel nach, hat sich das in der Geschichte bewährt: mit dem Untergang der ionischen Staaten entstand die ionische Philosophie, Sokrates und Plato hatten keine Freude mehr am Athenischen Staatsleben, in Rom verbreitete die Philosophie sich erst mit dem Untergang des römischen Lebens unter der Despotie der Kaiser, und sofort bis auf die Gegenwart. Die Philosophie soll nach dem Verf. wegen ihres Zusammenhangs mit der Bildung einer Zeit, welche „diese substanzielle Weise der Existenz, diese Sittlichkeit, diesen Glauben wankend macht", das Verderben allein herbeiführen, da sie doch aus dem allgemeinen Verderben mit hervorgeht. Hegel sagt nicht blofs die Philosophie, sondern der ganze Geist kommt über seine Wirklichkeit zum Bewufstsein, und befriedigt sich dann in der Wirklichkeit nicht mehr. Die Philosophie, behauptet der Verf., entzieht dem wirklichen Leben, dem Staat, der religiösen Gemeinde die Grundlage, sie absorbirt und verdirbt alles; aber nach Hegels Gesch. der Phil. 1 Bd. S. 66 ist sie die Versöhnung des Verderbens, das der Gedanke angefangen hat. Freilich keine Versöhnung in der Wirklichkeit, die ja wegen des Verderbens mit sich entzweit ist, sondern in der ideellen Welt. „Die Philosophie", sagt Hegel S. 69, „ist ganz mit ihrer Zeit identisch, sie steht daher nicht über ihrer Zeit, sie ist das Wissen des Substanziellen ihrer Zeit". Ueber ihrer Zeit steht sie blofs der Form nach, indem sie das Substanzielle zum Gegenstand macht, aber sie annihilirt es nicht, verdirbt es nicht, sondern denkt und begreift es, erhebt es in die höhere Form. „Insofern sie (die Philosophie) im Geiste ihrer Zeit ist, ist er ihr bestimmter weltlicher Inhalt, zugleich ist sie auch das Wissen darüber hinaus, stellt ihm sich gegenüber; aber dies ist nur formell, denn sie hat wahrhaft keinen andern Inhalt" (S. 70). Was Hegel hier von einer neuen Form der Entwickelung sagt, bezieht sich blofs auf die geschichtliche Entwickelung der Philosophie. Es heifst S. 69: „Das Verhältnifs der politischen Geschichte, Staatsverfassungen, Kunst, Religion zur Philosophie ist nicht dieses, dafs sie Ursachen der Philosophie wären; oder umgekehrt diese der Grund von jenem; sondern sie haben vielmehr alle zusammen eine und dieselbe Wurzel — den Geist der Zeit". Es ist der ganze Geist, welcher über sich zum Bewufstsein kommt und seine Zustände kritisirt, nicht blofs die Philosophie ist dieser Maleficus. Was man gewöhnlich das Bestehende nennt, weifs jeder, bestand einmal nicht, und wird einmal nicht bestehen. Es besteht so lange, bis seine Zeit kommt, dann wird es nicht blofs abstract über den Haufen geworfen (Revolution), sondern umgebildet (Perfectibilität), wird nicht von Grund aus zerstört, sondern bildet sich um und bildet sich weiter fort. Es mufs zur That kommen, sagt der Vf., zur praktischen Opposition, das theoretische Princip mufs praktisch werden: die Philosophie soll auf das Bestehende ohne weiteres losstürmen, abgesehn davon, ob seine Zeit gekommen ist, oder nicht. Freilich ist die Philosophie nicht blofs Lehre, Theorie, Meinung, sondern sie bezieht sich auf die Wirklichkeit: sie thut das ihre, wenn die Zeit kommt, wie jede andre geistige Macht: das Bestehende ändert sich aber nicht früher und nicht später.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Antheisten und Antichristen.

(Schluſs.)

Hegel setzt die deutschen Aufklärer gegen die französischen zurück, weil sie weder den Geist, den treffenden Blick, noch die tief energische Empfindung der That haben. Daraus macht der Verf. ihm den Vorwurf, daſs er die Franzosen bewundere, und die Deutschen verachte. Wenn Hegel die Deutschen wegen ihrer Energie- und Thatlosigkeit als geborne Knechte, Schlafmützen, Beamtendiener, als bloſse Theoretiker und Pflegmatiker bezeichnet, wenn er uns zuruft: schläfrig sein, leben, Beamter sein — das ist nicht euer wesentliches Sein, wohl aber kein Sklave sein; wenn er uns die Franzosen vorhält, welche sagen: il a la tête près du bonnet, so thut er das wahrlich mehr aus Liebe zu uns, als aus Verachtung gegen uns, nach dem Sprüchwort: das Kind, welches wir strafen und tadeln, haben wir darum nicht weniger lieb. Hegel sagt aber auch an einer Stelle, die der Verf. vor Augen hatte: „der Deutsche, je knechtischer auf der einen Seite, desto zügelloser ist er auf der andern: Beschränktheit und Maaſsloses, Originalität ist der Satansengel, der uns mit Fäusten schlägt." Auch darum tadelt er Hegel, daſs dieser Napoleon, den gröſsten Feind lobe, den die deutsche Nation gehabt habe: „In Napoleon stellte sich dann wieder ein individueller Wille an die Spitze des Staats, er wuſste zu herrschen, und wurde dann im Innern bald fertig. Mit der ungeheuren Macht seines Charakters hat er sich dann auch nach Aufsen gewendet, ganz Europa unterworfen und seine liberalen Einrichtungen überall verbreitet. Keine genialeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden", „aber nie" sagt Hegel weiter „ist die Ohnmacht des Sieges in einem helleren Lichte erschienen, als damals. Die Individualität der Völker hat endlich diesen Koloſs gestürzt." Der Grund, warum Hegel die Deutschen so herabwürdigen soll, ist nach dem Verf. der, daſs sie ihm „noch zu ernst, religiös, nicht atheistisch genug sind." Eine Philosophie, die die Welt als ein Geschöpf Gottes betrachte, sei ihm gar nicht Philosophie, er lobe die Atomistik, welche die Vorstellung von der Schöpfung gestürzt habe, und freue sich, wenn er ein System vor sich sehe, welches in Erforschung und Erklärung der Natur einer Gottheit nicht bedürfe. Erstens gehört die Erbauung nicht in die Naturwissenschaft, dazu gehört Sinn und Verstand, und dann sagt Hegel dies von der alten Atomistik gegen frühere Philosopheme, die die Welt nicht durch sich selbst zu erklären vermochten. Er sagt nirgends, daſs ihm die Atomistik genüge: er zeigt in der Logik, in der Geschichte der Philosophie überall ihren Mangel, daſs sie alle Veränderung, alles Schaffen und Erzeugen äuſserlich zusammensetze, bloſs mechanisch erkläre, daſs ihr Wesen nicht Procefs sei (Gesch. der Phil. I. Bd. S. 372). Er lobt darum den Anaxagoras (S. 391), welcher über die Aeuſserlichkeit des Eins zur Einheit, zum Zweck hinausgehe, aber tadelt auch bei ihm, daſs „das Allgemeine noch dem Einzelnen, dem Seienden gegenübertrete", und sagt S. 393: „hier wäre nun die speculative Einheit dieses Allgemeinen mit dem Einzelnen zu betrachten, wie diese als absolute Einheit gesetzt ist; — aber dies wird freilich bei den Alten nicht angetroffen, — den Begriff selbst zu begreifen. Den sich zu einem System realisirenden, als Universum organisirten Verstand — diesen reinen Begriff haben wir nicht zu erwarten." Er findet den göttlichen, hervorbringenden, und in dieser Erzeugung wirklichen Verstand erst bei den Neuplatonikern, welche einer Intellectualwelt gegenüber die sinnliche Welt als Nichtsein (οὐκ ὄν) bestimmten (Gesch. der Phil. 3. Bd. S. 25, 50, 57, 75): „Nicht als ob sie neben einer sinn-

lichen Welt auch Gedanken gehabt hätten; sondern die sinnliche Welt ist verschwunden, und das Ganze in den Geist erhoben, und dies Ganze Gott und sein Leben in ihm genannt" (S. 94). Ferner S. 101: „Es kommt darauf an, dafs das Weltliche nicht in seiner Unmittelbarkeit und Natürlichkeit gelassen wird, sondern dafs es an sich als das Besondre, nämlich als Allgemeines, intellectuelle Welt, als in Gott seine Wurzel, seine Wahrheit habend betrachtet wird, somit Gott als concret gedacht wird." Obwohl die Neuplatoniker die Natur des Geistes gefafst haben, so fehlt ihnen doch „das Moment der Wirklichkeit, der Spitze, welche alle Momente in Eins zieht, und damit unmittelbare Einheit, Sein wird. Der Geist ist bei ihnen nicht individueller Geist; im Christenthum ist der Geist als daseiender, gegenwärtiger, unmittelbar in der Welt existirender, worin der absolute Geist in unmittelbarer Gegenwart als Geist gewufst wird, und jedes Individuum für sich unendlichen Werth hat, und Theilnahme an diesem Geist, der ja eben im Herzen jedes Menschen geboren werden soll."

Hegel fühlt sich erst wieder wohl, sagt der Verf., wenn in der Geschichte ein Philosoph auftrat, der sich allein auf die Vernunft stützt: von Cartesius an tadelt er die Philosophen entweder, oder lobt sie, je nachdem sie Gott hoch oder gering schätzen. Lobt Hegel den Cartesius aber nicht darum, weil es ihm in der denkenden Erkenntnifs allein um Gott zu thun ist? Von Spinoza gilt dasselbe. Wo schätzt Spinoza Gott gering? der alles, was nicht Gott ist, gerade deswegen so sehr verachtet — welcher sagt: es ist unmöglich, dafs wer Gott erkennt, Gott nicht lieben soll. Diese Liebe ist zwar einseitig, als blofse Liebe des Menschen zu Gott kann sie nicht genügen; im christlichen Glauben, nach welchem Gott die Welt zuerst geliebt hat, ist dieser Mangel nicht, ist die Liebe gegenseitig. Hegel tadelt Leibnitz, wegen des langweiligen Gedankens, dafs Gott unter allen möglichen Welten die beste auserwählt habe, was freilich nicht Philosophie ist, und noch dazu kein guter Trost, als könne es noch schlechtere geben. Der Vf. braucht aber die Phrase Hegels: „Gott hat das Privilegium, dafs ihm aufgebürdet wird, was nicht begriffen werden kann: er ist die Gosse, worin alle die Widersprüche zusammenlaufen, die der Mensch nicht zu lösen vermag" — gegen Gott selbst; Hegel bedient sich ihrer jedoch blofs gegen Philosophen, die die Welt mit Hülfe Gottes äufserlich erklären wollen. Er nennt den Kantischen Schlufs auf die Anerkennung Gottes in demselben Sinn eine Hypothese zur Erklärung, wie jener französische Astronom zu Napoleon sagte: „je n'ai pas eu besoin de cette hypothèse." Darum sagt der Verf., ist Hegel, wie er in der Geschichte der Philosophie bei Fichte ankommt, entzückt, dafs Gott nun nicht einmal den Werth einer Hypothese mehr habe, dafs Ich an seine Stelle getreten sei. Fichte soll nämlich alle Wirklichkeit aufser dem Selbstbewufstsein zerstören: der Spinozismus soll der nothwendige Anfang der Philosophie sein, das Fichtische Ich die nothwendige Vollendung. Aber Ich vollendet sich weder in der Wissenschaftslehre, noch hält Fichte an demselben Selbstbewufstsein fest, sondern geht in seinen populären Schriften über dasselbe hinaus. Weil es die Antithese nicht überwindet, bleibt es mit der Welt als seiner Schranke behaftet, es ist nicht wirklich absolut, soll absolut sein. Hegel hat dies Sollen in den vermischten Schriften und überall kritisirt, und den Widerspruch gezeigt. Der Verf. zieht dafür Phil. der Gesch. Werke 9. Bd. S. 12 herbei: „Ich, das Selbstbewufstsein ist die unendliche Macht, der unendliche Stoff alles natürlichen und geistigen Lebens, wie die unendliche Form, die Bethätigung des Inhalts." Aber Hegel schreibt nicht „das Selbstbewufstsein", sondern „die Vernunft", der Verf. ändert das Wort „Vernunft" eigenmächtig in das andre Wort „Selbstbewufstsein" um. Hegel zeigt sowohl in der Phänomenologie, als in der Encyclopädie, wie erst die Vernunft, nicht schon das Selbstbewufstsein, die Gewifsheit ist, alle Realität und Wahrheit zu sein. Eben so wenig ist das Fichtische Ich die offenbar gewordne Spinozistische Substanz, wie der Verf. meint; man könnte es die umgekehrte Spinozistische Substanz nennen. Das Fichtische Ich mufs, um substanziell zu werden, seine blofs subjective Form aufgeben, wie bei Schelling und Hegel.

Fassen wir nun kurz das Resultat unserer Darstellung und Beurtheilung zusammen. Es ergiebt sich, wie Unrecht die positive Philosophie hat, wenn sie die Hegelsche Philosophie als blofs negative Philosophie bezeichnet, als die Erkenntnifs dessen, nur was nothwendig, ewig und unveränderlich ist, ohne Freiheit und Persönlichkeit, oder That, wie man das nennen

Digitized by Google

will. Die logische Idee ist bei Hegel nicht blofs Einheit des Denkens, des Theoretischen, sondern auch des Thuns, des Praktischen; er unterscheidet auf das Bestimmteste die Vernunft von der blofsen Vernünftigkeit des menschlichen Selbstbewufstseins, welches der Realität derselben sich bewufst wird, und von Gott dem Geist der Wahrheit selbst, welcher die absolute Persönlichkeit ist, und der schöpferische Grund der logischen Idee sowohl als ihrer Realisirung in Natur und Menschenleben. Die logischen Denkbestimmungen bei Hegel sind nicht abstracte Wesen, die nicht von dieser Welt sind, Hegel kennt keine Idealität, ohne Realität, aber ebenfalls keine Idealität, die mit Objectivität äufserlich ergänzt und erfüllt werden mufs. In der Hegelschen Philosophie ist das Denken immer zugleich beim Sein, dem Objectiven, es durchdringt dieses in ihm selbst, die Idealität hat die Objectivität als eine überwundene in sich. Hegel verschmäht nicht die absolute Idealität als Realität des Denkens überhaupt; er leugnet nicht die concrete Realität als Wirklichkeit des Denkens insbesondre, aber leugnet sie als Schranke der Idee, als Realität neben Idealität: er lehrt die Vermittlung aller Unterschiede zur unendlichen Erfüllung, die Realität als unendliche Idealität. Das Hegelsche speculative Denken ist wirklich seiendes Denken. Das mag der linken Seite der Hegelschen Schule ebenfalls gesagt sein. Der Verf. zieht das ganze Universum, Gott und die Welt in das menschliche Selbstbewufstsein negativ herein, er proclamirt das menschliche Selbstbewufstsein nach Form und Inhalt als das wahre Princip, er fixirt dasselbe gewaltsam, unendlich als Stoff von allem, anstatt es im flüssigen Zusammenhange mit dem Objectiven allseitig zu erkennen. Indem er es zum ausschliefslichen Princip erhebt, ist dies die wissenschaftliche vollendete Selbstsucht; im Allgemeinen die Leidenschaft der linken Seite der Hegelschen Schule, welche desto beharrlicher sein mufs, je mehr sie an der Immanenz im Erkennen festhält. Sie nennt das Freiheit. Es ist aber Anhängigkeit des Selbstbewufstseins an sich, und darum Abhängigkeit von sich selber. Die wahre Freiheit ist, von sich selbst frei zu sein, sich von sich selbst unabhängig und frei zu wissen. Diese wahre Freiheit des *Geistes* wird in der christlichen Religion als Glaube und Liebe vorgestellt: im Glauben und der Liebe fühlt der Mensch sich von der Welt und sich selber unabhängig und frei. Diese Unabhängigkeit und Freiheit von der Abstraction des Selbstbewufstseins fordert die Philosophie ebenfalls, um im Geiste und der Wahrheit erkennen zu lernen.

Hinrichs.

XXXIII.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, von Franz Bopp. Berlin, 1841, *bei F. Dümmler.* 164 *S.* 4.

In Erwartung einer, der Redaction von einem auswärtigen Gelehrten versprochenen Beurtheilung des vorliegenden Buches möge es seinem Vf. gestattet sein, selber ein Wort darüber zu sagen, und zwar hauptsächlich zur Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff, im Mag. d. Ausl. (Nr. 26), von Seiten eines seiner ältesten Schüler, wie Hr. Prof. Buschmann in einem dem Verf. kurz vorher zugesandten Briefe sich nennt. Nach diesem Briefe konnte mir der leidenschaftliche Artikel in dem genannten Blatte nicht unerwartet kommen. Hr. Bm. hat, wie er mir schreibt, die starke Bewegung seines Gemüths nicht unterdrücken und die Empfindungen, die das Lesen meines Buches in ihm erregten, nicht schildern können. Unter dem Einflusse dieser ununterdrückbaren Gemüthsbewegung, und aufgeregt von Empfindungen, die nicht zu schildern sind, hat Hr. Bm. jenen Artikel verfafst, und es dürfte ihm daher wohl selber in einem weniger aufgeregten Zustande der gröfste Theil seines Inhalts als unwahr, unrichtig oder unschicklich erscheinen.

Der Urgrund von Hrn. Bms. gewaltiger Erschütterung ist, aufser dem, dafs er manche seiner Etymologien, wenn auch auf die schonendste Weise, in vorliegendem Buche zurückgewiesen sah, so viel ich aus seinem Briefe ersehe, der, dafs er sich einbildet, ich habe in meiner Recension über W. v. Humboldt's Werk seinen Namen unterdrücken zu müssen geglaubt, ich habe es für nöthig gehalten, zu verschweigen, dafs er die Herausgabe besorgt, ich habe neben zwei sehr beiläufigen Citationen nichts von ihm zu sagen gewufst, als ein oberflächliches, in zwei in Berlin sehr wenig geltende Epitheta gekleidetes Lob, das nur hingestellt scheine, um zu einem allgemeinen Tadel übergehen zu können.

Digitized by Google

Oberflächlich mag das Lob, welches ich Hrn. Bm. in wohlwollendster Absicht gezollt habe, immerhin genannt werden, es würde sich vielleicht, wenn der überschwänglich reiche Inhalt des Humboldtischen Werkes, welches mir zu einem neuen Studium den Weg gebahnt hat, mir die Zeit gelassen hätte, den Buschmannischen Zugaben so ins Einzelne und Einzelnste zu folgen, wie mir Hr. Bm. vielleicht später zu thun Veranlassung geben wird, sehr herabgestimmt, oder gar vernichtet haben. Ich glaubte sagen zu dürfen, dafs Hr. Bm. auf eine des grofsen Vorgängers würdige Weise dafür Sorge getragen habe, dafs das geniale Werk nicht unabgeschlossen vor das Publicum trete. Ich bedauerte, dafs ich der umfassenden Arbeit Hrn. Bms. nicht eine nähere Betrachtung widmen konnte, bemerkte aber, dafs ich viel Schätzbares und Lehrreiches darin gefunden hätte, wenn ich auch seiner Erklärung sprachlicher Erscheinungen nicht überall beipflichten könnte. Nur ein in der Wissenschaft ergrauter Veteran, nur ein Mann von anerkanntestem Verdienst, oder ein Mann von mafsloser Eitelkeit, von grenzenloser Einbildung, konnte über ein solches Lob, mit so leise beigemischtem Tadel, Klage führen. Sollte ich, nachdem W. v. Humboldt (II. 257) mit gutem Grunde bemerkt hatte, das neuseel. ahau und mad. ahe, aby, (auch ahau) *ich* seien sichtbar Eins mit dem Skr. aham, Hrn. Bm. beistimmen, welcher dem mal. akû, tagal. ako (k für h wie im Goth. ik = aham) sich ein Verbum „von verwandtem Begriffe" beigesellen läfst, und dem ersteren: âkû *bekennen, erkennen, sich verpflichten, bürgen*; letzterem: ako (aco) *Versprechen, Gelübde* u. s. w. zur Seite stellt? Mir sind bei dieser „erschreckenden" etymologischen Operation die indischen Grammatiker eingefallen, welche das Relativ ya-s *welcher* von der Wurzel yag' *anbeten, opfern* (eine Begriffsverwandtschaft mit dem tagal. aco *Gelübde*) ableiten. Sollte ich, nachdem W. v. Humboldt, meiner Ueberzeugung nach, mit vollkommenem Recht, das tahit. toru 3 dem Skr. tri (N. masc. trayas) entgegengeführt hatte *), lieber mit Hrn. Bm. in toru die Zahl zwei finden? Mit den Zahlwörtern, denen Hr. Bm. im 2ten Bde. des Humboldtischen Werkes 15, im 3ten 32 Seiten gewidmet hat, ist derselbe, wo es sich um etwas anderes als um Mittheilung des Stoffes handelte, überhaupt wenig glücklich gewesen. Wo ich ihm beistimmen konnte, ist es geschehen, ohne mich bei ihm hierdurch empfohlen zu haben. Ich mufste ihm freilich auch widersprechen, daher sein Zorn; denn Widerspruch, auch in den gemäfsigtsten Ausdrücken, erträgt ein Mann wie unser Bm. nicht, ein Mann, der die Güte gehabt hat, uns im Mag. d. Ausl. zu sagen, dafs er gewohnt sei, die Sprachen, mit denen er sich beschäftigt, und deren er „eine reiche Zahl rings um die Erde" aufweisen könne, vermittelst eigener Arbeiten und bis zur praktischen Kenntnifs (ein zweiter Mezzofanti) zu durchdringen. Man nehme dieses offenherzige Geständnifs Hrn. Bm. nicht übel, er legt es, seine Bescheidenheit überwindend, nur ab, um in schärferem Contrast gegen mich zu erscheinen; damit man ja nicht von ihm sagen möge, er habe in den Südseesprachen Aehnlichkeiten mit dem Sanskrit gefunden, oder mehr als das Wort linga (das bekannte Linga-m, welches im Tong. und Skr. gleichbed.) 4 bis 5 andere. Mich bezeichnet Hr. Bm., ebenfalls nur des Contrastes wegen, als einen Mann, der Willkühr zur Schau trage in Ausübung des Richteramts über Sprachen, deren Kenntnifs ihn meist nur nach den Forschungen Anderer und nur oberflächlich berühren konnten, wozu die slavischen und noch in viel höherem Grade die celtischen gehören sollen. Ich hatte nicht gewufst, als ich mich mit diesen Sprachen beschäftigte, dafs sie zu der reichen Zahl derjenigen gehören, über die Hr. Bm. rings um die Erde gebietet. Ich würde sonst bei ihm mich erkundigt haben, wie man mit diesen Sprachen umzugehen habe, ohne sie in der weiten Tasche des Pansanskritismus unterzubringen. Ich würde namentlich Hrn. Bm. gefragt haben, wie man celtische Formen wie an oigh *die Jungfrau*, na hoghn *die Jungfrauen*, na nogh *der Jungfrauen* anzufassen habe, ohne dafs sich das h und n vom Hauptworte ablösen und sich auf die Seite des Artikels stellen, um hier als Casus-Endungen zu erscheinen, und zwar, unglücklicher Weise, im Lichte der Sanskrit-Grammatik.

*) Ein Bindevocal war in diesem Sprachgebiete zwischen dem t und r nothwendig; diesen abgerechnet, verhält sich tru zur ersten Sylbe von trayas wie althochdeutsche Verba wie lisu, nimu zu den entsprechenden goth. Formen (lisa, nima).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen von Franz Bopp.

(Fortsetzung.)

Diese unglückselige Sanskrit-Grammatik, „die schon zu so erschreckenden Resultaten" geführt hat! Nun gilt es für Hrn. Buschmann, ihre Hand, die seinen „Arbeiten zerstörend zu folgen und seine Mühen mit ihrem Namen zu bedecken droht, für die Zukunft von sich fern zu halten". Wir kehren zu Hrn. Bms. Arithmetik zurück, von welcher er behauptet, dafs sie leicht beweisen könne, dafs solche Analogien, wie die zwischen den mal. Sprachen und dem Sanskrit, bis zur Täuschung ähnlich, zwischen jeden zwei Sprachen der Welt sich finden müssen. Ich glaube ebenfalls an zufällige Aehnlichkeiten, glaube aber auch, dafs es eine Grenze gibt, wo die zufälligen Begegnungen aufhören und die verwandtschaftlichen anfangen. Eine solche Grenze findet sich, meiner Meinung nach, da, wo in zwei Sprachen die sieben ersten Zahlen zusammentreffen, die Zahl 8 aber, wie dies im Malayischen zuerst v. Humboldt sehr scharfsinnig erkannt hat, auf einem subtrahirenden System beruht, die 9 nach Crawfurd und W. v. H. ebenfalls. Hr. Prof. Bm. hat es versucht, diesen geistreichen Gedanken auch durch andere malayisch-polynesische Sprachen zu verwirklichen, mit Recht, wie mir scheint, aber nicht mit Glück. Denn die Zahl zehn darf man in valu, varu etc. nicht suchen, nicht annehmen, dafs das Ganze „*zwei zehn*" mit darunter verstandenem „*abgezogen von*" bedeute *), sondern, wenn man einmal, was ich ebenfalls thue, in va die Zahl zwei erkennt, also das mal. dûa von dûlâpan 8 (für dûa-lâpan), so mufs man in lu die 2te Sylbe von dûlâpan erkennen und den Verlust der Schlufssylbe annehmen, so sehr Hr. Bm. sich dagegen sträuben mag, das „Hintertheil" eines Wortes aufzugeben. Noch obendrein hat man, um alle Mittel zu erschöpfen, die ich anzuwenden pflege, um Wort-Verwandtschaften zu beweisen, eine der „complicirtesten Gestaltungen des Lautwechsels", den Wechsel zwischen â und u anzunehmen. Wir haben in vaLU für dû(a)LÂpan das Verhältnifs des althochdeutschen birU *ich trage* zum Skr. bʻarÂmi; in der Mitte steht das Goth. bairA, mit kurzem End-a. Kurze u für kurze a kann ich Hrn. Bm. zu Tausenden überbringen, namentlich alle Lat. Endungen auf us und um der 2ten Decl. für Skr. as, am; alle 1ste Personen auf mus, für Skr. mas, alle althochdeutsche Dative auf um für gothische auf am. Hr. Bm. schein schlecht in der vergleichenden Grammatik beschlagen zu sein, sonst würde ihm der Vocal u nicht soviel zu schaffen gemacht haben, und er würde nicht eine Art von geheimnifsvollem Mysterium darin gesehen haben, dafs so viele malayisch-pol. Zahlwörter mit u enden (III. 757). Das Goth. scheint ihnen den Rang ablaufen zu wollen durch sein sibun, niun, taihun (gegen Skr. saptan, navan, dasʻan), bleibt aber doch um einige Schritte zurück. Auch der Vocal i ist nicht Hrn. Bm.'s Freund, sonst würde er, indem er in der Zahl 7 (tong.

*) Hr. Bm. läfst zwar dieser Vermuthung nur wenig Raum (bei W. v. H. III. 758), er hätte ihr aber gar keinen Raum gestatten sollen, und eben so wenig einer anderen, wornach man in der ersten Sylbe von valu, varu etc. die Zahl 4, in der zweiten das Zahlwort 2 zu suchen hätte. Wollte man über die formelle Schwierigkeit, wie z. B. im tagal. valo (walo) die Zahl 4, apat zu finden wäre, hinwegsehen, so müfste es doch, wenn es eine multipl. Zusammensetzung sein sollte, auffallen, dafs die gröfsere Zahl vorn stünde, während doch in allen diesen Sprachen die Zahlen 20, 30 u. s. w. so ausgedrückt werden, dafs die kleinere Zahl vorangesetzt wird, wie z. B. auch im Skr. trinsʻat 30, für tridasʻat, wo ich den Nasal als Schwächung des d ansehen möchte, also trinsʻat aus tridsʻat, wie im Litthauischen: newyni 9 für dewyni.

situ) die Zahl 3 finden will, uns über die 4 nicht im Ungewissen gelassen haben, er würde das i von fi als eine Schwächung des a von fa *vier* dargestellt, und Veranlassung zu dieser Schwächung in der Belastung durch die Zusammensetzung gefunden haben, wie im Lat. perficio u. a.

Mit solchen Sachen müfste Hr. Bm. sich vertraut machen, ehe er zu seiner Gegenschrift schreitet, denn er verspricht sich durch diese, mich nicht nur aus dem Sprachgebiet, welches er für das seinige hält, dem malayischen, herauszutreiben, sondern auch nebenbei dem Pansanskritismus so zu Leibe zu gehen, dafs er eine allgemeine Kritik der Sprachvergleichung und Vergleichungsmittel, „welche zu so erschreckenden Resultaten geführt haben", von seiner Schrift nicht trennen könne. Möge Hr. Bm. hierbei sich nur guter Mittel bedienen und keine Unwahrheiten sagen, wie die, wenn er in dem Mag. des Ausl. behauptet, ich habe von solchen Wörtern, die in verhältnifsmäfsig später Zeit in die malayischen Sprachen im engeren Sinne eingeströmt sind, wie arabische ins Persische, so viele zu meiner ursprünglichen Sanskrit-Verwandtschaft hinzugezogen, als ich jedesmal habe gebrauchen können. Ich konnte aber solche Wörter gar nicht gebrauchen, und habe sie nicht gebraucht, sondern nur solche, die in den Südsee-Idiomen, im Madagassischen, oder in den meisten Dialekten zugleich sich befinden, und aufser dem Verdachte stehen, als späte Eindringlinge zu erscheinen. Ich habe nur an einer Stelle, wo von einer speciellen mal. und jav. Sprach-Erscheinung die Rede ist (S. 122 ff.) die, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft mit dem Skr. durch Beispiele erläutert werden sollte, Wörter zugelassen, die zum Theil spätere Schenkungen des Sanskrit sind. Die gröfsten Aehnlichkeiten sind im Mal. und Javan. gerade die unbrauchbarsten, um Verwandtschaftsfolgerungen darauf zu bauen. Und doch thut man vielen solcher Wörter, welche die Aehnlichkeit mit dem Sanskrit in zu grellen Farben an sich tragen, vielleicht Unrecht, wenn man ihnen nicht traut. Ich würde das mal. méga *Wolke*, welches mit dem Skr. mégʻa fast identisch ist, nicht gewagt haben in den Kreis der Urverwandtschaften zu ziehen, wenn mir nicht W. v. Humboldt vorangegangen wäre, und durch das im Madag. aufgefundene mica jenem Worte einen sicheren Geleitschein gegeben hätte.

Nachdem W. v. Humboldt (II. S. 40) an die Aehnlichkeit erinnert hat, die zwischen den Kavi-Formen mami *ich*, ka-mi *wir* und dem Skr. mama, mê (*meiner*) statt findet, fügt er bedeutungsvoll hinzu: „Eine aus viel älteren Zeiten, als die Ueber-„tragung ganz geformter Sanskritwörter „in die malayischen Sprachen herstammen-„de, tief liegende Verwandtschaft beider „Sprachen (des Mal. und Skr.) findet sich über-„haupt, wie ich an einem andern Orte zei-„gen werde, im ganzen Pronomen". Es war vielleicht diese Stelle, welche Hr. Bm. im Auge hatte, als er bemerkte (II. S. 228), dafs es die Absicht W. v. Humboldt's gewesen sei, der Vergleichung mit dem Sanskrit ein eigenes umfassendes Kapitel zu widmen. Wie kommt aber Hr. Bm. dazu, in dem Mag. d. Ausl. zu verkünden, es würde das früher umfassend genannte Kapitel ein kleines gewesen sein, worin W. v. Humboldt eine Partie eigenthümlicher Sanskrit-Aehnlichkeiten und Anklänge habe untersuchen wollen! Es hätte ja auch ein grofses, sehr grofses Kapitel werden können, und ich glaube, es würde grofs geworden sein, da W. v. Humboldt die Gewohnheit hatte, jeden Gegenstand, den er seiner Untersuchung unterwarf, ins Tiefste zu verfolgen, und es pflegten überall seinem umfassenden Geiste neue Gedanken und fruchtbare Beobachtungen in Masse zuzuströmen. Hr. Bm. hat sich in seiner kühnen Einbildung so sehr identificirt mit W. v. H., dafs er nach seinem eigenen Sinn die gehaltvollen Worte des grofsen Mannes nach Willkühr zurückzunehmen oder zu verdrehen sich unterfängt. Es klingt höchst sonderbar, wenn er, unter der Maske eines in der That sehr überflüfsigen Vertheidigers W. v. Hbdts. seinen überall klar durchleuchtenden Egoismus verbergend, von W. v. H. sagt, er habe diese Verwandtschaft (der malayischen Sprachen mit dem Sanskrit) nicht gesehen. Ist denn die „im ganzen Pronomen" sich zeigende „tief liegende Verwandtschaft", darum keine Verwandtschaft, weil sie tief liegt! Für das, was auf der Oberfläche liegt, bedarf es keiner Forschung. Hätte W. v. Humboldt keine Wahrnehmungen gemacht in dem in Rede stehenden Gebiete, oder sie nicht angedeutet, so würde ich mich der Ehre haben rühmen können, der erste Entdecker der tiefliegenden Beziehungen der mal. Sprachen zum Sanskrit zu sein. Denn wenn gleich schon Sir

Digitized by Google

W. Jones die mal. Sprachen zum Sanskrit herüberzog, so that er es doch mehr in Folge einer glücklichen Ahnung als kraft einer selbstständigen, die neu-aufgenommenen Wörter von dem alten Stammgute scheidenden Untersuchung. *)

Hr. Bm. sagt, ich stofse in dem Humboldtischen Werke alles um, was meinen Zwecken entgegen sei. Es ist aber gar nichts meinen Zwecken entgegen, von allem, was von dem berühmten Vf. des die malayisch-polynesische Sprachforschung begründenden Werkes selbst herrührt; und Hr. Bm. hätte um so weniger es wagen sollen, über Umsturz gegen mich Klage zu führen, als er doch selber, wie bereits erwähnt worden, manche schöne Entdeckung W. v. Humboldts durch eigene schwache Versuche zu beseitigen bemüht war, was mindestens an einem andern Orte hätte geschehen sollen.

Hr. Bm. betrachtet es als einen unerhörten Grundsatz, den ich ausgesprochen habe, indem ich sagte, dafs die malayisch-polynesischen Sprachen die Sanskrit-Grammatik (meine Worte sind „das alte Gewand") abgeworfen haben. **) Wenn aber Hr. Bm. hierin etwas Unerhörtes findet, so dürfte es wohl schwer werden, ihn zu überzeugen, dafs das Englische, ich will nicht sagen mit dem Sanskrit, sondern nur mit dem Gothischen verwandt sei. Man wird ihm wenigstens nicht sagen dürfen, dafs das Englische das alte Declinationsgewand ausgezogen habe. So ist es aber, denn dem Goth. dags, dagis, daga, dag steht im Engl. viermal day gegenüber, und dem Plural dagôs, dagê, dagam, dagans, viermal days, wo durch das s noch ein kleiner Ueberrest des alten Prachtgewandes gerettet ist, aber in anderer Anwendung, weil es nicht ein Casus- sondern das numerale Verhältnifs ausdrückt. Bei solchen himmelweit auseinander liegenden Grundsätzen, wird mir wirklich bange vor der Zeit, wo Hr. Bm. mit seiner angedrohten allgemeinen Kritik der Sprachvergleichung und Sprachvergleichungsmittel unter dem Schutze seiner „reichen Zahl von Sprachen rings um die Erde" gegen die armen Sprachvergleicher heranstürmen wird.

Herr Bm. findet es auch unerhört, dafs ich annehme, dafs die in Rede stehenden Sprachen, vorzüglich die der Südsee, in ihren Wortformen fast durchgängig Verluste entweder am Anfange oder in der Mitte oder am Ende erlitten haben. Den Verlust der Mitte läfst sich Hr. Bm. selber gefallen in dem Südseeworte vai *Wasser* (Skr. vâri), welches er das merkwürdigste Beispiel eines Sanskrit-Wortes in den Südseesprachen nennt. Als Beleg eines einleuchtenden Beispiels für den Verlust einer Anfangssylbe habe ich das Skr. turîya-s *der vierte* (für c'aturîya-s) angeführt, während das Lat. quartus für quatuortus und unser Deutsches vier (Goth. fidvôr) die Mitte übersprungen haben; dem Griech. τράπεζα *Tisch* als Vierbein dargestellt, ist, wie dem erwähnten Skr. turîya-s, die erste Sylbe entwichen; so dem Franz. -ze von onze, douze etc. gegenüber dem Lat. undecim, duodecim. Unser *heil* (Goth. hail, angels. hal) habe ich auf das Skr. sakala *ganz* (h für k war nothwendig) zurückgeführt, während das Lat. salvus zu sarva *ganz* gehört. Pott stellt in seinem trefflichen Werke „Etymol. Forsch." II. 214 ff. eine Masse von Wörtern aus verschiedenen Sprachen zusammen, die ihre Anfangssylbe verloren haben, unter andern das Neugr. δίν für οὐδέν, das Engl. story für history etc.

Wären Hrn. Bm. solche Erscheinungen gegenwärtig gewesen, so würde er vielleicht, ehe er sich be-

*) Ich erlaube mir seine Worte herzusetzen: „If Mr. Marsden has proved (as he firmly believes, and as we, from our knowledge of his accuracy, may fairly presume), that clear vestiges of one ancient language are discernible in all the insular dialects of the southern seas from Madagascar to the Philippines, and even to the remotest islands lately discovered, we may infer from the specimens in his account of Sumatra, that the parent of them all was no other than the Sanscrit." (As. Res. V. V. Octavausg. S. 10). Marsden spricht sich in der Vorrede zu seiner mal. Gramm. gegen eine Urverwandtschaft mit dem Skr. aus, und er mufste dies von seinem Standpunkte aus thun, weil er die klar am Tage liegenden Sanskritähnlichkeiten als verhältnifsmäfsig späte Zuströmungen erkannt hatte und nicht zu den in der Tiefe liegenden, das innerste Mark der Sprache durchdringenden Beziehungen, wovon W. v. Humboldt spricht, vorgedrungen war.

**) „Und eine neue Grammatik angenommen haben", sagt Bm., hätte ich hinzusetzen sollen. Er möge nochmals bei ruhigerer Gemüthsstimmung die Stelle (S. 2) ansehen und er wird finden, dafs ich wirklich seinem Wunsche entgegengekommen bin, nur vergleiche ich die Grammatik mit einem Gewand und lasse die Sprachen auf den Südseeinseln nackt herumlaufen. Die zu dieser Stelle gehörende Note hätte mein erzürnter Kritiker ebenfalls ansehen sollen.

Digitized by Google

mühte, in dem mal. pol. pito, pitu, fitu etc. 7 die Zahl 3 in Verbindung mit 4 zu finden, lieber an das Skr. (sa)pta sich gewendet haben, mit i als Hülfsvocal, wie im Zendischen us'-i-hista *stehe auf*, oder in der tagal. Aussprache des Namens Christus: Quiristo. Verlust am Ende zeigt sich im Griech. immer, wo ursprünglich ein T-Laut am Wortende stand, daher ἔτεμον für Skr. atarpat, ἔδιδω für adadât, ἔδηξε für adiks'at. Vom Slav., welches Hr. Bm. sammt dem keltischen und mal. Sprachgebiete aus meinem Untersuchungskreise verbannen will, glaube ich bewiesen zu haben, dafs es alle ursprüngliche Endconsonanten mehrsylbiger Wörter verloren hat, woraus sich gar viele scheinbare Verschiedenheiten aufklären, und sich, Hrn. Bm. zum Trotze, der „Alles nivellirenden Sanskrit-Liebhaberei" fügen. Es haben also die Mittel, die ich anwende, um malayisch-polynesische Formen auf Sanskritische zurückzuführen, nichts so Unerhörtes, wenn auch Hr. Bm. noch nichts davon gehört hat. Es sollte ihn aber seine „klassische Ausbildung und seine Geistesrichtung" ja nicht abhalten, uns das mitzutheilen, was er uns hinsichtlich des Verhältnisses zwischen den mal. Sprachen und denen der Australneger nachzuweisen im Stande ist. „Diese höchst wichtige allgemeine Erscheinung" (die Begegnung unverwandter Sprachstämme), sagt Hr. Bm., „die mit den Hauptzügen amerikanischer Sprachähnlichkeit und Sprachverschiedenheit zusammengestellt werden mufs, verspricht der Wissenschaft der Sprachen und der Ethnographie einen noch unbekannten Satz zu liefern." Mit diesem Interesse verfolgt sie Hr. Bm. Möchte er bald den unbekannten Satz zu einem bekannten machen!

Auch grofse Willkühr in der Ueberführung der Begriffe wirft mir mein erzürnter malayischer Gegner vor. Ich bin mir aber durchaus nicht bewufst, auf eine gewaltsame Weise mit den Bedeutungen umgegangen zu sein. Meistens sind die verglichenen Wörter in den verschiedenen Sprachen gleichbedeutend, wo aber Unterschiede statt finden, sind sie sehr gering, und ich kann die Sprachen selber zu meiner Vertheidigung anrufen, wie z. B. da, wo ich das mal. pûtih und madag. futsi *weifs* mit dem Skr. pûta *rein* (pûti Reinigung) verglichen habe. Das Sanskrit aber hat mir, zum Dank, dafs ich ihm sein Eigenthum zurückführe, ein Wort d'av-ala hingestellt, welches wirklich *weifs* bedeutet, obwohl es von der Wurzel d'âv *waschen, reinigen* abstammt. Das madag. futsi aber würde ich mir um keinen Preis von Hrn. Bm. entreifsen lassen, weil es so schön dem germanischen Lautverschiebungsgesetz nachfolgt; denn futsi, welches wir nach deutscher Orthographie fuzi schreiben würden, steht zum mal. pûtih und Skr. pûta in demselben Verhältnifs, wie das Althochd. fuoz *Fufs* (madag. fé, pé) einerseits zum Goth. fôtus, andererseits zum Skr. pâda-s, dessen d erst zu t werden mufste, ehe es zum z (ts) gelangen konnte. Hätte Hr. Bm. die interessante Begegnung der madag., zum Theil auch tongischen Lautverschiebung mit der deutschen erkannt (s. S. 5 u. Anm. 13), so würde er das mad. tserec *Gedanke* schwerlich zu einer anderen Sanskritwurzel als zu tark *denken* geführt haben. Es fehlt Hrn. Bm. nicht an Hang zur „Alles nivellirenden Sanskritliebhaberei", allein diese Liebhaberei wird ihm zu sauer, wie dem Fuchs in der Fabel die Trauben; es sind ihm in der vergleichenden Grammatik Hände und Füfse gebunden, und er zieht darum vor, davon abzustehen, und das Wenige, was er gefunden hat, oder gefunden zu haben glaubt, wieder von sich zu werfen, sollten auch die indischen Krieger, die Kschatriya's — deren Namen er in dem Adjectiv satria *weise, tugendhaft* u. s. w. (ich habe damit satya *wahrhaft* verglichen) auf Madagaskar gefunden zu haben meint — nunmehr auf diesem fernen Eiland sich selber vertheidigen müssen. Der die Sonne und den Mond, nach indischem Mythos, verschlingende Drachenkopf Râhu, den Marsden im Mal., Hr. Bm. auch im Jav., Tag .und Mad. wiedererkannt hat (III. 781), wird am Ende wohl ganz allein auf des Letzteren Unterstützung rechnen dürfen, und vielleicht, um sich gegen seinen Vertheidiger dankbar zu erweisen, Sonne und Mond fahren lassend den Pansanskritismus und die vergleichende Grammatik in seinem Rachen beherbergen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, von Franz Bopp.

(Schluſs.)

In einem mir eben zu Gesicht kommenden Blatte der literarischen Zeitung (No. 10.) wird in der Weise zu raisonniren fortgefahren, die Hr. Buschmann im Mag. des Ausl. angestimmt hat. *) Hr. Bm. wird in derselben als ein junger Heros verkündet, der eine neue Sprachwissenschaft gründen werde. „Es wird ein wichtiges Blatt in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen, zu sagen, wie so etwas (eine linguistische Richtung, die so zerstörende Principe in sich schlofs) in unserm Jahrhundert möglich war. Und es ist zu hoffen, dafs nach diesem von Buschmann allein, aber in vollem Gefühle seiner gerechten Sache begonnenen Kampfe, der Sprachwissenschaft eine bessere Zeit aufblühe." Es dürfte vielleicht unbegreiflich scheinen, dafs Hr. Bm. dies sollte geschrieben haben, noch weniger aber kann ich begreifen, dafs ein anderer auf Hrn. Bm. so grofses Vertrauen setze, dafs er zu verkündigen wage, es werde durch denselben der Sprachwissenschaft eine bessere Zeit aufblühen. Was mir aber das Unbegreiflichste ist in der ganzen Sache, ist dies, dafs meine in der besten Absicht und mit grofsem Aufwand von Studium verfafste Recension über W. v. Humboldt's klassisches Werk und das in derselben für Hrn. Bm. nicht lang genug ausgefallene Lob, ferner die darin hingeworfenen Gedanken über Urverwandtschaft mit dem Sanskrit, endlich die weitere Entwickelung dieser Gedanken in dem vorliegenden, von aller Polemik sich fernhaltenden Buche, Hrn. Bm. so sehr in Feuer und Flamme versetzt haben, dafs er ohne Allürte und ganz allein einen Vertilgungskrieg gegen den jetzigen Zustand der vergleichenden Sprachkunde zu beginnen droht. Abgesehen von allen grammatischen Operationen, die eine tief liegende Verwandtschaft der mal.-pol. Idiome mit dem Sanskrit an das Licht ziehen, oder bereits enthüllt haben mögen, bleibt es schon an und für sich viel wahrscheinlicher, dafs jene Sprachen mit einem Hauptstamme des asiatischen Festlandes zusammen hangen, als dafs sie so verwandtschaftslos dastehen, wie, um mich der Worte eines indischen Dichters zu bedienen, ein vereinzelter Baum im Dorfe, der mit Blüthen und Früchten gesegnet sein mag, aber nicht des wechselseitigen Schutzes sich erfreut, wie Bäume, die im Walde stehen. Ich wiederhole noch einmal, es war in Folge einer glücklichen Ahnung, dafs der berühmte Orientalist Sir. Wil. Jones den mal.-polynesischen Sprachen, ohne vorhergegangene methodische Vergleichung, den sicheren Hafen des Sanskrits geöffnet hat. Sollte Hr. Bm. in seiner Gegenschrift sie wieder herauszutreiben und den Stürmen der See preiszugeben versuchen, so möge mir nicht verargt werden, wenn ich das Lob, welches er aus vollen Backen über sich selbst, und den Tadel, den er gegen mich ausblasen wird, vielleicht nicht sogleich zurückweisen werde. Es kommt doch vor allem darauf an, ob Hr. Bm. irgend jemand, der in dieser Sache ein Urtheil hat, irre zu machen versteht. Wäre die vergleichende Sprachkunde eine schon ältere und verbreitetere Wissenschaft als sie jetzt schon ist, so würden mich auch in diesem Augenblicke Hrn.

*) Ich zweifle nicht im mindesten daran, dafs Hr. Bm. selbst der Verf. der Rec. über das vorliegende Buch ist; denn es sind alle seine Kraftausdrücke darin, und auch alles Sonstige, was er theils im M. d. Ausl. niedergelegt hat, theils in der geograph. Gesellschaft als Protest gegen die malayisch-sanskritische Sprachverwandtschaft hat vorlesen lassen. Wie gäbe es auch sonst noch jemand, der mit so viel Feuer gegen den Sanskritismus loszuziehen und gleichsam eine chinesische Mauer rings um das malayisch-polynesische Sprachgebiet aufzurichten Lust hätte! damit ja keine Allianz mit dem Sanskrit eindringe.

Digitized by Google

Bm.'s hohle Phrasen, sein oberflächliches selbstsüchtiges Gerede nicht veranlafst haben, mich von wichtigeren Arbeiten abzuwenden, und das vorliegende Werk einer unparteiischen Prüfung competenter Richter anzuempfehlen.

Bopp.

XXXIV.

Georgii Gulielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein Theol. Philos. et literarum humaniorum Doctor LL. OO. in univers. Liter. Vratislav. Professor P. O. etc. Pars prior. Chrestomathia ex codicibus MSS. emendata et aucta. Lipsiae apud Car. Cnobloch 1832. 8. mai. (XXXII. 226 S.). Pars posterior. Lexicon penitus novatum. Lipsiae, 1836. 8. mai. (VIII. 582 S.).

Die neue Bearbeitung der im Jahre 1789 von Kirsch herausgegebenen *syrischen Chrestomathie* nebst *Wörterbuche* durch den Hrn. Prof. Dr. *Bernstein* gehört in der neuern Zeit zu den ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der orientalischen Literatur, und beurkundet den Herrn Herausgeber nicht blofs als einen scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Kenner dieser Sprache, sondern erwirbt ihm auch den Dank für ein Lehrbuch, durch welches das gründliche Studium dieser Sprache auf sehr ersprieſsliche Weise gefördert werden wird. Im Ganzen hat Hr. Dr. B. die frühere innere Einrichtung des Buches beibehalten; aber aus dem Gesammtgebiete der syrischen Literatur, so weit sie gegenwärtig durch den Druck veröffentlicht worden ist, in lichtvoller Anordnung neue Abschnitte hinzugefügt, durch welche das Vorstudium dieser Sprache auf die zweckmäfsigste Weise begründet, und der Lernende in dem allmähligen Uebergange von dem Leichtern zum Schwerern in alle Zweige dieser Literatur eingeweiht wird. Auf die in der Chrestomathie von Kirsch vorangeschickten kleinern Erzählungen des Gregorius Abulfaradsch oder Bar-Hebräus, aus dessen ܟܬܒܐ ܕܒܘܙܝܢܐ ܕܣܥܪ̈ܐ (d. h. *Buch ergötzlicher Erzählungen*), welche auch in den Chrestomathien von *Adler* und *Tychsen* aufgenommen sind, folgen nach derselben Ordnung 36 *historische* Abschnitte aus desselben Schriftstellers *syrischem Chronikon*; allein von da ab bringt Hr. Dr. B. die einzelnen noch übrigen Abschnitte in eine andere Reihefolge, und vermehrt dieselben entweder durch neue Lesestücke, welche bereits anderwärts abgedruckt noch einer bessernden und berichtigenden Hand bedurften, oder durch ungedruckte und namentlich solche, welche besonders dem biblischen Philologen von Werth sein müssen. Zu *erstern* gehört (p. 133—136) die Vorrede zu dem erwähnten syrischen Chronikon des Bar-Hebräus, welche zwar schon *Oberleitner* in seiner Chrestomathie abdrucken liefs, und die *Döpke* seinem Glossar zu *J. D. Michaelis* Chrestomathie beigefügt hat, die aber von *erstern* mehr entstellt, von *letztern* noch nicht sorgfältig genug berichtigt worden war, so dafs wir also erst Hrn. Dr. B. einen nach Handschriften völlig berichtigten Text dieses Stücks verdanken. Die p. 137—143 darauf folgende auch in Kirsch befindliche aus *Ephräm* entnommene *Ermahnungsrede zur Buſse* hat der Hr. Herausgeber in ihrem wahren Versmaafse abdrucken lassen, welches er *varium* nennt, da es aus wechselnden fünf und siebensylbigen Versen besteht, ein Versmaafs, welches *Kirsch* noch nicht kannte, da er die beiden so getheilten wechselnden Verse in einen verband. Ein neu hinzugefügter Abschnitt ist auch die p. 143—145 nach der *Bodlejanischen* von Hrn. Dr. B. mit A bezeichneten Handschrift mitgetheilte *Vorrede* in des Bar-Hebräus *Horreum mysteriorum*, welche als Einleitung zu den folgenden biblischen Abschnitten betrachtet werden kann. Den N. T. aus der *Peschito* nach den Ausgaben von *Leusden* und *Schaaf* ausgewählten Stücken (Ioan. c. 13. und 1 Cor. c. 13.) von pag. 146—155 ist die *Philoxenianisch-Charklensische Uebersetzung*, über deren Entstehung, Verfasser und Handschriften Hr. Dr. B. bereits im Jahre 1837. eine sehr gelehrte und gründliche akademische Abhandlung (De Charclensi N. T. translatione Syriaca commentatio) veröffentlicht hat, gegenübergestellt. Bei der Seltenheit der von dieser Uebersetzung durch *Joseph White* Oxford 1778 besorgten Ausgabe, neben welcher Hr. Dr. B. auch die in der eben angeführten Abhandlung von derselben vorhandenen Handschriften verglichen hat, aus denen er die *Varianten* oder *Randbemerkungen* beigefügt, sind diese beiden Capitel eine

Digitized by Google

sehr dankenswerthe Gabe, da sich der Leser aus denselben ein hinreichendes Urtheil über die Vorzüge dieser Uebersetzung vor der *Peschito* zu bilden im Stande ist. Eben so zweckmäfsig und belehrend ist die Gegenüberstellung der A. T. Stücke aus der *Peschito* und der *syrisch-hexaplarischen Uebersetzung* von p. 156 — 166. Hierzu sind Ps. 14 und 18 nach dem Texte der Londoner Polyglotte gewählt, und bei der zu Grunde gelegten von Cajet. Bugatus Mailand 1820 besorgten Ausgabe der *hexaplarischen* Uebersetzung hat Hr. Dr. B. ebenfalls eine Abschrift des Mailändischen Codex verglichen. Dem Texte sind die Abweichungen untergesetzt, welche sich bei Aquila und Symmachus, so wie in der *πέμπτη* und *ἕκτη* finden, von denen die beiden erstern durch .ⲁ. und .ⲥ., die beiden letztern durch .ⲥⲗ. und .ⲟ. bezeichnet sind. Auch hier bietet sich eine sehr gute Gelegenheit der Vergleichung mit dem Texte der LXX, welchen diese Uebersetzung treu und wörtlich wiedergiebt. Von der Stelle aus Hiob c. 13, 17 — c. 14. nach der Peschito der Londoner Polyglotte geht der Hr. Herausgeber zu der Erklärung der ersten 10 Verse von Gen. c. 1. aus *Ephräms* Commentar über, und giebt derselben, da sie bei *Kirsch* unmittelbar nach den historischen Stücken aus des Bar-Hebräus Chronikon folgte, erst diese Stelle, indem sie gröfsere Gewandheit in der Sprache als die früher von ihm eingelegten Abschnitte zu erfordern schien. Aus demselben *Bodlejanischen Codex* ferner, aus welchem Hr. Dr. B. bei seinem Aufenthalte zu Oxford das Proömium des Bar-Hebräus berichtigte und vervollständigte, sind auch die p. 186—210 mitgetheilten *Scholien* desselben Verfassers über *das Buch Hiob* entlehnt, welche Auswahl um so verdienstlicher ist, da diese Scholien hier zuerst zum Druck befördert worden sind. Sind dieselben auch, wie Hr. Dr. B. selbst in der Vorrede p. 10 bemerkt, für die Auslegung dieser A. T. Schrift von geringerer Bedeutung, indem Bar-Hebräus gerade hier weniger, als in den übrigen von ihm commentirten A. T. Schriften andere Uebersetzungen berücksichtigt, so findet sich doch manches in denselben, was als ein nicht unwichtiger Beitrag der damaligen Erklärungsweise angesehen werden kann. In der vorausgeschickten *syrischen Einleitung* erhalten wir zugleich einige Nachrichten über die damals gangbaren Ansichten in Bezug auf die Abkunft des Hiob und den vermeintlichen Verfasser dieses Buchs. Die aus den *Actis Sanctorum Martyrum orientalium* gewählten Stücke endlich (p. 211 — 226), die wie bei Kirsch ohne alle Vocalzeichen abgedruckt sind, auf welche Uebung bereits in den vorhergehenden Abschnitten aus der *Philoxenianisch-Charklensischen* und *hexaplarischen* Uebersetzung, so wie durch die *Scholien* über Hiob hinlänglich vorbereitet war, beschliefsen das Ganze, welches sich somit über alle bis jetzt bekannt gewordenen verschiedenen Gattungen der syrischen Prosa verbreitet. Zur Kenntnifs der Poesie empfiehlt Hr. Dr. B. selbst in der Vorrede die von *Hahn* und *Sieffert* herausgegebene *poetische* Chrestomathie aus Ephräm, in welcher von *ersterm* zugleich die *syrische Metrik* auf sehr gründliche Weise behandelt ist.

Betrachten wir nach dieser allgemeinen Uebersicht des Inhalts das Werk von seiner *kritischen* Seite, so treten auch hier wesentliche Vorzüge hervor, welche von der Sorgfalt und Umsicht, so wie von der Sicherheit und Schärfe des Urtheils zeugen, wodurch sich Hr. Dr. B. als gründlicher Kenner der syrischen Sprache auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Zunächst hat er das Verdienst, welches sich bereits *Kirsch* um die Verbesserung des Textes in schwierigen Stellen erworben hatte, gebührend anerkannt, und die von ihm empfohlenen *Lesarten* und *Verbesserungen*, so weit sie seinen Beifall fanden, in den Text aufgenommen, ja denselben um so bereitwilliger beigepflichtet, wenn sie sich durch Handschriften bestätigten; im entgegengesetzten Falle hat er sie aber, ohne sie zu bestreiten, mit Stillschweigen übergangen, und stets das *Richtige* dafür eintreten lassen. Allein gerade hier gab es für die bessernde Hand noch viel zu thun, wozu ein so genauer und gewandter Kenner der syrischen Sprache erforderlich war, wie er in Hrn. Dr. B. überall hervortritt. Zwar ging er bei den *historischen* Stücken von der gedruckten Ausgabe des Chronikons aus, zog aber dabei jederzeit die *Bodlejanischen Handschriften* zu Rathe. So finden sich eine ziemliche Anzahl von Stellen, wo *Kirsch* das eine oder das andere Wort aus der gedruckten Ausgabe des Chronikon wegliefs, welches er für überflüssig halten mochte, ohne darüber die schuldige Auskunft zu geben. Aufserdem nun, dafs Hr. Dr. B. diese Mängel berichtigte, hat derselbe auch in *nicht wenig* Stellen Les-

arten aus den beiden Bodlejanischen Handschriften aufgenommen, deren Trefflichkeit sogleich in die Augen fällt, und für welche sowohl grammatische Gesetze als auch der durch sie ermittelte richtige Sinn der Stellen entscheiden. In Fällen, wo ihm seine syrischen Handschriften nicht ganz zuverlässig schienen, ermittelte er öfter das Richtige aus dem *arabischen Chronikon*, und gab so in mehrern Fällen Berichtigungen, welche ohne diese Quellen entweder unermittelt geblieben wären, oder wofür bloſse Conjecturen hätten aufgestellt werden können. Eben so sind von ihm *Wörter* aus den Handschriften aufgenommen, welche in der gedruckten Ausgabe fehlen, oder es sind solche gestrichen worden, welche sich in seinen Handschriften nicht vorfanden. Eine *ziemlich bedeutende Anzahl* von Stellen sind aber auch durch eigene glückliche Conjecturen verbessert; oder es ist Verbesserungen der Vorzug eingeräumt worden, welche bereits andere um die syrische Literatur verdiente Gelehrte, wie z. B. *Lorsbach* in Vorschlag gebracht hatten. Ueber die sämmtlichen hier angeführten Fälle geben die dem Texte *untergesetzten Anmerkungen* volle Auskunft.

Ein nicht minder wichtiges Verdienst hat sich der Hr. Herausgeber um *die richtige Vocalsetzung* erworben, wobei er zunächst zwar den Handschriften gefolgt ist, dabei sich aber auch aufserdem zur Unterstützung seiner Abänderungen in Schreibart und Aussprache auf die bewährtesten syrischen Schriftsteller bezieht, welche ihm in der aus Handschriften bestätigten Punktation vorangehen, wie Assemani, Amira u. a. Auch liefs er sich dabei zugleich von festen *grammatischen* Bestimmungen leiten, oder folgte dem nothwendigen, erforderlichen Sinne, wenn die Handschriften das richtige Verständnifs voraussetzend, keine besondere Andeutung der Punktation an die Hand gaben. Vorzüglich genau sind hierbei die bestimmten Bedeutungen der Conjugationen *Peal* und *Pael* und deren *Passiva*, die Participia des Pael und Aphel, die richtige Bestimmung der Präterita und Participia, die genaue Unterscheidung der emphatischen Singular- und Pluralformen der männlichen Nomina u. a. m. berücksichtigt, und hiermit zugleich auch Fehler berichtigt worden, welche sich gegenwärtig noch häufig in den syrischen Wörterbüchern finden. Bar-Ali und Bar-Bahlul, deren Studium Hr. Dr. B. seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat (man vergleiche die vor kurzer Zeit von ihm erschienenen: Proben aus Jesus Bar-Bahlul's syrisch arabischem Lexikon, nach drei Handschriften herausgegeben u. s. w. Breslau 1842 gr. Fol.), sind öfter dabei zu Rathe gezogen; mit einem Worte, wir erhalten hier schätzbare Proben aus dem *reichen kritischen Apparate* für die syrische Sprache, in deren Besitz sich Hr. Dr. B. befindet. Durch das umsichtige Zurückgehen auf die Quellen aber haben mehrere seither mifsverstandene Stellen von ihm erst ihre richtige Erklärung erhalten. Auch die Nomina propria verdanken dem Hrn. Herausgeber eine *richtigere Punktation* und *Aussprache*. Die richtigen Gesetze hierzu entwickelte derselbe aus griechischer und arabischer Rechtschreibung, die er dem syrischen Sprachidiom nach sichern Analogien anpafste. So wählte er z. B. für das griechische ὅ μικρόν, wofür *Kirsch* im Anfange oder in der Mitte der Eigennamen ◌ gebraucht hatte, durchgehends das mehr entsprechende ◌, während er bei arabischen Nominibus propriis nur diejenigen Vocale setzte, welche in der arabischen Aussprache gehört werden.

Auch in den aus den *Actis sanctorum martyrum orientalium* gewählten Abschnitten, hat Hr. Dr. B. den Text *vielfach* berichtigt; indem sich gerade hier bei Kirsch manche Fehler eingeschlichen hatten, welche Assemani in seiner Ausgabe nicht verschuldet; obwohl sich auch in diesem wichtigen Werke noch eine Menge von Incorrektheiten finden, welche nur dem geübten Kenner der syrischen Sprache weniger Schwierigkeit verursachen. Uebrigens sind von Hrn. Dr. B. in diesen Abschnitten, so wie in denjenigen, welche derselbe aus Handschriften gegeben hat, zur Uebung für den Anfänger die diakritischen und die Vocale vertretenden Punkte genau beibehalten, wie sie sich in denselben vorfanden.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Georgii Guilielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein.

(Schluss.)

Auch ist in den aus den Polyglotten, aus Ephräm, und aus den Actis martyrum abgedruckten Abschnitten dieselbe Interpunktionsbezeichnung geblieben, wie sie in den genannten Werken eingeführt ist, und nur in den historischen Stücken aus dem Chronikon des Bar-Hebräus hat sich Hr. Dr. Bernstein für den Schluss der Periode des *einfachen* Punktes bedient, die übrigen Theile der Perioden aber auf zweckmäßige Weise zum richtigern Verständnisse für den noch ungeübten Leser mit andern Interpunktionszeichen versehen, über deren Anwendung er in der Vorrede p. XXIX weitere Auskunft giebt.

Das größte Verdienst aber hat sich Hr. Dr. B. bei der Herausgabe dieses Werkes um das *Wörterbuch* erworben, welches in der Ausgabe von *Kirsch* auf 178 Seiten kl. 8. zusammengedrängt, durch denselben eine Erweiterung auf 574 Seiten Lexikonformat erhalten hat. Hiermit ist eine ausgezeichnete und einen grofsen Theil des syrischen Sprachschatzes in sich fassende Probe gegeben, welche als Muster und Grundlage zu einem sorgfältigen und wissenschaftlich durchgeführten größern Wörterbuche dieser Sprache dienen kann, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen sein würde. Dem Bearbeiter des meist auf die Peschito sich beschränkenden Wörterbuchs von Castelli (aus dessen 1669 erschienenen Heptaglotton), dem um die orientalische Literatur verdienten Joh. Dav. Michaelis standen noch nicht alle syrischen Werke zu Gebote, welche gegenwärtig durch den Druck veröffentlicht worden sind. Von Norbergs Hexapla Syriaca konnte er bekanntlich nur die ersten 56 Seiten benutzen, und das erst später von Bruns und Kirsch herausgegebene *Chronikon* des Bar-Hebräus blieb demselben unzugänglich. Dabei wurde von ihm Bar-Ali und Bar-Bahlul zwar handschriftlich benutzt, aber lange nicht erschöpft, oft sogar mifsverstanden; auch Assemani's *orientalische Bibliothek* und *Ephräm*, die bei weitem reichsten Quellen für die syrische Lexikographie, werden zwar öfter citirt, aber weder das *erste*, noch das *zweite* Werk hat ihm die Ausbeute geliefert, welche bei einer genauen und sorgfältigen Durcharbeitung beider Werke hätte gewonnen werden können. Die von Steph. Evod. Assemani in zwei Foliobänden zu Rom 1748 erschienenen *Acta sanctorum martyrum orientalium* werden von ihm weder in der Vorrede als benutzte Quellen erwähnt, noch in dem Wörterbuche selbst darauf verwiesen. So erwarb sich zwar Michaelis bei dem zu seiner Zeit immer mehr zunehmenden Studium der syrischen Sprache die dankbare Anerkennung, ein für die Bedürfnisse damaliger Zeit brauchbares Werk geliefert zu haben, dem es aber eben so an Vollständigkeit, als an planmäfsiger Anordnung und logischer Entwickelung der Wortbedeutungen gebrach, und womit also die syrische Lexikographie nicht abgeschlossen sein konnte. Eine sorgfältige und erschöpfende Arbeit bereitete nach Michaelis aus den so eben erwähnten syrischen Werken der um die syrische Literatur verdiente, zu Jena im Jahre 1818 verstorbene Prof. *Lorsbach* vor, dessen reichhaltiger handschriftlicher, aber freilich noch nicht geordneter Nachlafs sich seit mehrern Jahren auf der kaiserl. Bibliothek zu Petersburg befindet, und dessen Herausgabe wohl gegenwärtig kaum mehr erwartet werden kann. Eben so scheint das von *Quatremère* zu Paris versprochene gröfsere syrische Lexikon seine Vollendung noch nicht erreicht zu haben, und die Beiträge aus Agrells handschriftlichen Arbeiten, welche von Lindgren in einzelnen Heften herausgegeben werden sollen, von denen bereits das erste unter dem Titel: Supplementa ad Lexicon

Digitized by Google

Syriacum Castellianum. Fasc. I. Upsala 1839. 4. erschienen ist, und auf 120 Quartseiten die ersten fünf Buchstaben des Alphabets enthält, erstrecken sich nur auf das Chronicon Syriacum des Bar-Hebräus und auf Assemani's orientalische Bibliothek, so wie auf die meisten bis jetzt erschienenen syrischen Chrestomathien, und erschöpfen demnach ebenfalls nicht alle bis jetzt im Druck erschienenen syrischen Werke. Wenn daher Hr. Dr. B. in der Vorrede zu seinem Lexikon von seiner Arbeit sagt, dafs in derselben ein ganz neues Werk hervortrete, welches zugleich als eine Probe seines gröfsern syrischen Wörterbuchs dem gelehrten Publikum vorliegen solle, so kann man bei den bedeutenden Vorzügen dieser Arbeit mit Recht auf die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit schliefsen, in welcher das gröfsere Werk erscheinen wird. Ein einziger Blick in vorliegende Arbeit und eine selbst flüchtige Vergleichung derselben mit Arbeiten ähnlicher Art namentlich mit allen frühern syrischen Wörterbüchern überzeugt hinlänglich, dafs dieselbe die erste ist, welche mit vollem Rechte allen Anforderungen der Wissenschaft entspricht. Die planmäfsige Anordnung des Ganzen, die genaue und sorgfältige Entwickelung der Bedeutungen, die gründliche und vollständige Bearbeitung der Partikeln und Präpositionen, die bis jetzt noch so sehr einer ordnenden Meisterhand bedurften, liegen hier vollständig erörtert vor, und haben das richtige Verständnifs der Sprache um ein Bedeutendes gefördert. Ref. glaubt daher mit voller Ueberzeugung die Meinung aussprechen zu können, dafs solche Früchte eines gründlichen Sprachstudiums selten geboten werden. Verstattete es der Raum dieser Beurtheilung, so könnte derselbe auf eine Menge Artikel hinweisen, die das von ihm ausgesprochene Urtheil hinlänglich bestätigen würden; allein eine solche Nachweisung ist kaum nöthig, eine jede Seite legt ein Zeugnifs von der Umsicht und Gründlichkeit ab, mit welcher Hr. Dr. B. seine Aufgabe gelöst hat. Die umfassenden und reichhaltigen Vorarbeiten, welche Hr. Dr. B. mit vielen Aufopferungen in den Stand gesetzt haben, ein vollendetes Werk zu liefern, müssen bei allen Freunden der syrischen Literatur den Wunsch erwecken, dafs dasselbe von ihm recht bald vollendet werden möge. Was die äufsere Ausstattung des vorliegenden beurtheilten Werkes betrifft, so zeichnet sich dasselbe auf das vortheilhafteste vor andern Werken ähnlicher Art aus, und die neuen nach der Angabe des Hrn. Verfs. dazu geschnittenen Typen gehören zu den schönsten, welche wir bis jetzt für diese Sprache besitzen.

Dr. Uhlemann.

XXXV.

Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften von Emil Jsensee, Doctor der Philosophie, Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Hofrath, Universitätslehrer, praktischem Arzte und Operateur in Berlin, u. s. w. u. s. w. Erster Theil: Aeltere und mittlere Geschichte. Berlin, 1840. Liebman et Comp. LXI u. 350 S. in gr. 8.

Kein Zweig der Arzneikunde hat sich in neuester Zeit einer so vielfachen, umfassenden und gründlichen Bearbeitung zu erfreuen gehabt, als die Geschichte derselben, und insbesondere hat sich der rühmliche Eifer diese Doctrin zu einer, weder in Deutschland noch in andern Ländern vorhandenen Höhe und Bedeutung heranzubilden, hauptsächlich in Preufsen hervorgethan. Durch scharfsinnige und ausführliche Untersuchungen, denen überall das ausgedehnteste unermüdete Quellenstudium zu Grunde lag, stellte zuerst Sprengel ein Muster auf, das anfangs zwar seine Gegner fand, später jedoch eben so allgemein anerkannt wurde, als es lange Zeit unnachahmlich schien, und am Ende in seiner einfachen pragmatischen Darstellungsweise und in Beziehung der archäologischen und sprachlichen Forschung noch heute Bewunderung erregt, und die Basis aller spätern Bearbeitungen dieses Stoffes hergab. Dafs in Preufsen, jenem Lande der abstract geistigen Bewegung, wo seit 40 Jahren vorherrschend das Studium der Geschichte und Philosophie cultivirt wurde, dafs in diesem Lande gerade unsere Doctrin eine vielgestaltige, von der philosophischen Richtung der Zeit abhängige Bearbeitung finden mufste, liefs sich eben so erwarten, als jede Wissenschaft mehr oder minder in das Bereich der allgemeinen Bewegung hineingezogen, ihren Antheil an den Kämpfen der Zeit genommen. Diese erfreuliche Erscheinung der allgemeinen Bildung dokumentirt uns, wie sehr jenes Bedürfnifs der höhern Auffas-

Digitized by Google

sung und Forschung das Element geworden, von dem jede geistige Erscheinung abhängig ist und sie durchdringt. Durch eine solche zur innern Nothwendigkeit gewordene Bedingung läfst sich zwar die Art und Weise der Bearbeitung jener Aufgabe erklären; wenn wir aber, die mehrfachen, in jüngster Zeit erschienenen, von ähnlichem Geiste durchwehten Darstellungen der Geschichte der Medicin betrachten, so drängt sich uns der Gedanke auf, dafs nothwendig aufser der allgemeinen Verbreitung und Vorliebe zu diesem Studium, — das bei uns schon früher in den Lectionskatalogen verzeichnet stand, als auf allen andern Universitäten, — sich noch ein andrer Grund seiner vorzugsweisen Kultivirung auffinden lassen müsse, als das blofse äufsere Bedürfnifs. Ein ganz ähnliches Motiv haben wir vor einigen Jahrzehnden in der allgemeinen Geschichte wirksam gesehen, zu einer Zeit, wo das Selbstbewufstsein der Bessern und die Abneigung gegen den herrschenden Despotismus sich in den grofsen Geschichtsmomenten der Vergangenheit aussprach, und indem man diese so kräftig als möglich hervorhob, einen lebenden Fingerzeig für die Beurtheilung der todten Gegenwart gab. So hatten in den Jahren der deutschen Fremdherrschaft Rotteck, und schon früher Luden in die römische Geschichte alle Begeisterung für eine bessere Zukunft und alle persönliche Abneigung für die beengte Gegenwart hinübergetragen, und somit indirekt die Mängel ihrer Zeit für die klarer und tiefer schauenden fühlbar gemacht und die leisen Wünsche zur Abwehr derselben angefacht. Auch die Medicin, diese von jeher aristokratische Kunst, deren loyale und tolerante Jünger sie früher vor jeder Entweihung wahrten, unterliegt in neuester Zeit einer Zerrissenheit und Entwürdigung, die zwar laut genug besprochen, aber nicht fühlbar und eindringlich genug in die Gemüther übergegangen zu sein scheint. Kaum beginnen wir uns von den Schlägen, die der homöopathische von K. H. Schultz in seiner Homöobiotik so glücklich in seinen Wurzeln erfafste und besiegte Nihilismus uns verursachte, zu erholen und den Streukügelchenstaub abzuschütteln, als der Wasserdespotismus, dessen Fluthen unaufhaltbar alle Schranken niederzureifsen drohen, eine rohe demokratische Macht geschaffen, die jedem Wissen Trotz bietend, die wahre Kunst und Künstler verscheucht, und den Heroismus der menschlichen Natur bewundern läfst, die zum Zwecke ihrer Genesung so grofse Opfer zu tragen im Stande ist. Aufser diesen und manchen andern Gebrechen, die wir zur Schau tragen, wird das Innere der Wissenschaft durch Halbheit, Systemsucht und Egoismus entweiht, und während der besser belehrte und erfahrene Theil der Aerzte schweigt, erhebt eine unmündige, kaum reife Masse ihr trügerisches Banner, und zieht die Wissenschaft noch mehr in den Abgrund. Um solche Entwürdigung zu ertragen, gehört ebenso Muth dazu, als es tröstend ist, in dem innern Heiligthum der Geschichte das Bewufstsein einer bessern Zukunft aufzusuchen, und sich durch sie belehren zu lassen, dafs trotz aller Kämpfe der Afterweisheit die Wahrheit sich immer durchgebrochen und endlich den Sieg errungen hat. Die Sehnsucht, an diesem Spiegel einer gesundern Vergangenheit unsere kranke Gegenwart zu beschauen, und uns dadurch zur Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen, mag das stillschweigende Motiv der vorzugsweisen Bearbeitung der Geschichte bergehen, und wenn diese eben ausgesprochene Ansicht wohl dunkel Manchem vorgeschwebt haben mag, keinem ist sie so deutlich zum Bewufstsein gekommen, und keiner hat sie deutlicher und eindringlicher ausgesprochen, als der Hr. Vf. unserer Schrift, der durch die Andeutungen, die er überall in dieser Hinsicht aufstellt, und dadurch, dafs er an ganz unerwarteten Stellen die alte Geschichte mit den neuern Zeitereignissen in Zusammenhang bringt, einen neuen Zweig begründete, nämlich die *komparative Historie*, die uns zwar die traurige Thatsache aufdrängt, dafs der menschliche Geist in dem ewigen Kreisgange des Irrthums und der Wahrheit umhertaumle, dafs aber doch die Mündigkeit und Reife der einzelnen Geister zu allen Zeiten vorhanden, und dafs immer unter den Schlacken sich gediegenes Erz gefunden, das erst eine dankbarere und verständigere Zukunft auszubeuten verstand. Dafs eine derartige Durchführung der Geschichte eine sehr lehrreiche und nützliche Arbeit ist, bezweifelt gewifs keiner, dem die grofse Zahl von sogenannten neuen Entdeckungen und Erfindungen von Mitteln, Kuren und Systemen zu Ohren kommen, die eine frühere Zeit gekannt und spätere Erfahrung verworfen hatte. Es lag augenscheinlich aufserhalb der eng gesteckten Grenzen dieses Handbuchs, jenen Zweck weitläuftiger zu entwickeln, weshalb auch viele jener Nachweisungen nur kurz und

fragmentarisch, oft blofs durch einzelne Namen, besonders im Register angedeutet sind; sie genügen jedoch vollkommen, um beim aufmerksamen Leser eine Masse von fruchtbringenden Gedanken anzuregen, die zu wohlthätigen Vergleichen anspornen. Eine derartige Auffassung der Geschichte, die bisher in der Medizin noch zu den pia desideratis gehörte, beruht auf der Einsicht von dem wahren Nutzen und der Wirkung derselben, und begnügt sich nicht, wie dies sehr oft der Fall ist, in schön gefafsten Rahmen Geschichten vorzutragen, die uns augenblicklich unterhalten, sondern die belehren, nützen und warnen, und die uns als Maafsstab dienen sollen, die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft vermitteln zu helfen. Um diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu lösen, hat der Hr. Verf. nicht verschmäht, die Vorarbeiten, welche die jüngste Zeit in der historischen Pathologie und Therapie gebracht, in seiner Schrift fleifsig und geschickt zu benutzen, und ihr dadurch einen eigenthümlichen Werth gegeben, der sie vor allen andern Schriften dieser Art rühmlichst auszeichnet. Dafs er dabei nirgends das Princip, das seiner Arbeit zu Grunde lag, und das in so enger Verbindung mit der philosophischen Richtung der Zeit steht, aufser Auge gelassen, war von vorneherein von einem solchen Autor zu erwarten, der sich stets nachzuweisen bemühte, wie die Entwickelung der Medizin aus den Gesetzen einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen, und wie diese vermittelnd die Gegenwart und Zukunft umfasse. Er vergeistigt auf diese Weise alle materiellen Mittel der Geschichte, und indem er den Reflex der Thatsachen, und nicht den ihrer Anschauungsweisen auffafst, bringt er Einheit in Vortheil und Anschauung, bei Vielheit der Gestalten. Eine Arbeit in diesem Sinne aufgefafst und ausgeführt, die natürlich die Materialien, selbst die widerstrebendsten zusammenzutragen und zu einem Ganzen zu verbinden verstoht, kann ebenso wenig eine Kompilation genannt werden, als ein Pallast eine Zusammenhäufung von Baumaterial ist; indem Geist, Kritik und Kombination aus jenen ein ebenso schönes Ganze liefern, als der Plan und das Talent den Baumeisters nöthig sind, um den rohen Stoff zu beleben. Diese vorausgeschickten Betrachtungen haben uns dargethan, in welchem Geiste der Hr. Verf. die ihm gestellte Aufgabe gelöst; es bleibt uns somit noch übrig, in das Detail der einzelnen Ausführung einzugehen und zu zeigen, wie und auf welche Weise der Gegenstand durchgeführt ist. Wir können uns dabei um so mehr auf eine kurze Darstellung beschränken, als einerseits die mehrfachen ausführlichen Kritiken, die bisher über die Schrift erschienen sind, in dem gemeinsamen Lob des Fleifses und Talents des Hrn. Verfs. übereinstimmen, und andrerseits es auch unschicklich wäre, in einem Buche, das sich durch so überaus grofsen Reichthum an interessanten und neuen Thatsachen auszeichnet, kleinere Fehler und Versehen ans Licht zu stellen, die vielleicht mehr in der Eigenthümlichkeit und Laune des Augenblicks ihre Begründung haben. Die Schrift beginnt mit einer gut durchdachten und schön geschriebenen Einleitung, deren selbstständige Entwikkelung, logische Verbindung und Unpartheilichkeit uns sogleich günstig für dieselbe einzunehmen vermag. Sie stellt sich die Aufgabe, den allgemeinen und besondern Standpunct der Geschichte der Medizin nachzuweisen, und indem sie deren Bedürfnifs und Nothwendigkeit von allen Seiten betrachtet, zeigt sie wie die Medizin von jeher in enger Verbindung mit der Naturwissenschaft stehend, von deren Fortschritten und Entwickelung stets abhängig gewesen, die Geschichte beider Wissenschaften daher nur vereinigt und die eine als integrirender Theil der andern betrachtet werden könne. Hieran knüpft sich eine gründliche und ausführliche Kritik der bisherigen Bearbeitungsweisen, deren Vor- und Nachtheile genau und unpartheiisch gewürdigt werden, und die den Hrn. Verf. zur Angabe seiner eigenen Darstellung bestimmten. Auf die Mittheilung der Verhältnisse seines Entwurfs und des Ganges seiner Darstellung läfst er ein Verzeichnifs der vorzüglichsten Schriften über medizinische Geschichtsforschung folgen. Hinsichts der Eintheilung der Hauptmomente seines Geschitsbuches versucht der Hr. Verf. zuerst die *Epochenabtheilung nach den Völkern*, deren Massenentfaltung von dem Ursprunge ihrer Entwickelung bis zum Kulminationspuncte ihrer Bildung verfolgt und nachgewiesen wird.

(Der Beschluss folgt.)

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften von Emil Isensee.

(Schluss.)

Der objective Standpunct, der einer solchen Betrachtungsweise zu Grunde liegt, gewährt den unendlichen Vortheil, zuvörderst im Allgemeinen die Geschichte der menschlichen Entdeckungen, mit den Bestrebungen und Leistungen der ganzen Volksmasse eng verbunden zu sehen, und unabhängig von numerischer und nomineller Bezeichnung den sichtbaren Fort- und Rückschritt bei einer Nation verfolgen zu können, im Besondern aber verschafft er uns den Nutzen den Grad und die Ausdehnung, den die Wissenschaft bis zu einem gewissen Zeitpuncte erreicht e, übersichtlich uns zu veranschaulichen. Aber auf der andera Seite erscheint auch eine derartige strenge Durchführung nicht ohne grofse Schwierigkeit, namentlich wenn das Wachsthum und die Gestaltung der Wissenschaft im Ganzen betrachtet werden soll, und wenn die einzelnen Entdeckungen in ihrer Wirkung auf die Gesammtheit nachgewiesen werden. Was anfänglich sich einfach und leicht ergab, wird nachher, je weiter die Geschichtserzählung vorschreitet, schwierig, ja fast unmöglich, da die einzelnen Zweige der Arzneikunde in ihren Fortschritten überhaupt bei allen gebildeten Völkern betrachtet werden müssen, indem was ursprünglich von einer Nation ausging, später das Gesammtgut aller wurd e, und dann auch die Anhänger der je herrschenden Schulen in deren Vervollkommnung bei allen Nationen berücksichtigt werden müssen. Ebenso läfst die geographische Verbreitung der Seuchen im Mittelalter sich ebenso wenig auf *eine* Nation zurückfuhren, als das Studium und die Bekanntmachung derselben nur von *einer* Seite Statt hatte. Alle diese Schwierigkeiten hat der Hr. Vf. sehr wohl gefühlt und glücklich überwunden und ohne sich einen unnatürlichen Zwang anzulegen, doch überall sein gestecktes Ziel nie aus den Augen gelassen. Daher vermissen wir nirgends den Zusammenhang des Ganzen und die chronologische Ordnung, die auch, um den leisesten Ansprüchen zu genügen, noch überdies in einem wohlgeordneten übersichtlichen und bequemen Register besonders vorgeschickt ist, das uns neben dem Inhaltsverzeichnisse eine gute chronologisch geordnete Uebersicht gestattet. Der gesammte Inhalt des ersten Theils, den wir jetzt vor uns haben, zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste die ältere, das zweite die mittlere Geschichte enthält. Die ältere Geschichte umfafst zwei Epochen, die griechische und römische und schliefst mit Paulus von Aegina im Jahre 690 nach Christo. Die griechische Epoche wird in 3 Abtheilungen vorgetragen und zwar 1. in der Keimperiode vor, 2. in der selbstständigen Entfaltung der Heilkunde durch, und 3. in der Schulbildung nach Hipokrates und beschliefst mit der empirischen Schule und dem Uebergange der Medizin nach Rom. Die römische Epoche entwickelt die Fortschritte vor, durch und nach Galen bis 690 nach Christo.

Die mittlere Geschichte wird in zwei Hauptepochen erläutert, und zwar a. in der arabisch-scholastischen und b. in der germanisch-reformatorischen. Die erstere, mit der das Mittelalter beginnt, enthält in 3 Abschnitten: die Beiträge der Saracenen (und Juden), der Mönche und Scholasten, und reicht bis 1350, wo Guy de Chauliai die Chirurgen reformirte. Die germanisch-reformatorische Epoche erzählt den Aufschwung der Heilkunde vor, durch und nach Paracelsus und schliefst mit der iatromathematischen, mechanischen Schule des Borelli und Bellini im Jahre 1670. In einer Epikrise werden sodann die Haupterscheinungen der mittelaltrigen Medizin in Kunst und Wissenschaft summarisch betrachtet, die früher verkannte hohe Be-

Digitized by Google

deutung des Mittelalters für die Medizin nachgewiesen, und sodann der allgemeine Uebergang zur neuern Zeit bezeichnet.

Wenn wir uns darauf beschränken müssen, nur die allgemeine Eintheilung des Buches hier geben zu können, so hoffen wir auch, dafs jedem einleuchten werde, wie einfach und naturgemäfs dieselben ist, und wir können aus voller Ueberzeugung hinzufügen, dafs die Ausführung in jeder Art vollkommen gelungen genannt werden kann, und dafs schwerlich, weder die deutsche, noch ausländische Literatur ein ähnliches Handbuch aufzuweisen vermag. Es befriedigt alle gerechten Ansprüche und zeichnet sich durch Treue und Wahrheit der Darstellung, Einfachheit und Schönheit der Form, Fleifs, Ordnung und scharfes kritisches Studium vortheilhaft aus; diese Vorzüge bewirken es auch, dafs wir beim Lesen der Schrift uns ebenso unterhalten als belehren. In bibliographischer Hinsicht hat sie noch das Verdienst, die Quellen, sowohl die alten, als neuen, genau anzugeben und die Biographieen jedes einzelnen Autors mit einer kritischen Uebersicht von dessen Schriften zu beschliefsen. Wer sich von dem ausdauernden Fleifse und der Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. überzeugen will, der lese Beispielsweise, was er über Hyspokrates sagt, und er wird die Gewifsheit mit uns erlangen, dafs diese Arbeit allein schon hinreicht den Ruf des Hrn. Vfs. als vorzüglichen Historiographen zu begründen. Sehr zweckmäfsig und verdienstlich sind die allgemeinen Betrachtungen, die jede Epoche beschliefsen, die das Mitgetheilte mit dem Kommenden in ihrem Uebergange geschickt zu verbinden wissen, und uns den allgemeinen jedesmaligen Standpunct der historischen Aufgabe darstellen. Wir beschliefsen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs es der Mufse und Gesundheit des Hrn. Verfs. gestattet sein möge, uns baldigst mit der Fortsetzung seines Werkes zu erfreuen, wodurch er ebenso seinen Ruf vermehren, als zum Nutzen der Wissenschaft wirken kann. Die Verlagshandlung hat das Buch seinem innern Werthe gemäfs ausgestattet.

Loewe.

XXXVI.

Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin. Erster Theil. Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart und Tübingen, 1841. J. G. Cotta'scher Verlag. 8.

Die Studien vaterländischer Geschichte haben in den letzten dreifsig Jahren einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen. Nach der Seite der Sprache, der Literatur, des Rechts, der Religion, der Sittenalterthümer sind Resultate gewonnen, die man früher nicht ahnete. Die persönliche Geschichte bedeutender Männer aus allen Perioden, aus fast allen Schichten der Gesellschaft; einzelne Zustände und Verhältnisse sind mit liebevollster Sorgfalt behandelt und wieder dargestellt; geographische Puncte sind erläutert; Hilfsmittel, die in localen Denkmalen und Trümmern für historische Erkenntnifs zu gewinnen waren, sind an's Licht gezogen; die Quellen sind für die allgemeine deutsche Geschichte, wie für eine Reihe einzelner Provinzen, denen solche Sammlungen noch ganz fehlten oder unvollkommener gegeben waren, zusammengestellt, untereinander verglichen, zum Theil kritisch beleuchtet und nach ihrem Werthe rangirt worden — kurz! wie ein Bienenschwarm emsig und dabei einander grofsentheils freundlich die Hand reichend, wenigstens durch die Streitigkeiten einzelner nicht gestört, haben die bei dem Bau des Geschichtsdomes der Deutschen interessirten Theile der Nation diese dreifsig Jahre über einen Schatz zusammengetragen und zum Theil verarbeitet, wie ihn aufser dem deutschen Volke gegenwärtig kein anderes besitzen möchte. Allein mit dem Reichthume tritt eine neue Noth ein — wer kann das *Alles* übersehen! welche Bibliothek in Deutschland könnte sich rühmen auch nur einer Annäherung an vollständigen Besitz alles dessen, was oft in Localblättern, kleinen Gelegenheitsschriften, Gesellschaftsberichten u. s. w. zerstreut, und oft doch von grofser Wichtigkeit für einzelne Puncte und Verhältnisse deutscher Entwickelungen vorhanden ist! Wer besitzt auch nur von ausgezeichneten Forschern alle einzelnen zerstreuten Aufsätze und Notizen! — vielleicht ist keine Bibliothek in Deutschland, die sich einer vollständigen Sammlung aller in hundert literarischen und Localschriften zerstreuten Recensionen, Aufsätze und Bemerkungen Jakob Grimms

Digitized by Google

erfreute. Von den entfernteren Provinzen dringt oft nicht einmal eine Notiz des für locale Geschichte Wichtigen in Gelegenheitsschriften oder Provinzialblättern Erschienenen zu einem. Wie viele kannten die Wichtigkeit des Solothurner Wochenblattes für deutsche Geschichte, ehe Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde herauskamen!

Unter diesen Umständen wird man verständigen Bearbeitern der Geschichte einzelner Landschaften schon dann grofsen Dank schuldig werden, wenn sie auch nur zusammenstellen und übersichtlich machen, was in ihrer Landschaft und für die Geschichte ihrer Landschaft Wichtiges geschehen ist; wenn sie die Ergebnisse aller localen Forschungen zusammenstellen, und deren vollständigere Benutzung für die allgemeine Geschichte der Nation ermöglichen. Der Vf. des Werkes, dessen Titel über dieser Anzeige steht, hat in der That, wie wir weiterhin berichten werden, viel, vielmehr gethan, um unseren Dank zu verdienen als das Obenbezeichnete, aber schon unter diesem Gesichtspuncte müssen wir von ihm mit auszeichnendem Lobe reden. Er ist einer von den Wenigen, welche vollständig die Wichtigkeit erkannt haben des Verhältnisses, dafs die Römer Jahrhunderte lang deutsche Provinzen besafsen und verwaltet, mit Tempeln und Bädern geschmückt, mit römischen Ansiedlungen und Strafsenanlagen versehen, mit römischem Militär gewehrt, auf sie zum Theil römischen Weinbau, römischen Ackerbau und städtische Gewerbe und Verfassungen übertragen haben, während zugleich ein grofser Theil der Einwohnerschaft dieser Provinzen deutscher Herkunft und mit deutscher Sprache vertraut, also vorzugsweise berufen war, eine Brücke zu bilden römischer Civilisation zu den deutschen Stämmen. Schon Mone hat an mehreren Stellen seines Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit auf das Monument hingedeutet, welches jenem Culturverhältnisse zwischen Deutschen und Römern in der deutschen Sprache selbst errichtet worden ist, dauerhafter als das Monument, welches nächstens in unserem monumentalen Zeitalter ein Verein aufgeklärter Statsbürger dem lieben Gott für die Erschaffung der Welt in der Nähe von Leipzig, Breslau oder Gard' Ebré setzen wird. Er hat aufmerksam gemacht, dafs fast alles, was sich auf Weinbereitung und Weinhandhabung bezieht in unserer Sprache, von der Kelter bis zum Kelch, deutsch-geformtes Latein ist; dafs ebenso zum Theil Feldmasse, Feld- und Hausgeräthe noch ursprünglich lateinische Bezeichnungen haben. Alle diese Dinge aber lassen sich viel weiter verfolgen, und diese römisch-deutschen Grenzprovinzen mit ihrer Colonisten- und Decumaten-Bevölkerung verdienen ein so breites Kapitel in unserer deutschen Geschichte, als die Feindseligkeiten, in denen die politische Unabhängigkeit der freien Stämme des inneren Deutschlands geschützt worden ist. Die Wichtigkeit dieses Verhältnisses nun hat Hr. Stälin vollkommen erkannt, und in seinem Werke alles Wichtige, was über das Walten der Römer in jetzt wirtembergischen Landen Zeugnifs ablegt, so wie alle bedeutenderen provinciellen und localen Nachrichten und Forschungen über diese Dinge in ihren wesentlichen Ergebnissen übersichtlich zusammengestellt. Es ist ein sehr richtiges Mafs gehalten; der Raum ist nicht an leere Dubletten und Tripletten verschwendet und wahrhaft Wichtiges von dem bisherigen Gewinn nirgends übersehen. Daher findet man auch nirgends eine klarere Uebersicht aller der einzelnen Forschungen über den Zug der römischen Strafsen und Befestigungen im südwestlichen Deutschland, und schon um dieser Partie willen würden wir unseren Schriftsteller höchlich zu rühmen haben.

Minder eindringend sind zwar die Verhältnisse des keltischen Bestandtheiles der Einwohnerschaft dieser römischen Grenzprovinzen behandelt; doch auch sie sind nicht übersehen, wie sie ja nach des Tacitus Zeugnisse ein hervortretendes Element dieser Zustände sind, und sich (wenn auch kein litterarisches Testimonium des römischen Alterthumes auf sie hin wiese) schon in den Inschriften und anderen Monumenten, namentlich auch den Ortsnamen, als solches geltend machen. Eine wichtige Stelle in diesen Untersuchungen nehmen die Alterthümer der Stadt Rotenburg am Neckar ein, mit denen uns Herr von Jaumann so schön bekannt gemacht hat — ja! (was von unserem Verf. noch übersehen worden ist) der alte Name der Stadt Rotenburg oder vielmehr des bei Rotenburg einst vorhandenen römisch-keltischen Ortes, der Name Samulocenis, Sumlocenne oder Solicinium gewährt für sich allein ein wichtiges Zeugnifs, indem er in seinen verschiedenen Formen uns darthut, dafs hier noch zur Römerzeit keltische Orts-Namen nicht blofs als versteinerte Trümmer von der Vorzeit übernommen waren, sondern nothwendig einen lebendigen Bestandtheil der, also auch noch

lebendigen, keltischen Rede bildeten. Es ist eine Eigenheit keltischer Rede, dafs auslautendes m (wie man es in den Grammatiken dieser Sprachen bezeichnet) mortificirt und dann entweder wie w ausgesprochen oder oft im raschen Fortgange der Laute gar nicht mehr gehört wird. Hr. v. Jaumann hat S. 124—127 seines Werkes schon einsichtig den Namen Samulocenis durch *Sonnenstätte* oder durch *Sonnensee* erläutert und Solicinium für die lateinische Uebersetzung gehalten — allein der Gegenstand läfst sich noch schärfer fassen. Während die Composita der *jetzigen* keltischen Mundarten fast alle nichts Aehnliches haben, wie die Compositionsvocale unserer deutschen Mundarten, müssen die *älteren*, wie man aus den von den Römern überlieferten Namen sieht, dergleichen gehabt haben; nun bedeutet das alte gälische Wort Samh (spr. Saw mit tiefem a) die Sonne; tritt ein Compositionsvocal hinzu, so haben wir die Form Samo oder Somu —. Die Bildung der Diminutiva ist mittelst der Bildungssylbe -ean oder -an für masculina; die Bildungssylbe -in gehört hier in der Regel nur den femininis; doch begegnet sie, um etwas sehr kleines zu bezeichnen auch bei Masculinis, z. B. cnoc der Hügel, cnocan oder cnoicean der kleine Hügel, cnoicin der *sehr* kleine Hügel. Diesem ganz analog heifst Samu-loch oder Samhloch (spr. Saw-loch) der Sonnensee; und Samu-lochan oder Samu-loichean, der kleine Sonnensee; Samhloichin (spr. Saw-lochin) aber der sehr kleine Sonnensee. Jenes ist das Samo-lucenis der Peutingerschen Tafel oder das Sumlocenne der Rotenburger Inschriften; dies das Solicinium des Ammianus Marcellinus, bei welchem gar nicht nothwendig an eine Einmischung des lateinischen sol gedacht zu werden braucht — es ist derselbe keltische Name in etwas anderer (aber der Bedeutung nach gleicher) Gestalt. Solche Flüfsigkeit der Ortsnamen findet sich aber nirgends, wo ihre sprachliche *Bedeutung* nicht mehr vom Volke, welches sich ihrer bedient, *lebendig gefühlt* wird.

Wie die römisch-keltischen Verhältnisse übersichtlich klar, und doch in Einzelstudien reich behandelt werden, so dann auch die folgenden der Allemannen und Burgunden. Obwohl Ref. hinsichtlich der ursprünglichen Verhältnisse beider Stämme in manchem Puncte etwas anderer Ansicht ist, als der Verf., bekennt er doch, dafs diese Controverse nur ihren Platz hat, in urkundlich nicht mehr deutlich erreichbaren Zuständen; — wo die urkundliche Geschichte beginnt, kann er überall dem Vf. nur beistimmen, und mufs auch hier wiederholt rühmend hervorheben, wie quellentreu, verständig-einfach, übersichtlich-klar die Arbeit des Vfs. ist. Alles was mit der s. g. Zülpicher Schlacht und dem Unterliegen eines Theiles des allemannischen Landes unter Chlodwig zusammenhängt, dann die Geschichte des allemannischen Herzogthums hat Ref. noch nirgends klarer und anziehender erörtert gefunden. Der Gründung der christlichen Kirche, dem alten Volksrecht der Allemannen, der Darstellung des ganzen Lebenszustandes, so weit derselbe unserer Einsicht sich eröffnet, sind eindringende Abschnitte gewidmet — und so behält dieser ganze erste Theil seine gleichmäfsige gediegene Haltung, auch bei der Darstellung dann der Zeiten karolingischer und deutscher Könige. Eine ausführlichere Abhandlung stellt von S. 272 an bis 332 in dankenswerther Uebersichtlichkeit zusammen, was sich über Gaue und deren Grafen in Schwaben in karolingischer Zeit an bestimmteren Notizen auffinden liefs, und ebenso behandelt S. 380—388 Kirchensprengel und Klosterbesitzungen. Beide Abhandlungen sind dann S. 540—602 bis auf den Zeitpunct des Jahres 1080 weitergeführt.

Was wir noch besonders als sehr gelungen an der Arbeit des Vfs. hervorheben müssen, ist das richtige Verhältnifs, was zu der allgemeinen Geschichte Deutschlands und der Nachbarlande getroffen ist. Sehr verdienstliche Arbeiten für deutsche Provinzialgeschichte, wie z. B. des Hrn. v. Lang, leiden an einem gewissen dürren Localitätsinteresse; sie stellen das für die locale Geschichte Wichtige viel zu oft in seiner verlassenen Einzelheit hin, ohne dem Leser es fortwährend bequem zu machen, in diesen provinziellen Dingen zugleich Zeugnisse allgemeinerer und deshalb auch interessanterer Lebensgestaltungen zu sehen. Wieder andere thuen nach der anderen Seite zu viel und ziehen Gegenstände, deren vollständige Erledigung gar nicht in Provinzialgeschichten gehören, in weiter Ausdehnung herein, z. B. Geschichten östlicherer Theile Deutschlands behandeln zugleich die ganze Urgeschichte der slawischen Völker. In diesem Puncte nun hat Hr. Stälin, unserer Ansicht nach, einen durchaus richtigen Tact bewährt und das rechte Mafs getroffen, und auch nach dieser Seite möchten wir seine Arbeit als eine Musterarbeit bezeichnen. Wie leicht wäre es ihm geworden, wie scheinbar nahe lag es, die ganze Urgeschichte der Burgunden, oder das ganze Verhältnifs deutscher und keltischer Stämme in den Kreis seiner Untersuchungen zu ziehen. Ohne das Unerlafsliche zu versäumen, hat er das minder Gehörige überall fern gehalten.

Sein Verhältnifs zu den Quellen ist überall ein unmittelbares. Man könnte zuweilen auf den Gedanken kommen, er leide ein wenig an der Eitelkeitskrankheit mancher neuerer deutscher Historiker (und hier wäre vor Allen Luden zu nennen, der zu solcher Eitelkeit am wenigsten Ursache hätte), Mittelsmänner, oder, wenn sie ihm keine Mittelsmänner waren, dann überhaupt Vorarbeiter, neuere Schriftsteller mehr als billig zu ignoriren, also z. B. *Hefele's* tüchtige Arbeit über die Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. Indessen der Sinn, der sich in der ganzen, schlichten Arbeit bewährt, spricht unseren Verf. von solcher Eitelkeit frei; er mufs also im einzelnen Falle wohl immer andere Gründe für sein Verfahren gehabt haben.

Wir scheiden von dem Buche mit der lebhaftesten Sehnsucht auf die baldige, gleichtüchtige Fortsetzung der Arbeit.

H. Leo.

Digitized by Go

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXXVII.

Michel Angelo Buonarroti's des Aeltern sämmtliche Gedichte italienisch und deutsch mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, 1842. bei Duncker und Humblot.

Die christliche Kunst ging wie die Religion von der Grundanschauung aus, dafs das ewige Wort Fleisch werde, dafs also das Unendliche in sinnlicher Hülle darzustellen sei. Eine substanzielle Erhabenheit waltet in den Werken der ältern Meister, die Idee überwiegt noch die Form, der Gehalt des Gegenstandes ist das Herrschende, der Künstler ist ganz in ihn versenkt, es gelingen Bilder, die vom Gipfel aller Malerei wenig entfernt scheinen und doch durch Jahrhunderte von der Zeit der Vollendung getrennt sind. Denn es hatte sich zunächst die Subjectivität zu befreien, und für sich auszubilden, bis sie im Stoffe der Geschichte sich selbst darstellen konnte; es mufste die Form durch Nachahmung der Natur wie der antiken Kunst zu charakteristischer Kraft und Schönheit wiedergeboren werden, dafs die Tiefe des gotterfüllten Gemüths zur durchaus klaren Offenbarung komme. Und diesen Entwicklungsgang sehen wir dem Gesetz der Geschichte gemäfs in den Meisten wiederholt, die zuerst den höchsten Preis gewonnen: jene vorwaltende Objectivität bei Leonardo da Vinci, den Triumph subjectiven Geistes und erhabner Herrschaft über die Form in Michel Angelo, die innige Verschmelzung und Verklärung dieser Elemente in Raphael, dem aus der vollendeten Kraft die Anmuth hervorblüht. Wer je das Weltgericht des Orcagna im Campo santo zu Pisa mit dem der Sixtinischen Capelle vergleichen konnte, wird den angegebnen Unterschied empfunden haben. Der Sturm und Drang einer gewaltigen Seele, die durch Meifsel und Pinsel Michel Angelo's sich äufsert, die *sich* in den Schöpfungen manifestirt, tritt uns in seinen Werken entgegen. Er ging vom Gedanken aus, der nichts als die Wahrheit will, „er suchte und wollte Erhabenheit, er war, was Wärme, Licht und Farbe, Geschmack und die siegende Grazie betrifft, eine geringere, dagegen nach Einer Richtung, nach der erhabenen Richtung kraftvoller Vielseitigkeit des Gedankens und der Arbeit eine höchste Gestalt". Keiner hat ihn in der Zeichnung übertroffen, ja in der Durchbildung der Form bis ins Einzelne und der Lust, mit allen Schwierigkeiten zu spielen, steht er auf der gefährlichen Grenze, jenseits welcher alles Besondre sich für sich als Ganzes und nicht als Glied des Ganzen geltend macht, und das überladne, gespreizte und gezierte Wesen eintritt, das unsre Künstler *Zopf* nennen. „Was Andern mühevoll Prosa, die leidige Rechnung und Technik, war *seiner* Hand poetisches Spiel; die Erlösung, wie er es nannte, der Statue aus ihrem Gefängnifs, dem Stein, freier Genufs. Ohne den Marmor zu punctiren, schlug er aus ihm wie er war unter unbarmherzigen Streichen mit sichrer Hand die gewaltigen, oft ironischen Gestalten. — Wie in der Kunst war ihm im Leben nichts zu schwer. Er kannte keinen Schein, keine Furcht; Kühnheit, Anstrengung war das Element seiner Freude. Im Bewufstsein seiner Stärke war er voll Güte; selbst seine Heftigkeit ruhte auf der edelsten Gesinnung. Mit männlicher Würde bot er zweien Päpsten trotz und widmete sich dem Dienst wie der Kunst so seines bedrängten Vaterlandes. Was er sich gewann, gewann er sich nur durch sich; was er sich verdarb, verdarb er sich nur durch Selbstgefühl und Offenheit, durch Trotz und Kühnheit. Mancher bittere Tadel, der seine Werke wie sein Leben traf, verwandelt sich in Lob und fällt auf den zurück, der den Mafsstab gewöhnlicher Regeln an die Natur des Kolossalen legt".

Ich entnehme die beiden Sätze innerhalb der An-

Digitized by Go

führungszeichen, auf deren gleichen Inhalt ich durch eigne Anschauung gekommen bin, aus einem Buche, das wenig gekannt ist, aber die Beachtung der Aesthetiker wie Kunsthistoriker in vollem Maſse verdient. Ich meine die *Vorlesungen über Italien von Christian Kapp*, in denen sich zum erstenmal die deutsche philosophische Gedankenbildung mit der eignen so genauen als sinnigen Betrachtung der Kunstwerke und der hinreichenden Kenntniſs der Kunstgeschichte Italiens verbunden hat. Der gebührenden Verbreitung dieser Schrift scheint zweierlei entgegengewirkt zu haben, der freie religiöse Standpunct des Verfs., der an den Nazarenern kein Wohlgefallen findet, und die durchgeführte Polemik gegen *Schelling*, die von dessen Kunstansichten ein Aehnliches nachweist, was von seiner Naturphilosophie *Cuvier* gesagt: *Schelling* setze Metaphern an die Stelle der Beweisgründe, und verändere, statt Begriffe zu entwickeln, Bilder und Allegorien nach Bedürfniſs. Das Netz der Widersprüche und Halbheiten, in das sich Schelling in Bezug aufs Allgemeine verwickelt, die mangelnde Anschauung der einzelnen Kunstwerke und die Hohlheit schöner Redensarten hat Kapp schlagend und fein enthüllt. Ich bemerke dazu aus eigner Erfahrung, daſs ich vor meiner italienischen Reise in das Lob der bekannten akademischen Rede Schellings einstimmte, daſs die Ansichten derselben mich aber auf dem Anfange von jener zu verwirren drohten, bis ich in Rom vergessen und sehn lernte, und zurückgekehrt von den Schellingschen Behauptungen in gleichem Grad unbefriedigt bin, als ich eine Uebereinstimmung mit Kapp oft mit Verwunderung bis in's Einzelnste, wie in Betreff des Belvederischen Apoll oder der vatikanischen Gemälde Raphaels, entdeckt habe.

Wer die Bildwerke des gewaltigen Geistes kennt, dessen Gedichte uns hier von einem der berühmtesten und vortrefflichsten Uebersetzer geboten werden, der wird mit inniger Rührung und Verwunderung die schwermüthige Sehnsucht, die zarte Empfindung, das Weibliche seiner Natur im gröſsten Theile seiner Poesien wiederholt und gern betrachten, und jeder Freund einer ernsteren und tiefen Dichtung wird in ihnen reichen Genuſs finden. Es ist der groſse Künstler, der diese Verse schreibt; die Schönheit, welche nicht im Staube wohnt, nicht auf die Sinne beschränkt, sondern ewig und ideal ist, ward ihm als Spiegel und Leuchte seiner Kunst zum treuen Musterbild seines Berufs verliehn; seine Liebe ist die, welche Sokrates im Platonischen Gastmahl feiert. Als ihm das erste Licht der heitern Augen seiner Geliebten aufglänzte, da sah er kein sterbliches Wesen, sondern der Geist entfaltete die Schwingen zum Flug dorthin, von woher er gekommen ist, und steigt himmelan zur Urgestalt. Er sagt:

— Es kann, was sterbend muſs zerrinnen,
Den Weisen nicht befriedigen, kann nicht frommen,
Am Wandelbaren Liebe zu erproben.
Zaumlose Lust, nicht Liebe sind die Sinnen,
Der Seele Mörder. Liebe macht vollkommen
Die Geister hier, doch noch vollkommner droben.

Wann er im Feuer glüht, das diese Liebe in ihm angefacht, dann strahlt er die Freude wieder, die ewig im Himmel herrscht; denn wie Licht und Wärme, so ist das Schöne und das Göttliche vereint, und Gott selbst offenbart sich nigends mehr, als im schönen Menschenleibe, wo in Seiner Kraft ein reines Auge sich spiegelt. Und so kann er singen:

Mich aber konnte höchster Schönheit bloſses
Schaun nur entzünden, nur von ihr gewann ich
Den Glanz, worin lebt, was von mir geblieben.
Klein sah in Deinem Blick ich all mein Groſses,
Dich Seltne wählt' ich und dem Volk entrann ich,
Und in den Werken lebt auch fort mein Lieben.

Seine Kunstansicht, daſs die Statue im Stein verborgen liegt, und vom Künstler befreit werde, spricht sogleich das erste Gedicht aus; in der Geliebten ruht ihm Liebe und Tod, Gutes und Uebles, aber er vermag nicht das Heil aus ihr hervorzuschlagen. Und No. 21:

Wie durch Abnehmen (per levar) man getreu
Ein Bild, das lebend scheine,
Einprägt rau-hartem Steine:
Es wächst heraus, je mehr vom Stein wir feilen:
So, wenn mir gute Werke wohnen bei,
Birgts im gedrückten Geist, der fern muſs weilen
Vom Ziel, des eignen Fleisches Uebermaſs,
Womit die harte Schal' ihn roh umwindet.
Doch meinen äuſsern Theilen
Kannst Du abnehmen das,
Was in mir Kraft, Vernunft und Tugend bindet.

In andern Gedichten athmet eine rührende Wehmuth, der Schmerz des Entsagens, der Nichterhörung. Aber einsam stolz in seinem Schmerz wünscht er sich nur darum frohere Tage, daſs er das Bild der Geliebten mit frischem Muth und Lust meiſseln oder malen könne, damit die Welt sehe, wie er für das Herrlichste geglüht, und die edelste Gestalt nicht der Zeit zur Beute

Digitized by Google

werde. Dann fühlt er sich wieder glücklich, er spricht sein kühnes Hoffen aus und ruft:

O selger Tag, der solche Wünsche krönte!
Still müssten Zeit und Stunden stehn in Einem
Puls, und dann hemm' ihr altes Rad die Sonne:
Damit ich, der so viel litt, das ersehnte
Pfand meiner Lieb' umfange fest mit meinen
Armen in ewigen Genusses Wonne.

Und von der Gluth, die ihn verzehrt, erwartet er, dafs sie ihn erhöhe. Wie das Feuer im Kalkstein schläft, und erweckt ihn zusammenbrennt, er aber dadurch fähig wird andre Steine zu verbinden, und mit ihnen dem Sturm und Blitz trotzend himmelan zu steigen, so hofft er von seiner Liebesflamme, dafs sie ihn verewigen, dafs er durch sie der Leibesbande ledig leichter zu Gott wiederkehren werde.

Im Feuer streckt der ems'ge Schmid zum neuen
Gebrauch und Zweck das Eisen schöner ziehend,
Und ohne Feuer würd', umsonst sich mühend,
Dem Gold ein Meister Läuterung nie verleihen,
Noch auch der einz'ge Phönix sich erneuen,
Wenn nicht zuvor verbrannt. Drum hoff' ich glühend
Zu sterben, eint die Gluth mich, selber blühend,
Denen, die Tod mehrt, Zeit nicht kann zerstreuen.
O süfser Tod, o selig wer so brennt!
Wenn ich, zur Asche nach und nach verstoben,
Nicht mehr bei Todten leben mufs fortan.
Ja, wenn sich von Natur dies Element
Zum Himmel hebt, steig' ich mit ihm erhoben
Gradauf, in Feuer verwandelt, himmelan.

Es ist ihm Ernst mit dieser Richtung und Wendung zu Gott,

Und schier zum andern Strand gelangt, ist Zeit,
Dafs andrer Liebe Pfeil den Geist durchdringe:
Ein Zünder höhrer Flammen soll er brennen.

Wie tief gefühlt und ergreifend ist es dann, wenn ein Michel Angelo am Abend seines thatenreichen Lebens nach allem Sturm und Drang mit Sehnsucht nach Ruhe und ewigem Frieden singt:

Wenn vor der langen Jahre scharfer Feile
Vergeht und stündlich welkt dein müdes Kleid,
O kranker Geist, wann endlich, ach, befreit
Dich Zeit daraus! Wann kehrst zu Gott du wieder,
Wie Anfangs froh und heile?
Denn bleicht schon mein Gefieder,
Nimmt schon mein Lebensfaden ab, noch heute
*Kann ich den alten bösen Hang nicht bleichen,**)
Der, älter, mich nur enger hält umwunden.
Dir sag' ichs, Herr mein Hüter,
Dafs ich die Todten neide,
So bange Zweifel scheuchen
Die Seel' um sich, die nirgends Ruh gefunden.
Ach, in den letzten Stunden
Reich ihr Du gütig Deinen Arm, entreifse
Mir mich, lafs neu mich werden, Dir zum Preise!

Dann bittet er Gott, dafs er ihn durch reuige Betrachtung in das Himmelreich eingehn lassen möge; gleich müde durch Glück und Unglück ruft er den Allerbarmenden um Gnade an; „dem Tod so nah, von Gott so fern" kann er durch sie allein gerettet werden. Indem er die Sonne stündlich mehr sinken und seinen Schatten wachsen sieht und die Tage beweint, die er verloren, er, der Arbeitgewaltige, von dem Göthe sagt, man sehe an ihm, wie viel ein grofser Mann auch in kurzer Zeit leisten könne, — findet er dann Beseligung und Ruhe im Gedanken an den Heiland. Sein Leben ist auf wildem Meer in morschem Kahn nun zum gemeinsamen Hafen gekommen, kein Malen und Meifseln stillt ihm mehr die Seele, sie flieht zum liebevollen Gott, der uns am Kreuz die Arme entgegenbreitet; er betet, dafs dieser ihn in einem Augenblick zu sich hinaufziehn möge, in dem er am meisten schuldbefreit sei, weil Bufse in Menschenbrust nicht dauernd weilet.

Von den Gedichten an Personen, die nicht der Geliebten gelten, sind die interessantesten zwei an Dante. Es ist bekannt, wie Michel Angelo diesen hochschätzte, schon sein jüngstes Gericht bezeugt das; und es ist sehr zu bedauern, dafs die Zeichnungen, die er zur göttlichen Komödie gemacht hatte, durch einen Schiffbruch untergegangen sind. Nie, singt er, sei ein Gröfsrer hier gewesen als Dante, der ein mächtiger Stern mit seinem Strahl uns Blinden die ewigen Geheimnisse erklärt, und von der schnöden Welt den Lohn empfangen, den sie den Befsten oftmals zollt.

Schlecht wurden Dante's Werk' und edles Streben
Erkannt von jenen undankbaren Thoren,
Die nur dem Heil der Guten widerstreben.
Doch wär' ich Er, zu gleichem Loos geboren,
Frei hätt' ich für der Erde schönstes Leben
Mir seine Tugend, seinen Bann erkoren.

Was die Uebersetzung angeht, so ist eine solche im Allgemeinen mifslich bei der italienischen Lyrik, die schon durch Klang und Melodie der Sprache musikalisch wirkt, und es ist äufserst schwierig, die eigenthümlichen Gedanken unsres Meisters in der engen und strengen Form treu und verständlich wiederzugeben.

*) Im Italienischen klarer und besser: cangiare il pelo und dann l'uso.

Digitized by Google

Regis hat dies oft, aber nicht immer vermocht. Leichtigkeit zu verlangen, wo das Original selbst schwer ist, wäre eine unbillige Forderung; diese Gedichte nehmen eine näher eingehende Befreundung in Anspruch und sind nicht für flüchtige Näscher. Aber hin und wieder hätte manche Härte, mancher unreine Reim vermieden werden, mancher Gedanke klarer ausgedrückt, manches Wort bezeichnender gewählt werden können. Regis selbst will die Nachbildungsversuche nur als problematische Gypsabgüsse betrachtet wissen, von denen vielleicht die eine mehr, die andre minder gerathen sein mag. Ich wünsche, dafs er sich wiederholt und in günstigen Stunden mit Michel Angelo beschäftigen und einst in einer neuen Auflage, die diese Gedichte verdienen, sie alle zu der Durchsichtigkeit und Reinheit herausarbeiten möge, die unter andern das 109. hat, das auch im Deutschen eine Gemme ist:

Ach lafs Dich aller Orten von mir finden!
Denn fühl' ich mich entflammt von Deinem Lichte,
Wird jede andre Gluth im Geist zu nichte,
Der sich an Dir auf ewig möcht' entzünden.
Dich ruf' ich, Herr! Dir will ich mich verbünden,
Zum Trutz unfruchtbar dunkler Qualgesichte;
Durch büfsendes Bereu'n erwack' und richte
Den Sinn mir auf, die Kräfte, die schon schwinden.
Der Du den ew'gen Geist mit Zeit umgeben,
Und in so wandelbar ohnmächt'ge Hülle
Ihn eingeschränkt dahingabst dem Geschicke:
Du wollst ihn nähren, stützen, neubeleben!
Von Dir allein kommt ihm des Guten Fülle;
Die Kraft der Höchsten ist sein ganzes Glücke.

Moriz Carriere, in Heidelberg.

XXXVIII.

Der Prätendent. Von Heinrich Laube. Leipzig, 1842. bei Teubner.

Der Vf. behandelt in diesem Schriftchen, in dem man dem Titel nach einen Roman erwartet, die Geschichte Naundorff's, der, früher harmloser Uhrmacher in Spandau und Krossen, sich seit einigen Jahren mit Macht an die Weltbühne drängt und sich für den angeblich im Temple gestorbenen Sohn Ludwigs XVI. giebt. Wir erhalten zunächst einen ausführlichen Auszug aus N.'s französisch geschriebenen Memoiren und zwar nach der zweiten Darstellung von 1840, die von der früheren mehrfach abweicht, und manchen nicht uninteressanten Zug, der dem Vf. von Freunden N.'s, die ihn auch zu der Schrift veranlafst haben, mitgetheilt ist. Hierauf giebt der Vf. eine Beurtheilung der für und wider N. sprechenden Zeugnisse und zieht den Schlufs: der Prätendent hat seine Ansprüche nicht nur sehr mangelhaft begründet, sondern sich sogar des Betruges verdächtig gemacht. Diesen Urtheil ist das in Deutschland und Frankreich allgemein ausgesprochne, welches das fast gänzliche Ignoriren der N.'schen Angelegenheit allein erklärlich macht, und es scheint überflüssig, dafs wir zu den Argumenten des Vfs. das eine oder das andere hinzufügen oder von ihnen hinwegnehmen. Fest steht, dafs die Darstellung N.'s an fast zahllosen Unwahrscheinlichkeiten leidet, zu denen vorzüglich die ganze Entweichung aus dem Temple und aus Frakreich gehört, die noch dazu in beiden Abfassungen der Memoiren höchst verschieden erzählt wird; fast undenkbar aber ist es, wie ein Mann, der jetzt so vielen Nachdruck in seinem Verfahren zeigt, zur Zeit der Restauration und selbst der Julirevolution geschwiegen. Die vielen Mordanfälle, die man gegen ihn gerichtet hat, sehen wie ein von ihm selbst veranlafstes Märtyrerthum aus, durch das er weiche Herzen zu gewinnen hofft, und selbst wenn dies nicht ist, giebt es stets bereitwilliger Hände genug, die der Regierung durch dergleichen einen Dienst zu leisten meinen. Die unbestrittne Familienähnlichkeit zwischen ihm und Ludwig XVI., bei der er noch die Bestätigung der alten Bemerkung, dafs zwischen Grofseltern und Enkeln die gröfste Aehnlichkeit sich findet, für sich geltend macht, bringt unwillkührlich auf den Gedanken, dafs sie ihm die erste Veranlassung zu der ganzen Operation gewesen sei. Die Versicherung, er habe seine wichtigen Papiere einem Andern zur Unterhandlung in Paris übergeben, der sie jedoch für sich selbst benutzt, und durch den er sie verloren habe, scheint so plump erfunden, dafs sie defshalb in der That mit Recht von seinen Verfechtern für ihn geltend gemacht und für eine faktische Unbesonnenheit ausgegeben wird, da es nicht zu fassen ist, dafs Jemand, wenn er einmal dichtet, nicht etwas Feineres aufbringen könnte. Dasselbe gilt von den vielen glücklichen Zufällen, die ihn gerade retten, wenn er ohne sie unrettbar verloren wäre, von der jungfranzösischen Gefängnifsromantik und dem vielen Blute, das um seinetwillen geflossen, ohne dafs Volk und Fürsten eigentlich davon erfahren. Das Unlösbare des Knotens liegt darin, dafs wir entweder einen Mann vor uns haben, der durch die widrigsten hart auf einander folgenden Schicksale und sogar durch absichtliche körperliche Vernachlässigung von Seiten seiner Feinde in zartester Jugend zerrüttet ist, und der vorzüglich durch den Mangel an jeder höheren Bildung von Jugend auf jeden inneren Halten, jeder klaren Besonnenheit entbehren mufste, oder einen sehr geschickten, feinberechnenden Betrüger; im ersten Falle sind die gröfsten Unbesonnenheiten, wie das Schweigen zu den günstigsten Zeitpuncten, erklärlich, im zweiten ist es nicht unglaublich, dafs sogar die Uebertreibungen und Widersprüche absichtlich sind, indem der Vf. der Memoiren mit Recht hoffte, man werde dieselben für ihn deuten, nach dem bekannten Schlufs, der aus den Widersprüchen des neuen Testaments für seine Glaubwürdigkeit gezogen wird. An sich nun und für die Geschichte ist diese Untersuchung ohne Bedeutung; gleichwohl müssen wir mit dem Vf. wünschen, dafs die Streitsache gerichtlich geprüft werde, indem N. noch beweisende Dokumente zu haben versichert, die er einer richterlichen Prüfung vorlegen zu dürfen seit mehreren Jahren vergebich bittet. Es ist dies zu wünschen, damit in dem zwar unwahrscheinlichen, doch nicht undenkbaren Fall, dafs N. wirklich der Dauphin wäre, ihm persönlich sein Recht geschehe, wenn auch von Ansprüchen auf den Thron nicht die Rede sein kann, und weil sich zumal durch das Verhör mehrerer noch lebender Personen, die im Temple um den Dauphin beschäftigt waren, manche für jene Zeit nicht uninteressanten Züge ergeben könnten. Diese Untersuchung näher zu veranlassen beabsichtigt der Verf. durch seine mit gefälliger Leichtigkeit hingeworfene Schrift, die zugleich das Verdienst hat, dafs sie dem deutschen Leser eine bequeme Uebersicht der Geschichte N.'s giebt, die jedenfalls ein psychologisches Interesse für sich in Anspruch nimmt. E. S.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

April 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dungers, Hildesiensi. — Reuter. 595

Davis, Sketches of China; partly during an inland journey of four months, between Peking, Nanking, and Canton; with notices and observations relative to the present war. London, 1841. — Walter. . . 609

Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. Zweiten Theiles erste Hälfte. Zweiten Theiles zweite Hälfte. Leipzig, 1840 u. 1841. — Moll. 543

Heydemann, die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts. Berlin, 1841. — Duncker. 577

Hoffmann, Die Befugniss zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf der preussischen Staat. — Berlin, 1841. — v. Pritzwitz. . 518

Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni edidit Otto Jahn. Kiliae, 1841. — Lumpt. . . 571

Lao-tseu-tao-te-king: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu, traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par Stanislas Julien. Paris, 1842. — Schott. 507

Lorenz, commentationis de dictatoribus Latinis et municipalibus particula prior. Grimae, 1841. — C. Z. . 560

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Kandioten. Grünberg und Leipzig, 1842. — Kind. 604

Perrier, la Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusqu'en 1840. Paris, 1842. — Lebrecht. . . 625

Schaller, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Erster Theil von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant. Leipzig, 1841. — Harms. 481

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XXXIX.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Erster Theil von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant. Leipzig, 1841. bei Otto Wigand.

Die Anerkennung des Historischen als ein charakteristisches Zeichen des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit hat dieser den Namen der historischen verschafft. Die Gestaltungen und Entwicklungen der Geschichte zu begreifen, sich selbst als die resultirende Blüthe der Geschichte des Geistes zu wissen, und ihre historische Voraussetzung aus ihrer Geschichte zu construiren, bezeichnet man als die Aufgabe moderner Wissenschaft. Darnach findet man überall das Bestreben, die einzelnen Wissenschaften durch ihre geschichtliche Entwicklung zu begründen. Stellt sich dadurch unsere Zeit der sich so nennenden philosophischen und kritischen des vorigen Jahrhunderts gegenüber, so hat sie in der Naturphilosophie den Uebergang der einen zu der andern anzuerkennen. Und diese hätte selbst den Fortschritt zu machen, den sie hervorgebracht, sie mufste sich als das Resultat ihrer eignen Entwicklung darstellen — die historische Zeit nennt sich gleichfalls die kritische. Ihre Kritik ist aber nicht die der reinen Vernunft, sondern die Dialektik der Phänomenologie. Die historisch-kritische Zeit betrachtet nicht die Vernunft in ihrem unendlichen Können, sondern in ihrer Verwirklichung, von der sie behauptet, dafs sie mit jener eins sei. Die historische Zeit ist so selbst die kritische, denn sie ist historisch, Darlegung der Entwicklung des Geistes, insofern sie kritisch Darlegung der Stufen der Entwicklung ist, von denen die folgende die Kritik der vorhergehenden sei. Mit dieser historisch-kritischen Entwicklung ist zugleich die philosophische gesetzt. Nicht nur beschreibt die historische Entwicklung denselben Verlauf, den die Vernunft in sich vollzieht, sondern die Vernunft ist selbst das Resultat der historisch-kritischen Entwicklung. Auf diese Weise die Momente des wissenschaftlichen Geistes in eins gefafst, nennt man ihn und seine Zeit die Dialektik, in der die Geschichte sich durch die Kritik mit der (wahren) Philosophie zusammenfassen soll.

Die Dialektik als die durch den Widerspruch nothwendige Entwicklung, die die wahre Gestalt des Wissens zum Resultat hat, ist die Mutter moderner Erscheinungen, die auch vorliegende Geschichte der Naturphilosophie hervorgerufen hat. Indem der Hr. Verf. die Naturphilosophie aus ihrer Geschichte begreifen will, hat er schon durch das Unternehmen sich ein Verdienst erworben. Die Naturphilosophie darf um so weniger diesen Fortschritt, der geschichtlichen, dialektischen Begründung aufschieben, als sie ein neues Leben beginnen will, wie z. B. die Arbeiten von Nees von Esenbeck zeigen. „Die Bearbeitung der Naturphilosophie trieb mich wiederholt in das Studium der Geschichte hinüber, und ich vermochte es nicht jene mit Ruhe fortzusetzen, ehe ich nicht die historische Entwicklung des naturphilosophischen Wissens der neueren Zeit im Detail übersah", sagt der Verf. in der Vorrede S. 111. Dies Bedürfnifs des Verfs., das ihn die Bearbeitung der Naturphilosophie, „welche schon vor einem Jahr als ein nächstens erscheinendes Werk angekündigt war", nicht mit Ruhe fortsetzen liefs, ist als ein Zeichen des genannten Charakters der Zeit anzusehen.

Indem wir nun eine beurtheilende Darstellung der vorliegenden Geschichte der Naturphilosophie zu verfassen unternehmen, soll der charakterisirte Standpunkt allerdings die Voraussetzung sein, von der aus wir unsere Betrachtung anstellen, aber, da sie der Grund und Boden ist, worauf vorliegende Geschichte gebauet,

so ist nicht nur zu untersuchen, ob diese jenem Charakter gemäfs, sondern auch er selbst, insofern er hier zur Erscheinung kommt, zu begreifen. Es ist nicht genug, dafs man untersucht, ob die Erscheinungen aus dem Princip folgen, sondern es mufs das Princip selbst ergriffen werden. Daher kann eine Kritik, die nicht den Grund ihrer Voraussetzung begreifen will, nur eine halbe genannt werden, sie mufs vielmehr immer darauf gehen, Einsicht in das Wesen der Zeit zu erlangen. In der Kritik fängt der Geist an zum Verständnifs seiner selbst zu gelangen.

Die Entwicklung der Geschichte der Naturphilosophie will der Hr. Verf. ausführen im Zusammenhange, theils mit den empirischen Naturwissenschaften, theils mit der Philosophie überhaupt (Vorr. S. 111 u. flg.). Die empirische Physik erscheint zunächst freilich als eine selbständige Wissenschaft, die in der Beobachtung und in den Entdeckungen, welche durch diese gewonnen werden, ein eigenthümliches von der Philosophie unberührtes Feld zu besitzen (V) und in ihren Reflexionen unabhängig von der Philosophie zu sein scheint. „Allein in der Geschichte der Naturphilosophie bestätigt sich auch, sagt der Verf. Vorr. IV, was an und für sich im Begriff der Sache liegt, dafs die empirische Naturwissenschaft in ihren Reflexionen absolut von der Entwicklung der Philosophie beherrscht wird, auch dann, wenn sie nicht ausdrücklich und mit Bewufstsein an philosophische Systeme sich anlegt". Und ebenso haben die Beobachtungen und Entdeckungen der empirischen Physik Einfluss auf die Naturphilosophie. Beide sind Erscheinungen des einigen wissenschaftlichen Geistes, sind Offenbarungen seiner Natur. Dadurch ist nun des Verfs. Vorhaben, die empirische Physik mit in die Geschichte der Naturphilosophie aufzunehmen, gerechtfertigt und nothwendig.

Der Hr. Verf. zieht aber die empirische Physik nur insofern in seine Darstellung hinein, als ihr Inhalt von den Philosophen aufgenommen und verarbeitet ist. Allein es ist nicht hinreichend, dafs man die Einheit jener beiden Wissenschaften im Allgemeinen anerkennt und diese bei den Philosophen aufzeigt, somit doch nur diese Einheit von der Seite des Einflusses der Beobachtung auf die Philosophie darlegt, sondern es müfste grade durchgeführt werden, wie „die empirische Naturwissenschaft in ihren Reflexionen absolut von der Entwicklung der Philosophie beherrscht wird". Es müfste in vorliegender Periode z. B. an Stahl's oder Boerhave's Werken gezeigt werden, wie sie von der Philosophie ihrer Zeit beherrscht werden, wenn jene Einheit mehr als eine allgemeine Versicherung sein soll. Ref. wagt den Wunsch auszusprechen, dafs der Hr. Verf. im zweiten Theil seiner Geschichte dies nachweise. Von grofsem Interesse wird es hier namentlich sein darzustellen, wie selbst in den Gegnern, z. B. der Schelling'schen Naturphilosophie, ihr Einfluss auf die Gestaltung der empirischen Physik, Medicin als Wissenschaft sich zeigt. Obgleich der Verf. die Einheit nur von einer Seite betrachtet und dennoch meint, sie selbst zu haben (S. 19 u. flg.): — da der Fortschritt der empirischen Naturwissenschaften nur in den *Entdeckungen* besteht und, falls sie von ihnen begriffen werden, ihre Theorien entweder schlechthin mit denen der Philosophie zusammenfallen oder doch mit weit gröfserer Concision und Bestimmtheit von der Philosophie zur Darstellung gebracht werden, oder nur Meinungen und Einfälle sind — (dies bestreitet die Geschichte selbst, denn Cartesius Wirbeltheorie ist nur ein Einfall, eine Einbildung, während doch die Copernikanische eine wahre Theorie ist): — so gesteht er doch sonderbarer Weise den empirischen Naturwissenschaften eine selbständige Stellung zu (S. 19). Diese Selbständigkeit reducirt sich aber auf die Entdeckungen und jene Meinungen, die nur Einbildungen sind. Wenn der Hr. Verf. darin das Wesen der empirischen Naturwissenschaften bestimmt haben will, so hat er allerdings Recht, die einseitige Darstellung jener Einheit für die ganze zu nehmen. Dieser idealisirten Ansicht von der Einheit und dem Unterschied der empirischen und philosophischen Wissenschaft kann Ref. um so weniger seine Zustimmung schenken, als die Philosophie und die Geschichte der Wissenschaften damit unvereinbar sind. Setzt man das unterscheidende Wesen der empirischen Wissenschaft in die Entdeckungen und die eingebildeten Theorien und Hypothesen, so mufs man solche Sammlungen von Thatsachen und willkürlichen Erfindungen, Producten der Phantasie nicht Wissenschaft nennen — wie denn auch jede dogmatische Philosophie behauptet, dafs es neben ihr keine empirische Wissenschaften gebe. Indem aber der wahre Inhalt der s. g. empirischen Wissenschaften in die Philosophie selbst fallen soll, ist nicht allein sie nur die eine Wissenschaft, sondern selbst ein-

seitig. Die Philosophie, die die empirischen Wissenschaften dadurch anzuerkennen meint, dafs sie dieselben nur in sich auflöst, ist selbst empirisch, sie ist nichts Anders als die zur Absolutheit gesteigerte Induction, mag diese nun dialektisch oder wie sonst verfahren. Damit aber bleibt eine wissenschaftliche Aufgabe gänzlich nicht blofs unbeachtet, sondern auch unausgeführt, es ist die, vom höchsten Begriff aus die Erscheinungen zu erkennen, das deductiv anschauende Erkennen. Mag man dies nun für unausführbar oder zum blofsen Moment der dialektischen Induction herabsetzen, man entgeht nie der Forderung, die Idee selbst in ihren Erscheinungen, in ihren vorausgesetzten Begriffen — denn in der Dialektik sind die der Idee vorangehenden Bestimmungen nur vorausgesetzte Begriffe — anzuschauen. Und dies, das Princip, nicht ein abstracter, sondern der concrete Begriff selbst, die Idee in ihrer Erscheinung anzuschauen, diese aus jener zu begreifen, behauptet Ref., ist die höchste und wahre Aufgabe der Philosophie. Dann aber ist die empirische Wissenschaft nicht eine blofse Sammlung von Thatsachen und blofsen Hypothesen — eine Gesetzsammlung oder ein naturhistorisches Journal — sondern was sie sein soll und ist, die inductive Wissenschaft. — Die Geschichte ist selbst ein Beweis, dafs es so sein mufs und so ist. Das geschichtliche Wissen hat und realisirt beide Aufgaben, unterscheidet daher die eine Wissenschaft von der andern, nicht blofs ausschliefsend sondern positiv, nicht, weil sie sich zufällig in der Geschichte finden, sondern weil das Wissen seinem Begriffe nach Geschichte ist und damit, was in ihr gesetzt ist, auch von ihm als wahr erkannt wird. Das geschichtliche Wissen mufs sich daher fern halten von jener idealen, nichts weniger als wahren Ansicht über das Verhältnifs der philosophischen und empirischen Wissenschaften. Weil Ref. die Selbständigkeit der empirischen Wissenschaften neben der philosophischen festhalten mufs, dürfte er behaupten, dafs, wenn der Verf. in der Geschichte der Naturphilosophie ihre Einheit mit den empirischen Wissenschaften aufzeigen will, diese nur einseitig dargethan wird, wenn nur der Einfluſs der empirischen Naturwissenschaften durch ihre Entdeckungen auf die Philosophie und nicht ihr Einfluſs auf die wissenschaftliche Gestaltung jener herausgestellt wird. So gewifs das unterscheidende Wesen der empirischen Naturwissenschaften darin besteht, die Thatsachen zu begreifen, das Gesetz und die Ordnung der Erscheinungen herauszubringen, und die philosophische Wissenschaft aus Principien die Gesetze und Begriffe der Erscheinungen zu erkennen hat, darf nicht unterlassen werden die Einheit beider geschichtlich aufzuzeigen. Was will aber eine solche Einheit empirischer und philosophischer Wissenschaften heifsen, wenn gar kein Unterschied, ja nicht einmal ein wahres Verhältnifs zwischen beiden da ist, sondern die eine nur Wissenschaft und die andere nichts weniger als Wissenschaft ist!

Die Geschichte der Naturphilosophie soll anderseits im Zusammenhang mit der Entwicklung des philosophischen Wissens überhaupt dargestellt werden. Nicht allein dieser Aufgabe, sondern auch des Verfs. Verwirklichung derselben mufs Ref. seine Beistimmung im Allgemeinen geben; es ist fast eher zu weitläufig als zu kurz dieser Zusammenhang nachgewiesen. Die Bestimmung der ersten Periode der vorliegenden Geschichte und die Eintheilung derselben leitet der Verf. zunächst aus dem philosophischen Wissen dieser Zeit ab und bestimmt darnach das Wesen und die Unterschiede des naturphilosophischen Wissens dieser Periode. Der scholastischen Philosophie gegenüber, die in transcendenten Bestimmungen über Gott und sein Verhältnifs zum Menschen sich vertiefte, meint Ref., sei die neuere Philosophie nicht weniger durch die Anerkenntnifs der Natur als durch Cartesius Zweifel und seinen berühmten Satz der Gewifsheit bestimmt. Der Hr. Verf. läfst aber die neure Philosophie, wie es fast überall geschieht, nur durch Cartesius begründet sein, und betrachtet die vorcartesischen Naturphilosophen Paracelsus, Bruno, Cardanus, Roger Baco u. s. w. nur sehr im Allgemeinen und schiebt sie in eine Uebergangsperiode hinein (S. 6 und flgd.). Wir bedauern um so mehr, dafs der Verf. sich hier hat von der allgemeinen Annahme verleiten lassen, mit Cartesius die neuere Philosophie anzufangen, und jenes Zwischenreich zu statuiren, als selbst nach dieser Annahme jene Naturphilosophen nicht auszuschliefsen sind. „Allerdings, sagt der Verf. S. 6, sind sie frei von dem scholastischen Geiste. Denn das Denken legt sich in ihnen durchaus nicht mehr einem positiven vorausgesetzten Inhalte an (dafs dies das unterscheidende Wesen

Digitized by Google

der scholastischen Philosophie ist, bezweifelt Ref.), sondern geht auf die Substanz der Wahrheit selbst los, will diese von Grund aus und ihrem innersten Kerne aus sich selbst erzeugen, allein das Denken geht nicht dazu fort, die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen und als das nothwendige Fundament aller Erkenntnifs ausdrücklich sich zum Bewufstsein zu bringen." Nach diesen Bestimmungen haben wir noch keinen Grund, jene Naturphilosophen in ein Zwischenreich, das weder Fisch noch Fleisch ist, zu verbannen, falls wir nicht, wie hier der Verf., uns erlauben den Artunterschied über die Gattung zu erheben. Sind jene Naturphilosophen frei vom scholastischen Geiste, und wollen sie die Substanz der Wahrheit von Grund aus und in ihrem innersten Kerne aus sich selbst erzeugen, so ist dieser *allgemeine* Unterschied der neuern Philosophie von der scholastischen auch der wesentliche, der aber, indem nur jener *besondere*, die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen u. s. w., als das *wahrhaft* Unterscheidende vom Verf. angenommen wird, zu einem Unterschied herabgesetzt wird, der gar keiner ist, und die „Uebergangserscheinungen" gehören damit weder zur neuern Philosophie noch zur scholastischen. Man mufs entweder den allgemeinen Unterschied den wesentlichen sein lassen, und damit die Naturphilosophen nicht in eine Uebergangsperiode schieben, oder den besondern zum allgemeinen erheben, und dann jene zur vorcartesischen Philosophie rechnen; des Vfs. Verfahren aber, den besondern Unterschied zum wesentlichen und den allgemeinen als Schein zu bestimmen, führt nur auf Verwirrung.

Bestimmt der Hr. Verf. diese Periode der Scholastik gegenüber durch die beiden Sätze des Cartesius, de omnibus dubitandum est und cogito, ergo sum, so darf er sie der Kantischen Periode gegenüber nicht wieder durch ein neues Moment bestimmen, und so nochmals einen besonderen Unterschied zum wesentlichen machen. Dafs der Verf. es dennoch so macht, beweiset nur die Unsicherheit seines Verfahrens, nach welchem man nicht im Stande ist die Einheit im Unterschiede festzuhalten, und dafs diese Periode eigentlich gar kein Wesen sondern nur Unterschiede hat. Der Unterschied der Kantischen Periode von der Cartesischen soll darin bestehen, dafs in dieser die Einheit von Sein und Denken unmittelbar angenommen und vorausgesetzt, in jener aber diese Einheit „aus der Negation des Gegensatzes von Sein und Denken resultire" (S. 14). Hat man einerseits als den (ersten) Unterschied dieser Periode die beiden charakteristischen Bestimmungen des Cartesius aufgestellt und nimmt man nun anderseits die Bestimmung dieser Periode im Gegensatz zu der durch Kant begründeten aus dem Gegensatz einer unmittelbaren und vermittelten Einheit von Sein und Denken her, so wird es zunächst schwer halten diesen vermeinten Unterschied aufzuzeigen, wenn jener erste wirklich da sein soll. Der Verf. müht sich sichtlich ab, jene Einheit als eine unmittelbare in der Cartesischen Periode zu zeigen. Cartesius Zweifel, sein Satz der Gewifsheit, und die Bedeutung des ontologischen Beweises für die Realität des Erkennens beweisen deutlich genug, dafs die Einheit von Denken und Sein hier ebenso wenig eine unbefangne, unmittelbare ist als bei und nach Kant. Von einer solchen unmittelbaren Einheit, unbefangenen Annahme der Objectivität des Erkennens kann in der neueren Philosophie überhaupt nicht, höchstens nur in der alten die Rede sein. Was der Hr. Verf. dagegen S. 15 und 216 vorbringt, läuft darauf aus, dafs hier „die Vermittlung — eine ganz formelle, scheinbare, nicht ein Beweis für die Einheit von Denken und Sein, sondern nur die religiöse Bestätigung und Sanctionirung der philosophischen Gedankenlosigkeit" sei, dafs Cartesius diese Vermittlung sehr unphilosophischer Weise darstelle. Der Unterschied, der sich aber darnach herausstellt, ist nicht der von Unmittelbarkeit und Vermittlung — denn erstlich ist der Gegensatz zwischen Denken und Sein, der Zweifel, jedenfalls da, und zweitens nicht weniger die Vermittlung, der Satz der Gewifsheit und des ontologischen Beweises behält die Bedeutung „der Erweiterung der Selbstgewifsheit zur Erkenntnifs des Andern" (S. 216), mithin die Einheit von Denken und Sein jedenfalls eine gemachte, eine selbstbewufste, — sondern besteht blofs in der mehr oder weniger begründeten Beweisführung.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

(Fortsetzung.)

Es kann daher der Unterschied der neuern Philosophie von der neuesten nicht als unmittelbare und vermittelte Einheit gefafst werden, sondern, wenn man einmal die vermittelte Einheit von Denken und Sein als die wesentliche Bestimmung der neuern Philosophie aufstellen will, so würde der Unterschied jener beiden Perioden nur aus der Art und Weise, wie diese Einheit erlangt wird, herzunehmen sein. Diese ist in der Cartesischen Periode der Zweifel, in der Kantischen Periode die Kritik. Der begründende Skepticismus und Kriticismus würden demnach als Unterschiede zu behaupten sein.

Diesen Streit kann der Ref. aber hiermit noch nicht für beendet gelten lassen, da er weder glaubt, dafs die neuere Philosophie so zu bestimmen sei, wie der Verf. sie bestimmt, noch dafs die Naturphilosophen vor Cartesius zumal in einer Geschichte der Naturphilosophie der neuern Zeit auszuschliefsen seien. Indem der Hr. Verf. die Cartesische Periode durch zwei verschiedene Unterschiede bestimmt sein läfst, tritt wiederum jener obige Fall ein, dafs der besondere Unterschied zum wesentlichen wird. Denn durch die Bestimmung der unmittelbaren Einheit von Sein und Denken wird der erste Unterschied, „die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen" wiederum zum Schein herabgesetzt, da diese Selbstgewifsheit nur scheinbar zur objectiven Gewifsheit wird. Demnach würde *eine* blofs negative Bestimmung (unmittelbare Einheit) das Wesen dieser Periode ausmachen, und da diese Einheit gar keine ist, die Periode kein Wesen, keine Einheit, sondern atomistische Unterschiede haben. Ref. weifs sehr wohl, dafs diese Art und Weise des Verfahrens bedingt ist durch die Methode des resultirenden Begriffes, nach der jede folgende Stufe ein höheres Moment und das wahrhafte Wesen der vorhergehenden ausspricht, er weifs aber auch, und meint es hier wenn nicht bewiesen so doch hinreichend angedeutet zu haben, dafs nach diesem Verfahren weder die Einheit, das Wesen im Unterschiede festzuhalten, noch andere als atomistische Unterschiede zu setzen sind. Es ist dies ein Werden, wo gar nichts wird, sondern nur Unterschiede sich an Unterschiede legen, eine Geschichte, in der nichts geschieht, sondern nur Begebenheiten sich an Begebenheiten reihen, ohne dafs gesagt werden könnte, in ihnen offenbare oder entwickle sich ein Wesen. In des Verfs. Periodisirung finden wir nicht die Ausführung, sondern das Princip mangelhaft.

Die genannten Naturphilosophen schliefst der Vf. in einer Geschichte der neuern Naturphilosophie aus, obgleich „sie frei von dem scholastischen Geist" sind. Diese Naturphilosophen sind aber von fast gröfserer Bedeutung und höherem Interesse für die moderne Naturphilosophie als die Mechaniker der Cartesischen Periode. Die durch Schelling hervorgerufene Naturphilosophie und ihre Entwicklung reflectirt, spiegelt sich in jenen naturphilosophischen Systemen in einer Weise, dafs geschichtlich ihr Verständnifs sich bedingt. Die Idee des Mikro-Makrokosmus ist von Paracelsus, die des ewigen Werdens, der Natur als eines allgemeinen Lebensprocesses von Bruno und Andres von Andern, schon so bestimmt ausgesprochen, dafs man unserer Zeit nichts mehr zur Selbsterkenntnifs vorhalten kann, als jene theosophischen Naturphilosophen. Aber dies Interesse, das sie verdienen, ist nicht allein der Grund, warum der Ref. sie aufgenommen wissen will, sondern dies, dafs in ihnen, „im Gegensatz zur Scholastik und dem einseitigen religiösen Bewufstsein überhaupt die Natur wieder zu ihrem

Rechte kommt." Ref. glaubt mit Recht behaupten zu können, dafs grade die Anerkenntnifs der Natur, d. i. das Bewufstsein, dafs das Absolute in der Wirklichkeit lebendig, in ihr seiend angeschaut wird, das eine unterscheidende Wesen nicht nur dieser Naturphilosophen, sondern der ganzen vorkantischen Periode ist. Weil in den genannten Naturphilosophen „das denkende Subject sich in den allgemeinen Procefs des Lebens schlechthin verflochten" weifs und „sich also (dies „also" versteht Ref. nicht, wenn es von den Naturphilosophen selbst soll gesagt sein: denn jenes Verflochtensein ist hier die Objectivität, und soll es im Gegensatz zur Cartesischen Philosophie genommen werden, so ist das eine transcendente Beurtheilung), die Natur so wenig wie sein eignes Wesen *objectiv*" macht (S. 9), bilden sie den entschiedensten Gegensatz zur Scholastik, wenn man nur diese nicht als ein durch Auctorität bestimmtes Denken — welches ein schlechthin unphilosophisches Denken ist — sondern durch das transcendentale oder besser transcendente Denken charakterisirt. Bruno und Baco, der nicht in die neuere Philosophie, wenn man sie mit Cartesius anfängt, sondern in das Zwischenreich gehört, sind die eigentlichsten Bestreiter der Scholastik und die durch die Anerkennung des realen Denkens und die Entdeckung der Induction sie überwunden haben. Wenn dadurch, dafs dem transcendenten Denken der Scholastik gegenüber hier das immanente erscheint, die nachscholastische und vorkantische Periode bestimmt ist und Ref. meint, dafs diese Periode überhaupt als die der Naturphilosophie bezeichnet werden könnte, so ist auch darin der Grund ausgesprochen, warum die vom Verf. in ein unbekanntes Land verbannten Naturphilosophen die neuere Philosophie beginnen und in einer Geschichte der Naturphilosophie genau zu betrachten sind.

Wie der Hr. Verf. die Grenzbestimmungen dieser Periode aus der allgemeinen Philosophie entwickelt, so auch die Stufenunterschiede derselben. Hier mufs Ref. nun erst auf eine sonderbare Sache aufmerksam machen. Der Verf. nämlich entwickelt diese Periode in zwei Stufen, sowohl in vorliegendem Buche als nach dem Inhaltsverzeichnifs, und doch sagt er Seite 25: „die Darstellung wird zeigen wie in dieser Periode *drei* Entwicklungsstufen zu unterscheiden sind." Ref. würde dies für einen Druckfehler genommen haben, wenn einestheils der Verf. diese „drei" Stufen nicht auf derselben Seite noch weiter charakterisirt hätte, und anderseits der Ref. einsehen könnte, wie etwa im zweiten Bande noch die dritte nachgeliefert werden könnte. Denn der Verf. schliefst diesen Band mit Wolf, und will die zweite Periode und den zweiten Band mit Kant anfangen (S. 16—18). Dafs zwischen Wolf und Kant noch eine dritte Stufe sich finden sollte, glaubt Ref. nicht, und darf daher annehmen, dafs der erste Absatz Seite 25 gestrichen werden mufs. — Der Verf. bezeichnet die Naturphilosophie dieser Periode von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant als „die mechanische Auffassung der Natur, dem wesentlichen Begriffe der Substanz gemäfs" (S. 19). Die Substanz soll nämlich der bezeichnende Begriff für „die vorausgesetzte unmittelbare Einheit von Sein und Denken" (S. 17) und darnach die Naturphilosophie eine mechanische sein. Wir lassen diese Begründung zunächst liegen, um aus der Sache selbst sie zu finden. Da der Verf. der Methode folgt, nach der die Geschichte ihren Begriff zum Resultat hat, so giebt der Verf. auch den Begriff der mechanischen Auffassung im Anfange nicht, sondern läfst die Darstellung ihn entwickeln. Ref. findet aber, dafs weder der Anfang noch das Ende des Verfs. Bestimmung entspricht.

Mit Baco fängt der Verf. die Geschichte der Naturphilosophie an (S. 25), obwohl „mit Cartesius — die moderne Philosophie" beginnt (S. 13). Weil durch diese ganze Periode der Gegensatz von speculativem Idealismus und Empirismus sich entwickelt; soll die moderne Philosophie „mit diesem Gegensatz zwischen Cartesius und Baco ihren Anfang" nehmen. „Der Grund und die Nothwendigkeit dieser Erscheinung liegt im Allgemeinen, heifst es, in der *Unmittelbarkeit*, mit welcher das Denken, und zwar das unendlich concrete, durch das christliche Bewufstsein hindurchgegangene Denken seine Entwicklung wieder beginnt", und weil „die unmittelbare Einheit von Subject und Object an sich und ihrem Begriffe nach ebenso sehr auch der unmittelbare Unterschied" sei, komme der denkende Geist nur in dem Gegensatz zwischen beiden vollständig zur Erscheinung (S. 14, 15). Ist diese ganze Periode nach des Ref. Ansicht nicht durch die Unmittelbarkeit charakterisirt, so ist auch sie nicht der Grund dieser sehr fraglichen Erscheinung, dieses Gegensatzes. In beiden Gegensätzen soll aber naturphilosophisch betrachtet, die mechanische Naturbetrachtung sich offenbaren, mit der

„sich nothwendig die *mathematische* Form" verbindet (S. 19). Aber bei Baco fehlt nicht allein diese *mathematische* Form, sondern es tritt vielmehr die inductive Methode als die einzige Form des Erkennens auf. Ebenso wenig als die mathematische Methode hier bestimmend ist, kann die Baconische Auffassung der materiellen Natur eine mechanische genannt werden. Wohl bestimmt Baco, dafs der Spiritus materieller Natur ist (S. 59), aber auch, dafs „wie die Continuität, der Zusammenhalt der Körper in sich als eine *Bewegung* anzusehen ist, so — auch die Undurchdringlichkeit der Materie, vermöge welcher sie sich durch keine Gewalt in nichts verwandeln läfst, als eine Bewegung (motus antitypiae) zu bezeichnen" sei (S. 70), ferner dafs „diese Lebensgeister Alles bewirken, was im Körper geschieht" (S. 73), und durch ihn „besonders — sympathisch und antipathisch auf einander" wirken (S. 78). Wenn Ref. auch nicht viel Gewicht darauf legen will, dafs Baco sogar die magischen Erklärungen nicht ausschliefst, so ist doch in jenen angegebenen und zwar charakteristischen Bestimmungen der Baconschen Naturphilosophie nicht eine mechanische Auffassung schlechthin gesetzt. Schon hier können wir nicht umhin zu bemerken, dafs es schwer fällt, des Verfs. Meinung von dem, was das Wesen der mechanischen Auffassung ausmacht, selbst in der Darstellung der Entwicklung dieser Ansicht herauszubringen. Ist die Erklärung der Natur durch (äufsere) Causalität eine mechanische — wie der Verf. dies allerdings auch sagt, z. B. S. 344, — und demgemäfs das Princip der materiellen Natur einerlei ob untheilbar oder theilbar die vorausgesetzte Dualität, d. h. besteht ihr Wesen darin, dafs das Princip der Besonderung, des Werdens in der mechanischen Auffassung das blofse Sein (Undurchdringlichkeit) der Materie, und an ihr z. B. in der Gestalt der Atome ist, so ist die Baconsche Naturbetrachtung nimmermehr eine mechanische zu nennen. Dafür entscheidet die Annahme von Atomen als solche noch nichts, sondern nur die Art und Weise, wie deren Raumerfüllung und die weitere Entwicklung gedacht werde, und diese ist als Bewegung, jene als durch die Lebensgeister bestimmt, keinesfalls mechanisch. Da nun ferner Baco nicht weniger als die Philosophen, zu denen er gehört, die vorcartesischen Naturphilosophen, die Naturerkenntnifs als das Fundament alles weitern Wissens, die Naturwissenschaft als die Mutter aller andern Wissenschaften angiebt (S. 31), die Natur selbst nicht mechanisch bestimmt, und durch die Entdeckung der inductiven Methode den Begriff derjenigen Ansicht ausspricht, wodurch die Naturphilosophen überhaupt sich der Scholastik entgegenstellen, ist er der Gipfel dieses ersten Abschnitts der neuern Philosophie, in dem aber eben so wenig eine entschiedene, bewufste dynamische als mechanische Betrachtungsweise, sondern ein Schwanken, (oder ein Dualismus — wie in Gassendi —) beider auftritt, das sich, warum wird sich schon zeigen, zur mechanischen Betrachtungsweise z. B. in Hobbes entwickelt. Die Stellung und Bezeichnung der Baconischen Philosophie als mechanische Auffassung abgerechnet, ist der erste Abschnitt der ersten Stufe, der Empirismus, Baco, Hobbes, Gassendi, gut entwickelt.

Mit Cartesius und durch ihn entwickelt sich die mechanische Naturbetrachtung. Der Verf. stellt dem Baconschen Empirismus den speculativen Idealismus des Cartesius, Geulings, Malebranche, Spinoza gegenüber und bezeichnet diese beiden Richtungen als die „erste Stufe der mechanischen Naturbetrachtung" (S. 29—344), deren Unterschied von der zweiten, in der Locke, Newton und der französische Materialismus den Empirismus, Leibnitz und Wolf den Idealismus vertreten (S. 344—562), der Verf. S. 344—345 angiebt. „Auf der ersten Stufe des Mechanismus wurde das Wesen der Natur, sagt der Verf., im Allgemeinen gefafst als *Ausdehnung*, also (!) ohne Bewegung in sich, ohne Streben, ohne Dialektik, das einzige bewegende Princip ist der äufsere mechanische *Stofs*", und innerhalb dieser durch den Begriff der Substanz bestimmten Stufe ist der Gegensatz zwischen Empirismus und Idealismus ein „*unmittelbarer*", wornach „der Idealismus — sich so selbst an die äufsere Wahrnehmung" wende, die er doch aus sich dialektisch gewinnen mufste, und der Empirismus das Allgemeine, das er aus dem „unmittelbar Gegebenen, Einzelnen" gewinnen will, nur voraussetze. Bestimmt der Verf. nun, dafs „auf der *zweiten Stufe* — im Allgemeinen der Widerspruch — der ersten — ausdrücklich gesetzt, aber ohne als Widerspruch zum Bewufstsein" kommt, so kann dieser sonderbare Widerspruch, der aufserhalb des Bewufstseins und doch in ihm und auch nicht gesetzt ist, vom Referenten nicht als Unterschied anerkannt werden, da dieser Widerspruch auch in der ersten

Stufe „gesetzt" ist, ohne als Widerspruch ausdrücklich zum Bewufstsein „zu kommen". Der Idealismus der ersten Stufe hat diesen Widerspruch durch die Voraussetzung „der äufsern Wahrnehmung", der Empirismus durch die des Allgemeinen in sich. Der Grundsatz, wornach es aber so sein mufs, wie der Verf. es hier bestimmt, dafs der Begriff, der in der ersten Stufe resultirt, das Wesen der zweiten ausmacht, wird alsobald betrachtet werden. Wird dieser gesetzte Widerspruch auch vom Verf. noch weiter qualificirt, so, dafs die Substanz in der zweiten Stufe „das sich selbst Setzende" sei, das aber zugleich „unselbständig" sei, und dafs „nicht die Ausdehnung, dieses todte Aufseinandersein, sondern die Kraft hier das Wesen der Natur, „aber diese Idealität, dieses Selbstbestimmen auch Bestimmtsein von Aufsen" sei, so kann doch selbst dieser qualitative Widerspruch keinen Unterschied begründen. Es begegnet uns hier abermals eine Ungenauigkeit im Begriff der mechanischen Naturbetrachtung. Der Verf. scheint hier zu meinen, dafs die Natur von der Baconschen und Cartesischen Philosophie und ihrer Entwicklung als Ausdehnung gefafst, diese Ausdehnung ein schlechthin Todtes, Unselbständiges sei. Diese einseitige Bestimmung der materiellen Natur, die noch von Niemand wenigstens nicht von den hier zu betrachtenden Philosophen angenommen worden ist, kommt allein durch des Verfs. Weise, Stufenunterschiede zu machen, ans Tageslicht. Nach dieser erschiene — damit wir von Baco's Richtung hier auf Grund des Erwähnten absehen — in der Cartesischen Schule die Materie als gänzlich der Macht beraubt, als ein absolut Unselbständiges, als ein seiendes Nichts, während sie doch niemals und auch hier nicht so bestimmt, sondern schon dadurch, dafs sie gestofsen wird, ein Moment der Kraft und dadurch, dafs sie durch ihr Sein ihr Wesen ausspricht, ein Selbständiges ist. Eine Materie, die *nur* Ausdehnung, dieses todte Aufsereinandersein wäre, kann nicht einmal einen Stofs vertragen. So hat sie denn auch weder Cartesius, noch vielweniger Spinoza aufgefafst, sondern grade, weil sie die Materie als Ausdehnung fafsten und der erstere als das alleinige Princip der Bewegung die äufsere Ursache, den Stofs bestimmte, fehlt ihr das nicht, was der Verf. als das Wesentliche der zweiten Periode S. 345 bezeichnet, die blofs quantitativ bestimmte Kraft. Da sich vielmehr in der Cartesischen Richtung dies entwickelt, so ist sie *dadurch* weder von der Lockeschen noch der Leibnitzischen zu unterscheiden. — Wir haben dies so eben als eine Meinung des Verfs. behandelt, müssen aber, da wir diese Stufenunterscheidung doch nicht anerkennen, dieselbe als eine blofse Meinung behaupten, indem der Verf. selbst in der Entwicklung der zweiten Stufe den Unterschied und Fortschritt nicht allein viel besser, sondern richtig herausstellt. Der Fortschritt und damit der Unterschied der Cartesischen Auffassung der Materie von der Lockeschen liegt allerdings darin, dafs sie hier für das Gefühl bestimmt als „Dichtigkeit" (S. 350) und diese von Newton als Schwere (S. 355), die endlich in dem französischen Materialismus als die absolute Beweglichkeit und ein „handelndes Ganze" (406—407) begriffen wird. Die Darstellung dieser fortschreitenden Entwicklung mufs Ref. als einen vorzüglichen Theil des Werks hervorheben.

Das unterscheidende Wesen der vom Verf. angegebenen beiden Stufen kann Ref., wenn er selbst des Verfs. Ausdrucksweise und Bestimmung, in der zweiten Stufe erscheine der gesetzte Widerspruch und damit das Wesen der Natur freilich als eine Kraft, die aber selbst wieder „ein äufserlicher Mechanismus" ist, nach der Lockeschen Auffassung verändert nähme, nicht anerkennen, einmal nicht, wegen des Verfs. Begriffsbestimmung der materiellen Natur, wie sie in der ersten Stufe erscheinen solle, dann, weil die Bestimmung dieser Periode als mechanische Naturbetrachtung dem Ref. einen andern Sinn bezeichnet als dem Verfasser. Es ist schon dargestellt, warum Ref. die Baconsche Auffassung vorcartesisch genannt wissen will. Es kann hier demnach nur noch die Cartesische, Lockesche und Leibnitzische naturphilosophische Betrachtungsweise zur Sprache kommen, die dem Ref., was die philosophische Betrachtungsweise genannter Schulen angeht, charakterisirt sind die Cartesische durch den Rationalismus, die Lockesche durch den Sensualismus und die Leibnitzische durch die bekannte Vermittlung beider, die sich in Bezug auf jenen principiellen Gegensatz durch den Grundsatz nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

(Fortsetzung.)

Naturphilosophischer Hinsicht nach, denn nur diese interessirt uns hier, soll in den drei Richtungen die mechanische Naturbetrachtung sich zeigen, und der Verf. wird damit übereinstimmen, wenn Ref. der Cartesischen Richtung die mathematische, der Lockeschen die physische, der Leibnitzischen die idealistische Auffassung der Natur zuschreibt; aber nicht mit der Behauptung, dafs in allen drei Richtungen dynamische Principien hervortreten. Dafs der Verf. diese nicht bemerkt, oder sie durch die Art und Weise seiner Darstellung zurückweist, ist es, was der Ref. zunächst zu zeigen hat.

In der Cartesischen Schule erscheint in Spinoza's Naturbetrachtung nach unserer Ansicht ein Princip dynamischer Betrachtungsweise. „Was ferner die *Natur* anbetrifft, sagt der Verf. in der Darstellung des Spinoza S. 335, so ist sie der Substanz nach, d. h. in ihrer wahren Wirklichkeit, das vom Denken unmittelbar unterschiedene Sein, die blofse (!) Ausdehnung, also (!) ohne lebendigen Procefs, ohne neuern Trieb der Bewegung, ohne Energie der Idealität; nur in *dieser* Weise drückt die Natur das Wesen der Substanz aus. Hier tritt es also hervor, wie die mechanische Auffassung der Natur mit dem Begriffe der Substanz zusammenhängt". — So ist dem Verf. Spinoza's Bestimmung der Natur als Ausdehnung eine mechanische. Wenn die Ausdehnung nach der Seite 336 citirten Ethik p. II. Prop. XII. Cor. I. 59. nur als modus zu nehmen wäre, so versteht es sich freilich von selbst, dafs das Princip der Naturbetrachtung hier ein mechanisches ist; aber die materielle Natur, die Ausdehnung ist ja nicht allein mehr als dies, sondern gradezu Attribut der Substanz, wornach auch der Verf. sagt, dafs dem Spinoza „alle Körper — *beseelt*" sein „müssen" S. 340. „Allein damit, sagt der Verf. S. 341, dafs die Ausdehnung nicht als eine besondere Substanz, sondern als Attribut der absoluten Substanz gefafst wird, ist noch kein Princip gewonnen, die Naturgestaltung zu begreifen und a priori zu deduciren, — sie könne „nur durch äufsere empirische Reflexion gewonnen werden" — (als wenn es darauf ankäme, um das Princip der mechanischen und dynamischen Auffassung hier auszumitteln), — und es „bleibt der Unterschied aufser der Substanz liegen, d. h. kann nicht als nothwendig deducirt werden" (von wem?) Dies also, dafs Spinoza nicht deducirt, noch wie der Verf. gegen Spinoza's Meinung, die er selbst anführt S. 343, hat deduciren können, anders, weil bei Spinoza jede Erklärung im Einzelnen eine mechanische ist und sein müsse, ist die spinozistische Bestimmung selbst eine mechanische. Zunächst erlaubt der Ref. in Bezug auf das Können und Müssen Spinoza's Meinung von seinem Systeme zur Charakterisirung desselben für entscheidender in Anspruch nehmen zu können, als des Verfs. Behauptungen; und wenn es auch eine Consequenz von Spinoza's Substanzlehre wäre, dafs aus ihr als Ausdehnung nicht deducirt werden könnte, so ist mit dieser *Beurtheilung* dennoch nicht gezeigt worden, dafs in Spinoza's System das Princip der materiellen Natur, weil es sich nicht zu besondern vermag, ein mechanisches sei. Der Verf. beurtheilt hier wie überall und wie es modern ist, die Systeme in der Geschichte nach der Ausführung und der Consequenz. Ref. bestreitet die Wahrheit dieses Mafsstabes, und vor Allen hier die einseitige Anwendung desselben; er ist der Meinung, dafs diese Beurtheilung einseitig sei und dafs sie nur erst dann auftreten könne, wenn man den principiellen Willen, die Aufgabe jedes Systemes erkannt und herausgestellt hat. Nach dem Willen, dem Princip eines Systemes, mufs die Beurtheilung durch die

Ausführung und Consequenz sich richten, wenn man nicht aus Allem Alles beweisen will. Statt dessen aber nimmt man sich so einen Begriff und versucht nur durch Ausführung und Consequenz zu beurtheilen. Das ist nicht richtig, aber freilich eine Folge des Verfahrens des resultirenden Begriffes. Weil Spinoza die Natur als Ausdehnung, dies Attribut der Substanz bestimmt und die Natur damit nicht äufsere Ursache, sondern causa sui ist, ist jedenfalls das Princip ein dynamisches, wenn auch keine einzige Erklärung dynamisch, sondern alle mechanisch sind.

Nicht weniger tritt im französischen Materialismus, den der Verf. nur als mechanische Auffassung bezeichnet, ein dynamisches Princip auf. Des Verfs. Darstellung des Materialismus, genauer des système de la nature, ist nun ebenso richtig, wie im Allgemeinen von allen ausgesagt werden kann, aber die Beurtheilung ist einseitig. Nach dem système de la nature zeigt S. 403 u. flg. uns das Universum nichts als *Materie und Bewegung*, die Natur nur ist, und zwar ein handelndes Ganze, daher Alles in ihr in Bewegung, „fortwährend im Werden, Wachsen, Zunehmen, Abnehmen begriffen, die Materie nicht träge, sondern „durch ihre eigne Kraft thätig". Indem somit die Natur selbst als das Absolute genommen, die Materie weder träge noch von Aufsen in Bewegung gesetzt wird, sondern selbst die Bewegung ist, ist in dieser Evolutionstheorie die Natur nach Ref. Ansicht dynamisch bestimmt. Nach dem Princip bestimmt aber der Verf. nicht die Grundansicht eines geschichtlichen Systemes, sondern nach der Ausführung; weil diese nicht dynamisch ist, so ist sie mechanisch. Der Materialismus", heifst es S. 415, bleibt aber bei diesem Factum — „dafs die Körper fallen, drücken, sich anziehen u. s. w." stehen. Inwiefern liegt es dann in dem Wesen der Materien sich abzustofsen, sich in verschiedene Massen zu trennen, in wiefern im Wesen der einzelnen Körper gegen einander zu gravitiren? — So sehr auch das System der Natur darauf dringt, das Princip der Bewegung in die Materie selbst hinein zu verlegen, so wird doch nie daran gedacht, in dem Begriff der Materie selbst die Nothwendigkeit der Bewegung nachzuweisen, und daher erscheinen die Gravitation, Attraction, Repulsion, Verwandtschaft u. s. w. doch wieder als unbegreifliche Kräfte, welche dem eigentlichen Wesen der Materie fremd sind, also von *aufsen* kommen und *äufserlich* bleiben. S. 416. Aufserdem dafs Ref. meint, mit dieser Darlegung der Mängel sei nicht die mechanische Auffassung des Systems der Natur gezeigt, da das Princip ein dynamisches bleibt, mufs er hier auch noch bezweifeln, dafs diese Kritik des Verfs. eine wahre, wie man wohl sagt immanente, d. h. doch eine solche sei, die innerhalb des zu beurtheilenden Systemes selbst den Gedanken aufzeigt, durch dessen Erkenntnifs das System, falls es nur weiter denken will, seine eigne Einseitigkeit anerkennt. Davon kann hier nicht die Rede sein. Im System der Natur liegt die Erkenntnifs der Einseitigkeit desselben, aber in der verborgenen Bewegung, die für uns nur durch die freie Erinnerung, mithin durch das, was das System leugnet, die reflexive Thätigkeit, durch die Anerkenntnifs des Geistes, der damit nicht mehr leere Einbildung ist, möglich wird, und nicht in den Mängeln, die der Verf. angiebt.

In Leibnitz Philosophie tritt so klar und bestimmt das dynamische Princip hervor, dafs der Ref. nur aus des Verf. einmal angenommener Betrachtungsweise, worin er sich hier gänzlich verhüllt hat, begreifen kann, warum er dies nicht herausstellt. Freilich sagt der Verf. S. 454 — 455, „Leibnitz gehe durch seinen Begriff der Substanz und die sich hieran knüpfende Auffassung der Materie über die abstract mechanische Betrachtungsweise der Natur hinaus". Allein das heifst hier nicht viel mehr, als jener besprochene Stufenunterschied sagen will, wo wir eine „abstract mechanische Betrachtungsweise" als solche überhaupt in Abrede stellten. Obwohl dem Leibnitz „das Wesen der Natur — die lebendige Idealität, das monadische Fürsichsein" ist, so ist doch dieses „Hinausgehen über den Mechanismus, dem Verf., noch ein einseitiges". „Denn die Monas ist nicht die das Sein und die Aeufserlichkeit durch eigne Thätigkeit überwindende Idealität (nach wem?), sondern das unmittelbar bestimmte, der Aeufserlichkeit in *abstracter* Weise entrückte Fürsichsein". Die Monaden sollen einander gegenüber frei, sich durch sich bestimmend sein. „Diese Bestimmtheit der Idealität, so beurtheilt der Verf., ist aber eine vom Absoluten gesetzte, und dieses Gesetztsein bleibt den Monaden wesentlich *äufserlich*, so dafs sich also die absolute Monas zu den endlichen Monaden doch immer *mechanisch* (!) verhält, und somit an ihnen ein für alle Mal grade dasselbe thut, was in der me-

Digitized by Google

chanischen Betrachtungsweise die Körper widerstandslos von einander zu leiden hatten". Ferner entwickelt der Verf., wie in der Monade „in ihrer Activität, in ihrem Sichselbstsetzen zugleich Passivität und Gesetztsein" liegt, und diese „*Passivität — sich als ein nicht durch sie gesetzter selbständiger Schein* (des Aufsereinandersein) *von ihnen loslöst*" (508 u. 437) und thut dar, dafs „der Begriff der Monas überhaupt keinen organischen Zusammenhang" zuläfst (S. 450). Wenn nun Leibnitz selbst fordert, „dafs alle speciellen Erscheinungen *mechanisch* erklärt werden sollen", so ist doch diese Inconsequenz, und jene vom Verf. herausgebrachten Consequenzen und Widersprüche nichts weniger als eine historische Darstellung Leibnitzischer Philosopheme. Die Beurtheilung eines Systemes durch die Consequenz und Ausführung wird unhistorisch, sobald diese allein und nicht als bedingt durch die nach dem Willen des Systemes auftritt. Indem Leibnitz ausdrücklich „die Principien der Mechanik und die Annahme von körperlichen absolut harten Atomen zurückweiset", und fordert und zeigt, dafs nur nach dem Princip des zureichenden Grundes durch vorstellende Kräfte, Monaden nicht allein das geistige, sondern ebenso das materielle Sein, das damit allerdings nur noch als Erscheinung zu behaupten ist, erklärt, begriffen werden müsse; so kann man wohl zeigen, dafs diese Leibnitzische Bestimmung die und die andere einseitige Consequenz hat, aber, weil sie diese hat, kann man nicht annehmen, dafs damit das Princip, hier in der Naturphilosophie, das dynamische grade das sei, was Leibnitz entschieden für unzureichend erklärt, das mechanische. Leibnitzens dynamisches Princip ist nicht ein mechanisches, weil es jene Consequenzen und Widersprüche setzt, sondern ein einseitiges. Von den vom Verf. aufgezeigten Einseitigkeiten in Leibnitz Philosophie, beweiset das Erste nicht einmal, was es beweisen soll. Weil die Monaden von der absoluten Monade und zwar so gesetzt sind, dafs sie sich selbst setzen, kann nimmermehr gesagt werden, dafs damit sich die absolute Monade zu den endlichen *mechanisch* verhalte. Indem der Verf. dies behauptet, hat er zuviel bewiesen. Was soll auch hier noch „mechanisch" heifsen? Aber der Verf. sagt ja, „dieses Gesetztsein bleibt den Monaden wesentlich *äufserlich*", dies würde der Fall sein, wenn Leibnitz sein Princip vergessen hätte. Dadurch, dafs die absolute Substanz die Monaden schafft, und das Gesetz ihrer Uebereinstimmung ist, würde von einem mechanischen Verhalten zwischen absoluter und endlicher Monade nur dann die Rede sein können, wenn die erschaffenen Monaden nicht selbstthätig, sondern das, was der Verf. und Viele mit ihm hier beweisen wollen, nur Gesetztsein wären. Eben so wenig liegt ein mechanisches Moment darin, dafs die absolute Monade ordo ordinans, dafs sie das Gesetz der endlichen ist, denn dies ist jene nur, insofern diese es selbst sind, setzen. Es liegt weder ein Widerspruch noch ein mechanisches Verhalten darin, dafs das Gesetzte sich selbst setzt. Worin der Ref. dem Verf. hier in der Beurtheilung beistimmen mufs, ist das von ihm hervorgehobene zweite Moment, der Schein der Räumlichkeit, der in uns selbst ist. Wenn anerkannt werden mufs, dafs es keinen absoluten Schein geben kann, so ist allerdings dieser Schein der Gedanke im Leibnitzischen Systeme, wodurch er sich selbst kritisirt, und aus dessen Erkenntnifs nicht folgt, dafs Leibnitz Princip ein mechanisches, sondern einseitiges ist, weil es diesen Schein nicht erklären kann.

Demnach meint Ref. mache die Geschichte der durch Cartesius bestimmten Philosophie innerhalb ihrer selbst den Fortschritt, dafs sie vom mechanischen Principe der Naturphilosophie anfangend, selbst das dynamische als Resultat hat. In der Philosophie des Spinoza resultirt der Cartesische Rationalismus, im System der Natur der Lockesche Sensualismus, in Leibnitz selbst, dem Schlusse dieser Entwicklung, das dynamische Princip der Naturphilosophie. Wenn nun der Hr. Verf. diese Periode als die mechanische Naturbetrachtung bestimmt und in der Entwicklung derselben der Methode folgt, wornach der Begriff der Entwicklung allein ihr eignes Resultat ist und dieser selbst ihren Namen giebt, so dürften entweder jene dynamischen Principien nicht auftreten, oder die Methode selbst müfste anders bestimmt werden. Dies Letztere meinen wir nicht, weil es sich hier so gezeigt hat, sondern weil die Methode selbst es will; weshalb wir schon vorhin nicht nur des Vfs. Stufenunterscheidung, nicht nur seine Art und Weise die Periode zu bestimmen, sondern auch die Beurtheilungsweise genauer betrachtet haben.

Sollte sich gezeigt haben, dafs das moderne Verfahren des Verfs. eine Periode zu begrenzen, immer

den besondern Unterschied zum wesentlichen, und den allgemeinen zum Schein zu erklären und so die Einheit ewig das Suchen nach ihr sein zu lassen, dafs ferner dies Verfahren die Stufenunterschiede der Periode zu bestimmen in der zweiten erst das Wesen setzt, was in der ersten schon ganz ist, und dafs endlich der moderne Standpunct und Maafsstab die Systeme allein nach ihrer Consequenz und Ausführung zu beurtheilen, diese Auffassungsweise nicht als den eigenen Kern der philosophischen Ansichten ausgeben kann: so werden diese drei Bestimmungen der dialektischen Methode entweder sie selbst oder ihre Anwendung als eine einseitige herausstellen. Dafs der Verf. eine einseitige Anwendung derselben sollte gegeben haben, kann Ref. nicht behaupten, vielmehr mufs er bekennen, der Verf. beweiset in ihrer Anwendung ihre genaue Kenntnifs. Die Beurtheilung des Systems der Natur ist allerdings auch nach der Dialektik nicht eine immanente zu nennen, aber diese Kritik darf Ref. nur als eine Zufälligkeit betrachten, da die sonstige Beurtheilung z. B. der Leibnitzischen Philosophie immanent genannt werden mufs. Der Bestimmung dieser Periode als mechanische Naturbetrachtung widerstreitet es, dafs am Ende derselben dynamische Principien auftreten, wenn der Begriff, durch den die Periode bestimmt, ihr Resultat sein soll. Ref. mufs wegen der angegebenen drei Bestimmungen dies gradezu umkehren, und behaupten, dafs die Methode des resultirenden Begriffs in ihren Bestimmungen und Beurtheilungen nur dann Wahrheit haben kann, wenn sie selbst als Erscheinung der so zu nennenden Zweck-setzenden Methode genommen wird. Weder die Geschichte noch die Natur ist zu begreifen, wenn der allgemeine Unterschied nicht als der wesentliche, einheitliche, sondern als dieser der besondere Unterschied bestimmt wird und damit nicht das Wesen, sondern das nach Einheit suchende Werden das Wahre ist, und nicht aus dem Willen, der Aufgabe, sondern der Ausführung beurtheilt wird. Es giebt nur eine Geschichte und Natur, wenn die Einheit nicht Resultat, sondern Voraussetzung ist. In der Entwicklung der Pflanze ist nicht die Blüthe die Widerlegung der Blätter, nicht die Frucht die Widerlegung der Blüthe, sondern die Bestätigung, weil die Pflanze nichts wird, als was sie schon ist, das Erzeugende. Daher ist das Werden, Entwickeln und Geschehen nur dann wahr, wenn der Zweck als das vorausgesetzte unterschiedene Wesen bestimmt wird. Nichts wird, was es nicht schon ist. Diese Grundsätze sind Resultat und Voraussetzung dieser Recension. Die mechanische Naturbetrachtung kann nur dann von der Cartesischen Periode, die dynamische nur dann von der Kantischen ausgesagt werden, wenn sie das principielle unterschiedene Wesen derselben ist. Etwas ist nicht was es ist durch das wozu es wird anders, als weil es dies schon war. Das Absolute ist nicht durch das Werden, viel weniger dadurch, dafs es Resultat seiner Entwicklung ist, absolut, sondern weil es sein Werden und Resultat vorher ist, nicht das Sein sondern das Werden, nicht die Substanz und das Subject, sondern der Procefs und sein Resultat ist ein Schein. Der Begriff ist nicht anders die Wahrheit, er sei denn das unterschiedene Wesen vor und in seiner Objectivität.

Auch dem Ref. stellt die Geschichte der Naturphilosophie von Cartesius bis Kant die Geschichte der mechanischen Betrachtungsweise dar, aber weil sie das Resultat der vorhergehenden und das anfängliche unterschiedene Wesen dieser Periode ist, und nur sie daher verwirklicht wird, und das dynamische nur als resultirendes Princip erscheint. Darin mufs Ref. dem Verf. vollkommen beistimmen, dafs in dieser Periode nur die mechanische Betrachtungsweise selbst in Spinoza, dem System der Natur und Leibnitz *ausgeführt* wird. Sie wird es aber nicht, weil sie etwa auch resultirt, sondern weil sie das anfängliche Wesen ist. Und weil sie das ist, mufs ihre Entwicklung auch an ihr und nicht dargestellt werden, als wenn sie aus der Entwicklung resultire, das will heifsen, sie mufs als Aufgabe entwickelt werden. Man versteht keine Zeit der Geschichte durch ihren resultirenden, sondern allein durch ihren principiellen Begriff. Sowohl die Periodisirung und ihre Eintheilung als die Beurtheilung mufs zum Princip und Maafsstab den Begriff als Princip haben. Wenn es eine Construction der Geschichte giebt, so ist sie allein durch die Zweck-setzende Methode zu erlangen. Dafs nun in dieser Geschichte der mechanischen Naturbetrachtung das dynamische Princip resultirt, beweiset nichts, wie man etwa meinen könnte, gegen, sondern nur für des Ref. Ansicht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

(Schluſs.)

Ist die Geschichte wahr, so muſs, was sie am Ende setzt, im Anfange gesetzt sein, und dies verhält sich nicht allein in dieser, sondern in jeder Periode so, und ist ein Grund für die ausgesprochene Ansicht, daſs die genannten Naturphilosophen entschieden nicht in ein Zwischenreich, sondern in die Periode selbst hineingehören, und was sie von der Scholastik und Kant unterscheidet auch allen übrigen Systemen dieser Periode wesentlich ist, das Bewuſstsein, daſs die Vernunft wirklich in der Natur ist. In diesen Naturphilosophen nämlich erscheint gleich anfänglich das dynamische Princip der Naturbetrachtung und deſshalb ist es auch hier Resultat.

Es wäre jetzt nach der Darstellung der Auffassung und Beurtheilung der Geschichte der mechanischen Naturbetrachtung im Allgemeinen nur noch über die einzelnen naturphilosophischen Systeme dieser Entwicklung, insofern sie nicht schon erörtert sind, zu referiren. Ref. beschränkt sich hier auf einige Bemerkungen, um so mehr als einestheils schon beispielsweise über mehrere gesprochen ist, anderntheils das, was Ref. gegen die Darstellung und Beurtheilung des Verfs. vorzubringen hat, nur eine weitere Entwicklung des Vorgebrachten sein könnte. Wenn wir hier dem Verf. seinen Standpunct zugeben, so muſs Ref. im Allgemeinen die Charakterisirung der einzelnen naturphilosophischen Lehren richtig heiſsen. Was er daran selbst auf des Verfs. Standpunct auszusetzen hätte, läſst sich in zwei Bemerkungen zusammenfassen. In der Darstellung wird oft z. B. bei Cartesius nach Ref. Meinung zu viel aufgenommen. So scheint ihm, so wichtig auch Cartesius mechanische Ansicht ist, dennoch das Maſs dadurch überschritten zu sein, daſs der Verf. Vieles vorführt, ohne daran — was ja doch das einzige Interesse sein kann — diese Ansicht zu charakterisiren. Der Verf. giebt eine ausführliche Darstellung von Cartesius Wirbelhypothese, allein er läſst es mit der bloſsen Darstellung gut sein, statt an ihr die Weise der Cartesischen mechanischen Auffassung begreiflich zu machen. Die bloſse Darstellung ist nicht allein ermüdend, sondern auch unhistorisch, denn die Geschichte ist nicht eine Abschrift der Quellen, sondern eine begriffliche Entwicklung derselben. Ref. würde weniger Grund haben dies zu bemerken, wenn er nicht noch auf ein Andres aufmerksam machen müſste. Des Verfs. Kritik nimmt eine nicht recht passende Stelle ein, insofern sie immer am Ende der Darstellung als „kritische Bemerkungen", Anmerkung, oder „über das Wesen z. B. der Cartesischen Naturphilosophie" nachfolgt. Der Verf. hat doch keineswegs die Absicht, eine Kritik der Naturlehre, keine s. g. kritische Geschichte, sondern eine objective Darstellung zu geben, „die wesentlichen Stufen der Entwicklung hervorzuheben und zur Anschauung zu bringen". Dann aber ist eine so der bloſsen Abschrift nachschleppende Kritik nicht allein unschön und unhistorisch, sondern, wenn sie auch wahr ist, nicht zu billigen. Will der Verf. eine objective Entwicklung geben, so hat er an diesem Begriff allerdings ein Princip, „um die äuſserliche empirische Vollständigkeit zu beschränken", aber auch den Maſsstab der Darstellung und Beurtheilung. Die objective Geschichtsschreibung muſs Darstellung und Beurtheilung in eins sein, aber nicht jene eine Abschrift und diese eine nachschleppende Kritik. Daſs dies auf dem Standpuncte des Verfs. ausführbar ist, zeigt seine Darstellung von Leibnitzens Lehren, die vieles voraus hat vor den andern und

Digitized by Google

namentlich der Darstellung des Cartesius und Gassendi. Eine solche beurtheilende Darstellung wird immerhin hier schwer auszuführen sein, da sie ihr Princip und ihren Maſsstab nicht vorausnehmen darf und es doch thun muſs. Daher kommt es auch, daſs Leibnitz als das letzte System am Besten dargestellt ist. Ganz anders wird freilich die objective Darstellung gelingen müssen, wenn nicht allein das Recht, sondern selbst die Nothwendigkeit vorhanden ist, das Princip und den Maſsstab vorauszunehmen, dann ist die Darstellung grade die Entfaltung des Princips nach dem eignen Maſsstab des darzustellenden Systemes. —

Warum der Hr. Verf. bei der Darstellung der Geschichte der mechanischen Naturbetrachtung nicht Rücksicht genommen hat auf Steffens polemische Blätter, begreift Ref. um so weniger, als sie dem Verf. nicht unbekannt sein können und in ihnen doch für die Darstellung dieser Periode nicht wenige charakterisirende Reflexionen gegeben sind, die wohl Beachtung verdienen; zumal da Steffens die Absicht hat, die Einheit der empirischen und speculativen Physik, die der Vf. ja aufzeigen will, in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzulegen. Was der Verf. mit Unrecht bei Seite liegen läſst, ist grade von Steffens mit nicht geringer Liebe dargestellt: die fortschreitende Entwicklung der empirischen Physik. Diese Vorarbeiten hätte der Verf. daher nicht unbeachtet lassen sollen.

Dr. Friedrich Harms.

XL.

Lao-tseu-tao-te-king: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu, traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par Stanislas Julien, membre de l'institut et professeur au collège de France. Paris, 1842. In der königl. Druckerei *). XLV u. 303 S. gr. 8.

Nachdem schon seit geraumer Zeit einiges Wahre und viel Falsches über diesen originellen Denker des chinesischen Alterthums und über sein System verbreitet worden, erhalten wir endlich aus der Hand eines Gelehrten, der im Uebersetzen der mannigfachsten chinesischen Texte eine noch fast unerreichte Meisterschaft besitzt, den kritisch durchgesehenen, elegant gedruckten Text des berühmten Buches *Tao-te-king*, eine äuſserst sorgfältig gearbeitete Uebersetzung desselben, und eine Auswahl der geschätztesten einheimischen Commentare, die letzteren jedoch nur französisch. Lao-tsy's Schreibart hat wegen ihrer eigenthümlichen Dunkelheit den chinesischen Auslegern selber viel zu schaffen gemacht, und so darf man sich Glück wünschen, daſs Talent und eiserne Ausdauer in unserem fernen Westen etwas realisirt haben, was mancher gründliche Sachkenner bis jetzt beinahe für unmöglich gehalten.

Abel-Remusat schrieb 1820 ein Memoire über Lao-tsy, worin er durch Auszüge aus dem *Tao-te-king* einen Begriff von seinem Inhalt geben wollte. Er gesteht in diesem Memoire, es sei ihm nur um Ermittelung des offenliegendsten Sinnes zu thun; den verborgenen tieferen Sinn wage er nicht zu ergründen. Dennoch irrte sich A-R. selber in der Auffassung des Textes, weil er mit Vorurtheilen daran ging. Mehrere Missionare vom Jesuiten-Orden, deren Meinung Antonio Montucci theilte, hatten das Mysterium der Dreieinigkeit, eine anticipirte christliche Offenbarung in dem Buche finden wollen, und A-R. glaubte gar den Namen *Jehovah* darin zu entdecken, obschon er nicht annahm, daſs dieser Name auf übernatürlichem Wege zu den Chinesen gelangt sei; wenn es aber auf natürlichem Wege geschah, so muſsten schon wenigstens sechs Jahrhunderte vor u. Z. Verbindungen zwischen China und dem fernen Abendlande bestehen, und diese Verbindungen wahrscheinlich zu machen, war der eigentliche Zweck des Memoire's.

Wie motivirte aber Abel-Remusat seine vermeintliche Entdeckung? Die ersten drei Sätze des 14ten Capitels des *Tao-te-king* enden nach einander mit den Worten *yi*, *hi* und *wei*, deren entsprechende Charaktere nach A-R.'s Meinung im Chinesischen keine Bedeutung haben, die in den Zusammenhang paſste: somit erklärte er sie für eine bloſse Nachbildung der drei wesentlichen Bestandtheile des Namens *Jehovah*,

*) Zu haben: in Leipzig bei Brockhaus und Avenarius; in Berlin bei Ferdinand Dümmler.

Digitized by Google

und setzte in seiner Freude hinzu, die Chinesen hätten den Namen genauer bezeichnet, als die Griechen, in deren *Iaw* das h (hebr. ה), ein den Griechen fehlender Buchstab, übergangen sei. Nun aber sind vorerwähnte drei Wörter keineswegs ohne Bedeutung; ihre Bedeutungen sind nur *ungewöhnlich*, wie dies bei noch vielen von Lao-tsy gebrauchten Ausdrücken der Fall ist; das erste heifst *farblos*, das andere, *lautlos*, das dritte, *körperlos*. Die drei Sätze, deren Schlufs sie bilden, lauten also:

Ihr schaut nach ihm und seht es nicht: sein Name ist: farblos (*yi*).
Ihr horcht, und hört es nicht: sein Name ist: lautlos (*hi*).
Ihr greift nach ihm und fühlt es nicht; sein Name ist: körperlos (*wei*).

Der Philosoph spricht nämlich von dem *Tao* oder dem *Weltgesetze*, durch welches und in welchem die ganze Wesenwelt existirt.

Was Abel-Remusat in seinem Wahne noch bestärkte, war die historisch sein sollende Angabe, dafs Lao-tsy eine weite Reise über die Grenzen China's hinaus gemacht habe. Hr. Julien hat sich's angelegen sein lassen, Alles nachzuschlagen, was in den reichen chinesischen Schätzen der Pariser Bibliothek über Lao-tsy zu finden ist, und seinen Ergebnissen zufolge liegt allen Traditionen über die grofse Reise des Denkers die fabelhafte Erzählung zum Grunde, welche ein gewisser Ko-hong ungefähr 900 Jahre nach Lao-tsy niederschrieb. Der Verf. theilt die ächt historische Notiz des *Sy-ma-tsian* (des Vaters der chinesischen Geschichte) und nach ihr jene mythische Biographie mit: aus ersterer ergiebt sich, dafs Lao-tsy sein Tao-te-king für einen Freund der Wahrheit, welcher ihn darum angegangen, und in einem stillen Asyle schrieb, wohin er sich von seinen Amtsgeschäften zurückgezogen. „Dann" — heifst es weiter — „entfernte er sich, und man weifs nicht, wo er sein Leben beschlossen hat". Sonach hätte Lao-tsy sein Werk sogar eher geschrieben, als er verscholl, und doch sollte er den Stoff dazu in fernen Ländern erst geholt haben *)!

Der Titel des Werkes ist bis jetzt: (kanonisches)

*) Die ebenfalls unbegründete Hypothese Hrn. Pauthier's, welcher Lao-tsy's Lehre aus Indien ableitet und mit der Bagwat-Gita sehr verwandt glaubt, widerlegt bereits Stuhr in seinem Werke: Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients (S. 25 ff.).

„Buch von Vernunft und Tugend" übersetzt worden *). Hr. Julien ist der Erste, welcher *táo* hier durch *Weg* (*voie*) wiedergiebt, und wir wollen sehen, wie er diese Auffassung rechtfertigt. Das Wort (ursprünglich allerdings *Weg*) wird in sehr verschiednem Sinne gebraucht: bei den Anhängern des Confucius und der Reichsreligion bedeutet es die Norm des Wandels, der man folgen mufs, sei es nun um gut zu regieren, oder um die vornehmsten gesellschaftlichen Tugenden zu üben. Bei den Buddhisten hat es die Bedeutung *Erkenntnifs*, daher auch *Tao-jin* (*Mann der Tao*) im älteren buddhistischen Sprachgebrauch einen Geistlichen bedeutet. Lao-tsy versteht nach Hrn. Julien unter *Tao* bald den *erhabenen Weg* (*Voie sublime*), auf welchem alle Wesen ins Dasein gekommen sind, bald die Nachahmung des Tao, das *Wandeln* auf diesem Wege, welches der Philosoph einschärft. Eine *Urvernunft* (*raison primordiale*), oder *schaffende und erhaltende höchste Intelligenz* darf man sich, wie Hr. J. behauptet, unter dem *Tao* nicht denken; denn die ältesten Philosophen aus *Lao-tsy's* Schule sprechen diesem Grundwesen *Handlung*, *Gedanken*, *Urtheil* und *Intelligenz* ab; Lao-tseu selbst giebt an vielen Stellen deutlich zu verstehen, dafs er unter dem *Tao* nur einen *Weg*, obschon den abstractesten und erhabensten, verstanden wissen will — alles Beweise genug, dafs man sich kein intelligentes Princip zu denken habe.

Wenn man aber das Wesen oder das Sein des *Tao* nicht in einer Negation alles Seins, des immateriellen wie des materiellen, suchen will, in welchem Falle ein absolutes Nichts als schaffendes und erhaltendes Princip des Universums angenommen werden müfste — dies kann aber, wie weiter unten sich ergeben wird, unmöglich Lao-tsy's Meinung sein — so wird man doch an der Idee einer Ur- oder Weltvernunft festhalten müssen, und Hr. Julien selbst wird unserer Meinung nicht entgegen sein, wenn er bei der Betrachtung des *Tao* von *jedem Gedanken an eine Persönlichkeit oder Individualität* streng absieht. Auf diesem Standpuncte — d. h. wenn wir in dem *Tao* nur

*) *Táo*, Vernunft; *tĕ*, Tugend; *king*, ein Buch von classischem oder kanonischem Ansehen.

und Starke. Eben so siegt das Weib durch seine Ruhe über die Heftigkeit des Mannes. Die dem *Tao* ähnliche wirkende Ruhe des Weisen — nach Innen und nach Aufsen hin — thut sich auch in seiner Verachtung des Todes kund; allein er verachtet den Tod nur darum, weil er das Leben selbst nicht hoch schätzt; während der gewöhnliche Mensch nur darum den Tod verachtet, weil er den Mitteln zum Leben so leidenschaftlich nachjagt. Gerade in seinem scheinbaren Nicht-Egoismus offenbart sich der ärgste Egoismus.

Wer im Sinne des *Tao* lebt — die höchste Mäfsigung und innere Ruhe besitzt — der kann sich nach Lao-tsy eines langen Lebens erfreuen; wer nur für *sich* leben will, der gelangt nie zu innerer Ruhe und untergräbt sein Dasein. Ein langes im edelsten Sinne glückliches Dasein hier auf Erden scheint also die Belohnung zu sein, die der Philosoph dem Individuum verheifst, bevor seine Rückkehr in das Tao erfolgt ist; denn alle Wesen müssen zum *Tao* zurückkehren, wie die *Flüsse zum Ocean*. Hiermit scheint die Vernichtung der Individualität nach dem Tode, auf welche alles Uebrige schon hinweist, klar ausgesprochen zu sein. Um so mehr mufs es daher befremden, wenn man, im Widerstreite damit, schon im nächsten Capitel liest: „Wer da stirbt und nicht untergeht, der hat das ewige Leben". Einige Ausleger erklären diese Stelle von der Zerstörung des Körpers und der fühlenden Seele (also der eigentlichen Seele), während die *geistige Seele* (der Geist) fortbestehe, versuchen aber nicht die andere Stelle des unmittelbar vorhergehenden Capitels damit in Harmonie zu bringen. Von Genien oder Dämonen ist nur sehr selten und ganz beiläufig die Rede: S. 220 heifst es: „Wenn der Fürst sein Reich nach dem Tao regiert, so zeigen die Dämonen nicht ihre Gewalt (d. h. sie thun den Menschen keinen Schaden)". Ferner S. 145: „die Genien besitzen das *Tao*, weil sie mit göttlicher Intelligenz begabt sind .... wenn sie diese göttliche Intelligenz verlören, würden sie untergehen". Ob Lao-tsy wirklich das Dasein solcher höheren Wesen angenommen oder nur dem allgemeinen uralten Volksglauben der Chinesen sich anbequemt habe, mufs dahin gestellt bleiben. So viel ist sicher, dafs er keinen religiösen Cultus derselben empfiehlt, wie er denn überhaupt alle Religion nur in beständiger *Nachahmung des Tao*, bei welchem, als einem unpersönlichen Grundwesen, Gebete und Opfer natürlich nicht an ihrer Stelle sind, bestehen läfst.

Lao-tsy stimmt insofern mit Confucius und dessen Anhängern überein, dafs er seine Mitwelt für tief entartet, die Menschen der Vorwelt für rein und heilig erklärt, und Jene zu der ursprünglichen Unschuld zurückführen will. Auch das Handeln im Nicht-Handeln, welches ein so wesentliches Moment in seiner Lehre ausmacht, ist den kanonischen Büchern der Chinesen und dem Systeme des Confucius keineswegs fremd; die sogenannten *King* ersten und zweiten Ranges rühmen es öfter an den grofsen Volksbildnern ihrer Vorwelt, dafs ihr Wirken, *dem des Himmels gleich*, ruhig und unmerklich gewesen sei, dafs sie gleichsam unbeweglich geblieben seien, wie der Nordstern, den das ganze Sternenheer umkreise. Aber sie scheinen diese Eigenschaft nur von privilegirten Sterblichen zu verlangen, dergleichen die im Sinne des Himmels regierenden Fürsten sind, während Lao-tsy die ganze Menschheit auf diese Stufe der Vollendung und Tao-Aehnlichkeit befördert wissen und aufserdem sogar die Unterscheidung des Guten und Bösen aus dem menschlichen Bewufstsein tilgen will, welcher Grundsatz ihm ganz allein angehört. Sehr unähnlich seinem weit jüngeren Zeitgenossen Confucius, der Lao-tseu im Greisenalter des Letzteren erst kennen lernte und nach seinem kurzen Zusammensein mit ihm naiv eingestand, dafs die Beurtheilung dieses Mannes weit über seinen Horizont gehe, — der nur im beständigen Festhalten der Gegensätze Gut und Böse, nur im bewufstesten Handeln bis zur complicirtesten Beobachtung des Ritualgesetzes das wahre Heil des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft sieht, — will Lao-tsy die moralischen Gegensätze im Bewufstsein aufheben, von allem Besonderen, das ihm mit Egoismus eins ist, abziehen, alle Symbolik vernichten. Zu den auszeichnenden Eigenthümlichkeiten Lao-tsy's gehört auch die, dafs er, während Confucius und die übrigen bekannten Denker oder Sittenlehrer der Chinesen mit Citaten und namentlicher Verweisung auf berühmte Autoritäten der chinesischen Vorzeit so freigebig sind, niemals ein kanonisches Buch citirt, oder auf irgend einen heilig geachteten Volksbildner sich beruft. Dasjenige, was seine Lehre unterscheidet, ist wohl sein unbestreitbares Eigenthum; und wenn sie auch weit unpraktischer ist, als die des Confucius, so fufst sie wenigstens auf

der selbständig gewonnenen Idee eines Absoluten, auf einer erhabenen Abstraction, neben welcher die Theorieen anderer chinesischen Denker sehr materiell sind. Hinsichtlich der künftigen Bestimmung des Menschen scheint Lao-tsy, wie wir oben gesehen, in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, obgleich man von einem Philosophen, der schon in diesem Leben die Individualität gewisser Maſsen aufheben will, consequenter Weise eine entschiedne Leugnung derselben nach dem Tode erwarten darf; denn die Idee einer langen Wanderung der Seelen durch unzählige Existenzen, vor ihrer Auflösung im Absoluten, wie sie im Buddhaismus waltet, und welche bisweilen populair eine ewige Fortdauer genannt wird, ist bei Lao-tsy nirgends angedeutet.

Lao-tsy ist von der uralten, vermuthlich dem Schamanenthum des vorweltlichen Hochasiens entsprossenen chinesischen Secte, die sich *Tao-sy*, d. i. *Lehrer des Tao*, nennt, zu ihrem Haupte gewählt worden — eine Ehre, gegen die der Philosoph gewiſs lebhaft protestirt haben würde. Von Ideen, die sie aus Indien überkamen, geistig befruchtet, schufen diese Leute aus dem dreifachen Schöpfungs-Acte des *Tao* drei höchste reine Intelligenzen, von denen Lao-tsy, als primitive Gottheit, die beiden Anderen und durch sie die Welt mit unzähligen guten und bösen Geistern geschaffen haben sollte. Derjenige Lao-tsy, welcher einst auf Erden gewandelt, ist ihnen nur eine Menschwerdung jenes von Ewigkeit her vorhandenen Wesens, das über ihr Pandämonium gebietet, und so haben sie an die Stelle der nüchtern prosaischen Biographie, die man von ihm besaſs, eine mythische gesetzt, die eines solchen Wesens würdiger wäre. Da Lao-tsy dem Dasein der Genien wenigstens nicht zu widersprechen scheint, so konnte eine reiche Dämonologie mit seinen ohnehin vieler Miſsdeutung fähigen Lehren sehr gut bestehen; und seine mehrmals wiederholte Bemerkung, daſs der im *Tao* wandelnde Mensch ein langes und sorgenfreies Dasein führen könne, brachte die Tao-sy auf den Gedanken einer möglichen *leiblichen Unsterblichkeit*. Daher ohne Zweifel und vielleicht aus willkürlicher Deutung mancher dunkeln Stelle des *Tao-te-king* das Nachgrübeln über ein mit dem Beistande der Genien zu entdeckendes Präservativ gegen den Tod, das den irdisch Unsterblichen auch Talente zutheilen könnte, wie sie sonst nur die Genien besitzen. Die Moral der Tao-sy ist nicht minder als ihre Dogmatik von den im Tao-te-king ausgesprochenen Maximen ganz erstaunlich abgewichen: in ihr ist die Beziehung der überirdischen Macht oder vielmehr Mächte zu den Menschen noch weit individueller gefaſst, als jemals in der Reichsreligion: die Genien erscheinen als die Lebenswächter der Menschen, die ihre guten und bösen Handlungen gleichsam zu Papier bringen, darüber berichten, die Vergeltung für Alles, was der Mensch thut, ihm mit arithmetischer Genauigkeit zumessen. Kein Wunder, daſs in ihrem Systeme Alles, auch das unverträglich scheinende, sich vertragen muſs, und gewisser Maſsen unter Lao-tsy's Firma, ein Synkretismus entstanden ist, welcher mit den Ansichten des Philosophen im schneidendsten Contraste steht.

In einem besonderen, zur Einleitung gehörenden Abschnitte (Observations détachées sur le texte et les différentes éditions de Lao-tseu) handelt Hr. St. Julien mit der ihm eignen Sorgfalt und bis ins kleinste Detail sich erstreckenden Gründlichkeit von den vielen Auslegern, die das *Tao-te-king* unter chinesischen Gelehrten von jeder Confession gefunden, von den verschiednen Ausgaben des Textes, deren er sich bedient u. s. w. Wie wir vernehmen, so wird derselbe unermüdliche Gelehrte nun zunächst einer Uebersetzung des Denkers *Tschuang-tsy*, dessen Werk einen zwanzig Mal gröſseren Umfang hat, als das *Tao-tê-king*, seine Kräfte widmen.

Schott.

XLI.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Büreau's zu Berlin. Berlin, 1841. Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

Es ist noch nicht viel länger, als ein Jahr her, daſs der Unterzeichnete in diesen Jahrbüchern die Lehre von den Steuern desselben geehrten Verfs. anzuzeigen Gelegenheit hatte, der in der Vorrede zu dieser letztern Schrift äuſserte, daſs sie bei seinem vorgerückten Lebensalter und sinkenden Körperkräften wahrscheinlich sein letzter Versuch sein werde,

Digitized by Google

zur Verbreitung gründlicher politischer Bildung unter der grofsen Masse derer, welche auf allgemeine Bildung Anspruch machen, dadurch hinzuwirken, dafs staatswirthschaftliche Verhältnisse, worüber Jedermann ein Urtheil zu haben glaubt, in einem möglichst einfachen und klaren Vortrage, von allen Formen der Schule entkleidet, zusammenhängend dargestellt, und zur Erläuterung mit Beispielen aus dem Bereiche der preufsischen Staatsverwaltung belegt werden. Kaum war daher zu hoffen, dafs der Verf. aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen noch ein Werk wie das vorliegende, über die Befugnifs zum Gewerbebetriebe, zum Nutzen und Frommen der Nachwelt zusammenzustellen im Stande sein werde, wie es jetzt der Fall ist. Dasselbe betrifft einen Gegenstand, über den der Verf. schon vor 38 Jahren seine Ansichten dem Publikum mitgetheilt hatte. Er war damals, wie er selbst erzählt, ebenfalls 38 Jahre alt (also jetzt 76), nicht im Staatsdienst angestellt, sondern hatte grofsentheils in Verhältnissen gelebt, worin er das Treiben der Handwerker unbefangen beobachten konnte. Was derselbe seitdem als Staatsmann und namentlich als Staatswirth geleistet hat, und wie er dadurch Gelegenheit erhielt, den fraglichen Gegenstand auf's Vollständigste von dem Gesichtspuncte der obersten Staatsbehörde aus kennen zu lernen, und zu prüfen, ist zu allgemein anerkannt, als dafs es einer Erwähnung bedürfte.

Wenn der Unterzeichnete die Lehre von den Steuern in diese Blätter mit den Worten einzuführen sich veranlafst fand: dafs man darin einen eben solchen Schatz von authentischen, statistischen Nachrichten, als in seinen frühern Schriften und Aufsätzen, eine eben solche Vertrautheit mit den verschiedenartigen Ansichten, die über die besprochenen Gegenstände im Publikum und bei den Berathungen der Staatsbehörden sich geltend gemacht haben; und eine eben so unbefangene und freimüthige Prüfung derselben finde, welche von keiner Autorität geblendet, nur die Wahrheit sucht; — und dafs bei solchen Vorzügen diese Schrift von Jedermann gelesen werden müsse, der ein richtiges Urtheil über den behandelten Gegenstand sich bilden wolle: so findet dieses Urtheil im vollsten Maafse auch auf die vorliegende Schrift Anwendung. Wenn ich aber jenem Urtheil über die Lehre von den Steuern glaubte den Nachsatz beisetzen zu müssen: dafs wenn sie auf diese Weise zwar einen äufserst schätzbaren Beitrag für die finanzwissenschaftliche Litteratur bilde, dennoch eine genügende, alle Widersprüche lösende Theorie der Besteuerung noch zu schreiben sei: so kann ich dagegen in Bezug auf die vorliegende Schrift meine Meinung nur dahin aussprechen, dafs es nicht möglich sei, den Gegenstand erschöpfender, gemäfsigter, gründlicher und mit feinerer Beobachtungsgabe zu behandeln: so dafs kaum zu zweifeln ist, dafs die Gegner der Gewerbefreiheit und die Anhänger der alten Zunftverfassungen und gewerblichen Beschränkungen die Vorzüge dieser Schrift eben so bereitwillig anerkennen werden, als die Vertheidiger einer möglichst ausgedehnten Gewerbefreiheit davon befriedigt seien müssen, und mit ihnen der Unterzeichnete, der in seiner dienstlichen Stellung in die vielfachsten Berührungen mit dem Gewerbsstande gekommen ist. Wir können daher das Erscheinen einer Schrift, welche als der Ausdruck der Ansichten der preufsischen Staatsbehörde über den fraglichen, in neuerer Zeit so viel besprochenen und so gemifsdeuteten, ja mifshandelten Gegenstand angesehen werden kann, nur mit unverholener Freude begrüfsen, und zweifeln nicht, dafs sie eine grofse Wirkung hervorbringen werde, da sie mit einem Male dem vielen Geschwätze über Wiedereinführung der Zünfte, Aufhebung der Gewerbefreiheit u. s. w. ein Ende zu machen, und die Frage auf ihren richtigen Standpunct zurückzubringen geeignet ist.

Leider gestatten die der vorliegenden Anzeige gesteckten Grenzen nicht, nur einigermafsen eine erschöpfende Uebersicht des reichhaltigen Inhalts zu geben, oder auf die vielen feinen Bemerkungen und Beobachtungen des Verfs. aufmerksam zu machen, oder endlich in den wenigen unwesentlichern Puncten, wo gegen die Ansicht des geehrten Verfs. Einwürfe zulässig erscheinen, diese weiter auszuführen. Das Nachstehende kann daher nur einige Andeutungen über den Inhalt der Schrift enthalten, um die Wichtigkeit derselben möglichst hervorzuheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Der *erste* Abschnitt handelt von dem Begriff des Worts: Gewerbe; ferner von den Beschränkungen, welchen die Befugniſs zum Gewerbebetriebe wegen Bescholtenheit, Mangels an Dispositionsfähigkeit oder der aus fahrläſsigem und ungeschicktem Betriebe zu besorgenden Gefahr unterworfen werden muſs; nicht minder von dem Unterschiede der städtischen und ländlichen Gewerbe, endlich von den Bann- und Bankgerechtigkeiten und den bei Ablösung derselben in Preuſsen befolgten Grundsätzen.

Schon hier spricht sich die gemäſsigte Ansicht des Verfs. in Bezug auf die Beschränkung der Gewerbefreiheit durch Beschränkung der Zahl der Gewerbetreibenden deutlich aus. (S. 9): „Nach der preuſsischen Städteordnung ist den Stadtverordneten überlassen, das Bürgerrecht auch denjenigen zu versagen, oder wieder zu entziehen, welche zu irgend einer Kriminalstrafe rechtskräftig verurtheilt, oder in einer Kriminaluntersuchung nur vorläufig freigesprochen sind; so wie auch Denen, welche sich durch einzelne Handlungen, oder durch ihre Lebensweise die öffentliche Verachtung zugezogen haben. Es muſs jedoch in solchen Fällen der Thatbestand von dem Magistrate geprüft, die Vertheidigung des Angeschuldigten gehört, auch der Beschluſs der Stadtverordneten vom Magistrate genehmigt werden: auch bleibt dem Angeschuldigten die Berufung auf Entscheidung der vorgesetzten Staatsbehörden ausdrücklich vorbehalten. Hier ist der Begriff einer Bescholtenheit, welche vom Bürgerrechte ausschlieſst, wesentlich von der Empfindlichkeit der Stadtverordneten und ihrer Vorgesetzten für sittliche Würde abhängig gestellt, und nur bestimmt ausgesprochen, daſs ausdrücklich benannte Verbrechen und Strafarten jedenfalls einen solchen Grad der Bescholtenheit bezeichnen. Vergebens dürfte versucht werden, das Maaſs derjenigen Bescholtenheit, welche vom Gewerbebetriebe für eigene Rechnung ausschlieſst, bestimmter anzugeben: das Beste, was die Gesetzgebung vermag, scheint nur, das Urtheil über solche Bescholtenheit würdigen und billigen Männern, Corporationen oder Gemeinden anzuvertrauen, welche bei der Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Aufzunehmenden besonders betheiligt sind. Zwei gleich verderblichen Abwegen ist besonders vorzubeugen: den strengen Urtheilen aus unlautern Absichten, und den milden aus Schwäche oder Gleichgültigkeit. Den erstern kann vielseitige Berathung unter Vorbehalt einer Berufung auf das Urtheil vorgesetzter Behörden mehrentheils kräftig genug entgegenwirken: aber die letztern beschleichen das Mitleid unter so scheinbaren Vorwänden, daſs sehr viel Klarheit und Festigkeit dazu gehört, sich dagegen hinreichend zu sichern. Gemeinhin wird angeführt, daſs demjenigen, welchem wegen Bescholtenheit die Berechtigung zum Gewerbebetrieb versagt ist, der Weg zum rechtlichen Erwerbe verschlossen, und nur noch übrig bleibe, sich durch Betrug, Diebstahl oder Raub zu nähren. Aber sehr viele rechtliche und geschickte Leute bringen es lebenslänglich nicht zur Anstellung eines Gewerbes für eigne Rechnung: es liegt daher übermäſsige Härte gewiſs nicht darin, daſs der Bescholtene genöthigt bleibt, seinen Unterhalt als Gehülfe zu suchen. Wer Unterkommen als solcher nicht findet, für den ist von Landespolizei wegen zu sorgen", und ferner (S. 59): „Irrthum in den Grundlagen staatswirthschaftlicher Anstalten giebt sich am entschiedensten dadurch kund, daſs dieselben Fortschritte der Entwickelung menschlicher Kräfte,

verstandenen Gutachten einzelner Sachverständigen stützen, äuſserst schwierig ist. Nur Gerichte nach Art der Handels- und Fabrik-Gerichte, ganz oder gröſstentheils mit ehrenwerthen Gewerbtreibenden selbst besetzt, könnten hier Abhülfe gewähren. Der Verf. spricht sich selbst darüber weiterhin (S. 439) sehr bestimmt aus: „Die Zucht einer gründlich ausgebildeten, kräftig geäuſserten öffentlichen Meinung bewahrt sehr viel sicherer, als Verordnungen und Schauanstalten es vermögen, die Fabrikunternehmer und Handwerker vor der Versuchung sich durch Täuschungen Absatz zu verschaffen: gut eingerichtete Handels- und Fabrikgerichte, welche schnelle Rechtshülfe gegen Treulosigkeit und Betrug gewähren, erleichtern einer solchen Meinung den Sieg über den unverständigen Eigennutz". Im Allgemeinen aber dürfte sich aus den Betrachtungen des Verfs. genügend ergeben, wie schwierig eine solche Prüfung der Qualification der Gewerbetreibenden ist, und wie eine aufgeklärte Gesetzgebung füglich darin nicht weiter gehen kann, als es in Preuſsen geschehen ist. Von den Meisterstücken ist späterhin die Rede.

Wenn der Verf. (S. 27) die Wirkungen der Concurrenz mit den Worten schildert: „Nur die volle Freiheit der Mitbewerbung vermag das Maafs der Forderungen festzustellen, welche die Gewerbtreibenden und ihre Kunden oder Abnehmer gegenseitig an einander machen dürfen: wo die Mitbewerbung beschränkt ist, mangelt der entscheidendste Grund, den Gewerbtreibenden zu überzeugen, dafs er nicht weniger leisten, und seinen Kunden, dafs er nicht mehr fordern dürfe": so kann man ihm zwar hierin nur vollkommen beistimmen: es würde indessen zur Beseitigung einer Menge Mifsgriffe dienen, wenn man es sich immer klar machen wollte, dafs der ganze Verkehr und jede Preisbestimmung auf der Concurrenz, d. h. dem Verhältnifs des Angebots zur Nachfrage beruht, und dafs daher jede Beschränkung der Concurrenz den Verkehr in seinen ersten Elementen lähmt. Wenn man dies recht begreift, dann überzeugt man sich leicht, dafs alle jene, der Concurrenz so oft gemachten, Vorwürfe in sich selbst zerfallen, indem sie wesentliche Bedingungen des Verkehrs sind, ohne welche er nicht mehr bestehen kann, und ohne welche die ganze Volkswirthschaft aufhören würde: dafs mithin nur aus ganz besondern, aufsergewerblichen Gründen, Beschränkungen der Concurrenz gerechtfertigt werden können. Wenn sich nun zwar auch der Verf. im Allgemeinen in diesem Sinne über die Beschränkungen der Concurrenz durch Bann- und Verlags-Rechte, Mühlenzwang, Beschränkung der Zahl der Brauereien und Brennereien u. s. w. erklärt, und die Gründe, welche für diese Beschränkungen mehr oder weniger zu sprechen scheinen, gehörig würdigt: so scheint es doch, dafs seine Beweisführung zu Gunsten unbeschränkter Concurrenz schlagender, und seine Zugeständnisse, in Bezug auf den Nutzen solcher Beschränkungen, weniger bereitwillig gewesen sein würden, wenn er jenes, in der freien Concurrenz enthaltene erste Princip jedes Verkehrs besser beachtet hätte. Vielleicht hätte er dann auch weniger Werth auf die Beschränkung der kleinen Branntweinbrennereien durch Verwaltungsmaafsregeln gelegt, die meines Dünkens nur eine natürliche Folge der Umstände sein müfste und sein würde, ohne dafs die Verwaltung durch ihre Maafsregeln zu Gunsten der grofsen Brennereien einschreiten müfste. Maafsregeln, deren Zweckmäfsigkeit noch keineswegs in gewerblicher, polizeilicher und moralischer Hinsicht, sondern nur im Interesse der leichtern Erhebung der Branntweinsteuer als erwiesen anzusehen sein dürfte. Der Unterzeichnete legt namentlich, wie er bei einer andern Gelegenheit auszuführen versucht hat, sehr wenig Werth auf die Wirkung einer verringerten Zahl von Schankstätten zur Beförderung der Müfsigkeit der niedern Classen im Genufs geistiger Getränke!

Dagegen kann man dem Verf. nur im vollsten Maafse beistimmen, wenn er (S. 49 u. 79) die Auflösung der Bannrechte nicht plötzlich, sondern allmählig eintreten lassen will. Jeder plötzliche Uebergang in den gewerblichen Zuständen taugt nichts, sondern bringt Stockungen in dem gewohnten Kreislaufe des Verkehrs und dadurch nachtheilige Verluste für den Einzelnen und für ganze Classen hervor. Treten doch solche plötzliche Veränderungen in den Verkehrsverhältnissen ohnedem schon oft genug in Folge unvermeidlicher Ursachen ein. Sehr eindringlich sagt der Verf. in dieser Hinsicht (S. 78): „Diese Berechtigungen ohne vollständige Schadloshaltung ihrer Eigenthümer aufzuheben, erscheint offenbar ungerecht, und wird in Zeiten des äufsern und innern Friedens unter der ungeschwächten Herrschaft der Gesetze gewifs von Niemand mehr gebilligt. Zahlung beträchtlicher

Digitized by Google

ten gewisser Art die Nachfrage danach in einem solchen Maafse, daſs auch bei den freiesten Verhältnissen der Lohnsatz für dieselben weit unter das Verhältniſs sinkt, wobei dem Arbeiterstamme ein gemächliches Auskommen und die Gewährung billiger Ansprüche auf Lebensgenuſs gesichert bleibt".

Es giebt aber kein anderes specifisches Mittel gegen das Elend der niedern Classen, als die sittliche Veredlung derselben, welche sie hindert, übereilte Ehen, ohne Rücksicht darauf, welches Loos sie ihren Kindern zu hinterlassen vermögen, zu schlieſsen: denn was helfen alle sonstigen Mittel, um diesem Elende zu steuern, wenn eben immer von Neuem sich eine hungernde Generation erzeugt, die gierig nach dem elendesten ihr dargebotenen Brodte greift, und dann eben so unbekümmert und uneingedenk der Elternpflicht, eine neue elende Generation in die Welt setzt. Vergebens hoffen die St. Simonisten ein Heil in einer bessern Organisation der Arbeit, welche noch keiner von ihnen aufzufinden im Stande gewesen ist! Sollte man es aber für möglich halten, daſs Männer, welche für Staatswirthe gelten, diese Verminderung des Pauperismus durch sittliche Veredlung der niedern Arbeiterklassen so wenig begreifen, um sie dem Weinholdschen Infibulationsproject gleich zu stellen?

Es ist leider nicht gestattet, dem Verf. in seinen weitern Vorschlägen zur Verbesserung des Handwerkerstandes und namentlich zur Bildung von verbesserten Corporationen zu folgen. Vieles wird von ihm nur angedeutet; einige seiner Ideen scheinen des Widerspruchs oder einer Modification fähig. Vor Allem dürfte es einer besondern Beachtung unterliegen, in wie weit diese Verbesserungen durch das Machtgebot des Staats, oder durch eigene organische Ausbildung des Gewerbwesens ins Leben gerufen werden sollen: aber mit Genugthuung giebt man dem Gedanken Raum, daſs die hier entwickelten, durch die Zeit und bessere Erfahrung auszubildenden Ideen, im Allgemeinen die leitenden in der Gewerbegesetzgebung Preuſsens sind und sein werden.

Im *dritten* Abschnitte handelt der Verf. von den gewerblichen Genossenschaften, die nicht zu den Handwerkerzünften zu rechnen sind, also den kaufmännischen Corporationen, den Brauer- und Schifferzünften, den Branntweinbrennern, Buchdruckern, Apothekern, Wundärzten und mechanischen Künstlern. Auch hier geht er von denselben allgemeinen Ansichten aus; auch hier zeigt er, daſs die bisher für diese Beschäftigungen bestandenen Zünfte nicht mehr aufrecht zu erhalten sind, und empfiehlt für dieselben freie Genossenschaften, unter einer bestimmten Beaufsichtigung des Staats, und zugleich mit gewissen gesetzlichen Vorrechten, indem er darthut, wie auf diesem Wege auch bei den eben genannten Beschäftigungen, vollständige *Gewerbefreiheit* mit *Gewerbeordnung* wohl zu vereinigen sei.

Der *vierte* Abschnitt handelt von dem Verhältnisse der Ortsgemeinden zu den Gewerbetreibenden, und namentlich zuvörderst von der Eintheilung der Gemeindemitglieder und ihrer Vertretung nach Genossenschaften im Gegensatz der Eintheilung und Vertretung nach Stadtbezirken. Der Unterzeichnete leugnet nicht, daſs ihm die hier mit einer gewissen Vorliebe ausgeführte Idee, die Ortsbehörden aus Vertretern der verschiedenen Genossenschaften (früher Zünfte) und nicht aus Repräsentanten oder Abgeordneten der städtischen Bezirke zusammenzusetzen, für die heutige Zeit nicht wohl mehr ausführbar erscheint, aus Gründen, welche der Verf. gröſstentheils selbst anerkennt, und die zu suchen sind, theils in der Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung der Genossenschaften der neuern Zeit; theils in dem häufigen Wechsel darin, in Folge der Gewerbefreiheit; theils in der in allen Gewerben sich verbreitenden allgemeinern Bildung; theils endlich in dem Umstand, daſs gerade durch diese Sonderung in Corporationen und Genossenschaften den individuellen Interessen ein zu groſses Uebergewicht über die allgemeinen eingeräumt wird. Auch haben, wie der Verf. selbst (S. 225) angiebt, die Stadtgemeinden groſsentheils von der in dieser Beziehung derselben ertheilten Befugniſs nur einen geringen Gebrauch gemacht, und es ist wohl vorauszusetzen, daſs daran nicht blos, wie der Verf. annimmt, „der Mangel an einer zweckmäſsigen Einrichtung der Corporationen und Genossenschaften, woran die städtischen Verfassungen unserer Tage noch fast allgemein und sehr empfindlich leiden", sondern überhaupt die praktischen Schwierigkeiten schuld seien, denen die Ausführung dieser Idee unterliegt.

Der Verf. behandelt in diesem Abschnitt ferner den offenen und stehenden Gewerbetrieb und den Gewerbebetrieb im Umherziehen. In Bezug auf den offe-

nen Gewerbebetrieb scheint der Verf. wohl etwas zu weit zu gehen, wenn er annimmt, dafs der Kaufmann, Händler, Krämer, Gast-, Speise- und Schankwirth und der selbstständige Handwerker, Niemandem seine Dienste versagen dürfe, der die Vermuthung für sich hat, ihn gehörig bezahlen zu wollen. Eine solche Verpflichtung hiefse das Wesen des freien Verkehrs verkennen, würde dem Begriff der Gewerbefreiheit einen argen Stofs geben, und ist aufserdem auf die mannigfachste Weise zu umgehen. Das Interesse der Gewerbetreibenden macht sie von selbst nur zu sehr geneigt, ihre Dienste Jedermann zu gewähren, der sie bezahlen will.

Nicht minder möchten mehrere Einwürfe gegen die Ansichten des Verfs. über den Gewerbebetrieb im Umherziehen zu machen sein. Man kann denselben von der gewerblichen, polizeilichen und finanziellen Seite betrachten. In gewerblicher Beziehung scheint es durchaus nicht rathsam, wenn die Behörden diesen Betrieb, sei es zu Gunsten der Consumenten, sei es zu Gunsten der herumziehenden Gewerbetreibenden selbst, bevormunden. Man lasse beide nur frei gewähren. Gerade diese Art des Verkehrs ist so mannigfach und von so besondern Umständen bedingt, dafs die Behörde gewifs jedesmal Mifsgriffe macht, wenn sie sich hineinmischt. Dagegen unterliegt es allerdings polizeilich den gröfsten Bedenken, dafs die hausirenden Gewerbetreibenden überall ohne Weiteres in die Wohnungen dringen, und sich aufdringen können. Dies ist geradezu eine Verletzung des Hausrechts, und die Behörden können in dieser Hinsicht nicht genug zum Schutze der Privatleute thun. Dies wird aber Seitens der *Staats*behörde vorzugsweise dadurch geschehen, dafs sie für gesetzliche Maafsregeln sorge, durch welche Betrügereien bei diesem Verkehr schnell und leicht geahndet werden, und in dieser Beziehung lassen unsere Gesetzgebungen, wie bereits oben erwähnt, allerdings noch sehr Vieles zu wünschen übrig, da jetzt selten jemand nur den Versuch wagt, wegen Schadens, den er so erlitten, bei den Polizei- noch seltener aber bei den Gerichtsbehörden sein Recht zu suchen. Dagegen dürften vorzugsweise den *Orts*behörden die speciellen Maafsregeln in Bezug auf den Hausirhandel zu überlassen sein, da sie am besten in dieser Hinsicht die Bedürfnisse der Einwohner zu beurtheilen wissen: so dafs dieser Handel nur immer mit ihrer Erlaubnifs und Genehmigung an jedem Ort zu betreiben wäre.

Im Allgemeinen geht allerdings das preufsische Regulativ über den Gewerbebetrieb im Umherziehen vom 28sten April 1824 (Vergl. S. 254) von solchen richtigen Grundsätzen aus: allein der Verf. gesteht selbst (S. 262), dafs es zu den wesentlichen Unvollkommenheiten dieses Regulativs gehöre, dafs die Rücksicht auf Sicherstellung des Einkommens aus der Besteuerung von den im Umherziehen betriebenen Gewerben, sowohl in den einleitenden Vorschriften, als in den schliefslichen Strafbestimmungen überwiegend vorwalte.

Der Verf. behandelt ferner in dem vierten Abschnitte noch das Interesse der Ortsgemeinden bei dem Gedeihen der in ihnen angestellten Gewerbe und in Folge dessen auch die Befugnifs derselben, eine Controle über die Geschicklichkeit, die Vermögensumstände, Sittlichkeit und Zahl neu sich ansiedelnder Gewerbetreibender auszuüben. Er untersucht hierbei zuvörderst die Frage, ob wirklich eine zunehmende Verarmung der niedern Classen nachzuweisen sei. Wenn ältere Leute selten die Gegenwart im rosenfarbensten Lichte zu sehen pflegen: so sind die nachstehenden Aeufserungen eines ergrauten Staatsmannes über diesen Gegenstand zu beherzigenswerth, um nicht hier eine Stelle zu finden (S. 264 flg.): „Die fast durchgängig bemerkbare Vermehrung des Aufwandes, welchen die Armenpflege erfordert, wird gewöhnlich als unmittelbare Folge der Ansiedlung vieler ungeschickter Handwerker dargestellt, die seit dem Beginnen der sogenannten Gewerbefreiheit, das ist seit Aufhebung der ausschliefslichen Zunftrechte, eingetreten sein soll. Es ist zunächst in solcher Allgemeinheit, als es gewöhnlich behauptet wird, ganz unerweislich, dafs sich die Zahl der für eigene Rechnung arbeitenden Handwerker über das allgemeine Verhältnifs der Zunahme der Bevölkerung vermehrt habe: in den einzelnen Fällen, wo dies wirklich geschehen ist, lassen sich die besondern Veranlassungen dazu leicht auffinden".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Befugniß zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Schluß.)

„Es ist ein sehr seltener Fall, daß ein Handwerker wirklich nur deswegen verarmt, weil ihm die nöthige Kenntniß seines Gewerbes mangelt. Die gewöhnlichste Veranlassung des Verarmens ist Unsittlichkeit. Viele verarmen, weil es ihnen unmöglich bleibt, sich an eine regelmäßige Thätigkeit zu gewöhnen, und Arbeit ihnen immer nur als ein verhaßtes Joch erscheint, worein nur fühlbare Noth sie zwängen muß. Viele verarmen, weil der Aufwand, welchen sie, sei es aus Neigung zum Wohlleben, sei es aus Eitelkeit, sich gestatten, ihren rechtmäßigen Erwerb übersteigt. Viele verarmen, weil sie niedrigen Leidenschaften, dem Trunk, dem Spiele, der Unzucht, sich ergeben. Alle diese sittlichen Gebrechen nagen verhältnißmäßig öfter noch an dem Wohlstande geschickter Handwerker, als an dem beschränkten Erwerbe der ungeschickten: die Leichtigkeit des Erwerbs begünstigt sehr den Leichtsinn im Vergeuden der Zeit, des Geldes und der Gesundheit; ausdauernder Fleiß, Sparsamkeit und Enthaltsamkeit sind dagegen oft die treuen Begleiter eines mühseligen Erwerbs. Es ist allerdings eine ganz offenkundige Thatsache, daß fast alle nur einigermaßen ansehnliche Ortsgemeinden jetzt genöthigt sind, sehr viel größere Summen zur Armenpflege zu verwenden, als vor dem Anfange dieses Jahrhunderts, und daß diese Verwendungen sogar mehrentheils noch jährlich steigen: die Veranlassung liegt demnach sehr nahe, an eine große und fortschreitende Zunahme jenes armseligen Zustandes zu glauben. Es ist indessen nicht zu verkennen, daß die Armenpflege der Ortsgemeinden schon deshalb jetzt sehr viel mehr kosten muß, weil sie sehr viel umfassender und wirksamer eingerichtet ist, als in jenen frühern Zeiten, und daß diese Kosten noch jährlich zunehmen, wo das Bedürfniß anerkannt wird, die Verwaltung der Armenanstalten noch fortschreitend zu vervollkommnen. Es ist gewiß noch in vieler Menschen Erinnerung, in welchem Maaße weiland die Bettelei ausgebreitet war; wie die Thüren der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude von Bettlerschaaren umlagert waren; welches Gedränge um Dreier und Pfennige bei den Almosenaustheilungen bestand, die wohlhabende Leute an einem bestimmten Wochentage vor ihren Häusern halten zu lassen pflegten; und wie selten ein Tag verging, wo nicht mehr als ein Bettler an die Thür des Wohnzimmers jeder Familie klopfte, die nur eben nicht selbst in großer Dürftigkeit zu leben schien. Diese Masse von Bettelei ist jetzt überall, wo die Polizei sich einiger Wirksamkeit rühmen darf, auf ein schüchternes Heranschleichen in der Dämmerung, auf zudringliches Musikmachen oder Anbieten von Kleinigkeiten zum Kauf, und auf Bittschreiben oder Besuche sogenannter verschämter Armen beschränkt. Es ist gewiß ein Fortschritt zur höhern Wohlhabenheit, daß der Mensch im Allgemeinen sich mehr Genüsse gestatten darf: aber es erscheinen auch um so mehr Menschen arm, je höher die Forderungen steigen, welche die Meinung des Volks an das Leben macht. Obwohl der Tagelohn in den letzten 15 Jahren mehrentheils bedeutend erhöht wurde: so wuchs er doch bei weitem nicht unter allen Verhältnissen, wie diese Forderungen. Da dieselben gleichwohl erfüllt werden müssen, wenn der Arbeiterstamm sich nicht elend und unglücklich fühlen soll: so bleibt nichts Anderes übrig, als unter der Benennung Almosen nachzuschießen, was wir unter der Benennung Arbeitslohn darzureichen Anstand nehmen, obwohl es zur

Digitized by Google

Unterhaltung des Arbeiterstammes unentbehrlich ist. Auf unserer Bildungsstufe kann vielleicht dem gemeinen Manne noch nicht Alles zur eigenen Verwendung anvertraut werden, was er zur Führung eines wahrhaft menschlichen Lebens bedarf. Wir errichten Freischulen, Krankenhäuser und Verpflegungsanstalten für ihn, statt ihm im Arbeitslohne die nöthigen Mittel zu geben, um Schulgeld für seine Kinder zu zahlen, sich in Krankheiten ärztliche Hülfe zu verschaffen, und Ersparnisse für das Alter zurückzulegen. Wir thun sehr wohl hieran: denn der höhere Arbeitslohn würde wahrscheinlich nicht zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet, sondern in Müfsiggang und Wohlleben vergeudet werden, so lange der gemeine Mann noch nicht dringender die Nothwendigkeit fühlt, seinen Kindern eine gute Schulbildung zu verschaffen, und für Krankheitszufälle und Altersschwäche einen Nothpfennig zurückzulegen. Es ist demnach ganz etwas Anderes, als eine vermeintlich fortschreitende Verarmung, was die Vermehrung der Ansprüche auf Unterstützung durch öffentliche Armenanstalten erzeugt".

Auch diese Betrachtungen führen immer auf den Punct zurück, dafs eine Verbesserung des Zustandes der niedern Classen in materieller Hinsicht nur mit einer moralischen Verbesserung und Veredlung derselben Hand in Hand gehen könne, welche sie immer mehr ihren eigenen Werth fühlen und namentlich die Verpflichtung anerkennen lehrt, keine Ehen zu schliefsen und keine Kinder in die Welt zu setzen, wenn sie diesen nicht eine angemessene Existenz zu verschaffen und zu hinterlassen im Stande sind, — ein Motiv, welches in den höhern Classen der Gesellschaft, wie von allen bessern Volkswirthschaftslehrern anerkannt wird, vorzugsweise wirksam ist, um der übermäfsigen Vermehrung eine Schranke zu setzen, ja wie bekannt, sogar gerade das Aussterben der reichsten und mächtigsten Familien veranlafst, die am wenigsten wegen der zukünftigen Generationen Sorge zu tragen hätten.

Die Frage, welche Befugnisse demnächst den Ortsbehörden in Bezug auf die Ansiedlung neuer Ortseinwohner einzuräumen wären, möchte allerdings der Gegenstand einer lebhaften und schwierigen Controverse sein, und in den bisherigen Erfahrungen auch keinen genügenden Anhaltspunct finden. Bei solchen Municipal-Verfassungen jedoch, bei denen die Ortsbehörden wirklich als Repräsentanten der Ortseinwohner anzusehen sind, scheint es ziemlich unbedenkich, diese Befugnisse möglichst weit auszudehnen, weil ein Mifsbrauch derselben sehr bald in dem dadurch verletzten Interesse der Mehrzahl der Ortseinwohner ein Gegengewicht finden würde. Aber gerade für diesen Fall scheint eine Zusammensetzung der Ortsbehörden nach Corporationen, wie der Verf. früher empfiehlt, am bedenklichsten: weil hier das überwiegende Interesse einzelner Corporationen zu leicht im Stande ist, zum Nachtheile des allgemeinen Interesses der Gemeinde, neuen Ansiedlungen von Gewerbtreibenden Hindernisse in den Weg zu legen. Ohne weiter in die diesfalligen Bemerkungen des Verfs. für verschiedene Gewerbe einzugehen, und dieselben einer Prüfung zu unterwerfen, welche in einigen Puncten zu einer Widerlegung derselben Veranlassung geben dürfte, wird die Bemerkung hier gestattet sein, dafs dem Vorstehenden gemäfs in Preufsen die Befugnisse der Ortsbehörden, wenigstens in den gröfsern Städten, vielleicht zweckmäfsig zu erweitern wären, um dem Andrange mittelloser, unbrauchbarer und liederlicher Gewerbetreibender mehr zu steuern, als es jetzt der Fall ist, ohne dafs man darin eine Beschränkung der Gewerbefreiheit erblicken könnte.

Was der Verf. hier und in einem spätern Abschnitt über die Fabrikenbevölkerung sagt, ist im höchsten Grade zu beherzigen, und namentlich verdient es von jedem Staatsmanne mit der gröfsten Sorgfalt in Betracht gezogen zu werden, ob es nicht thöricht sei, durch ein Grenzschutzzollsystem *vorzugsweise* auf die treibhausartige Entstehung von Fabriken hinzuwirken, welche zu solchen so betrübenden Zuständen der Arbeiter führen. Aber auch hier erkennt der Verf. die Nothwendigkeit an (S. 318) das Mittel zur Verbesserung des herabgewürdigten Zustandes dieser Classen in einer innern Veredlung derselben zu suchen. Und mit Recht findet er ein höchst wirksames Mittel zu dieser Veredlung darin, dafs man die Verarmten, die sich und ihre Familien nicht selbst ernähren können, als Unmündige behandle (S. 321): „Völlig unverschuldet ist Verarmung wohl nur in seltenen Fällen; aber die Verschuldung kann auch so mäfsig sein, dafs sie Nachsicht verdient: um so weniger scheint eine Härte darin zu liegen, wenn auch der angeblich oder wirklich schuldlos Verarmte unter Vormundschaft ge-

stellt wird. Ueberhaupt scheint das Aufstellen einer vormundschaftlichen Gewalt vollkommen begründet über Alle, welche nicht blofs wegen einzelner Unfälle einer vorübergehenden Hülfe bedürfen, sondern anhaltend unfähig bleiben, sich ohne Beihülfe der öffentlichen Armenverwaltung nothdürftigen Unterhalt zu schaffen. Es ist dies eine der wesentlichsten Bedingungen einer wohlgeordneten Armenpflege, und in der gewöhnlichen Vernachläſsigung dieser Anstalt liegt vor Allem der Grund, weſshalb die Verwaltung des Armenwesens bei fortdauernd wachsender Kostbarkeit, doch so wenig erfreuliche Folgen erzeugt". Doch es ist dies ein diesen Zeilen zu fern liegender Gegenstand, um hier weiter verfolgt zu werden, und ich verweise daher auf das, was der Verf. später selbst noch über diesen Gegenstand sagt (S. 399 flg.).

Im *fünften* Abschnitt behandelt der Verf. endlich noch die Wochenmärkte, Jahrmärkte und Messen, so wie im *sechsten* den Einfluſs der Staatsgewalt auf die Richtung der Gewerbsamkeit. Alles, was er hierüber sagt, ist ungemein lehrreich und verdient die höchste Beachtung. Nur will es bedünken, als wenn darin das Bestreben, durch Maafsregeln der Staatsbehörde die gewerblichen Verhältnisse zu regeln und ihnen eine gewisse Richtung zu geben, mitunter noch mehr hervorleuchtete als nach dem bekannten von dem Verf. (S. 388) selbst erwähnten Princip des: laissez faire, rathsam und zweckmäſsig sein dürfte. So z. B. scheinen die Nachtheile der Vorkäufer auf den Wochenmärkten keineswegs so erwiesen, als man sie gewöhnlich machen will, und auch der Verf. sie darstellt, der übrigens selbst zugesteht, daſs diese Leute durch ihre Concurrenz die Preise der ersten Lebensbedürfnisse nicht eben erhöhen, den Producenten aber viel Zeit sparen. So erscheint überhaupt der Handel unter so vielen verschiedenen, durch das Bedürfniſs hervorgerufenen Formen, daſs es für die Behörde sehr schwierig ist, auf die eine oder andere Art desselben einzuwirken, ohne in Mifsgriffe zu verfallen. So erscheint selbst auch in Bezug auf die Jahrmärkte der kleinen Städte eine Beschränkung durch die Staatsbehörde nicht ganz unverfänglich, obgleich die Einwirkung dieser letztern, gerade bei den Jahrmärkten, wohl noch am ersten zu rechtfertigen ist, indem die Bestimmung über die Reihenfolge derselben von ihr ausgehen muſs.

Doch es wäre Unrecht, hier weiter diejenigen Puncte hervorzuheben, bei denen die Ansichten des geehrten Verfs. einer Einwendung fähig scheinen, während auch in diesen beiden letzten Abschnitten ein Schatz von den freisinnigsten und tiefgedachtesten Forschungen über Gegenstände der Volkswirthschaft enthalten sind. Hierher gehören die einleitenden Bemerkungen zum sechsten Abschnitt, über die Nothwendigkeit eines geordneten Rechtszustandes; die Apologie der Staatsbeamten (S. 383), der es übrigens kaum bedurft hätte; die Darstellung über die Nothwendigkeit allgemeiner Bildung, wobei freilich die wichtige Frage zu entscheiden bleibt, ob die classischen Studien ausschlieſslich und nicht auch die Realien, eben so gut dazu befähigen; ferner die schon früher berührte Darstellung der Gräuel des Fabrikwesens, in Bezug auf den Zustand der dabei beschäftigten Arbeiterfamilien und die Nothwendigkeit auf eine Verbesserung des Zustandes der niedern Classen hinzuwirken, welches vorzugsweise dadurch geschehen kann, daſs sie durch bessern Erwerb und sittliche Veredlung selbst zu höhern Begriffen vom Leben und höhern Ansprüchen an dasselbe geführt werden.

Weiterhin stellt der Verf. noch einige Betrachtungen über das Schutzzollsystem auf, und kommt eben so, und in noch höherm Grade, wie in seiner Lehre von den Steuern zu folgendem Resultat (S. 447): „Die Besteuerung, welche statt der Aus- und Einfuhr-Verbote verordnet wurde, sollte dem Geiste der Gesetzgebung nach, nur zur Erleichterung des Uebergangs dienen und allmählig vermindert werden, wie die Fabrikanten sich von der Entbehrlichkeit solcher Schutzzölle überzeugten: das ist jedoch nur zum Theil in Ausführung gekommen, weniger weil es wirklich noch eines solchen Schutzes bedarf, als um ein gewohntes Einkommen beizubehalten, das den Verkehr nicht sonderlich zu belästigen scheint"! Der Raum gestattet nicht, weitere Betrachtungen hieran zu knüpfen, welche der Unterzeichnete sich vielmehr für einen andern Ort vorbehält.

Der Verf. endigt seine Untersuchungen mit einer Prüfung der Patentgesetzgebung und verwirft im Allgemeinen die Erfindungspatente. Geht man jedoch von dem Gesichtspuncte aus, daſs es einem Jeden freistehen muſs, eine von ihm gemachte Erfindung nur unter der Bedingung bekannt werden zu lassen, daſs Niemand weiter ohne seine Erlaubniſs davon Gebrauch mache;

Digitized by Google

so erscheint ein ihm ertheiltes Patent nur als die Bestätigung eines ihm ohnedem schon zustehenden, aber durch die bestehende Gesetzgebung nicht genügend gesicherten Rechts. Eher möchte noch der *Nutzen* der Erfindungspatente einem Zweifel unterliegen. —

Der Unterzeichnete schliefst diese Anzeige mit dem wiederholten lebhaften Wunsche, dafs sie zu möglichster Verbreitung der vorliegenden Schrift beitragen möge, um namentlich die vielen unverständigen Artikel in öffentlichen Blättern über Gewerbe- und Handelsfreiheit zu verdrängen, und bessere Ansichten darüber zu verbreiten. Der Inhalt dieser Schrift selbst könnte Zeitungen und Journalen den lehrreichsten und anziehendsten Stoff liefern!

Wenn aufserdem wie gesagt der Inhalt der vorliegenden Schrift im Allgemeinen als der Ausdruck der Ansichten der preufsischen Staatsverwaltung über diese Gegenstände anzusehen ist: dann kann selbst der eifrigste Vertheidiger des unbeschränktesten Fortschritts dem neuen preufsischen Gewerbepolizeigesetz, so wie dem ebenfalls neu zu erwartenden Gesetz über die Verpflichtung der Gemeinden zur Aufnahme neu anziehender Personen mit Zuversicht entgegensehen und darf keinen Rückschritt davon befürchten: dann kann man auch mit Vertrauen erwarten, dafs in den Verhandlungen über die Handels- und Zollgesetzgebung die freisinnigern Ideen immer mehr den Sieg über engherzige Particularinteressen und Prohibitivmaafsregeln davon tragen werden!

v. Prittwitz.

XLII.

Dr. K. R. Hagenbach, Prof. der Theologie in Basel, der historisch-theol. Gesellschaft in Leipzig ord. Mitgliede, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. XVIII.* 448. *Zweiten Theiles erste Hälfte XII.* 282. *Zweiten Theiles zweite Hälfte XVI.* 364. *Leipzig*, 1840 *u.* 1841. *Weidmann'sche Buchhandlung.

Diese Schrift, mit deren Beurtheilung Rec. absichtlich bis zur vollständigen Erscheinung sämmtlicher Theile gewartet hat, stellt sich die durchaus zeitgemäfse Aufgabe, das reiche dogmengeschichtliche Material, welches in der neuesten Zeit durch die gründlichsten monographischen Untersuchungen zu einer überaus bedeutenden Masse angewachsen ist, zu einem leicht überschaulichen Gesammtbilde mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnifs der Studierenden zu verarbeiten. Nur der Unkundige kann diese Aufgabe für geringfügig und die Lösung derselben für leicht halten. Der Hr. Verf. ist sich auch der ganzen Grüfse und Schwierigkeit seines Unternehmens bewufst und bezeichnet daher seine Arbeit selbst auch nur als einen Versuch. Gradè die fast überreiche Fülle des Stoffes in Verbindung mit den Anforderungen, welche die Gegenwart an eine geschichtliche Darstellung macht, erzeugt ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, deren man sich stets bewufst bleiben mufs, um wirklich gerecht gegen die Leistungen des Hrn. Verfs. zu sein.

Grofses Lob verdient in dieser Beziehung zunächst der *gründliche Fleifs*, der auf jedem Blatte dieses Buches sichtbar ist. Wird man gleich nicht auf bisher unbetretenen Stegen oder zu noch unbekannt gewesenen Quellen geführt, so ist doch das Zugängliche gewissenhaft aufgesucht und sorgfältig benutzt; man merkt es überall, dafs der Verf. selbst zu den Quellen gegangen ist und, so weit es nöthig oder in manchen Fällen thunlich war, die aus den besten Monographieen entnommenen Data mit den Originalstellen selbst verglichen hat. Auch fehlt es gar nicht an selbstständigen Combinationen und eigenen Forschungen; namentlich ist die Berücksichtigung auszuzeichnen, welche in der 1sten Hälfte des 2ten Theiles die Mystik und die Volkslehrer, zum Theil auch der mittelalterliche Volksglaube selbst gefunden haben, worauf wir nachher näher einzugehen Veranlassung haben werden. Das Werk hat demnach zwar nicht die charakteristische Selbstständigkeit und Gelehrsamkeit der Dogmengeschichten von Baumgarten-Crusius und Engelhardt; aber es ruhet doch auf dem soliden Grunde gelehrter Forschungen, und man hat überall den Eindruck, dafs der Hr. Verf. nicht blofs Einzelnes excerpirt, sondern im Zusammenhange die Dogmen und deren Geschichte studirt hat, dafs er im Besitze des vorräthigen Materiales ist und mit eifrigem Bemühen die Resultate der neuesten Forschungen aufzunehmen und zu verarbeiten sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Mit diesem gründlichen Fleifse verbindet sich *gewissenhafte Treue* in der Mittheilung der dogmengeschichtlichen Facta und Data. Hierbei ist jedoch zweierlei zu unterscheiden, nämlich die subjective Wahrhaftigkeit und die objective Richtigkeit. Die erstere ist eine sittliche Forderung, die andere eine wissenschaftliche; die erstere mufs absolut erfüllt werden, die andere kann es nur relativ. Zugleich aber sind beide eben so wesentlich verbunden, als sie wesentlich unterschieden sind. Der aufrichtige Sinn wird nicht blofs sagen, was er weifs, sondern eben so ehrlich auch gestehen, was er nicht weifs, durch beiderlei Bekenntnifs aber die Einsicht in das wahre Sachverhältnifs vermitteln. Der unlautere Sinn dagegen, möge er aus Vorurtheil, Parteilichkeit oder sonst einem falschen Interesse verschweigen, was er weifs, oder möge er aus Ruhmsucht, Rechthaberei oder litterarischer Charlatanerie mit Gott weifs welchen Erfindungen und Citaten die blofse Stelle verdecken, wird immer den objectiven Thatbestand verwirren und die Erkenntnifs desselben trüben, ja verhindern. Denkt man aber vollends daran, dafs die Wahrhaftigkeit als die Liebe der Wahrheit schon von dem Lichte dieser letzteren beschienen ist, dafs dadurch die Augen des Forschers helle werden und unbefangen auf Jegliches zu schauen vermögen, während dagegen die Unwahrhaftigkeit den eigenen Sinn verblendet und den eigenen Geist verdunkelt: so wird man noch einen tieferen Zusammenhang zwischen der sittlichen und wissenschaftlichen Seite der obigen Forderung gelten lassen müssen. Die Litteraturgeschichte enthält merkwürdige Beispiele von der Gewissenlosigkeit, mit welcher nicht blofs Ignoranten und Jesuiten, sondern auch berühmte und geachtete, selbst protestantische Gelehrte authentische Dokumente zu mancherlei Zwecken gemifsbraucht, und welche weitgreifenden Irrthümer auf Grund der von ihnen mitgetheilten und auf Treu und Glauben als ächt und unverfälscht angenommenen und immer wieder abgeschriebenen verstümmelten oder sonst entstellten Citate sich verbreitet haben. Wie viel man sich in Bezug auf die früher schwer zugängliche und nur Wenigen verständliche rabbinische Litteratur erlaubt hat, ist erst vor einigen Monaten in diesen Blättern von Lebrecht bemerklich gemacht worden; und den Unfug, den ein berühmter katholischer Gelehrter auf anderem Gebiete mit der Verstümmelung von Citaten getrieben hat, hat Ellendorf in seiner neuesten Schrift über den Primat der Päpste aufgedeckt. Man hat deshalb Ursache stets auf seiner Hut zu sein, weil es beständig Menschen gegeben hat, denen mit der Wahrheit nicht gedient ist; und wenn es z. B. Jemandem wünschenswerth wäre, wenn das Dogma keine Entwickelung, keine Geschichte hätte, sondern sich etwa wie ein Stein verhielte, der immer derselbe bleibt und an den sich nur von aufsen etwas ansetzt, Erde, wucherndes Moos und dergleichen, das man im Nothfalle wieder abkratzen kann, so würde es für einen Solchen auch nicht so gar schwer sein, die Historie solchen sagen und beweisen zu lassen. Unter diesen Umständen begreift man den Werth, welchen wir auf die gewissenhafte Treue in den Angaben unseres Autors ihrer doppelten Beziehung nach legen. Die Relativität der objectiven Richtigkeit haben wir schon erwähnt und der Hr. Verf. führt in dieser Hinsicht selbst das dies diem docet an. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn Bereicherungen und Berichtigungen aus den trefflichen, während des Druckes dieser Dogmengeschichte und seitdem erschienenen Monographieen über das Leben und die Lehre grofser Kirchenlehrer z. B. des Justinus von Otto und von Semisch, des Origenes

Digitized by Google

von Redepenning, des Ulfilas von Waitz, des Tauler von Schmidt, der Vorgänger der Reformation von Ullmann, oder über die Geschichte einzelner Dogmen und dogmatischer Systeme z. B. der Trinitätslehre von Baur, des Montanismus von Schwegler, nachzutragen sind. Kleinere Irrthümer und Versehen sind zum Theil schon in andern Recensionen zur Sprache gekommen, zum Theil von dem Hrn. Verf. selbst entdeckt und in Vorreden und Nachträgen berichtigt worden. Nur selten findet sich eine Stelle so unklar und verwirrend eingeleitet, wie das I, p. 181 aus Athenagoras de resurrect. mort. 12 mitgetheilte Citat, wo der Hr. Verf. sagt, dafs Athenagoras die Erbsünde noch so wenig kenne, dafs er in der *natürlichen Geburt* des Menschen die Anwartschaft auf die *Unsterblichkeit* findet, während der Text die unvergängliche Dauer des Lebens als ein von dem Schöpfer denen zugetheiltes Loos darstellt, welche in ihnen selbst das Bild des Schöpfers tragen und denen es zugetheilt ist, sich mit Vernunft und Ueberlegung entscheiden zu können, so dafs die Erkenntnifs des Schöpfers und der Macht und Weisheit desselben, so wie die Befolgung des Gesetzes und der Gerechtigkeit die Vermittelung zur Erlangung des ewigen Lebens trotz der vergänglichen und irdischen Leiber bildet. Bei schwierigen und streitigen Stellen ist es durchaus nothwendig, dafs der Text originaliter mitgetheilt wird; und wo das nicht geschehen ist z. B. bei der Stellung, welche Justinus Martyr dem heiligen Geiste zu den Engeln giebt oder bei der Ansicht desselben Kirchenvaters von der nach mehrern Seiten hin schillernden Verwandlung im heiligen Abendmahle, da wird diesem Mangel bei einer wohl zu erwartenden 2ten Auflage leicht abgeholfen werden können und dadurch die Gewifsheit vermehrt werden, dafs man sich auf die historischen Angaben des Hrn. Verfs. verlassen kann.

Da man jedoch nicht Alles mittheilen kann, so handelt es sich wesentlich um das Mafs und die Beschaffenheit dessen, was an Thatsachen und Beweisstellen mitgetheilt wird; und in dieser Hinsicht ist die *umsichtige und verständige Auswahl*, die der Hr. Verf. getroffen hat, anerkennend hervorzuheben. Denn so sehr man auch im Einzelnen verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch übereinstimmend für die Hauptsache erklären müssen, dafs es bei solchen Mittheilungen auf die *charakteristische* Angabe der *wesentlich* zur *Kenntnifs und Beurtheilung* der Sache nöthigen Bestimmungen ankomme. Zum Wesen der Sache gehört nun in unserem Falle offenbar Alles, was auf die Entstehung, Ausbildung und eigenthümliche Fixirung eines Dogma's einen entscheidenden Einfluss gehabt hat, was ein wirkliches Moment in der inneren Entfaltung desselben, was ein lebendiges Glied des ganzen Dogmenkreises ist und einen wahren Fortschritt oder Rückschritt der dogmatischen Entwickelung begründet. Es ist darum ein grofser Vorzug dieses Lehrbuches, dafs es nicht blofs die speculative Seite der Dogmen, sondern auch die *praktisch-sittliche* Bedeutung derselben hervorkehrt und deshalb nicht blofs die Kirchengeschichte und Dogmatik, sondern zugleich die Cultur- und Sitten-Geschichte, die Volkslehrer und den Volksglauben, die Philosophen und Dichter u. s. w. berücksichtigt. Ja hierin, dünkt uns, hätte der Hr. Verf. noch weiter gehen müssen. Abgesehen von aller Theorie über das Verhältnifs der kirchlichen, politischen, litterarischen, socialen Bewegungen zu der Gestalt und Bewegung der Dogmen selbst steht doch als Thatsache fest, dafs ein solches Verhältnifs wirklich vorhanden ist und dafs dasselbe bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten, ja hinsichtlich der verschiedenen Dogmen selbst ein verschiedenes gewesen ist. Um nun dieses mannigfach verschlungene Verhältnifs nach seinen Hauptbezügen in ihrer geschichtlichen Charaktereigenthümlichkeit auch nur zu kennen, wäre doch eine Berücksichtigung des geschichtlichen Lebens der für die Entwicklung der Dogmen bedeutenden Völker und Individuen, ihres Zusammenstofsens mit andern von fremdartigen Anschauungen erfüllten und mit neuen Ideen geschwängerten oder mit geistesverwandten und gleichstrebenden Naturen, ihrer Kämpfe und Arbeiten, ihrer Entdeckungen und Erfahrungen unumgänglich von Nöthen, was wiederum nicht in Abstraction von den durch die Natur gesetzten Bedingungen, sondern im Zusammenhange mit der Individualität des Volksgeistes, mit der natürlichen Begabung derer, welche die dogmenhistorische Mission vollführen, mit der Naturbeschaffenheit und Weltstellung der Länder, in denen diese Bewegung vorgeht, geschehen könnte. Dadurch würde ein Gesammtbild von dem Zustande eines jeden Zeitalters entstehen, welches das vielverzweigte Leben und Streben der Völker zu seinem Hintergrunde hätte und aus diesem die Entwickelung der Dogmen in ihrem

Digitized by Google

geschichtlichen Verlaufe dergestalt hervortreten liefse, dafs zugleich die nähere oder entferntere, positive oder negative Beziehung dieses Verlaufes auf die übrigen politischen, socialen u. s. w. Bewegungen sichtbar würde und die Bedingungen zu einer tieferen Einsicht in den ganzen Gang der Sache und zu einem begründeten Urtheil über den dogmatischen Gesammtzustand eines Individuums, eines Volkes, einer Schule, einer Zeit, so wie über die Beschaffenheit der einzelnen Richtungen, Bestrebungen und Leistungen vorhanden wären. Es giebt bis jetzt kein dogmengeschichtliches Werk, welches dieser Forderung entspräche; aber wir halten sie für eine nothwendige Aufgabe, welche auch unbewufst allen denen vorgeschwebt hat, welche in dogmengeschichtlicher Beziehung von dem Unterschied und Einflufs der orientalischen und occidentalischen Kirche, der alexandrinischen und antiochenischen, der afrikanischen und syrisch-ägyptischen Schule, des byzantinisch-griechischen und romanisch-lateinischen Geistes, des germanischen und slawischen Lebens geredet haben. Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, dafs wir nicht in der Weise etwa, wie Engelhardt die Ketzergeschichte in die Dogmengeschichte hineingezogen hat, so die Staats- und Kirchengeschichte, die Litteratur- und Civilisations-Entwicklung oder gar die Länder- und Völker-Kunde mit ihr verbinden wollen. Vielmehr, wie der Hr. Verf. selbst die Häresien, mit denen in Zusammenhang und theilweisem Gegensatze sich die Kirchenlehre entwickelt hat, dazu benutzt, um diese letztere anschaulich und geschichtlich verständlich zu machen, wie er selbst hie und da die Kirchengeschichte und Patrologie, die Litteraturgeschichte und Mythologie zu seinen dogmengeschichtlichen Zwecken verwendet, indem er die Resultate derselben anführt und hinsichtlich der speciellen Beweisführung und des sonstigen Details auf diese Disciplinen in ihrer Gesondertheit und auf die besten wissenschaftlichen Bearbeitungen derselben verweiset, — in ähnlicher Weise wünschen wir die dogmengeschichtliche Beziehung der oben berührten Verhältnisse an den passenden Orten hervorgehoben zu sehn. Der Hr. Verf. ist oft auf sehr gutem Wege; man vergleiche nur den Abschnitt (II, 1. S. 34 sq.) über den Zusammenhang der Dogmengeschichte mit der Kirchen- und Welt-Geschichte in der Periode des Mittelalters. Freilich findet sich auch hier meistens nur erwähnt und angedeutet, was wir lieber wirklich ausgesprochen und wenigstens in seinen Hauptzügen dargestellt sähen; aber es ist hier doch alles Wesentliche berührt und es sind feste Haltpuncte zum Anschlufs der weiteren mündlichen Ausführung, auf welche sich der Hr. Vf. anderwärts beruft, gegeben. Warum ist dieser „innige Zusammenhang zwischen der Entwickelung des kirchlichen und allgemein menschlichen Lebens überhaupt und der Entwickelung der Lehre" nicht auch in den anderen Perioden, wenn auch nur auf die bezeichnete Weise, bemerklich gemacht? Bietet nicht der byzantinische Geist der früheren Periode ähnliche Parallelen, wie die hier erwähnten, dar? ist er nicht in Kunst und Cultus, in Leben und Lehre, in seinen Reichs- und Rechtshändeln, wie in seinen dogmatischen Streitigkeiten derselbe subtile und zugleich massive Geist, der nirgends den Stoff zur Idealität verklären, jedoch überall bis an die Grenze der Materialität sublimiren kann? Wäre nicht der Fall des abendländischen Kaiserthums und die welterschütternde Bewegung der Völkerwanderung an ihrem Orte derselben Erwähnung werth gewesen, wie hier die Kreuzzüge und das Wiederaufleben der Wissenschaften, wie die Landplagen des 14ten Jahrhunderts und die Inquisition, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika? Und wenn mit Recht neben den lehrreichen, ausführlichen Mittheilungen über das Webemeisterstück der Scholastik eben so dankenswerthe Auszüge aus Ruysbroek und Joh. Gerson, aus Meister Eckart und Heinrich Suso, aus den Sprüchen deutscher Mystiker nach Wackernagels Lesebuch und aus den Liedern mittelalterlicher Dichter gegeben werden: so kann man doch wohl mit demselben Rechte wünschen, dafs im Reformationszeitalter das Gähren und Bilden der neuen Gedanken und Kräfte noch weiter, als es geschehen ist, auf dem Gebiete des Lebens berücksichtigt und namentlich das dogmatische Element in den überall frisch entstehenden und fröhlich hervorquellenden Liedern und Gesängen, (nicht blofs den eigentlich geistlichen und kirchlichen) verfolgt, und bei der Schilderung dieses Zeitalters selbst Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation benutzt worden wäre. Für die letzte Periode kann man aber wohl mit Recht verlangen, dafs das Denken und Dichten derselben, welches sich nicht mehr wie im Mittelalter blofs um einzelne Dogmen rankte und ihnen Für-

bung und Gewandung gab, sondern ganze Systeme zersprengte und indem es zuweilen selbst gar kein dogmatisches, nicht einmal ein religiöses Interesse für sich in Anspruch nahm, doch das dogmatische Bewufstsein der Zeit von Grund aus umgestaltete, nicht blofs im Allgemeinen unter Hinweisung auf die Geschichte der Philosophie und Poesie berührt würde, sondern dafs die Gedanken der grofsen Philosophen und Dichter, welche die Angeln der geistigen Bewegung der neueren Zeit bilden, eine quellengemäfse Darstellung finden mögen, auf welchen Punct wir von einer andern Seite her später noch einmal zurückkommen müssen. Im Uebrigen verdient die Auswahl des Mitgetheilten, wie schon bemerkt ist, alles Lob, und der Hr. Verf. hat die zweckmäfsige Anordnung getroffen, dafs er an vielen Stellen hinsichtlich der Belege auf das Münscher-Cöllnsche Lehrbuch, auch auf Neanders und Gieselers Kirchengeschichte und bei der Reformationszeit auf Winers comparative Darstellung u. s. w. verweiset, von denen doch eins und das andere gewifs in den Händen der Leser ist, und dadurch Raum theils zu neuen Quellenauszügen theils zu Excerpten aus den besten Monographieen über dogmengeschichtliche Gegenstände gewinnt. Diese Excerpte bedürfen jedoch bei einer künftigen Ausgabe noch einer besonderen Sichtung. Es ist zwar sehr viel Lehrreiches, Treffendes und Anziehendes darunter und Manches, wie z. B. die Mittheilungen aus Schleiermachers Kirchengeschichte und aus dessen Geschichte der Philosophie möchten wir durchaus nicht missen; Anderes dagegen liefse sich kürzer und besser mit eigenen Worten geben; Einiges ist sogar überflüfsig und trivial, wie z. B. II, 1. S. 37 not. 10, weil die Angabe keines Beweises bedarf, am allerwenigsten eines in der dortigen Form. Ueberhaupt dürften dieselben einer gröfseren Beschränkung unterliegen müssen. Denn grade weil die Bemerkung des Hrn. Verfs. in der Vorrede zu Theil I. S. VIII richtig ist, dafs seine Leser sich eher Ullmann's Gregor von Nazianz und Neanders Chrysostomus u. s. w. zur Einsicht verschaffen können, als die Werke jener Kirchenväter selbst, wäre eine Verweisung auf jene Bearbeitungen, in wichtigen Fällen mit summarischer Angabe des Inhalts der allegirten Stellen überall hinreichend, wo es sich um Ansichten, Bemerkungen und Urtheile derselben über dogmengeschichtliche Facta handelt, und statt dessen diese Facta selbst und die sie beweisenden Originalstellen mitzutheilen. Unter Umständen werden dann natürlich diese Bearbeitungen selbst zu Quellen oder treten wenigstens an die Stelle derselben und verdienen dann ebenfalls originaliter mitgetheilt zu werden. So ist es auch z. B. mit der Stelle aus Engelhardt's Richard von S. Victor über den Unterschied der kirchlichen und häretischen Mystiker geschehen (II, 1. S. 26); und so würde auch Jeder über die verschiedenen Gestaltungen der katholischen Mystik (areopagitische, asketische, speculative, tiefreligiöse) lieber eine kurze Darstellung der Sache nach Baumgarten-Crusius, als, wie es II, 2. S. 46 geschehen ist, eine blofse Verweisung auf dessen Compendium lesen. Aehnlich in andern Fällen.

Diese Bemerkungen führen uns zur Betrachtung der *Bearbeitung* des mit Fleifs und Umsicht zusammengetragenen und mit Treue in zweckmäfsiger Auswahl vorgeführten Materiales hinüber. Hier sind wir aber nicht mehr in der Uebereinstimmung mit dem Hrn. Verf., deren wir uns in der Hauptsache bisher erfreuen konnten. Wir wünschen freilich auch nicht in der Dogmengeschichte nur ein Gradirwerk zu erblicken, durch welches das Salz der christlichen Lehre überhaupt erst gewonnen werden solle oder doch so geniefsbar gemacht und herauspräparirt, dafs es nicht brauche als ein etwa mit der Zeit dumm gewordenes oder schon von Anfang an fade gewesenes auf die Seite geworfen zu werden; wir haben es ebenfalls schon anerkannt, dafs die ausschliefsliche Beachtung des speculativen Gehaltes der Dogmen zu einer einseitigen Schätzung derselben führe, und würden nicht zufrieden sein, wenn uns die reine Darstellung der Begriffsbestimmungen gegeben würde, welche das Wesen des Dogmas ausmachen und die einfachen Momente seiner Selbst-Unterscheidung bilden, welche als solche auf das Wo und Wann ihres Hinaustretens in die Existenz noch keine nähere Beziehung haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wir verlangen vielmehr eine *Geschichte* des Dogmas zu sehen, eine Darstellung der Lebensverhältnisse, der Natur- und Geschichte-Beziehungen, in welche das Dogma nicht blofs als ein schon fertiges eingegangen ist, sondern mit denen in Wechselwirkung es selbst überhaupt erst aus dem substanziellen Gemeindeglauben als ein Lebendiges, Concretes, Individuelles herausgeboren wird und sich zu bestimmten Vorstellungen und Sätzen ausgeprägt hat. Aber weil diese Geschichte eine Geschichte des *Dogmas* ist und das Dogma als der wissenschaftliche Ausdruck des kirchlichen Bewufstseins von den Wahrheiten des Glaubens ein wesentliches Verhältnifs zum Selbstbewufstsein des Geistes hat, weil es mithin kein Product des Lebens und der Geschichte, sondern ein Erzeugnifs, eine That des Geistes innerhalb seines geschichtlichen Lebens ist, so sind wir auch nicht zufrieden, wenn uns die sogenannte äufsere Geschichte des Dogmas gegeben, wenn uns seine Beziehungen als Zustände, seine Unterschiede als Verschiedenheiten, seine Sätze als Lehrmeinungen vorgeführt werden; sondern wir verlangen diese empirische Zufälligkeit mit ihren subjectiven Ansichten vermittelst der objectiven Wirklichkeit der Geschichte auf die absolute Nothwendigkeit der Begriffsbestimmungen des Dogmas bezogen zu sehen, weil nur dadurch erkannt werden kann, was der Sache wesentlich oder unwesentlich, was eine Entwickelung und was eine blofse Veränderung, was eine wirkliche Blüthe und was eine Verbildung, was der Gang der Sache und was ein blofs äufseres Schicksal ist; wir verlangen den Rhythmus der dialektischen Entwickelung, der als der treibende Puls in den Bewegungen des geschichtlichen Lebens fühlbar ist, nicht blofs aus den Erzählungen der geschehenen Begebenheiten wiederum herausfühlen zu können, sondern ihn für die Erkenntnifs klar und bestimmt herausgestellt und auf das leitende Princip der ganzen Bewegung zurückgeführt zu sehen, und glauben, dafs diese im Interesse der Sache gemachte Forderung auch im Interesse der Leser und der Lernenden sein werde, welche den Zusammenhang des Gedächtnisses und des Denkens subjectiv und praktisch an sich selbst erleben können, wenn sie in dem Spiegel der objectiven Geschichte dieselbe Continuität des Geistes speculativ zu erkennen vermögen. Die Speculation können wir uns durchaus nicht nehmen lassen; denn die Geschichte ist nur in so fern ein Spiegel, als das sie betrachtende Auge gleichfalls einer ist, und nur durch diese gegenseitige Spiegelung wird das Interesse des selbstbewufsten Geistes an seiner Entäufserung in zeitlich-räumliche Verhältnisse, seine Identität in der Discretion der geschichtlichen Begebenheiten, sein Verständnifs der Geschichte überhaupt und die lebendige, fruchtbare Beziehung derselben auf die Bedürfnisse der Gegenwart ermöglicht und vermittelt, und damit die rechte, wahre und wirkliche, Praxis selbst. Unter dem Gesichtspuncte dieser Forderung, welche wir für begründet halten, betrachtet, läfst die vorliegende Bearbeitung der Dogmengeschichte Vieles zu wünschen übrig und steht darin namentlich dem während des Druckes des 1stell Theiles erschienenen und auch von dem Hrn. Verf. mit Anerkennung erwähnten und in den folgenden Theilen in Einzelnheiten benutzten Lehrbuche von Meier entschieden nach. Eine kurze Darstellung der angewendeten Eintheilung, Methode und Charakteristik wird dies Urtheil beweisen.

Es ist interessant und lehrreich die Versuche zu sehen, durch welche der frische Sinn und die historische Bildung des Hrn. Verfs. sich von der herkömmlichen unlebendigen Weise der *Eintheilung* zu befreien

streben, einer Weise, welche mit dem Stoffe der Dogmengeschichte nicht einmal verfuhr wie Jemand, der einen Apfel in seine Hauptbestandtheile zu zerlegen und ihn etwa in Haut, Fleisch, Gehäuse, Kern zu zertrennen sucht, sondern wie Einer, der ihn in die Kreuz und in die Quere zerschneidet nach einem ihm fremden Bedürfnisse, Zwecke und Plane, kurz nach lauter aufser ihm liegenden Rücksichten. Der Hr. Verf. ist deshalb zunächst jener von Augusti und Baumgarten-Crusius angewendeten Eintheilung in allgemeine und spezielle Dogmengeschichte, wonach jeder Theil rein für sich behandelt wird und ein eigenes Ganze bildet, abhold und eben so wenig der vollständigen Consequenz dieses Verfahrens geneigt, wonach der eine dieser Theile, etwa wie bei Klee der allgemeine, ganz wegfällt und nur die Geschichte der einzelnen Dogmen gegeben wird; er will eine Beziehung des Einzelnen und des Allgemeinen auf einander und zwar so, dafs diese Beziehung, wie bei Münscher, bei jeder Periode heraustritt, so dafs das Allgemeine dann die Stelle einer Einleitung zur speziellen Dogmengeschichte versieht (cfr. I. S. 15). Es ist also ein Zusammenhang da, und ein Band; aber beide sind doch der Sache noch äufserlich und fremd. Das Allgemeine ist immer noch ein Allgemeines und das Spezielle ein Spezielles; es wechselt nur immer eines mit dem andern ab und weiset auf das andere hin, und der Verf. ist es, der diese Bewegung regelt und nach seinen Zwecken und Bedürfnissen hervortreten läfst. Die Sache selbst in ihrer wirklichen Geschichte unterscheidet sich dagegen in ein Allgemeines, Besonderes und Einzelnes und hebt zugleich diesen Unterschied stets selbst wieder auf oder vielmehr der Unterschied existirt nur als ein aufgehobener d. h. das Allgemeine, die Substanz der Glaubenswahrheit, ist kein abstracter Begriff, sondern verwirklicht sich durch die Besonderheit der Natur- und Geschichtsverhältnisse, der Länder, Völker, Zeiten, Individuen u. s. w., welche nun für sie keine zufälligen und gleichgültigen Begebenheiten und Zustände sind, in den einzelnen Dogmen, die deshalb auch den Charakter der blofsen Lehrmeinungen oder gar den von curiosen Einfällen erst vollends verlieren. — Auf ähnliche Weise sucht der Hr. Verf. bei der Periodeneintheilung die Mitte zu halten zwischen denen, welche das Verschiedenste in dem Rahmen weitgedehnter Zeiträume zusammenfassen und denen, welche das Gleichartige in zu kleinen Perioden zersplittern. Auch ist hier wieder das rühmliche Bestreben sichtbar, den Eintheilungsgrund in der Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes selbst zu finden, indem er sagt: (I. S. 16) „die Perioden der Dogmengeschichte müssen sich richten nach den hervorstechenden Entwickelungsmomenten in der Geschichte des theologischen Geistes. Sie fallen daher nicht ganz mit denen der Kirchengeschichte zusammen und lassen sich in folgende 5 zerfällen: 1) vom Ende der apostolischen Zeit bis auf den Tod des Origenes, 2) von da bis auf Johannes Damascenus, 3) von da bis auf das Zeitalter der Reformation, 4) von da bis zur Abschaffung der formula consensus in der reformirten Schweiz und dem Aufblühen der Wolfschen Philosophie in Deutschland, 5) von da bis auf unsere Zeit". Allein dieser Ausgleichungsversuch unter den in den dogmengeschichtlichen Lehrbüchern der Zahl nach zwischen 3 und 12 schwankenden Perioden dürfte schwerlich für gelungen erachtet werden, weil solche Hauptunterschiede nicht durch die Entwickelungsstufen des einen der drei das Dogma überhaupt constituirenden Momente, etwa der theologischen Bildung, allein bestimmt werden können und nicht incommensurable Gröfsen mit gleicher Bedeutung neben einander gestellt werden dürfen. Wir würden die Befolgung der auch von Baur vertheidigten Eintheilung des Münscherschen Lehrbuches in die 3 Hauptepochen der alten, mittelalterlichen und neuen Zeit für sachgemäfser halten, aber mit der wesentlichen Bedingung, dafs in jeder Epoche die vornehmsten Entwickelungsmomente wieder eine Unterabtheilung in Perioden, die eine charakteristische Gesammtphysiognomie hätten, begründeten, was bei unserer Ansicht von dem Verhältnisse des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen zu einander kein Zerreifsen, sondern ein Gliedern des gewaltigen Stoffes wäre und die Uebersicht des Gesammtbildes eben so sehr erleichtern als die Einsicht in die Stellung und Bedeutung seiner besonderen Gruppen und einzelnen Figuren, in die Vertheilung von Licht und Schatten, in den Unterschied von Vorder- und Hintergrund befördern würde. Wir würden z. B. in der ersten Epoche, welche vorzugsweise als die der Dogmenbildung zu charakterisiren wäre, das apostolische Zeitalter, welches der Hr. Verf. ausschliefst, als die 1ste Periode bezeichnen, in welcher das Moment des

Digitized by Google

substanziellen Glaubenslebens und das einfache Aussprechen der religiösen Wahrheit die übrigen beherrscht und gebunden hält. In ihr wird der Stoff, die Substanz des Dogmas gebildet; darum kann sie durchaus nicht fehlen, weil sonst das Fundament der Lehre und der Anfang fehlen würden. Von der biblischen Theologie und den monographischen Darstellungen des Lebens und der Lehre der Apostel würde sich die Dogmengeschichte dieser Periode eben so unterscheiden und zugleich dieselben eben so voraussetzen und benutzen, als die spätere solches mit der Kirchengeschichte u. s. w. thut. Die 2te Periode, welcher überhaupt die Entwickelung des Gemeindezustandes zum kirchlichen Bewufstsein und Leben charakteristisch ist, würde dann darstellen, wie der substanzielle Lehrgehalt des christlichen Glaubens sich zur kirchlichen Form des Dogmas herausgestaltet, also das Werden des christkatholischen Dogmas durch seine Kämpfe mit den heidnischen und jüdischen und den daraus hervorgegangenen gnostischen, neuplatonischen u. s. w. Reactions- und Renovationsversuchen bis dahin verfolgen, wo das erste ökumenische Concilium, das zu Nicaea, dem Bewufstsein der Allgemeinheit der kirchlichen Lehre öffentliche Sanction und feierliche Gültigkeit erringt. Damit ist zugleich eine neue Wendung eingeleitet, denn der kirchliche Geist ist nun so erstarkt und seiner selbst gewifs geworden, dafs er auch seine innern Unterschiede frei heraustreten und gewähren lassen kann. Dieses stellt sich auf unserem Gebiete in der 3ten Periode so dar, dafs das christ-katholische Dogma sich zu einem kirchlichgültigen Dogmenkreise aufschliefst, dessen Lehrbestimmungen durch kirchlich-theologische Reflexion im Kampfe mit den überall auftauchenden Häresieen festgestellt werden, bis sich deren orthodoxer Lehrbegriff in Joh. Damascenus zu einem wissenschaftlich-theologischen Systeme zusammenfafst und damit nicht blofs diese Periode, sondern auch die ganze Epoche der eigentlichen Dogmenbildung schliefst und zugleich die andere öffnet, deren wesentlicher Charakter die nähere theologische Bestimmung, Begründung, Vertheidigung, Verknüpfung der schon gebildeten Dogmen, überhaupt der Einarbeitung derselben in den menschlichen Geist ist, weshalb eben in ihr statt der patres ecclesiae die doctores und magistri erscheinen und das Auftreten der Reformatoren sie selbst beendigt, weil ihre Aufgabe vollendet, und damit eine neue Epoche beginnt. Ueber diese beiden werden wir später noch einige Bemerkungen machen; hier genügt die Betrachtung der 1sten Epoche als Beispiel unserer Ansicht, von der wir uns nun zur Darstellung der Eintheilung wenden, durch welche der Hr. Verf. den dogmengeschichtlichen Stoff in den einzelnen Perioden untergebracht und angeordnet hat. Es begegnet uns hier wieder das schon bezeichnete Streben, sich von den Fesseln des Herkömmlichen zu befreien und ein der Sache angemessenes Verfahren einzuschlagen, aber ein Streben, welches doch wieder sein Ziel nicht erreicht, sondern auf halbem Wege stehen bleibt. Es ist allerdings nicht mehr die Willkühr oder die Rücksichtnahme auf rein äufserliche Zwecke, auch nicht mehr die Dogmatik einer bestimmten Zeit und Schule mit ihrer Systematisirung, sondern der Charakter einer jeden Periode, wodurch die Anordnung des Stoffes innerhalb derselben bestimmt werden soll; allein theils treten die Theile, welche angeordnet werden, nicht aus der dogmengeschichtlichen Entwickelung selbst als deren Glieder an dem Orte ihrer geschichtlichen Erzeugung zum erstenmale hervor, sondern sie werden als fertige Lehrstücke aus der Dogmatik genommen, deren bekannte loci auch da z. B. in der 1sten Periode des Hrn. Verfs. vorkommen, wo eigentlich noch kein Raum für sie vorhanden ist und die Dogmen selbst, die sich in ihrer späteren Gesondertheit damals noch nicht aus der Massenhaftigkeit des Stoffes, der sich überhaupt erst zum Dogma bildet, herausgelöst haben, auch keinen eigenthümlichen Platz begehren; theils ist die Anordnung selbst im Grunde nur eine Veränderung in der Reihenfolge dieser Lehrstücke, von dem Hrn. Verf. zu Lehrzwecken mit Rücksicht auf den jedesmaligen Charakter der Perioden vorgenommen. Er theilt deshalb seine 2te Periode in 2 Haupttheile, in einen sogenannten polemischen, welcher die kirchlichen Lehrbestimmungen im Kampfe mit den Häresieen, und in einen akroamatischen, welcher die kirchlichen Lehrbestimmungen enthält, welche entweder nur in einem fernern oder in keinem Zusammenhange mit den häretischen Bewegungen stehen; desgleichen seine 4te Periode in eine Hauptabtheilung, welche die Unterscheidungslehren der katholischen und protestantischen Kirche, und in eine andere, welche die Dogmen behandelt, in welchen der Gegensatz zwischen Pro-

testantismus und Katholicismus zurücktritt oder verschwindet; während seine 1ste, 3te und 5te Periode die dogmatischen loci ohne solche Haupteintheilung blofs unter den verschiedenen Abschnitten der apologetisch-dogmatischen Prolegomenen, der Theologie, Christologie, Anthropologie, Soteriologie u. s. w. mit jedesmaligen geringen Modificationen zusammenfassen.

Der Stoff ist also doch noch blofser Stoff, passives Object der Eintheilung geblieben, und die Theile sind nicht sowohl Glieder, als Stücke eines Ganzen. Dies hängt genau mit der befolgten *Methode* zusammen. In ihr ist der Hr. Vf. von dem Irrthum der Historiker befangen, welche „durch und durch" historisch sein, welche eine sogenannte objective oder reine Geschichte geben wollen. Der Grundgedanke ist richtig; er will nicht, dafs sich die subjective Ansicht des Geschichtschreibers in den Gang der Dinge mische und nach einem fertigen Schema, wie man sagt, die Geschichte construire, er verlangt eine keusche Zurückhaltung des betrachtenden Subjectes und eine Darstellung der Sache, wie sie sich wirklich begeben hat. Aber diese Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, diese Scheu vor aller Willkühr und Gewalt, die ihr angethan werden könnte, artet sogleich in einen falschen Respect vor den consummirten Thatsachen und in eine ungeziemende Blödigkeit, die eben so plötzlich dann und wann in ein täppisches Zufahren umschlägt, aus, sobald der Geschichtschreiber vergifst, welche Stellung der subjective, selbstbewufste Geist zu den Dingen habe, die sich in der Welt begeben, und zu dem in ihnen erscheinenden Geiste. Diese Stellung ist freilich eine mehrfach mögliche und darum sind auch die Ansichten über dies Verhältnifs je nach den Stufen, auf denen der Betrachtende steht, verschieden; aber so viel darf doch als allgemeingültige Voraussetzung gelten, dafs in der Geschichtschreibung die geschehenen Dinge nur durch Vermittelung des subjectiven Geistes erscheinen können, wie sie, in so fern sie Thaten sind, auch nur durch seine Vermittelung in der wirklichen Geschichte zu Stande kommen. Wie nun in ihr die Stellung und Beschaffenheit der die Thaten mit ausführenden Subjecte von der gröfsten Wichtigkeit ist und es wesentlich darauf ankommt, ob und wie sie sich als blofse Werkzeuge oder als Organe, als Handlanger oder als Meister verhalten, ob sie ihre eigenen Einfälle auch anzubringen und ihre Thorheiten auf eigne Hand hineinzupfuschen suchen oder ob sie aus der Idee des Ganzen und von dem Geiste des höchsten Meisters selbst erfüllt arbeiten: so ist auch in der historischen Darstellung nicht die Thätigkeit des Subjectes überhaupt auszuschliefsen, sondern dessen abstractes, selbstisches, unreines Verhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

M. Christiani Gottlob Lorenz Prof. VI commentationis de dictatoribus Latinis et municipalibus particula prior. Grimae, 1841. 43 *pagg.* 4.

In dieser Gelegenheitsschrift behandelt der Verf. Professor Lorenz zu Grimma einen für die Römischen Antiquitäten nicht eben unwichtigen Gegenstand, die Dictatur, wie sie in Latium vor der Unterwerfung unter Rom war, und auch fortan in den Latinischen Municipien einen nominalen Bestand hatte. Es wird zunächst gezeigt, dafs die Dictatur in Latium die Stelle der einzelnen Königsherrschaften einnahm, obgleich nur von Alba und Tusculum Dictatoren namhaft gemacht werden, dafs neben den Dictatoren der einzelnen Städte auch Dictatores Latini, d. h. des Latinischen Bundes waren, ferner welcher Zusammenhang zwischen den Latinischen und den Römischen Dictatoren anzunehmen sei. Wir machen auf die in reinem und richtigem Latein abgefafste Schrift deshalb besonders aufmerksam, weil sie mit grofser fast ängstlicher Sorgfalt über eine Menge anderer dahin einschlagender Streitfragen handelt, über die Regierungsform des alten Latiums unter allgemeinen oder besonderen Städtekönigen, ob es Consules anderer Städte und Staaten aufser Rom gegeben habe, über die alt-Italiänischen Doppelnahmen (Mettius Fuffetius, Octavius Mamilius) im Gegensatz gegen die dreifachen Römischen Nahmen, besonders über die Amphictyonie Latinischer Städte und den Tempel und Dienst der Diana Aricina. Die seltsam-barbarische Einrichtung, dafs der Priester der Diana, der *rex Nemorensis*, ein Sklav war, der durch Besiegung seines Vorgängers im Zweikampf seine Würde gewann, aber immer bedacht sein mufste Thron und Leben gegen gleichen Anspruch zu vertheidigen, fordert auf über den Ursprung und Hergang bei diesem skythischen Dienst nachzuforschen. Hr. Lorenz glaubt in der Stelle des Pausanias II, 27, welche so lautet: „Hippolytus weihte der Artemis ein Heiligthum, wo *bis zu meiner Zeit* die Priesterstelle der Preis eines Zweikampfes *war*, der keinem Freien, sondern nur entlaufenen Sklaven *freistand*", den Beweis zu finden, dafs dieser Dienst unter Kaiser Marcus schon aufgehoben war. Uns scheint dies aus diesem Zusammenhange noch nicht so unzweifelhaft hervorzugehen, da das Imperfectum sehr wohl nur Bericht über das, was Pausanias bestehen fand, sein kann. Wir wünschen die baldige Fortsetzung dieser Untersuchungen und tadeln die abschweifende Ausführlichkeit in solchen Schriften nicht, wenn der Verf., wie es hier geschehen ist, dafür sorgt, dafs der Leser die Uebersicht und den Faden nicht verliert. C. Z.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Zu dem abstracten Verhalten gehört nun besonders jene schon erwähnte Zurückhaltung, welche mit der Geschichte wie mit einem dem Selbstbewufstsein fremden Gegenstande verfahren will, jene Scheu und Flucht vor dem speculativen Gehalt der Geschichte, welche ebendeshalb eine gleich abstracte Methode erzeugt; eine Methode, welche nicht durch die eigene Dialektik der Begriffsbestimmungen fortschreitet, die das Wesen und den Grund jener Erscheinungen ausmachen, sondern an der äufsern Wendung des Geschehens, an der Reihenfolge der Zeiten, Sachen und Personen und ähnlichen sogenannten geschichtlichen Thatsachen von einem Puncte und Dinge zum andern kommt. Es ist ein Fortgang da, der durchaus geschichtlich und strenge vorgezeichnet aussieht, und doch bei dieser scheinbaren Nothwendigkeit, eben weil sie *nur* die objective, geschichtliche ist, der Willkühr des Subjectes völlig Preis gegeben ist, welches nach wer weifs wie vielen Rücksichten und Zwecken hie oder da anfangen, sich so oder anders herum wenden, dies oder jenes zuerst aufnehmen und betrachten kann. Und was es so aufnimmt und betrachtet, diese einzelnen geschichtlichen Thatsachen, sind disjecti membra poetae; denn der Organismus, dessen Glieder sie sind, das System des objectiven Geistes, kommt in der Geschichte, welche wesentlich eine Naturseite hat, nicht als solcher, sondern als Auseinander von Begebenheiten, als ein Zerstreutsein von Thatsachen durch Zeit und Raum zu Tage; und wenn an diesen zerrissenen Gliedern auch Fasern hängen, welche auf einen organischen Zusammenhang deuten, so kann die Methode der reinen Objectivität sich auf diesen nicht in ihrer Sphäre liegenden Zusammenhang vermöge ihrer Natur nicht einlassen, sie kann die Fasern nur aneinander knüpfen, die Lücken durch Combinationen ausfüllen, die Thatsachen so nahe als möglich aneinanderrücken; aber das Alles ist wieder eine rein subjective Thätigkeit, welche als solche keine Garantie gegen Mifsbrauch oder Ungeschicklichkeit bietet und aufs Höchste nur statt der geistigen Wiedererzeugung des in der Geschichte sich entfaltenden Organismus ein Bild derselben von mosaikartiger Zusammensetzung zu Stande bringt. Diesen Eindruck macht auch die vorliegende Schrift, eben weil ihre Methode in allen Hauptpuncten die bezeichnete ist. Es werden die Dogmen als sich von selbst verstehende loci der Dogmatik vorgenommen und nach ihrer jedesmaligen Fassung in den einzelnen Perioden beschrieben; es wird erzählt, wann, wo und von wem sie ausgebildet und modificirt worden sind und es wird damit von einem Manne, Zeitalter und locus zum andern gegangen; aber man erkennt nicht die innere Nothwendigkeit dieser Geschichten, man sieht nicht den Prozefs des Werdens der Dogmen, man erblickt nicht in einem folgenden Individuum, Satze und Zeitabschnitte das Gesetztsein dessen, was in dem früheren an sich enthalten war, also die wahre Fortsetzung und Umbildung desselben, man begreift nicht, wie diese Menschen zu solchem Einflufs und diese Lehrbestimmungen zu solcher Wichtigkeit gekommen sind, dafs sich nicht blofs theologische Zänkereien und blutige Händel, sondern Kriege zwischen mächtigen Völkern und Flammen, welche die halbe Welt in Brand setzten, daran entzündeten; und das nicht etwa, weil es an den nöthigen Datis darüber in diesem Buche fehlte, sondern weil die Beziehung derselben blofs die äufsere, rein objective, nur historische ist oder vielmehr sein will. Denn das dem Begriffe nach nothwendige Umschlagen einer solchen Methode in ein rein subjectives, ungeschichtliches Verfahren zeigt sich auch hier factisch an dem Unbegründeten

Digitized by Google

des Anfangs der Dogmengeschichte, an dem Unhistorischen des Auftretens der einzelnen Dogmen, an der durch subjective Rücksichten bedingten Anordnung und Vertheilung des ganzen Stoffes, wovon wir vorhin schon geredet haben, so wie in manchen subjectiven Urtheilen, wovon sich Einiges bei der Betrachtung der in diesem Lehrbuche gegebenen Charakteristik der verschiedenen Perioden, der in ihnen auftretenden Personen und darin behandelten Gegenstände zeigen wird.

Unter einer gelungenen *Charakteristik* verstehen wir nämlich die das Wesen der Sache vollständig, scharf und treffend bezeichnende Ausdrucksweise. Was mit den Beiwörtern „vollständig" u. s. w. gesagt sein soll, ist von selbst klar; über die Bezeichnung „Wesen" bemerken wir noch, dafs dieses eine Reflexionsbestimmung ist, welche die Welt der sinnlichen Erscheinungen mit der Intellectual-Welt der Begriffe vermittelt. Das Wesen hat deshalb nothwendig eine doppelte Beziehung, eine auf die Erscheinungen, in denen es sich äufsert, und eine auf die Begriffsbestimmtheit, durch welche es als das Wesen dieser äufsern Erscheinungen gesetzt ist; aber diese doppelte Beziehung ist nur Ein Act, weil ohne sie das sogenannte Wesen eben kein Wesen, sondern entweder eine sinnliche Existenz oder ein abstracter Begriff wäre. Von welcher Seite man nun auch ausgehe, von der logisch-speculativen oder von der empirisch-historischen, die Aufgabe bleibt immer dieselbe, nämlich diese doppelte Beziehung auf die bezeichnete Weise in der Charakteristik auszudrücken. Durch die Nichtbeachtung dieses wahren Sachverhältnisses kommt die speculative Behandlung der Geschichte in den Verdacht und in die Gefahr, einen abstracten Schematismus und blofse logische Formeln an die Stelle einer wirklichen Erkenntnifs des wahren Sachverlaufes zu setzen, und erscheint im besten Falle nicht als eine das Dunkel der Begebenheiten mit dem Lichte des Gedankens durchleuchtende Minerva, sondern als eine aus dem Dunklen und Unzugänglichen her orakelnde Pythia, deren Sprüche auf dies und das, aber auf keines ganz und auf keines wirklich passen. Die rein *historische* Betrachtung dagegen versinkt unter derselben Voraussetzung, wenn sie nicht gar eine geistlose Schwätzerin wird, die gedankenlos über Alles plaudert, oder eine trockene Moralistin, die bei Jedem ihre eigenen Bedenken hat, zuletzt in jenen trostlosen Pragmatismus, der nach Allem stöbert und doch nichts ergründet, der von Allem etwas, aber keines recht versteht, der Alles in seinen Einzelnheiten, aber nichts in seiner Totalität erblickt, weil er eben nie zu dem wahren Innern der Geschichte, sondern nur in die Aktenstube und Herzenskammer, nur zu dem selbst noch äufserlichen, aber der Welt verdeckten Getriebe der Begebenheiten gelangt. Diesen Pragmatismus verschmähet unser Autor allerdings, ja er bekämpft ihn mit ausdrücklichem Bewufstsein (I. S. 13); aber er verschmähet und bekämpft auch die Versuche, bis zur speculativen Erfassung der die Geschichte bewegenden Gedanken hindurchzudringen. Er will sich hauptsächlich auf dem Standpuncte des *Erzählens und Referirens* halten, vornämlich in der letzten in die Gegenwart hineinreichenden Periode; so glaubt er sich am ehesten parteilos zu verhalten und durch Zurückhaltung seiner subjectiven Meinung deutlicher den wirklichen Verlauf der Sache hervortreten zu lassen (II, 2 Vorr. S. V). Dafs jedoch der Charakter der alten Zeit, in welcher sich überhaupt die Dogmen bilden, in der Darstellung des Hrn. Verfassers nicht hervortrete, sondern dafs grade dieser der Geschichte jener Zeit eigenthümliche Charakter verschwinde, haben wir schon früher gezeigt. Ist das nun ein Ersatz dafür, wenn die Zeit bis Origenes als die der Apologetik, und die dann folgende bis Joh. Damascenus die der Polemik genannt wird? Sind das nicht allgemeine Bezeichnungen, die zur Noth sich jedes Zeitalter vindiciren kann? denn wann wäre nicht die christliche Wahrheit vertheidigt, wann nicht der Glaube in seiner Herrlichkeit und Wahrheit geschildert worden? Aber wie verschieden sind die Voraussetzungen und Bedürfnisse der verschiedenen Perioden! und darum auch wie verschieden der innere Gehalt und die äufsere Form der apologetisch-polemischen Bestrebungen! Ein so vager Name giebt also nur eine ungefähre Vorstellung; er ist nicht aus dem Kern der Sache hervorgegangen, sondern nach einzelnen Merkmalen, nach hervorstechenden Eigenschaften, nach auffallenden Vorkommnissen gebildet; er ist ein Werk des Subjectes, für dessen subjective Zwecke zu Stande gebracht, ein Merkzeichen der Erinnerung, ein Mal zur Erleichterung der Uebersicht und dergleichen, oft den Ereig-

Digitized by Google

nissen nur aufgedrückt als eine äufsere Signatur und angeheftet als eine Etikette. Und wenn man blofs erzählt, was in jeder Periode Dieser und Jener gesagt und gethan hat, so sieht man gar nicht den charakteristischen Unterschied, welcher in dieser Beziehung zwischen dem Verhältnisse des persönlichen Einflusses und der individuellen Meinungen zu dem gesammten Lehrbegriffe und Zeitgeiste in den einzelnen Perioden stattfindet, oder derselbe erscheint nur als durch die persönliche Energie und äufsere Lebensstellung, nicht aber als durch den Charakter der Periode bedingt. Wie verschieden sind darin die Kirchenväter von den Kirchenlehrern und beide wieder von den Reformatoren und alle von den modernen Theologen! Dieser Unterschied ist dadurch nicht mit ausgedrückt, dafs man von einer Zeit der Apologetik, Polemik, Systematik, von einer Zeit der confessionellen Gegensätze und einer der Kritik und Speculation spricht; wohl aber, wenn man die Totalität der Erscheinungen zu ihrer Begriffseinheit zusammenfafst. Mit diesem blofsen Erzählenwollen hängt es denn auch zusammen, dafs der Unterschied zwischen dem Ansich und Fürsichgesetztsein nicht hervortreten kann, wie wir das schon bei der Bildung der Dogmen sahen. In Bezug auf die Charakteristik stellt sich dies so dar, dafs Bezeichnungen für durchaus moderne Verhältnisse, wie Rationalismus, Idealismus u. s. w. schon auf die alte Kirche angewendet werden, weil man eben da, wo der Begriff der Sache nicht ausgesprochen ist und doch eine ungefähre Vorstellung von ihr geben will, Namen gebraucht, die etwas Bekanntes bezeichnen und nun an Verwandtes erinnern sollen. Wir machen auf diesen innern Zusammenhang darum aufmerksam, weil wir das von dem Herrn Verfasser später abgelegte freiwillige Geständnifs dieses Fehlers ehren und ernstlich wünschen, dafs er sein Versprechen, jede Denkweise u. s. w. künftig in ihrer eigenthümlichen Fassung und Begrenzung hinzustellen, wirklich möge erfüllen können. Es ziemt sich wohl für den Historiker, die Richtungen, Meinungen, Handlungen auch da zu belauschen, wo sie noch im Keime schlummern; aber man nennt trotz aller Morphologie doch die Wurzel nicht Stamm und das Blatt nicht Blüthe oder Frucht. Jedenfalls gehört jedoch eine Einsicht in die Natur der Sache dazu, wenn man die Identität des Unterschiedenen, „das in dem Wechsel Beharrende, Wesentliche", und die concreten Unterschiede des Identischen, „das Wandelbare in den Lehrbestimmungen" (!) (cfr. I §. 10) zur Erscheinung bringen will. Wenn nun diese Natur der Sache speculativ ist, kann man denn ohne speculative Bildung und Behandlung das Richtige treffen und mit Bewufstsein aussprechen? und ist es demnach zu verwundern, wenn dem Herrn Verfasser nicht gut zu Muthe wird, sobald sich dieses Speculative, sei es das der Sache oder das der Behandlung, in der Geschichte der Dogmen selbst hervorkehrt? So wird schon in der ersten Periode von ihm gegen die speculative Bedeutsamkeit der göttlichen Trias protestirt und (I S. 131) gesagt, dafs „am Ende das logische Bedürfnifs nach dem Abschlufs der göttlichen Dreizahl auch zur bestimmtern Hypostasirung des Geistes (neben der des Logos) hintrieb". Und wo im Mittelalter die Rede auf die Erkennbarkeit des Wesens Gottes und die Versuche jener Zeit kommt, die dogmatischen Bestimmungen der wirklichen Natur der Gottheit zu denken, da treten überall statt der genauen Bezeichnung der Entwickelungsstufe dieses Denkens, dessen Bestimmtheit zugleich dessen Fortschritt gegen frühere Versuche und die ihm eigenthümliche Beschränktheit und Mangelhaftigkeit würde erscheinen lassen, theils ganz oberflächliche und unpassende Bemerkungen, theils durchaus subjective und unbegründete, zuweilen geradezu unrichtige Urtheile hervor. So heifst es z. B. II, 1. S. 59: „die Beweise für das Dasein Gottes haben in der Scholastik ihren eigentlichen Boden", während dieser Boden in Wahrheit die Vernunft oder das Denken, also die wesentliche Natur des Geistes, und nicht eine geschichtliche Existenz von gröfserer oder geringerer Zufälligkeit ist; die Scholastik hat diesen Beweisen nur die mangelhafte Form der Demonstration gegeben, eben weil sie selbst nur erst das abstracte und endliche, formelle und voraussetzungsvolle Denken ist. Es ist dies dieselbe Abstractheit, welche durch alles Leben und Streben, durch alle Wissenschaft und Kunst des Mittelalters geht, welche nach den drei Grundrichtungen des menschlichen Geistes, Denken, Empfinden, Wollen den kirchlichen Geist selbst in die drei Kreise der Scholastik, der Mystik und der reformatorischen Bestrebungen zersprengt, von

Digitized by Go

denen wieder jeder zu dem andern, und zu seinem eigenthümlichen Inhalt nur ein abstractes und äufserliches Verhältnifs hat; kurz die Abstractheit des theologisch-dogmatischen Geistes, der die Kirche und das Dogma, welche alle Fülle des ewigen und absoluten Lebens in sich zusammenschliefsen, zu seiner festen Voraussetzung hat. Diese Abstractheit endigt erst, nachdem sie sich durch alle Kreise hindurchgearbeitet und in jedem sich so ausgebildet und verfestet hat, dafs der Bruch des Geistes mit sich selbst offenbar und unerträglich geworden ist, und derselbe daher jene endlichen Voraussetzungen alle aufhebt und sich dadurch befreiet, dafs er sich in seine unendlichen und ewigen Voraussetzungen vertieft. Dieser Akt ist von welthistorischer Bedeutung und in der sogenannten Reformation zuerst innerhalb des religiös-kirchlichen Lebens aufgetreten. Die ganze folgende Zeit, die Gegenwart mit eingeschlossen, ist nun immer in der Arbeit gewesen, für sich zu setzen, was in jenem Acte an sich enthalten und in seiner Totalität erschienen war, nämlich alle jene gegen den Geist und gegen einander fest und undurchdringlich gewordenen Wahrheiten und abstracten Voraussetzungen, die endliche Philosophie, Theologie, Dogmatik, Kirche u. s. w. durch die Unendlichkeit und Selbstgewifsheit des Geistes aufzuheben und sie durch die Reinigung und Wiedergeburt als Momente des Geistes neu hervorgehen zu lassen. Wenn nun schon im Mittelalter einzelne mächtige Geister gerungen haben, die Beschränktheit ihrer Zeit zu überwinden und sich zur Philosophie, zum Dogma, zu Gott selbst in ein lebendigeres Verhältnifs zu setzen, so ist es freilich gewifs genug, dafs sie in viele und schwere Irrthümer gerathen sind; aber aus den grofsen Irrthümern dieser edlen ringenden Geister ist mehr zu lernen, als aus der kahlen Orthodoxie derer, die nur geistlos nachsprechen, was andere vorgedacht haben. Aber dann mufs man nicht so cavalièrement mit ihnen umgehen, als es leider der Herr Verfasser thut, der, statt sie und ihre Lehrsätze zu begreifen, sie, und das zuweilen recht hart und bitter, tadelt, dafs sie — eben erst ringen und noch nicht den Siegerpreis gewonnen haben. Wenn z. B. David von Dinanto sagt, Gott habe aus Ovid so gut gesprochen, als aus Augustin, so ist diese Aeufserung allerdings zu beschränken, aber man kann sie doch nicht (II. 1. S. 49) eine Raserei nennen, die sich in frechen Aeufserungen gefällt; sie ist vielmehr aus dem Bestreben zu begreifen, die göttliche Offenbarung und Wirksamkeit nicht blofs innerhalb der Schranken der biblischen und kirchlichen Geschichte zu suchen, sondern wie Andere zu derselben Zeit auf die Natur oder auf die Vernunft u. s. w. als auf das 2te Buch Gottes neben der Schrift hinsahen, so auf das geschichtliche Leben überhaupt, auch der heidnischen Völker, hinzublicken. Oder wenn Meister Eckart sagt: „es ist ein Frag, was in der Hell brenn. Die meisten sprechen gemeiniglich, das thu eigner will. Aber ich sprich werlich, das *Nicht* in der Helle brinnet" so geht daraus nicht hervor, wie der Herr Verfasser sagt (II, 1. S. 273), dafs er die Verdammnifs als geistige Nichtigkeit fasse, sondern das gleichfolgende „gleichnifz", womit er seine Ansicht exponirt, von der „brinnenden Kolen" zeigt es deutlich, dafs er die Qual des Gegensatzes und Widerspruches, das Negative, meint; eine wahrere Unendlichkeit der Höllenstrafen als das Immer und Immer, worin sich „die rechtgläubigen Mystiker mit dem unendlichen Schmerze einer gesteigerten Phantasie versenken" (ib. S. 281). So sucht auch Meister Eckart von der abstracten Trennung der göttlichen Personen, sowie Gottes und der Welt loszukommen; und wenn es ihm auch nicht gelingt, den wahren Begriff der Persönlichkeit, die unendliche Negativität des Geistes zu fassen, so ringt er doch darnach, das Endliche als ein Moment des Unendlichen zu setzen, den Gegensatz der Allgemeinheit und Individualität, der als Nominalismus und Realismus durch das ganze Mittelalter geht, zu überwinden und den Unterschied des abstract-transcendenten und sich selbst gleichen Gottes von dem der Welt immanenten und in sich unterschiedenen auszusprechen. „Gott ist ein Nicht und Gott ist ein Icht. Was Icht ist, das ist auch Nicht; was Gott ist, das ist er allzumal". —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Schlufs.)

„Alles, das in der Gotheyt ist, das ist *ein* und davon ist nicht zu sprechen. Gott, der würket, die Gotheyt nit; sy hat auch nit zu würkende, in ir ist auch kein werck. Gott und Gotheyt hat Underscheyd an Würcken und an nit Würcken". — „Ee die Creaturen warent, do was Gott nit Gott, er was das er was; do die Creaturen wurden und sy anfingen ihr geschaffen was, do was Got nit in im selber Got, sunder in den Creaturen was er Got". Statt dessen sagt der Herr Verfasser (II, 1. S. 74): „am meisten nähert sich dem krassern Pantheismus Meister Eckart". So wird auch (ib. S. 26) das System des Johannes Scotus Erigena ein mystisch-pantheistisches genannt; wie er überhaupt nicht gut zu sprechen ist auf diejenigen, welche das Wesen Gottes erkennen wollen (cfr. S. 67 seq.), ohne durch den zuvor berührten Ausspruch Taulers „Gott ist mir näher als ich mir selbst bin" auf andere Gedanken zu kommen oder durch den (ib. S. 113) beifällig angeführten Ausruf Heinrich Suso's „Ach, zarter Gott! bist du in deiner Creatur also minniglich, wie bist du dann in dir selbst so gar schön und wonniglich!" — Er denkt bei der Speculation immer nur an deren Hochmuth und fürchtet sich, dafs sie bei Betrachtung der Glaubenswahrheit, wie Bruder Berthold sagt, „ze tiefe darinne rumpelt mit Gedenken". Daraus entsteht nun für die letzte Periode das Mifsverhältnifs, dafs die Erzählung immer magerer wird, je reichere Verhältnisse die Wirklichkeit bietet, je tiefer der Gedanke sich in den spekulativen Gehalt der Dogmen versenkt und je mächtiger die Unterschiede des Geistes auf- und auseinander treten. Hier kommt man mit dem Reden von „freiern Richtungen" und „reinern Grundsätzen" und dergleichen allgemeinen psychologischen, moralischen u. s. w. Bemerkungen gar nicht mehr vom Fleck; es ist auch hier gar nicht mehr passend, immer nur vom „Einflusse" dieser und jener Philosophie zu reden, denn das Verhältnifs hat sich im Vergleiche zu dem Mittelalter wesentlich verändert; die religiösen Bewegungen und die dogmatische Thätigkeit greifen nicht mehr zur Philosophie und Poesie zum blofs formellen Gebrauche als zu fertigen Werkzeugen zur Verarbeitung eines ebenfalls fertigen Stoffes, sondern sie alle entwickeln sich aus derselben Wurzel als mitwirkende Organe der schon vorhin näher bezeichneten Wiedergeburt. Darum kann auch die Dogmengeschichte nach der Reformation gar nicht mehr das sein, was sie vor derselben ist; in dem bisherigen Sinne hört sie mit der Reformation eigentlich auf; auch sie wird in der Wiedergeburt aller Verhältnisse in der modernen Zeit mit wiedergeboren. Dies merkt man aber der vorliegenden Erzählung gar nicht an. Im Reformationszeitalter selbst breitet sich ihr Strom zwar zu einem See, die Dogmengeschichte zur Symbolik aus, aber hernach lenkt er wieder in das alte Bette ein, als wenn nichts geschehen ist, und dieses Bett wird immer schmaler und sein Lauf darin immer träger, dafs man zuletzt fürchtet, ihn im Sande verschwinden zu sehen, eben weil nur die Theologie, näher die Dogmatik als solche mit einigen gelegentlichen Hinblicken auf die andern grofsen Factoren der Bewegungen betrachtet wird und diese ein Dogma nach dem andern in seiner ausschliefslichen kirchlichen Fassung und blofs theologischen Bedeutung verloren hat. Auf das Einzelne können wir hier nicht mehr eingehen; auch dürfte es zur Veranschaulichung der gegebenen Charakteristik und zur Begründung unseres Urtheils nicht mehr nöthig sein. Wir gestehen nur noch, dafs wir nicht begreifen, wie der Herr Verfasser durch den blofs erzählenden Ton seine eigene Aufgabe „durch

das Labyrinth der Meinungen hindurchleiten" zu wollen, hoffen darf lösen zu können; und glauben, dafs es lehrreicher und erfreulicher ist, das klare, von einem festen Standpunkte aus gefällte und durch wirkliches Eingehen, nicht blofs in den buchstäblichen Sinn und historischen Zusammenhang der dogmengeschichtlichen Quellen, Citate und Facta, sondern in den Geist und innern Zusammenhang der religiösen Gedankenentwickelung begründete Urtheil des Herrn Verfassers zu hören, als seine Meinung zwischen den Zeilen lesen zu müssen und eine Erzählung von den Gedanken anderer Leute vernehmen, ohne zu wissen, ob und was man sich jetzt dabei denken solle.

Moll.

XLIV.

Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni edidit Otto Jahn. Accedit tabula lithographica. Kiliae in libraria Schwersiana 1841. XXVIII und 157 S. 8.

Ein vollständiges Corpus Inscriptionum Latinarum ist ein eben so schwieriges und weitaussehendes, als wünschenswerthes Werk. Zehn grofse auf einander bezügliche und, wenigstens der Absicht nach, sich ausschliefsende Sammlungen von Gruter, Reinesius, Spon, Doni, Gude, Fabretti, Maffei, Muratori, Donati und Marini müssen verbunden, berichtigt, von den überaus häufigen aber oft unkenntlichen Wiederholungen und von eben so vielem Falschen und Untergeschobenen befreit, und alsdann durch die grofse Zahl der in jenen Sammlungen noch nicht enthaltenen, in einzelnen Büchern und Abhandlungen zerstreuten, Inschriften vermehrt werden. Es würde leicht eine Masse von 70000 gröfseren oder kleineren Inschriften herauskommen. Vor einigen Jahren hatten wir die Hoffnung, dafs ein in Rom lebender Gelehrte, Däne von Geburt, Dr. *Olav Kellermann* den grofsen Plan, wir wollen gar nicht sagen ausführen, sondern vorerst nur tüchtig angreifen würde. Er hatte sich mit dem gelehrten Römischen Professor Sarti verbunden und erfreute sich der besonderen Unterstützung des bedeutendsten der jetzt lebenden Kenner des Römischen monumentalen Alterthums, des Conte Borghesi in San Marino, der selber die Bearbeitung der Consular-Inschriften zugesagt hatte. Es waren auch dem Dr. Kellermann nicht unbedeutende Unterstützungen von den Akademien in Kopenhagen, Berlin und München theils schon verliehen, theils zugesichert worden, und sie würden sich gewifs mit dem Fortschritt des Werks von allen Seiten vermehrt haben. Kellermann war von einer Reise nach Kopenhagen, über Berlin (wo er in den Sommermonaten 1836 lebte) und München, im Januar 1837 vertrauensvoll an seine Arbeit nach Rom zurückgekehrt; es ist nicht zu läugnen, uns bangte für seine Gesundheit, denn er hatte schon in Berlin und München störende Krankheitszufälle gehabt, aber das fürchtete niemand, dafs er schon am 1. September 1837 einem plötzlichen wüthenden Anfall der Cholera erliegen sollte. Mit seinem Tode sind alle weitaussehenden Hoffnungen zerstreut, denn es ist kaum möglich, dafs ein anderer als ein in Rom oder im Mittelpunkt Italiens lebender Gelehrter ein Werk ausführe, dessen Hauptverdienst die Berichtigung unzähliger Irrthümer sein mufs, welche bei dem Copiren der gröfstentheils in Italien befindlichen Inschriften begangen sind, und das die neuen immerfort zuwachsenden lokalen Bereicherungen der Römischen Epigraphik aufsammeln soll. Kellermann hatte darin schon viel gethan: er hatte die älteren Inschriften-Sammlungen vielfach berichtigt, und nach Möglichkeit die in einzelnen Druckschriften zerstreuten neuern Entdeckungen zusammengebracht, auch selbst eine grofse Anzahl noch nicht edirter Inschriften copirt, die er mit jenen vereinigt auf eine Zahl von 25000 anschlug. Treue und Sorgfalt sind auch in der klaren und deutlichen Handschrift erkennbar; nur Indices und Adversarien fehlen, weil Kellermann seinem Gedächtnifs vertraute. Sein gelehrter Nachlafs ist von seinem Landsmann dem Dr. O. Jahn, gegenwärtig zu Kiel, der nicht lange nach Kellermanns Tode im Jahre 1838 nach Rom kam, der Zerstreuung entrissen worden, wozu ihn eine Unterstützung der Berliner Akademie in den Stand gesetzt hat. Gegenwärtige Schrift ist die erste Frucht der Benutzung desselben, aber freilich mehr ankündigend, als gewährend (*specimen studiorum a me in epigraphice ponendorum potius quam positorum*); jedenfalls der Kenntnifsnahme der Freunde des Römischen Alterthums zu empfehlen.

Hr. *Jahn* berichtet in der Vorrede auf eine sehr ansprechende Art über Kellermanns Lebensverhält-

nisse, Arbeiten und Pläne. Was die Fortsetzung dieser Arbeiten betrifft, so wünscht Hr. Jahn zwar in den Stand gesetzt zu werden, eine Sammlung von Inschriften, die in den oben genannten gröfseren Sammlungen noch nicht enthalten sind, zu liefern (wie denn auch Kellermann ursprünglich nur diesen Plan hatte, Nachträge und Fortsetzungen der Collectivwerke zu publiciren) aber er gesteht, dafs es ihm dazu noch an Vielem mangele: er hatte seinen Aufenthalt in Italien einer Krankheit halber abbrechen müssen und deshalb nicht so viel sammeln können, als er gewollt; er bittet aus der Ferne um Zusendung von Einzelschriften. Da dies nun bei allem guten Willen schwer und unsicher ist, so will er wenigstens das bereits von Kellermann Gesammelte herausgeben. Pag. XXVII *Verum quicquid fiat de magna hac collectione, hoc certe promitto, me editurum quaecunque a Kellermanno collecta accepi, neque eam diligentiam et curam aemulaturum, quam ab ipso adhibitam fuisse scimus.* Wir freuen uns dieser Zusage und wünschen sie baldigst erfüllt zu sehen. Uns würde es, wie jetzt die Sachen stehen, das Gerathenste scheinen, wenn Hr. Jahn zuvörderst alles, was Kellermann's Papiere Neues enthalten und was er selbst vorräthig hat, als Nachtrag zu den älteren Collectionen nach der Gruter-Scaligerschen Eintheilung gäbe. Sollten sich danach noch andere Nachträge zusammen finden, so würde eine zweite Sammlung nach derselben Anordnung die erste ergänzen können. Es mufs sich über lang oder kurz doch einmahl derjenige finden, der alles vereinigt, aber es gehört dazu ein glückliches Zusammenwirken vieler Umstände: das Beste ist der Feind des Guten, tüchtiger Anfang Hälfte des Ganzen nach altem Sprüchwort.

Was Hr. Dr. Jahn in vorliegendem Specimen dem gelehrten Publicum mittheilt, ist nur zum Theil Kellermanns Arbeit, und giebt nur beiläufig Proben von dem, was wir Neues aus der Sammlung des Verstorbenen zu erwarten haben. Die erste und die dritte Abtheilung dieses Bändchens bilden zwei Aufsätze Kellermanns, ursprünglich Italiänisch geschrieben und von Hrn. Jahn ins Lateinische übersetzt. Der erste behandelt das Fragment einer in Cumae gefundenen Steininschrift, welches jetzt im Museum des archäologischen Instituts in Rom aufbewahrt wird. Die anderen Bruchstücke dieser interessanten Tafel sind nach der Entdeckung abhanden gekommen. Es wird nachgewiesen, dafs es das Calendarium eines Priesters des Augustus ist, dafs die Abfassung desselben noch bei Lebzeiten des Kaisers nach dem Jahre 3 der christlichen Zeitrechnung Statt fand, woraus sich dann ergiebt, dafs Dio Cassius' Behauptung, Augustus habe sich nur in Verbindung mit der Göttin Roma religiös verehren lassen und auch dies nicht in Rom und in Italien gestattet, in Bezug auf den letztern Theil dieser Aussage unrichtig ist, wie sich denn auch sonst noch religiöser Cultus des Lebenden in Italien nachweisen läfst. Das Calendarium ist ein Verzeichnifs gleichsam der Hoffeste des Augustischen Hauses, des Inhaltes, dafs an bestimmten Tagen diesem oder jenem Gott ein Opfer dargebracht werden solle, weil an diesem Tage Augustus geboren war, die Toga virilis angelegt, den Ehrennahmen Augustus erhalten hatte u. s. f. zugleich aber finden sich auch Feiertage des Tiberius Caesar und seines Sohnes Drusus auf dem Fragment angegeben. Wenn die Tafel vollständig wäre, so würden wir das ganze Jahr übersehen können, so aber reichen die Data nur vom Monat August bis zum Februar, und der Bruch ist so übel geschehen, dafs die Tage selbst verloren sind. Sie lassen sich jedoch gröfstentheils aus anderen Angaben der Historiker und ähnlicher Inschriften ergänzen, und wo der Tag nicht bestimmt werden kann, ergiebt sich doch durch die Reihe und Ordnung der Monat. Dies Alles ist von Kellermann gründlich und gehörig auseinandergesetzt, und so kann wiederum diese doch nur 13 verstümmelten Zeilen enthaltende Inschrift Auskunft oder Bestätigung über Anderes gewähren. Hr. Jahn hat ein lithographirtes Facsimile hinzugefügt, wodurch die schon früher von Guarini (Neapel 1834) und in der Darmstädter Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1840 gegebenen Copien berichtigt werden können.

Der zweite Aufsatz Kellermanns behandelt einen verdrieflichen, oft und vergeblich besprochenen Gegenstand, die Accente, die sich auf Lateinischen Inschriften finden. Er war ursprünglich als Excurs zu der Erläuterung sämmtlicher Dalmatischer Inschriften für das Werk des Hrn. Francesco Lanza aus Spalatro über die Geschichte Dalmatiens geschrieben. Die Dalmatischen Inschriften selbst sind in Kellermanns Papieren vorhanden, sein erklärender Commentar reicht

Digitized by Google

nur bis nr. 85. Der gegenwärtige Excurs stellt zuerst schon edirte metrische Inschriften, die mit Accenten versehen sind, neu revidirt zusammen, dann 9 prosaische noch nicht edirte, zuletzt ein ansehnliches Verzeichnifs accentuirter ein- zwei- und mehrsylbiger Wörter von Inschriften, welche Marini angeführt oder Kellermann selbst gesehen hat. Hr. Jahn fügt noch andere 16 accentuirte Inschriften hinzu, deren Genauigkeit ihm ebenfalls verbürgt zu sein schien. Er hätte ohne Zweifel noch mehre beibringen können, wie Ref. eine ganz genau copirte, von Fr. Ant. Pellicano Neapel 1826 erläuterte, vor sich hat:

M. VIRTIO. M. F MEN.
CERAVNO ÆDILI. IIVIR. IVRE
DICVNDO. PRÆFECTO. FABRVM. VVIR
CVL. DECVRIONES. OB. MVNIFICENTIAM
EIVS. QVOD. EQVOM. MAGNVM. POSVERAT
ET DENARIOS. POPVLO. DEDICATIONE EIVS
DEDERAT. DVVMVIRATVM. GRATVITVM
DEDERVNT NVCERIÆ.

Doch die ganze Sammlung führt zu keinem Resultat. Es ist nicht uninteressant die vollständige Gesetzlosigkeit vor sich zu sehen, aber man bedauert die verlorene Mühe, da auch Kellermann zu dem Resultat kam, zu dem bisher alle gekommen sind, (pag. 100) „haec signa aut non esse veros accentus, aut, si essent, tam negligenter et quasi pro lubito posita esse a sculptoribus, ut non nisi raro cum regulis conciniorent, quas de accentu in usu fuisse scimus". Man kann sagen, sie stehen nur auf naturlangen Vokalen, und wird dies gröfstentheils bestätigt finden, aber es finden sich auch viele Beispiele dagegen. Der Accent auf der letzten Sylbe, der sich sehr häufig gesetzt findet, weicht von der anerkannten Regel der Lateinischen Accentuation zu sehr ab, als dafs wir glauben könnten, er sei wirklich von Vielen gesprochen worden. Diese beiden Aufätze sind, wie oben gesagt, aus dem Kellermannschen Nachlafs zu Tage gefördert. Der mittlere und Haupttheil des vorliegenden Specimen epigraphicum besteht aber nicht aus Kellermannischen Arbeiten über die Inschriften oder aus Materialien, die er gesammelt, sondern aus den Todteninschriften zweier von dem Römischen Antiquar Campana entdeckter Columbarien, 30 des kleineren, 230 des gröfseren, zu denen Hr. Dr. Jahn seine Annotatio gefügt hat. Campana hat seine Entdeckung selbst in einem bereits gedruckten Werke beschrieben, dessen Erscheinung oder Bekanntwerdung in Deutschland Hr. Jahn nicht abwarten wollte. Wir bekennen den Grund dieses Vorgreifens nicht hinlänglich einzusehen, da es Hrn. Jahn doch nicht an Stoff zur Publication von Neuem aus dem Kellermannschen Nachlafs fehlen konnte. Er sagt Vorrede p. IX *cum multis de causis huic primo specimini epigraphico materia, cui operam daren, non e Kellermannianis sed aliunde sumenda esset*, giebt diese Gründe aber nicht näher an. Er hatte die Inschriften in Abschrift von Hrn. Aemil Braun in Rom erhalten, der ihm nachträglich auch noch eine Abschrift des Textes derselben, wie sie Campana hatte drucken lassen, sandte. Daher giebt es zuweilen Varianten beider Abschriften, welche unentschieden bleiben mufsten. Die Inschriften selbst enthalten meist nur Nahmen von Freigelassenen männlichen und weiblichen Geschlechts: die Columbarien waren keine Familiengrüfte, sondern allgemeine Bestattungshäuser, deren einzelne Stellen von den Erbauern beliebig verkauft oder vergabt wurden. Hr. Jahn fügt noch 13 andere Tituli hinzu von Steinen, welche Kellermann selbst in Besitz hatte. Seine Anmerkungen enthalten schätzenswerthe Zusammenstellungen über Sklavennahmen, Orthographie, Formation, wie z. B. dafs von weiblichen Nahmen auf e Dative auf eni gebildet werden, z. B. Tyche-Tycheni, Thymele-Thymeleni, p. 72, und anderes dahin Gehörige, auch einen ausführlicheren archäologischen Excurs über die Verbindung des Priapus mit der Darstellung des Todes auf Monumenten. Dabei werden auch einige unedirte Inschriften aus Kellermanns Apparat gelegentlich mitgetheilt. Hr. Jahn wollte durch diese Anmerkungen darthun (p. VIII) dafs er es nicht an Fleifs habe fehlen lassen sich in die Epigraphik hineinzuarbeiten. Wir erkennen dies bereitwillig an und nehmen jede Publication antiker Monumente mit Dank auf, aber wir wünschen vor allen Dingen, dafs die Nachträge nicht zerstreut, sondern nach Abtheilungen geordnet, übersichtlich mitgetheilt werden.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLV.

Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann, Kön. K. G. Assessor und Privatdocenten (jetzt auserordentlichem Professor) an der Universität zu Berlin. Berlin, 1841. bei Veit und Comp.

Von allen Verhältnissen unseres Privatrechts, die wie das Bauern-, Handels-, Wechsel-Recht u. s. w. ihr Dasein ganz oder zum gröfseren Theil nicht überhaupt erst der modernen Zeit angehörenden factischen Voraussetzungen verdanken, hat sich keines den Einwirkungen des Römischen Rechts gegenüber mit gröfserer — wenn gleich nicht unbedingter — Selbstständigkeit auf *Deutschen* Grundlagen entwickelt, als das *Güterrecht der Ehegatten.* — Der Grund liegt einfach darin, dafs der Römische Geist nicht über den abstracten Begriff der Person hinauskam, der Germanische dagegen diesen zum Moment herabsetzte gegen den concreten des in der sittlichen Gemeinschaft aufgehobnen besonderen Willens und damit auch auf Aufhebung der Consequenzen gerichtet war, welche der Römische Verstand aus der Auffassung der Person als des nur abstract für sich seienden Willens gezogen und festgehalten hatte. Und weil diese Stufe des Rechtsbewufstseins an und für sich die höhere war, hat die Römische Welt zwar für das Dasein des freien Willens in seiner abstracten Form, für das Mein *oder* Dein die auf ewige Zeiten gültigen Normen gefunden, aber nur *ihrem* Geist entsprechende und mit diesem sich auslebende Formen für die auf dem Boden der Sittlichkeit ruhenden Verhältnisse des Privatrechts schaffen können. Dafs Mein *und* Dein in *Einem* sein könne, ohne dafs dies Eine wenigstens ideell getheilt sei und von diesen Theilen der eine mir, der andere dir *ausschliefslich* zugehörte, ja dafs unter freien und selbstständigen Personen das Meine auch nur in irgend einer Beziehung deinem Willen unterthan werden könne, ohne meine speciell *hierauf* gerichtete Willkühr, ging über oder lag noch unter dem Horizont Römischer Auffassung, würde ihr als Negation der freien Persönlichkeit erschienen sein, weil sie dieselbe nur wufste als abstracte, als negirende, nicht als sich im Aufgeben ihrer Negation erhaltende. Die Römische Jurisprudenz konnte daher den Begriff der Ehe, welchen sie als *individua* vitae consuetudo an sich hatte und aussprach, nicht so weit realisiren, dafs er die Begriffe des abstracten Privatrechts alterirte. Da die Frau bei den Römern — versteht sich abgesehen von der strengen Ehe, wo sie unselbstständig, filiae loco war — frei und in bürgerlichen Rechten, bis auf wenige Ausnahmen ob infirmitatem sexus, dem Manne gleichstehend war, so mufste sie auch in dem realen Dasein ihrer Persönlichkeit, in ihrem Vermögen, gleich frei wie er, mithin als Selbstständige, als Fremde dem Ehemanne gegenüberbleiben. Auch nach dem Sachsenspiegel (I. 45. §. 1. III. 45. §. 3.) und Schwabenspiegel (c. 328.) ist die Frau des Mannes Genossin und ihm gleich, ihr Vermögen aber ist nach dem Deutschen Rechtsbuch in des Mannes Gewehr, nach Justinians Gesetzcodex ist es, soweit sie nicht, wie es auch jeder Fremde kann, ihren Mann zum Verwalter desselben bestellt (bona paraphernalia), nur ihrer Disposition unterworfen. Aber die dos? Auch diese wird durch einen *besonderen* Willensact der Frau constituirt und sofern sie nicht wirklich durch ein Kaufgeschäft auf immer in das Eigenthum des Mannes übergeht — dos aestimata — ruht wenigstens das Eigenthum der Frau während der Ehe. Es ist die dos der unvermeidliche Tribut, welchen die Starrheit der Römischen Begriffe der äufseren Gemeinsamkeit des ehelichen Lebens dar-

Digitized by Google

bringt, ad sustinenda *onera* matrimonii wird sie bestellt; — nur um eines *Aeufserlichen* willen, nur mit einem *bestimmten* Theil ihres Vermögens und nur durch einen *besondern* Act unterwirft sich die Frau dem Manne. Im Deutschen Recht ist ihre *ganze* Vermögenssphäre in der des Mannes aufgegangen, nicht durch einen besondern Vertrag, sondern *ipso jure* durch die Eingehung der Ehe (*svenne en man wif nimt* so nimt he in sine gewere *al ir gut* to rechter vormuntscap Sachssp. I. 31.), und nicht weil es unbillig wäre, dafs der Mann allein des Ehestands Lasten trage, sondern weil „man und weib da is nit zweiung an".

Dieser höheren sittlichen Auffassung der Ehe, des Begriffs, dafs zwei Personen Eine sein können und doch zwei besondern bleiben (nicht eine ausmachen in dem Sinne der juristischen Person), Wiederschein ist das eheliche Vermögensrecht der Deutschen Rechtsbücher, wenn es auch seinen äufsern Grund hat in der Unwehrhaftigkeit des Weibes und ihrer nach altdeutscher Sitte daraus folgenden Unfähigkeit zur selbstständigen Verfolgung und Vertretung ihrer Rechte, seinen *äufsern* Grund sage ich, denn sonst hätte es sich ändern müssen, seit jene Unfähigkeit und damit der alte Begriff des mundium fortgefallen oder bedeutungslos geworden ist, es besteht aber in seinem Wesen noch heut z. B. im Allgem. Preufsischen Landrecht. — Vollständig zur *Erscheinung* kommt aber jener Begriff in der *Gütergemeinschaft*, die an sich schon von Anfang in der Germanischen Auffassung der Ehe liegt — ich erinnere an die Gemeinschaft des Errungenen, der colloboratio in mehreren Volksrechten, — deren Ausbildung aber gehemmt bleibt, so lange die Principien des alten Deutschen Erbrechts bestehen, welches einerseits, mehr als nur Erbrecht, nicht ein blofses Anrecht der Blutsverwandten auf einen *Nachlafs*, sondern schon auf das Vermögen des *noch Lebenden* ist; und andrerseits die Qualität des vollberechtigten Erben nicht lediglich von der Gemeinschaft des Blutes, von dem *Familien*-Moment abhängig macht, sondern dieselbe auch bedingt durch das *politische* der Wehrhaftigkeit, indem es die Weiber mehr oder minder in der Succession, namentlich in Liegenschaften, beschränkt. Aber diese Principien, sofern sie ihren Grund haben in der alten Blutrache, in dem Fehderecht und in dem patriarchalischen Begriff des Familieneigenthums, gehören wie die Römischen von den ehelichen Verhältnissen nur der *historisch* berechtigten altgermanischen Anschauung, nicht dem an und für sich seienden Begriff der Familie, sie sind daher wie jene endlich, ja sie werden wesentlich durch das Römisch-Justinianische Recht mit zerstört, nicht nur unmittelbar durch seine Testamentslehre, durch sein in Bezug auf die Erbfolge der Blutsverwandten vernünftigeres System, sondern auch mittelbar durch das an das Römische Recht in seinem Begriffe als allgemein gültiges, als Kaiser-Recht sich anknüpfende und durch dasselbe geförderte Streben nach einer die Berechtigungen der Particularitäten sich unterordnenden und die Selbsthülfe aufhebenden *Gesetzlichkeit* des bürgerlichen Zustandes. Diese Idee allgemeinen Rechts, allgemeiner Ordnung und allgemeinen Landfriedens blieb für das *Reich*, dessen gemeines Recht Justinian's Compilation und Gesetze sein sollte, freilich eine nur unvollkommen realisirte, es war die Abstraction seines Begriffes schon zur Erscheinung gekommen in der Machtlosigkeit seines Oberhaupts und von Particularitäten, die ihm untergeordnet sein sollten, von den *Städten* und den *Landesherren* ging die concrete Verwirklichung jener Idee aus. In den Städten war es, wo zuerst der Sinn für Ordnung, Sicherheit und Allgemeinheit der Rechtspflege erwacht war, welcher das Recht und die Pflicht zur Selbstrache einschränkte — cf. z. B. Lübisches Recht cod. latinus art. de homicidio und quis cogi possit ad duellum bei Westphalen III. p. 627, Stadtrecht von Soest von 1120 art. 41. bei Seibertz, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westphalen p. 48 flg. — und damit, den engeren Zusammenhang der männlichen Blutsfreunde schwächend, den Grund ihrer vorzüglicheren Successionsberechtigung aufhob. In den Städten war es ferner, wo sich ihrer Natur nach gegen das stabile Moment des Grund und Bodens und gegen das patriarchalische Stamm- und Erbguts-, wie gegen das ritterliche Lehns-System, die freie Individualität in Handel und Gewerbe geltend machen mufste und wie sie so in politischer Beziehung den dritten Stand hervorrufend dem mittelalterlichen Staat mit seiner Grundherrschaft und Lehnsaristokratie als Bildungsmoment für die moderne Zeit gegenübertreten, stellen sie auch in der Sphäre des Privat- und Familienrechts den Einzelnen frei auf sich und lösen ihn aus den alten festen Banden des Zusammenhangs mit den Familienglie-

dern; — mit dieser Entwickelung erst vorbereitend und dann in ihr unterstützt durch das Römische Recht, insofern dieses in dem paterfamilias die freie nur auf sich selbst ruhende Persönlichkeit hinstellt mit unumschränkter, durch die Pflichttheilslehre nur quantitativ beschränkter Disposition über sein Vermögen unter Lebendigen und von Todeswegen. Aber, wie wir schon oben angedeutet, wurde dieser Sieg Römischer Ideen auf dem Gebiet des Erbrechts zum Mittel, um dem Germanischen innerhalb des ehelichen Güterrechts zum triumphirenden Durchbruch zu verhelfen. Durch jenen Sieg, welcher die durch das geistige Band der Ehe Verbundenen frei machte von dem natürlichen zu dem Blutserben, durch welches sie früher in ihren Dispositionen beschränkt waren, ward es möglich, jene Gewehr des Mannes zu rechter Vormundschaft über die Güter seiner Frau auch in Bezug auf deren Liegenschaften zu einem von fremder Einwirkung unbedingten Verfügungsrecht zu machen, ward es möglich, der Frau durch das Gesetz, statt des ihr bisher nur zufallenden, so zu sagen weiblichen Vermögens — der Gerade — und des vertragsmäfsig festzusetzenden Leibgedinges und Witthums, einen *Erbanspruch* auf die ganze unter der Verwaltung des Mannes befindlich gewesene Vermögensmasse zu geben (portio statutaria), und da so diese Masse bei Auflösung der Ehe als eine der Frau und den Erben des Mannes gemeinschaftliche erschien, erst das Band der Ehe als gleichberechtigend wie das des Blutes, später als überwiegend aufgefafst wurde wo keine Kinder vorhanden waren, und wo solche vorhanden die ledigbleibende Frau die von dem Mann geübte Verwaltung der gesammten Masse fortsetzte — so entwickelte sich endlich hieraus der spätere Begriff der ehelichen Gütergemeinschaft, als einer nicht blofs durch Eine Verwaltung verbundnen Masse der Güter beider Egegatten oder als einer durch den Tod eines derselben sich bildenden gemeinen Masse, in welchem das Sondervermögen beider nicht mehr unterschieden wurde, sondern als einer Verbindung zweier Vermögen, die schon durch die Eingehung der Ehe ihren Charakter als besondere Vermögensmassen ablegen und gemeinschaftliches *Eigenthum* beider Ehegatten, das reale Dasein ihrer sittlichen Einheit sind. — Die Stufen in dieser Entwickelungsgeschichte, welche hier nur in ihren allgemeinsten Grundzügen skizzirt werden konnte, sind die mannigfaltigsten, sie begründen nicht nur eine *successive* Verschiedenheit des ehelichen Güterrechts, sondern, entsprechend dem allgemeinen Princip der mittelalterlichen Rechtsbildung durch die Particularitäten, zugleich eine *locale*. Während *hier* die Grundlage der ganzen Entwickelung, wie sie durch die Auffassung der Rechtsbücher sich gestaltet hatte, im Wesentlichen unverrückt liegen bleibt, fixiren sich *dort* einzelne Stufen des Fortschrittes und so gelangt das Ziel der Entwickelung, die Gütergemeinschaft selbst nur zum particularen Dasein und zerfällt selber wieder in verschiedene Systeme, je nachdem sie alle oder nur gewisse *Arten* des Vermögens beider Ehegatten umfafst. Dazu tritt noch die für das Mittelalter nicht minder bedeutsam die Rechtsbildung bedingende Differenz der *Stände*, indem der *Lehns-Adel* und *Bauernstand* bei der Eigenthümlichkeit ihrer Verhältnisse und der Gebundenheit ihres Besitzes an jener Entwickelung, welche wir schon oben den Städten und dem *Bürgerstand* vindicirt haben, nur in beschränktem Mafse theilzunehmen fähig sind und theils das Römische Dotalrecht sich aneignen, theils aus dem alten Deutschen, — der Frau eine Successionsbefugnifs in das Vermögen des Mannes gar nicht oder nur beschränkt zugestehendem und darum auf ihre anderweitige Sicherstellung nach Trennung der Ehe bedachtem, — Rechte herrührende Institute wie Morgengabe, Witthum, Leibgedinge beibehalten und ihren individuellen Bedürfnissen gemäfs ausbilden. Solchergestalt hat Deutschland auch in seinem ehelichen Güterrecht alle Momente der geschichtlichen Entwickelung nicht nur in *dem* Sinne aufbewahrt, dafs das frühere in dem späteren *enth*alten, sondern es hat sie auch als reale und neben einander bestehende *er*halten und das gemeine Deutsche Privatrecht ist vornämlich auf diesem Gebiet das Pantheon aller Ideen, welche die Entwickelung beherrscht und geleitet haben. Der *ächten* Geschichtsforschung nun ziemt es nicht, sie auch nur so als einander gleichgültige Götter nebeneinander stehen zu lassen und von ihren Gestalten und ihrer Herkunft nur äufserlich zu berichten, vielmehr hat sie zu erkennen, wie sie *gegeneinander* stehen und im Kampfe gegeneinander ihre Formen gewonnen und damit in's Bewufstsein zu bringen, — was nicht nur der Erkenntnifs erst wahrhafte Befriedigung gewährt, sondern auch die vernünftige gesetzgeberische Gestaltung unseres Rechtszustandes

bedingt, — welche von ihnen den Fortschritt des historischen Processes darstellen und fortzeugende Lebenskraft in sich tragen und welche nur noch steinerne Denkmale einer überwundenen Zeit sind. —

Als einen wichtigen Beitrag zur tieferen Lösung dieser grofsen Aufgabe der Deutschen Rechtsgeschichte begrüfsen wir freudig das vorliegende Werk. Es bezeichnet sich selbst, während es ein einzelnes nur für ein verhältnifsmäfsig kleines Land publicirtes und in demselben als Provinzialrecht noch gültiges Gesetz eines Territorialherren behandelt, als „einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts". Den Nachweis seiner Berechtigung zu dieser Ankündigung vorzubereiten, haben wir die bisherigen allgemeinen Betrachtungen voranschicken zu müssen geglaubt. Dafs wir zu diesem Zweck, während in der Joachimischen Constitution „gewillkürt und geordnet ist, wie mit den *Erbfellen* (und anderen Sachen) durch die gantzen Mark zu Brandenburg und dazu gehörenden Landen hinfüro soll gehalten werden", von dem Begriff und der Gestaltung des Deutschen ehelichen Güterrechts ausgegangen sind und nur in Beziehung auf dieses der Grundsätze des Römischen und des Deutschen Erbrechts gedacht haben; könnte auf den ersten Blick auffallen. Erwägt man aber, dafs nur in Bezug auf das Erbrecht des überlebenden Ehegatten Joachim „der alten Gewohnheit" gefolgt ist, während er im Uebrigen die Erbfolge „nach Kaiserrecht" ordnet und dafs andrerseits jene alte Gewohnheit auf einer der eben angedeuteten Stufen der Entwickelungsgeschichte des Deutschen Güterrechts steht, indem sie, wie es Heydemann treffend bezeichnet, eine „Gütergemeinschaft gleichsam von Todeswegen eröffnet" (p. 221), so wird es gerechtfertigt erscheinen, dafs wir um den Standpunct zu gewinnen und einen Blick von der Stufe der Rechtsbildung, welche hier betrachtet wird, in Vergangenheit und Zukunft möglich zu machen, einerseits die Bedeutung der Deutschen Auffassung von den Vermögensrechten der Ehegatten der Römischen gegenüber und andrerseits die historische Entwickelung dieser Deutschen Auffassung anzudeuten versucht haben, wobei sich zugleich Gelegenheit gefunden hat, darauf hinzuweisen, dafs das Römisch-Justinianeische Intestat-Erbrecht der Blutsverwandten den Sieg verdiene über die, die Gleichberechtigung der gleich nahen Verwandten nicht unbedingt anerkennenden, Principien des Altdeutschen Erbrechts. Diesen Sieg hat es in der Mark durch Joachim errungen, aber es findet zugleich einen aus Deutschem Grund und Boden erwachsenen Gegner, die Intensität des ehelichen Verhältnisses, welches seinen sittlichen Begriff auch auf die Vermögenssphäre ausdehnt, sich gegenüber und von diesem Gegner, welchen das Römische Recht innerhalb seiner eigenen Sphäre mit einem *Almosen*, dem Erbrecht der *armen* Witwe zu beschwichtigen vermocht hatte, — wird es hier soweit überwunden, dafs es ihn als *gleich*berechtigt anerkennt, indem es nach der Trennung der Ehe die Constituirung einer Gemeinschaft beider Vermögensmassen gestatten mufs, in welcher auf den Ursprung derselben nicht mehr geachtet wird, und aus welcher der überlebende Ehegatte „nach alter Gewohnheit das halbe Gut an liegenden Gründen und fahrender Habe behält", während die andere Hälfte den Blutsverwandten des Verstorbenen nach, nur in einzelnen Puncten modificirter, Römischer Ordnung zufällt. Woher stammt diese alte Gewohnheit, die so mächtig ist, dafs der sonst das Römische Recht so begünstigende und es in allen andern Theilen des Privatrechts durchsetzende Gesetzgeber sich ihr beugen mufs? Diese Frage war bis auf Heydemann's Buch eine nur durch mehr oder minder scharfsinnige, aber immer willkührliche Combinationen (cf. namentlich die von Scholtz Motive des Provinzialrechts der Kurmark Brandenburg S. 130—139 und Heydemanns Bemerkungen über dieselbe p. 302 flg.) beantwortete. Er ist der erste, welcher sich „durch die spärlich fliefsenden Quellen von der mühevollen Nachforschung nicht hat zurückschrekken lassen" das „über dem Ursprung und der innern Beschaffenheit jener alten Gewohnheit" (p. 117) lastende Dunkel zu erhellen. Sie hat, wie jedes sich rein und selbstverläugnend der Sache hingebende wissenschaftliche Bestreben, gediegene Resultate geliefert, welche als tüchtige Bausteine dem künftigen Darsteller deutscher Rechtsgeschichte dienen werden, wenn wir auch zunächst in dem Werk noch der nur allmälig und langsam förderndern Arbeit zusehen, welche erst den halbverschütteten Schacht öffnen, die Werksteine brechen und dem Baumeister zurichten mufs. — Versuchen wir jene Resultate in ihren allgemeinsten Umrissen unseren Lesern kurz vorzuführen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann.

(Fortsetzung.)

Von den Deutschen Stämmen war der *Sächsische* berufen, Germanische Gewohnheit und Cultur nach Osten zu tragen. Dieser Mission zu dienen, entstand die marchia septentrionalis, der Kern, von welchem aus sich das Germanische Princip siegreich über die Länder, welche die Kurmark Brandenburg bilden, und weit über deren Grenzen hinaus verbreitete. — Nach der alten lex Saxonum findet eine merkwürdige Differenz zwischen den westlichen und östlichen Völkern Sächsischen Stammes in Bezug auf die Stellung der Ehefrau nach dem Tode ihres Mannes statt. Während nähmlich bei den Ostphalen und Angrariern für sie nur durch die bei Eingehung der Ehe von dem Manne bestellte dos gesorgt wird, erhält sie bei den Westphalen neben der dos, welche ihr bei kinderloser Ehe ad dies vitae verbleibt, *mediam portionem* de eo, quod vir et mulier simul conquisierint; also dasjenige Vermögen, worin die Einheit des ehelichen Verhältnisses auch in ihren äußeren Wirkungen am unmittelbarsten sich darlegt, wird schon bei den alten Westphalen nicht auseinandergerissen, sondern beide Ehegatten als berechtigt zu demselben anerkannt, eine Auffassung, wie sie sich auch in der lex Ripuariorum (t. 37. §. 2.) und lex Angliorum Henrici I. findet, nur daß in diesen die Berechtigung des Mannes als des vorzugsweis Erwerbenden überwiegend erscheint, indem die Frau nur den *dritten* Theil der Errungenschaft empfängt. Es ist hier, wie auch unser Verf. hervorhebt (p. 220), eine ursprüngliche Spaltung Deutscher Rechte unverkennbar; die *Westphälische* Seite des Gegensatzes enthält den Keim der späteren, oben schon berührten, Auffassung, nach welcher nicht mehr blos ein Theil des Vermögens beider Ehegatten, sondern das ganze beiderseitige Vermögen *Eine* Masse bildet, aus welcher der überlebenden Ehefrau eine *Quote* zufällt, eine Behandlung, die dann zuletzt rückwärts zu einer eigentlich *innern* Gütergemeinschaft auch *inter vivos* führt; während das *Ostphälische*, im Sachsenspiegel und Magdeburgischem Recht später ausgebildete, Element bei der *äußern* Gütergemeinschaft inter vivos stehen bleibt und diese nach der Trennung der Ehe in die verschiedenen Bestandtheile auflöst mit Ausnahme der Fahrniß, bei der dies, weil sie unbedingt der Dispositions des Mannes unterliegt, nicht möglich ist, statt deren Rückgabe der Frau, für welche überdies durch Bestellung von Witthum, Leibzucht und Morgengabe gesorgt wird, vielmehr „gewisse Inbegriffe von Sachen und Rechten" — Gerade und Mußtheil — angewiesen werden (p. 220). — In unserer Mark nun sollte man, da sie von Ostphalen aus cultivirt ist und die meisten Märkischen Städte durch Vermittelung von Schlesien mit Magdeburgischem Recht bewidmet worden sind (p. 48 flg.), die unbedingte Herrschaft des Ostphälischen Elements erwarten und dennoch ist die Gütergemeinschaft von Todeswegen, wie sie unsere Joachimica als alte Gewohnheit aufgenommen, entschieden Westphälisch und *Anti-Magdeburgisch*. Es müssen also — wie wir schon a priori annehmen können — bereits früh jene innerhalb des Deutschen Rechts erwachsenen Gegensätze in unserer Mark sich begegnet haben und dieß Zusammentreffen ist es, welches der Betrachtung der Märkischen Rechtsgeschichte abermals ein eigenthümliches und bedeutendes Interesse verleiht. — In der ersten Abtheilung des zweiten Theils unseres Werks (der erste Theil giebt eine historische Einleitung und weist die Entwickelung eines eigenthümlich Märkischen Rechts aus dem Kampf zwischen alteinheimischem und dem

Römischen Rechte nach), welche die Deutschen Elemente der Joachimischen Constitution behandelt, finden wir die historischen Beläge hierzu. Nachdem Heydemann nämlich eine Entwickelung der Grundlagen des *Magdeburgischen* Erbrechts aus den alten Weisthümern der Hallischen Schöppen von 1235 und der Magdeburgischen von 1261, jenes für die Stadt Neumarkt in Schlesien, dieses für Breslau bestimmt, gegeben hat (p. 49—86) — aus welcher namentlich hervorzuheben ist, dafs, abweichend vom Sachsenspiegel, der Witwer nicht nur die Fahrnifs, sondern, eine Folge der geschwächten Erbberechtigung der Blutsverwandten und des dadurch erstarkten ehemännlichen mundii, das *ganze* Vermögen der Frau mit Ausnahme der an die Niftel fallenden Gerade *behält* (pag. 53. 61) —, liefert er eine auf gewissenhaftes und gründliches Quellenstudium gebaute Untersuchung von 10 einzelnen Märkischen Stadtrechten. Er theilt diese, welche er nach den Resultaten der verdienstlichen von Kamptzschen Forschungen nach ihrem Ursprung von Magdeburg und ihrer successiven Fortpflanzung auf einer Tabelle p. 51 übersichtlich zusammengestellt hat, überhaupt in *drei* Systeme, je nachdem sie die *Singularsuccessionen* der Männer in das *Heergewäte* und der Frauen in die *Gerade* aufgenommen, oder von Anfang an ausgeschieden haben, oder zwischen beiden Systemen in der Mitte stehen, eine Classe, welche sich nur in einigen erst später der Mark Brandenburg einverleibten Gegenden vorfinde. — Man könnte nach dem, was wir vorher über das Zusammentreffen Ost- und Westphälischer Elemente in der Mark erwähnt haben, zunächst durch diese Sonderung überrascht werden und vielmehr eine auf den Unterschied des die Vermögens-Verhältnisse auch nach Trennung der Ehe noch beherrschenden *einseitigen* Princips ehemännlicher Vogtei einerseits und *gegenseitigen Ehegattenerbrechts nach Quoten* andrerseits gebaute Eintheilung erwarten; eine solche aber konnte aus dem einfachen Grunde nicht stattfinden, weil, soweit unsere Urkunden reichen, jener — Magdeburgische — Standpunct einer nur einseitig ausgebildeten und über das Bestehen der Ehe übergreifenden Verfügungsgewalt des Mannes in unsern Märkischen Städten schon überwunden ist und in allen sich die *Erbberechtigung der Frau auf eine Quote*, wie bei den alten Westphalen und Ripuariern, nur nicht mehr blofs an der Errungenschaft, sondern an dem *Gesammtgut*, siegreich geltend gemacht hatte, wenn nicht überall unmittelbar durch Statute, so doch, wie in Treuenbrietzen (pag. 134 flg.) durch *gerichtliche* nach Magdeburgischer Art angeordnete *Vergabungen*. Es sind daher die einzelnen Stadtrechte nur nach dem mehr oder minder durchgreifenden Hervortreten dieses Antimagdeburgischen Princips der *Halbtheilung* (nur in Cotbus findet Drittentheilsrecht statt pag. 206 flg.) zu sondern und dies offenbart sich eben darin, ob aus der Nachlassenschaft noch besondere singuläre Massen sich ausscheiden. In solche das Vermögen eines Verstorbenen zerfallen zu lassen war Princip des Sachsenspiegels und des Altdeutschen Erbrechts überhaupt (cf. pag. 54), indem dasselbe nicht auf *der* Auffassung beruhte, dafs das Vermögen des Einzelnen die reale Seite seiner *abstracten* Persönlichkeit sei, dasselbe vielmehr nach den sittlichen und concreten Beziehungen des Besitzers zu den einzelnen Vermögenstheilen und zur blutsverwandten Familie individualisirte und Eigen und Fahrnifs und in jenem wieder Ererbtes und Erworbenes, in dieser Heergewäth und Gerade, so wie endlich den Werth, der als solcher in Geld angeschlagenen Persönlichkeit, das Wehrgeld unterschied. Jene Sonderung des Eigen hat schon der Sachsenspiegel beseitigt, indem in ihm und noch mehr in seinen späteren Bearbeitungen der Vorzug der Männer in der Successin in Eigen oder doch in ererbtes Eigen, wie er sich in den meisten Volksrechten fand, zurückgedrängt ist. — Die Singularsuccessionen in die einzelnen Theile der Fahrnifs sind dagegen bei Repkow (cf. Sydow Erbrecht des Sachsenspiegels p. 149 flg.) und in den verschiedenen Redactionen des Magdeburgischen Rechts (Heyd. p. 76 flg.) vollkommen ausgebildet. In der Mark hatten, wie wir aus einer Stelle der Constitution Johann Georgs von 1594 erfahren (p. 232), schon „von *Alters her* nicht nur die Schwertmagen, sondern auch die überlebenden Ehefrauen (ohne Zweifel im Zusammenhang mit ihrem so bedeutenden Erbrechte) und die Spillmagen die Rachepflicht", so dafs es schon hiernach consequent war, das Wehrgeld zur gemeinen Masse zu ziehen, wofür sich aber Johann Georg noch auf die Kaiserrechte beruft (pag. 231). Auch die Specialsuccession in das Heergewäth entbehrte ihres ursprünglichen Grundes, wo den Schwert-

mögen nicht die *besondere* Pflicht der Rache und Vertheidigung oblag, dennoch ist sie gemäfs dem historischen Gesetz, dafs die Erscheinung eines Princips dieses meistens noch überlebt, und damit denn auch auf der anderen Seite die in die Gerade in mehreren der Magdeburgischen Quelle nahestehenden Statuten, namentlich in Stendal (pag. 86 flg.), Prenzlau (pag. 124 flg.), Treuenbrietzen (pag. 139 flg.) beibehalten, wenn auch die Gerade zu Gunsten der „*Kopmanschap*" beschränkt (pag. 94); in andern Städten, namentlich in *Pritzwalk*, Kyritz, Krossen wird jener Singularsuccessionen gar nicht gedacht und es findet sich, in den beiden ersten Städten auch dieses nicht nur ein Präcipuum des überlebenden Ehegatten (pag. 219); andere Rechte endlich, wie die von Brandenburg (pag. 169)*) Wittstock (pag. 145 flg.) und Züllichau (pag. 210 flg.) stofsen sie mit Bewufstseln aus und substituiren ihnen zum Theil gewisse praecipua für den überlebenden Ehegatten. Wir sind hier, indem wir nur die Resultate der gelehrten Forschungen unseres Verf. mittheilen wollten, unvermerkt auf eine von der seinigen etwas abweichende Eintheilung unserer Stadtrechte gekommen, indem wir sie zwar auch nach dem Vorhanden- oder Nicht-Vorhandensein jener besprochenen Singularsuccessionen charakterisirt, als Eintheilungsmoment für die Statuten, wo sie nicht vorkommen, aber den Umstand benutzt haben, ob ihrer gar nicht gedacht wird oder ob sie ausdrücklich aufgehoben werden. Und in der That möchten wir es weiterer Betrachtung des gelehrten Herrn Verfassers anheimgeben, ob dieses Moment nicht durchgreifender sein möchte, indem das ausdrückliche Aufheben eine nähere Beziehung zu Magdeburg darlegt, als das gänzliche Ignoriren. Wollte man aber auch diesen Umstand bei der Art, wie unsere Statuten entstanden, als zufällig betrachten — was wir nicht unbedingt zugeben — so können wir doch den negativen Vorwurf nicht zurückhalten, dass uns die dritte Klasse des Hrn. Verf., wie jedes juste milieu, recht characteristischer Unterscheidungszeichen zu entbehren scheint. Ferner musste u. E. jedenfalls den Rechten von Salzwedel und Pritzwalk eine abgesonderte Stellung angewiesen werden. Denn das Recht von Pritzwalk, welches nach der Bewidmungsurkunde das von Seehausen ist (p. 145) leitet der Verf. selbst in der That „ohne gewagte Vermuthungen" von dem *Flämischen* Recht her d. h. von demjenigen Recht, nach welchem die bekanntlich um die Mitte des 12ten saec. aus den Rheingegenden und aus Holland eingewanderten Colonisten lebten, welches sie gewifs — wofür es auch an urkundlichen Belegen nicht fehlt (p. 5. 165), — dem altdeutschen Princip gemäfs beibehielten und in welchem, wie wir wenigstens vermuthen dürfen, der äussere historische Grund zur Verbreitung des oben als Westphälisch bezeichneten Elements, welches auch im Recht der alten Ripuarier vorwaltete, zu suchen sein mag. Wenigstens kann gegen diese Vermuthung nicht Stendal als Gegenbeweis angeführt werden, denn die über das 13te saec. hinausgehenden Stendalschen Urkunden erwähnen der Halbtheilung nicht und die Urkunden von Kyritz und Wittstock, welche diese als Stendalsches Recht bezeichnen, sind erst aus der Mitte des 13ten saec. — Das Recht von Salzwedel aber ist, wie gleichfalls der Verf. auch anerkennt, in seinem Ursprung offenbar von Lübek, — welches uns dann wieder nach Soest, seiner alten Handelsgenossin und somit in das Herz von Westphalen verweist — herzuleiten, mit welchem Salzwedel durch seine Theilnahme an der Hanse und seinen ausgebreiteten Handel in naher Verbindung steht, wogegen der Umstand, dafs es Heergewäth und Gerade, übrigens auch in sehr modificirter Weise, mit dem Magdeburgischen Recht gemein hat, als untergeordnet erscheint und nicht berechtigen konnte, es in eine Klasse mit Stendal etc. zu setzen. Es war vielmehr mit dem Seehausischen Recht, wie beide auch so pag. 51 aufgefafst sind, als Repräsentant des Westphälischen Elements den Rechten, welche ihren äufseren Ursprung von Magdeburg herleiten und das Ostphälische Element erst auszustofsen hatten, gegenüber darzustellen, wobei sich denn auch mehr herausgehoben hätte, dafs während das Seehausen-Pritzwalker-Recht auf der Stufe der märkischen Halbtheilung verbleibt, Salzwedel über diese und sogar über Lübek hinaus einen Schritt weiter auf der Bahn zur Gütergemeinschaft thut, indem daselbst in Ermangelung von Kindern der überlebende Ehegatte, mit Ausschlufs der Blutsverwandten des

*) Dies wird aus dem seit wenigen Jahren aus „dem Exil" zurückgekehrten höchst interessanten Berliner Stadtbuch ausführlich entwickelt.

Digitized by Google

Verstorbenen, *alleiniger* Herr des *Gesammtvermögens* wird (pag. 113). So weit ging Joachim nicht, er blieb auf der Stufe der Halbtheilung zwischen dem überlebenden Ehegatten und den Blutsverwandten des Verstorbenen, welchen er „die Herrschaft" (den Fiscus) substituirte und „legte so, indem er die alte Gewohnheit *fixirte*, ohne Zweifel selbst den Grund dazu, dafs die Mark Brandenburg nie dahin gelangte die gleichsam von Todeswegen eröffnete Gemeinschaft bis zu der, das gesammte *Leben* der Ehegatten durchdringenden Gütergemeinschaft zu entwickeln" was in dem bereits im 14ten Jahrhundert aus Brandenburgischer in Meklenburgische Herrschaft übergegangene Stargardischen Kreise geschah (pag. 221). Das Compromifs welches die Joachimica solcher gestalt zwischen dem Recht der Familie des Blutes und dem des geistigen Bandes der Ehe abschlofs oder vielmehr aufrecht erhielt, wurde zugleich zu einem, theils durch die selbstständige Entwickelung des Deutschen Rechts theils durch den der directen Reception des R. R. vorhergegangenen Einfluss desselben übrigens schon vorbereiteten, Vergleich zwischen dem Deutschen und Römischen Recht, indem die den Blutsverwandten zugewiesene Hälfte „nach Kaiserrecht" vererbt werden sollte. Dennoch konnte es auf dem so zum *Gesetz* gewordenen Recht, welches unser Verf. nach seinen Deutschen Elementen in dem 3ten Capitel (pag. 219 — 349) der ersten Abtheilung und nach seinen Römischen in der zweiten Abtheilung (pag. 350 — 402) betrachtet, an Conflicten nicht fehlen, auf welche, als den weiteren Stoff zu den interessantesten Partien des Buches liefernd, noch andeutend hinzuweisen, wir uns hier beschränken müssen. —

Blicken wir auf das Märkische Provincialrecht in seiner heutigen Geltung und vergleichen diese mit den von dem Verf. aus den Märkischen Statutarrechten gewonnenen Resultaten, welche die Joachimica soweit sie der alten Gewohnheit folgt, im Grunde lediglich aufgenommen hat —, so tritt uns anscheinend eine völlige Umkehr *der* Auffassung entgegen, aus welcher, wie wir gesehen haben, sich die Märkische Halbtheilung entwickelt hatte. Wir können diese dahin formuliren: dafs statt der nach unsern Statutarrechten ipso jure durch den Tod des einen Ehegatten eintretenden Gemeinschaft der Güter — wie sie sich einerseits aus der inter vivos bestandenen *Einen* Verwaltung andrerseits aus der Anerkennung der Erbberechtigung der Wittwe auf *eine Quote* gestaltet hatte —, jetzt der statutarischen Erbfolge eine *Collation* der beiden Vermögen, abhängend sowohl von der Willkühr des überlebenden Ehegatten, als der *Erben* des verstorbenen — vorhergeht und die Einheit beider Vermögen, welche nach unseren Stadtrechten und nach der Joachimica selbst unmittelbar durch den Tod des einen Gatten da ist, erst wirklich wird durch die sog. Einwerfung von Seiten des Ueberlebenden, dergestallt, dafs Scholz, und in dem rein „practisch-dogmatischen Geiste" seines Werkes *mit Recht* vor *der* Auffassung, als ob die Einwerfung des Vermögens Seitens des conjux superstes eine nothwendige und ipso jure eintretende Folge der Erbschaftsantretung sei, als einem gefährlichen Irrthum warnt und darauf den Accent legt, dass diese Einwerfung nur zum Besten der Miterben dem überlebenden Ehegatten obliege (Motive pag. 319).

Wenn also durch unsern Verfasser dieser Gegensatz unseres heutigen Rechts mit seiner *ursprünglichen* geschichtlichen Basis zuerst in voller Schärfe aufgedeckt ist, so war es seine fernere Aufgabe, nachzuweisen, wie es von der einfachen und natürlichen Grundlage aus, dafs die Witwe dem ihr durch das Statut zugedachten Vortheil entsagen, ihr Eingebrachtes zurücknehmen und sich dadurch von der Mithaftung für die Schulden, — welche schon nach dem Berliner Stadtbuch von den Erben ganz und nicht blofs, wie nach dem Sachsenspiegel, aus der fahrenden Habe bezahlt werden mussten (pag. 239), — befreien konnte,*) zu der Complicität unseres heutigen Rechtes kam, welches neben dem beneficium inventarii dem Ehegatten sowohl, als den *Erben* ein sog. jus optionis zutheilt. —

*) Dafs dies noch ehe man an die Joachimische Constitution dachte, zulässig und gebräuchlich war, ersehen wir aus einer pag. 318 mitgetheilten, bisher ungedruckten Urkunde von 1522 aus dem Berliner Gerichtsbuch.

(Der Beschluss folgt.)

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — *Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann.*

(Schlufs.)

Diese Aufgabe ist gelöst, indem pag. 319 — 346 der Einfluſs einer romanisirenden Praxis und die Uebertragung der Röm. Dotal- und Illatenlehre auf rein Deutsche Verhältnisse von der Constitution Johann Georgs von 1594 bis zum Erbschaftsedict von 1765 mit ausführlicher Besprechung der dem Gutachten des Kammergerichts vom 30. Sptbr. 1763 zu Grunde liegenden einzelnen Vota, verfolgt wird, woraus sich denn der heutige Rechtszustand äuſserlich erklärt, während zugleich darauf hingewiesen wird, daſs er innerlich seine Rechtfertigung in der Billigkeit für die Erben und dem Bedürfniſs der Praxis findet, so wie in dem Umstand, daſs weil durch Joachim ein Zustand fixirt worden war, der in sich selbst noch keine Abgeschlossenheit und Vollendung hatte, an Stelle der eigentlich „vorbereiteten natürlichen Entwickelung zur völligen Gütergemeinschaft, welche aber einmal unterbrochen war, eine andere künstliche trat, die wieder nur durch das Abweichen von der natürlichen Grundlage auch eine wenigstens *in sich* billige und consequente Weise gefördert und fixirt werden konnte" (pag. 340 flg.)

Wenn hiernach bei diesem Punkte die unmittelbaren Bedürfnisse der Praxis und die Zweifel der Doctrin durch die Gesetzgebung erledigt wurden, so befand sich wenigstens die letztere — denn die Praxis ward meistens durch einen richtige Tact vor Fehlgriffen bewahrt (cf. Scholz l. c. p. 247) — noch bei der Anwendung einer anderen Römischen, der *Pflichttheils*-Lehre — und nicht bloſs in der Mark, sondern überall, wo eine statutarische Portion in Frage kam — in nicht geringer Verlegenheit darüber, wie sie den conjux superstes dabei behandeln sollte, und ob sie ihn ad augendam resp. minuendam legitimam mit zu zählen habe; zu welcher bei uns noch *die* Frage kam, ob der Pflichttheil von dem beiderseitigen, oder von dem alleinigen Vermögen des zu Beerbenden zu berechnen sei. Auch die diese Zweifel betreffenden Controversen hat unser Verfasser ausführlich behandelt (pag. 373 — 387) und darauf hingewiesen, daſs sie sich im Grunde von selbst erledigten, wenn man auch hier das Gebiet des Römischen und Deutschen Rechts auseinander gehalten und sich klar gemacht hätte, daſs man den dem Römischen Recht angehörenden Pflichttheil der Kinder auch nur nach Römischen Grundsätzen berechnen könne d. i. ohne Rücksicht auf die Person und das Vermögen des überlebenden Ehegatten (pag. 373), wobei sich dann aber allerdings das überraschende und unbillige Resultat herausstellt, daſs die Testirfreiheit eines Mannes mit einer Frau ohne Vermögen und 5 oder mehreren Kindern nur noch dem Namen nach besteht, da ihr in der That ein Object zur Disposition fehlt (pag. 367 nt. 1203); einen Erfolg, den man als die im Interesse des Deutschen Rechtes geübte Nemesis dafür anzusehen geneigt sein möchte, daſs es diesem bisher nicht gelungen ist, die Principien des Römischen Erbrechts seinerseits wieder soweit zurückzudrängen, daſs das, was im alten Deutschen Erbrecht der *ächte* Kern war, *die* Auffassung, daſs das Vermögen nicht sowohl die Sphäre des zeitigen Besitzers, als vielmehr die der Totalität der Familie sei, wieder zur Geltung gelangte in der Weise, daſs, wie dieſs der code Napoléon*) gethan hat, es eigentlich nur eine *Familienerbfolge* giebt

*) Das *Französische* Gesetzbuch ist hier sowohl, als in der Lehre von dem Güterrecht der Ehegatten, in welcher das régime en communauté die gesetzliche Regel bildet, den rein *Deutschen* Principien treuer als das heutige Deutsche Privatrecht.

und diese nur beschränkt wird durch ein Quantum, über welches zu testiren gestattet ist und welches nur in der Form von Legaten vergeben wird, während Erben und Repräsentanten nur, wie im Altdeutschen Recht, die Blutsverwandten sind. —

Es liefsen sich an diese beiden eben berührten schwierigen Lehren des Märkischen Provinzialrechts von dem jus optionis und der Berechnung der legitima noch manche Betrachtungen über die Stellung und Entwickelung Deutscher und Römischer Elemente, welche ja nicht nur die Grundlagen der Joachimischen Constitution sondern unseres *gesammten* Rechtszustandes bilden, anknüpfen. Wir müssen es uns aber versagen auf dieselben, so wie auf das reiche quellenmäfsige Detail der vorliegenden Schrift näher einzugehen, da es hier nur darauf ankommen konnte, die allgemeine wissenschaftliche Bedeutung derselben nachzuweisen. Bei der Stellung, welche sie in dieser Beziehung, wie wir zu zeigen versucht, — nach ihrem Inhalt und nach dem Verhältnifs desselben zu der allgemeinen Deutschen Rechtsgeschichte, — einnimmt, wird es ihr an Lesern weder unter den Theoretikern, noch unter den *denkenden* Practikern fehlen dürfen. —

Hermann Duncker.

XLVI.

De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dangers, Hildesiensi. VIII u. 49 S.

Vergleicht man die Arbeiten, die wir über die Hauptquellen-Schriftsteller der Kirchengeschichte besitzen, mit den Werken, welche sich die Charakteristik und Kritik der profanen, namentlich der antiken Historiographie zur Aufgabe gemacht haben, so stellt sich ein bedeutender Unterschied heraus. Während diese, oft von Meisterhand gefertigt, uns nur deshalb eine wohlgeordnete Uebersicht des Stoffes bieten, welchen die zu behandelnden Geschichtschreiber verarbeiteten, damit daraus der Grad der Ausbildung der historischen Kunst ermessen werden könne: ist in jenen meistentheils eine zwar nicht selten mit beispiellosem Fleifse aufgehäufte, aber doch nur *massenhafte* Gelehrsamkeit zu finden, welche, obwohl von dem bedeutendsten Werthe für den Kirchenhistoriker dennoch sein Urtheil über den Charakter der Quellenschriftsteller in stylistischer und künstlerischer Hinsicht nun nichts fördert. Und doch wäre es wahrlich an der Zeit, dafs auch in dieser Disciplin der Theologie ein neues den Anforderungen der Zeit genügendes Streben sich kund gäbe, welches die Quellenschriftsteller in einem andern Sinne, als in Absicht auf ein *Aggregat* von Thatsachen aufzufassen suchte. Freilich wäre das *genaueste*, das Einzelne begründende Studium, der unverdrossenste Fleifs in jeder Rücksicht die einzige Bedingung, unter welcher jene weiterstrebenden Versuche gelingen könnten. Aber wenn das massenhafte Wissen die erste, das kritische die zweite, so ist das, so zu sagen, *organische* Wissen die dritte Stufe der kirchengeschichtlichen Forschung. —

Messen wir nun nach diesen Anforderungen die vorliegende Schrift, so kann Rec. dem Hrn. Verf. eigentlich nur seinen Standpunct auf der *ersten* anweisen. Denn obwohl er seine Commentatio historico-*critica* genannt hat, so ist es doch eben der Mangel an scharfer Kritik, verständiger Beurtheilung, welchen Rec. zu rügen hat. Seine Schrift hat *zu sehr* den Charakter des nur sammelnden Fleifses, als dafs sie dem Kirchenhistoriker, welchem sie bei seinen Studien über die Quellenschriftsteller, welche sie charakterisirt, erwünscht sein müfste, bedeutende Dienste leisten könnte.

Der Hr. Verf. theilt seine Abhandlung in zwei Partes, von denen die prima de Fontibus, die zweite de Indole et Dignitate der genannten Schriftsteller spricht. Die erste, die bei weitem gröfste, füllt S. 7 — 42. Ihr vorangeht ein Prooemium, welches die allgemeineren Fragen über die Beschaffenheit derselben, sowie über die Zeiträume, welche sie umfassen, behandelt. — Hr. Dangers widerspricht hier der Annahme des *Valesius*, dafs die Kirchengeschichte des Theodorus Lector ursprünglich in zwei *besonderen* Werken vorhanden gewesen, von denen das eine die aus Socrates, Sozomenus und Theodoret zusammengesetzte Historia tripartita nicht ganz vollendet, sondern nur bis zum Jahre

361 oder bis zu Julianus Regierungsantritt fortgesetzt enthalten, das andere aber vom Tode des jüngern Theodosius angefangen und bis auf Justin I. die Geschichte in selbständiger Bearbeitung fortgeführt habe. Diese Meinung des Valesius stützt sich hauptsächlich auf die Nachricht des Leo Allatius, dafs das noch ungedruckte Manuscript die Kirchengeschichte nur bis zur Zeit des Julianus enthalte. Wenn hiergegen p. 2 Hr. Dangers bemerkt: Codex imperfectus nihil probat, si quaeritur, utrum liber quidam ad finem perductus sit necne; quare hoc argumento Valesius falso usus est: so ist ihm darin freilich Recht zu geben, aber dafs Theodor wirklich seine Tripartita bis zu dem Zeitpuncte, wo seine Quellen aufhörten, fortgesetzt habe, hat der Verf. eben so wenig bewiesen. Denn von den nachfolgenden Gründen, durch welche die Meinung desselben erhärtet werden soll, sind wenigstens die erste, dritte und vierte durchaus unhaltbar. Zunächst meint nämlich Hr. Dangers, sei schon aus dem *Suidas* s. v.: ἔγραψεν (Θεόδωρος) ἱστορίαν ἐκκλησιαστικὴν ἀπὸ τῶν χρόνων Κωνσταντίνου ἕως τῆς βασιλείας Ἰουστίνου zu schliefsen non lacunam in hac historia fuisse. Allein wenn man zugleich die von Valesius zur Begründung seiner Meinung aufgestellte sehr ansprechende Hypothese hinzunimmt: „Duplex hoc opus Th. L. quidam ex veteribus unum in corpus compingebant atque ita quatuor libros ecclesiasticae historiae numerabant: so folgt aus obiger Angabe der Zeitbestimmungen keineswegs, dafs diese ursprünglich aus *zwei* Theilen bestehende Kirchengeschichte den ganzen zwischen denselben liegenden Zeitraum umfafst haben *müsse*. Der dritte und vierte: Ioannes Damascenus quatuor libros historiae ecclesiasticae Th. numerare non potuisset, nisi historia ejus tripartita omnino perfecta esset. In prooemio denique — de causis, quibus ad scribendum hujusmodi opus commotus sit, agens a venerando quodam episcopo — componendae historiae munus — sese suscepisse affirmat. Ideoque Theodorus pro ea, qua in virum illum Gangrensem fuisse videtur, reverentia officium illud explere debuisset, nisi mors etc. — operi finem fecisset — fällt in sich selbst zusammen; folglich bleibt nur der zweite von Gewicht, dafs Suidas s. v. Διόδωρος nonnulla affert e Theodoro, quae sumta sunt ex ea historiae parte, quam Valesius a Th. non consumptam esse affirmat. Hiermit deutet der Hr. Verf. wahrscheinlich auf die Worte hin: Διόδωρος μονάζων ἐν τοῖς χρόνοις Ἰουλιανοῦ — ταῦτα ἔγραψεν, ὡς φησι Θεόδωρος ἀναγνώστης. Diese Notiz scheint uns allerdings zu nöthigen, das Ende der Tripartita etwas über des Julians Zeit hinauszurücken. Aber es fragt sich doch ob diese chronologische Angabe dem Theodorus oder vielmehr dem Suidas angehört, und wäre das Letztere der Fall, so schiene des scharfsinnigen Valesius Combination nicht nur weit ansprechender, als des Hrn. Verf. Widerspruch, sondern sie wäre auch durch tüchtigere Gründe gestützt. Nehmen wir aber auch jene Zeitangabe unbefangen als eine Notiz des Theodorus, so folgt doch aus derselben eben so wenig wie aus der übrigen Augumentation, dafs er seine Tripartita bis zu *der* Zeitgrenze fortgeführt, wo die des *Socrates* aufhört (weshalb hätte sie nicht ebenso gut mit Sozomenos oder Theodoret enden können?), noch weniger dafs sein eigenes selbständiges Werk, welches nach den Fragmenten zu urtheilen, von dem Jahre 450 beginnt, sich unmittelbar an die Tripartita angeschlossen. Hiergegen gelten vielmehr durchaus des Valesius Gründe, wenn er sagt: hätten ursprünglich die Schriften des Theodorus Ein Werk ausgemacht: certe Nicephorus Callistius, qui Excerpta seu Collectinea ex secundo Opere Theodori nobis reliquit, non ex *primo* et *secundo*, sed et tertio et quarto libro praenotavisset etc.

Doch dies führt uns von dem Gebiete *vager* Vermuthungen (auf dem wir auch dem Verf. volle Freiheit gestatten, sofern nur der Scharfsinn hier das Wahrscheinliche zu finden vermag) zu dem was uns sicher vorliegt, nämlich zu den Fragmenten selbt, welche Nicephorus Callistius aufbewahrt. Und hier ist allerdings von grosser Bedeutung die Beantwortung der Frage, welche der Verf. p. 4. aufwirft: „utrum Nicephorus Callistius ipse collectanea e libris Theodori fecerit an nihil nisi fragmenta cognoverit. Der Hr. Verf. entscheidet sich hier für die Bejahung des ersten Theils der Frage, worin wir demselben vollkommen beistimmen. Hr. Dangers macht hier richtig auf den allerdings auffallenden Widerspruch aufmerksam, welchen Valesius über diesen Streitpunkt sich zu Schulden kommen läfst. Rec. zweifelt überhaupt, ob diese sogenannten Fragmente durchweg wörtlich Fragmente des Theodor und nicht vielmehr eben das sind, was man *Excerpte* nennt. Die Sätze sind oft so unverbunden, und doch so sehr aneinandergedrängt, es mangelt ihnen

meistentheils so sehr an aller eigentlich historischer Bewegung, dafs ein Zweifel an der wörtlichen Authentie wohl erlaubt genannt werden mufs. Manche Fragmente freilich sind nicht ohne richtige Characteristik und namentlich Fragm. XVII. Lit. II. p. 560 (in der Ausgabe des *Valesius* MDCLXXIX Moguntiae) über das päpstliche Schisma zwischen Laurentius und Symmachus nicht ohne einen Anklang an historischen Pragmatismus, während andere an die trockene leblose Characteristik und den Chronikenstyl des Theophanes Confessor erinnern. Die vielen Latinismen, welche uns bei jenem auf jeder Seite begegnen, sind auch bei Theodorus schon in grofser Anzahl zu finden: z. B. ἐν τῷ χάμπῳ p. 551 D. ἐν τοῖς τῶν μοναχῶν χελλίοις p. 553 A. πραιπόσιτος p. 554 B. κάστρον p. 564 A — und richtig ist die Bemerkung des Hrn. Verf. p. 44: Theodorus non assequitur Eusebium, obgleich dieser ganze Theil seiner Abhandlung *allzudürftig* und *oberflächlich* ausgefallen ist, wie auch der Epilogus, welcher de dignitate librorum Theodori Lect. et Evagrii zu handeln verspricht, aber keineswegs eine durchgreifende historische Kritik ausübt. Vergleichen wir ferner die dem Theodorus gewidmete Sectio specialis p. 11—14, so hat hier, wo allein durch eine gründliche Beweisführung der kritische Werth und die Glaubwürdigkeit des Historikers dargethan werden kann, auffallender Weise der Verf. nichts anders als ein trockenes Verzeichnifs der Monumenta, Documenta, Auctores historici (diese Eintheilung kehrt bei Evagrius wieder) gegeben, welche in den Fragmenten vorkommen und die eben defshalb Hr. Dangers ohne Weiteres als Quelle anführt. Aber es ist doch wahrlich durch nichts bewiesen, dafs Theodor wenn er uns berichtet: Μαρκιανὸς ἐκέλευσεν ἐπὶ δόσει μὴ γίνεσθαι ἄρχοντα (cf. p. 551) — um dies zu können, das kaiserliche Gesetz vor sich gehabt — und in diesem Falle würde es *doch nur eine Quelle* genannt werden können. Noch weniger wurde an und für sich daraus, dafs Theodor uns erzählt: Μαρκιανὸς καὶ Πουλχερία ἔγραψαν Λέοντι· καὶ Λέων ὁ ἐπίσκοπος ἔγραψε πρὸς τὴν ἐν Νικαίᾳ ἐλπιζομένην γινέσθαι σύνοδον θαυμασιὰν ἐπιστολὴν folgen, dafs er beide selbst gelesen und so als authentische Actenstücke bei seiner Geschichtschreibung gebraucht habe, wenn nicht bei dieser letzten ἐπιστολὴ hinzugefügt wäre: ἧτις καὶ ἐν τοῖς πραχθεῖσιν ἐν Καλχηδόνι ἐμφέρεται, wodurch allerdings wahrscheinlich wird, dafs er die Concilienarten und mit diesen jene ἐπιστολὴ kennen gelernt. Eben so sehr mufs man sich wundern aus Theodor's L. Worten p. 556 B.: Βασιλίσκος μετὰ τύπου ἐμβαλὼν τὴν ἐν Καλχηδόνι σύνοδον ἐναντιούμενος ἀπέλυσε τὸν Αἴλουρον ἐπὶ Ἀλεξάνδρειαν καὶ τὸν γναφέα εἰς Ἀντιόχειαν den Verf. §. 6. Nro. 9. schliefsen zu sehen, unter unseres Historikers Quellen seien auch gewesen: Basilisci Diplomata (!), quibus Timotheum, Ailurum et Petrum Fullonem Episcopon reddidit. Wie in jenen griechischen Worten von Diplomatis, ich will nicht sagen als historischen Quellen, sondern überhaupt von ihnen die Rede sein kann, vermag Rec. nicht einzusehen — und die Behauptung des Hrn. Verfs. würde ihm ein Räthsel geblieben sein, wenn nicht die dem griechischen Texte gegenüberstehende Version des Valesius: cum imperiali diplomate dimisit ihm die Sache aufgeklärt hätte.

Das Gesagte wird genügen, um des Rec. Ansicht von dem irrthümlichen Gebrauche der Quellen von Seiten des Verfs. darzulegen. Diese Ansicht, die wohl schwerlich Widerspruch finden wird, ist kurz diese, dafs aus der *Anführung* eines Gesetzes, welches ein Kaiser gegeben, eines Briefes, welchen ein Bischof geschrieben, nicht folgt, dafs der Historiker, bei dem sich diese Anführungen finden, dieselben wirklich *in extenso* gekannt, falls nicht andere Merkmale vorhanden sind, von welchen auf eine solche Kunde geschlossen werden mufs. Daher ist es doch gewifs sehr uneigentlich zu verstehen, wenn der Verf. alle diese Documente als Quellen anführt. Weshalb konnte Theodorus diese Notizen nicht durch Berichte von Privatpersonen oder auf einen andern Wege, durch den Verkehr des gewöhnlichen Lebens erfahren? — Hat er aber dies erfahren, so waren ja eben diese Berichte, keineswegs aber die Documente die Quellen, wenigstens kann an nicht vielen Stellen *bewiesen* werden, dafs er diese benutzt haben *müsse* — wie Hr. Dangers meint p. 44: Documenta quamquam in fragmentis Theodori numquam ad verbum leguntur, Theodorus tamen haud dubie adhibuit, quum alii historiarum libri, ex quibus sua describeret, raro exstarent. Allein das Letztere zugegeben, aber nicht zugestanden, weshalb soll der Zeitgenosse nicht Vieles erfahren, was an historischer Wahrheit dem Inhalte von Documenten gleichstehet, ohne doch diese selbst zu besitzen? —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dangers.

(Schluſs.)

Ausführlicher als über den Theodorus L. ist, — wie dies auch die gröſsere Wichtigkeit des Schriftstellers erheischt, Hr. Dangers über den Evagrius. Dennoch findet sich auch in diesem Abschnitte trotz alles anzuerkennenden Fleiſses des Mangelhaften Vieles. So z. B. ist es allerdings so gut wie gewiſs, daſs Evagrius die Acten des Ephesinischen Concils der Hauptsache nach gekannt habe (s. §. 10.) — siehe Evag. I. 2., wo er bei dem Dictum des Nestorius: τὸ γενόμενον διμηναῖον ἢ τριμηναῖον (cf. Socrates H. E. III. 39. τὸν γενόμενον) οὐκ ἂν θεὸν ὀνομάσαιμι — sich auf seine Quellen beruft mit den Worten ὡς τὰ περὶ τούτων Σωκράτει καὶ τῇ ἐν Ἐφέσῳ προτάρᾳ συνόδῳ σαφῶς ἱστόρηται. Ob er aber alle einzelnen Briefe, welche sich auf die Nestorianischen Streitigkeiten beziehen, wiewohl er die des Cyrill an Nestorius, des Nestorius an Cyrill anführt, — *vor sich gehabt habe*, läſst sich keineswegs mit apodictischer Gewiſsheit behaupten, wie Rec. schon oben bei einem ähnlichen Falle des Theodorus geäuſsert. — Nicht selten finden sich ferner bei der Aufzählung der bei Evagrius vorauszusetzenden Quellen *Zusätze*, welche durch den Bericht des Evagrius nicht bestätigt werden und obwohl sie durch andere Documente hinlänglich erwiesen sind, doch dazu nur dienen, daſs die Leser, welche aus des Hrn. Verfs. Schrift den Thatbestand, wie er von Evagrius aufgefaſst wird, kennen lernen wollen, *ob sich diese Notizen bei Evagrius finden oder nicht, fast nie genau wissen können.* So wird §. 15. p. 31 in der schon gerügten Weise nicht nur der Brief des Theodosius an Cyrill und Joannes Antiochenus als Quelle des Evagrius erwähnt, sondern es wird auch als Inhalt desselben etwas angegeben, was bei diesem Historiker gar nicht zu finden ist. Wenn nämlich Evag. I. 15. sagt: Θεοδοσίου εὐσεβέσι γράμμασι χρησαμένου πρός τε τὸν Κύριλλον καὶ Ἰωάννην τοὺς ἐπισκόπους συμβαίνουσι πρὸς ἀλλήλους, τήν Νεστορίου καθαίρεσιν ἐπικυρώσαντας: so giebt ganz ungenau und Ungehöriges einmischend der Hr. Verf. den Sinn dieser Stelle so wieder: Adhortatur Joannem ut pacem ineat cum Cyrillo et Nestorium damnet Nicomediamque sese conferat. Cyrillus autem mandatum accepit, ut item Nicomediam iret. Auch findet sich bei Evagrius über Aristolaus als Ueberbringer des Briefes nichts erwähnt. (Vergl. jedoch Baronius ad annum 432. Tom. V. p. 700). Noch tadelnswerther ist es, daſs §. 12. p. 35, nachdem die Homilia a Paulo Emesene habita als Quelle genannt, eine Notiz gegeben wird, die Jeder, welcher den Evagrius nicht vergleicht, auf diesen Historiker zurückführen wird, und die doch nur durch die von Evagrius nicht aufgenommene Homilie selber uns zugekommen (s. Baronius ad annum 432. Tom. V. p. 710). Oder wie soll man wissen, daſs *dieser* Zusatz sich auf keine Stelle des in Rede stehenden Kirchenhistorikers gründet, dagegen die Epistola Cyrilli ad Ioannem (Evag. I. 6.) §. 14. Nro. 7. sich wirklich in extenso bei demselben findet! — Entweder muſste jedesmal oder *nie* angezeigt werden, was nur bei Evagrius und was in andern Quellen über den genannten Punct zu lesen ist. Das Erstere hat der Hr. Verf. manchmal gethan, aber nicht bestimmt genug. Wenn Derselbe §. 16. Nro. 1. bei der Angabe der Apologien, welche *Nestorius* in seiner Verbannung geschrieben, bemerkt: pauca hausit inde Evagrius, wer kann daraus schlieſsen, daſs

hier wirklich ein Excerpt vorhanden ist, und noch dazu ein Excerpt aus einem Buch, dessen Wichtigkeit er stark genug hervorhebt, wenn er sagt: ἃ καὶ διέπεσεν ἂν καὶ τέλεον διεῤῥύη καὶ κατεπόθη τῷ χρόνῳ μηδὲ ψιλῶς ἀνευρίσκεσθαι (nämlich die Schicksale des *Nestorius*), εἰ μὴ Νεστορίου βίβλῳ περιεπέτυχεν, τὴν περὶ τούτων ἱστορίαν παρεχομένῃ.

Mit Recht handelt der Hr. Verf. über den Bericht des Evagrius über die fünfte ökumenische Synode §. 11. (Evag. IV. 38.) weitläufiger als über alle anderen Synodalberichte, da derselbe wegen seiner Fehlerhaftigkeit einer strengern Kritik bedarf. Er giebt hier mit *Walch, Gieseler* zu, dafs die Verdammung des Origenes, über die in den Acten der fünften ökumenischen Synode nichts vorkommt, *nicht*, wie Evagrius berichtet auf dieser, sondern auf einer früheren σύνοδος ἐνδημοῦσα (544) geschehen sei, — obgleich auch Theophanes Confessor und Nicephorus Callistius das Gegentheil berichten. Die Verwirrung des Evagrius ist hier soehr eine totale, dafs man das Betrugen des Vigilius nach seiner Erzählung gar nicht gehörig beurtheilen kann. Die Entschuldigung des Hrn. Vfs.: „Acta prioris concilii, quum addita essent in calce Concilii Universalis quinti, omissa fortasse accurata distinctione utriusque synodi, facile partem illius synodi Evagrius ducere poterat" — will dem Rec. nicht einleuchten, — und sollte er wirklich Recht haben, so müfste man nicht ohne Vorurtheil sein in Bezug auf viele andere derartige Berichte dieses Historikers.

Doch *Rec.* erlaubt der Raum dieser Blätter nicht weiter auf Einzelheiten, deren freilich noch so manche übrig wären: z. B. die Beantwortung der Frage, ob Zacharias Rhetor wirklich, wie der Hr. Verf. dem Baronius folgend annimmt, ein Eutychianer gewesen, einzugehen. Das Gegebene scheint auch genügend, um die Behauptungen desselben zu erhärten, namentlich sein Urtheil über des Hrn. Verfs. Kritik zu rechtfertigen. Der letzte Abschnitt *de indole et dignitate* — Evagrii, der unter allen der wichtigste gewesen wäre und dem Hrn. Verf. Gelegenheit gegeben hätte eben das Feld anzubauen, welches ich oben das organische Wissen der kirchenhistorischen Forschung genannt, ist, wenn gleich mehre *treffende* Bemerkungen sich darin finden, zu dürftig, als dafs ihn Rec. weiter zu besprechen für nöthig fände.

Daher zum Schlufs das Urtheil, dafs der Hr. Verf. seine allerdings nicht leichte Aufgabe nur zum Theil *gelöset*, aber doch durch seinen *sehr fleifsigen* und schon seines Strebens wegen anerkennungswerthen *Versuch* der Lösung die Aufmerksamkeit auf ein zu wenig angebautes Gebiet wieder hingelenkt.

Die Latinität ist etwas ungelenkig und hart, die Darstellung indessen klar und besonnen.

H. Reuter.

XLVII.

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Kandioten. Grünberg und Leipzig, 1842.

Ob diese Sammlung neugriechischer Volks- und Freiheitslieder zu dem besonderen Zwecke, den der Herausgeber dabei gehabt, Etwas habe beitragen können und beigetragen habe, weifs Rec. nicht, und möchte es fast bezweifeln; indefs auch, ohne dies, und nachdem der Aufstand in Kreta im vorigen Sommer bereits wieder unterdrückt worden, behält diese Sammlung ihr Interesse. Der Herausgeber — dafür mufs wohl der unter der Einleitung S. XXIX unterzeichnete Heinr. Bernh. Oppenheim gelten — ist für die Sache Griechenlands und für Dasjenige, was die Neugriechen im Kampfe für ihre Unabhängigkeit gethan haben, in hohem Grade begeistert. Allein was mehr ist, er erkennt auch in ihnen ein ursprüngliches, nationales, ein ächtgriechisches Element an, — in ihnen, so wie namentlich in der neugriechischen Volkspoesie, im gegenseitigen Verhältnisse zu einander. „Die neugriechische Volkspoesie", sagt er S. VIII, „lehrt uns den engen Zusammenhang zwischen Volk und Volksheldenthum; das heilige Mysterium der Nationalität wird hier practisch ausgelegt. Mit gerechtem Stolze weisen die Griechen von heute alle slavischen Elemente von sich, die ihnen äufserlich aufgedrungen waren; nur eine Sclavennatur konnte die todte Gelehrsamkeit zu solchen Deutungen ausbeuten, denen das Volk selbst widerspricht, in Sprache, Charakter, Erinnerungen, in Sitten und Bestimmung"! Auf ähnliche Weise, von Innen heraus, und nach dem, was die Gegenwart des griechischen Volks zwanglos darbietet, ist Fallmerayer's Hypothese schon mannigfach bekämpft worden; aber der Mann fühlt sich nun einmal in dem Wuste der bestäubten Bücher der Vergangenheit so heimisch, dafs

Digitized by Google

er auf Alles das, was das Leben laut und vernehmlich ausspricht, nicht hört, nicht hören kann und nicht hören will. Deshalb können wir denn auch um so eher, wenigstens hier, diese Sache auf sich beruhen lassen. — Nachdem in obgedachter Einleitung der Verf. das Streben des griechischen Geistes angedeutet, sich nach Aufsen hin auszudehnen, ohne in Formen und von Formen sich abhängig zu machen, spricht er sich auch über das Leben und Wirken dieses Geistes in dem Volke selbst aus, das er durchdrang und durchdringt. „Durch alle nationale Wirren der vergangenen Jahrh.", sagt er S. IX, „lebt eine innige Frömmigkeit im griech. Charakter, die sich in Gebräuchen, Ceremonien und Gesängen offenbart und alle Formen des täglichen Lebens läuternd durchdringt". Aber es ist eine poetische Frömmigkeit, die selbst wieder von der alten Kinderunschuld und Phantasieenfülle hellenischer Mythologie durchdrungen wird. Diese poetische, und dabei patriarchalische Einfachheit offenbart sich in dem griech. Volke unserer Zeit, wenn auch nicht in dem Gesammtleben desselben, doch in einzelnen Classen und in einzelnen Gebräuchen des Volks, obschon zu besorgen ist, dafs diese Einfachheit dem Nivellirungssysteme der europäischen Civilisation, die nun einmal das Materielle, Reelle und Positive liebt, nicht werde lange widerstehen können. Eine solche Classe sind z. B. die sogenannten Klephthen, bekannt durch die Schilderungen von ihnen in Fauriels Sammlung der Chants populaires de la Grèce moderne, ferner durch die, ihre Thaten vor dem Freiheitskriege und in ihm, so wie überhaupt ihr Leben schildernden Volkslieder in der genannten und in andern Sammlungen, endlich durch ihre Thaten während des Freiheitskrieges. Der Herausgeber verbreitet sich über die Klephthen in der Einleitung nur kurz charakterisirend: die in der vorliegenden Sammlung selbst mitgetheilten Volkslieder, die zum nicht geringen Theile dem Klephthenleben angehören, sind dazu der beredteste Commentar. Den Schlufs der Einleitung machen Mittheilungen und Betrachtungen über den Aufstand in Kreta im Sommer 1841, mit Hinblick auf die europäische Politik, die officiell dazu Nichts sagte und Nichts dafür that.

Was nun die hier gegebene Sammlung neugriechischer Volks- und Freiheitslieder im Besonderen anlangt (von denen aber gerade nicht alle der einen oder anderen Classe angehören dürften), so rühren die meisten Uebersetzungen, neben denen von Göthe, Wilh. Müller u. A., von einem, uns bisher noch unbekannten D. G. Sanders her, der auch ein Nachwort S. 108. f. mit seinem Namen unterzeichnet hat. Die Originale dieser Uebersetzungen haben wegen des populairen Zweckes des Büchleins weggelassen werden müssen (S. III), sind übrigens gröfstentheils unter uns bekannt, aufserdem auch in Ansehung der Quellen, wo diese Originale zu finden, im Allgemeinen (S. III u. 112) und im Einzelnen fast durchgängig nachgewiesen worden. Auch viele, wenn nicht die meisten derselben sind bereits durch Uebersetzungen selber unter uns bekannt. Der genannte Uebersetzer hat sich nun für seine Verdeutschungen besonders Treue der Form, möglichste Worttreue und Verständlichkeit zur Pflicht gemacht (S. 108). Dagegen ist nun gewifs ganz und gar Nichts zu sagen; allein er ist dieser Pflicht nicht allenthalben, und bisweilen nur gar zu wenig, nachgekommen. Denn hie und da hat er der Formtreue, die er sich vorzüglich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, wenn auch nicht gerade die Verständlichkeit, doch die Gefälligkeit der Form aufgeopfert, wie dies z. B. bei dem zweiten Gedichte, der Uebersetzung eines Theils des im Originale allerdings schwierigen Dithyrambus an die Freiheit von Salomos, der Fall ist. An metrischen Formungefälligkeiten fehlt es auch nicht. So z. B. steht im ersten Gedichte, S. 1 V. 2, Z. 5:

— ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Hört, es tönt meine Drommete;

was in Betreff des Wortes: meine, hart ist, weil der Ton auf der letzten Sylbe ruht, wofür übrigens gesagt werden konnte:

es tönet die Drommete.

So in Nr. II. S. 3. V. 3. Z. 2:

Indem du dich grämst und schämst

wo statt: Indem, das als Trochaeus gebraucht, hart ist, zu sagen war: Während u. s. w. Dafs hier auch die Zeitenfolge (vorher: wohntest, und darauf: grämst und schämst) nicht pafst und dies nicht minder störend ist, werde nur im Vorbeigehen erwähnt.

Ferner in Nr. VII. S. 16. V. 2. ist das Wörtchen: oder, ebenfalls hart gebraucht als Jambus; es wäre zu sagen gewesen: ob kommt u. s. w.; eben so V. 4:

mit ihm Tausender achtzehn.

Warum nicht: und mit ihm achtzehntausend —?

In dem nämlichen Gedichte, V. 14. S. 17. heifst es:

Geht sammt Eurem Glauben, Ihr unreine Hund zum Teufel.

Jedenfalls ungefällig und hart. War es nicht besser zu sagen:

Mit Eurem Glauben geht nur, Ihr Hunde, geht zum Teufel.

Eben so V. 17:

Lasset mich fünf, sechs Tage denn nur noch am Leben bleiben.

Wie hart! Warum nicht:

So lasset fünf, sechs Tage nur mich noch am Leben bleiben —?

Dafs in diesem Gedichte unter Nr. VII. (der Tod des Diakos) der Name: Diakos, bald Diakos, bald Diakos,

Digitized by Google

bald Diakòs gebraucht wird, kann nicht gebilligt werden.

In anderer Beziehung ist an den Uebersetzungen im Allgemeinen zu tadeln, dafs der Uebersetzer, trotz der beabsichtigten Worttreue, Flickworte zu gebrauchen nicht verschmäht hat. So z. B. stehen die Worte: im Lauf, in Nr. II. S. 3. V. 2. Z. 4. in dem Originale nicht; der Uebersetzer hat sie nur des Reimes wegen angebracht. Eben so in demselben Gedichte sind S. 3. V. 5. Z. 3. die Worte: Deinen Lieben, freie Uebersetzung nur des Reimes wegen; dagegen fehlt das νὰ χλαῖς des Originals. Eben so steht der Inhalt der vierten Zeile des fünften Verses nicht in dem Originale. In dem Gedichte Nr. XLIX. S. 65. V. 11. ist dies mit den Worten: zur Zeit (auch hier nur des Reimes wegen, wenn anders hier in dem Originale absichtlich Reime angenommen werden müssen), und aufserdem überhaupt mit dem Flickwörtchen: wohl, häufig der Fall.

Endlich ist auch Manches falsch übersetzt worden. So ist in Nr. III. S. 6 V. 11. die Uebersetzung: eigner Herr, falsch; αὐθέντης des Originals bedeutet: Fürst, Hospodar. Ebendaselbst V. 14. war das χουτάζει des Originals etwa:

Allein darnach nur strebt er u. s. w.

nicht aber:

Doch bücket er sich nieder u. s. w.

zu übersetzen. In dem nämlichen Gedichte, Nr. III. in dem schönen Eide:

Bei dir, des Weltall's Herrscher u. s. w.

ist V. 6. nicht richtig übersetzt. In Nr. XVIII. S. 32 (was freilich nach Göthes Uebersetzung mitgetheilt ist) Z. 7. das Wort des Originals: λημεριάζω so viel als: sein Quartier aufschlagen, sich lagern. In Nr. XX. S. 34 V. 4. ist der Sinn des Originals falsch wiedergegeben; es mufs heifsen:

Der Bukovallas kämpfet dort mit Tausend und Fünfhundert,

nicht aber:

Der B. führt zum Streit u. s. w.

In Nr. XLIX. S. 64 Z. 6. wäre es richtiger gewesen:

Allein die Burg der Schönen kann er nehmen nicht.

Ebendaselbst Z. 9. S. 64 durfte es nicht heifsen:

was ist dein Befehl!

sondern:

was verheifs't du mir?

So S. 65. Z. 16. ἀπ' ἀσκητερόν, nicht:

aus der Einsamkeit,

sondern:

aus dem Kloster her.

Und eben da Z. 18:

Nun wohl, so gebet Brot ihm, und dann geh mit Gott!

nicht aber:

Wohl denn, so nehmet Brot hin und in Frieden geht!

wo man gar nicht weifs, woher das: nehmet, und geht, herkommt.

Indefs auch bei allen diesen Mängeln, die die Kritik um so weniger darf ungerügt lassen wollen, als der obgenannte Verf. des Nachwortes S. 108 f. und des gröfsten Theils der hier enthaltenen Uebersetzungen das Urtheil der Kritik in diesem Nachworte gleichsam herausfordert, hat gleichwohl die vorliegende Sammlung ihren Werth und ist von einem nicht geringen Interesse. Denn sie giebt uns Gelegenheit, an diesen Uebersetzungen die neugriechische Poesie, namentlich die Volkspoesie kennen zu lernen, und dieses Verdienst bleibt auch dann ungeschwächt, wennschon die Uebersetzungen, von obgerügten Mängeln, die mehr die Form betreffen, auch ganz abgesehen, oft gar zu sehr hinter den Reizen, der Naivetät und der harmonischen und melodischen Anmuth des Originals zurückbleiben. Das liegt theils an der deutschen Sprache, theils an der griechischen, mag übrigens hier weiter nicht ausgeführt werden, wird aber besonders bei einer Vergleichung einzelner der hier S. 76 f. übersetzten Distichen mit den Originalien (bei Fauriel, II. pag. 220. f.) einleuchtend. Auch in anderen Beziehungen bieten Vergleichungen der hier mitgetheilten Lieder mit andern, z. B. serbischen, oder altgriechischen, etwa so, wie es D. Firmenich, nur theilweise weniger zwanglos, gethan hat, mannigfaches Interesse dar, obgleich dieses weiter nicht in dem Zwecke dieser Sammlung gelegen hat. Dergleichen mufs überhaupt mehr dem Einzelnen überlassen bleiben, wenn er zuvor mit dem Wesen und den Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Volkspoesie sich befreundet und in ihr, in der Vieles gefunden werden kann, wenn man nur geneigt ist, in ihr Etwas zu suchen, eben Etwas zu suchen angefangen hat. Eben so wenig an die Ungebundenheiten und Freiheiten des Originals, die grofsen Theil haben an der obgedachten Naivetät und Anmuth, als an den Härten und der Schwerfälligkeit der Uebersetzung darf man mehr, als recht ist, Anstofs nehmen; Ersteres nicht, weil, selbst wenn diese Ungebundenheiten und Freiheiten nicht so reizend und anmuthig wären, als sie es sind, dies bei Volksgedichten dieser Art kaum anders sein kann, und es auch hierbei nicht auf die Schale, sondern auf den Kern ankommt, und aus eben diesem Grunde auch Letzteres nicht. Wie interessant übrigens Vergleichungen, die sich gleichsam von selbst aufdrängen, hierbei sind, dafür giebt das Lied S. 71: „Verrathene Liebe", einen Beleg ab, insofern es in Ton und Gehalt ganz an Heine erinnert, wennschon die Uebersetzung, die von Chamisso ist, etwas frei zu sein scheint. Wir haben das Original, dessen Quelle hier nicht nachgewiesen ist, nicht gleich auffinden können.

Schliefslich nochmals die Bemerkung, dafs wir, ohne das Urtheil der Kritik über die vorliegende Sammlung zurückhalten zu wollen, durch Vorstehendes auf dieselbe auch hier aufmerksam zu machen gewünscht haben.

Fr. Kind.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLVIII.

***Sketches of China; partly during an inland journey of four months, between Peking, Nanking, and Canton; with notices and observations relative to the present war. By John Francis Davis, Esq. Late His Majesty's Superintendent in China. London*, 1841. 2 *vols.* 8.**

Die Hoffnung, ihre Handels- und diplomatischen Verhältnisse mit China besser zu gestalten, bewog die englische Regierung, im Jahre 1816 eine grofsartige Gesandtschaft, an deren Spitze Lord Amherst stand, nach Peking zu senden. Das Unternehmen scheiterte indessen an der beharrlichen Weigerung der Engländer, die (tatarische) Ceremonie des dreimaligen Niederwerfens zu vollziehen, und die ganze Gesandtschaft wurde, ohne zur Audienz gelangt zu sein, nach Kanton zurückgeschickt. Bei dieser Gesandtschaft, welche im Ganzen aus 75 Personen bestand, war der Verf. einer der vier für chinesische Correspondenz bestimmten Secretäre und daher ein thätig eingreifendes Mitglied. Er hielt aber seinen Reisebericht entweder aus unbekannten Gründen oder deshalb zurück, weil Henry Ellis, das dritte Mitglied der Gesandtschaft, ihm schon im Jahre 1817 mit einem „Journal of the Proceedings of the late Embassy to China" zuvorgekommen war. Vielleicht waren es die Zeitverhältnisse, welche den Verf. jetzt noch zur Herausgabe der vorliegenden Skizzen, die im Wesentlichen ein Bericht über jene Gesandtschaftsreise sind, bewogen und ihn bestimmten, hinsichtlich der gegenwärtigen und der noch zu erwartenden Ereignisse sehr belehrende und praktische Bemerkungen hinzuzufügen. Bleibt man aber auch nur bei dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte stehen, so ist das wenn gleich sehr spüte Erscheinen des vorliegenden Buches schon durch den Umstand gerechtfertigt, dafs Ellis nicht Chinesisch verstcht, während Davis dieser Sprache vollkommen mächtig zu sein scheint, und dafs man ferner in unserm Verf., abgesehen von seiner geistvollen Auffassungs- und Darstellungsweise, den genauen und umsichtigen Beobachter erkennt, während der bescheidene Ellis zu dem Bekenntnifs genöthigt ist: — my powers of observation of visible objects in general are very limited, partly from shortnefs of sight, but principally from negligence (Journal p. 221).

Um dem Wunsche desjenigen Lesers, der die Reiseroute der Amherst'schen Gesandtschaft noch nicht kennt, zu genügen, so sei dieselbe hier zuvörderst mit wenigen Worten verzeichnet. Die Reise geht von der bekannten Insel Hong-kong in der Nähe von Macao, wo der Verf. den Faden seiner Erzählung aufnimmt, längs der chinesischen Küste durch den Kanal von Formosa und bei den Chusan-Inseln vorbei zum Pe-Chili-Busen, wo das Geschwader an der Mündung des Pei-ho (Nordflufs) sich vor Anker legt. Von hier aus wurde die Reise in Booten fortgesetzt. Man schiffte den Pei-ho aufwärts, wendete sich darauf in den von Norden her einmündenden Nan-yun-ho, und gelangte so bis Tong-Tscheu, von wo die Gesandtschaft in Karren und Sänften bis an die Thore von Peking, dann aber um die Stadtmauer herum nach dem nahen Yuen-min-yuen, dem damaligen Aufenthalte des Kaisers, geführt wurde. Da nun schon wenige Minuten nach Ankunft der Engländer der Bruch entschieden und die Gesandtschaft vom Kaiser abgelehnt war, so kehrte man unmittelbar auf demselben Wege bis zum Nan-yun-ho zurück, um bald nachher die weite Rückreise anzutreten, die, mit Ausnahme einer ganz unbedeutenden Strecke, von Tong-Tscheu bis Kanton d. h. von der Nordgrenze China's bis an seine Südküste, in Booten bewerkstelligt wurde. Zuerst schiffte man wieder den Nan-yun-ho bis zum Pei-ho hinab,

lief darauf in den En-ho ein, der in der Nähe der Nan-yun-Mündung sich von Süden her in den Pei-ho ergiefst, und verfolgte den erstgenannten Flufs aufwärts bis Lin-tsin-Tscheu, wo der grofse Kanal die Flottille aufnahm. Nun war auf lange Zeit den Engländern ihre Reiseroute durch den Kanal selbst vorgezeichnet, bis man, nachdem der Hoang-ho übersetzt worden war, nach Qua-Tscheu am Yang-tse-kiang gelangte. Bis hieher war es genau derselbe Weg, auf welchem man auch im Jahr 1793 Lord Macartney's Gesandtschaft befördert hatte. Doch nun lenkte die Flottille südwestwärts in den Yang-tse-kiang ein, und die Reisenden verfolgten denselben über Nanking aufwärts bis zu der Stelle, wo sich der Pho-yang-See von Süden her in denselben ergiefst, und konnten sich dabei dem stolzen Selbstgefühl überlassen, die ersten Engländer zu sein, welche je diesen majestätischen Flufs beschifft hatten. Aus dem Pho-yang-See schiffte man den Kan-kiang (d. h. Kan-Flufs) aufwärts bis zu seiner Quelle, verliefs dort auf kurze Zeit die Boote, um den Mei-ling-Pafs zu übersteigen, begab sich, auf der Südseite des Gebirges angekommen, sofort wieder in die Boote und setzte nun auf dem Kanton-Flufs den Weg fort, bis man endlich nach einer Reise von fünf und einem halben Monat Kanton und die dort wohnenden Landsleute mit Jubel begrüfste.

Wenn auch der gröfste Theil dieses Weges schon von Macartney und vor ihm von anderen Europäern gesehen worden war, so kann eine so grofse Reise durch China, wenn sie mit Beobachtungssinn gemacht wird, nicht ohne erhebliche geographische Ausbeute bleiben. Diese hat auch hier nicht gefehlt und soll, um mit dem Werthe des Buches bekannt zu machen, im Folgenden dem Leser in kurzen Andeutungen vor Augen gestellt werden. Was für die Kenntnifs des Landes als solchen ersprieflich ist, möge den Anfang machen.

Das weite von der Gesandtschaft durchreiste Land war gröfstentheils eben und niedrig; grofse Sümpfe (swamps), mit flachem Wasser bedeckt und daher von den Chinesen Seen genannt, zogen sich, zuweilen so weit das Auge reichte, zu beiden Seiten des Kanales hin. Traurig war oft der Anblick; doch hatte chinesische Oekonomie sich auch dieser Striche bemächtigt und sie in weiter Ausdehnung mit dem Nelumbium bepflanzt, dessen Wurzeln und Saamen brauchbar sind. Auch im Norden des grofsen Kanals zeigte sich das Land vollkommen flach, so dafs auf der unermefslichen Ebene von der Küste bis Peking die aufgeschütteten Salzhaufen von Tien-tsin die höchsten Hügel waren, welche die Engländer zu sehen bekamen. Diese ungewöhnliche Flachheit ist eine Folge davon, dafs in diesen Gegenden der Boden gänzlich aus alluvialen Ablagerungen besteht; daher wurde von Peking bis Tsing-hae-hien (am Nan-yun-ho) und noch viel weiter südwärts auch nicht ein einziger Stein bemerkt. Die hierdurch bedingte Fruchtbarkeit, in der Nähe grofser Städte zuweilen durch gartenmäfsigen Anbau unterstützt, ist indessen nicht ohne Ausnahme; namentlich zeigte sich der Strich, auf welchem Peking liegt, sandig und dürr. Im Allgemeinen wurde das Ansehen des Landes, je weiter man gegen Süden vorrückte, mit jedem Tage besser. Wenn am Pei-ho, wenigstens in der Nachbarschaft der Ufer, Hirse (Holcus sorghum) überall das Hauptprodukt der Aecker war, so bemerkte man in der Provinz Shantong neben verschiedenen Getreidearten, wie Weizen und Sesam, auch Baumwolle, Taback und Hanf. Weiter südwärts beginnt die Reiskultur, die in den mittäglichen Provinzen des Reiches so allgemein ist, und in dem südlichen Theile der Provinz Keangnan, wo Thal und Hügel und in weiter Ferne emporragende Gebirge sich zur anmuthigsten Landschaft verbinden, verlieh der in grofser Menge gezogene Talgbaum mit seinen glänzend-rothen (es war Herbst) Blättern und den Büscheln milchweifser, fettstrotzender Beeren dem Naturgemälde einen besonders eigenthümlichen Charakter. Die ersten Theepflanzungen und Sykomoren fügten der fremdartigen Staffage noch einen charakteristischen Zug hinzu, während der häufig angepflanzte Maulbeerbaum an Europa, Eiche und Stechpalme sogar an England erinnerten. In der noch südlicheren Provinz Keang-si gesellte sich das dunkle Grün des mächtigen Kampherbaumes zu dem abstechenden Roth des vorhin erwähnten Talgbaumes; beide Bäume ersetzten hier den seltener werdenden Feld- und Gartenbau. Wäldchen von Orangenbäumen erschienen auf beiden Seiten des Kanton-Flusses als Verkündiger des Südens, und in 27° N. Br. deuteten die ersten Zuckerpflanzungen auf die Nähe des tropischen Erdgürtels hin, der sich noch durch mehre andere Kinder der Pflanzenwelt bemerkbar machte, wie namentlich durch den Firnifsstrauch

Digitized by Google

(chin. Tseih-shoo), von welchem die Chinesen den Firnifs für ihre lackirten Waaren gewinnen, und durch das Bambusrohr, welches sich zu dichten und ausgedehnten Wäldchen vereinigt hatte. Endlich, als man sich Kanton bis auf zwanzig englische Meilen genähert hatte, und die Reisenden sich wieder inmitten der ihnen wohlbekannten tropischen Natur befanden, erblickten sie, so weit das Auge reichte, nichts als Reisfelder, Zuckerpflanzungen, Orangenbäume, Pisangs und Lychees (!).

Man kann hiernach keiner anderen Vorstellung Raum geben, als dafs China im Ganzen sehr wohl angebaut sei; indessen gilt diese Bemerkung nicht einmal für alle Gegenden des von den Engländern durchreisten östlichen Tieflandes, und namentlich brachte der Anblick des nördlichen Theiles der Provinz Kanton bei den Engländern die Ueberzeugung hervor, dafs die alten europäischen Berichte von der allgemeinen Cultur des Landes auf das abgeschmackteste übertrieben sind (II, p. 144).

Insofern nun, wie angedeutet worden, die Reise sich auf das Tiefland beschränkte, so konnten über die Gebirgsverhältnisse Chinas keine aufserordentlichen Erfahrungen eingesammelt werden. Die einzige Gebirgskette, welche der Verf. auf einer Seitenexcursion näher untersuchen konnte, war die Kette des Leushân. Die zu derselben gehörenden Berge liegen im W. des Phoyang-Sees. Sie erhoben sich allmählig zu einer bedeutenden Höhe, bis die entferntesten, deren Gipfel nicht weniger als 5000′ über dem Spiegel des Sees erhaben sein konnten, mit Wolken gekrönt waren. Einige der höchsten Kuppen waren mit dünn gefallenem Schnee bedeckt, was natürlich nur auf Rechnung der herbstlichen Jahreszeit zu setzen ist. Die Felsarten, aus welchen diese lange Kette bestand, gehörten zu den primitiven; Schiefer schien einen Hauptbestandtheil zu bilden, doch bemerkte man auch Brüche von schönem Granit. Aufserdem erhalten wir eine genaue und dankenswerthe Beschreibung des aus dem Thale des Kan-kiang in das des Kantonflusses führenden Passes, des Mei-ling, welcher, 30 englische Meilen lang, die Städte Nangan-fu und Nan-heung-fu verbindet. Sobald von Norden her das Aufsteigen anfängt, beginnt ein gepflasterter Granitweg, welcher bis Nan-heung-fu auf der Südseite fortsetzt und vom Verf. zu den schönsten und nützlichsten öffentlichen Werken gerechnet wird, welche er in China zu sehen bekam. Auf der Höhe des Kammes ist der Weg in einer Breite von c. 20 Fufs, 25 bis 30 Fufs tief in den Fels gehauen, doch ist er nicht fahrbar, theils weil ihm für zwei Fuhrwerke die nöthige Breite mangelt, und theils weil an den steilsten Stellen des Weges Stufen eingehauen sind. Aus einer alten Inschrift auf der Höhe des Passes geht hervor, dafs dieses Werk von jemandem ausgeführt wurde, welcher unter der Tâng-Dynastie, also im neunten Jahrhundert unserer Aera lebte. Während die Gesellschaft den Pafs überschritt, bemerkte der Verf. den Mei-shoo (Mei-Strauch), eine Prunus-Species, in Blüthe und erhielt so einen sichtlichen Beweis von dem Ursprung des Namens Mei-ling, der nichts anderes als „Gebirge der Mei-Blume" bedeutet.

Ausführlichere Nachrichten giebt der Verf. dagegen über die Gewässer des Landes, namentlich über den grofsen Kanal und die von demselben verbundenen oder durchschnittenen Flüsse Yang-tse-kiang, Hoang-ho und Pei-ho. Der grofse Kanal hat seinen nördlichen Anfangspunct in 37° N. Br. bei Lin-tsing-Chow, wo er sich in den Eu-ho, einen rechten Nebenfluss des Pei-ho, ergiefst, und endigt bei Hâng-Chow-Fu, nahe unter 30° N. Br., so dafs die directe Entfernung seiner beiden Ausgangspuncte ungefähr 500 englische Meilen beträgt. Dieser Kanal, eine der Hauptlebensadern des Reiches, auf welchem der Hauptstadt nicht allein alle Arten von Tribut, sondern auch die nothwendigsten Subsistenzmittel, wie Reis, Thee, Seide und Baumwolle, zugeführt werden, auf welchem jährlich um die Zeit des Juni über 10,000 Kornschunken nach Peking steuern, auf welchem selbst die mit Ehrfurcht zu nennenden Drachenkleider d. h. die kaiserlichen Gewänder — ein Tribut der Seidendistricte — in die allerhöchste Garderobe befördert werden, dieser Kanal ist nicht ein besonders gleichmäfsiges und so zu sagen aus einem Gufs hervorgegangenes Werk, sondern hat auf verschiedenen Strecken ein sehr verschiedenes Ansehen. Zuerst zieht er von Norden her in dem Bette eines natürlichen Flusses fort, das nur durch Uferbauten und Schleusen regulirt ist. Solcher steinernen Wasserthore oder Schleusen wurden täglich drei bis vier, zuweilen auch mehre angetroffen. Wo sich der Wun-ho von Osten her in den Kanal ergiefst, erreicht dieser seinen höchsten Punct, und in

Folge dessen geht von dieser Stelle die Strömung in entgegengesetzten Richtungen nach Norden und Süden. Weiter südwärts geht der Kanal, dessen Breite zuweilen nicht mehr als 25 Yards betrug, durch den See Tou-schan-hoo. Hier war der linke Rand des Kanals gänzlich unter Wasser und der Kanal mit dem See vermischt. Weiterhin durchschneidet er den Hoang-ho und später den Yang-tse-kiang bei Qua-Chow, an welcher Stelle aber die Reisenden den Kanal mit dem letztgenannten grofsen Flufse vertauschten. Ob jenes Meisterstück der chinesischen Wasserbaukunst den Söhnen des kanalreichen Englands besonders imponirt habe, wird nicht erwähnt, doch möchten wir dies ungeachtet alles dessen, was sich für die Grofsartigkeit und den Nutzen dieser merkwürdigen Anlage sagen läfst, fast bezweifeln, wenn wir lesen, dafs die Uferbauten dieses Kanals aus Hirsestengeln, denen man durch Pfühle einigen Halt zu geben weifs, aufgeführt werden, und dafs an vielen Orten Haufen dieses wohlfeilen Materials aufgeschichtet lagen, um jede nothwendige Ausbesserung sogleich damit bewerkstelligen zu können.

Der Yang-tse-kiang, welcher die Reisenden von nun an auf seinem Rücken trug, ist unstreitig der bedeutendste von Chinas Flüssen, und rechtfertigt in diesem Sinne das Prädikat „Sohn des Meeres", das die Chinesen ihm beilegen. Der Verf. rühmt den heitern Eindruck, welchen die grofse Zahl von Fahrzeugen in vollen Segeln hervorbrachte, die über die breite Fläche dieses schönen Flusses ausgestreut waren, dessen Breite da, wo der Kanal ihn durchschneidet, drei bis vier englische Meilen betrug. Grofse Inseln, unter welchen die in der Mündung gelegene flache Insel Tsoong-ming — zuweilen auch Keang-she, „die Zunge des Kiang", genannt — schon länger bekannt ist, theilen häufig seine Gewässer. Weniger bekannt dagegen ist es wohl, dafs dieser Flufs 40 englische Meilen von seiner Mündung aufwärts für Seeschiffe fahrbar ist, und bis dahin ein freies Fahrwasser für Schiffe jeder Gröfse mit einer Tiefe von fünf bis sechs Faden darbietet.

Von ganz anderer Natur ist der Hoang-ho (Gelbe Flufs), den schon der Kaiser Kiaking wegen der beständigen und verheerenden Ueberschwemmungen desselben „Chinas Sorge" nannte. Dabei ist er, im Gegensatz zum Yang-tse-kiang, seines reifsenden Stromes wegen für den innern Verkehr sehr unbrauchbar. Seine Breite betrug an der Stelle, wo der Kanal ihn durchschneidet, ungefähr $\frac{1}{3}$ englische Meilen, und die gelbe Farbe seiner mit erdigen Theilen überladenen Gewässer rechtfertigte vollkommen den ihm beigelegten Namen.

Der Pei-ho endlich ist als die natürliche, vom Meere bis in Peking's Nähe führende Wasserstrafse besonders wichtig, kann indessen nur von Booten befahren werden, und selbst diese haben Mühe, über die Mündungs-Barre hinwegzukommen, so dafs, als unsere Reisegesellschaft in den genannten Flufs einlaufen wollte, die Ruder häufig den Boden berührten. Hierzu kommt noch der bemerkenswerthe Umstand, dafs das ganze gelbe Meer, wie der Verf. sagt, eine grofse Untiefe ist, in Folge dessen die englischen Fregatten schon 10 englische Meilen von der Küste, also noch nicht einmal im Angesicht des Landes, und bei einer Wassertiefe von nur fünf Faden, die Anker fallen lassen mufsten.

Wie gewöhnlich, hatte es die chinesische Regierung auch diesmal darauf angelegt, dafs die Engländer von dem himmlischen Reiche so wenig zu sehen bekämen als möglich; ja man würde sie sofort auf die eigenen Schiffe zurückgeschickt haben, wenn diese nicht zum grofsen Aerger der Chinesen bereits unter Segel gegangen gewesen wären. Um also die ganze Widerwärtigkeit möglichst unschädlich zu machen, hatte man die Stationspuncte der Reise, so weit es sich thun liefs, nicht in die Nähe der gröfseren Städte gelegt; dessenungeachtet drangen einzelne Parteien der Engländer, die kleinlichen Widerstandsmittel der Chinesen mit grofsartiger Gleichgültigkeit übersehend, sehr häufig selbst in die gröfsten Städte ein, durchwanderten sie von einem Ende zum andern, traten in die Läden, um allerhand Gegenstände einzukaufen, und lernten die Einrichtung der chinesischen Städte allmählig so vollständig kennen, dafs sie es zuletzt kaum noch der Mühe werth achteten, die Wächter des himmlischen Reiches durch ihre Gegenwart in Unruhe zu versetzen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 78.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Sketches of China; partly during an inland journey of four months, between Peking, Nanking, and Canton; with notices and observations relative to the present war. By John Francis Davis.

(Schluſs.)

Der Leser, welcher also zu wissen wünscht, wie die 362 Millionen des Menschengeschlechts, welche mit Verachtung auf die übrigen 515 Millionen *) herabblicken, logirt sind, wird in diesem Buche seine Wifsbegierde hinreichend befriedigen können, ja er wird dies mit weit mehr Bequemlichkeit thun, als der beneidete Reisende, den das Schicksal in den mephitischen Dunstkreis der Chinesen und ihrer Städte führt, wo jede Gasse den Ausspruch des berühmten Philosophen „*die Luft ist nicht eine grofse Sammlung von Gerüchen*" in Zweifel zu stellen scheint. Wenn wir also diese Theile des Buches dem eigenen Nachlesen des Liebhabers überlassen, so erlauben wir uns doch, einige der interessanten Bemerkungen hervorzuheben, welche der Verf. über ein paar Puncte macht, auf welche seit einiger Zeit die Blicke von ganz Europa gerichtet sind, nämlich über Formosa, Amoy und Chusān. Der Verf. spricht hier als gründlicher Kenner, und es würde uns wundern, wenn seine Mittheilungen und Rathschläge auf die neuern Mafsregeln der Engländer ohne Einfluſs geblieben wären. Formosa zuvörderst, das vielleicht mancher Britenfreund bereits als passenden Stationsort der englischen Flotten den Herren der Meere im Geiste zugetheilt hat, mufs als untauglich aufser Acht gelassen werden, denn die grofse Insel besitzt keinen sichern Hafen, wo ein Schiff, das mehr als acht Fufs im Wasser geht, ankern kann. Dagegen ist die Insel Amoy nach des Verfs. Behauptung in mehrfacher Hinsicht ein Ort von bedeutender Wichtigkeit. Sie liegt nämlich fast auf halbem Wege zwischen Kanton und Chusān und ist der Punct, von wo aus die Chinesen ihre hauptsächlichste Verbindung mit Formosa unterhalten. Wenn man, setzt er hinzu, die grofsen Quantitäten von Reis, welche jährlich von jener Insel nach den gegenüberliegenden Küsten gesendet werden, abschnitte, so könnte dies hinreichen, um eine Expedition mit demjenigen Bedürfnifs zu versehen, welches das Hauptnahrungsmittel der indischen Sepoys ausmacht. Chusān endlich, eigentlich eine Gruppe von etwa 300 Inseln, seit der ersten englischen Expedition durch sein ungesundes Klima in Europa verschrieen, hat vortreffliche Häfen; namentlich besitzt die Hauptstadt Ting-hae einen Ankerplatz, dessen Wassertiefe 5½ bis 9 Faden beträgt, und der den gröfsten Schiffen Sicherheit gewährt. Die Hauptinsel, welche 30 englische Meilen in der Länge (von O. nach W.) und ungefähr halb so viel in der Breite (von N. nach S.) hat, erhebt sich an einigen Stellen zu ansehnlichen (lofty) Hügeln, und die ganze Gruppe gewährt nach des Verfs. Behauptung einen so bedeutenden Ertrag, dafs derselbe, wenn man sich seiner ganz versichern könnte, und wenn die Industrie der Eingeborenen fortdauerte, hinreichend sein möchte, die ganze englische Kriegsmacht zu erhalten, welche in jene Gewässer gesendet worden ist. Ueberhaupt ist die Provinz Chekeang (Tschikiang), zu welcher Chusan gehört, der wahre Mittelpunct der Seidenmanufakturen und der Theecultur. Eine kleine Insel, welche die Südseite des Hafens von Chusān bildet, wird die Thee-Insel genannt und ist bis zu den Spitzen ihrer Hügel mit Theestauden bedeckt. Eine so vortheilhafte Station für Kriegs- und Handelsschiffe wird, sobald sie wieder im Besitz der Engländer ist, hoffentlich nicht abermals so schnell und übereilt aufgegeben

*) Die Gesammtzahl aller Bewohner des Erdballs zu 877 Mill. angenommen.

Digitized by Google

werden, wie es das erste Mal geschah; denn das ungesunde Klima, welches die angebliche Veranlassung dazu war, erscheint weniger furchtbar, wenn man des Verfs. Erklärungen gelesen hat. Die Krankheiten und Sterblichkeit, sagt er, welche unter den Truppen auf Chusān herrschten, waren vermuthlich eine Folge davon, dafs die Soldaten in herbstlicher Jahreszeit aufserhalb der Stadt und in der unmittelbaren Nachbarschaft ausgedehnter Reissümpfe ein Lager bezogen hatten. Fügt man hierzu noch die Unthätigkeit, die Theurung der Lebensmittel und den heimlich gelieferten Reisbranntwein, so lassen sich hieraus die (bekannten) Wirkungen hinreichend erklären, ohne dafs man der Insel Chusān einen besonders hohen Grad von Ungesundheit zuzuschreiben braucht. Bei des Admirals Ankunft wurde das wirksamste Mittel ergriffen: man verlegte nämlich die Truppen in die unbewohnten Häuser der Stadt (II, p. 314).

Nach diesen Andeutungen über diejenigen Partieen des Buches, welche zu einer gründlicheren Kenntnifs des chinesischen *Landes* beisteuern, wollen wir uns erlauben, aus dem grofsen Schatze werthvoller Bemerkungen, welche sich auf das chinesische *Volk* beziehen, einige der interessantesten mitzutheilen, hoffend, dafs unsere geehrten Leser mit Ellis, der in seinem Journal die Chinesen a most uninteresting nation nennt, nicht einerlei Ansicht haben. Folgende Bemerkung des Verfs. mag als eine der wichtigsten den übrigen voranstehen. „Kanton, sagt er, liegt 17° von Peking entfernt, eine Entfernung, wie zwischen Edinburgh und Madrid. Dessenungeachtet bemerkten wir in der That kaum den geringsten Unterschied zwischen den Bewohnern des Südens und des Nordens im Volkscharakter, in Sitten und Gewohnheiten, im Anzuge oder in irgend einer anderen Hinsicht". Selbst in ihrer Hautfarbe war nicht ein Schein von Verschiedenheit, aufser dafs in der That die Erwartung, die Leute im Norden heller zu finden, bei den getäuschten Engländern die Meinung erweckte, als hätten sie hier vielmehr dunklere Menschen vor sich. Fafst man diese Einförmigkeit ins Auge, so ist Ellis' Ausspruch „a most uninteresting nation" scheinbar gerechtfertigt, doch das Interesse liegt hier in dem starken Gegensatz zwischen Chinesen und Europäern. Aufserdem findet unter den Chinesen, die hiernach freilich für den Despotismus nicht besser geschaffen sein könnten, doch wenigstens *eine* Verschiedenheit statt, und dies ist die der Sprache. Fast jede Provinz, sagt der Verf., hat ihren eigenen Dialekt. Während z. B. in der Gegend von Peking der gemeinste Lastträger sich keines andern als des Mandarinen-Dialekts bedient, so sind in Kanton die Mandarinen und ein paar andere Personen von Erziehung die einzigen, welche ihn gebrauchen oder verstehen. Der eigenthümlichste und am weitesten von der Mandarinensprache entfernte ist der Dialekt von Fokien, welches länger seine Unabhängigkeit gegen die Mandschu behauptete, nachdem sich die anderen Provinzen bereits unterworfen hatten.

Derjenige, welcher sich mit den Religions- und Gesittungsverhältnissen der Chinesen näher bekannt machen will, wird gleichfalls aus dem vorliegenden Buche manche gründliche Belehrung schöpfen. Von den drei Religionssecten Chinas vergleicht der Verf. die Buddhisten (Anhänger des Fo) mit den Pythagoräern, die Nachfolger des Con-fu-tse (Confucius), die Secte der Gelehrten, zu welcher der Kaiser und die Beamten der Regierung gehören, mit den Stoikern, und endlich die Secte des Laoukeun, welche indessen nicht so zahlreich ist wie die beiden ersten, mit den Epikuräern. Ohne bei den Grundsätzen der letztgenannten Secte, welche der Verf. nach ihren Hauptzügen mittheilt, und bei den Auszügen aus einer ihrer Hauptschriften, dem „Buch der Belohnungen und Strafen", zu verweilen, heben wir nur noch folgendes auf diesen Gegenstand Bezügliche hervor. Die freiste Ausübung ihrer Religion ist einer jeden Secte gestattet, welche sich nicht in Regierungsangelegenheiten mengt oder den Frieden der Gesellschaft bedroht; und die grofse Aehnlichkeit des römisch-katholischen Cultus mit den Gebräuchen des Buddhismus würde die Fortschritte des ersteren in China gesichert haben, hätten seine Beförderer nicht jene weisen und heilsamen Bedingungen verletzt. Unter diesen drei Religionssystemen Chinas herrscht so wenig Streit oder Feindschaft, dafs viele Personen aus dem Volke in Verlegenheit gerathen würden, wenn sie entscheiden sollten, zu welcher der drei Parteien sie ausschliefslich gehörten. Viele Chinesen verrichten ihre Andacht in allen Tempeln. Sehr charakteristisch und oft durch ihren Inhalt überraschend sind die Sentenzen und Sprichwörter, welche der Verf. (II, p. 94—100) mittheilt. Viele von ihnen bezeichnen die Ach-

tung der Chinesen vor Wissen und Gelehrsamkeit, wie z. B. „Wohl genährt und warm gekleidet sein und behaglich wohnen, ohne geistige Beschäftigung, ist wenig besser als der Zustand eines Thieres"; oder: „Eine ungelehrte Person ist gleich einem trocknen Dintfafs — kehre es um, nicht ein Tropfen Dinte kommt heraus." Andere sind allgemein moralischen Inhalts, oder Ausdrücke einer praktischen Lebensweisheit, oder verrathen selbst eine Ahnung von einer höheren Bestimmung des Menschen. „Wenn Pfade fortwährend betreten werden, lautet der eine Spruch, so bleiben sie rein; wenn man sie aber verläfst, so überwachsen sie mit Unkraut. Also überwächst die Seele mit Unkraut, wenn Beschäftigung mangelt". Für den Ethnographen, der sich mit China beschäftigt, liegt ein verständlicher Wink in den Worten: „*Des Pferdes* (d. i. des Mandarinen) *Rücken ist nicht so sicher als der des Büffels* (d. i. des Landmanns)"; der Politiker wird den Ausspruch „*das Volk sind die Wurzeln eines Staates; wenn die Wurzeln gedeihen, wird der Staat von Dauer sein*" mit Beifall aufnehmen, und der Theolog wird sich durch die Sentenz „*das Leben ist eine Reise und der Tod eine Rückkehr in die Heimath*" versöhnend angezogen fühlen. Viele andere Sprüche und darunter auch solche, welche klingen, als ob sie dem Christenthum wörtlich entnommen wären, übergehen wir mit Stillschweigen, um uns noch einen Augenblick bei einigen anderen aufzuhalten, die an einer anderen Stelle des Buches vorkommen. China gilt bei uns für das Paradies des Servilismus und ist auch wohl in Wahrheit dafür zu achten; und dennoch hat unser Verf. — freilich aus den älteren literarischen Schätzen der Chinesen — Sentenzen hervorgesucht, die selbst einem Demagogen des modernen Europas keine Schande machen würden. „Der Herrscher, sagt ein alter Kaiser, ist ein glänzendes Fahrzeug, das auf dem Wasser schwimmt; aber das Wasser, welches dieses Fahrzeug trägt, kann dasselbe auch verschlingen". — „Der Sohn des Himmels, heifst es anderswo, wurde geschaffen der Welt halber; die Welt wurde nicht geschaffen seinet halber". — „Das Wasser (d. i. das Volk), bemerkt ein alter Schriftsteller, kann sich behelfen ohne den Fisch (d. i. der Kaiser); aber der Fisch kann sich nicht behelfen ohne das Wasser". Wir überlassen den Leser seinem Erstaunen und wenden uns zu denjenigen Partien des Buches, welche vom Kriegswesen der Chinesen handeln und gerade jetzt ein mehr als gewöhnliches Interesse erwecken.

Wenn man alle Erfahrungen des Verf. zusammenhält, so gewinnt man als Resultat, dafs China nicht das Land ist, wo Helden gedeihen können. Eine unkriegerische Erziehung aller Volksklassen und der entschiedene Vorzug, welchen die Wissenschaften vor den Waffen geniefsen, dazu ein langer, fast zwei Jahrhunderte andauernder Friede sind die wesentlichen Ursachen der äufserst mangelhaften Militairverfassung, so wie des geringen Muthes, den die Chinesen bei jeder Gelegenheit, wo sie Europäern gegenüberstanden, bewiesen haben. Wenn das chinesische Heer auf 700,000 Mann und mehr angeschlagen wird, so verliert diese Zahl sehr viel von ihrem Eindruck, sobald man näher untersucht, was das für Krieger sind, aus welchen jene Masse zusammengesetzt ist. Mit Ausnahme der Mandschu-Truppen, die den besten Theil des Heeres zu bilden scheinen, und mit Ausnahme derjenigen Soldaten, welche als eine stehende Polizei gebraucht werden, besteht die gröfsere Masse des Heeres aus einer Miliz, die nur periodisch einberufen wird. Wer dazu gehört, hat die Erlaubnifs, Handel und Gewerbe zu betreiben, und da die Zeit und Kräfte dieser Tapfern vermuthlich nur sehr sehr selten in Anspruch genommen werden, so drängt man sich zu diesem Corps und betrachtet die Aufnahme in dieselben als ein Mittel zur Vermehrung des Lebensunterhaltes. Die Bewaffnung ist unregelmäfsig und mit der europäischer Heere verglichen, höchst mangelhaft. Schwerter, Piken, Bogen und Pfeile, Luntenflinten und, wenn es hoch kommt, eiserne Helme, sind die gewöhnlichen Schutz- und Trutzwaffen, welche man an chinesischen Soldaten erblickt; hierzu kommt mitunter noch eine Laterne, die an die Pike oder Flinte gebunden wird, und für einen chinesischen Krieger ein wesentliches Erfordernifs zu sein scheint, um ihn den rauhen Pfad zum Ruhme nicht verfehlen zu lassen. Daher sah man z. B. in Tunchang-Fu keinen Soldaten, der nicht mit einem solchen Geräth versehen gewesen wäre. So das Fufsvolk. Von der Reiterei, deren Zahl sehr beschränkt zu sein scheint, ist noch weniger Rühmliches zu erzählen; der Verf. versichert vor Allem, dafs die chinesischen Pferde die kleinsten und elendesten wären, welche man irgendwo sehen könne. Was ihre

Digitized by Google

Artillerie betrifft, so scheint es ihnen allerdings, seitdem sie von dem Jesuiten Ferdinand Verbiest das Kanonengiefsen lernten, an Geschützen nicht zu fehlen, ihre Forts und Batterien sind zuweilen mit Kanonen, besonders Drei- und Vierpfündern, reichlich besetzt; allein die neuesten Ereignisse haben hinreichend bewiesen, wie bald jene Geschütze durch regelmäfsig bediente europäische Feldstücke zum Schweigen gebracht werden. Der schwächste Theil des chinesischen Vertheidigungssystemes ist aber offenbar die Flotte. Unzweckmäfsiger Bau und mangelhafte innere Einrichtung zeichnen die chinesischen Schiffe aus. Wenn die Götter des Meeres auf einen regelmäfsigen Tribut an Schiffen Anspruch haben sollten, so sind es die Chinesen gewesen, welche ihnen für den Abbruch, den sie seit einigen Jahrhunderten durch die vervollkommnete Schiffahrtskunst der Europäer und Amerikaner erlitten, reichlichen Ersatz geleistet haben. So wie jedem Sturme, so erliegen die chinesischen Schiffe auch jedem feindlichen Angriff; ja die grofsen kaiserlichen Flotten waren nicht einmal im Stande, die Küsten des Reiches von Seeräubern zu reinigen, oder auch nur die Seestädte vor Ueberfällen, Plünderung und dergl. zu schützen. Ungefähr auf gleicher Stufe mit der Marine steht die chinesische Kriegsbaukunst und die Befestigung der Städte. Zwar ist jede Stadt mit einer Mauer und einem Graben umzogen, auch sind die Mündungen der Flüsse und andere wichtige Punkte öfters mit Forts versehen; aber alle diese Vertheidigungswerke sind nicht von der Beschaffenheit, dafs sie europäischen Geschützen widerstehen können. Fast klingt es mährchenhaft, wenn der Verf. erzählt, man habe Wachtthürme bemerkt, welche ganz und gar aus Matten verfertigt, aber so bemalt waren, als ob sie aus gebrannten oder Bruchsteinen bestünden. Der Verf. giebt darauf nach älteren Schriften eine Vorstellung von den Anforderungen, welche die Regierung an diejenigen Jünglinge macht, die sich dem Dienste des Mars weihen, so wie von den strengen Prüfungen, welchen man dieselben unterwirft, und endlich von den militärischen Graden. Doch alles dies mag dem eigenen Studium des sich dafür Interessirenden überlassen bleiben, und nur das noch eine Stelle finden, was sich auf die Ansichten des Verf. über die gegenwärtigen Kriegsoperationen der Engländer gegen China bezieht.

Hier spricht nun der Verf. von vorn herein die Ueberzeugung aus, welche wohl jeder Leser mit ihm theilen dürfte, dafs China überall den Kürzern ziehen müsse, wo die Entscheidung der Waffen allein den Ausschlag giebt. „Aber", fügt er hinzu, „es ist der passive Widerstand, die vis inertiae eines so gewaltigen Staatskörpers, unterstützt durch den Mangel an Sympathie für die Europäer und durch die absolute Gewalt der Regierung über ihre Unterthanen, worauf wir zu achten haben, und hier mufs man bekennen, sind die Aussichten nicht ermuthigend." Aufserdem erkennt der Verf. es an, dafs die Chinesen, wenn auch nicht in den Waffen, doch in Intriguen und Unterhandlungen zu fürchten sind, eine Erfahrung, welche Englands Bevollmächtigte in neuster Zeit nicht immer gehörig beachtet haben. Indem nun der Verf. mit Rücksicht auf die unbedeutenden Streitkräfte, welche England auf die Bekämpfung des chinesischen Reiches verwenden kann, zu der Frage übergeht, wie dem gewaltigen Kolofs am besten beizukommen sei, so spricht er sich dahin aus, dafs hier, wo alles Leben und alle Regung nur von der Hauptstadt ausgehen, die Kriegsoperationen der Engländer wenigstens indirect auf diesen Punkt gerichtet sein müfsten. Da aber das von allen Seiten schwer zugängliche Peking in einem ziemlich unfruchtbaren Lande liegt und sich alle Bedürfnisse von Süden her zuführen läfst, so ist, wenn ein feindliches Geschwader die Küste blockirt hält, der Kaiserkanal natürlich die einzige Ader, durch welche dem Herzen des Reiches der Lebenssaft zugeführt wird; gelingt es, diese Ader zu zerschneiden, so mufs auch der Pulsschlag des Herzens stillstehen. Wenn sich der geneigte Leser nun erinnert, dafs der genannte Kanal vom Yang-tse-kiang und vom Hoang-ho durchschnitten wird und endlich in einem Nebenflusse des Pei-ho endigt, so würde es also drei Stellen geben, an welchen man die grofse Wasserstrafse absperren könnte. Von diesen drei Punkten würde aber der nördlichste wegen der Unzugänglichkeit des Pei-ho, und der mittlere wegen der reifsenden Heftigkeit des Hoang-ho zu einer solchen Mafsregel wenig oder gar nicht geeignet sein, und es würde hiernach nur die Gegend von Qua-Chow, wo der Kanal vom Yangtse-kiang durchschnitten wird, zur Aufstellung eines Geschwaders passend erscheinen. Geschähe dies, bevor die Korn- und Tribut-Dschunken ihre Reise gegen Norden antreten, d. h. im Monat Mai oder noch früher, so könnte man nach des Verfassers Ansicht des Erfolges gewifs sein, da das himmlische Reich einem solchen Herzpolypen unmöglich lange widerstehen würde.

Wie viel sich die englische Regierung von diesen Lehren gemerkt hat, wird die nächste Zukunft offenbaren. Mag sie aber diesen oder einen anderen Plan zur Grundlage ihrer Operationen machen, so wollen wir ihr im Interesse höherer Civilisation wünschen, dafs sie ihn mit mehr Consequenz als bisher verfolgen, dafs sie nicht durch unerklärlich raschen Wechsel der Führer selbst unabwendbare Hindernisse bereiten, oder wohl gar durch den Schimmer chinesischen Goldes von dem Ziel abgelenkt werden möge, dessen endliches Erreichen jetzt für sie zur Ehrensache geworden ist.

Walter.

zed by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLIX.

La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusqu'en 1840 *par Ferdinand Perrier. (VII Vorrede von C. H. Castille und* 423 *S). Paris,* 1842. *bei Arthus Bertrand.*

Nach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserreichs zeigte sich bald unter den Officieren der zerstreuten, nach allen Seiten des friedlichen Bürgerwesens hingedrängten Armee eine Erscheinung, die sich jener Katastrophe anschlofs, ja im Betracht der Männer und der Verhältnisse nothwendig sich anschliefsen mufste. Die tapfern Krieger nämlich, die sich so plötzlich zur Mufse verdammt sahen, aber an umfassende Thätigkeit gewöhnt waren, griffen jetzt zur Feder, nachdem das vereinte Europa ihr Schwert zerbrochen. Der Meister selbst ging mit glänzendem Beispiel voran. Clio flehte er jetzt an, nachdem er Minerva's Gunst erschöpft und ihren so hohen Schutz verscherzt hatte; und von dem Felsenpunkte im Aethiopischen Meere ging eine mächtige Stimme aus, welche auf Europa fast denselben gewaltigen Eindruck machte, wie das frühere Kommandowort. Unter den Ergüssen des Zorns, der Reue, des Strebens nach Ehrenrettung, kurz, des krankhaften Zustandes einer ungewöhnlichen Natur lagen, wie kostbare Perlen im kranken Thiere, neue Wahrheiten, mafsgebende Lehrsätze, Angaben und Urtheile, die für die Geschichte jener Zeit ebenso unentbehrlich sind, wie sie für alle Zeiten ein Denkmal des grofsen Geistes ihres Urhebers bleiben werden.

Hunderte von französischen Militärs thaten dasselbe, wenn auch nicht immer mit derselben Meisterschaft. Die Hände, welche früher Blut vergossen hatten, vergossen jetzt Dinte. Vom Marschall bis zum Lieutenant herab lagerten sich die Krieger jetzt vor das Schreibepult; dem einen war es Pflicht, dem andern Bedürfnifs geworden, sich öffentlich auszusprechen, bis es endlich für die Meisten zum guten Tone gehörte, bei der so rüstig gewordenen Schriftstellerei nicht zurückzubleiben. Und diese publicistische Lebendigkeit, das Drängen der sich einander widersprechenden, berichtigenden und ergänzenden Darstellungen mufste nothwendig für die Aufklärung der Thatsachen ersprieflich sein; es konnte nur ein Gewinn für die Kenntnifs der Gegenwart und die Wissenschaft sein, dafs so viele Männer von Erfahrung ihre Erlebnisse und Beobachtungen der Oeffentlichkeit übergaben.

Durch angeborene National-Eigenthümlichkeit wie durch die aus der Revolution hervorgegangenen Gestaltungen zeichnet sich der französische Officier als Schriftsteller von solchen anderer Nationen, namentlich der Engländer sehr zu seinem Vortheile aus. Der englische höhere Militär ist ein geborener, oder doch wenigstens ein sehr reicher Häuptling. Aus dem Schofse des Wohllebens ruft der Ehrgeiz oder Patriotismus den jungen Lord nach dem Heerlager; sobald aber die lästige Dienstzeit zu Ende ist, so geht die Lordschaft auf ihre Güter oder zu den unterbrochenen Ausschweifungen des high life zurück. Selten fällt es dem englischen Militär ein, seine mitgemachten Feldzüge zu beschreiben, und noch seltener gelingt es ihm, dies ohne die übliche Schwerfälligkeit zu thun. Die französischen Officiere dagegen sind fast alle Söhne armer Bürger, oder solcher Leute, die durch die Revolution zu armen Bürgern geworden sind. Als nun das Verhängnifs der Restauration die grofse Armee entwaffnete, und die meisten Führer in die Nothwendigkeit versetzte, sich einen neuen Wirkungskreis oder gar einen Nahrungszweig zu suchen, da fanden diese Führer ihre Landgüter theils in den Spalten eines Journals, theils in der Berechnung eines Verlegers, und die grofse Lust der Franzosen, sich an den Reizen ihrer jungen, und doch so sehr verbli-

chenen gloire zu weiden, machte allerdings manches dieser Landgüter bald zu einem sehr fruchtbaren und reichen Gute.

Bei dem mittheilenden Wesen der Franzosen durfte man ohnehin schon von ihnen eine reichere Ernte von Beschreibungen und Denkschriften erwarten, als von den zungenträgen, und auch weniger kosmopolitischen Briten. Aber die meisten Schriften der Engländer, die den Revolutionskrieg zum Gegenstande haben, stehen noch überdies an Gehalt und Darstellung denen ihrer Nachbaren diesseits des Kanals weit nach. Der Engländer mit dem Uebergewicht einer klassischen Erziehung führt die Leser in einer oft sehr breiten und schwerfälligen Darstellung durch sein Werk, und setzt sie bei jeder Untiefe des Urtheils, bei jeder seichten Ansicht der Gefahr aus, nicht weiter zu können. Der Franzose dagegen hat, selbst ohne klassische Erziehung, eine schnell erworbene Bildung; ist sein Urtheil nicht tief, so ist es doch verständig und klar, und wenn er dies niederschreibt, so geschieht es in einer Art liebenswürdiger Sorglosigkeit, in einem gewinnenden heitern Ton, und das Fahrzeug seiner Darstellung segelt mit den Lesern so leicht über die Oberfläche hin, dafs man Untiefen und Seichtigkeiten wohl sieht, aber gemächlich darüber wegfährt, und am Ende der Fahrt doch über Unterhaltung und Belehrung sich zufrieden erklärt.

In einem Punkte jedoch machen die militärischen Schriftsteller Frankreichs einen argen Fehler, dafs sie nämlich immer Archäologen und Philologen sein wollen, wo sie nur Männer der Gegenwart sein sollten; ja sie glauben mit Mrs. Primrose, dem Leser die ihm vorgesetzte Speise durch die history of every dish erst recht würzen zu müssen, ehe er zum Genusse derselben gelangt. Auch dies findet seine Rechenschaft in den aus der Revolution hervorgegangenen Verhältnissen. Jeder Soldat, der Sohn eines Bauern, oder Cagot's „trug den Marschallstab im Tornister." Eine kühne That ersetzte die Geburt, ein gesundes Talent mit Gegenwart des Geistes verbunden wurde durch die Kriegsverfassung ermächtigt alle Regeln der strategischen Kunst zu mifsachten, und sich über die Wissenschaft des Kriegs hinwegzusetzen. Als nun diejenigen, welche in der Hütte das Schwert ergriffen, und im Palaste es niederlegten, sich plötzlich vom Schlachtfelde auf das Feld der Literatur versetzt fanden, glaubten sie, man könne, obgleich ohne gelehrte Erziehung, obgleich man noch gestern das Studium der Wissenschaft mit Achselzucken betrachtet, dennoch heute über Geschichte und Alterthum mitsprechen, so wie der gestrige Gemeine heute Officier sein konnte. Aus diesem Irrthum ist es dahin gekommen, dafs die meisten Schriften dieser bewaffneten Gelehrten, so geistreich und wahr sie auch von dem Leben sprechen, dennoch allen Spott auf sich laden, sobald sie sich archäologisch geberden.

Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung solchen Verhältnissen, wie wir sie mit den obigen Worten bezeichnet haben. Der Verf. hat in den Kriegsdiensten Mehmed Ali's gestanden, und alle Feldzüge in Syrien mitgemacht. Nachdem die Officiere des Paschas in diesem Lande weiter nichts zu thun haben, geht Hr. P. zurück, und beschreibt uns die Zustände des Landes und seiner Völker mit jenen anziehenden Farben, die wir an den französischen Reisenden gewohnt sind, aber es hat auch, wie wir vorläufig im Allgemeinen sagen müssen, die oben angedeuteten Fehler zum gröfsten Theil.

Ehe wir zur nähern Betrachtung über das Verdienst des Buches schreiten, müssen wir uns die Frage stellen: War 1) ein solches Werk Bedürfnifs zur Kunde des Landes und seiner Bewohner? und 2) hat sein Verf. auch Beruf für die Erledigung dieses Bedürfnisses hervorzutreten? Auf beide Fragen müssen wir mit einem aus sorgfältiger Prüfung hervorgegangenen „Ja!" antworten.

Das Bedürfnifs einer neuen Reisebeschreibung von Syrien könnte in Frage gestellt werden, wenn man sieht, wie in den letzten zehn Jahren Bücher dieser Art sich in die Presse drängen, wenn man besonders die Engländer so unermüdlich sieht, jedes Jahr die Welt aufs neue mit ihren Reisefrüchten zu beschenken. Allein der Sachverständige weifs, und jene Herrn Touristen wissen es am besten, dafs ihre Aufschlüsse nur noch die müfsigen Leser der Leihbibliotheken erfreuen, dafs aber die Wissenschaft wenig davon erbaut wird. Man reist der Veränderung oder des Nutzens halber auf gebahnten Wegen, oder auch nur im Handbook for travellers in the East, und erzählt hierauf öffentlich den Gevattern etwas aus den Städten mit klangvollen Namen; kurz man reist.

„Per narrare altrui le novita vedute
E dire io fui".

Mit Männern wie *Niebuhr*, *Volney*, *Seezen*, *Burkhardt* und zuletzt *Robinson* haben die wenigsten Reisenden eine geistige Gemeinschaft. Und aus diesem Grunde mufs man mit Recht beklagen, dafs so viel auch in neuester Zeit über Syrien und Palästina geschrieben wurde, doch so wenig dabei gethan ist. Und doch ist die gründliche Kenntnifs Syriens, des eigentlichen Schauplatzes der heiligen Schrift und ursprünglichen Bodens der wahren Religion, nicht nur für die Religions- und Culturgeschichte in der alten und mittleren Zeit, sondern auch wegen seiner politischen und religiösen Bedeutung für die Gegenwart, — mindestens eben so wichtig als die irgend eines Landes des classischen Alterthums.

Haben wir das Dasein eines Bedürfnisses nach Aufklärung aufser Frage gestellt, so bleibt uns noch übrig, von dem Berufe des Verfs. zu sprechen. Doch dies mufs sich am Besten durch Angabe und unpartheiische Beurtheilung seiner Leistung ergeben; und wir wollen daher unsern Leser nicht länger auf diese warten lassen, nachdem wir vorher noch ein Wort über die Stellung des Hrn. P. sprechen, die ihm die schönste Gelegenheit zur Beobachtung der Sitten der vorderasiatischen Völkerschaften verlieh; eine Gelegenheit, die den einfachen Trieb der Mittheilung zum Beruf erheben und unterstützen mufs.

Hr. P. war sieben Jahre Adjutant des Soliman Pascha, an dessen Seite er die Feldzüge in Syrien mitgemacht, und in dessen Auftrag er wichtige Sendungen in verschiedenen Theilen des Landes auszuführen hatte. Diese amtliche Stellung an der Spitze einer bewaffneten Gewalt kann an die Stellung der egyptischen Expedition unter Buonaparte erinnern, wenn sie sich in ihren Erfolgen auch nur entfernt und im Kleinen damit vergleichen darf. Egypten war, als das Vaterland der Sphynx, bis auf jene Eroberung ein Räthsel. Seine Mumien und Denkmäler waren für alle Reisende seit Herodot verscharrt und stumm, während seine lebenden Einwohner nur beredt für trügerische und fabelnde Kundgebungen waren, dagegen aber wie der Drache die Schätze des Alterthums vor dem forschenden Blick des fremden Wanderers bewahrten, der sich schon glücklich pries, wenn er aus der Ferne etwas erspäht, vermuthet, gehört hatte und mit heiler Haut aus dem Lande kam. Der Gewalt französischer Waffen und Forschbegierde gegenüber konnte sich das uralte Geheimnifs, die Eifersucht und der Aberglaube nicht länger halten. Tempel und Gräber öffneten sich plötzlich, die Todten zeigten auf ihren Gewändern und auf den Mauern ihrer Ruhestätten die Kunst und Sprache der grauen Vorzeit; von der Zunge des abgebildeten Priesters löste sich das versteinerte Wort, welches er vor Jahrtausenden hier an der Scene seiner heiligen Wirksamkeit gesprochen; und an den Lebenden war jetzt die Reihe des Schweigens, wenn, gezwungen und mit Ingrimm, sie den Europäer gewähren liefsen.

Auch Hr. P. drang als Officier des Paschas in Gegenden, wohin bisher der Fufs des Europäers nicht dringen konnte, und auch ihm mufste der abergläubige und ängstliche Sinn des Orientalen sich erschliefsen, was er jedem andern drohend verweigert hätte. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes im Lande, schlug er heute sein Zelt unter den Maroniten auf, rauchte den folgenden Tag die Nargile mit den Kurden, bewachte zu dieser Zeit die Drusen, zu jener die Metualis und machte zur andern freundliche Ausflüge zu den Arabern von Ledscha, einem Völkchen, das bis jetzt selbst Robinson nur von weiten sehen konnte. Aufser den Vortheilen, die unser Reisender hatte, dafs er fordern und befehlen konnte, wo andere Reisende nur bitten, erkaufen und erschleichen mufsten, hatte er noch den für nützliche Beobachtungen wichtigen, ja fast unerläfslichen, Vortheil, die Sprache der Völkerschaften zu verstehen. Hierdurch ward er des lästigen Beistandes eines Dragomans überhoben, eines Beistandes, dessen Nothwendigkeit für eine Geifsel im Morgenlande gehalten wird; und die ein dort sehr gewöhnliches Sprüchwort mit den zwei andern Landplagen, der Pest und den Feuersbrünsten vergleicht *).

Das aus XXIII Cap. bestehende Werk ist in zwei Abtheilungen gesondert, wovon die erste dem Statistiker und Geschichtschreiber gründliche Einsicht in die Verfassung der egyptischen Herrschaft eröffnet (K. I—XV), die zweite dagegen, zum grofsen Gewinn für die Völkerkunde, die zahlreichen Völkerschaften nach ihren verschiedenen Religionen, Sitten und Gebräuchen

*) S. die Einleitung, welche M. C. H. Castille zum Perrierschen Werke geschrieben.

beschreibt, (C. XVI—XIX). Capp. XX, XXI u. XXII. sind ganz dem Libanon und dem berühmten Emir Beschir gewidmet, während das XXIII. die Ereignisse beschreibt, welche vor dem Erscheinen der Engländer in Syrien stattfanden und ihre Erfolge vorbereiteten. Letzteres Cap. enthält auch einen Anhang über den General *Loustanneau*, worüber wir noch besondere Rechenschaft geben werden.

Die zwei ersten Cap. geben uns eine Geographie und die Geschichte des Landes und seine Eintheilung unter der türkischen Herrschaft. Der Leser, welcher diese Proben der Gelehrsamkeit als Maßstab für den Werth des Buches nehmen wollte, könnte wohl vom Weiterlesen abgeschreckt werden. Neues wird gar nicht gesagt, jedoch ist das gegebene Alte hier neu durch manche Entstellungen, Anachronismen und lächerliche Etymologieen. Damaskus ist jedoch anziehend beschrieben, eben so wie im 3ten Cap., das von Verstößen gegen Geographie und Geschichte strotzt, die Beschreibung der Straße von Ramle nach Jerusalem und die Beschreibung der heiligen Stadt selbst recht malerisch ist.

Die folgenden 7 Cap. verbreiten sich über die Verwaltung Syriens unter Mehmed Ali. Die Quellen, welche dieser im Lande vorgefunden, die Art, wie er dieselben benutzt, vermehrt und mißbraucht hat, geben Hrn. P. Stoff zu Aufklärungen und Betrachtungen, Stoff, die das Gepräge der Offenheit und der Wahrheit an sich tragen. Die Fehler der Regierung und die schändlichen Streiche ihrer Beamten werden unparteiisch dargelegt, und die Gründe des bösen Waltens und die nothwendigen Folgen für die Beherrschten, wie für den Beherrscher scharfsinnig entwickelt. Der Verf. ist ein Bewunderer Mehmed Alis, er verschweigt aber deshalb die empörenden Handlungen seiner Diener in Syrien nicht. Diese haben das Land beraubt und ihren Herrn bestohlen. Alle Hilfsquellen erschöpften sie mit dem Vorgeben, eine Achtung gebietende Armee und die Landesvertheidigung zu organisiren, aber die Festungen und das Heerwesen blieben im elendesten Zustande und boten den ankommenden Alliirten nur Blößen. Die begründeten Angaben über die Schwäche der Armee und ihre Demoralisirung vermindern auf der einen Seite den Triumph der Engländer, während sie andererseits die Schmach der türkischen Truppen vermehren, die sich so oft und endlich so entscheidend bei Nisibis von einem solchen Gesindel schlagen ließen. Wir glauben sicher, daß dem Verf. als er den Zustand der Egypter ins Graue malte, der französische Instinkt nicht fremd war, die geringe Kriegsehre folgern zu lassen, welche sich die siegenden Engländer bei solchen Feinden vindiciren dürfen.

Nach der Auseinandersetzung der Verwaltungsgrundsätze, wo mit besondern Lobeserhebungen die von den Egyptern bewirkte Sicherheit der Landstraßen hervorgehoben wird, wägt der Verf. die Folgen der Vertreibung Mehmed Alis ab, und es ergiebt sich ihm das Resultat, daß Syrien eher dabei verloren als gewonnen hat, da der unruhige und aufrührerische Charakter der Völkerschaften vortheilhafter durch die kräftige Hand eines Gewaltherrschers gezügelt wird, als durch die ohnmächtige Hand der Pforte. Er ergreift diese Gelegenheit um die Charakterzüge, gesellschaftlichen Gebräuche und Einrichtungen, so wie die Religionslehren der Mohammedaner dieses Landes sowohl Araber als Türken zu schildern. Beide Raçen hassen sich tödtlich und werden sich stets bekämpfen, wenn sie von keinem kräftigen Arm niedergehalten werden (C. X—XV).

Bei der Sittenschilderung wird der Harem auf eine Weise beschrieben (S. 152 ff.) wie er bisher in keiner Reisebeschreibung geschildert wird. Es werden hier manche Lügen und Uebertreibungen zurückgewiesen, in denen sich die meisten Reisebeschreiber gefallen; es wird bewiesen, daß der Harem nicht ein Ort der Brutalität und Tyrannei ist, wie man in Europa allgemein glaubt. Die Frauen stehen jedoch in den mohammedanischen Ländern auf einer sehr tiefen Stufe der Achtung, weil sie nur physische und keine intellectuelle Reize bieten können. Daher erklärt der Vf. auch die auffallende Erscheinung, daß Türken und Araber oft für Europäerinnen glühen, die von mittelmäßiger Schönheit sind.

(Der Beschluß folgt.)

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusq'en* 1840 *par Ferdinand Perrier.

(Schluſs.)

„Während meines langen Aufenthaltes im Oriente", sagt der Verfasser, „sah ich oft hohe türkische Beamten, die die schönsten Georgerinnen und Circassierinnen im Harem hatten, die gröfsten mit bedeutenden Kosten verknüpften Anstrengungen machen, um in der Intrigue mit einer europäischen Dame glücklich zu sein. Nur für diese empfinden sie Liebe, während die Muhammedanerinnen es nie höher als zum Grade einer begünstigten Sclavin bringen".

Von dem Aberglauben der Syrier bei Anwendung von Heilmitteln, erzählt Hr. Perrier staunenswerthe Anecdoten. Besonders werden die schwarzen Nattern als heilkräftig und wohlthätig betrachtet. Die kinderlosen Frauen tragen drei Tage lang todte Schlangen um den Leib, in der Ueberzeugung, dafs sie dadurch Mütter werden. Dieser Gebrauch hat aber schon sehr traurige Folgen gehabt. In Kaiffa führte der Flufs vor einigen Jahren solche Schlangen herbei, die erfroren schienen. Alle unfruchtbare Frauen der Gegend kamen herbeigelaufen und nahmen welche davon um den Leib. Die Thiere waren aber nicht erfroren, sondern erstarrt, und nachdem sie durch die Wärme der Trägerinnen wieder auflebten, versetzten sie diesen lebensgefährliche Bisse.

Der zweite Theil des Werkes enthält die Beschreibung der verschiedenen kleinen Völkerschaften, die meist auf und am Libanon wohnen. Wir halten diesen Theil für wichtiger als den ersten, weil hier der Verfasser wegen seines vieljährigen Aufenthaltes in der Mitte dieser Völker mehr von ihnen sagen kann, als die Reisenden, die das Land nur durchfliegen. Schade nur, dafs auch hier wieder ein grofser Theil der Beschreibung dem Hange ab ovo anzufangen geopfert wird. Hr. Perrier ist der bescheidenste Reisebeschreiber von der Welt; nie spricht er von sich. Im colossalsten Widerspruch mit andern Reisebeschreibern ist er ein wahrer Heiliger, und wir sehen ihn in den vielen Jahren weder essen noch schlafen. Aber unglücklicherweise müssen wir ihm statt dessen lange Vorlesungen über die Geschichte der Völker zuhören, die wenn auch nicht im geringsten interessant, doch lustig wegen der üppigen Mannigfaltigkeit ihrer menschlicher Schwächen sind. Indessen mufs man ein Auge zudrücken, um das andere recht ungestört an den schönen und lehrreichen Schilderungen des jetzigen Lebens der Völker zu weiden. Es ist hierbei dem Verfasser gelungen, sich ein Verdienst um die Kunde derselben dadurch zu erwerben, dafs er nicht nur ihre Sitten beschreibt, sondern auch ihre Legenden von dem Ursprung und dem Fortgang ihrer Geschichte erzählt. Die Erzählungen sind meist im schärfsten Widerspruch mit den bekanntesten Thatsachen; die Autorität der wahren Geschichte straft sie Lügen, ohne dafs es die guten Leute (auch selbst Hr. Perrier nicht immer) ahnen; aber sie sind dennoch wichtig, weil die meisten Gebräuche aus ihnen erklärt werden können.

Bevor wir zur Schilderung der einzelnen Völker kommen, finden wir folgende Statistik der Einwohner Syriens:

Eingeborene oder Araber	1,350,000
Christen	870,000
Türken	360,000
Drusen	83,000
Metualis	38,000
Juden	27,000
Ismaeliten, Turkemanen, Kurden, Jrzedis, Ansarier, Quadamecen u. andere kleine götzendienerische Stämme	100.000
zusammen	2,828,000

Von den Drusen wird zuerst gehandelt. Sie sind die tapfersten Bewohner Syriens und bewohnen den südlichen Theil des Libanon, die Abhänge des Antilibanon und den Dschebel Scheich. 37 grofse Burgflecken und Dörfer auf dem Libanon sind von ihnen ausschliefslich bewohnt, während 211 Dörfer gemeinschaftlich von ihnen und den Christen bewohnt werden. Auf dem Antilibanon besitzen sie 69 Dörfer ganz allein. Ihre Hauptörter sind auf dem Libanon: *Ammatur* und *Baschlin*; auf dem Antilibanon: *Hasbeia* und *Rascheia*. Sie haben drei Stände, einen Fürstenstand, einen Adelstand und einen Bauern- oder Bürgerstand (Emirs, Scheichs, Zalema's).

Die Drusen, welche behaupten von Franzosen abzustammen und zwar von einem Grafen Dreux (Dreusen-Drusen) haben eine Religion die schwer zu durchschauen ist. Bis vor wenigen Jahren waren ihre heiligen Bücher jedem Nichtdrusen unzugänglich. Der Druse macht keine Proselyten und läfst sich auch lieber tödten, ehe er die Mysterien seiner Religion verräth. Bei der Unterdrückung des Aufstandes in Hauran haben die Egypter mehrere der heiligen Bücher weggeführt, auch hat man einige davon nach Europa geschickt; allein wenn man sie auch übersetzen könnte, so würde man doch fürs Erste nicht viel erfahren, da das Hauptwerk, das *rothe* oder *heilige Buch* genannt, voll von unerklärlichen kabbalistischen Zeichen ist.

Der Druse hält sein gegebenes Wort treu gegen seinen Glaubensgenossen, aber nicht gegen Andersgläubige; er nimmt nur eine Frau und hält so streng auf weibliche Ehre, dafs jede Verletzung derselben mit dem Tode der Sünderin bestraft wird. Die Brüder sind gewöhnlich die Henker ihrer zum Falle gekommenen Schwester. Hr. Perrier hat 1837 und 1838 unter ihnen gelebt, und weifs ihren Muth und ihre Tapferkeit zu loben, die sie nicht hindern gegen Fremde sanft, aufmerksam und gastfreundlich zu sein.

Der Stamm der *Metualis* ist sehr zusammengeschmolzen, seitdem *Dchessar* Pascha grofse Verwüstungen unter ihnen angerichtet. Sie wohnen in 200 bis 250 Dörfern im äufsersten Süden des Libanon unter den Christen, und in der Gegend Baalbeks. Sie sind freigebig und gastlich; aber da sie jede Berührung ihrer Gefäfse durch einen andersglaubenden für Verunreinigung halten, so hat jedes Dorf der Metualis besondere Häuser, wo die Fremden mit der gröfsten Liberalität bewirthet werden. Aufser ihrem Hause fürchten die Metualis keine Verunreinigung; sie essen und schlafen bei Muselmännern, Drusen und Christen.

Von ihren Frauen weifs der Reisende wenig rühmliches zu sagen. Sie sind üppig gebaut, dem Vergnügen ergeben und gar nicht unerbittlich, wenn sie ihre Männer oder Herren nicht in der Nähe haben. Sie würden verführerischer sein, wenn die Unreinheit ihrer Sitten nicht noch von der Unreinlichkeit ihres Körpers unterstützt würde, um sie zu verabscheuen. Die Metualis können nach ihren Gesetzen Heirathen auf bestimmte Zeit schliefsen. Es geschieht dieses, wenn sie auf Reisen sind. Es wird eine bestimmte Summe verabredet, die in Form einer Ausstattung erscheint, und nach abgelaufener Zeit gehen die temporairen Eheleute auseinander. Alle Folgen mufs die Frau tragen. Bei der Verheirathung wechselt dieses Paar nicht Ringe, sondern Flaschen, welche nach Ablauf der bestimmten Zeit zerbrochen werden. Auch die Sitte dieser Heirath wird auf eine Erzählung von *Ali* zurückgeführt, den die Metualis für ihren Propheten halten.

Die *Ansarier*, *Ismaeliten* und *Quadamecen* fafst der Verfasser in Kapitel XVIII zusammen, und um so mehr veranlafst er uns auch hierbei kurz zu sein. Die ersten beiden sind aus Burckhardt und spätern Reisenden schon bekannt genug. Die Ansarier erkennen Ali und seinen Zeitgenossen *Nossair* als Propheten an, sind aber übrigens Götzendiener. Die Ismaeliten sind eine blofse Abart der Ansarier, aber sie treiben ihre verwerflichen Religions-Gebräuche bis zur gräfslichsten Ausschweifung. Beide Secten feiern die Leichenbegängnisse durch Schmausereien und Tanz, weil sie glauben, dafs der Verstorbene nur auf kurze Zeit sich entfernt, um in besserer Gestalt wieder zu erscheinen.

Die *Quadamecen* sind ein Völkchen von wenigen Familien, die auf dem *Dschebel Cadmus* und im *Wadi Candil* wohnen. Sie ergeben sich gleichfalls dem Götzendienst, und nehmen einen bösen und einen guten Geist an, die beständig im Kampfe miteinander

sind. Es ist sonst ein friedfertiges und arbeitsames Völkchen, das in der tiefsten Unwissenheit und Einsamkeit dahinlebt. Der Handel mit Scammonium ist fast ausschliefslich in seiner Hand. Die Männer bebauen das Land, und die Weiber pflegen die zahlreichen Heerden.

Die *Kurden* werden als ein freiheitliebendes Volk geschildert das der Pforte dem Namen nach unterworfen ist und manchmal einen kleinen Tribut an ihre Paschas zahlt, Der Türke ist so verhafst bei ihnen, dafs er auf sichern Tod rechnen kann, wenn er sich allein in ihre Berge wagt. Die Christen dagegen können sicher bei ihnen reisen. Die Kurden betrachten Raub als erlaubt und haben ihn zu ihren gewöhnlichen Sitten gezählt, bis Mehmed-Ali ihnen in Syrien das Handwerk legte. Aber auch unter seiner Herrschaft eilten sie gleich wieder zum Raubgewerbe, sobald ihnen Ungestraftheit in Aussicht stand. „Am Schlachttage bei Nisibis", fährt Herr Perrier fort, „wimmelten die Hügel und Berge der Umgegend des Schlachtfeldes von Kurdischen Reitern, den Ausgang des grofsen Schlages zu erwarten, um sich dann auf die Besiegten zu werfen. Bei der Flucht der Türken stürzten sie sich auf dieselben und plünderten sie rein aus. Indessen, so seltsam sind die Begriffe der Morgenländer, fanden die unglücklichen Flüchtlinge denselben Abend im Hause derer wohlwollende Aufnahme, die sie am Tage beraubt haben.

Mitten unter den Kurden wohnen die Jeziden, die in mehre Klassen zerfallen, wovon eine den Teufel anbetet, der nach ihrer Vorstellung eine „*interessante Person*" *ist*. Sie sind alle überzeugt, dafs er bald von Gott wieder in Gnaden aufgenommen werden wird. Bei den Türken gilt der Name *Jezid* für infam, und die gröfste Injurie fügt man dem Feinde dadurch zu, dafs man ihn mit jenem Namen schimpft."

Die Nachrichten des Verfassers über die Samaritaner sind so unbedeutend, wie die 7 Familien, die noch vom ganzen Volke übrig sind, und um die Lücke auszufüllen greift er wieder zur Geschichte und fängt, in Ermanglung eines ältern Buches, mit der Bibel an. Der Leser, welcher die Bibel und die Profangeschichte nicht kennt, mag sich gütlich thun an diesem Kapitel, das auch einen nicht zu verschmähenden Beitrag zur Geschichte der quid pro quo's liefert. Der sachkundige Leser wird jedoch mit Herrn Perrier gleich wieder durch die 4 folgenden und letzten Kapitel des Buches versöhnt, in denen er treffliche Nachrichten über die Maroniten und ihren Fürsten Emir Beschir findet, und woran sich der Anhang über den General Loustannau schliefst.

Dieser merkwürdige Mann ging als Jüngling im Jahre 1777 nach Ostindien, und brachte es durch sein Talent und seine Tapferkeit in kurzer Zeit dahin, das er der Oberfeldherr der Mahratten wurde, für die er die herrlichsten Siege über die Engländer erfocht. Ueber 18 Jahre war er in Indien als Gott verehrt; denn die Braminen sahen in seinen Thaten und Schicksalen stets eine alte Prophezeihung erfüllt, an die das Volk glaubte, und für die es gerne unter den göttlichen Feldherrn das Leben einsetzte, und er besafs die Reichthümer eines Königs. Jetzt während der Verfasser schreibt ist Loustannau ein Bettler in Beyrut, und wahnsinnig! Als Wahnsinniger war er in Beyrut Zeuge, wie die Engländer, die er so oft geschlagen, die Stadt mit ihrem alles überwindenden Geschofs in Asche verwandelten, ohne auf die Protestationen des französischen Consuls zu hören.

Wie der Wechsel von Glück gekommen ist, erzählt Herr Perrier auf eine wahrhaft rührende Weise. Wir können nur einige übersichtliche Worte geben:

Der Trennung von seinem Vaterlande überdrüfsig nahm der angebetete General von dem Mahrattenfürsten Abschied und schiffte sich mit unermefslichen Reichthümern ein, während er noch grofse Schätze zurückliefs, weil er wieder zurückkehren wollte. Seine Ankunft in Frankreich war die Zeit, wo ein Weifsbrot (petit pain) 500 Franks Assignaten kostete, und er bekam für 8,000000, die er vorausgeschickt, 220000 Franks. Für seine Kostbarkeiten kaufte er Ländereien an der spanischen Gränze, legte Fabriken an und liefs grofse Maschinen und Hüttenwerke erbauen. Alles wurde im spanischen Kriege zerstört. In der Aussicht, seine Familie jetzt nicht mehr so versorgen zu können, wie er gehofft hatte, und in Rückerinnerung an seine frühere Gröfse verfiel er schon im Jahre 1813 öfters in stillen Wahnsinn. 1816 entschlofs er sich, trotz der Abmahnungen seiner Familie, nach Indien zu gehen und sein zurückgelassenes Vermögen zu sammeln. Er hatte noch ei-

nen kostbaren Rubin, den er verpfändete und sich Geld zur Reise verschaffte. In St. Jean d'Acr aber verfiel er in anhaltenden Wahnsinn, verschenkte sein Geld, und mufste dann als Taglöhner arbeiten. In lichten Augenblicken erzählte er von seiner indischen Gröfse, was die Zuhörer natürlich für Rückfall des Wahnsinns hielten. Endlich hörte die *Lady Stanhope* von ihm und nahm sich seiner an. Diese Dame war bekanntlich selber mystisch wahnsinnig, und zwar wie so viele Engländer, weil sie nicht mehr wissen was sie mit dem Gelde machen sollen, während der edle Loustannau wahnsinnig war, weil er sein Geld verloren hatte. Vorher schon war der Sohn des Generals, Kapitain Loustannau in Syrien eingetroffen um seinen unglücklichen Vater zu pflegen. Die schwärmerische Lady fand in dem Gesichte des Kapitains eine sprechende Aehnlichkeit mit einem englischen Officiere, den sie früher liebte, und in den Sternen und den Lineamenten seiner Hand, dafs sie von ihm unzertrennlich sei. Während der General, mit dem sie lange mystische Konferenzen hielt, ihr als ein Prophet erschien, der ihren Triumph beim Einzug in Jerusalem verherrlichen sollte, war sie dem Sohne mit einer Platonischen Liebe zugethan.

Dieser jedoch, der noch bei Waterloo in der Garde des Kaisers bis zur lebensgefährlichen Verwundung mitgefochten, hatte die Worte „La Garde meurt, mais elle ne se rend pas!" noch nicht vergessen. Unglücklich wegen seines Vaters, den er mit aufopfernder Pietät pflegte, unglücklich wegen seiner Stellung zu der geisteskranken Lady, *starb er, aber ergab sich nicht* in ihre Träumerei. Der Vater aber ward durch den Tod seines Sohnes und durch die Ideen der Stanhope täglich unheilbarer und glaubte sich zum Könige von Jerusalem bestimmt. Lady Stanhope hatte bekanntlich zwei Stuten von edelster Raçe in einem Stalle von Marmor fürstlich bedienen lassen. Die Pferde waren stets gesattelt, damit auf den ersten Posaunenruf sie eines besteigen könne, während das andere für Christus bereit bleibe. Der General wollte aber selbst das schönste beim künftigen Triumphzug besteigen, während das andere seiner Königin gehöre, die noch überdies, wie er behauptete, von rechtswegen zwar an seiner linken Seite, aber doch einige Schritte rückwärts reiten müsse. Dieses gab zu heftigen Diskussionen Anlafs, und die Stanhope las alsbald in den Sternen, dafs sie den General entfernen müsse. Sie sorgte jedoch bis an ihren Tod, 1839, auf das Anständigste für ihn.*) Seitdem lebt er in Syrien kümmerlich von Almosen des französischen Consulats.

Der Verfasser verspricht die Veröffentlichung eines besondern Werkes über den Aufstand der Drusen und über das Ländchen *Ledscha*, das, wie wir oben angedeutet, den Europäern noch gar nicht bekannt ist, und wir sehn mit Vergnügen der Erfüllung dieses Versprechens entgegen. Er hat sich durch vorliegendes Werk um die Völkerkunde und die Geschichte der Herrschaft Mehmed-Ali's verdient gemacht und gewifs bei vielen seiner Leser den Wunsch erregt, ihm bald wieder auf dem Felde dieser Literatur zu begegnen.

F. Lebrecht.

*) Lady Stanhope ist für die Reisenden im Morgenlande eine Art Kassenstück gewesen; jeder erzählte längere oder kürzere Geschichten von ihr, und freilich warfen auch ihre zahlreichen Sonderbarkeiten für jeden Erzähler etwas ab. Sie steht einzig in der Geschichte der neueren Zeit als eine Frau da, die eben so ausschweifend in der Tugend, wie andere im Laster waren. Leider schwanden die edlen Thaten ihres verirrten Gemüthes ohne bleibendes Verdienst dahin. Ihre seltsame Erscheinung im Morgenlande hat weder dem intellectuellen Fortschritt der Europäer, noch dem religiösen Uebergewicht derselben bei den Mohammedanern neue Achtung verschafft. Letztere haben der übernatürlichen Christin geschmeichelt, haben sich ihre Verschwendungen aufs Beste gefallen lassen, und — sie verspottet. Ein Freund, der sie noch kurz vor ihrem Tode gesehen hatte versichert mir, dafs Lady St. für die grofse Summen die sie vergeudet, und die Schulden die sie noch dazu hinterliefs wohl von Mehmed Ali den Besitz Jerusalems hätte erkaufen können. Freilich waren ihre verirrten Wünsche nicht auf den Empfang der heiligen Stadt aus irdischen Händen gerichtet. Aber die Verirrung bleibt nichtsdestoweniger eine beklagenswerthe, um so mehr, da unter ihren Bewunderern auch gleichgesinnte sind, die ihr gern nachahmen würden, wenn es die Umstände erlaubten.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Mai 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81—100.

Seite

Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Academie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec 1840. Berlin, 1841. — Diefenbach. 694

Carlyle, on Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. London, 1841. — Carriere. 731

Gotthold, die Gymnasien gegen einen Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung vertheidigt. Beilage zu desselben Schrift: der Religionsunterricht in den evangel. Gymnasien. Königsberg, 1842. — Schmieder. 753

Harnisch, über die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? 2. Auflage. Weimar, 1840. — Schultz. 707

Keller, Li romans dou chevalier au leon. Bruchstücke aus einer vaticanischen Handschrift. Tübingen, 1841. — Leo. 797

Köpke, de hypomnematis Graecis. Berol., 1842. — C. Z. 679

Lajard, Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie. Paris, 1840. — A. W. Zumpt. 662

Leo, Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Halle, 1842. — Grimm. . . . 791

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. Marciani Peripli. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Hüschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann. Leipzig, 1841. — Dittrich. . . 641

Mill, observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part I., on the theoretic application. Cambridge, 1840. — Boumann. 701

Münter, allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper. Halle, 1840. — Stein. 670

Noack u. Trinks, Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. 1. u. 2. Lief. Leipzig, 1841. — Schultz. 707

Pambour, a practical treatise on locomotive engines upon railways, etc. 1 Bd. London, 1836. — Minding. 785

Pambour, Théorie de la machine à vapeur. 1 Bd. Paris, 1839. — Minding 785

Popular treatises on science written during the middle ages, in Anglo-saxon, Anglo-norman and English. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright. London, 1841. — Leo. 792

De C. Julii Caesaris Coloniis, scripsit A. W. Zumpt. Einladungsschrift zu dem öffentlichen Actus des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Ostern 1841. Berol. 1841. — C. Z. 750

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

L.

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann. Leipzig*, 1841. *bei C. L. Fritzsche. XXII u.* 306 *S. gr.* 8.

Nachdem Hr. Dr. H. bereits in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1840, S. 640 gesagt hatte, dafs man baldigst von ihm eine zeitgemäfse Ausgabe der griechischen Geographen erhalten werde, erschien diese endlich gegen Ostern 1841, enthielt jedoch nicht alle sog. kleinen griechischen Geographen, sondern nur die Fragmente der Epitome des Markianos aus Heraklea und des Stadiasmos. Von beiden existirten bereits aus der neuern Zeit (1828 und 1839) treffliche Ausgaben, vom Markianos nämlich die Emm. Miller's und vom Stadiasmos die Gail's. Dafs man also, nach den jetzt allgemein gesteigerten Anforderungen, etwas Tüchtiges sowohl in Hinsicht der Kritik als Erklärung erwarten durfte, ist gewifs. — Nach dem Titel folgt in Hrn. Hoffm. Ausgabe ein Blatt, das folgende Dedication enthält: „Viris etc. H. J. Letronnio, G. F. Grotefendo, F. A. Ukerto". Diese Worte sind mit Linien eingefafst, wie wir die Grabinschriften der Alten in den Sammlungen Gruter's u. s. w. öfters erblicken: eine neue aber gewifs ominöse Erfindung, zu deren Annahme den Herausgeber wahrscheinlich ein ihm unerklärliches Geschick geführt hat. In der Vorrede werden hierauf mit wenigen Worten über Menippos, Markianos und den Stadiasmos nur längst bekannte Sachen gesagt, während die Hauptsache, das Resultat eigener längerer und gründlicher Forschungen über das Leben, die Schriften, die Quellen derselben, über die früheren Ausgaben und noch existirenden Handschriften, ganz unbeachtet gelassen ist. So heifst es S. VII: „Quae vero ad Marcianum pertinent, ea jam Dodwellus persecutus est iis, quae de Marciani aetate et scriptis disseruit". Nun, wir rathen allen Gelehrten, dieses Dodwellsche Unglücksproduct anzusehen. Man möchte glauben, Hr. H. habe hier einen artigen Scherz machen wollen, auch passen die gleich folgenden Worte: Quo tamen is (Marcianus) tempore vixerit, cum aliis tum maxime hoc probatur, quod Holstenius ad Peirescium scripsit (bei Brodow in Epist. Paris. p. 11) zu dem Dodwellschen Hin- und Herdemonstriren wie die Faust aufs Auge. Hier hat wenigstens jegliche Combinationskraft den Herausgeber schmählich verlassen! S. VIII lesen wir: „Prius autem quam ad alia transeo, dicimus, Marciani librum non ipsum ad nos pervenisse sed epitomen ejus, quod ex iis fragmentis Marciani operis apparet, quae Stephani Byzantini lexico servata sunt". Das ist in dieser Allgemeinheit eine auf oberflächliche Ansicht beruhende Unwahrheit, da Stephanus z. B. bei Menippos nur die Epitome des Markianos, d. h. die dieser aus jenem Werke gemacht hatte, benutzte, wie selbst flüchtige Ansicht und Vergleichung lehrt. Auch bedarf es zum Beweise, dafs wir nur eine Epitome, — aber welcher Art, denn ganz eigenthümlich ist sie abgefafst — von der eigenen Schrift des Markianos haben, nicht erst des Stephanus, da fast jede Seite des jetzigen Textes dieses zeigt. Hr. H. fährt fort: „Nam illa interdum multo sunt uberiora, quam ea, quae in Marciani periplo eo, quem nos habemus, leguntur. Miramur, quod hoc Millerus, qui postremus Marcianum edidit, ne suspicatus quidem est",

und eröffnet hiermit den Feldzug gegen Miller. Dann heifst es: „Jam pauca de codicibus scriptorum Marciani dicenda sunt". Warum pauca? Da doch hier so viel zu sagen, aufzuhellen und zu berichtigen war! Doch es geht wieder auf Miller los: Primusquam Millerus, qui Parisiis degit [!], fragmenta geographorum qui dicuntur minorum edidisset, Marciani scripta tantum duobus codicibus edita erant, uno Palatino (den aber der Herausgeber immer Vaticanus in den Anmerkungen nennt), altero Hervuarti (so stets falsch, statt Hervuorti). Sed iste vir eruditus tertium codicem in bibliotheca invenit parisiensi (d. h. regia), qui praeter alia fragmenta etiam Marciani scripta continet, sed tamen ita continet [man gebe wohl Acht!], *ut lectiones novas fere nullas* exhibeat, quae quidem iis, quae notae sunt, praestent, initium tamen operis, quod in codicibus duobus prioribus totum interiit, totum [!] id quidem habeat, sed ita deletis literis, vix ut adhibita arte chemicorum aliquot verba agnosci potuerint". Was hier vom Vorhandensein des ganzen Anfangs im Codex Paris. gesprochen wird, bitten wir, ja nicht zu glauben; es werden nur Träumereien sein. Nach einigen Worten, in denen Hr. E. Miller einen zarten Verweis erhält, geht es nun mit aller Gewalt zum Sturm gegen die Millersche Ausgabe, wo es unter Anderem heifst: Sed in perscribenda hac varietate lectionis summa cum indiligentia versatus est; nam multas emendationes, quae quidem aut Dodwelli sunt aut Hudsoni aut Höschelii, *codici tribuisse videtur*, quamquam *non sunt codicis*, iis receptis nec eorum additis auctoribus. Nec hoc non mirabile est, idque vehementer vituperandum, quod Millerus, quae scripturae minus bonae sunt aut aperte falsae, Hudsono tribuit, cum contra saepe Hudsono eae emendationes sint, quae sunt a Millero receptae. Hoc factum est, ut, qui non habet Hudsoni editionem, eum oporteat credere, quidquid est corruptum aut minus probabile, id esse Hudsoni, cum tamen vir Anglus multis emendationibus optime sit de geographis minoribus meritus". Diese mit den gröbsten und gemeinsten Unwahrheiten reichlich angefüllten Worte brechen allein schon den Stab über diese erbärmlichste aller Ausgaben, welche zur Schande Deutschlands jetzt noch erscheinen konnte. Ueber Hrn. Millers Ausgabe existiren bekanntlich zwei Recensionen: eine vom Hrn. Prof. Dr. Haase (Allg. Litt. Zeitung 1839 No. 105), die andere vom Hrn. Prof. Dr. Westermann (Jahn's Jahrbücher 1839. 2tes Heft S. 146 sqq.). Keiner dieser Recensenten hat es gewagt, Beschuldigungen gegen Hrn. Miller vorzubringen, wie es die erwähnten Worte des Hrn. Dr. H. über die Mafsen thun: jene Männer haben vielmehr, wie es sich gehörte und in der Natur der Sache lag, wohl eingesehen, dafs derjenige Gelehrte, welcher nach einem bestimmten, von ihm als ausgezeichnet anerkanntem Manuscripte irgend einen Schriftsteller herausgiebt, alles das, was dieses Treffliches und Gutes bietet, unbedingt in den Text aufzunehmen, und nur dann die Schreibung des Manuscripts zu nennen hat, wenn er aus anderweitigen triftigen Gründen von der des Manuscriptes abzuweichen sich genöthigt sah. Dies nun hat Hr. Miller gethan, und zwar mit einer fast beispiellosen Ausdauer und Genauigkeit, so dafs er sogar alle offenbaren Schreibfehler der Handschrift genau anzeigte. Dieser letzte Umstand ist es aber eben, der ihm zum Verderben gereichte, so sehr sich jeder wahre Kenner dafür zum Dank verpflichtet fühlen wird; denn der neue Herausgeber bemerkt nur diese sichtbarlich verschriebenen Worte als Schreibung des Codex Parisiensis und, mit wenigen Ausnahmen, wo nämlich Hr. Miller selbst die richtige Schreibung des Codex angeführt hatte, finden wir daher in der ganzen Ausgabe des Hrn. Dr. H. nur diese fast sämmtlich untauglichen Schreibungen als varia lectio des Codex Paris. notirt. An einer Unzahl von Stellen erscheint mithin bei Hrn. Dr. H. da, wo Hr. Miller dem Cod. Paris. folgte, der unwahre Ausdruck: suo jure reposuit, oder: Höschelii (auch öfters: Hudsoni) emendationem in notis propositam recepit Millerus. Selten wird sich im ganzen Markianos eine Seite finden, wo man nicht, wenn man das Richtige haben will, in dieser Hinsicht diese zeitgemäfse Ausgabe verbessern mufs.

Noch ist ferner eine andere Einrichtung der Ausgabe des Hrn. Miller zu erwähnen, die ebenfalls und in noch weit höherem Grade dem Hrn. Dr. H. Veranlassung gegeben hat, auf eine gewifs ungeziemende Weise sich gegen Hrn. Miller und seine Leistungen zu äufsern. Hr. Miller, sein vorzüglichstes Augenmerk auf den Codex Paris. richtend, doch aber zugleich Hudson's Ausgabe, mit der er den Cod. Paris. verglich, nicht

unbeachtet lassend, gab unter dem Texte kurz die von Hudson (fast durchaus Höschelsche) im Texte gegebene Schreibung; er bemerkte, wenigstens ausdrücklich, nicht, dafs der von Hudson veröffentlichte Text durchaus der sei, welchen man in Höschels Ausgabe findet, und dafs Hudson's einziges Verdienst — abgerechnet einige höchst seltene Emendationen und die Sammlung derer von anderen früheren Gelehrten — vorzüglich in der von ihm selbst zuerst ausgearbeiteten lateinischen Uebersetzung bestehe, in der er das befolgt, was ihm gutdünkt, also mit dem griechischen Texte oft genug in Widerspruch tritt und ein merkwürdiges Gemenge bietet. Dafs indessen Hr. Miller dies gewufst habe, darf man von einem so tüchtigen Gelehrten und innigen Freund der kl. griech. Geographen mit Recht annehmen.

Uebrigens kann man Hudson den Text Höschels immerhin auch wirklich beilegen, als den Hudsonschen betrachten, denn er hat ihn beibehalten und seine Ausgabe ist die seinige, nicht die Höschels; nur beachte man stets, dafs die Anzeige der verschiedenen von Höschel und Hudson gemachten Verbesserungen nicht der Hauptzweck des Hrn. Miller war und dafs man ihm deswegen Etwas nicht zur Schuld anrechnen dürfe, was er gar nicht beabsichtigte; auch steht der Mann hierfür in der That zu hoch, ist zu edel, als dafs ihn derartige unverzeihliche Beschuldigungen treffen könnten. Aber Hr. H. hat hieraus Veranlassung genommen, die trefflichen Leistungen dieses Mannes zu schmälern und zu verdächtigen. Denn nicht allein, dafs er alle Conjecturen und Emendationen, die Höschel und Hudson je gemacht haben, wenn sie sich in Hrn. Millers Ausgabe im Texte wiederfinden, als von jenen Männern stillschweigend entlehnt annahm, während doch Hr. Miller dem trefflichen Cod. Paris. allein folgte und wo er es einmal nicht that oder thun konnte, jene Männer fast überall (einzelne Versehen entschuldigt jeder Besonnene) gewissenhaft nennt: so geht Hr. Dr. Hoffm. so weit, dafs er überall, wo Hr. Miller wirklich, sei es nun aus eigener Ansicht oder jenen Männern folgend, Verbesserungen aufnahm, auf eine erbärmliche Weise gegen Hrn. Miller verfährt. Belege geben hierfür unter einer weitern Unzahl S. 173 über Ἰωνόπολις und Κίνολις; S. 175 über Καππαδοκίαν; Praefat. pag. XVI ex. über τοσαυτάκις und p. XVII, in. über πρὸς τὰς ἀνατολάς etc. wo Hr. Miller ganz Recht hat, und Hr. Dr. H., der die unsinnige Lesart Höschels und Hudsons treulich im Texte wiedergiebt, ganz bescheiden hätte sein sollen. Und der Stellen, wo Hr. Miller allein dem Cod. Paris. folgt, während Hr. Dr. H. in seiner grenzenlosen Blindheit nur heimliche Aufnahme Hudsonscher (so ruft er) Emendationen darin erblickte — giebt es eine Unzahl, wie ich auf Verlangen zu beweisen gern erbötig bin, da ich mich hier auch für das Folgende nur auf die nothwendigsten Belege beschränken mufs.

Von S. XI—XV berichtet Hr. H. über den von ihm nach Iriartis Vorgange herausgegebenen Stadiasmos Einiges und bemerkt über die Zeit der Abfassung: „Ceterum qua aetate auctor peripli nobis vixisse videretur, multis locis significavimus. Tantum hoc loco significamus, periplum non post Strabonem esse scriptum, quum contra fortasse probari possit, ex eo ipso aliqua Strabonem depromsisse" und fügt unerhört genug noch hinzu: Nec hoc tacendum est, editione Gailii Galli, qui ipse quoque hoc fragmentum edidit [und bereits 1828 in seiner Ausgabe der kl. griech. Geograph. Bd. II. S. 409—584, wo sich auch eine treffliche Abhandlung de eodem Stadiasmo findet], uti nos non potuisse." Ich kann, beim besten Willen, diesmal auf die Leistungen des Hrn. Dr H. in Betreff des Stadiasmos nicht eingehen; es wird aber fernerhin geschehen, und, abgesehen von der Forderung des Hrn. Dr. H., die er in obigen Worten macht, dafs sich nämlich die Leser aus seinen in barbarischem Latein abgefafsten Noten über die Abfassungszeit, Verfasser u. s. w. dieses Fragmentes selbst gefälligst das Ganze und Hrn. Dr. H.'s Ansicht zusammentragen möchten, abgesehen dafs ein ganz eigenthümliches und neues Verfahren in Handhabung der Kritik des Textes bei der Bearbeitung dieses Fragmentes sich herausstellt, das er anpreisen mag wem er will; so kann man sich aus der Nichtbeachtung der Gail'schen Ausgabe schon eine Vorstellung von der Arbeit des neuen Herausgebers machen, nach den gewichtigen Worten des Hrn. Prof. Dr. Osann über Gails Arbeit in All. Litt. Ztg. 1830 Nr. 27. S. 211 sqq.

An die Vorrede schliefst sich auf fast vier Seiten ein wahres Chaos von Nachträgen (nebst neuen eigenen Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten) aus der Ausgabe des Hrn. Miller an. Zu den fünf ersten Bo-

gen dieser neuen Ausgabe, da der Herausgeber erst dann Hrn. Millers Ausgabe erlangt hat. Seite XIX—XXI findet sich Einiges aus Hansos Recension der Mill. Ausgabe, und eine Stelle des Basilius Minor, wobei aber Letronne's Emendationen ganz unbeachtet bleiben. Den Schluss macht eine Stelle aus Herons Schrift περὶ διόπτρας aus Hansos erwähnter Recension. Nach einem neuen Titelblatte, das aber vor dem Stadiasmos fehlt, liest man mit nicht geringem Staunen S. 3—24 Dodwells dissertatio de scriptis et aetate Marciani Heracleotae. Denn ist irgend eine der Dodwellschen Dissertationen mit Confusion abgefasst, mit luftigen Hypothesen überfüllt, kurz ein langweiliges Allerlei und Hin- und Hergerede, wobei man Viel und am Ende nichts Verdauliches, Gesundes, Nahrhaftes und Haltbares erhält, so ist es bestimmt diese. Hr. Prof. Osann hatte, nebst anderen achtbaren Gelehrten, schon früher bei Gail mit Recht den Wiederabdruck dieser Abhandlung stark getadelt; aber Hr. Dr. H. scheint auf Andere, seien es auch die achtbarsten und gelehrtesten Männer, nicht achten zu wollen, und setzt diesem heillosen Verfahren die Krone auf, indem er erst sagt: Quae vero ad Marcianum pertinent, ea jam Dodwellus persecutus est etc. und dann fortfährt: Quo tamen is tempore vixerit, cum aliis tum maxime hoc probatur, quod Holstenius ad Peirescium scripsit etc. Denn Dodwell hat nach langen ermüdenden Demonstrationen im Schlussparagraph lächerlich genug gesagt: „Plane ego nihil video, quod Marciani aetatem multo inferiorem arguat Ptolemaei" was mit den Worten des Holstenius nicht zu vereinigen, sogar in Widerspruch steht. Die verehrten Leser erhalten also Dodwells und Holstenius unbegründete und doch weit von einander abweichende Ansichten als wahre und identische und als die aufgedrungen, welche Hr. Dr. H. hat. Wir wünschen viel Glück zur Ermöglichung! Uebrigens ist diese Abhandlung Dodwells ganz gedankenlos mit derselben Schreibung und verkehrten Interpunction abgedruckt, ja sogar mit einem Paragraphe aus Dodwells Abhandlung über Agatharchides und mehren genialen Fehlern vermehrt, wie pag. 4 lin. 23: διασήμοῦς, pag. 5. lin. 1 und 2. von Unt. zweimal Παρόδου und ebenso pag. 6. lin. 5 Περίπλοῦν; pag. 6. lin. 2 und 3, v. Unt.: „*Hic* paragraphus huc transcript*us* est" und so noch Mehres. Wir erwähnen nur noch pag. 16. lin. 3 ἑῶου statt ἑῶου, wobei zugleich zu bemerken, dass das Jota subscriptum sich allerdings nirgends bei Hudson in diesem Worte wie in ἑρκτῶου findet, mithin aber auch bei Hrn. Dr. H., jedoch nur so lange, als er Millers Ausgabe nicht benutzen konnte, daher mit Bogen 5 eine plötzliche Aenderung eintritt; ja er hat sogar in den Addendis am Ende der Vorrede diesen Fehler verbessert, aber ohne seine Quelle, Hrn. Miller zu nennen.

Auf Seite 25 beginnt der griechische Text (nebst untergestellter lateinischer Uebersetzung) des Markianos, und unter der latein. Uebersetz. finden sich Anmerkungen, kritische und erklärende verbunden. Hr. Dr. H. sagt in Bezug hierauf: „Versati sumus ita, ut et textum (es sollte auch die lateinische Uebersetzung genannt werden, die wörtlich, öfters in Widerspruch mit dem veränderten Texte und auch mit Druckfehlern bereichert, aus Hudson aufgenommen ist) paginarumque numerum, qui est in Hudsoni editione, repeteremus et ea, quae sunt ab hoc viro docto (aber auch Alles, was Höschel bot und dies ist nicht ohne Bedeutung, meist tausendfach mehr werth als die Hudson'schen gelegentlichen Notizen) animadversa, additis quibusdam nostris." Diese letzten Worte sind sehr wahr und bezeichnen die Leistungen Hrn. Dr. H.'s für Markianos aufs Treffendste, denn ein Plan, eine Consequenz, Liebe zur Sache und Fleiss nebst Umsicht sucht man in den Quibusdam nostris überall vergebens.

Also Hr. Dr. H. sagt, dass er Hudsons Text wieder habe abdrucken lassen; allein dies ist nicht genau zu nehmen, das Colorit ist zwar das Hudsonsche, oder, da es diesem in Wahrheit nicht gehört, das Höschelsche, aber dabei sind, jedoch fast nur in unbedeutenderen Dingen, augenfällig nöthige Veränderungen im Griechischen vorgenommen. Weil aber Hr. Dr. H. wie wiederholte Beispiele zeigen, seine Bemerkungen genau nach der Hudsonschen Ausgabe ausarbeitete, zugleich nun hier und da vom Hudsonschen Texte abwich, so hat er sich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, die mit vollem Rechte zu rügen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit, addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann.*

(Fortsetzung.)

Denn nicht ein oder zwei Mal nur vermifst man in den Noten ganz die Anzeige dessen, was Höschel und Hudson im Texte hatten, sondern wiederholt; auch mehre Schreibungen Millers sind übergangen. Dieser Flüchtigkeitsfehler ist hier um so weniger zu entschuldigen, als vom Markianos überhaupt nur drei Ausgaben vor der Hoffmannschen existirten, das dort gegebene Material also mit der gröfsten Leichtigkeit ganz genau vereinigt wiedergegeben werden konnte. Beweise hierfür sind pag. 43 lin: 9. wo zu bemerken vergessen, dafs Höschel, Hudson und Alexandrides (denn das ist der von Hrn. Dr. H. genannte editor Viennensis (d. i. Vindobonensis,) den er einige Mal anführt) προειρημένοις haben, während Hr. Dr. H. προειρημένης schrieb, nach Hudsons Emendation, Hr. Miller aber im Cod. Paris. fand; pag. 44, l. 2. v. u. fehlt Hudsons Αὐλίται; pag. 45, l. 2. Hudsons στενομένην (στενουμένην hat übrigens auch der Cod. Paris.); lin: 3. Hudsons διήκον; lin: 8 Hudsons τὴν μεσημβρίας ὑπάρχουσαν; pag. 53. lin: 5 Hudsons κωλισουσιανῆ, da er selbst das unsinnige: κωλησουσιανὴ hat, was selbst ein guter Schüler, wie Hudson that, in καὶ ἡ Σουσιανὴ verändert hätte; und dieser Art Mehreres, mit dem wir diese Blätter und ihre Leser vorschonen wollen. Ueber die im Hudsonschen Texte vorgenommene Veränderung in Hinsicht der Interpunction ist am räthlichsten, gar nicht zu sprechen. Die lateinische Uebersetzung, die, wie ich schon erwähnte, ein genauer Abdruck der Hudsonschen ist, selbst mit den Druckfehlern derselben, z. B. pag. 80 lin: 6. Arabico und pag. 121 lin: 3. e et statt et (denn bei Hudson war e et gutibus) welche Hudson in den Addendis emendirte — hat, abgerechnet dafs man von Hrn. Dr. H. nicht den Urheber der Uebersetzung erfährt, nur durch mehre Druckfehler ein schöneres Gewand erhalten.

Während wir also bei Hudson fast durchgängig den Höschelschen Text noch hatten, und Hudson seiner Gewohnheit nach die von ihm als gut erachteten Emendationen in seiner lateinischen Uebersetzung befolgte, die er daher, um den verstümmelten und verdorbenen aber gleichwohl in dieser Gestalt beibehaltenen griechischen Text zu verstehen, beisetzte, über die in der lateinischen Uebersetzung befolgten Emendationen in kurzen Notizen flüchtig Rechenschaft gebend; so erhalten wir in dieser zeitgemäfsen Ausgabe an den schwierigeren und in einer grofsen Anzahl der leichter zu verbessernden Stellen den Hudsonschen, oder man kann es auch behaupten, Höschelschen Text, mehrfach aber, in Kleinigkeiten, eine von der Höschel-Hudsonschen abweichende Schreibung, darunter — man bedenke! in unsern Zeiten und bei einem Schriftsteller, der meist nur ein Namenverzeichnifs enthält — den genauesten Abdruck der Hudsonschen lat. Uebersetzung und endlich die selbst in Sammlung des kritischen Materials, wie ich oben schon bemerkte, vielfach lückenhaften, mithin flüchtig gearbeiteten Anmerkungen. Aus diesen drei Stücken, die durch ihre Vortrefflichkeit den Hudsonschen Wirrwarr noch um ein Bedeutendes vermehrt haben, mufs sich der, welcher diese Ausgabe gebrauchen will, den Text erst zusammenlesen, wird aber nichts desto weniger, wenn ihm das früher für Markianos Geleistete zu gebrauchen

Digitized by Google

nicht verstattet ist, auf lockerem trügerischem Boden stehen.

Noch ist eine originelle Einrichtung zu erwähnen, welche der Herausgeber in dem griechischen Texte vorgenommen hat. Es ist bekannt, dafs Stephanus Byzantinus öfters sich der Auctorität des Markianos bedient; da wir nun nur Fragmente vom Markianischen Werke, d. h. eine eigenthümliche Art von Epitome, deren Beschaffenheit Hr. Prof. Dr. Haase zuerst — für Hern. H. freilich umsonst — so treffend dargelegt haben, so mufste die Folge sein, dafs wir Einiges, was wir noch im Stephanus finden, jetzt vergebens im Markianos selbst suchen. Da aber ferner die ganze Eigenthümlichkeit dieser Epitome darin besteht, dafs der Urheber entweder aus irgend einer Grille, oder, wie Hr. Dr. Haase muthmafst, aus Ueberdrufs und Eile gerade in dem Periplus des Markianos selbst Vieles von dem Speciellen der Küstenbeschreibung, — und zwar je weiter vorwärts, desto mehr, wegliefs, einige Abschnitte ganz übersprang, übrigens aber durchaus streng die Worte des Markianos beibehielt, so liegt es am Tage, dafs man mit Recht nur die Fragmente des Stephanus als Fragmente des Mark. Werkes mit einigem Rechte hinstellen könne, wo wir den Abschnitt selbst oder das Specielle nicht haben. Da nun endlich sich einem Jeden, der ein oder höchstens zwei Mal diese Ueberbleibsel des Mark. mit einiger Aufmerksamkeit durchgelesen hat, sofort die Lücke des Epitomators zeigt, — denn die Schreibart des Markianos und der Gegenstand selbst sind von der Art, dafs sie wegen ihres stetigen Colorits die besten Führer hierbei abgeben, — so mufs man billig von einem überlegenden Herausgeber erwarten, dafs er jedesmal im Texte selbst durch irgend welche Zeichen diese sichtbaren Lücken andeute, und eben dahin die uns vom Stephanus erhaltenen Fragmente — aber nur diese und nicht mehr — setze; was auch gar nicht schwierig ist, da Stephanus deutlich den gehörigen Ort meistens angiebt. Von dem Allen sucht man vergebens bei Hrn. Dr. H. eine Ahnung; statt dessen hinken jedem Abschnitte, für den er im Stephanus ein Mehres fand oder zu finden glaubte, die vollständigen Artikel des Stephanus, also mit Hergehörigem und Fremdartigem, nach, abgedruckt, ohne die leichtesten und doch so nöthigen Verbesserungen, aus des Berkelius Ausgabe, nebst dessen Anmerkungen und einigen wenigen meist verfehlten eigenen Notizchen. Dafs übrigens auch hierbei mit riesiger Schnelle verfahren, zeigen einige Artikel, die sich irgendwohin verlaufen haben; z. B. ist Μυρίκη zum Periplus Arabiens gesetzt (S. 59), da es doch, wie Ptolemaeos, den Hr. Dr. H. überhaupt bei seiner Arbeit nicht gehörig benutzt hat, deutlich lehrt, zu Libyen, also S. 48 sq. zu setzen war; dann Μαλλάδα, das hier nach Persien versetzt ist, während es nach Arabien gehört, wie Ptolemäos zeigt, wenn es gleich im jetzigen Stephanus heifst: πόλις περσική, welches Irrthums Grund aber sofort aus dem folgenden περσικοῦ κόλπου zu ersehen war; und endlich Χαλκηδών, das S. 170 sehr geistreich eine neue Lage angewiesen erhält, indem es Hr. Dr. H. dem Periplus Bithyniens östlich vom Hieron des Zeus Urios zutheilt, ein arger Fehler, der anderweitig schon seine gehörige Beleuchtung gefunden hat. — Dafs aber ferner hierbei auch noch Stellen des Stephanus übersehen sind, darf Niemanden wundern, wenn man die Eile betrachtet, mit der diese Arbeit zusammengeschrieben und in die Welt gesandt ward, und bedenkt, dafs dann Hr. Dr. H. erst den Stephanus mit dem Ptolemäos hätte zusammenhalten müssen. Jedoch dafs die an das Ende des zweiten Buches des eigenen Periplus des Markianos gehörigen Fragmente aus Stephanos (s. v. Μαυριτανίαι, Τίγγις und Ἄμισσα) übersehen sind, ist sehr zu bewundern. Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Ueberschrift und Notiz (S. 62): Ἀσσυρίας περίπλους. Κτησιφῶν κ. τ. ἑ.: wie dachte sich wohl Hr. Dr. H. diesen Periplus möglich? besonders da man damals die Kräfte des Dampfes noch nicht kannte. Schon flüchtige Einsicht in des Ptolemäos Werk hätte den Herausgeber vor solch einem unverzeihlichen Fehler behüten können. Endlich ist hier noch anzuführen, dafs, nach seiner irrigen Ansicht, Hr. H. auch die Artikel aus Stephanus wieder abdrucken liefs und als Fragmente hinstellte, statt sie, wie einmal geschehen, in den Noten zu erwähnen, welche wir in dem Erhaltenen selbst noch lesen, wie Σίναι S. 55, Ψύλλα S. 171, Τίος und Καππαδοκία S. 175 sq. und endlich Χαδισία S. 179. — Es wäre mir hier wohl Gelegenheit geboten, das, was ich über Markianos selbst, seine Zeit, seine Schriften, ihren Werth und ihre jetzige Beschaffenheit, und über die Kritik und Erklärung bei diesen Ueberbleibseln denke und gefunden habe, zu veröffentlichen; allein der mir verstattete Raum ist zu

beschränkt dazu; zudem wäre es doch, in Betreff des Herausgebers zu tauben Ohren gesprochen und für die, welchen derartige Untersuchungen wirklich erwünscht sind, wird meine Ansicht nicht lange mehr verborgen bleiben, da ein Aufsatz über Markianos, der schon vor drei Vierteljahren abgesandt war und nur durch unvorhergesehene Hindernisse noch nicht abgedruckt ist, baldigst erscheinen wird.

Daher wende ich mich jetzt zu den Anmerkungen des Hrn. Dr. H., die natürlich doppelter Art, theils kritisch, theils erklärend sind. Was die erklärenden anlangt, so darf man wohl mit vollstem Rechte sagen, dafs von dem neuen Herausgeber gar nichts geleistet ward, denn nur das Alte und daher oft genug ganz Unbrauchbares wird uns vorgetragen, wie es eben Hudsons Ausgabe bot, und einige nichthergehörige bibliographische Notizen beigefügt. Wie es aber mit der Kritik steht, müssen wir an einigen Beispielen zeigen, um nicht durch kurzes Urtheil uns der dictatorischen Sprachweise verdächtig zu machen. Denn in Hinsicht der Erklärung kann uns letzterer Vorwurf durchaus nicht gemacht werden, da nicht einmal auf die comparative Geographie, aufser bei Hispanien und Gallien hier und da nach Ukert, Rücksicht genommen worden ist, obgleich dafür, bei schnellem Arbeiten, das Bischoff-Möllersche Lexicon gute Dienste geleistet hätte.

Sofort der Beginn der Worte des Markianos bietet Veranlassung, das Verfahren des Herausgebers in dieser Hinsicht kennen zu lernen. Er stellt ein Ὠκεανοῦ in Klammern, rings mit Punkten umgeben voran, und meint in einer fast drei Seiten langen Note, dafs Markianos über den Okeanos in dem Verlorenen gesprochen habe: „atque fortasse eo modo, ut periodum ejus ejusque partes et conjunctionem cum interiori mari ostenderet. Quibus expositis rebus Marcianus transiit ad Artemidorum, docens ubi is εἰς ροὴν Ὠκεανοῦ in mare nostrum posuerit." Dies wäre an sich wohl denkbar, und da diese Worte eher geschrieben wurden, als Millers Ausgabe dem Herausg. zu Gebote stand, verzeihlich; allein wenn er später noch, nachdem er Hrn. Dr. Haase's Worte gelesen hatte, darauf beharrte, wie er es in der Vorrede pag. IX. thut, begeht er einen argen Fehler. Es mufste ihm jetzt klar sein, dafs die Anfangsworte, die wir nun vollständiger haben, fest zusammenhängen, und, wenn auch über einzelne noch Streit stattfinden könnte, sich unmittelbar auf Artemidoros beziehen. Wir wissen aber, dafs Markianos eine Epitome der Geographumena des Artemidoros gemacht hatte, dafs er eben zu dieser als Supplement diese zwei Bücher eines Periplus des äufseren, östlichen und westlichen Meeres, ganz nach Ptolemäos und, in Hinsicht der Stadienberechnung nach Protagoras gab, diese also unmittelbar sich an jenes Werk, das in der Originalschrift des Markianos voranging, anschlossen; — mithin ist gar nicht einzusehen, wie viel fehlen könne, besonders wenn man die gedrängte Schreibart des Markianos betrachtet. Zudem ist zu beachten, dafs Mark. solche allgemeine Bemerkungen, wie die vom neuen Herausgeber angenommene ist, bei späterem Vorkommen des nämlichen Wortes oder in ähnlichen Stellen wieder anzieht, auf das Frühere verweisend. Hätte er nun in Wahrheit über den Okeanos und seine Einmündung ausführlicher gesprochen, er würde gewifs, wenigstens beim zweiten Buche, wo sich ihm oft Gelegenheit bot, davon gesprochen und aufs Frühere verwiesen haben. Allein zugleich hätte Markianos ein Mehreres über die ganz verschiedene Ansicht des Ptolemäos über den Okeanos in Bezug auf frühere Geographen mittheilen müssen, wovon ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Wenn aber der Herausgeber zur Unterstützung seiner Meinung die Worte des Dionysios Periegetes (vs. 27 sqq.), die des Dionysios Worte ausführlicher erklärenden Worte des Eustathios zu eben dieser Stelle und endlich gar die Paraphrase derselben aus Nicephorus Blemmides ausführlich mittheilt, so hat er umsonst dieses breite Material herbeigeführt, um dem Markianos die Annahme der Eratosthenischen Ansicht über den Okeanos, die, wenn auch vielleicht dem Artemidoros nicht, doch ganz gewifs dem Ptolemäos widerstreitet, willkührlich aufzubürden.

Eine andere Stelle, wo Hr. Dr. H. hätte beweisen können, dafs er seinen Schriftsteller mit Sorgfalt und Liebe gelesen und bearbeitet habe, findet sich p. 38 Hoff. p. 12 Mill. p. 8 Huds. wo er jedoch sich ganz ruhig verhält. Diese Stelle ist nämlich so zu schreiben: „Τῆς μὲν Εὐρώπης, περιπλεομένων τῶν κατ' αὐτὴν κόλπων ἐν τῇ καθ' ἡμᾶς θαλάσσῃ, ἡ παράλιος χώρα τὴν ἀρχὴν ἔχει ἀπὸ τοῦ Ταναΐδος ποταμοῦ καὶ καταλήγει ἐπὶ

τὸν Ἡράκλειον πορθμὸν καὶ τὰ Γάδειρα τὴν νῆσον, καὶ ἔστιν ὁ σύμπας αὐτῆς περίπλους σταδίων ς„ καὶ β (Cod. Paris. „γ καὶ θγ τῆς δὲ Λιβύης ἀπὸ Τίγγις πόλεως μέχρι τοῦ Κανωβικοῦ τοῦ Νείλου στόματος ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „γ καὶ ρκ' (Cod. Paris. „δ καὶ σπ)· τῆς δὲ Ἀσίας αὖν τῇ Αἰγύπτῳ ἀπὸ τοῦ Κανωβικοῦ τοῦ Νείλου στόματος (die Worte von ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „γ καὶ ρκ, bis mit Νείλου στόματος fehlen als Schreib- oder Druckfehler (aus leicht erklärlichem Grunde) bei Alexandrides, was jedoch Hr. Dr. H. nicht bemerkt, trotzdem, dafs er diesen erbärmlichen Abdruck der Hudsonschen Ausgabe sonst oft und mit gewichtigen Worten anführt) μέχρι τοῦ ποταμοῦ τοῦ Ταναΐδος ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „δ καὶ σπ' (Cod. Paris. „ς καὶ ρκ'). Ἡ τοίνυν σύμπασα χώρα τῆς παραλίου θαλάσσης τῆς καθ' ἡμᾶς ἐστιν ἥτε τῆς Εὐρώπης καὶ τῆς Λιβύης καὶ τῆς Ἀσίας σταδίων „ι „γ θυ". Hr. Dr. H. giebt an dieser Stelle die ganz unzulässige Schreibung der Zahlen Höschels und Hudsons wieder, wie er denn überhaupt für die so dringend nöthige Verbesserung der Zahlen, zu deren Herstellung Hr. Dr. Haase so treffend den Weg zeigte, nicht das Mindeste geleistet, nämlich für Europa: μ. γ'. καὶ θ'., also nach Hudson 30,009; für Libyen μ. ξε καὶ σπ' (60,280); für Asia μ. ς' καὶ ρα' (60,101), was 150,390 geben würde, während die Hauptsumme gleichwohl als: μ. ιγ'. θυ' oder 139,400 angegeben wird. Hr. Miller schrieb schon richtiger nach Cod. Paris., wo wir dann wenigstens die Hauptsummen richtig finden. Allein offenbar enthalten diese Zahlen, wie schon die einfache Ansicht zeigt, ein grofses Mifsverhältnifs, und zur guten Stunde bietet uns Agathemeros gewifs dieselbe Messung, und zwar höchst wahrscheinlich aus derselben Quelle. Er theilt im dritten Capitel Europa „ςθφθ' (69,709), Libyen „βθσνβ' (29,252) und Asien „δρια' (40,111) zu, also im Ganzen 139,072. Bei dieser Berechnung verhält sich Alles richtig. Wenn man nun bei unserem Markianos für Europa „ς καὶ θ (69,000), für Libyen „ρκ' (30,120) und für Asien „δσπ' (40,250) rechnet und diese Zahlen in den Text stellt, wie ich oben gethan, so hat man zwar etwas mehr als Agathemeros giebt, aber es harmonirt erstens mit der Gesammtsumme und giebt zweitens jedem Erdtheile eine richtigere Ausdehnung. Die Frage ist nur noch, ob man nicht ganz dem Agathemeros folgen solle. Diese Bemerkung machte übrigens auch Letronne und hat sie ausführlich mitgetheilt in seinen Fragmens des Poems etc. p. 278.

Seite 44 Hoffm., 19 Mill., 11 Huds. lesen wir in der Beschreibung τῶν δεξιῶν μερῶν τοῦτε Ἀραβίου κόλπου καὶ τῆς Ἐρυθρᾶς θαλάσσης Folgendes: Μετὰ δὲ τὸ στόμα τοῦ Ἀραβίου κόλπου ἑξῆς ἐστιν ἡ Ἐρυθρὰ θάλασσα. Περιπλέοντι τοίνυν ταύτην καὶ ὁμαλῶς ἐν δεξιᾷ τὴν γῆν ἔχοντι ἐκδέχεται μὲν ὁ αὐτος κόλπος ἐν τοῖς δεξιοῖς μέρεσι τῆς Ἐρυθρᾶς τυγχάνων θαλάσσης· παρωκεῦσι δὲ τούτῳ οἵτε προειρημένοι Τρωγλοδύται (vorher sagt nämlich Markianos: ἡ Τρωγλοδυτικὴ ἐπὶ πλεῖστον ἐκτεινομένη· παρήκει γὰρ παρά τε αὐτὸν τὸν Ἀράβιον κόλπον καὶ παρὰ τὴν Ἐρυθρὰν θάλασσαν) καὶ Αὐαλῖται καὶ προσέτι γε οἱ Μόσυλοι (Herr Dr. Hoffmann schreibt noch: Μοσσουλοί) τὰ ἔθνη". Man sieht auf den ersten Blick, dafs hier das ὁ αὐτὸς κόλπος mit Allem im Widerspruche steht; denn mit dem κόλπος Ἀράβιος ist doch die deutlich genug von ihm unterschiedene Ἐρυθρὰ θάλασσα nicht ein und dasselbe, kann es auch nicht sein. Zudem mufs man sich billigerweise wundern, dafs Markianos, der pünctlich seiner Quelle, dem Ptolemäos, folgt, hier dessen Αὐαλίτης κόλπος ganz übergangen haben sollte, an dem eben die genannten Völkerschaften wohnten. Mir scheint nichts natürlicher und gewisser, als dafs hier der Copist des Manuscriptes die Abkürzung, welche er wohl fand, nicht verstand und Αὐαλίτης in αὐτὸς verdrehte. Eben diese Stelle, oder die im Speciellen wiederkehrende Aufzählung des Αὐαλίτης κόλπος meinte Stephanus Byz. s. v.

In dem S. 58 aus Stephanus Byzant. s. v. Ζαδράμη Mitgetheilten begreift Hr. Dr. H. nicht, dafs Λ und Δ paläographisch verwechselt werden könne, und fügt daher der Bemerkung Berkels, dafs bei Ptolemäos ebenfalls Ζαδράμη statt Ζαραάμι zu lesen sei, was auch jedem einleuchten mufs, ein: „Non liquet und: Nihil in Ptolemaeo mutandum esse video" — bei.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 83.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann.*

(Schluſs.)

Seite 60 erscheint ihm die von Steph. Byz. s. v. Σιθηνοί nach Markianos erwähnte Völkerschaft Arabiens als verschieden von des Ptolemäos Σιδηνοί, wie gewöhnlich bei diesem gedruckt ist. Ist das denkbar? Gleichwohl sagt Hr. Dr. Hoffm. recht naiv: „Σιθηνοί populus nemo [!] praeter Marcianum commemorat; alius enim est populus Σιδόνιοι, nisi fortasse [das ist ein Hauptwort für diesen Herausgeber], quod Strabo lib. I, p. 42 et lib. XVI, p. 764 aliis testibus tradidit, Σιθηνοί iidem sint, qui ad mare rubrum remanserunt, cum Σιδόνιοι cum Phoenicibus [bei Hrn. Dr. Hoffm. steht Phoenicis], ex ea regione migrarent, [welch ein schöner Beitrag zur Ethnographie! und der Herr hat doch ein Schriftchen: „Iberer im Osten und Westen" veröffentlicht]. Ptolemaeus geogr. VI, 7. Σιδηνοί. —

Pag. 72 Hoffm., 36 Mill., 21 Huds. giebt Hr. Dr. Hoffm. im Texte mit Hudson das verschriebene Ἀσαβὼ statt Ἀσαβῶν, und sagt, da ἔφαμεν dabei steht, in der Anmerkung: „Hodie nihil de hac re ante in Marciani periplo legis, quam hic commemoratam *vidis* [so!], nisi p. 16 Huds. simpliciter promontorium Ἀσαβὼ [so ist auch wirklich dort mit Hudson geschrieben, während hier im Texte Ἀσαβὼ steht: ein Beispiel von der Consequenz des Hrn. H. in der Namenschreibung]. Fortasse hanc rem tractavit Marcianus in Arabiae descriptione". Also mit einem fortasse wird der Leser abgespeiset! Man ersieht daraus klar, wie Hrn. Dr. Hoffm. die Lücken, und zwar die sehr bedeutenden Lücken in der Beschreibung Arabiens, wo nur das Allgemeine uns erhalten ist, ganz verborgen blieben. Auch kann er die hier (l. d.) sich befindenden Worte mit Genauigkeit durchweg nicht angesehen haben.

Die folgende Seite (73 Hoffm.) bietet eine gute Gelegenheit, Scharfsinn oder doch wenigstens richtigen Tact in Kritik und Erklärung zu zeigen. Die Worte des Mark. sind, nachdem, wie gewöhnlich nach der Beschreibung einer längeren Küstenstrecke und nach der Ankunft bei irgend einem ausgezeichneten Orte, die Summe der früher einzeln gegebenen Distanzen mit einem: οἱ πάντες — στάδιοι κ. τ. ἑ. auch hier mitgetheilt worden ist, folgende: Οἱ δὲ σύμπαντες τοῦ περίπλου παντὸς τοῦ Περσικοῦ κόλπου ἀπὸ τοῦ Ἀσαβῶν ὄρους καὶ τοῦ Ἀσαβῶν [hier zweimal wiederum Ἀσαβὼ mit Höschel und Hudson] ἀκρωτηρίου μέχρι τοῦ Σεμιράμιδος Στρογγύλου ὄρους καὶ Καρπέλλης ἀκρωτηρίου ἐκδέχεται τὸ Ἰνδικὸν πέλαγος πρὸς ἀνατολὰς ἐκτεινόμενον, ᾧ τὸ λειπόμενον [welches Wort Hr. Dr. Hoffm., wie selbst die neueste Zeit gelehrt hat, nicht richtig zu würdigen weifs, da er im Fragmente der Markianischen Epitome des Menippos es durch das λεγόμενον, das er orakelmäfsig erklärt, des Anonymos emendirt] μέρος τῆς Καρμανίας παρήκει μέχρι Μουσαρναίων γῆς. Ἐκδέχεται τοίνυν κ. τ. ἑ. Bereits Hudson fühlte, dafs hier eine Lücke vor dem ersteren ἐκδέχεται sein müsse, und zeigte dies in den Noten kurz an, befolgte es auch in der lat. Uebersetzung. Hr. Miller sah dies ebenfalls ein und nahm die Lückenzeichen in den griechischen Text. Hr. Dr. Haase billigte dies in der erwähnten Recension S. 230, ging aber mit bestem Erfolge auf dem richtigen Wege weiter und gab folgende einzig richtige Herstellung, die unbedingt in den Text aufzunehmen war: Οἱ δὲ σύμπαντες — Καρπέλλης ἀκρωτηρίου στάδιοι „ᾳδσ'. Περιπλέοντι δὲ τὸ Καρπέλλης ἀκρωτήριον (diese beiden Worte die Ursache der Lücke) ἐκδέ-

Digitized by Google

χεται κ. τ. λ. Man sehe das Weitere bei Hrn. Hause; und ich erwähne nur, dafs gesunder Menschenverstand Οἱ σύμπαντες mit ἐκδέχεται nicht verbinden kann, und nicht erst die Schreibart des Mark. zu kennen braucht, der gerade in dieser Diction sich unzähligemale beurkundet. Gleichwohl schreibt der neue Herausgeber S. 73: *Nemo itaque, si rem accuratius considerat*, hoc loco aliquid desiderabit. Nostra sententia firmat [wieder eine neue lat. Diction!] etiam sequens ἐκδέχεται, quod nihil est nisi mera repetitio antecedentis ἐκδέχεται. Carmania partim Persico sinui partim Indico pelago adjacet. Situs illorum locorum idem est [!]. Hierauf folgen oberflächlich angegebene Stellen aus Ptolemäus und Strabo, dann: Hudsonum et qui eum sequutus est, Millerum deceperunt interpunctionis signa, quae ex Höschelii editione retinuerunt, die er mittheilt, ohne selbst etwas weiter gethan zu haben, als dafs er nach ἀκρωτηρίου vor ἐκδέχεται ein Comma, das Höschel nicht hat, setzte, in der lat. Uebersetzung aber aus Hudson treulich die Zeichen der Lücke beibehielt, was noch für die Unglücklichen, welche sich dieser Ausgabe bedienen sollten, ein glücklicher Umstand ist. Daran schliefsen sich endlich noch die Worte: *Nos autem signa sensui verbisque accommodavimus, et res erit liquida.*

So unüberlegt, flüchtig und gehaltlos sind aber auch alle anderen eigenen Versuche des Herausgebers in Hinsicht der Kritik, z. B. S. 75 über die Lücke nach ἀπὸ δὲ Ῥογάνων, wo er sogar in der Lesart des Cod. Par. eine Glosse aus Ptolemäus wittert; S. 76, Anmerk. 18 über Καδία (soll Βαγία heifsen); S. 103 über Ἡ Ἰβηρία, wo er Andere tadelt, ohne es selbst besser zu machen; S. 107 not. 2. wo das Gegebene alle Begriffe übersteigt und höchstens in ein Anecdotenbüchlein gehört; S. 112 not. 12, wo er abbricht, ehe die Hauptsache kommt, denn es mufs gelesen werden: τῇ ἐπὶ τῇ ἐκτὸς καὶ καθ' ἡμᾶς θαλάσσῃ; S. 113 not. 14, wo er am Ende wieder einreifst (durch unheilvolle Ahnungen), was er am Anfange aufgebaut hatte; S. 118, not. 8, wo das allein Richtige, Νερίου, ganz unbeachtet bleibt; S. 124, not. 14, wo der grammatischen Unkenntnifs durch Annahme von Glossemen Hilfe zu Theil wird; S. 125, not. 4, wo er ebenso wenig Einsicht zeigt, als in einer dieser gleichen, nämlich durch eine Lücke leidenden, Stelle S. 146, not. 7; S. 92, l. 5 sqq. p. 30 Huds. giebt er die verdorbene Schreibung aus Höschels und Hudsons Ausgaben, trägt das von Jenen und Dodwell Gesagte flüchtig zusammen, und bemerkt nicht, dafs Hr. Miller nach dem Pariser Codex diese Stelle im Anfange vervollkommnete durch: οὐ ῥᾴδιον ἀναγράψαι, und folgt in der lat. Uebers. Hudson. Auf diese Art ist es allerdings leicht, Bücher machen und Ausgaben in die Welt zu setzen; aber freilich welcher Art! wie ganz anders Hr. Letronne, dem dieses zeitgemäfse Productchen gewidmet ist; — er schreibt: τούτου τὸν ἀριθμὸν οὐ ῥᾴδιον ἀναγράψαι, ἐπειδὴ μηδὲ ἄλλως εὐμαρὲς, τὸν ἐχόμενον περίπλουν μετὰ τὸν Σινῶν ὅρμον (so pflegt Mark. zu schreiben) σαφῶς δηλῶσαι, τάχα δὲ θείῳ τινὶ γνωστὸν, μήτε τὰ πρὸς κ. τ. λ. Fragmens des Poems etc. p. 283. Früher machte ich folgenden Versuch nach Hrn. Millers Ausgabe, den ich, da ich auch jetzt noch ihn vorziehe, kurz mittheilen will: τούτου τ. ἀριθ. οὐ ῥᾴδ. ἀνα., ἐπειδὴ μ. ἄλ. εὐμ., τὸν ἐχ. π. μ. τὸν Σ. ὅρμον δηλῶσαι, σαφῶς θείῳ τινὶ γνωστόν, μήτε κ. τ. λ. — Noch erwähne ich kurz, dafs Hr. Dr. Hoffm. S. 96 init. weder das τὸ δεύτερον des Hrn. Miller noch in der Vorrede selbst, die richtige Bemerkung des Hrn. Dr. Hause über die Ueberschrift des 1sten und 2ten Buches zu würdigen verstanden hat. Uebrigens mufs es hier (p. 96 lin. 2. Hoffm. p. 33 Huds. τοῦ τ' statt κατα heifsen, τε nach ἑφου gestrichen werden, und eben so wird Μαρκιανοῦ recht gut mit Cod. Paris. wegbleiben können; — und S. 149 not. 2. wo er mit vielen Worten einen sinnlosen Gedanken als gerechtfertigt angesehen wissen will, da doch Niemand glauben kann, dafs, wenn von einem und demselben Puncte ausgegangen und bis zu einem und ebendemselben Puncte die Länge und Breite Hibernias wirklich gemessen worden wäre, die Entfernung, die beidemal ganz dieselbe, einmal 2170 und das andere Mal 1834 Stadien geben könne. Auch hat er S. 81, lin. 5 sq. (p. 24 ex. Huds.) aus dem vom Cod. Paris. richtig ausgelassenen δὲ nach μετὰ vor τὸ γ' στόμα keinen Nutzen gezogen; die Stelle ist zu schreiben: ἀμπειπλῆρε· καὶ αὐτὴν δὲ τὴν μητρόπολιν, καλουμένην Πάταλα, μετὰ τὸ τρίτον στόμα τοῦ Ἰνδοῦ ποταμοῦ ὥσπερ νῆσον κεῖσθαι συμβέβηκε καὶ ἑτέρας πόλεις πλείστας. Zum Schlusse erwähne ich noch, wegen vielfachen Irrthums, der Stelle p. 90 Hoffm. p. 50 Mill. p. 29 ex. Huds. wo man bei Höschel, Hudson, Miller und Hoffmann liest: Τὰ δὲ ἀνατολικώτερα τούτων ἄγνωστός ἐστι γῆ, λίμνας ἔχουσα ὑλώδεις (Cod. Paris. ἑλώδεις, Höschel aber im Texte

klar ἑλώδεις, bei Hudson war es in ὑλώδεις verdruckt, daher er in der lat. Uebersetzung richtiger: uliginosas hat, was aber Hr. Hoffm. in: silvosas wundervoll veränderte), ἐν αἷς κάλαμοι μεγάλοι φύονται, καὶ συνεχῶς οὕτως, ὥστε ἐχομένων (der Cod. Paris. hat ganz richtig ἐχομένους, wie auch Höschel in den Noten emendirte und was Ptolemäos, aus dem diese Worte genau abgeschrieben sind, Buch I, cap. 17. p. 19 Bert., p. 57 l. 10 sqq. Wildberg hinreichend bekräftigt) αὐτῶν ποτεῖσθαι τὰς διαπεραιώσεις". Ueber Grammatisches in dieser Stelle siehe nach Hrn. Dr. Hanse in der erwähnten Recens. S. 219 und Hrn. Dr. Westermann (l. d.) S. 150. Die Stelle des Ptolemäos (wie man denn überhaupt ohne spezielle Kenntnifs des Ptolemäos, für den allein Hr. Dr. Wildberg bisher Etwas gethan, Andere zu thun nur vielfach versprochen haben, sich zur Lectüre des Markianos gar nicht wenden sollte) ist allgemein bisher übersehen worden. Man schreibe also ἑλώδεις und ἐχομένους fernerhin getrost.

Doch genug über diese neue zeitgemäfse Ausgabe, denn wollte ich auch nur die augenfälligeren ferneren Gebrechen in Hinsicht der kritischen Anmerkungen besprechen; ich würde eine eigene Schrift abfassen müssen. Auch hoffe ich, dafs das bereits Gegebene hinreichend sein wird, um sich von den Leistungen dieser neuen Ausgabe ein richtiges Bild entwerfen zu können. Es wäre fürwahr gut gewesen, wenn Hr. Dr. H. in der Vorrede die Worte: „Ex quo tempore, idque multi sunt anni, in geographia sumus versati antiqua etc." ganz weggelassen hätte; denn nach solchen Worten erwartet und verlangt man Tüchtiges, noch dazu von einem Schriftsteller, der Andern vorwirft, dafs sie durch eigene dicke Werke noch nichts geleistet hätten. Hätte irgend Jemand sich nicht geschämt, solche Mifsgeburt in die Welt zu setzen, gewifs wir hätten schon viele und in mancher Hinsicht noch trefflichere Arbeiten über die kl. griech. Geographen. Oft genug zwar hat man den Wunsch nach einer neuen Ausgabe dieser Schriftsteller ausgesprochen, allein gewifs kein einziger Gelehrter und Freund der alten Geographie hat sich bisher nach dem Wiederabdrucke des Hudsonschen Textes gesehnt. Der Hr. Herausgeber hat trotz seiner hohen Meinung von dem Geleisteten doch einige Ahnungen gehabt, daher man bei ihm in der Vorrede p. I. u. p. XV. Entschuldigungen in dem ihm eigenthümlichen Tone liest. Mit solchen läfst sich freilich Alles rechtfertigen; in der Wissenschaft aber können sie nicht Statt finden, da gilt es Ernst und Würde!

Zu erwähnen sind nur noch die grenzenlose Unzahl von Druckfehlern und falschen Accenten, deren in Bezug auf Markianos entworfenes Verzeichnifs, ohne nur auf einige Vollständigkeit zu rechnen, acht engeschriebene Quartseiten anfüllt, daher auch hier keine weitere Mittheilung stattfinden soll.

Das Resultat der Betrachtung dieser zeitgemäfs sein sollenden Ausgabe, soweit sie Markianos betrifft, in wenigen Worten zusammengefafst ist, dafs ihr die ungenaue Sammlung des kritischen Materials, die Unzahl von Unrichtigkeiten in den Anmerkungen, die Unkenntnifs der Benutzung der Millerschen Ausgabe, der gänzliche Mangel kritischen Sinnes von Seiten des Herausgebers, die unnöthigen und schlechten Anhängsel der Dodwellschen Dissertation und Hudsonschen lateinischen Uebersetzung, der fast durchgängige Mangel eigener erklärender Bemerkungen, das Unterlassen der nothwendigen eigenen Forschung über Markianos, seine Schriften, deren jetzige Beschaffenheit, Handschriften und bisherige Ausgaben, ferner eine überall sichtbare Inconsequenz und Eile, eine barbarische Latinität und die Unzahl von Druckfehlern und unrichtigen Accenten den Stab brechen. Nur Etwas und dies ein recht Bitteres, lernt man aus ihr; nämlich, wie man einen alten Schriftsteller nicht bearbeiten müsse.

H. Dittrich.

LI.

Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie par M. Félix Lajard, Membre de l'Institut. Lu à l'Académie le 8 Octobre 1830. Paris Imprimerie Royale. 1840. 132 S. 4.

Die Länder jenseits der Donau, im heutigen Ungarn und Siebenbürgen, welche die von Trajan gebildete Provinz Dacien umfafsten, sind nicht lange im Besitze der Römer gewesen. Von Trajan im Jahre 106 n. Chr. zur Römischen Provinz gemacht, wurde Dacien von Aurelian im Jahre 270 definitiv aufgegeben; indessen schon früher, in der Mitte des 3ten Jahrhunderts, hatte es durch die Einfälle der Barbaren beträchtlich gelitten, und seit des Kaiser Decius'

unglücklichem Ende, das er im Kampfe für dasselbe fand, konnten sich die Römer nicht mehr seines sicheren Besitzes rühmen. Also ungefähr 150 Jahre hat Dacien zum Römischen Reiche gehört, aber aus dieser kurzen Zeit haben wir eine grofse Menge von Inschriften, die sich fortdauernd mehrt. Auch Monumente andrer Art haben sich gefunden, zwar nicht eben von Kunstwerth (denn das materielle Leben, das der Bewohner Dacien's im Kampfe mit der Natur und wilden Nachbarn führen mufste, war nicht geeignet, dergleichen hervorzubringen), doch von dem höchsten Interesse, um zu erkennen, welches Leben in jener entfernten und abgeschiedenen Colonie Rom's herrschte.

Zu dieser Gattung von Monumenten gehören die beiden, auf den Mithrasdienst bezüglichen, Basreliefs, deren Erklärung ein gelehrtes Mitglied der Pariser Academie, schon sonst auf diesem Felde thätig, in der oben genannten Abhandlung gegeben hat. Merkwürdig, dafs in dem alten Dacien sich verhältnifsmäfsig viele Denkmäler des Mithrasdienstes finden. Woher kommt dies? Creuzer in den Heidelberger Jahrbüchern 1822 Nr. 78. glaubt durch einige Etymologien und einige Aehnlichkeiten zwischen den Namen der Völker Daciens und Kleinasiens zu dem Resultate zu gelangen, dafs die Römer, da sie Dacien in Besitz nahmen, dort den Mithrasdienst antrafen und sich mit ihm befreundeten. Allein abgesehen von der Richtigkeit jener Etymologien, oder von der Gültigkeit derselben auf diesem Felde überhaupt, so war das Verhältnifs zwischen den besiegten Daciern und den Römern keineswegs der Art, dafs die Letzteren von den Ersteren Bildung und mit ihr einen Gottesdienst hätten annehmen können. Mit eben dem Rechte könnte man behaupten, die religiösen Eigenthümlichkeiten der heutigen Nordamerikaner schrieben sich von den eingebornen Indianern her. Aber auch historisch ist jene Vermuthung unbegründet. Von den frühern Bewohnern Daciens ist, seit Rom das Land in Besitz genommen, nicht mehr die Rede. „Trajan, wie Eutrop. 8, 3 berichtet, verpflanzte aus dem ganzen Erdkreise eine unzählige Menge Menschen nach Dacien, um die Aecker und Städte zu bewohnen; denn die Ureinwohner waren in dem langen Kriege mit Decebalus vertilgt oder vertrieben." Wer waren also die neuen Einwohner Daciens, die dort angesiedelt wurden? Dies wird die Frage sein, aus deren Beantwortung sich eine Erklärung der häufigen Erscheinung des Mithrasdienstes wird ergeben können. Aus Italien kamen sie gewifs nicht; denn Trajan verbot, wie wir von Capitolinus im Leben des Kaisers Marc. Aurel Cap. II. wissen, die Ausführung von Colonisten aus Italien: aus Gallien und den westlichen Ländern, denken wir, nur Wenige; dort waren die Hauptrecrutirungsplätze der Römischen Armee, und sie brauchten die eigene Bevölkerung zum Schutze ihrer Gränzen. Aus Macedonien also und hauptsächlich aus Asien mochten die Schaaren kommen, die durch die Vortheile, welche Trajan anbot, herbeigezogen, das menschenleere Dacien bevölkerten — und mit ihnen kam der Mithrasdienst. Auch finden sich wirklich in den aufgefundenen Inschriften mannigfache Spuren Griechischer Sprache und Griechischer Cultur: war ja doch der, von dem das eine der vorliegenden Basreliefs herrührte, wie wir aus der darauf befindlichen Inschrift wissen, ein Grieche.

Dieser Mithrasdienst aber, einmal eingeführt, verbreitete sich gewifs sehr schnell, besonders unter den Römischen Soldaten, deren eine bedeutende Anzahl in Dacien stand; Hr. Lajard S. 2 weist auf eine Ursache dieser schnellen Ausbreitung hin, die Einrichtung des Ordens der Mithrasdiener, der, so zu sagen, militärisch organisirt war, und nach gewissen Graden in Abtheilungen zerfiel. Wir fügen zur Bestätigung dieser Bemerkung eine Thatsache hinzu, die von Tacitus und Dio Cassius, obwohl an sich unbedeutend, doch der Ueberlieferung für werth erachtet wurde. In dem Bürgerkriege zwischen Vespasian und Vitellius während der Schlacht bei Bedriacum, begrüfste die dritte Gallische Legion auf Seiten Vespasian's, die eine Zeit lang in Syrien gestanden, die aufgehende Sonne nach Asiatischer Sitte, was damals noch so ungewöhnlich und unbekannt war, dafs die Soldaten des Vitellius daraus schlossen, neue angekommene und längst erwartete Verstärkungen würden von ihr auf diese Art bewillkommnet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie par M. Félix Lajard.

(Schluſs.)

Unter den Monumenten also, die uns die Verbreitung des Mithrasdienstes in Transilvanien bezeugen, sind die beiden Basreliefs, deren Erklärung uns Hr. L. giebt, höchst merkwürdig. Das erste von ihnen, aus Sandstein, ungefähr 1½ Fuſs hoch, ist gefunden im Hásszeger Thale unter den Ruinen der Trajanischen Colonie Sarmizegetusa, und befindet sich jetzt im Baron Bruckenthalschen Museum in Hermannstadt: das andere, ebenfalls aus Sandstein ist ungefähr 3½ Fuſs breit und etwas höher als dies, gefunden unter den Trümmern der zweit ansehnlichsten, ebenfalls von Trajan angelegten, Colonie Dacien's Apulum, in der Nähe des heutigen Carlsburg, wo es jetzt in dem Gräflich Bathyanischen Museum aufbewahrt wird. Beide sind zuerst bekannt gemacht von Hrn. v. Köppen in dem Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher Jahrg. 1823. 21. Band S. 10 und flgd. Wir müssen hierbei unsern Landsmann gegen den Vorwurf der ungenügenden Erklärung, den ihm Hr. L. macht, in Schutz nehmen. Hr. Köppen wollte bei jener Publication keinesweges eine vollständige Erläuterung hinzufügen: seine Absicht war nur, durch einige beigegebene Notizen die Aufmerksamkeit der Gelehrten seinen beiden Basreliefs zuzuwenden. Später, als das vorliegende Memoire schon abgefafst war, sind beide auch von Hrn. von Hammer in seinem Werke Mithriaca (Paris 1833) S. 87 — 92 wiederholt worden, ohne jedoch von den von Hrn. Köppen publicirten Abbildungen irgend eine Verschiedenheit darzubieten. An diese also hat sich auch Hr. L. gehalten.

Beide Basreliefs zeigen in ihren Darstellungen eine solche Aehnlichkeit oder vielmehr Uebereinstimmung, dafs es ersichtlich ist, beiden liegt ein und dieselbe Idee zu Grunde, die nur in Nebensachen etwas modificirt ist. Sie unterscheiden sich von allen bisher bekannten Mithrasmonumenten dadurch, dafs sie nicht blofs *eine* Darstellung darbieten, sondern *drei*, eine über der andern stehend. Die mittlere, die Hauptdarstellung, die beinahe den doppelten Raum der beiden andern zusammengenommen einnimmt, ist die bei Mithrasdenkmälern gewöhnliche. Mithras, dargestellt als Jüngling, in orientalischem Costüm mit phrygischer Mütze, opfert einen Stier, auf dem er kniet. Zu seinen beiden Seiten stehen Jünglinge, von denen der rechts stehende eine erhobene, der links eine gesenkte Fakel trägt. Auf dem Basrelief der Colonie Sarmizegetusa findet sich überdem noch eine Inschrift, die nach einer andern von Hrn. von Köppen S. 16 mitgetheilten ohne Zweifel so zu lesen ist: Deo Soli Invicto Mithrae | pro salute et incolumitATE. M. AVR. THIMOTHEI (sic) ET. M. AVR. MAXIMI. votum nuncupavit solVITQue EVTHICES (Eutyches) EORUM. libertus. So weit würde die Erklärung, wenn man dabei nicht im Allgemeinen auf den Ursprung und die Bedeutung des Mithrasdienstes eingehen wollte, keine weiteren Schwierigkeiten darbieten: denn diese Darstellung findet sich hundertfach wiederholt. Indessen bei den übrigen Gestalten, die in der kunstlosen, ja plumpen Manier mehr angedeutet als ausgedrückt sind, entsteht selbst darüber die Frage, was sie vorstellen sollen. Rechts von dem Jünglinge, der die gesenkte Fackel trägt, ist eine andere, ebenfalls phrygisch gekleidete, Gestalt, sitzend auf einem Stier, dessen Gesicht, wie Hr. L. bemerken will, absichtlich eine Aehnlichkeit mit dem menschlichen hat. Ueber dieser Gestalt sieht man eine andere, einen Berg ansteigend, mit einem Stier auf dem Rükken. Ein Rabe, Mithras' treuer Begleiter, und ein anderer Vogel, den Hr. L. für einen Adler erklärt,

Digitized by Google

sitzen, der erstere auf dem fliegenden Gewande Mithras', der andere, der sich jedoch nur auf dem Monumente Nr. I. findet, auf den Schultern des Hesperus. Den niedergestürzten Stier umgeben ein Hund, eine Schlange, und ein Scorpion, der letztere an den Testicoln des Stiers. Rechts von Mithras neben Phosphorus steht ein Gefäfs, ein Crater: auf Nr. I. stürzt ein Löwe, kopfabwärts in der Luft hängend, sich hinein, auf Nr. II. umklammert er es, auf den Hinterpfoten sitzend.

Die Abtheilung, welche über diesem mittleren Hauptfelde ist, bietet in den Darstellungen auf den beiden Monumenten eine etwas gröfsere Verschiedenheit dar, jedoch offenbar, ohne damit eine andere Bedeutung verbinden zu wollen. Auf den Basrelief Nr. I. ist in der rechten Ecke ein Brustbild, durch zwei daran angebrachte Halbmonde genugsam als Luna bezeichnet, in der linken das Brustbild des Sol. Dafür sind auf Nr. II. rechts der Mondwagen mit zwei Stieren, links der Sonnenwagen mit zwei Rossen bespannt. Die Mitte besteht bei beiden Monumenten aus einer Grotte, in ihr der Steinbock, herausblickend nach der Mondseite, vor ihr sieben Altäre, über dem Hause des Steinbocks ein Nachen und darin ein Stier. Zwischen dem Aufenthalte des Steinbocks und dem Symbol der Sonne ist eine Gestalt mit phrygischer Mütze, sitzend und einen Pfeil abschiefsend auf eine andere, die in knieender Stellung, zum heiligen Hause gerichtet, zu beten scheint. Dazu kommt auf Nr. II. dicht vor der Biga des Sonnengottes ein Jüngling, unbedeckten Hauptes mit fliegendem Mantel. Rechts von der Mittelfigur des Steinbockes ist auf Nr. I. auf den beiden letzten Altären liegend ein Widder, und über ihm eine andere Thiergestallt, die Hr. L. für einen Wolf hält. Neben beiden steht ein Jüngling, ohne Kopfbedeckung, mit einer Waffe in der Rechten, zu seinen Füfsen neben einem Berge die Gestalt eines bärtigen Alten, am Boden liegend und auf die linke Hand gestützt, neben ihm, aber etwas tiefer, eine Frauengestalt, nackt, das Haupt mit einem Helm bedeckt, und in der Linken eine Waffe. Alles dies, bis auf den vermeintlichen Wolf, findet sich auch auf Nr. II., nur dafs der Widder etwas weiter vom Hause des Steinbocks entfernt ist, und vor sich eine Thiergestalt, die allenfalls ein Hund sein kann, hat. Aufserdem steht zwischen dem heiligen Hause und dem bewaffneten Jüngling ein Krieger mit Helm und Schwert.

Das unterste Feld endlich ist auf beiden Monumenten unvollständig, auf dem zweiten mehr, als auf dem ersten. Hr. L. beweist durch ein anderes Mithrasdenkmal, dafs es ergänzt werden mufs in drei Gruppen, rechts ein Viergespann, darauf zwei Personen, eine mit einer Fackel in der Hand: vor ihnen am Boden gleichsam erschreckt liegend eine Gestalt, umwunden von einer Schlange. Die zweite mittlere Gruppe bilden zwei Personen in orientalischer Tracht, in einer Grotte sitzend; die dritte ein Jüngling mit phrygischer Mütze, der einem ihn Anbetenden mit dem Dolche droht.

Die Hauptfrage bei diesen Monumenten, die wir absichtlich vollständig beschrieben haben, bietet sich sogleich dem äufserlichen Beschauer dar: woher kommt die Eintheilung in drei Felder, die sich sonst bei Mithrasdenkmälern nicht findet? Die früheren Erklärer haben Zufall darin gesehen, blofs äufserliche Zusammenstellung, und jede einzeln für sich betrachtet: Hr. L. erkennt darin Absicht. Es mufs eine gemeinsame Idee zu Grunde liegen, sagt er, und dafs das obere Feld gerade oben, das untere gerade unten ist, hat seine Bedeutung. Hrn. L.'s Ansicht also ist: auf dem mittleren Felde wird Mithras als König der Erde oder der Lebenden, auf dem oberen als König des Himmels, auf dem unteren als König der Unterwelt dargestellt. Dies ist das Resultat seiner Untersuchung, daraus ergiebt sich ihm das Einzelne, das er in drei Abtheilungen, die den drei verschiedenen Darstellungen gewidmet sind, beweist und durchführt. Z. B. auf dem untern Felde in der Darstellung links erkennt er Mithras mit Phosphorus, selbst bis in die Unterwelt hinab, seinen Erzfeind Ahriman verfolgend, der, kenntlich an der Schlange, die um ihn gewunden ist, erschreckt von der Nähe des siegreichen Gottes sich für überwunden erklärt. In der mittleren Gruppe sieht er Mithras mit einem Genius zu Gericht sitzend über die Todten, und ihre guten und schlechten Handlungen gegen einander abwägend, links endlich den Eingeweihten, knieend vor einem anderen Genius, dem er, um seine Fürsprache bei Mithras zu erhalten, einen Eid leistet.

Wir müssen diese Hauptidee Hrn. Lajard's, die Art selber, wie die Darstellungen geordnet sind, zu benutzen, und der symbolischen Anschauung des Morgenlandes gemäfs zu deuten, als glücklich und richtig

Digitized by Google

anerkennen. Bei der Ausführung des Einzelnen glaubte er, besondere Rücksicht auf die heiligen Bücher der Perser nehmen zu müssen, von denen ja dieser ganze Sonnendienst, der sich später freilich mit anderen Elementen vermischte, ausgegangen ist. Auf eine allgemeine Deutung der auf Mithrasdenkmälern gewöhnlichen Vorstellungen wird nicht eingegangen: nur einzelne Resultate werden angeführt und dabei auf frühere Schriften Hr. L.'s verwiesen; z. B. in dem Stier, der von Mithras geopfert wird, sieht Hr. Lajard das Symbol des Lebens, und die religiöse Idee, die dabei zu Grunde liegt, ist nach ihm ein Opfer, von Mithras der höchsten Gottheit Ormuzd dargebracht zur Erlösung des sündigen Menschen — eine sinnreiche und der gewöhnlichen gewifs vorzuziehende Erklärung. Indessen verkennt Hr. L. dabei nicht, dafs man, da man grade den Stier zum Sinnbild des Lebens wählte, noch eine andere Bedeutung hineinlegte. Er unterscheidet überhaupt bei der Auffassung der Symbole des Mithrasdienstes eine dreifache Bedeutung, eine, wie er sie nennt, philosophische, eine astronomische und eine physische: doch glauben wir nicht, dafs er damit überall zu einer befriedigenden Klarheit gelangt ist, vielleicht auch nicht gelangen kann: die letztere wenigstens erscheint verhältnifsmäfsig wenig berücksichtigt. Auch die astronomische Bedeutung, wie Hr. L. es nennt, oder vielmehr die Motive, die in den astronomischen Erscheinungen in Bezug auf ihre Wahl zu Symbolen von Ideen liegen mufsten, scheint nicht genug hervorgehoben. Bei der Erkenntnifs von dem Cultus eines Volkes, das Alles auf den sichtbaren Himmel bezog, mufs sie für die übrigen Grundlage und Richtschnur sein. Doch rechten wir deswegen nicht mit Hrn. L.: er verweist selber auf zukünftige Untersuchungen, die er über den Cultus der Venus und den Cultus und die Mysterien Mithras' veröffentlichen will.

Die ganze Erklärung ist, wie man aus dem Gesagten erkennen wird, geistreich und geschmackvoll, und mit solchem Nachdenken zusammengefügt, dafs Alles auf das vollkommenste zu einander pafst. Am besten, gestehen wir, hat uns die Erläuterung der untern verstümmelten Darstellung auf den beiden Basreliefs in der zweiten Abtheilung befriedigt: die Ergänzung derselben durch die Vergleichung eines ähnlichen Denkmals ist schlagend, die Auslegung selber gröfstentheils vollständig bewiesen, wo dies nicht der Fall sein konnte, sinnreich erdacht und zur Wahrscheinlichkeit gebracht. In der dritten Abtheilung machen die Figuren der beiden oberen Felder die gröfste Schwierigkeit und ungeachtet des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit, die der Verf. entwickelt, möchte hier doch Manches noch zweifelhaft sein.

In einem Nachtrage ertheilt Hr. L. noch Nachricht von einem nach der Abfassung des vorliegenden Memoire aufgefundenen Mithrasdenkmale. In der Walachei nämlich bei Slavéni entdeckte man im Jahre 1837 ein sogenanntes Mithräum, in dem sich aufser andern Gegenständen das Fragment eines Basreliefs fand, das mit den beiden von Sarmizegetusa und Apulum Aehnlichkeit gehabt zu haben scheint. Die Behauptung Hrn. L.'s, dafs es ebenfalls in drei, über einander stehende, Abtheilungen getheilt gewesen sei, lassen wir dahin gestellt sein: so viel ersieht man, dafs es wenigstens zwei enthielt, von denen die untere jenen beiden entspricht und die mittlere wenigstens Aehnlichkeit in den Hauptzügen hat.

Die der Abhandlung hinzugefügten Abbildungen auf 6 Kupfertafeln sind, so weit wir sie mit ihren Quellen vergleichen konnten, getreu; auch in der roheren Kunst zeigt sich noch immer der Geschmack des Alterthums.

Dr. A. W. Zumpt.

III.

***Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter, Doctor der Medicin und Chirurgie und Aufseher des Meckelschen, jetzt Königlichen anatomischen Museums in Halle. Halle,* 1840. *bei Schwetschke und Sohn. XII u.* 542 *S.* 8.**

Die beiden Momente, um die sich die Entwickelung nicht nur der modernen Wissenschaft, sondern der ganzen neuern Zeit dreht, die Naturwissenschaft und die Philosophie, die bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts friedlich sich nebeneinander ausbildeten, ja oft von denselben Händen gepflegt wurden, sehen wir von da ab durch das Dazwischentreten einer eigenthümlichen Gestalt, der Naturphilosophie, bald in einen schroffen Gegensatz treten und bis zu einem

Bruche fortgehen, der, wie es scheint, zum Unglück beider bisher nicht wieder hat geheilt werden können. Die Philosophie sprach den tiefen Gedanken aus, dafs die Natur der sichtbare Organismus unserer Vernunft sei und die Durchführung desselben durch die concreten Verhältnisse der Natur erzeugte die neuere Naturphilosophie. Dieser Gedanke ist zwar selbst ein Resultat der grofsartigen Bewegungen und Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete gewesen, die den Abend des vergangenen Jahrhunderts verklärten, allein der Philosophie wird immer das hohe Verdienst bleiben, ihn als solchen darin erkannt und in seiner ganzen Bedeutung aufgefafst zu haben. Die Entdeckung des Galvanismus und der Einfluſs desselben auf die Chemie, die aufserdem durch die Auffindung der Gesetze der bestimmten Proportionen eine gänzliche Reform erfuhr, die crystallographische Bearbeitung der Mineralogie, die von Jussieu der Botanik gegebene natürliche Methode und die Einführung der von Cuvier geschaffenen vergleichenden Anatomie in die Zoologie, eröffneten den Naturforschern eine neue Welt. Insbesondere waren es die wunderbaren Erscheinungen des electrischen und magnetischen Agens und die durch die Entdeckung des Galvanismus eröffnete Physik der polaren Kräfte, die die todt und starr erscheinende anorganische Natur mit einem geheimnifsvollen, bisher verborgenen Leben erfüllte, welches nicht blofs die Naturforscher in Erstaunen setzte und zur Anerkennung einer allgemeinen, auch über die Grenzen der organischen Natur hinaus verbreiteten Lebendigkeit der gesammten Natur nöthigte, sondern auch bald die ganze gebildete Welt in die Laboratorien der Physiker lockte, um sich an der, in den electrischen und magnetischen Phänomenen zur Erscheinung kommenden, allen mechanischen Erklärungsweisen der ältern Physik hohnsprechenden Unendlichkeit zu sättigen. In genialer Weise ergriff die Philosophie diese Erscheinungen, erkannte darin ein dem Geist verwandtes Denken und indem sie schnell auch die anderweitigen neuen Resultate der Naturwissenschaft in ihrer reinen Wesenheit auffafste, sprach sie nur das aus, was bereits von den einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen, aber ohne dafs sie ein klares Bewufstsein davon hatten, erreicht war, dafs die ganze Natur nur ein grofser Organismus, ein einfaches Gedankensystem, eine stufenweis ihren Inhalt in den verschiedenen Naturexistenzen zur Erscheinung bringende Vernunft sei. Hierbei ist aber die Philosophie nicht stehen geblieben, sondern sie wollte jenes System nun auch selbst entwickeln und im Einzelnen nachweisen. Dies Unternehmen mufste gleich anfangs mifslich und gefährlich erscheinen, da ja zu dieser Zeit alle einzelnen Zweige der Naturwissenschaft auf einem grofsen Wendepuncte einer neuen Entwickelung begriffen waren, wie schon vorhin angedeutet wurde. Diese Besorgnifs zeigte sich denn auch überall als nur zu sehr begründet. In den Schriften des Gründers der Naturphilosophie fühlt man sich in den Einleitungen freudig erhoben durch die scharfe Bestimmtheit, in der der Begriff der Natur ausgesprochen wird und durch das frische Leben, das durch ihn in die ganze Naturbetrachtung hineinkommt, auch mufs man dem innern Zusammenhang, in den die Hauptstufen des Naturlebens gebracht werden, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. So wie es aber an die concrete Betrachtung der Natur, an die Darstellung des Besondern kommt, da bricht die Entwickelung ab, die Nothwendigkeit schlägt in assertorische Behauptungen um und bei dem Bestreben durch Parallelen und Analogien die einzelnen Erscheinungen und Gestalten unter den allgemeinen, zu Anfange der Entwickelung hingestellten Begriff der Natur zu bringen, geht der wahre Gehalt derselben ganz verloren und es wird von ihnen nichts erkannt. Von hier ab gehen die Wege der Philosophen und Naturforscher feindlich auseinander, zumal als weniger philosophisch Gebildete grade die unwahre Seite der Naturphilosophie, das Schematisiren zur Hauptsache machten und eine einzelne besondere Form des Naturlebens, nämlich das polare Verhalten in den electrischen und magnetischen Erscheinungen, von denen allerdings die Naturphilosophie ihren Ausgangspunct genommen hatte, zur allgemeinen Form, unter der alle Thätigkeit der Natur erscheinen müsse, erhoben und das Schema der Polarität, welches sie allem Natürlichen aufklebten, als den Entwickelungstypus der ganzen Natur hinstellten, die Naturobjecte für erklärt und begriffen erachtend, wenn sie durch einzelne herausgegriffene entfernte Aehnlichkeiten unter die Kategorie der Polarität gezwängt worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Fortsetzung.)

Von diesem philosophisch sein wollenden Treiben, das alle Mannigfaltigkeit der Natur in das bleiche Schema einiger ärmlichen Bestimmungen verschwinden und das Einzelne nicht zu seinem Rechte kommen liefs, hat sich der besonnene Geist der Naturforscher mit Verachtung weggekehrt, um sich nur noch inniger der Beobachtung aller besondern Formen der Natur hinzugeben, eine jede nur nach den Bestimmungen, die sie einer sorgfaltigen Betrachtung offenbart, zu nehmen und nicht unter Analogisiren und Parallelisiren den wahren Inhalt des zu erkennenden Naturobjectes zu verlieren. Zwar hat die Oberflächlichkeit und der grenzenlose Formalismus der entarteten Naturphilosophie von Seiten der neuesten Philosophie eine bittere und schneidende, aber darum nicht minder wahre Polemik erfahren, welche jenes sich im Kreise herumdrehende, erst zu begreifende Erscheinungen an ebenfalls noch nicht begriffenen messende Thun schonungslos aufdeckte, allein man darf sich durch das Schlagende dieser Polemik eben so wenig als durch das, von dieser Philosophie selbst gegebene Natursystem zu der Meinung verführen lassen, als sei dieses der reinste Ausdruck, die höchste Blüthe des neuern Naturstudiums. Wie wahr auch das darin geltend gemachte Entwickelungsprincip ist, so sind doch im Einzelnen die Verstöfse gegen die gewöhnlichsten Thatsachen und das Verkennen des durch das lange Tagewerk der Naturforschung erarbeiteten bleibenden und dauernden Gehaltes so grofs und so viel, dafs die Naturforscher den tiefen, zu Grunde liegenden schöpferischen Gedanken, die systematische Architektonik und die, die unendliche Breite der Erscheinungen zu organisiren versuchende Thätigkeit zwar bewundern können, die Ausführung im Einzelnen aber gleichwohl verwerfen müssen. Dies mufs das Schicksal jeder Lehre von der Natur sein, die sich von der sauern Arbeit eigener Untersuchungen und Beobachtungen der Natur fern hält und etwas für sich aufserhalb und jenseits der Naturwissenschaft sein will. Die Naturphilosophie mufs, wie dies historisch der Fall gewesen ist, so auch jetzt immer noch letztes Resultat der Naturwissenschaft sein, sie ist die systematische Entwickelung dessen, was der gesammte Geit der Naturforscher einer Zeit über die Natur denkend herausgebracht hat, sie ist das aus der Zerstreuung der einzelnen Untersuchungen und Beobachtungen in sich zurückgegangene, gesammelte, der erarbeiteten Resultate sich erinnernde und sie in nothwendigem Zusammenhang darstellende allgemeine Bewufstsein der Naturforscher von der Natur.

Kann nun zwar diese Naturphilosophie der Naturforscher ihrem Begriffe nach auf die Absolutheit ihrer von der Philosophie erzeugten Schwester keinen Anspruch machen, so ist sie doch für die Naturforscher von der höchsten Bedeutung, obgleich diese sie nicht immer in ihrem wahren Werthe anerkennen, da sie alle Lücken und Mängel der bisherigen Erkenntnifs aufdeckt und zugleich angiebt, nach welcher Seite weitere specielle Untersuchungen zur Organisation des ganzen Leibes der Naturwissenschaft eingeschlagen werden müssen. Diese Naturphilosophie läfst die Naturforscher nicht in Einzelheiten untergehen, sondern erhält sie beständig in ihrer Beziehung auf das Ganze, auf den letzten Zweck aller ihrer Untersuchungen des Besonderen und Einzelnen und erhebt sie aus dem Strudel und Geräusche der Beobachtungen und Experimente in das stille Land des reinen Schauens, der Theorie.

Die vorliegende Schrift gehört wenigstens ihrer Tendenz nach in die Kategorie der zuletzt angedeuteten Bestrebungen, obwohl dem Verf. das Verhältnifs

von Naturwissenschaft und Naturphilosophie, wovon er in der Vorrede spricht, nicht recht klar geworden ist, wie schon der dort aufgestellte, viel zu allgemein und unbestimmt gehaltene Begriff der Naturphilosophie, als „der Einsicht der menschlichen Vernunft in die Ursachen und Folgen der Erscheinungen in Zeit und Raum" zu erkennen giebt. Noch mehr tritt dies aus der Art und Weise hervor, wie der Verf. sich selbst über seinen Zweck in der vorliegenden Schrift (S. VI) ausspricht: „Es ist jetzt besonders Bedürfnifs unserer Wissenschaft geworden, in der grofsen Menge gesammelter Beobachtungen und Erfahrungen nach etwas Höherem zu suchen, in der anscheinenden Vielförmigkeit der Erscheinungen, die an den uns zunächst umgebenden Körpern sich wahrnehmen lassen, *besondere Gesetze* aufzufinden, die als Resultate des Nachdenkens zu betrachten und unter dem gewöhnlichen Namen *allgemeiner Wahrheiten* für höhere Zwecke (!!) zu versparen sind. Um aber zur Kenntnifs allgemeiner Wahrheiten zu gelangen, mufs man sich vorher einen Vorrath einzelner vorbereiteter Wahrheiten (Erfahrungen und Thatsachen) gesammelt haben, die uns gleichsam als Stufen dienen, die gesuchte zusammengesetzte Wahrheit zu finden; dazu ist aber *Parallelisiren und Vergleichen* die einfachste und sicherste Methode. Den ersten Dank verdienen daher die Beobachter der Erscheinungen in der belebten Natur, die wegen ihres Verhältnisses zu uns selbst unser Nachdenken erwecken müssen. Den zweiten und gröfsern Dank dürfen aber auch diejenigen erwarten, die mit dem blofsen Ueberliefern von Beobachtungen und Thatsachen nicht zufrieden, der schwierigern und oft unlohnendern Mühe des *Combinirens und Vergleichens* der aus der Erfahrung fliefsenden Resultate sich unterziehen". Die gerühmte Methode des Combinirens und Vergleichens werden wir nach ihrem Werthe weiter unten beleuchten. Hinsichtlich der scharfen Trennung von zwei Classen von Naturforschern, verfällt der Vf. in den alten, so oft gerügten Fehler, als könnte das Riechen, Schmecken, Sehen u. s. w. allein für sich eine Beobachtung machen, ohne das Denken, und wiederum als brauchte ein Denker nicht selbst die Natur zu beobachten, sondern sich nur von den Tagelöhnern und Handlangern, wie man sie wohl vornehm nennt, nämlich den beobachtenden Naturforschern das Material, in das seine Gedanken hereingetragen werden sollen, nämlich die Beobachtung, herbeischaffen zu lassen. Diese Trennung hat alle Auswüchse und den grofsen Bruch in der Naturwissenschaft, von dem wir oben sprachen, herbeigeführt. Denn wer da meint, dafs zum Beobachten der Natur blofs die Sinne, höchstens eine durch künstliche Mittel noch verstärkte Sinnenthätigkeit gehöre, der vergifst, dafs die Beobachtung ein Allgemeines, ein aus vielen Unterschieden einfaches Zusammengefafstes ist und dafs ein solches einfaches Allgemeines nicht durch blofse Sinnenthätigkeit, sondern nur durch das, die vereinzelten Anschauungen zu einem Ganzen verknüpfende Denken resultiren kann. Die Beobachtung ist also selbst schon ein Product der Reflexion, jeder Naturforscher ist denkender Betrachter der Natur, nur ist freilich zwischen Denken und Denken ein grofser Unterschied. Was heifst es nun, wenn gesagt wird, eine zweite Classe von Forschern soll die Beobachtungen aufnehmen und daran ihr Combinationsvermögen üben? War die Beobtung richtig, so ist ja dadurch schon das Aufsereinander der Erscheinung in eine einfache Gedankenbestimmung zusammengefafst, die in ihrer Innerlichkeit dasselbe umschliefst, was äufserlich existirend vorhanden ist. Eine zweite Classe von Naturforschern hätte also nur dann einen Sinn, wenn diese die einfache Gedankenbestimmung, welche sich als das Innerliche, Wesenhafte der Beobachtung ergab, unter einen höhern allgemeinern Gedanken subsumirte und dadurch die vereinzelten Beobachtungen als Momente eines Systems erwiese. Diese Thätigkeit, die allerdings eine weitere und nothwendige ist, kann aber nicht einer scharf getrennten, besondern Classe von Forschern zugewiesen werden, sondern in der beobachtenden Thätigkeit des Naturforschers liegt schon der immanente Trieb sich zu dieser höhern Stufe zu erheben, die durch die Beobachtung gewonnene Bestimmung weiter zu entwickeln und aus der Weise der Vereinzelung in den allgemeinen Flufs des Ganzen zu bringen. Historisch hat sich freilich oft genug jene Trennung geltend gemacht, aber immer nur zum Unheil der Wissenschaft. Die richtige Beobachtung ist die gröfste Kunst des Naturforschers und wer das Talent hätte, durch einmalige Betrachtung einer Erscheinung sogleich ihr objectives Wesen zu erfassen, die Gedankenbestimmungen herauszulösen, die ihr zu Grunde liegen und ihre Wahrheit ausmachen, ohne seine Subjectivität mit einzumi-

Digitized by Google

schen, der würde ein genialer Naturforscher sein. Wer sich aber schon in dem Chaos der Beobachtungen umgesehen hat, der weifs, wie lange Zeit und wie viele Kräfte dazu gehört haben, um eine einzelne Erscheinung in ihrem reinen Wesen zu fassen, der weifs auch, wie die meisten Erscheinungen durch die subjectiven Reflexionen getrübt sind und wie wenig Beobachtungen sich als absolut wahr erweisen, wenn man einmal an zu sichten fängt. Wie verderblich mufs nun eine zweite Klasse von Forschern sein, die auf Treu und Glauben von der sogenannten ersten Klasse, den Beobachtern, Bestimmungen als Thatsachen hinnimmt, die bereits durch die Reflexion hindurch gegangen und von ihr mannigfaltig inficirt und alterirt worden sind, um darüber nun ein weiteres Reflexionsgewebe zu spinnen, das sich bald so verwirrt und verdichtet, dafs der kleine Kern von Wahrheit, den die ursprüngliche Beobachtung noch gerettet hatte, verschwindet und ganz unsichtbar wird!

Der Verf. ist also im Irrthum, wenn er meint durch das Hinausgehen über die Beobachtungen und Thatsachen zum Auffinden „besonderer Gesetze" etwas Neues zu leisten. Zu allen Zeiten hat das Beobachten der Erscheinungen nur den Zweck gehabt, das was sich in dem Wiederkehren einer Erscheinung als das Bleibende, Unveränderliche, Beharrliche darstellt, aufzufassen. Dies Wesen der Erscheinung ist ihr Gesetz und nur um das Gesetz der Erscheinung handelt es sich beim Beobachten der Erscheinung. Was der Verf. an seinem Bestreben neu nennen könnte, wäre nur dies, dafs er die bereits erkannten Naturgesetze, ohne den langen Weg, auf dem sie gewonnen, und das Detail der Beobachtungen mit aufzunehmen, für sich zusammenstellte, und wo dies nicht ausdrücklich in den monographischen Arbeiten geschehen war, die Resultate der Beobachtungen in eine Gesetzesformel zu bringen versuchte.

Von diesem Gesichtspuncte aus, der bei einer tüchtigen Behandlung für die Wissenschaft nicht unersprieslich sein kann, haben wir die gegenwärtige allgemeine Zoologie näher zu beurtheilen. Der Verf. nimmt die Zoologie, sich stützend auf die Bedeutung von ζῶον, in dem weitern Sinne, dafs er alles organisch Lebendige, also den Gegenstand der eigentlichen Zoologie und Botanik darunter versteht. Die allgemeine Zoologie stellt nach des Verf. Begriffsbestimmung S. 2 „die Beziehungen der organischen Körper zu unsern Sinnen, ihre Erscheinungen und die Verhältnisse derselben, so weit sie unser Geist vermöge seiner Anlagen zu erklären vermag, dar." Aus dieser unbestimmten Bestimmung möchte man schwerlich zu einer Vorstellung von des Verf. allgemeiner Zoologie kommen. Er bestimmt sie daher weiter unten als die „Zusammenstellung der allgemeinen Verschiedenheiten, welche die organischen Körper unter sich und von den unorganischen beobachten lassen und als die Beschränkung der allgemeinen Aehnlichkeiten der organischen Körper unter sich." „Wenn sich die allgemeine Zoologie diesen Zweck stellt" sagt der Verf. „wird sie zu einer Theorie der organischen Körper, d. h. zu einer Organonomie und Organologie und sie hört auf eine blofs beschreibende und geschichtliche Zoologie zu sein; sie wird, die Wirkungen jener Kräfte beobachtend, in welche der Mensch die eine Urkraft des Schöpfers spaltet und die er sich gleichsam als Hebel in der Hand der Gottheit vorstellt, durch welche sie die Entwickelung der physischen und moralischen Welt leitet, zu einem der wichtigsten Theile des menschlichen Wissens." Dies kann allerdings die Physik der organischen Körper werden, aber nimmermehr wird sie es durch diese abstracte, verständige, scharf trennende Behandlung des Verf. werden, der kalt und trocken ein Gesetz nach dem andern aufzählt, bedächtig dann die Ausnahmen angiebt und hinterher dadurch das Gesetz selbst wieder einschränkt und aufhebt. Halten wir uns zunächst an diese methodische, formelle Seite des Buches.

Zunächst erscheint es schon als unangemessen, die lebendigen Organismen nach solchen Kategorien, wie Gesetz und Erscheinung zu betrachten, die wohl in der unorganischen Physik an ihrem Orte sein mögen. Nur der ganze Lebens- und Entwickelungsverlauf eines organischen Körpers kann eine Erscheinungsform eines Innerlichen genannt werden, nämlich des bestimmten Lebensprincips, das die Eigenthümlichkeit und Besonderheit dieses Organismus, d. h. seinen Gattungsbegriff ausmacht. Alle die Unterschiede und Bestimmungen, die während der Entwickelung eines organischen Körpers in die Erscheinung treten, sind nur die genetisch ein äufseres Dasein erlangenden Momente eines bestimmten Gattungsbegriffes, einer bestimmten Lebensform. Diese bestimmte Lebensform,

Digitized by Google

die in einem organischen Körper ausgeprägt und realisirt ist, kann nun zwar das Gesetz genannt werden, dessen Erscheinung eben der organische Körper selbst ist, allein wenn man dies Gesetz in eine Formel bringen wollte, so könnte dies nicht anders geschehen, als dafs man die Art und Weise der Entwickelung, die bei allen Individuen desselben Gattungsbegriffes dieselbe bleibt und die bestimmte Gestalt, die aus dem Entwickelungsprozesse resultirt, angäbe und beschriebe, oder richtiger, dafs man die beobachtete Entwickelung des organischen Lebens selbst wieder genetisch darstellte, selbst entwickelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIII.

De hypomnematis Graecis scripsit Ernestus Köpke, Ph. Dr. Berol. typis Nauckianis. 1842. 38 pgg. 4.

In dieser kleinen Schrift, welche zunächst als Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums bei dem öffentlichen Actus Ostern 1842 ausgegeben wurde, kündigt der Verf. seine Absicht an, einen Theil der Griechischen Litteraturgeschichte speciell zu behandeln, der die Autoren von Werken unter dem Titel ὑπομνήματα begreift. Es wird aber schwer sein, vermöge der Wahl dieses Titels eine eigne Gattung von Autoren zu constituiren. Denn ὑπομνήματα sind im Allgemeinen Aufzeichnungen für das Gedächtnifs, Erinnerungen, Gedenknisse, Gedanken über dies und das; und dieser bescheidene aber sehr häufig gebrauchte Titel begriff sehr verschiedenartige Schriften. Im Allgemeinen kann man nur sagen, dafs dadurch die Forderung systematischer Behandlung und Darstellung beseitigt werden sollte. Das Wort entspricht in mancher Beziehung, jedoch nicht im ganzen Umfange des Griechischen, dem Lateinischen Worte *commentarii*. Hr. Köpke vertheilt die Schriften unter diesem Titel in zwei Hauptmassen, 1) welche eigne Erlebnisse darstellen. Dies sind die historischen Memoiren der Griechen, wie man deren von Pyrrhus, Aratus und andern hatte, wonach Cäsar seine Geschichte des Gallischen und Bürgerkrieges mit derselben Anspruchslosigkeit *commentarii* nannte. Aber diesen Titel führen nicht blofs historische Memoiren, sondern auch wissenschaftliche Bemerkungen, philosophische, physische Betrachtungen, z. B. φυσικὰ ὑπομνήματα des Stoikers Kleanthes, und viele andere bei Diogenes Laertius; 2) welche aus andern Büchern gezogen sind, aus denen Einzelnes nach bestimmten Absichten herausgehoben wird (wobei aber dann doch wieder unbenommen bleibt eigne Erfahrungen einzumischen). Diese zweite Klasse theilt er wieder in erklärende und excerpirende Schriften. Nähmlich die Anmerkungen zu und über Autoren führen bei den Griechen insgemein den Nahmen ὑπομνήματα, so wie sie bei den Lateinern und so fort bei den Neuern eben daher *commentarii* heifsen. Wir vermissen unter den philosophischen Commentaren die Erwähnung der zahlreichen ὑπομνήματα zu Plato's und Aristoteles Schriften, wogegen Hr. Köpke zu dieser Klasse auch des Speusippos ὑπομνηματικοὶ διάλογοι und Xenokrates' ὑπομνήματα rechnet, was doch sehr zweifelhaft ist. Ferner erwähnt er bei den historischen Erklärern der Komiker nicht die dahin gehörigen εἰς τοὺς Σόλους ὑπομνήματα des Apollonides aus Nicaea, welche Diogenes Laertius IX, 12 init. citirt. Die *excerpirenden* sind es besonders, welche in vorliegender Schrift litterar-historisch behandelt werden, die wiederum in der Römischen Litteratur nicht mit dem Nahmen *commentarii* bezeichnet wurden, obgleich Valerius Maximus, A. Gellius, Macrobius dahin gehören würden. Aber auch bei den Griechen wurden viele Schriften dieser Art nicht ὑπομνήματα betitelt. Diese kommen also auch hier nicht zur Erwähnung. Hr. Köpke handelt von Schriften und Autoren dieser Art nach den Abtheilungen historischer, militärischer, theatralischer und gesellschaftlicher (συμποτικά) Hypomnemata, wie sie sich äufserlich in Folge des Titels dieser Schriften ergeben, und zuletzt über die, welche ohne Zusatz blofs ὑπομνήματα betitelt sind. Aus der Zahl dieser bleibt der Verf. bei den Hypomnematis des Delphiers Hegesander stehen, eines Autors, der zur Zeit Antiochus des Grofsen (200 vor Chr.) lebte. Nähmlich diese führt Athenäus, selber der gröfste aber gewissermafsen systematische Sammler des Griechischen Alterthums, überaus häufig an und scheint sie beinah ausgeschöpft zu haben. Hr. Köpke stellt diese Excerpte aus Hegesander nach der Folge der Materien zusammen und handelt speciell über diesen Inhalt, insoweit er historische Bezüge hat: es sind zumeist Notizen über die Geselligkeit der klassischen Zeit des Griechenthums, ein unerschöpflicher Stoff heiterer Gelehrsamkeit für die Späteren. Einige Stellen des Athenäus geben Hrn. Köpke auch Gelegenheit zu kritischen Bemerkungen und Vorschlägen. Ref. wundert sich aber, wie er Athen. VI. p. 260 an der Verbindung εἰς τὸ Διομέων Ἡράκλειον (eine Art Ludlamshöhle lustiger Gesellen bei Athen) ἀθροιζομένοις Anstofs nehmen konnte, wofür er εἰς τὸ ἐν Διομείοις Ἡράκλειον lesen will, als ob Athen. XIV. p. 614 ἐν τῷ Διομέων Ἡρακλείῳ anders wäre. Der Gebrauch des nomen gentile ist ganz richtig; die einzige Frage könnte nur sein, ob es der Form nach nicht Διομειέων heifsen müfste. Pag. 27 wird die Ergänzung der wie es scheint nicht ganz vollständigen Stelle des Lynkeus bei Athenäus VI. p. 242 durch Umstellung eines Wortes versucht: aber das Resultat, welches dann herauskommt, dafs der unangenehme Witzbold geliebt, der heitere nie verletzende Spafsmacher Philoxenus beschimpft worden sei, ist so unglaublich, dafs viel eher der Fehler in καίτοιγε zu suchen ist, wofür etwa κἀκ τοῦδε passen würde. Ueber die Latinität der Schrift haben wir zu bemerken, dafs das häufig gebrauchte *historiuncula* (ein Histörchen) gar nicht Lateinisch ist. Man sagt dafür *narratiuncula*, und der Grund ist klar, da auch *historia* nicht gut für einen einzelnen Vorfall gebraucht wird.

C. Z.

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Fortsetzung.)

Damit ist aber die Betrachtung nach den Kategorien von Gesetz und Erscheinung aufgehoben und wie sich logisch die Entwickelung als die höhere Wahrheit der noch Wesen und Erscheinung trennenden Thätigkeit des Verstandes ergiebt, so nöthigt uns das organische Leben selbst, es in seiner eigenen Form, nämlich in der Weise der Entwickelung darzustellen und ihm nicht Kategorien, die etwa in unserm Bewufstsein gäng und gäbe geworden sind, aufzudringen. Wann wird man doch die Natur nehmen, wie sie ist, ihr reines objectives Wesen! Wir werden weiter unten sehen, dafs grade hierin der Grund liegt, dafs man aus dem vorliegenden Buche kein Bild vom Leben im Ganzen bekommt, denn es ist selbst kein Leben darin, sondern alles steht abgerissen neben einander und wird nur durch einige allgemeine Reflexionen zusammengehalten.

Die organischen Körper sind dem Verf. Dinge mit vielen Eigenschaften. „Diese Eigenschaften (S. 5) sind 1) solche, die ihnen mit allen übrigen Naturkörpern gemein sind; oder 2) solche, die ihnen zwar allein zukommen, aber zugleich auch sie unterscheiden von dem unorganischen Reiche oder 3) solche, die nur grofsen Haufen von organischen Körpern zukommen." Solche Abtheilungen seien fest zu halten und der Gedanke einer Stufenfolge der organischen Wesen „gewähre höchstens das unschuldige Vergnügen, die Naturkörper in irgend einer beliebigen Ordnung vor sich aufgestellt zu haben." Diese Ordnung sei für nichts als eine „willkürliche Methode" zu halten und „sie verdiene des gelegentlichen Nutzens wegen, den sie auch darin äufsere, dafs sie stets die Liebe zur Ordnung erhalte, nie ganz verwiesen zu werden." Nimmt man hierzu noch „die allgemeinsten Regeln einer wissenschaftlichen(!) Anordnung", die die goldenen Fäden durch das Labyrinth dieser allgemeinen Zoologie, aber so trivial sind, dafs sie noch unter der gemeinsten Logik stehen, nämlich dafs „1) das, was keine weitere Kenntnifs voraussetzt, zuerst vorgetragen werden müsse und 2) dafs das Allgemeine dem weniger Allgemeinen stets voraus zu schicken sei", so weifs man hinlänglich, auf welcher wissenschaftlichen und philosophischen Höhe sich der Verf. befindet.

Durch die eben berührten Ansichten wird jedes objective System der Natur geläugnet, gleichwohl sind die Stufen eines systematischen Fortschrittes in der Thier- und Pflanzenwelt so deutlich ausgeprägt und in den natürlichen Systemen der Botanik und Zoologie so allgemein anerkannt, dafs der Verf. im Verlaufe seiner Schrift selbst gezwungen ist, von einer Stufenfolge der organischen Körper zu handeln und diese mit der Entwickelungsstufenfolge am einzelnen Organismus zu vergleichen (S. 442 folg.) Ja er spricht hier sogar von einer Kraft, die die Stufenfolge in der Reihe der organischen Körper ebenso bewirke, wie der einzelne Organismus die Reihe seiner Organe. Auch seien die einzelnen Organismen, die einem bestimmten Gattungsbegriffe angehörten, als „blofse Organe eines einzigen grofsen Total-Organismus" anzusehen. Hiermit ist klar ausgesprochen, dafs die Organismen unter einander in einem innern nothwendigen Zusammenhange stehen, dafs sie eine grofse Entwickelungsreihe bilden und dafs sie, wie in einem bestimmten Leibe ein bestimmter Gattungsbegriff realisirt ist, den Begriff des Lebens überhaupt nach allen seinen Momenten zur Erscheinung bringen; es ist anerkannt, dafs, wie der einzelne Leib ein in sich geschlossenes System ist, so auch in der Pflanzen- und Thierwelt ein stufenweis sich entfaltendes System von der Natur selbst dargestellt sei. Was also an der einen Stelle behauptet ist, wird an einer andern wieder aufgehoben.

Dergleichen Schwanken und solche Widersprüche treffen wir überall an und sie sind die natürliche Folge des unmethodischen Verfahrens. Ueberall jagt nämlich der Verf. nach Unterschieden, ist ein solcher gefunden, so wird er als ein Gesetz ausgesprochen. Nun haben aber zwei noch so sehr Unterschiedene immer eine Seite der Identität, sonst könnte gar nicht von einem Unterschiede die Rede sein, diese wird sich also auch im Gesetze, welches nur der für sich fixirte Unterschied war, wieder geltend machen und damit wird auch die Gültigkeit des Gesetzes wieder aufgelöst. Ein Beispiel wird dies erläutern. S. 26 folg. unterscheidet der Verf. die organischen Körper von den unorganischen hinsichtlich des Einflusses, den ihre chemischen Bestandtheile auf ihre Form ausüben. Drei oder vier Elemente bilden das materielle Substrat jedes organischen Körpers, gleichwohl entwickeln sich aus demselben die verschiedenartigsten Formen; anders ist es in der anorganischen Natur, eine bestimmte Mischung hat eine bestimmte Form zur Folge, die Kieselerde zeigt krystallisirt immer nur die bekannte Gestalt des Bergkrystalls. Diese Unterschiede, bei denen man die Seite der Identität aufser Acht gelassen hat, werden nun zu Gesetzen erhoben, die der Verf. so hinstellt: „Es besteht bei den organischen Körpern Verschiedenheit der Form mit Identität der Mischung. Bei den unorganischen Körpern aber zeigt sich mit Identität in der Mischung auch Identität in der Form gepaart." Hinterher macht sich nun die, bei dem oben fixirten Unterschiede absichtlich weggelassene Seite der Identität wieder geltend, es giebt viele Mineralien, die bei gleicher chemischer Zusammensetzung ganz verschiedene Formen zeigen (Dimorphismus) und andere die bei verschiedener Zusammensetzung gleiche Form haben (Isomorphismus); ferner zeigt sich, dafs die verschiedenen organischen Gestalten zwar dieselben Elemente zu ihrer Voraussetzung haben, aber diese Elemente können sich in den verschiedensten Verhältnissen verbinden, so dafs man in dieser Beziehung mit demselben Rechte sagen kann, die Form eines organischen Körpers sei die Folge eines bestimmten Mischungsverhältnisses. Hieraus sieht man, wie beide Seiten der Unterschiedenen wieder zur Identität zusammenfliefsen, die beiden Gesetze also nur dann wahr sind, wenn wir von der Seite der Identität abstrahiren. Auf solche Weise kommt man leicht zu Gesetzen, man reflectirt einmal nur auf den Unterschied, nachher wieder auf die Identität, im ersten Fall erhält man ein Gesetz, das durch die zweite Reflexion wieder aufgehoben wird. Das Resultat ist, dafs man zu keiner festen Ansicht kommt, sondern zwischen beiden Reflexionsbestimmungen hinüber- und herübergeht. Aus diesem Schwanken rettet man sich nun dadurch, dafs man die beiden für sich festgehaltenen Bestimmungen wieder in Beziehung aufeinandersetzt, das aufgestellte Gesetz wieder einschränkt, d. h. dafs man die nackten kahlen Thatsachen, über die man sich in leeren Reflexionen ergangen hat, wieder so giebt, wie man sie anfangs durch die blofse Beobachtung erhalten hatte. Man wird bei diesem Jagen nach Gesetzen ein Spiel seiner eigenen Reflexionen. Um bei unserem Beispiel stehen zu bleiben, so hebt sich nach diesem Hin- und Hergehen das zuerst aufgestellte Gesetz endlich in die Bestimmung auf: „dafs bei den organischen Körpern mit gröfserer Analogie in der Mischung aus Elementarstoffen eine geringere Analogie in der Form zusammen besteht; dahingegen bei den unorganischen Körpern mit gröfserer Analogie in der Mischung meistens auch eine gröfsere Analogie in der Form der integrirenden Theile der Totalform eingetreten ist."

Wie in dem eben angeführten Beispiele die Seite des Unterschiedes festgehalten und in ein Gesetz gebracht ist, welches sich nachher durch Reflexion auf die Seite der Identität wieder aufhob, so kann man eben so gut auch umgekehrt zu Werke gehn, indem man zuerst auf die Identität reflectirt, man erhält dann eben so leicht ein Gesetz, das sich aber eben so schnell wieder als nichtig zeigt. Wie oberflächlich man hierbei verfahren könne, um ein Gesetz zu finden, zeigt folgendes Beispiel (S. 262 folg.): „Der neue Organismus kehrt seine ähnlichen Theile von den entsprechenden ähnlichen Theilen des alten Organismus ab — und steht also mit den Theilen dieses ältern in entgegengesetzter Richtung." Der Verf. dachte hier an einige ähnliche Erscheinungen bei Thieren und Pflanzen, wie denn bei dem Menschen der Kopf des Fötus von dem Kopf der Mutter abgekehrt und bei der Eichel die Radicula von der Krone des Baumes, auf welchem jene wächst, abgewendet ist. Ein Paar Aehnlichkeiten begründen ein Gesetz; der Verf. mufste, um das Gesetz nicht ganz lächerlich erscheinen zu lassen, doch wenigstens sagen, dafs die Abkehrung der Ra-

dicula von der Krone des Baumes sich auch bei allen Pflanzen mit aufrechten orthotropischen Eichen zeige. Nun ist aber grade bei diesem Gesetze der noch viel gröfsere Unterschied ganz vergessen worden. Bekanntlich sind die orthotropischen Eichen in der Natur die seltensten, meistens kommen anatropische Eichen vor, in welchem Fall dann die Radicula, sobald das Eichen aufrecht ist, stets nach der Krone der Pflanze hingerichtet sein mufs, wie z. B. bei dem zwölften Theile aller phanerogamen Pflanzen, den Compositis. Der übrigen, ebenfalls noch häufigern Fälle, wo das Eichen aufsteigend, hängend oder an Placenten befestigt ist, die das Gesetz umstofsen, wollen wir gar nicht gedenken; ebenso dafs es bei der bei weitem gröfsern Anzahl von Thieren, welche Eier legen, gar keine Anwendung findet.

Das ist nun die vom Verf. gerühmte Methode des „Parallelisirens und Vergleichens", man gewinnt dadurch eine unabsehliche Menge von Gesetzen, die aber alle nur in einer gewissen Beziehung wahr sind und unter sich in keinem Zusammenhange stehen. Derselbe langweilige Gang, den wir an den zwei Beispielen aufgezeigt haben, wiederholt sich überall und mufs sich wiederholen wie die einfache logische Reflexion, die wir vorhin darüber anstellten, zeigt. Wohin eine solche Methode gelangt, das sehen wir an dem ganzen Buche, welches nichts weiter als ein Convolut solcher Sätze ist, die nach einander einzeln aufgezählt und dann wieder eingeschränkt werden. Durch dieses Heer nur relativ wahrer Gesetze geht kein geistiges Band, sondern alles besteht nebeneinander für sich. Auf jeder Seite wiederholt sich dieselbe Operation, nach irgend einer herausgegriffenen Beziehung ein Gesetz aufzustellen, dann zu zeigen, dafs dieses Gesetz nach der andern Beziehung doch auch nicht gültig sei und endlich beide Beziehungen zu compensiren und zu beschränken. Dies macht das Lesen dieser Schrift zu einem höchst ermüdenden Studium und fragt man nun zuletzt, wenn man sich mit einer Engelsgeduld durchgearbeitet hat, was gewonnen ist, was vom organisch Lebendigen begriffen ist, so hat man nichts weiter aufzuweisen, als ein ungewisses Schwanken zwischen einer Menge von Bestimmungen über die organischen Körper und zwischen deren Entgegensetzungen. Dies wird sich herausstellen, sobald wir in dieser allgemeinen Zoologie, die mit der Prätension einer Theorie der organischen Wesen auftritt, die Bestimmungen zusammensuchen, die den Begriff des Lebens ausmachen sollen. Wir werden daraus zugleich noch deutlicher sehen, welche Bewandnifs es mit der gerühmten Gesetzesmethode habe.

S. 70 folg. werden die organischen Körper hinsichtlich ihrer strahligen Form betrachtet. 1) „Alle Organismen zeigen von einem Hauptpuncte aus eine Ausstrahlung, die vorzugsweise nach zwei Extremen hin gerichtet ist. 2) Von den Extremen eines jeden Strahles strahlen wieder neue Strahlen aus. 3) Dieselben Ausstrahlungen zeigen sich auch an jedem einzelnen Organe. 4) Die Ausstrahlung ist nicht blofs in der Längenrichtung, sondern auch in andern Richtungen, z. B. in dem Dickendurchmesser. 5) Die Strahlen der Hauptausstrahlungspuncte, nachdem sie eine Strecke divergirend fortgegangen sind, convergiren wieder". Diese Gesetze hat der Verf. aus folgenden Beobachtungen deducirt. Bei den Pflanzen ist der Hauptausstrahlungspunct der Indifferenzpunct zwischen Wurzel und Stamm, die beiden Extreme sind Krone und Wurzel, sie haben weitere Ausstrahlungen in den Zweigen und Nebenwurzeln. Eben so ist es bei den Thieren, wo die Extremitäten nach oben und unten ausstrahlen, ferner bei den einzelnen Organen, z. B. dem Herzen, aus dem sich nach oben und unten Gefäfse im Körper verbreiten. Gegen das Triviale solcher Gesetze, die in dem einfachen Gedanken zusammengefafst sind, dafs die organischen Körper sowohl in ihrer Totalität, als auch in ihren einzelnen Organen symmetrisch sind, will ich nichts weiter sagen. Auch gelten die zwei letzten Gesetze nur für einzelne Fälle. So sollen z. B. die Rücken- und Afterflosse der Fische Ausstrahlungen im Dickendurchmesser sein. Noch fader sind aber die Beispiele für das fünfte Gesetz. Bei den Pflanzen sollen nämlich die herabhängenden Zweige der Trauerweiden, bei dem Menschen aber die abwärts gerichteten Kopfhaare und die aufwärts gekräuselten Haare an den Schamtheilen die Convergenz der von den Hauptausstrahlungspuncten ausgehenden Strahlen beweisen. Dergleichen Analogien, die weit entlegen Scheinendes zusammenfassen, erinnern an das beliebte Spiel der ältern Naturphilosophie, das wir schon oben tadelten und gegen das man sich nicht stark genug aussprechen kann. Der Verf. geht aber (und darum führten wir diese Gesetze

Digitized by Google

hier an) in seinem Analogisiren noch weiter; bei der Electricität und beim Magnetismus kommen ähnliche Verhältnisse vor, er findet nämlich: 1) „dafs hier auch eine Ausstrahlung nach zwei Extremen statt hat; 2) dafs eine Ausstrahlung potenter sei als die andere (die positive Electricität und der Nordpol des Magneten soll potenter sein, als der Südpol und die negative Electricität!); 3) wie die Figuren der positiven Electricität denen der negativen ähnlich, aber doch verschieden sind, so ist es auch mit den Ausstrahlungen an beiden Extremen; 4) auch die Strahlen der Eisenfeile, die sich an beiden Polen des Magnets inhäriren, zeigen Convergenz; 5) in der Hervorbringung der Form des Organismus ist wie bei der Electricität und dem Magnetismus Anziehung und Abstofsung sichtbar". Der Leser wird leicht die Oberflächlichkeit und selbst Unrichtigkeit solcher Vergleiche und Parallelen einsehen. Was thut aber der Verfasser? Er zieht daraus gar den Schlufs: „dafs auch die Kraft, durch welche die Bildung der organischen Körper geschieht, in ihren Gesetzen der Kraft der Electricität und des Magnetismus ähnlich sein werde und dafs man darum auf eine ähnliche Ursache beider Erscheinungen schliefsen könne".

Dies ist es, was der Verf. über das Leben herausgebracht hat und auch an andern Orten herausbringt. Die polare Wirksamkeit der Natur wird mit dem Leben identificirt, wenigstens ist nur noch ein unbedeutender Unterschied übrig gelassen, während doch im lebendigen Organismus nicht die Polarität als solche das wirksame, herrschende Princip ist, sondern höchstens als Moment, gebunden unter die Herrschaft der den Leib organisirenden Lebenskraft oder Seele in der organischen Welt aufgezeigt werden kann. Diese Auffassung, die das Leben unter die Polarität zwängt und den Formalismus der vergangenen Naturphilosophie erzeugte, wie schon oben bemerkt wurde, frischt der Verf. wieder auf und legt auf Stimmen Gewicht, die mit jener Zeit verschollen sind, wie z. B. S. 77 auf Herders Worte: „Nur ein Princip des Lebens scheint in der Natur zu herrschen, es ist der ätherische und electrische Strom, der in den Röhren der Pflanzen, in den Adern der Muskeln, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird u. s. w." Bei dieser Gelegenheit müssen wir überhaupt tadelnd bemerken, dafs der Verf. viel zu viel unnöthige Citate in seiner Schrift angehäuft hat. Die Citate mögen wohl den vierten Theil der ganzen Schrift ausmachen und gehören theils gar nicht zur Sache, wie z. B. die Seitenhiebe auf künftige Recensenten von des Verfs. Schrift in Jean Paulscher Manier, theils sind sie ganz veraltete oder rühren von Männern her, die in den Naturwissenschaften nicht competent sind, wie sich denn namentlich Herder, Jean Paul, Voltaire und andere französische Philosophen nebst einer Menge Dichter dieser Ehre zu erfreuen haben. Die so nöthige Benutzung der neusten naturwissenschaftlichen Literatur vermifst man dagegen gar sehr, wie wir weiter unten sehen werden.

Dafs der Verf. der Electricität das ganze organische Leben in die Schuhe schieben möchte, werden folgende Bemerkungen noch deutlicher beweisen. Das organische Reich ist ihm das Reich der Gerüche (vgl. S. 108 folg.). Folgendes Gesetz wird aufgestellt: „Alle organischen Körper haben einen gemeinschaftlichen Geruch, wenn auch nicht in allen Theilen des Körpers, doch an einzelnen Stellen. Dieser Geruch ist analog dem Geruche der Electricität und des Phosphors". Als Belege werden die Conferven, die ganze Masse der Fische, der männliche Samen, der Chylus u. s. w. angeführt. Ich wollte erst die Richtigkeit dieses Gesetzes nicht bestreiten, da vielleicht nur meine unelectrische Nase in den genannten Substanzen keinen electrischen Geruch entdecken konnte, als ich aber bald darauf die Folgerungen des Verfs. las, so bekam ich wieder Zutrauen zu meiner Nase. Er sagt nämlich (S. 111): „In Rücksicht dieses gemeinschaftlichen Geruchs der organischen Körper und der Analogie mit dem Geruche der Electricität läfst sich auf diese als ein Hauptagens in den Organismen bei Hervorbringung der Gerüche schliefsen". Ebenso mufs man nach dem Verf. (S. 112) den Geschmack „von der Electricität ableiten oder von einer dem electrischen Fluidum analogen Materie und man müsse also auch von der Allgemeinheit der Geschmäcke der organischen Körper aus geleitet annehmen, dafs Electricität oder ein analoges Fluidum ein Hauptagens bei den organischen Körpern sei". Die Wirkungsweise des Lichtes auf die organischen Körper erheischt ebenfalls ein der Electricität analoges Fluidum im Organismus (vgl. S. 149).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Schluſs.)

„Dieses muſs auf den Contact des Lichtes expandirt und zum Entweichen veranlaſst werden. Mit dieser Entweichung muſs aber eine Contraction in den Theilen und im ganzen Körper entstehen, die mit dieser Zusammenziehung in den Theilen eine sichtbare Bewegung gegen das Licht und mit dieser alle weitern Folgen hervorbringt". Diese Stelle ist zugleich eine Probe, wie grob sinnlich der Verf. das Lebensprincip auffaſst und von welcher Beschaffenheit seine Theorien und Erklärungen sind. Durch dieselbe Theorie werden die Wärmewirkungen auf den Organismus (S. 168) für erklärt gehalten. Die Nothwendigkeit zweier Geschlechter zur Zeugung eines neuen organischen Wesens liegt in der Duplicität des den Organismus belebenden, der Electricität analogen Agens. „Wie zur Hervorbringung eines neuen Magneten zwei Magnete oder zwei Pole eines Magneten erfordert werden, so sind zur Hervorbringung eines neuen Organismus zwei Individuen nöthig" (S. 244). Auf diese Weise läſst sich in der Natur leicht Alles erklären, im Grunde ist aber gar nichts erklärt, sondern die angeblichen Theorien sind ein ganz leeres müſsiges Bilderspiel. Solcher Schematismus beruft sich bei Betrachtung der electrischen und magnetischen Polarität auf die Geschlechtsdifferenz und bei der Erklärung von dieser auf jene; zu begreifende Erscheinungen werden an unbegriffenen gemessen. Ich könnte noch eine Menge Beispiele von dem Miſsbrauche und der Abgötterei, die in dem vorliegenden Buche mit der Polarität getrieben ist, anführen, allein ich mag nicht, wie der Verf. in seiner Schrift, die Geduld des Lesers auf die Probe stellen; auch bezeichnen die beigebrachten die Tendenz hinlänglich. Wer übrigens die Metaphysik des Verfs. über das Leben noch näher kennen zu lernen wünscht, den verweise ich auf das 15te Capitel, in dem „eine Vergleichung der organischen und unorganischen Körper in Absicht auf die Kräfte, welche beiden zukommen", angestellt wird. Alle Wirkungen in der unorganischen Materie, alle Veränderungen und permanenten Eigenschaften behauptet der Verf. aus der Ausdehnung und Anziehung ableiten zu können und darum könne man sagen, die Bewegkraft sei die einzige Wirkung in der Materie. In den Organismen stöſst der Verf. dagegen auf fünf Kräfte, die Vorstellungskraft, die Bildungskraft, die Irritabilitätskraft, die Propulsionskraft und die Absonderungskraft. Diese fünf Kräfte sucht der Verf. in einem langen Räsonnement auf eine zu reduciren und kommt endlich zu dem Resultate, daſs neben der geistigen Kraft noch eine andere Kraft, sei es nun die Propulsionskraft, oder die Bildungskraft oder die Irritabilitätskraft unreducirt übrig bleibt. Wir haben also im Organismus zwei Kräfte, eine geistige und eine in der Materie sich verkündende. „Die eine dieser Kräfte könnte aus der andern abstammend betrachtet werden, aber das Wie dieser Abstammung ist unbekannt und wird *nie* angeblich sein, weil keine Vergleichung zwischen den geistigen Wirkungen und denen in der Materie Statt findet". Dies ist das letzte Resultat, zu dem der Verf. über die Natur des Lebens kommt. Welche Erklärung hiernach die einzelnen Lebensphänomene finden werden, kann man sich leicht denken; die obigen Beispiele gaben schon Proben davon.

Der letzte Mangel, den wir noch aufzuzeigen haben, ist die Unbekanntschaft mit den neusten physiologischen Forschungen, namentlich mit der mikroscopischen Anatomie und Physiologie. Und doch hätte grade von den groſsartigen Entdeckungen auf diesem Gebiete eine Theorie der Organismen ihren Ausgangspunct nehmen müssen. Denn Unterschiede zwischen

Digitized by Google

den drei Naturreichen aufzufinden, ist keine Kunst, aber sie als drei, in ihrem innern Wesen innig zusammenhängende und einander voraussetzende Organisationsstufen nachzuweisen ist eine andere Aufgabe, die sich aber gegenwärtig eine allgemeine Zoologie, wofern sie nicht hinter den Anforderungen der Wissenschaft zurückbleiben will, nothwendig zu stellen hat. Die beiden organischen Reiche im engern Sinne, das Thier- und Pflanzenreich, sind jetzt einander so nahe getreten und jede scharfe, von der äufsern Gestalt hergenommene Grenzbestimmung zwischen beiden durch die Schwannsche Entdeckung des beiden gemeinsamen Entwicklungsprincipes aller Organe aus Zellen so ganz aufgehoben, dafs das Begreifen des einen ohne das andere gar nicht möglich ist, wenigstens setzt die thierische Physiologie die Kenntnifs des vegetabilischen Lebens schlechthin voraus. Das Pflanzenleben kommt über die Zellenbildung nicht zu wahrhaft differenten Organen hinaus. An der Pflanze kann die Natur der Zelle, dieser Grundlage alles organischen Lebens, nach allen Seiten hin verfolgt und erkannt werden. Der thierische Organismus bleibt zwar bei der Zellenbildung nicht stehen und in seinem entwickelten Zustande ist er nichts weniger als ein Aggregat von Zellen, allein alle noch so verschiedenen Organe des thierischen Leibes, Nerven, Muskeln, Gefäfse, Gewebe u. s. w. sind doch nichts weiter als verwandelte Zellen, gehen alle aus einer gemeinsamen Grundlage, der Zelle, hervor, welche in Nichts von der vegetabilischen Zelle verschieden ist. Dies ist die grofse Entdeckung, an der die meisten neuern Physiologen mitgearbeitet haben, die aber erst durch Th. Schwann in ihrer ganzen Bedeutung und in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange erkannt wurde, bereits eine grofse Reform in der ganzen Physiologie bewirkt hat und eine noch gröfsere durch die in diesem Sinne nach allen Seiten hin von den verschiedensten Forschern erweiterten Beobachtungen hoffen läfst.

Alles dies scheint dem Verf. verborgen geblieben zu sein, denn im Buche findet man keine Spur davon, wie denn überhaupt der Verf. von mikroscopischen Untersuchungen, in denen sich gegenwärtig das ganze Leben der Physiologen bewegt, blutwenig hält. Nur ganz beiläufig wird bei Erwähnung der Blutkügelchen der Zellen einmal gedacht (S. 40) und zwar in einer Weise, die die gänzliche Unbekanntschaft des Verfs. mit ihnen hinlänglich bekundet. Er sagt nämlich: „Sowohl in den Flüssigkeiten des Organismus, als in seinen festen Theilen trifft man Körperchen an, die von einer sphärischen Form sind, die also die Gestalt des Weltkörpers und des Wassertropfens und die Form jedes Total-Organismus in Ansehung seiner Entstehung an sich tragen und die daher auch durch die nämlichen Kräfte gebildet zu sein scheinen, wie die Weltkörper oder die Totalorganismen in ihrem Anfange. Diese gerundeten Körper sind bestimmt begrenzt und nach den neusten (?) Untersuchungen vermuthlich immer von der Umgebung durch eine Enveloppe abgeschlossen". Mit Kräften ist der Verf. stets bei der Hand; also blofs weil der Weltkörper rund und der Wassertropfen rund und die Zelle im Allgemeinen rund ist, darum sollen sie von derselben Kraft gebildet sein! Man sieht ferner, dafs der Verf. noch nicht einmal gewifs weifs, dafs zum Begriff einer Zelle die Zellenmembran wesentlich mitgehört.

Wegen dieser Unbekanntschaft mit den feinern physiologischen Resultaten ist denn fast Alles was der Verf. von den Pflanzen sagt ganz ungenügend. Wie konnte jemand, der nur einige wenige pflanzenanatomische Untersuchungen selbst angestellt oder der nur, was man doch bei dem Verf. einer allgemeinen Lebenslehre wenigstens voraussetzen darf, die trefflichen Werke der neuern Pflanzenphysiologen studirt hat, solche Vermuthungen noch hegen, wie der Verf. (S. 538), dafs die Pflanzen ein Centrum der Saftbewegung auf dem Scheidepuncte zwischen Wurzel und Stamm haben könnten? Die Frage nach der Individualität der Pflanzen, deren Beantwortung für viele Probleme von so grofsen Folgen ist und neuerlich auch vielfach versucht worden ist, ist nicht einmal aufgeworfen, sondern der Verf. nimmt jede Pflanze, wie der gemeine Mann, für ein Individuum, während doch jetzt alle Forscher darin übereinstimmen, dafs ein Pflanzenkörper ein Aggregat, ein Fascikel von Individuen ist, mag man nun entweder die Knospe, oder ein einzelnes Blatt oder eine einzelne Zelle des Pflanzenstocks als Individuum bestimmen. Und doch mufste unser Verf., der ja beständig die Pflanze mit dem Thiere vergleicht, vor allen Dingen diese Frage beantworten, wenn nicht alle Vergleiche schief ausfallen sollten. Dies sehen wir denn auch an allen aus diesen Vergleichen hervorgegangenen Gesetzen, z. B. (S. 502);

„die Pflanzen sind mehr in die Länge gestreckt und diese Richtung ist immer in einer senkrechten Stellung zum Horizont". Sagen wir denn vom Korallenstamm, er sei ein in die Länge gestrecktes, auf dem Horizont senkrecht stehendes Thier? Und warum nicht? Weil hier am Stamme die einzelnen Individuen, die Polypen nicht zu verkennen sind. Eben so ist es mit dem Pflanzenstamm, der nichts weiter ist, als der gemeinsame Boden, das Substrat, aus dem die einzelnen Individuen hervorsprossen. Das Gesetz also, das wir schon oben erwähnten, von der allgemeinen Ausstrahlung der Pflanze nach zwei Polen hat, so lange man sich über die Individualität der Pflanzen nicht vereinigt, bei einem Vergleich mit den Thieren gar keine Bedeutung. Eben so sind gegenwärtig alle die Vergleiche, die den letzten Theil der Schrift größtentheils ausfüllen, z. B. daſs die Thiere nur durch eine Mundöffnung die Nahrung aufnehmen, die Pflanzen durch viele, ferner daſs die Pflanzen nach der Begattung ihre Geschlechtstheile abwerfen, die Thiere sie öfter gebrauchen können und dergleichen, auf dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft für bedeutungslos zu halten. Das Gefühl der Nichtigkeit solcher Unterschiede drängt sich zuletzt dem Verf. selbst auf und indem er am Schlusse seines Werkes ausruft: „Es fallen also überhaupt alle Grenzbestimmungen zwischen Thieren und Pflanzen weg und *sie sind alle willkührlich*", gesteht er selbst unbewuſst, daſs sein Verfahren willkührlich gewesen und die Natur der Sache nicht getroffen hat. Denn das ganze Buch ist ein fortwährendes Unterscheiden gewesen, jetzt wird am Schlusse behauptet, daſs alle solche Unterschiede nur in gewisser Beziehung wahr und haltbar seien, (wir gingen von diesem Gedanken gleich anfangs bei unserer Kritik aus) folglich enthält diese Schrift nur relative Wahrheiten, nur willkührliche, dem Gegenstand von Aussen aufgedrungene Reflexionen.

Wie der Verf. die Pflanzen nicht in ihrem wahren Verhältnisse zu den Thieren genommen hat, so ist auch rücksichtlich der anorganischen und organischen Natur der rechte Vergleichungspunct verfehlt. Die Mineralien als bloſse Producte des chemischen Prozesses können nicht mit den lebendigen Organismen verglichen werden, wohl aber der Krystall, doch nicht als fertiges, starres Gebilde; sondern der Krystall in seinem Werden entspricht der lebendigen organischen Individualität. Der Krystallisationsprozeſs ist der Lebensprozeſs der anorganischen Natur, alle mechanischen Vorstellungen, namentlich die atomistische Theorie von Hauy, nach welcher die Krystalle nur Aggregationen von Molekülen mit bestimmter Gestalt sind, werden durch die mikroscopische Verfolgung eines entstehenden Krystalls vernichtigt, der Beobachter überzeugt sich, daſs nicht Attractionen oder Repulsionen oder dergleichen Kräfte die bestimmte Gestalt eines Minerals bewirken, sondern hier ist ein schöpferisches Princip wirksam, das den Gesetzen der Schwere und des Mechanismus enthoben ist und eigentlich nur gelegentlich von dem Lebensprincipe der organischen Körper verschieden ist. Solche Gesichtspuncte sind jetzt die würdigen Gegenstände einer allgemeinen Biologie. Von hier aus konnte sich eine solche zusammenhängende Theorie über die drei Naturreiche, wie die von Schwann ist, entwickeln und darum dringt unser allverehrter Link in seinen Propyläen zur Naturkunde darauf, den Begriff der Naturgeschichte als Lehre von der Individualität zu fassen. Unser Verf. erwähnt die Krystalle nur nebenbei, den Krystallisationsprozeſs in seiner Beziehung zum Bildungsprozeſs der Organismen gar nicht. Die interessantesten Fragen einer allgemeinen Biologie, die theils bereits beantwortet sind, theils gegenwärtig noch die denkenden Forscher beschäftigen, sind so in der vorliegenden Schrift gar nicht zur Sprache gekommen.

Dr. Friedrich Stein.

LIV.

Franz Bopp*, *über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Academie der Wissenschaften am* 10. *Aug. und* 10. *Dec.* 1840. *Berlin*, 1841, *bei Dümmler.

Die Grundansicht des vorliegenden Werkes, die der berühmte Verf. bereits durch seine Recension über das Humboldt'sche Buch einleitete, ist die: daſs die malayisch-polynesischen Sprachen Töchter (nicht Schwestern) des Sanskrit *) sind, die das grammati-

*) Ein ähnlich lautender Satz in Gretsch's Vorlesungen über die russ. Sprache ist vielleicht durch eine irrige Ansicht über das Kawi vermittelt.

sche Gewand der Mutter ausgezogen haben, zum Theile ein neues anlegend, zum Theile, wie auf den Südseeinseln, in völliger Nacktheit erscheinend, weshalb die schwierige Aufgabe den vergleichenden Forschers sich hier nur durch Wortvergleichung lösen könne.

Der Stammverwandtschaft jener Sprachen mit dem Sanskrit stellen sich, bei oberflächlicher Beobachtung wenigstens, zwei wichtige Schwierigkeiten in den Weg: nichts Geringeres, als die grofse Verschiedenheit der beiden Sprachpole, der Grammatik und des Wörtervorrathes, die freilich wiederum durch die gleichsam lexikalischen Elemente der Flexion, wie durch die grammatische Beschaffenheit der Wortbildungsmittel und des Lautverhältnisse so nahe zusammenhangen, dafs sie von höherem Standpunkte aus betrachtet nur als Ein Organismus erscheinen. Dennoch bleiben sie, wie etwa Leib und Seele, immerhin zwei Pole oder Potenzen, die sich in gegenseitiger Wechselwirkung durchdringen, ohne darum stets in *gleichem Mafse* von den vielen möglichen Processen und Recessen des Sprachlebens erfafst zu werden. Einige wenige Beispiele aus vielen mögen zugleich ein Urtheil über den besonderen hier auftretenden Fall vorbereiten.

Die historisch vorliegende Entwickelung aller indogermanischen Sprachen (um nicht *aller* Sprachen zu sagen) zeigt uns vor Allem *Negationen*: Zertrümmerung der Flexionen, wie der Wörterkörper, Verwirrung und Trübung der Laute, Verminderung der inneren und äufseren Wortbildungsmittel, somit des Wörtervorrathes, ferner sogar allmälig, wiewohl in minderem Grade, des Wurzelvorrathes. Alles dies geschieht schon ohne äufsere Störung, viel mehr und schneller aber, wo mehr oder minder fremde Sprachenkörper zusammenstofsen. Darnach bildet sich, aus unverlöschlichem Lebensdrange, ein neuer Organismus, also eine *Position*. Diese bewerkstelligt sich nicht selten nach dem Muster der ursprünglichen, aber durch neue Mittel und Stoffe (z. B. manche romanische Tempusbildungen); doch auch häufig nach neuen, mimmatisch in der Luft ganzer Erdstriche liegenden Gesetzen, in die dann, umgekehrt, alte einheimische Stoffe sich fügen (z. B. alte Demonstrative in modernen Artikeln). Weitere Belege: Die indischen Volkssprachen haben zum Theile den alten Typus der Declination, das Bedürfnifs geschiedener, vielfältiger Casusformen behalten; brauchen aber zu dessen Befriedigung neue, wiewohl nicht eigentlich fremde, Suffixe. Wo aber, wie im Moors, die Sprache zum gemischten Jargon wird, hört jener zweite Saft auf, zu treiben, und die Flexion zerfällt immer mehr in Partikeln und nackte Wörter. In andern Stümmen derselben Familie finden wir die nämlichen Erscheinungen und neue dazu: Suffixe fallen oder sterben wenigstens ab, bald hängen sich neue zum Ersatze an und verschmelzen endlich mit den halbtodten Körpern, bald machen es pronominale (und praepositionale) Praefixe ebenso; oder auf irgend eine andere Weise, auch an den eigentlichst zum Worte gehörenden Lauten, zeigt sich ein neuer Wandel zum Ersatze der verlorenen, oft aus dem Grabe nachwirkenden Flexionsmittel. Vergleiche: die Declination der neuen arischen Sprachen, vorz. der armenischen; die flexivisch lautenden Bildungssuffixe der schwachen Declination im Deutschen, der Umlaut in zahllosen Gebilden, vorz. der germanischen und keltischen Sprachen, die Function abgefallener Suffixe versehend, die Verschmelzung der Präpositionen mit den Artikeln der roman. Sprachen; in den kelt. Spr. die Nachwirkung der alten Artikel auf den Wörteranlaut, der nun flexivischen Werth gewinnt. Analoga jener neuen synthetischen Bildungen in prakritischen Declinationen zeigen sich in der Conjugation neuindischer und romanischer Sprachen, wobei diese sogar wiederum die auch von den Müttern zu gleichen Zwecken verbrauchten Verbalwurzeln (wahrlich nicht willkührlich!) verwenden, nur sie anders vertheilend; zugleich treten die Wzz. (Sskr.) *Dhâ* und *Kr* in (schwache) Conjugation und in neue Verbalbildungen ein. — Gestalt und Zahl der Wörter bleibt oder wechselt in sehr verschiedenen Verhältnissen zu dem Processe der grammat. Formen. Indische Sprachen haben einen schönen Theil der Sanskritwörter mit grofser Treue bewahrt, während ihre Grammatik unverhältnifsmäfsig abgewichen ist, so dafs die Sprachen verschwisterter Stümme, wie z. B. das Zend, der Grammatik nach dem Sanskrit weit näher stehn, als die eigenen Töchter, während die verschiedene Lautbildung den Wörtern desto abweichendere Gestalt gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Franz Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 10. *Aug. und* 10. *Dec.* 1840.

(Fortsetzung.)

Das Englische hat noch kaum eine Grammatik, aber seine Abstammung wird immer noch mehr aus dem armseligen Reste seiner Flexion erkannt, als aus seinem lexikalischen Jargon. Engländer und Franzosen thun wohl, einige Abstammungszeugnisse ihrer Sprachen in der Orthographie zu behalten; gewifs ist kein volles Sanskritwort in dem weichen, lallenden Organe des Tahitiers oder des Hawaiiers unkenntlicher geworden, als z. B. *ille habet* in Frz. *ilá* Engl. *how are ye* in dem *'auài* des London'schen Dandys. Ja in der That finden wir (was wir hier besonders urgiren) nicht blos in den neuen, sondern auch den alten Prakritdialekten Indiens Ausbeinungen und vocalisches Gelalle, wie nur in den entartetsten Sprachen Polynesiens, z. B. *kaò* aus *krtas*, *auvvas* a. *apûrvam*, *hiaè* a. *hrdayê*, *ćakkâò* u. *ćakravâkô* und dergleichen mehr.

Durch alle diese Analogien aus sichern Sanskritverwandten wollten wir den Satz vorbereiten: dafs die grofse grammatische und lexilogische Abweichung der mal. Sprachen aus ursprünglicher Identität erwachsen sein *kann*, um so leichter, da sie in ihrer ungeheuren Inselwelt sich ausbreiteten und immer wieder in hundert Variationen sich isolirten. *) Denken wir uns diese alle von Einer Sprache ausgegangen, die selbst bereits ein zertrümmertes Sanskrit war, so wird in Zukunft vielleicht der germanische Stamm ein ähnliches Phaenomen bieten, wann die englische Trümmersprache allmälig völlig die neuen Erdtheile in Westen und Osten überflutet und endlich sich in neue Sprachencorporationen scheidet, in deren äufserster kaum noch ein Schatten altgermanischer Herrlichkeit bleibt, wenn gleich keine neue Mischung dazu käme, als die ganz allmählige, der bei der wachsenden Weltverbindung jedes Volk, jede Sprache ausgesetzt ist — wieviel mehr noch, wenn unausbleibliche stärkere und plötzlichere Mischungen hinzukommen.

Dieser letztere Umstand kommt in der That auch bei dem malayischen Sprachstamme zur Frage und würde, wenn er bejaht wird, eine Vermittelung der grofsen Abweichungen vom Sanskrit mit den unleugbaren und keinen Falls zufälligen Beziehungen zu diesem erleichtern. Wir wissen nämlich, dafs sich auf vielen Inseln Polynesiens aufser einer oder mehreren Hauptschichten gewifs malayisches Stammes *) eine weit ältere, zurückgedrängte Urbevölkerung vorfindet, die durch mancherlei Namen (Harnforas, Papuas, Negritos, Australneger etc.) bezeichnet wird. Hier knüpfen sich mehrere wichtige, noch gar nicht oder doch nicht genügend gelöste Probleme an einander, an denen Physiologie und Sprachforschung einträchtig zusammen arbeiten müfsen: Gehören die Negritos von den Andamaninseln bei Indien an bis ins ferne Polynesien, also ungefähr der Verbreitung des mal. Stammes entsprechend, Einem Stamme an? Läfst sich

*) Dafs es übrigens zur Isolirung nicht der Inseln bedarf, bezeugt das Festland Americas, dessen Aboriginersprachen sich zum Theile sichtbar und hörbar aus alter Einheit in eine Mannigfaltigkeit zertrennten, wie sie kaum die Endpunkte der mal Sprachenkette darbieten.

*) Wir setzen als bekannt voraus, dafs die Gleichstämmigkeit der Malayen mit den meisten Völkern des westlichen, wie des östlichen Theils jener Inselwelt längst feststeht.

diese Parallele mit den Malayen weiter ziehen: eines Theils bis nach Africa, wo in Madagascar mal. Stämme vermuthlich einst negerartige zernichteten oder sich incorporirten, und wo auch nach den neuesten Forschungen sogar in dem Innern des Welttheils ein mal. Volk, die Fellahs, ebenfalls die alte Negerbevölkerung unterjocht?*) Anderntheils bis durch ganz Indien, vielleicht mit Einschlufse Ceylons, der Malediven**) und Lakediven, dessen vorhinduische Bevölkerung vielleicht sowohl unter sich, als mit den Negritos zusammenhängt, wozu die negerartige, dunklere Gestalt sowohl vieler ind. Aboriginer, als gewisser, in die hinduischen Culten übergegangener alteinheimischer Götterbilder stimmt? Oder dürfen wir einen Zusammenhang dieser Völker und Sprachen mit den malayischen***) vermuthen? Dessen Bejahung oder Verneinung hängt denn mit der letzten und wichtigsten, neuerdings physiologisch bejahten Frage zusammen: ob die Negritos bisher *fälschlich* von der mal. Raçe als eine besondere getrennt wurden? In diesem Falle würden die Negritos die älteste und darum auch am Fernsten individualisirte Auswanderung des sanskritischen Stammes nach Polynesien darstellen, und die Zertrümmerung ihrer und der malayischen Sprachen wäre nur ein esoterisches Zerfallen. Erweist sich aber ihre völlige Stammverschiedenheit von den Malayen und noch mehr von den Hindus, so wäre die ursprüngliche Sanskritsprache der Malayen mit jenen fremden zusammengestofsen, gemischt und dadurch ihrer alten Structur verlustig geworden.

Die Kolonisation Polynesiens von Indien aus ist geographisch wahrscheinlich; dafs sie vor der Geschichte liegt ist bei der Dunkelheit indischer Geschichten um so weniger zu verwundern, da selbst die verhältnifsmäfsig viel jüngeren mehrfachen hinduischen Einwanderungen in den mal. Archipelagus nicht hinlänglich klar sind. Nicht einmal in allen Fällen lassen sich ihre sprachlichen Nachwirkungen und Einmischungen mit Sicherheit von den urverwandten Erscheinungen unterscheiden. Ein unzweideutiges Kriterion für letztere scheint nach Hrn. Prf. Bopps Untersuchungen der uralte Guttural an manchen Stellen, wo er sich in dem uns bekannten Sanskrit schon in Palatale verwandelt hat. Gerade dieser Punkt aber, wenn er wenigstens sich noch häufiger herausstellen sollte, führt uns auf einen vielleicht nicht unwichtigen sprachlichen Einwand gegen den erwähnten Ausgang der ältesten Einwanderung von dem bereits individualisirten Sanskritvolke Indiens aus, das damals schon bis zum äufsersten Süden Indiens vorgedrungen sein mufste. Obwohl nämlich die Entstehung der Palatalen als gequetschter und assibilirter Gutturalen in vielen indogerm. Sprachen als ein nur dynamisch, nicht historisch, gleiches Product jüngerer Entwickelungsperiode zu betrachten ist; so dürfte doch für die Palatalsysteme des Sanskrits und der arischen Sprachen, namentlich des Zends, historische Einheit des Ursprungs angenommen werden, in einer Zeit nämlich, als das Sanskritvolk noch nicht von dem arischen getrennt, folglich noch nicht nach Hindustan herabgewandert war. Von wo und wann stammen in diesem Falle jene sanskritisch-malayischen Gutturalen, und läfst sich in den einzelnen Fällen vielleicht nachweisen, dafs sich ihre palatale Gestalt *nur* im Sanskrit, nicht im Zend findet? Oder dürfen wir glauben, dafs im Allgemeinen die Sanskr. Palatalen (wie ja auch die Cerebralen) sich erst in Indien entwickelten, ebenso im Zend, gleich wie in andern indog. Sprachen, erst nach der Trennung der Familie?

Eine andre Frage ist: ob die östlichen Sprachen des malayopolyn. Stammes in ihrer Flexionslosigkeit als die vermuthlich zuerst ausgewanderten und allmälig ostwärts vorgedrängten *) die *uranfängliche* Zertrümmerung beibehielten, während die westlichen samt ihren Völkern eine neue Bildung gewannen; oder ob, umgekehrt, diese neue Bildung sich unmittelbar nach

*) Ref. weifs nichts Näheres über angeblich malayische Sprache in mehreren Küstenstrichen Africas; namentlich traf *Salt* in Mozambique einen mal. Stamm.

**) Hr. Prf. *Bopp* läfst uns auch für die Sprachen dieser Inseln Forschungen und ähnliche Resultate, als für die malayischen, hoffen.

***) *Leyden* glaubte sogar die Grundlage der mal. Sprachen mit den einsylbigen Hinterindiens verwandt und mit Telinga und Tamulischem gemischt.

*) Eine so besondere Ordnung, wie die der gallischen Einwanderungen nach Italien, wo die ersten die späteren in die fernsten Gegenden durchwandern liefsen, erlaubt schon das Terrain (über dessen Urgeschichte die Gelehrten aber auch noch nicht einig sind) hier nicht anzunehmen.

Digitized by Google

der Zertrümmerung der alten gestaltete und den allmälig *von dem neuen Volks- und Sprachstocke weiter Auswandernden* wieder verloren ging? Für letzteres zeugen wohl auch die Lautverhältnisse der ostpolyn. Sprachen, in denen vocalische Verweichlichung mit wenigen Ausnahmen die ursprüngliche Form immer mehr zerstörte, die Consonanten theils erst erweichend, dann elidirend, theils zwischen Consonantengruppen Vocale einschiebend, wo sie nicht einen Theil derselben aufgeben. Diese öfters in entarteteren Sprachen nachweisbaren Erscheinungen zeigen sich vorzüglich in den Sprachen Tahitis und Hawaiis, deren letztere zugleich eine, wiewohl nicht ganz lautlich entschiedene, Verschiebung der Dentale in Gutturale zeigt. Unter den bis jetzt näher bekannten Sprachen hat die neuseeländische die reinsten und vollständigsten Formen der Wörter bewahrt. Vielleicht werden die Sprachen oder Dialekte der Neuholländer bei näherer Bekanntschaft eine noch gröfsere Hinneigung zu den westlichen zeigen; Ref. hat die unten verglichenen Wörter aus einem dürftigen Glossare entnommen: G. *Grey* a vocabulary of the dialects of south-western Australia. 2nd. ed. Lond. 1840. (1. ed. Perth. 1839), leider mit englischer s. v. v. Orthographie.*)

Die hervorstechendsten neuen grammatischen Eigenthümlichkeiten des Sprachstamms sind grofsentheils Folge der Destruction: eine Unmasse von Partikeln oder Bestimmungswörtchen, besonders in den östlichen Sprachen; eine der chinesischen ähnliche, aber auch den ind. Sanskritiden nicht ganz fremde Juxtaposition an der Stelle aller Flexion; mit Beidem zusammenhangende Vermischung der Redetheile in Einer Form, wozu die englische Sprache Analogien bietet, deren einsylbige Wörter zumal öfters mehrere Verbalformen, Participium passivum, Adjectiv und Substantiv zugleich vertreten; aus dieser unmittelbarsten Folge der Zertrümmerung mag sich auch der Anstofs zu der neuen absonderlichen Satzbildung dieser Sprachen herleiten. Alterthümlich erscheint die Sylbenreduplication, aber ganz dem sanskr. Stamme, besonders in der Vorzeit, eigen; die häufige Wortreduplication dagegen kann ebensowohl neuer, als ältester Sprachperiode angehören. Dafs sich statt der sanskr. Suffixe zahlreiche Praefixe finden, darf uns nicht allzusehr befremden; ein consequenter Umtausch ging im Verlaufe der ägyptischen Sprache vor, und der praepositive Artikel der neueren roman., german. und einiger slavischen Mundarten hängt sich in einzelen hinten an. Charakteristischer ist die Infixion in den Verbalbildungen mehrerer malayischen Sprachen, doch nicht ganz ohne Analogie im Sskr. selbst, wenn wir z. B. an Cl. 7. erinnern dürfen; Ref. machte auf die Möglichkeit einer Infixion im Zigeunischen in diesen Blättern aufmerksam. Wer weifs, ob wir nicht in den weiten Lacunen der neuindischen Sprachkunde überhaupt Mittelglieder zwischen sanskritischer und malayischer Bildung entdecken.

Der Vrf. abstrahirt von geschichtlichen und physiologischen Fragen und Hypothesen, und fast ganz von der grammatischen Gestaltung der mal. Sprachen, um sich der hier wichtigeren Wortvergleichung zuzuwenden. Der ganze Werth seiner Ergebnisse kann nur durch zusammenhängende Lectüre seines ganzen Buches gewonnen werden, wie er denn selbst nicht für das Einzele, sondern nur für die Uebereinstimmung vieler Erscheinungen Glauben erwartet. Ref. mufs sich begnügen, aus dem reichen Inhalte Weniges mitzutheilen, und erlaubt sich, einige Zusätze und Bemerkungen anzuknüpfen.

Neus. *rákau* etc.*) = Prakr. *rukkha* = Zig. *ruk.* = Sskr. *vrxa*, Baum. — Von Sskr. Wz. *Plu* Tong. *fufulu* (aus *puplu* red.), waschen. *geláu*, Schiff, schiffen; reisen (schliefst sich ganz an Mal. *prau* = Sskr. *plava* = πλοῖον an); zugleich leitet der Verf. Tong. Neus. *wáka*, Schiff, von dem aphaerirten Sskr. *plávaka* (die Aphaerese spielt auch esoterisch in diesem Sprachenkreise eine grofse Rolle) und Tahit. *lana*, schwimmen. In Neus., Tah., Hawaipo, Nacht, dagegen mögen wir nicht das aphaer. Sskr. *xapâ* erkennen, da die Fidgi und Tonga Sprachen die vollere Form *boni* (*bongy*) zeigen, s. Kavispr. II. 298. Dagegen stellen wir mit dem Verf. zu *xapas* Tagal. *gabi*, das W. v. Humboldt l. c. 225. mit Vask. *gaba* vergleicht. — Tong. *kamo* = Beng. *kâmo* etc., Wunsch. — Neus. *ra* = Sskr. *ravi*, Sonne (noch auffallender Fidgi *sina* id.), — Neus. *wai* = Sskr. *vâri*,

*) Mangel des Raums, wie des vergleichbaren Stoffes, verbieten Ref. noch einige sehr auffallende Erinnerungen an das Sanskrit im Neuholländischen hier mitzutheilen.

*) Die Raumbeschränkung nöthigt uns, in der Regel nur die vollständigsten Formen anzugeben; ihre Verwandlung und Verweichung erfolgt nach ziemlich bestimmten Gesetzen.

Digitized by Google

Wasser (vgl. Neuholl. *badto*, das auffallend an den germ. Stamm erinnert? Merkwürdig und vielleicht mit *badto* zusammenhangend Neuh. *banya*, nafs; tröpfeln, schwitzen; *balyan*, Thau, vgl. Javan. *banyu*, viell. ident. mit Neus. *hani*, = Sskr. *pâniya*, Hind. und Zig. *pâni*, Wasser). — Madagass. *oran*, *orana* = Tag. *olan* = Tong. *uha* = Neus. *úa* = Osset. *varan* = Sskr. *varšana*, Regen. — Neus. *awa*, Flufs und Tag. *abo* — *abo*, Regen: Sskr. *âpa*, Wasser etc. (doch Fidgi *ahwhye*, *whye*, Wasser: Neus. *wai* s. Kavi II. 298). — Neus. *tói*, ins Wasser tauchen (cf. wässern): Javan. u. Skr. *tôya*, Wasser. — Neus. *pakau* = Tag. *pac-pac* = Sskr. *paxa*, Flügel (Prkr. *pakkha* Zig. *paka*, *pak* id.); der Verfasser stellt u. A. auch Lat. *passer* = *paxer* hierher; die älteste Form und Bedeutung erhält oder reproducirt sich im Span. *paxaro*, Vogel. — Neus. *tóki* = Tong. *togi*, Axt: Sskr. *Tax*, behauen; *taxani*, Zimmeraxt (letzterem scheint ganz Zig. *teïarí* f. Axt zu entsprechen, das ich in meiner Rec. über Borrow's Zincali anders verglich). — Neus. *aire* = Tong. *alu* = Sskr. R (*arâmi*), gehn. —

Von den Zahl- und Für-wörtern heben wir nur Einiges aus, da die meisten Untersuchungen darüber zu verzweigt sind, um epitomirt zu werden. Sskr. *êka*, 1: Tag. Neus. *ka*, *ika*, die dem unbestimmten Artikel gleichen; Neus. *kau*, allein; *nûi* = Tong. *nihi*, Vielheitspartikel, cf. Sskr. *nâsika*, *anêka*, viel. Tag. *catava*, ein Mann = Sskr. *êka dhava*. — Sskr. *dva*, 2: Mal. Neus. *dûa*, Bugis *duva*, Tag. redupl. *dalua*, *dalava*, *alava*, Tah. *rua*, Haw. *lua* etc. etc. bis zu Tong. *úa*. — Sskr. *tri*, *tra-yas*, 3: Tah. *toru*, Neus. *tódu*, Tong. *tolu* etc. — Sskr. *catvâras* aus *k*., 4: Jav. *pat* red. *papat*, Mad. *efatrá* etc. (cf. Dakor. *patru* Frz. *kat* st. *quatre* aus *quatuor*). — Sskr. *panča*, 5: Tah. *pae*. — Sskr. *sapta*, 7: Jav. Bug. *pitu*, Tag. *pito*, Tong. *fitu* (auffallend stimmt zu diesen aphaerirten Formen Zigeun. *fte* und Ngr. *fta* in ἑξαφτά). — Sskr. *daça*, 10: Jav. *sa-dhasa*, in Zss. *las* (wozu ganz Afghan. *las*, 10, stimmt). — Sskr. *Labh*, λαβεῖν u. A.: Mal.-Pol. *lima* (auch d, r, n st. l), Hand u. 5 cf. u. A. Kelt. *lamh* etc., Hand (auch Cy. *lof*, Goth. *lôfin* gen., λόβαι etc.); ferner: Mad. *ma-lafa*, nehmen etc. *) — Sskr. *çata*, 100: Mal. *sa-râtus*, Jav. *satus*, Mad. *satu*, *zatu*; des Verfassers Einzelurtheile bei diesem Worte zeigen, wie wenig er auf blofsen Schein geht. — Sskr. *pûrna*, voll, u. A.: Neus. *purana*, Haufe; Mal. *punnuh*, voll etc.; *pûluh*, 10, u. entsprechend in den übrigen Sprachen (id. mit Neuholl. *boola* (*oo* = *u*), *bool*, plenty, many, more than two. Nur im Tong. *fulu* fallen die Bezeichnungen für 10 u. *Haar* zusammen, und nur zufällig, wie wir mit dem Verf. gegen W. v. Humboldt glauben; in letzterer Bed. entspricht Neuholl. *walloo* den Formen der verw. Sprachen, die vielleicht auf Sskr. Zig. *bâla*, Hind. Zig. *bâl*, Multan. *wal*, Zig. *ewala* etc., Haar, zurückzuführen sind; Verwandte finden sich vermuthlich in mehreren indogerm. Sprachen). — Skr. *aham* ich: Neus. *ahau*, *aku*, *au* (cf. Zig. *au* id.), Mad. *ahau* etc., Tag. *akin* c. obl. (Fidgi *guou*). Auch den obliquen Stamm *Ma* weist der Verf. nach; am Deutlichsten tritt demnächst der demonstrative *Ta* und der relative *Ya* hervor (Mal. *yan*, qui: Neuholl *yaan*, *yarn*, *yarning* d. i. *yánin*, what, why; *yard*, what, wohl gar mit altem Neutralsuff. ef)

Ferner: Sa. *satya*, wahrhaft, redlich = Mad. *satria*, weise, tugendhaft (gegen Buschmann Kavi III. 781). — Tong. *móhe*, schlafen; *móhena*, Bett (beide Neus. ohne b): Sskr. *manča*, Bett, indem č = k = h (vgl. noch u. A. Esthn. *maggama* = Litth. *megoti*, schlafen; ANrd. *môk*, Schlummer; Ahd. *mâgo*, μήκων etc., *Mag*samen, *Mohn* d. i. Schlummerkraut etc. etc.). — Sskr. *savya*, links: Mad. *havia*, Tong. *heme*, Haw. *hema* etc. — Sskr. *bhûmi* = Tong. *umêa*, Erde (der Anlaut ist vll. bei einer andern Bildung Neuh. *boodjur*, earth, ground, erhalten). —

*) Hier bringt der Verf. u. A. *Nehmen* = *sich Geben* zur Sprache und vergleicht Sskr. *â* + *Dâ* Atm., nehmen; umgekehrt bedeutet im Gadhelischen die Wz. *Gabh Nehmen* (gegenüber von Goth. *Gab*, nicht von Lat. *Cap*).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Franz Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Academie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840.

(Schlufs.)

Die Ableitung mehrerer mal.-polyn. Wörter von Sskr. *Gval* S. 48—9, ohne die sskr. Palatalisirung wird durch die reiche neuholl. Wz. *Kal*, Flamme, Glut, bestätigt. — Sskr. *karna*, Ohr = Neus. *tarina*, Jav. *talinan*, Mad. *tadigny*, *talinhe*, Tong. *telina*, Mal. *telina*, Tag. *tayina*, verm. Bugis *kalinai*, woher *ûnh*, hören; Jah. *taria*. Dagegen Neus. *rono*, Jav. *runu*, Mad. *rim* Tong. *ono*, hören,: Sskr. Wz. *Çru* (*çrnômi*); indessen zeugt vielleicht dagegen der entschiedene Dentalanlaut in Neuh. *toonga*, *donga*, *twonk* (in versch. Diall.), Ohr, hören, verstehn, das wir schwerlich zum vorigen Artikel stellen dürfen; am Nächsten daran grenzen Mal. *danar* (stets *n* = *ng*), Jav. *mi-danet*, *denar*, Tag. *dinig*, Mad. *tainu* u. verm. Haw. *loke*, hören; das Haw. steht schon weiter ab, als obige Formen mit r, zu denen auch noch Jav. *ren* zu stellen, das *denar* und *runu* zu vermitteln scheint; oder sind die im Mad. u. Javan. *zugleich* vorkommenden Formen mit r u. d ganz zu trennen? — Gewifs Mal. *c'ium*, Kufs, von Sskrwz. *C'umb* (vgl. u. A. Hind. *c'ûma* = Zig. *c'umendi*, id.); aber ob Tong. *uma*, id. dahin zu stellen sei, wird durch den leichter abfallenden Labial in Neuholl. *bimban*, *bindyan*, *boonyan*, to kiss, zweifelhaft. — Tong. *gia*, Hals, Nacken, Kehle: Sskr. *gala* (vll. eher zu *griva*, collum, cervix). — Wz. *Tan:* Tong. *totêna*, gerade; *tutûe*, dünn. — Mad. *sakai*, Freund = Sskr. *sakhi*, *sakhai*. — Sskr. *pâda* = Tag. *paa*, Mad. *pe*, Tong. *vae*, Fufs. — Sskr. Wz. *Tark:* Mad. *tserec*, Gedanke (gegen Buschmann Kavi II. 229). — Sskr. *trna* (a. *tarna*), Dorn: Tong. *talla* id. Neus. *tadu* (d u. r), Gras. — Wz. Sskr. *Mih:* Tong. *mimi*, harnen; Sskr. *mêgha* = Mal. *mêga* = Mad. *mika*, Wolke. — Sskr. *Yâ*, gehn: Neus. *ia*, Lauf (Neuh. *yanna*, *yan*, gehn) scheint identisch mit Sskr. *yâna*, itio. — Sskr. *linga* = Tong. *lina*, penis. — Sskr. *salila*, Wasser: Jav. *sûrem*, Mad. *sira*, Salz (so Rom. *sare* aus *sale*); der Verf. setzt auch Neus. *hani*, Wasser, hiermit in Verbindung; wir fafsten es vorhin anders. — Sskr. Tong. *aho*, Tag. — Sskr. *pari* = Prkr. *pali* = Tong. *foli*, um. — Sskr. *tyâga:* Tong. *c'iagi*, verlassen. — Sskr. Wz. *An*, wehen; *anila*, ἄνεμος: Mal. *anin*, Tong. *mat-ani*, Wind; Mad. *miain*, Athem = Sskr. *prâna*. — Sskr. *Vad*, sprechen: Mad. *lela* = Mal. *lêdah* = Jav. *lidah*, Zunge; mit Recht nur hypothetisch von dem Vf. verglichen; vielmehr mag *Lih* u. dgl., lecken, zu Grunde liegen, wie bei Armen. *lézu*, Zunge, u. verw. Wörtern; wie bei *lingua* u. *dingua* wechseln im Anlaute *d* u. *l*, zugleich auch im Inlaute, so dafs die Fragen sich verwirren, vgl. Tag. *dila* (Mad. *tela* bei Humb. angeblich Druckfehler), Neuh. *dtallung*, *tallung*. — Sskr. *hrd* = Jav. *gali*, Herz. (noch näher steht Neuh. *koort*, *goordoo;* auch Zig. *carlo* scheint auf einen ursprünglichen sanskr. Gutturalanlaut zurückzugehn, wenn nicht sammt *gali* u. Cymr. *calon* etc. mit Sskr. *kâlaka*, Leber verw.). — Sskr. *bhûbhrt* viell. = Mad. *bukit* etc., Berg (ident. scheint Neuh. *bokal*, hillock, *buck*, grave). — Sskr. *Van*, tödten, = Mal. *bûnoh;* vgl. Neuh. *booma* id., wie *boornoo*, *boona*, wood: Sskr. *vana*, wozu nach dem Verf. Kavi *bara*, *Wal-d*. — Sskr. *dala*, Blatt (viele verw. Ww. s. in Diefenb. Celtica v. *Pempedula*) = Mal. *dâûn*, Tag. *dayon*, Tong. *lau*; vgl. auch Neuh. *dalyar* (r vocalische Affection?), green; *dilbe*, leaf; viell. *jilba*, unfafsbares Gras u. dgl.; Frühling; *jilup*, Gras. — Sskr. *Darç* = Prkr. *Dans*, sehen = Jav. *dhelok*, *dhenok* (vgl. aufser einigen jav. u. mal. Formen Neuh. *djinnung*, to see; *jinung*, id.; to perceive, zufällig an Wz. *Gan*, *Gnâ* erinnernd). — Sskr. *nila:* Tong. *uli*, dunkel, schwarz (noch näher

Neuh. *nillaree*, *nillaruk*, blau). — Sskr. *Kan*, *c'and* etc.: Tong. Haw. *ma-kina*, Mond; aber *mal* scheint Stammsylbe nach Neuh. *mega*, *megka*, *meki*, *memak*, *meuk*, Mond, vlt. verw. mit Sskr. *masa* (u. dgl.). — Sskr. *danta*, Zahn = Jäv. *hanta* (sunda. *dahgeta* dürfte dem Sskr. *dantrâ* entsprechen). — Sskr. *Gam*, essen: Mal. *gigi*, Zahn? (arische Sprr. zeigen *kaka*, *chach* etc.).

Ungern abbrechend schliefst Ref. mit dem Wunsche: der hochverdiente Verf. möge fortfahren, ein neuer Columbus, uns kühn und voll Geistes zu neuen Welten deckungen zu führen!

Lorenz Diefenbach.

LV.

1) ***Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks, Med.-Rath in Dresden.*** 1. u. 2. *Lief. Leipzig*, 1841.

2) ***Ueber die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wil. Harnisch.*** 2. *Auflage. Weimar*, 1840.

Während in der ersteren Schrift die heilbringenden Wirkungen des homöopathischen Verfahrens als unzweifelhaft vorausgesetzt werden und die Hrn. Verfasser sich eine fafsliche Darstellung derselben in alphabetischer Ordnung zu geben bemühen, finden wir in der zweiten eine grofse Sammlung von Erfahrungen zusammengestellt, um dadurch den Beweis zu führen, dafs unbedingt kein Mittel homöopathisch heile; dafs vielmehr jedes Mittel Krankheiten heile, ohne ähnliche Beschwerden beim Gesunden hervorzubringen; doch unter gewissen Bedingungen ein Mittel ähnliche Beschwerden, als es bei Gesunden hervorbringt, bei Kranken heile; wobei aber die Aehnlichkeit nicht genau sein dürfe, während es unter anderen Bedingungen nutzlos angewendet wird, dafs endlich jedes Mittel Krankheiten errege, ohne ähnliche zu heben. Diese Erfahrungen scheinen nicht ohne Widersprüche untereinander zu sein, indessen lehrt eben die Erfahrung solche Widersprüche, hier eben so gut, als in der Homöopathie selbst; Erfahrungen stehen wie Mauern unbeweglich den Erfahrungen gegenüber und darum bleibt auf diesem Standpuncte nichts übrig, als sich dabei zu beruhigen. Wir lernen aber daraus, dafs die Erfahrungen allein nicht das Gebiet sind, auf dem die homöopathische Angelegenheit zu schlichten ist, und dafs man sich in der Bewegung der Wissenschaft nach anderen Seiten hin umzusehen hat.

In der Homöopathie wird angenommen, dafs die Arzneiwirkungen im gesunden und kranken Menschen ganz verschieden sind und alle Arzneien nur am gesunden geprüft werden sollen. Obgleich man bald sieht, was jeder Mensch weifs, dafs ein Laxiermittel bei Gesunden und Kranken dasselbe Laxiren, ein Brechmittel bei Beiden dasselbe Erbrechen erregt; so hat man doch diesen Cardinalsatz der Homöopathie gar nicht streitig gemacht, im Gegentheil bei Prüfung der homöopathischen Erfahrungen ihn als richtig vorausgesetzt. Man hat zudem gar nicht gefragt, ob denn ein kranker Mensch in allen seinen Gliedern zugleich krank sei, oder nicht vielmehr in jedem kranken Menschen noch gesunde Fäden übrig sind, die sich eben gegen die Krankheit wehren, und ob nicht die Annahme, dafs im Allgemeinen Arzneien im gesunden Menschen anders als in kranken wirken, auf etwas Nichtiges hinauslaufe, wenn sie im Kranken ja auf die noch übrigen gesunden Organe des kranken Körpers wirken. Dadurch und durch viele ähnliche andere Verhältnisse haben sich die Widersprüche, wie in der Homöopathie, so in der empirischen Prüfung derselben immer mehr gehäuft, man zerstöfst sich die Köpfe an solchen Ecken und findet aus den empirischen Bauwerken nicht heraus. Wir sind daher veranlafst, die Sache aus allgemeineren Gesichtspuncten aufzufassen und leiten diese mit folgenden Betrachtungen ein.

Wie die Natur sich von den Schlacken ihrer periodischen Entwickelungen oft nur durch Ungestüm reinigt, so sehen wir auch, dafs die Wissenschaften Abwürfe früherer Zeiten bei innerer Ruhe lange mit sich forttragen, bis sie durch eine Art von Aufruhr sich davon zu befreien genöthigt werden.

In der Arzneikunde sind oft die Entwickelungsperioden durch wissenschaftliche Bürgerkriege bezeichnet worden und es drängt sich jetzt wieder eine Zeit

Digitized by Google

heran, in der die Medizin zu lebhafterer Aufregung genöthigt wird, sich zum Zweck innerer Kräftigung und Regeneration von mancherlei altem Schutt zu säubern. Wie bei einem solchen Zustand des Verkommens in abgelebten Theilen oft nur geringfügige Dinge nöthig sind, um einen grofsen inneren Sturm zu erzeugen, weil es an Kraft zur Abwehr fehlt, so findet sich auch, dafs die Medizin jetzt durch eine scheinbar unbedeutende Veranlassung, wie die sich ihr als Homöopathie gegenüberstellende Kurmethode, sehr zu Anstrengungen veranlafst wird, die aber immer noch nicht hinreichen, jene loszuwerden. Man sieht hierbei recht auffallend, wie sehr sich äufserer Tand von innerer Gröfse unterscheiden, indem selbst die das gröfste Wort gegen die Homöopathie führenden, die alte Medizin für unfehlbar haltenden Schriften jene doch nicht haben beseitigen können, die um so dreister ihr Haupt emporhebt, je weniger man ihr Schiff aufs Trockne zu werfen im Stande ist; während einfache die Sache im Inneren angreifende, den Fortschritt anerkennende Untersuchungen leichter in den Weg zum gegenseitigen Verständnifs eingelenkt haben. Wie indessen ein durch Gegenwehr aufgehaltener Strom, wenn er erst aus den Ufern getreten, leicht alles überschwemmt und sich dann in viele Adern auflöst, die sich ihr eigen Bett wühlen, so haben auch die Streitigkeiten über die Homöopathie sich nach verschiedenen wissenschaftlichen, theoretischen oder praktischen Gegenden hin ausgebreitet, zu deren Würdigung nothwendig ist, dafs sie zunächst wieder auf ihren gemeinsamen Quell zurückgeführt werden, von dem sie ausgegangen sind; wenn man sich nicht in weitere Verirrungen verlieren will. Dieser gemeinsame Quell ist nun wie in aller wissenschaftlichen Entwickelung der geschichtliche. Hierbei bemerken wir jedoch zuvörderst, dafs durch die Behandlung der Geschichte der Medizin als empirische Materialiensammlung für unseren Zweck wenig gewonnen werden würde, sondern dafs es darauf ankömmt, den treibenden Keim im Lauf der Dinge aufzufinden, um ihre Entstehung durch Entwickelung der Sachen selbst einzusehen. Wir haben in der Schrift über den Paracelsus zu zeigen gesucht, wie sehr man die ganze Tendenz dieses Mannes und seiner Epoche machenden Zeit trotz aller unzusammenhängenden Aufzählung von empirischen Einzelheiten aus seinen Werken verkannt hatte, indem man ihn für einen rohen Chemiatriker verschrie, während er in der That einen organischen Dynamismus erstrebte und ein wahrer Physiolog, im Gegensatz der alten physischen Qualitätenlehre war. Das wahre Verhältnifs der Medizin zur Homöopathie ist aus dem Verhältnifs der arabisch-Paracelsischen zur Hippokratisch-Galenischen Medizin hervorgegangen und ist daher nur daraus zu verstehen, weshalb wir uns dieses vor allen Dingen vergegenwärtigen müssen. Es kommt hierbei auf zweierlei Dinge an: 1) auf die eigentliche Bedeutung und Stellung der antiken zur Paracelsischen Medizin; 2) auf das Verhältnifs der Homöopathie und der jetzigen Medizin zu beiden.

Die antike (Hippokratisch-Galenische) Medizin war eine naturhistorisch-kosmische. Die moderne (arabisch-Paracelsische) hat einen physiologisch-organischen Keim in sich und soll sich physiologisch entwickeln. Alles kommt hierbei auf den Unterschied von Weltleben (allgemeinem Naturleben) und Organismus im Gegensatz untereinander an.

In *der antiken Medizin* haben wir zwei Seiten zu unterscheiden: 1) die naturhistorische Beschreibung und Beobachtung von Krankheitsformen und 2) die Auffassung ihres Wesens und ihrer Ursachen unter der Form der allgemeinen Lehre von den vier Elementen oder Qualitäten. Diese beiden Seiten erscheinen in der antiken Medizin gar nicht so unabhängig von einander, als man geglaubt hat, sondern zeigen die bestimmteste Beziehung auf einander und namentlich sind die gepriesenen Hippokratischen Krankheitsbeschreibungen, bei aller Naturwahrheit, die darin enthalten ist, ganz und gar durch die Brille der Elementenlehre gesehen und es spiegelt sich durch und durch das Vorurtheil von den allgemeinen Elementarqualitäten darin ab. Dieser Punct ist von der gröfsten Wichtigkeit bei Beurtheilung der Hippokratischen Medizin überhaupt, und es ist vorerst vollkommen unrichtig zu behaupt, dafs in den alten Krankengeschichten eine reine ganz vorurtheilsfreie Naturbeobachtung liege, die als Ideal für alle Zeiten zu preisen sei. Vielmehr sind diese Krankengeschichten völlig kosmisch und tellurisch möchte man sagen, denn sie enthalten nicht blofs die Geschichte der organischen Veränderungen am Organismus, sondern vielmehr noch die Geschichte der äufseren Wärme

und Kälte, der Feuchtigkeit der Winde, der Jahreszeiten und der Witterung überhaupt, alles völlig als Krankheitssymptom betrachtet, so dafs der Wind und die Athemzüge, der Urin und das Wasser in directer Verbindung und Abhängigkeit betrachtet werden, weil nach der antiken Elemententheorie die allgemeine Ursache des organischen wie des Weltlebens in den Qualitäten gesucht wurde, und hiernach durch Eindringen der äufseren kosmischen Qualitäten von Wärme, Kälte u. s. w. in den organischen Körper eine Disharmonie seiner eigenen Elemente, und dadurch die Krankheit entstehen sollte. In der Krankheitslehre der Alten herrschte also die Qualitätentheorie so gut, als in der Lehre von Witterung und Erdbeben u. s. w. Organismus und äufsere Natur wurden in einer allgemeinen Harmonie gedacht, weil das Lebensprincip in beiden die Elementarqualitäten sein sollten. Den inneren Gegensatz von Organismus und Weltleben kannten die Alten nicht. Sie hatten daher auch keine organische Physiologie in unserem Sinne, sondern eine blofse Physik des menschlichen Körpers, wie der Erde. Wie von dieser Ansicht nun alle Adern ihrer ganzen Medizin durchströmt wurden, ist leicht ersichtlich, und die Lehre von der Arzneiwirkung und der Heilung der Krankheiten war bei den Alten ganz und gar im Geiste ihrer Elementarqualitäten. Die Arzneien sollten durch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit wirken, und demnach die Krankheiten durch Austrocknen, Anfeuchten u. s. w. des Körpers heilen, weil durch ein Hervortreten der, den Arzneieigenschaften entgegengesetzten, Qualitäten im Körper die Krankheit entstanden war. Hierauf beruht das antike Kurprincip: *contraria contrariis*, nämlich durch entgegengesetzte Qualitäten zu kuriren, die einander aufheben sollten, wozu denn noch andere, purgirende, Mittel kamen, die die Krankheitsqualitäten ausleeren sollten. Man könnte so sagen, dafs im Neutralisiren und Ausleeren (den Krisen) das ganze Kurprincip der Alten bestand. Da es sich in seiner Einfachheit nicht überall bewährte, so entstanden mancherlei Modificationen, welche durch die verschiedenen medizinischen Schulen der Alten (die Empiriker, Methodiker, Dogmatiker, Pneumatiker) repräsentirt wurden. Unter diesen wurde die Methode der Composition der Qualitäten, wie sie Galen vorzüglich entwickelte, am einflufsreichsten. Man glaubte nämlich, dafs nicht immer einfache Qualitäten die Krankheitsursachen seien, sondern dafs hier eine *Zusammensetzung verschiedener Qualitäten* sich zeige, und diese wieder verschiedene Grade haben, so dafs demgemäfs nun auch zum Zweck der Heilung eine Zusammensetzung und Gradirung von Arzneiqualitäten nothwendig sei, woher denn die bis ins Unendliche getriebene *Zusammensetzung verschiedener Arzneistoffe und die langen Recepte* in der römischen Zeit besonders ihren Ursprung nahmen. Ueberall blieb hier die Lehre von den Elementarqualitäten das allgemeine medizinische Princip und die antike Medizin ist darüber nicht hinausgekommen.

Es ist nun das Wesen der *modernen Medizin*, deren Keim sich in der arabisch-Paracelsischen Zeit gebildet hat, gegen das kosmische Princip der antiken medizinischen Qualitätenlehre einen durch und durch gehenden Gegensatz zu bilden, indem nunmehr der Begriff des organischen Lebens, als eines sich durch eigene Kräfte (Dynamismus) von Innen heraus bildenden, im Gegensatz gegen die von den Alten auch auf den Organismus übertragene Qualitätenlehre, Wurzel fafste. Man sah ein, dafs die Ursachen des organischen Lebens nicht in den kosmischen Qualitäten liegen, sondern dafs dieses seinen Grund in sich habe; dafs es nicht aus Elementen und Qualitäten äufserlich zusammengesetzt werde, sondern sich aus einem eigenen inneren Princip organisire. Die Kraft der Entwickelung des Keims, des Saamens, einer inneren Idee gemäfs, die geistige Productivkraft selbst wurden nunmehr das Bild organischer Wirksamkeit; daher man in so mancherlei Formen die organischen Erscheinungen zu vergeistigen strebte, anstatt sie von den Alten materialisirt worden waren. Dieser Gegensatz, schon in der arabischen Zeit vorbereitet, kam bei Paracelsus zum entschiedensten Durchbruch. Er mufste natürlich seine Rückwirkung durch alle Glieder der medizinischen Wissenschaft verbreiten, die in die Form der antiken Qualitätenlehre einmal gegossen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 90.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

1) *Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.*

2) *Ueber die Zuläfsigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wilh. Harnisch.*

(Fortsetzung.)

Wie es nun schwer ist ein altes morsches Gebäude im neuen Stil zu repariren, und noch schwerer die Fundamente desselben umzubauen, indem dabei die alten Mauern wie man sie berührt zusammenzustürzen drohen; andererseits aber zum Aufbau eines neuen das Zusammenwirken über den Bauplan einiger Kräfte und längere Zeit gehört, als man das alte ganz entbehren kann; so ist es auch in der Reparatur der medizinischen Wissenschaft ähnlich gegangen, indem, während Einige die Nothwendigkeit ihres Umbaues einsahen und die völlige Unbrauchbarkeit des alten darzuthun sich bemühten, sich Andere in die Ruinen des Alten wieder einnisteten um abzuwarten bis das neue Gebäude fertig wäre. Viele warten so in dem immer ausgeflickten alten Bauwerk bis auf den heutigen Tag, machen sich nur zum Schutz ein Dach aus neuem Material, während Andere dem Wind und Wetter ausgesetzt bleiben um neue Fundamente zu legen.

So war denn also mit der Erkenntnifs der Mängel in der antiken Qualitätenlehre und der Aufstellung des neuen Begriffs von organischem Leben und dessen Kräften zwar dem alten Heilprincip: contraria contrariis, der Todesstofs gegeben, aber bevor der neue medizinische Lebenskeim völlig auswachsen konnte, klebten ihm die alten Krebsschalen immer noch an und man hat sich von Paracelsus bis heut noch nicht ganz davon befreien können. Wie nun bei dieser Metamorphose der medizinischen Wissenschaft die einzelnen Glieder derselben nicht immer in gleichförmigem Zusammenhang mit dem Ganzen vom Keim aus sich durchgebildet, wäre in Bezug auf unseren Zweck noch von der Paracelsischen Zeit her zu untersuchen, um dabei die alten Schalenstücke von den neuen Keimen gehörig zu sondern. Paracelsus, in dem Drang einer Knospe, die aus den alten Schuppen ausbricht und diese abstöfst um ihre Blätter frei ausbreiten zu können, kehrte seine Thatkraft zuerst gegen die Falschheit der antiken Lehre von den Qualitäten der Krankheiten und Arzneiwirkungen, und machte sich in der Polemik gegen Hippokrates und Galen Luft; dann stellt er sein neues organisches Princip auf; und es ist, wenn man ihn erst kennt, vergnüglich anzusehen, wie er bei dieser gedoppelten Arbeit überall, wo ihm das Alte störend in den Weg tritt, um sich haut und das Zerstörte wegräumt, während er dann wieder eine Zeit lang ruhig und emsig selbst fortbaut, ohne dafs es ihm jedoch schliefslich möglich wird, aus den zerstörten Ruinen gänzlich frei hervorzuwachsen. In ihm liegt nur der Keim, die Knospe, des modernen organischen Princips, aber mit so festen Wurzeln, dafs an dem Weiterwachsen kein Zweifel blieb. Was er, und nach ihm van Helmont, zu Stande brachte ist nun im Wesentlichen Folgendes. Zunächst liegt *die Ursache der Krankheit nicht in den Qualitäten*, und die Symptome der Krankheiten sind keine Zusammensetzungen aus Qualitäten, wie die Alten glaubten; denn die Ursache der Krankheiten (Wärme, Kälte u. s. w.) sind längst verschwunden und die Krankheit dauert fort; die Symptome brechen immer von Neuem wieder hervor, auch wenn die Ursachen neutralisirt und

Digitized by Google

ausgeleert sind. Wie der Winter nicht durch Wegkehren des Schnees vergeht, so vergehen also auch die Krankheiten nicht durch Ausleeren der Qualitäten. Vielmehr entstehen die Krankheiten aus innerer Lebenskraft (Archäus) durch organische Zeugung (Ansteckung, Befruchtung) im Körper, sie wachsen wie aus Saamen und Knospen, wurzeln im Körper wie in ihrem Boden, sind organische Individualitäten und *bilden sich durch organische Kräfte und Thätigkeiten.* Ebenso wenig wirken die Arzneien durch Elementarqualitäten; denn sie neutralisiren die Krankheit nicht und leeren auch die Qualitäten nicht aus, vielmehr liegt in ihnen eine organische Keimkraft, wodurch sie den Körper zu individuellen Thätigkeitsäufserungen anstecken, wie durch geheime Kraft (Arcanum). Die Wirkungen der Arzeneien sind daher nicht mit den mit ihnen in den Körper gebrachten Qualitäten identisch (nicht chemisch in unserem Sinn) sondern es sind organische Actionen, die sich individuell ausbilden und einen ideellen (dynamischen) Organismus darstellen, der gegen die Krankheit ficht wie ein Mann mit einem Schwerdt. Sie bilden den personifizirten inwendigen Arzt (Heilkraft der Natur), der künstlich in den Körper gebracht ist; so dafs der Arzt durch diese Kunst als Magister naturae erscheint, weil die Natur von selbst durch die Heilkraft nicht gehörig reagirt. Wir erlauben uns hierbei die Zwischenbemerkung, dafs es uns hier nur um Darstellung eines faktischen historischen Verhältnisses, nicht um eine Kritik des Paracelsischen Systems selbst zu thun ist. Wir nehmen bei aller Anerkennung der grofsen Wahrheit, die den treibenden Keim bei Paracelsus bildet, nicht an, dafs seine Aussprüche *vollkommen* richtig sind, sondern betrachten sie selbst unvollkommen entwickelt, nicht selten voller scheinbarer Widersprüche und oft verfehlt, was indessen ihrem Verhältnifs zur Homöopathie keinen Eintrag thut.

Auf dieser organischen Lehre von der Krankheitsentstehung durch den Archäus und der Arzneiwirkung als geheimer treibender Kraft (Arcanum) beruht nun auch die, *der antiken Lehr entgegengesetzte, Therapie des Paracelsus.* Die Krankheiten können nicht durch entgegengesetzte Qualitäten geheilt werden, in der Krankheit so wenig als in der Arznei sind überhaupt die Qualitäten das Ursächliche. Da vielmehr sowohl Krankheit als Arzneiwirkung individuelle organische Aktionen sind, so geschieht die Heilung durch einen Kampf dieser beiden gleichen Individualitäten (similia similibus) im Körper. Das Gleiche oder Aehnliche bezieht hier Paracelsus allein auf die, ideell personifizirte, organische Individualität der Arznei- und Krankheits-Reaktionen, wobei er sonst auch einen Gegensatz constituirt, nämlich den Gegensatz der Gesundheit gegen die Krankheit. Die Arzneiwirkungen sind ihm nämlich gesunde Reaktionen und indem die so künstlich aufgeregte Gesundheit sich gegen die Krankheit kehrt wird letztere zerstört. Die Totalität der Krankheits- wie der Arzneiwirkungen bildet daher eine Species, worauf sich dann der Begriff von spezifischer Wirkung gegründet. Bei der Arzneiwirkung kommen nun noch zwei wesentliche Dinge in Betracht: die Dosen und die Zusammensetzung, welche in der alten Medizin eine so grofse Rolle spielten, dafs man alles durch Gröfse der Dosen und Mannichfaltigkeit der Zusammensetzung zu zwingen glaubte. Paracelsus verwirft sowohl die grofsen Dosen, als die zusammengesetzten Recepte, und empfiehlt *einfache Arzneien in kleinen Dosen.* Der Grund hiervon liegt in der Falschheit der antiken Elementarqualitätenlehre und in der von Paracelsus aufgestellten organischen Theorie der Arzneiwirkung. Die Zusammensetzung der Medicamente beruht auf der Vorstellung der Zusammensetzung der Krankheiten durch mehrere Qualitäten, die als Krankheitsursachen in den Körper dringen, und der entsprechenden Zusammensetzung von Arzneiqualitäten um die Krankheitsqualitäten sämmtlich zu neutralisiren und auszuleeren. Da nun aber die Krankheiten nicht aus Qualitäten zusammengesetzt sondern individuelle organische Aktionen und die Arzneiwirkungen ebenso keimartige Entwickelungen sind, so gehen beide *aus einem einfachen Princip hervor; daher darf man nur einfache Arzneien verordnen.* Ein gemengter Brei von Arzneien verdirbt die Gesundheit, wie viele Väter das Kind verderben, sagt Paracelsus.

Aehnlich ist es mit den Dosen. Die Gröfse einer Krankheit ist nicht von der Gröfse der Qualitäten sondern von der Kraft der organischen Entwickelung abhängig, und die Arzneiwirkung besteht auch nicht in chemischer Qualität, sondern in organischer Kraft; wie denn aus den kleinsten Saamen die gröfsten Bäume aufwachsen, und hinwiederum grofse Saamen oft nur kleine Pflanzen bilden. Die Arzneiwirkung ist einer Ansteckung ähnlich und wie man mit wenig Zunder

Digitized by Google

einen grofsen Holzstofs in Brand setzt, so bringt auch eine kleine Arzneidosis grofse Wirkungen im Körper hervor, indem die Kraft sich durch organisches Wachsthum steigert (potenzirt). Paracelsus bedient sich um dieses zu veranschaulichen allerhand mehr oder weniger treffender Vergleiche, um sein Princip, *dafs man nur kleine Dosen von Arzneien geben dürfe*, zu bewahrheiten. Er kämpft aufs Heftigste gegen die Galenisten unter den Aerzten, die mit grofsen Dosen und langen Recepten die Kranken quälen und tödten.

Bevor wir nun zu einer näheren Betrachtung der Stellung der Homöopathie zur Paracelsischen wie zur neueren Medizin übergehen, erlauben wir uns in einem Rückblick auf die gegebenen Darstellungen des Unterschiedes der antiken und der Paracelsischen Medizin nur noch die Aufmerksamkeit genau darauf zu richten, dafs in der antiken Medizin die qualitative Theorie der Arzneiwirkungen eine nothwendige Folge der ebenso qualitativen Theorie der Krankheiten ist, und dafs ebenso nothwendig bei Paracelsus die dynamisch-organische Theorie der Arzneiwirkungen mit der dynamisch-organischen Theorie der Krankheiten zusammenhängt, so *dafs also die beiden Dinge: Theorie der Arzneiwirkung und Theorie der Krankheiten in beiden Systemen ein unzertrennliches organisches Ganze bilden*, und in Wahrheit die Arzneiwirkungslehren ohne die entsprechenden Pathologieen beider undenkbar oder widersinnig erscheinen müssen. In der alten Medizin gehört die qualitative Pathologie nothwendig mit dem Princip: contraria contrariis curentur zusammen; bei Paracelsus ist die Genesis der Krankheiten durch den Archäus, die organische Keimkraft und Wirkung der Arkanen, deren Einfachheit und kleine Dosen nicht von einander zu trennen. Beide medizinische Systeme, das antike wie das Paracelsische, sind daher nicht in ihren empirischen Einzelnheiten aufzufassen und daraus begreiflich, sondern nur in dem inneren Zusammenhang aller ihrer Glieder durch die zu Grunde liegenden Principien. Nur wenn sie so aufgefasst werden, kann ihr Studium fruchtbringend für das Verständnifs und den Werth der neueren medizinischen Systeme werden. Wir glauben einiges Gewicht darauf legen zu müssen, dafs durch uns diese Auffassungsweise in der Schrift über die Medizin des Paracelsus zuerst gegeben und dadurch die natürliche Stellung des Paracelsischen zum Galenischen System wie auch die Stellung des Paracelsischen zur Homöopathie deutlicher geworden; die man bei aller empirischen Kenntnifs des Paracelsus früher dennoch nicht erkannt hatte. Zwar sind früher und später mehrere Schriften über Paracelsus und v. Helmont erschienen, zum Theil sogar in der Form, wie wir den Inhalt der Paracelsischen Lehre nach den neueren Zweigen der Medicin geordnet haben, indessen sehen wir, dafs man vielfältig das treibende Princip verkannt und sich damit begnügt hat den Paracelsus einen Reformator zu nennen, ohne darauf einzugehen, worin die Reformation bestehe und welche Früchte sie getragen. Einige haben sogar den Kern der Sache so wenig eingesehen, dafs sie die Paracelsische Lehre wieder auf die antike Lehre der Harmonie des Mikrokosmus und Makrokosmus durch das gemeinsame Princip der Qualitäten haben zurückführen wollen, was dem Paracelsus wenig zur Ehre gereichen würde, indem eben in dem Gegensatz beider die ganze wirksame Kraft seiner Medicin beruht, von deren Zusammenhang mit der Homöopathie und der neueren Medicin wir nunmehr noch Rechenschaft zu geben versuchen wollen.

Die Homöopathie, wie sie sich selbst kund giebt, verläugnet ihren historischen Ursprung ganz und gar und giebt sich als eine neue Originallehre zu erkennen, die jetzt erst gegen die alte Medicin auftreten soll. Ihr Princip: Similia Similibus zu kuriren wird als eine Art Offenbarung dargestellt, welches sich nur durch die Erfahrung bewahrheiten soll, dafs alle Arzneien Krankheiten im Körper erzeugen, welche ähnliche von selbst entstandene Krankheiten im Körper zu heilen fähig sein sollen, wobei aber einfache Arzneien in kleinen Dosen nothwendig sind, indem die Wirkungen der Arzneien durch Präparation (Schütteln und Reiben) sich potenziren. Nebenbei aber läfst sich Hahnemann, dem Paracelsus folgend, auch auf eine Polemik gegen die antike und die der antiken Medizin folgende neuere Medizin ein, wobei er mit denselben Gründen wie Paracelsus behauptet, dafs die Arzneiwirkungen nicht kühlend, erwärmend, erschlaffend, verdichtend, auflösend u. s. w. seien, sondern dafs sie eine dynamische Wirkung von organischen Affectionen hervorbringen und es auf die Beobachtung dieser Affectionen und Empfindungen besonders ankomme, weil diefs die wahre Wirkung sei. Diese Lehre von der Arzneiwirkung und deren Vergleichung

mit ähnlichen Krankheiten bildet nun den ganzen Inhalt der homöopathischen Medizin; die ganze Medizin ist diese Art von Arzneimittellehre, eine weitere Theorie des gesunden und kranken Lebens ist nicht nöthig, die Krankheit wird ohne weiteres im Sinne der Alten als ein Complex von Symptomen angesehen, und die Individualität der Krankheit sowohl als auch deren bestimmte mit Namen belegte Formen kurzweg geleugnet.

Hahnemann hat die Aerzte dadurch lange getäuscht, dafs er seine historische Quelle nicht nannte, sondern sich auf seine Eingebung und blofse Empirie berief. Dafs so lange Zeit darüber verflossen ist, ohne dafs man den Zusammenhang mit der Paracelsischen Medizin erkannt hatte, lag darin, dafs man den Paracelsus selbst, bei seiner mystischen Form und oft dunkler Ausdrucksweise, ganz verkannt und ihn für einen rohen Chemiker gehalten, das eigentliche Princip seiner Handlungsweise also ganz aufser Rücksicht gelassen hatte. Die Waffen also, womit man die Homöopathie bekämpfte, waren gegen die äufsere Form ihrer Sätze und gegen die empirische Richtigkeit ihrer Behauptungen gerichtet, während man den historischen Kern der Sache gar nicht angefafst hat. Wir haben bereits gesehen, dafs ein empirischer Streit darum, ob ein Mittel in dieser oder jener Krankheit geholfen habe oder nicht, in der Homöopathie so gut als in der Medizin überhaupt nur zu unendlichem Wirrwarr führt, der überall keine sichere Entscheidung zuläfst, wenn nicht vernünftige Grundsätze, die man aber in der Homöopathie überall abwehrte, zu Hülfe kommen. Man hätte sich ohne Rücksicht auf die Paracelsische Medizin mit der Homöopathie gar nicht einlassen sollen, denn nur hierbei konnte sich zeigen, dafs man es mit dem, freilich ganz mifsverstandenen, Paracelsischen Heilprincip: similia similibus curentur zu thun habe. Dabei hätte man dann sogleich auch den theoretischen Ursprung dieses Principes aus der Paracelsischen Pathologie erfahren und zugleich gesehen, wie Hahnemann, ohne sich darüber zu rechtfertigen, das Princip falsch angewendet und durchgeführt und nur empirisch die kleinen Dosen und einfachen Formen des Paracelsus reproducirt, aber die Paracelsische gesunde Arzneireaction in Arzneikrankheit, die Homöobiotik in Homöopathie, verkehrt habe. Die Potenzirung der Arzneikräfte ist bis zum Lächerlichen von Hahnemann mifsverstanden und entstellt, indem ihm das durch Reiben und Schütteln bei Zertheilung der Arzneien *im Mörser* geschehen soll, was bei Paracelsus nur als Entzündung einer grofsen Lebensflamme *durch die Reactionen des lebendigen Körpers* gegen die Arznei geschieht, und vernünftigerweise auch so, aber nicht anders, geschehen kann. Nur Aberglaube an die falsch verstandene Paracelsische Mystik konnte zu so etwas führen, und in der That tritt ein gewisser Fanatismus an die Stelle mangelnder vernünftiger Principien in der Homöopathie. In der verkehrten Weise, wie sie von Hahnemann vorgetragen worden, hat man also hier eine Sache sich zu bestreiten bemüht, der eine der gröfsten Wahrheiten in der modernen Medizin zu Grunde liegt und so gewissermafsen die Kräfte im Gefecht mit Gespenstern aufgeopfert. Dafs nun aber Hahnemann aus dem Paracelsischen System nur das mifsverstandene und entstellte Heilprincip empirisch herausgerissen, aber die Grundlage des Ganzen, die dynamisch-organische Physiologie und Pathologie, ganz weggelassen und solch verstümmeltes Glied unter dem Namen der Homöopathie verbreitet hat, ist man gar nicht gewahr geworden und somit ist die Kritik der Homöopathie wie die Homöopathie selbst ein bodenloses Herumtummeln in einem trüben Elemente gewesen, aus dem nichts Fruchtbares hat erspriefsen können, so dafs es beim persönlichen Ereifern und dem Aussprechen von Ansichten und dem Glauben individueller Ueberzeugungen hat bleiben müssen.

Hätte man weiter gefunden, dafs die Homöopathie, obgleich sie nur eine Arzneimittellehre ist, dennoch der antiken Lehre von der Zusammensetzung der Krankheiten aus einzelnen nicht nothwendig zusammenhängenden Symptomen huldigt, ja sogar in der späteren Annahme von psorischen Schärfen, die allen Krankheiten zu Grunde liegen sollen, sich vollständig in die antike Pathologie zurückgeworfen hat, *also im Hintergrunde das Disparateste, nämlich die Paracelsische Praxis mit der antiken Pathologie verbindet*, so wären die Hauptelemente zur wissenschaftlichen Würdigung dieser Lehre gegeben gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

1) ***Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.***

2) ***Ueber die Zuläfsigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? v. Dr. Wilh. Harnisch.***

(Fortsetzung.)

Die Keckheit, mit welcher die Homöopathie die Kraftausdrücke des Paracelsus durch Schmähungen gegen die sogenannte alte Medizin nachahmt, hätte man dann sofort aus ihren Quellen gegen sie selbst kehren können, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Was hat man aber anstatt dessen gethan? Man hat in der Unsicherheit, was mit dem zudringlichen Gast zu machen sei, ihn weder schlagen können noch abzuweisen den Muth gehabt, und anstatt den homöopathischen Flüchtling in seine Paracelsische Heimath zurückzuschicken, hat man von mehreren Seiten den Ausweg gesucht, ihn als eine spezifische Heilmethode in die Medizin aufzunehmen. Hufeland und Kopp haben sich den Dank der Homöopathen selbst dadurch nicht verdient, die sich als selbstständige Streiter gegen einen scheinbar mächtigen Feind viel besser befinden. Eine spezifische Heilmethode war ja seit Paracelsus und der arabischen Zeit in der Medizin; wozu hatte man nöthig, jetzt erst die Homöopathie als solche aufzunehmen! Andererseits ist von uns in der Homöobiotik gezeigt worden und geht auch aus dem hier Dargestellten hervor, dafs die Homöopathie alle Spezies von Krankheiten leugnet und es als eine Satyre erscheint, eine spezifische Heilmethode ohne Krankheitsspezies gegen sogenannte psorische Schürfen zu gebrauchen! Die Homöopathie nimmt zwar selbst den Anschein einer spezifischen Methode an, auch ist sie ein monströses Stück aus der Paracelsischen spezifischen Medizin; allein wozu sollte sich die Medizin verunstaltete Glieder ansetzen, während sie selbst die Kraft hat, sie wohlgestaltet aus sich selbst zu bilden, wozu sollte sie *qualitative* Krankheitsstoffe, wie psorische Schürfen, denen vernünftigerweise nur die antiken ausleerenden und qualitativen Arzneien entsprechen, aller Vernunft zum Spott mit homöopathisch-potenzirten *spezifischen* abergläubischen Mitteln kuriren wollen? Dieses Verhältnifs ist noch näher zu betrachten. Man hat früher schon der Homöopathie vorgeworfen, dafs sie ihrem ursprünglichen Princip, keine Krankheitsursachen anzuerkennen, zuwider nunmehr dennoch die psorischen Schürfen als Krankheitsursachen annehme. Indessen könnte ein solcher Widerspruch im Einzelnen wohl vorhanden sein, ohne das System im Ganzen aufzuheben, wenn es sonst in der Natur begründet wäre. In der That ist das Ableugnen der Krankheitsursachen nicht das Wesentliche der Homöopathie, sondern dies liegt darin, dafs die Heilmittel nicht gegen die Krankheitsursache, sondern gegen die Symptome der Krankheit gerichtet sein sollen; und darin liegt eben das Widernatürliche, dafs nun Hahnemann in der Annahme von psorischen Schürfen seine dynamische Symptomenlehre aufgiebt und mit rein dynamisch wirkenden spezifischen Arzneien gegen qualitative materielle Krankheitsursachen zu Felde zieht und dafs hierdurch gerade das Princip: similia similibus zu kuriren zerstört wird, indem die blofsen Empfindungs-Symptome, welche nach ihm die Arzneien nur hervorbringen, in keinem Stück den qualitativen psorischen Schürfen ähnlich sind, auch noch viel weniger *die arzneilichen Gefühle und Empfindungen gegen die psorischen Schürfen etwas ausrichten können.* Diese disparaten Zusammen-

stellungen von dynamischen Arzneisymptomen (Gefühlen und Empfindungen) mit qualitativen materiellen psorischen Schärfen sind weder von der empirischen Homöopathie selbst, noch von dem Standpuncte der sogenannten Allopathie aus zu verstehen und zu beurtheilen, sondern allein von dem historischen Ursprung aus, den Hahnemann verleugnet. Wir haben nun gesehen, dafs die ganze Homöopathie nichts anderes ist als ein Gemenge von entstellter Paracelsischer Therapie und Arzneiwirkungslehre mit der antiken Pathologie, nach der die Krankheiten aus Symptomencomplexen von Qualitäten bestehen. Da nun schon ursprünglich solche entgegengesetzte Zusammenstellungen gemacht worden, so kann es nicht befremden, wenn dies in demselben Geiste fortgesetzt wird, und die psorischen Schärfen machen in der That die Homöopathie nicht mehr sich widersprechend, als sie an sich schon ursprünglich war. Dafs man solche Widersprüche blofs negativ aufzeigt, nützt sehr wenig, wenn man nicht mit positiven Waffen in das innere Getriebe und zu dem Ursprung aus dem alles quillt, vordringen kann; damit sich die Widersprüche auflösen. Diese Auflösung ist nun bei dem gegenwärtigen Punct dadurch gegeben, dafs man einsieht, wie schon ursprünglich Hahnemann so innerlich entgegengesetzte Dinge, wie die antike Pathologie und die Paracelsische Praxis empirisch mit einander verbunden hat, ohne die ganz entgegengesetzten wissenschaftlichen Grundsätze zu kennen, worauf beide beruhen. Hat man dieses im Auge, so leuchtet sogleich das Unrathsame ein, die Homöopathie im Ganzen als spezifische Heilmethode in die Medizin aufzunehmen; und zwar aus doppelten Gründen. Jedermann weifs, dafs er aus erster Hand vortheilhafter kauft, als aus zweiter und dritter. An der Homöopathie aber hätte man nur eine verfälschte Waare aus zweiter und dritter Hand, die an der Quelle bei Paracelsus und van Helmont also jedenfalls rein und wohlfeiler zu haben ist, als aus der Homöopathie, bei der man alle verderbten Anhängsel mit kaufen soll. Nichtsdestoweniger aber hätte die Medizin durch die Homöopathie veranlafst werden sollen, in sich die *organische* Arzneiwirkungslehre auszubilden. Die Homöopathie ist darum immer mehr ausgewachsen, weil man ihr nicht wissenschaftlich entgegentreten und beweisen konnte, dafs das von ihr angenommene organische Heilprincip in seiner natürlichen Wahrheit schon in der Medizin enthalten sei; weil die Medizin ihre eigene organische Entwickelung verleugnet. Die Homöopathie ist nicht sowohl überhaupt falsch, als ein falsch verstandenes wissenschaftliches Prinzip, das man nicht ausgebildet hat.

Durch die Thatsache, dafs trotz des hier Dargestellten die Medizin dem Treiben der Homöopathie keine Grenzen hat setzen können, sich sogar ohne gründliche wissenschaftliche Würdigung in eine Art von Capitulation mit ihr eingelassen hat, mufs man doch zu Betrachtungen über den Zustand der Medizin veranlafst werden, der so etwas begegnen konnte. Hätte in der That die medizinische Wissenschaft alle in ihr liegenden Keime kräftig entwickelt und alle abgestorbenen Schalen früherer Entwickelungsperioden zur rechten Zeit abgeworfen, um die jungen Triebe vor Erstickung in diesen zu schützen, so müfste sie frisch und mächtig über alles Unkraut fortwachsen und dieses durch ihren Schatten verdorren machen. Durch den Wettstreit in der Entwickelung ihrer eigenen Zweige müfste sie nach allen Seiten und Richtungen gleichmäfsig sich haben entwickeln können, so dafs in einem Kampf mit einem zwitterhaften Nebenbuhler, alle Theile für das Ganze und das Ganze für die Theile stehend, sie nicht nur jeden Sturm abwehren, sondern auch allen nur möglichen Anforderungen müfste Genüge leisten können, um selbst den Schein eines von ihr nicht zu befriedigenden Bedürfnisses abzuwenden. Denn man sieht leicht ein, dafs es in dem Streit mit der Homöopathie nicht blofs darauf ankömmt, diese zu widerlegen, sondern selbst auch das zu leisten, was man von jener erwartet. Inzwischen zeigt sich nicht blofs der Homöopathie gegenüber, sondern auch in dem Verhältnifs ihrer eigenen inneren Gliederung eine gewisse Kraftlosigkeit und Ohnmacht in der Medizin, welche beweist, dafs ihr Lebenssaft nicht so frisch durch alle Adern fliefst, als er in regelmäfsig fortschreitender Verjüngung fliefsen müfste; und dafs in der That allerhand kranke Seiten und wunde Stellen an ihr sind, die die höchste Aeufserung einer gesunden Lebenskraft nicht erlauben. Sieht man sich näher nach diesem Zustande um, so kann es nicht entgehen, dafs wunderlich genug, was Paracelsus schon *gegen die antike Medizin*, bis zur Verwunderung Wahres aussprach, heut noch in vielen Stücken *gegen die moderne Medizin* selbst gültig ist, und dafs

Digitized by Google

in der That Hahnemann, indem er, wenn gleich fast bewufstlos, dieses dem Paracelsus nachsprach, manchen faulen Fleck treffen mufste, den man auszuheilen immer noch keine Anstalten gemacht. Eine Menge abgestorbener Dinge, deren Nichtigkeit zum Theil sogar längst erwiesen ist, schleppt sich in den modernen Lehren immer noch mit fort und ist der freien Entwickelung hinderlich; ja, was noch viel schlimmer ist, eine Menge von todtem chemischem Material, das zum öftern von der Medizin schon ausgeworfen worden, wird immer von Neuem wieder hineingeschleppt und die organische Entwickelung dadurch behindert. Es ist unerfreulich, dafs wir uns von der Homöopathie dies erst sagen lassen, und noch unerfreulicher, dafs es Aerzte giebt, die in ihrem Amtseifer so etwas gegen die Homöopathie noch vertheidigen; ja Andere, die heut noch vom Standpuncte der Hippokratischen Medizin gegen die Homöopathie glauben zu Felde ziehen zu können! Eine Geschichte, die den Geist der Fortschritte der modernen Medizin nicht besser erkennt, ist des Namens nicht werth; und doch werden wir von solchen Versuchen überfluthet. Bleiben wir allein bei dem stehen, was die Homöopathen dem Paracelsus gegen die Medizin nachsprechen, so ist schon genug darin, was nie wird abgewiesen werden können. Dahin gehören besonders die Vorwürfe gegen die Materia medica, die Lehre von den Wirkungen der Arzneien und den Arzneiformen; und die Homöopathie kann dazu dienen, die Augen der Medizin in diesem Betracht auf sich selbst zu richten. Aller organischen Entwickelung der Medizin seit 300 Jahren zum Trotz, ist die Materia medica noch immer fast eine blofse chemische Qualitätenlehre; und man glaubt in der Chemie jetzt wie zur alchimistischen Zeit, noch den organischen Stein der Weisen zu finden. Wir haben freilich auch pharmacodynamische Werke, aber blofs von empirisch-therapeutischen Gesichtspuncten aus ohne Rücksicht auf die Bedeutung der chemischen Natur der Arzneien verfafst, wodurch wir keine Einsicht in den inneren Verlauf der Thätigkeiten von der Einwirkung des chemischen Arzneistoffes an bis zu Ende der darauf folgenden physiologischen Lebensreactionen erhalten. An einer, unseren wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnissen entsprechenden, physiologischen Wirkungslehre, fehlt es ganz, und wohl sieht man, dafs bessere Versuche der Art völlig mifsverstanden werden, während das organische Element der Arzneimittellehre im Chemismus vermodert. Anstatt die Paracelsische Arcanenlehre den Zwecken der Wissenschaft gemäfs auszubilden, schwärmt man für die Idee chemisch zu verdauen, chemisch Lymphe und Blut zu bilden, zu schwitzen; warum nicht auch chemisch Junge zur Welt zu bringen. Der Gang der organischen Erregung in den verschiedenen Funktionen durch Arzneiwirkung ist fast gar nicht beachtet; man begnügt sich mit allgemeinen Formalitäten über chemische Alterationen und physikalisches Durchschwitzen, als ob kein Leben in den Organen des lebendigen Menschen existirte, und componirt Recepte nach der Galenischen Compositionsform der Qualitäten, wobei dann der Streit darum, ob die componirten Stoffe sich chemisch zersetzen dürfen oder nicht, mit viel ernsterer Miene geführt wird als die Zergliederung der beabsichtigten organischen Reaktionen.

Das menschliche Leben, was nur im Kampf gegen den Chemismus sich lebendig erhält, und durch die Gewalt desselben stirbt und verfault, will man chemisch kuriren und wieder gesund machen! Das organische Bild der Arzneiwirkung im Ganzen, das Zusammengehören aller Lebenserregungen zu der Einheit des arzneilichen Keims, woraus sie sich entwickeln, fehlt in der Materie medica ganz, ungeachtet der historischen Kenntnifs einzelner dahin gehöriger Erscheinungen. Dieser Zustand einer so wichtigen medizinischen Wissenschaft, die den Mittelpunkt des ganzen ärztlichen Thuns und Treibens bildet, verdient grofse Beachtung und eine durchgreifende Reform thut hier Noth, während das der modernen organischen Entwickelung der Medizin entsprechende Princip der Arzneiwirkung wenngleich in entstellter Gestalt doch in der That in der Homöopathie fortlebt.

Dazu kommt nun, dafs das antike Kurprincip: contraria contrariis curentur sich wenn auch mehr stillschweigend immer noch in der Medicin erhalten hat, gegen die Homöopathie aber ausdrücklich geltend gemacht wird, um das im Paracelsischen Sinn unwiderlegbare: similia similibus zu widerlegen, und die jetzige Medizin als eine Hippokratische zu vertheidigen. Dies geschieht obgleich die medicinische Physiologie sich überwiegend im Begriff des Organismus und der organischen Reaktionen, also im Gegensatz gegen das antike Qualitätenprincip, ausgebildet hat,

Digitized by Google

und also in dem theoretischen Theil der Medizin die Principien der Elementarqualitäten, worauf sich jenes Princip gründet, längst vergessen sind, im offenbarsten Widerspruch mit dem eigenen organischen Begriff der Medizin selbst. Hier ist nun der Punkt an dem es wieder deutlich hervortritt, wie wenig man mit der Empirie, den sogenannten Erfahrungen, ausreicht um solche Widersprüche zu lösen. Die Empirie ist ein guter Wall wohinter man sich gegen mancherlei Angriffe verstecken kann; allein keine Quelle von Thatkraft, die neues Leben in die Wissenschaft giefst. So wenig man den Einwürfen, die hier von der Homöopathie gemacht worden, durch Erfahrung gründlich begegnen kann, so wenig kann man auch die Krankheiten dadurch heilen; zu beiden Dingen sind wissenschaftliche Grundsätze nothwendig; und nur indem diese vernachlässigt wurden, war es möglich, dafs neben den gerühmten Erfahrungen in der modernen Medizin der alte Maustergrundsatz, dafs man durch entgegengesetzte Qualitäten kuriren wolle, sich immer mitgezogen hat, bis man endlich an der Homöopathie die andere Erfahrung macht, dafs man sich wegen solcher dem organischen Begriff des Lebens ganz widersprechenden Principien gar nicht zu rechtfertigen im Stande ist. Es geht in diesem Punkt der Medizin beinahe umgekehrt wie der Homöopathie. Diese merkt den Widerspruch nicht, dafs sie die disparaten Elemente der elementären Hippokratischen Pathologie neben der Paracelsischen organischen Therapie aufgenommen. Die Medizin aber hält an dem antiken Kurprincip fest, während sich Physiologie und Pathologie modernorganisch ausgebildet haben, oder doch es zu thun im Begriff sind; wenn gleich die Neigung derselben sich der Physik und Chemie wieder in die Hände zu werfen nie ganz unterdrückt gewesen, und vieles vorhanden ist was, wie die Hipokratische Krisenlehre, einer völligen Umschmelzung bedarf. Was schon Paracelsus gegen die antike Medizin gesagt hat und heut mit noch viel entschiedeneren Gründen gesagt werden kann, das gilt merkwürdigerweise daher gegen die heutige moderne Medizin ebenso, weil sie sich noch zu den antiken Principien bekennen und die todten Mauserprodukte nicht abwerfen will. An der Homöopathie merkt man den Widerspruch, dafs die psorischen Schärfen nicht zu den dynamischen Arzneireaktionen passen; allein dafs in der Medizin der qualitative Arzneichemismus zur organischen Physiologie nicht pafst merkt man nicht! Dieser Zustand in welchem modern organischer Fortschritt und zugleich Rückschritt zur kosmischen Lehre der Alten wie unbekümmert um einander nebenhergehen ist beinahe nur durch eine Empirie, die allen Gedanken entsagt, möglich geworden, und man sollte alles aufopfern um aus ihm herauszukommen, der die Medicin nicht nur unkräftig gegen die Homöopathie macht, sondern ihrer eigenen Zerrüttung entgegenführt. Vieles dauert nur noch in Vorurtheilen ohne tieferen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Inhalt fort, wie der Glaube an die Unfehlbarkeit der Hippokratischen Krankengeschichten; anderes aber wurzelt tiefer im Herzen der Wissenschaft, wie die widersprechenden Grundsätze zum Handeln, und die Auffassung der organischen Krankheitszustände wie der Arzneiwirkungen woraus dieselben abgeleitet werden müssen. Darauf ist ein ernsteres Gewicht zu legen. Hierzu kommt, dafs die verschiedenen Glieder der Medizin durch unabhängige Behandlung so sehr auseinander gefallen sind, dafs sie fast ohne Beziehung auf einander dastehen und ein lorganisches Zusammenwirken zu dem einen grofsen Zwecke der Medizin beinahe unmöglich geworden ist. Die theoretische Medizin hat der Praxis zu wenig in die Hände gearbeitet und die Praktiker sind vielleicht dadurch veranlafst worden sich zu wenig theoretisch zu bilden, so dafs sie sich lieber der Empirie in die Arme werfen. Anstatt wie die Organe eines grofsen Ganzen einander zu dienen, stehen die Zweige der Medizin untereinander in Widerstreit und hemmen sich in ihrer Thätigkeit gegenseitig. Die theoretischen Zweige streben zu organischer Entwickelung, die praktischen nehmen eine qualitativ-chemische Richtung. Die organischen Lichtstrahlen werden von den chemischen Kohlen wieder absorbirt und durch solchen Widerspruch reibt sich das Ganze auf. Wie der im kranken Körper auftauchende Chemismus das Leben zuletzt ins Grab zieht so kann die Chemie in der Medizin eine innere Zersetzung und Auflösung anrichten, wenn nicht der rechte Gebrauch von ihr gemacht wird; der in der Arzneimittellehre und Therapie am allergefährlichsten ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

1) ***Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.***

2) ***Ueber die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wilh. Harnisch.***

(Schluss.)

Die Aerzte sind zu bequem um sich mit eigener chemischer, neben der organischen, Kenntnifs ausgerüstet, selbst ihren Zwecken gemäfs zu leiten; sie lassen sich lieber von der ihr als Todesprozefs gegenüberstehenden Chemie, die sie mit eigener Gewalt sollten handhaben, leiten, von der sie aber treuloser Weise in Stich gelassen werden, wenn sie sich z. B. gegen die Homöopathie vertheidigen sollen. Wenn sie aber den Krankheiten gegenüberstehen, befinden sie sich in einem ganz ähnlichen Fall, als wenn sie es mit Homöopathie zu thun haben.

Wir haben hier nur sachliche Verhältnisse einander gegenübergestellt um von diesen, aus ihrer eigenen Natur, ein richtiges Bild zu geben, ohne uns gerade ein weiteres Urtheil über den Gang derselben zu erlauben. Wenn wir von diesem Sachverhältnifs aus einen Blick in die Vergangenheit werfen, so findet sich leicht, dafs die Medizin durch Vernachlässigung der Cultur der in ihr selbst liegenden organischen Elemente selbst die Schuld trägt, dafs ihr diese in Form der Homöopathie von Aufsen her über den Hals wachsen. Wäre das organische Princip der Arzneiwirkungen in der Materia medica im homöobiotisch-Paracelsischen Sinne ebenso ausgebildet worden, wie es doch von einzelnen Seiten in der Physiologie und Pathologie durch Stahl, Haller, Brown schon früh erstrebt wurde und nun mit erneuerter Kraft durchzubrechen anfängt, so war es unmöglich, dafs sich ein Surrogat dafür von Aufsen als Homöopathie hätte aufdrängen können; man wäre wenigstens sofort im Klaren darüber gewesen, was es mit solchem Gast für eine Bewandnifs habe. Man hätte sogleich gesehen, dafs die Homöopathie nicht, wie sie vorgiebt, die ganze Medizin berührt und dieser gegenüber tritt, sondern dafs sie nur gegen den der Wissenschaft nicht entsprechenden Zustand der Materia medica und die aus der antiken Medizin noch übrigen qualitativ-chemischen Reste in der Therapie gerichtet ist, und man hätte nicht übersehen können, in wie weit diese Seiten der Medizin wirklich in ihrer Entwickelung entweder zurückgeblieben wären, oder sich nach falschen Richtungen hin bewegt hätten. Die Nöthigung einen besseren Weg einzuschlagen wäre natürlich von selbst gegeben gewesen. Wie aber die Sachen jetzt stehen, verkennt die Medizin selbst was ihr Noth thut, sie vertheidigt ihre eigenen Unvollkommenheiten gegen die Homöopathie und will zum Schutz gegen diese wieder in den antiken Mutterleib der Hippokratischen Medizin zurückkriechen, indem sie die eitle Hoffnung hegt, dafs ihr das Embryonenleben die Kraft verleihen werde, die sie im Mannesalter nicht ausgebildet hat; ja sogar fehlte es ihr von den antiken Principien aus an jedem wissenschaftlichen Mafstab, wonach sie die Homöopathie würdigen konnte, so dafs mit spitzfindigen Redensarten und empirischen Fäusten ein Streit geführt wird, der nur vor dem Richterstuhl wahrer Wissenschaft zu schlichten ist.

Von selbst möchte sich nun die Frage darbieten, welche Aussichten und Absichten die Medizin in der Zukunft haben könnte, was zu ihrer eigenen Wiedergeburt die Wissenschaft in ihrem inneren Getriebe für

sich selbst thun, was sie von dem Staat in dem sie lebt erwarten, und welche Früchte hinwiederum ihr selbst und dem Staate aus neuer innerer Kräftigung erwachsen könnten. In der That scheint es von hohem Interesse, wenngleich nicht so leicht, sich in diesem Gebiete weiter herumzubewegen, indessen finden wir uns jetzt nicht veranlafst solchen Gegenständen hier näher zu treten.

Dr. C. H. Schultz.

LVI.

On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle. London, 1841.

„*Der Held ist der höchste Mensch,*
Durch den Helden ist die Menschheit frei.
Der Held ist der Gott der Menschheit.
Der Held ist Fürst.
Der Sieger ist nicht der Held, der Held aber ist der Sieger."

Diese Schlufssätze der ersten Ausgabe von Okens Naturphilosophie hätte Carlyle zum Motto seines Buches nehmen können, in welchem er die Weltgeschichte als die Reihe der Thaten grofser Männer ansieht. Sie sind ihm die Führer und Bildner unsres Geschlechts, die eigentlichen Schöpfer dessen, was die Masse vollbringt oder erlangt, ihre Gedanken die Seele der Welt, ihr Geist die lebendige Lichtquelle, durch die der Schein des Tags in die Finsternifs der Zeiten fällt; Wahrheit und Herzensreinheit ist das Bundeswort, das sie Alle vereint. Die innige Erhebung und die Freude, mit der Carlyle das Grofse grofs zu sehen lehrt, hat sich seinen Zuhörern mitgetheilt und kann auch in Deutschland eine günstige Wirkung nicht verfehlen, da die Elemente seines Wesens dem unsern so verwandt sind, und jene mufs uns jetzt um so willkommener sein, wo eine ganze Classe von Schriftstellern sich damit brüstet, gegen alles Absolute zu Feld zu ziehn, möge es in Kunst oder Religion, in Staat oder Wissenschaft Anerkennung verlangen oder behauptet werden; absolut sei nur die Geschichte. Da aber diese eine noch unvollendet ist, so giebt es überhaupt nach dieser Lehre nichts Absolutes, ja dies würde auch dann unmöglich sein, wenn die Geschichte ihr Ziel erreicht hätte, da aus der Menge von Endlichkeiten nie das Unendliche zusammengesetzt werden kann. Wer aber nicht dessen Gegenwart begreift und in ihr lebt, wer nicht den Geist als das Ich, als das sich selbst bestimmende Allgemeine weifs, der ist von der Speculation abgefallen, oder vielmehr ihrer niemals theilhaftig gewesen. Wenden wir uns von dieser Erscheinung der philosophischen Literatur, die bald eine vergangne sein wird, so laut sie jetzt das Wort führt, hin zu einem Manne, der von der kammerdienermäfsigen Ansicht der Dinge zur heldenhaften führt, der den Kern des Menschen zu erfassen sucht, uns von diesem aus sein Wollen und Handeln entwickelt und damit das, was dem gemeinen Sinn als Ungefähr oder Mangel erscheint, in innern Zusammenhang der Nothwendigkeit rechtfertigt, sicher geleitet von dem schönen Glauben, dafs die Menschheit als Feind der Lüge geboren ist, und die Geschichte den fortlaufenden Sieg der Wirklichkeit über Trug und Dunst darstellt.

Da das vorliegende Buch in Deutschland schwerlich verbreitet ist, will ich seinen Gedankengang in möglichst engem Rahmen skizziren und dann einige Bemerkungen daran anknüpfen; denn der deutsche Titel würde lauten: *Cultus des Genius*. Lieber hätt' ich bei Einzelnem verweilt, denn gerade dies ist oft das Anziehendste und Herrlichste des geistvollen Verfs., und wenn ihm eine durchgearbeitete metaphysische Grundlage seiner Werke abgesprochen werden mufs, in einer Fülle von energischen Lichtblicken und tiefen Gefühlsausbrüchen zeigt sich doch die Idee als in ihm lebendig, und wir fühlen ihre Wärme mit, die ihn durchglüht. Er hat ein *Herz*, ein Gemüth, das der ganzen Welt offen steht, und die Leiden der Chartisten wie die Herrschergedanken eines Cäsar nachempfinden kann, und wer das Leben Schillers geschrieben hat, der mufs für Philosophie so total stumpf und unempfänglich sein, wie Hoffmeister, wenn er nicht von der Macht des freien Gedankens ergriffen werden soll.

Carlyle beginnt mit dem Satze, dafs für die Betrachtung eines Menschen oder Volks die Religion Hauptsache ist, nicht die Glaubensartikel, die Worte, zu denen er sich bekennt, sondern das, was ihm als Höchstes wirklich am Herzen liegt, sein lebendiges Verhältnifs zum Universum, die Einsicht in Pflicht und Bestimmung. Diese Gefühle und Gedanken sind die unsichtbaren Schöpfer aller Handlungen; diese Stellung des Einzelnen zum Ganzen ins Bewufstsein zu erheben oder zu verbessern, ist des Helden Werk. *Der Held als*

Gott, Odin als der Mittelpunct des scandinavischen Heidenthums, ist der Gegenstand der ersten Vorlesung. Es dünkt uns eine erstaunliche Fabel, dafs der Mensch einen Mitmenschen als Gott verehrt, dafs er nicht blos ihn, sondern auch Stock und Stein, Beseeltes und Unbeseeltes anbetet; wir halten wohl auf der Höhe eines reineren Gesichtspuncts mit kummervollem Schweigen unsern Blick auf dieser dunkeln Tiefe der Natur; und doch, wer hier nichts als Pfaffenthum, Betrug und Aberglauben findet, dem müfsen wir ernstlich widersprechen. Denn diese zeigen sich nur im Verfall des Lebens, sie können keine religiöse Ueberzeugung hervorrufen, sie sind vielmehr todbringend und heillos. Eine andre Theorie nimmt daher ihre Zuflucht zur Allegorie, um die Phantasiegebilde zu erklären; wie aber sollten wir poetischen Scherz und Spiel als Lebensführer annehmen, wo es den festesten Ernst gilt! Denn es ist ein ernstes Ding in der Welt zu leben, und der Tod ist kein leerer Spafs. Und jene Heiden bedurften nicht schöner künstlerischer Symbole, sie wollten wissen, was ihres Lebens Bedeutung und Ziel, was das Wesen der Welt sei. Das Heidenthum war etwas Wirkliches, sein Glaube kein Schein, sondern Religion. Alles war jenen wilden beherzten Männern noch neu, noch unverschleiert durch Formeln und Namen, nackt, schön, ahnungsvoll, gewaltig. Es bedarf jetzt eines Poeten oder Propheten, der unsre Wörterüberlieferung durchbricht, der die Hülle des Hörensagens zerreifst; damals that es die reine Seele für sich. Die Welt, die nun dem Begabten allein göttlich ist, war es damals für alle Augen, die sie sahen. Angesicht in Angesicht standen sie der Natur gegenüber. „Alles war gottgleich oder Gott" — *Jean Paul* findet es noch so, der Riese, der die Prosa der Zeit durchbrach. Der Sternenhimmel über der Wüste mit blauem Glanze leuchtete in das Gemüth der Ismaeliten; er war ihr Führer im einsamen Sande, und mit allen Gefühlen in der bewegten Brust und ohne Sprache für sie sahen sie in ihm das Auge der grofsen tiefen Ewigkeit strahlen, ihr inneres Licht offenbaren. Die Bewunderung ward die Mutter der Verehrung, der Religion, wie der Weisheit; alles ward zu Gottes Bild. Und ist nicht das der ewige Wahrheitsnerv aller jener Anschauungen, dafs uns durch jeden Stern und jeden Grashalm Gott sichtbar wird! Wir beten ihn nicht mehr darin an, aber wir halten es noch für den Prüfstein einer höhern Natur zu erkennen, wie jedes Ding eine göttliche Schönheit in ihm hat, wie es ein Fenster ist, durch das wir in die Unendlichkeit selber blicken. Die wahre und volle Offenbarung des Wesens aber, der Tempel im Universum, wie *Novalis* sagt, das ist das Ich, der Mensch. Und wer die Göttlichkeit im Menschen und in der Natur fühlte, wie sollte der sie nicht verehren! Und wenn die Bewundrung, zur Anbetung in reiner Seele sich steigernd, schon in Bezug auf die Sterne ihre Wurzeln im Boden der Wahrheit hat, wie viel mehr die eines grofsen Mannes! Heldenverehrung, innige, demüthige, unbegrenzte Bewundrung der edelsten göttlichsten Menschengestalt, ist sie nicht der Keim des Christenthums selber! Das ganze sociale Leben ruht nicht minder auf der freiwilligen Anerkenntnifs seiner Stifter und Erhalter. Die ohnmächtige Verwirrung der Umstände, der rathlos schwankende Unglauben, alle Noth des Tags ist nur die todte dürre Masse, die des Feuerfunkens harrt, der sie entzündet. Der Held ist dieser Blitz, er verzehrt und leuchtet, er ist ein Erlöser seines Geschlechts. — Als die Grundidee der nordischen Götterlehre betrachtet nun *Carlyle* die Anschauung der Naturmacht als göttlicher, wunderbarer, persönlicher Gewalten, er weist dies und die männliche Gröfse des Gedankens in den Mythen nach, und zeigt das Schöne, das in der Betrachtung des Weltlebens unter dem Bilde eines *Baumes*, der Esche Jgdrasil, liegt — im Gegensatz zum bekannten l'homme machine. Lange mochten unsre Ahnen das im dunkeln Gefühl gehabt haben, bis der Seher kam, der ihnen das Wort gab, dem sie freudig, wie dem anbrechenden Tag, beistimmten, vom Nichtsein zum Sein erwachend. Odin war es, der auf diese Weise ihr Dasein organisch und melodisch werden liefs, der Denker, dessen Geburt in jeder Epoche das wahrhaft grofse Ereignifs ist. „Dafs der Mann Odin, mit eines Helden Stimme und Herzen redend, sein Volk die unendliche Macht und dann den Werth des Muthes lehrte, und wie der Mensch durch ihn göttlich ist, und dafs das Volk dieser Verkündigung das Zeugnifs seines antwortenden Gemüthes gab, und sie für eine Botschaft des Himmels, und den, der sie brachte, für eine Gottheit hielt, dies scheint mir das erste Samenkorn der scandinavischen Religion; in ihr ruht eine gigantische Seelengröfse. Es sind Spuren einer erhabenen klaglosen Melancholie in diesen alten Herzen. Ein grofser

freier Glanz in diesen Tiefen des Gedankens. Diese braven Normänner sahen ein, was das Nachdenken alle Geschlechter lehrt, dafs die Welt aufser uns nur ein Schein ist, dafs, nach Shakspeare,

„We are such stuff as Dreams are made of"!

Grofsartig spricht dies die Lehre von der Götterdämmerung aus. Das alte Weltall versinkt, aber ein neuer Himmel und eine neue Erde, ein höhrer Gott und seine Gerechtigkeit erstehn. Das Gesetz des Werdens haben sie hier entziffert, und wie Alles stirbt, auch die Götter, aber aller Tod nur der Feuertod des Phönix ist, die Auferstehung zu besserm Leben.

Haben wir so eine Stufe der Wahrheit im Heidenthum erkannt, so betrachten wir jetzt den *Muhametanismus*; der *Held* ist hier der gottbegeisterte *Prophet*. Das Wort, das er sprach, war heilig und lebendig, war wirksam in hundert und achtzig Millionen Menschen seit zwölfhundert Jahren; sollen wir glauben, dafs so viele Tausende für eine elende Gaukelei gestorben sind, so viele Millionen an einem Trugbild hangen? Wenn das Falsche hienieden so wächst und geheiligt ist, was soll man von der Welt denken? Ein Betrüger hätte eine Religion gefunden? Ein Mann mufs übereinstimmen mit der Natur, er mufs im Bund stehn mit ihrem Gesetz und der Wahrheit der Dinge, oder sie wird ihm anworten: Nein; mit nichten! Der Schein kann wie falsche Banknoten einen Tag lang oder zwei die Leute täuschen, aber er mufs vergehn und sei's im Sturm einer französischen Revolution, die ihm seine Nichtigkeit in die Ohren donnert. Aber von einem *grofsen Mann* kann man versichern, dafs *er wahrhaft ist;* auf Freiheit von der Lüge ist er gegründet, es ist ihm Ernst um das, was er vollbringt. Ihn nennen wir ein *Original*. (Vergl. hierzu den Ausspruch *Rahels* in meiner Religionsphilosophie S. 189). Er ist ein Bote mit Nachrichten an uns aus der Unendlichkeit gesandt. Nennen wir ihn Poet, Prophet, Gott; — wir fühlen, dafs er predigt gewaltig und nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten. Der Wahrhafte lebt im Verkehr mit dem Wesen der Dinge, aus dem er stammt. Er ist ein Theil der ursprünglichen Realität der Dinge, und die offenbart er. Er ist die gröfste Offenbarung Gottes, zur Einsicht vom Allmächtigen begeistert. Und solch ein feuriger Sohn der Natur selber war Muhamet, der Welt von ihrem Schöpfer zur Erleuchtung gemacht. Das Leben in der Wüste mit seinen Erfahrungen ist ihm einzige Erziehung. Nur was er selber sehen und hören konnte, ward ihm von Aufsen mitgetheilt; die Weisheit, die vor ihm oder fern von ihm in der Welt war, lernte er nicht kennen. Von den grofsen Bruderseelen, Leuchtthürmen so manche Zeiten und Lande hindurch, hat keine direct mit dieser grofsen Seele Verkehr gepflogen. Er ist allein, tief im Schoofs der Wildnifs, so wächst er auf, allein mit der Natur und seinen Gedanken. Sie hiefsen ihn den Glaubensvollen, einen Mann der Treue und Wahrheit. Ein ernster einfacher Charakter, liebenswürdig, herzlich, gesellig, des Scherzes Freund, schön von Gestalt, voll von wilder Kraft, Feuer und Licht, so vollbrachte er sein Tagwerk. Er lebte still und einsam bis über die Zeit, wo die Hitze der Jahre und des Blutes die Menschen treibt; die gute Meinung seiner Nachbarn war sein Ruhm bis dahin, und dann in den Tagen, wo der Mensch Friede und Ruhe begehrt, soll er in die Rennbahn des Ehrgeizes gestürmt sein, um sein ganzes früheres Leben zur Lüge machend als unglücklicher eitler Charlatan zu erlangen, was ihn nun nicht lang mehr erfreuen konnte? Nein, sein schweigendes tiefes Gemüth war eines von denen, welchen von Natur alles Ernst ist. Während Andre in Formeln hausen, leuchtete in ihm das grofse Geheimnifs des Seins auf mit seinem Schrecken und seinem Glanz, und da kam seine Stimme gerades Wegs aus dem Herzen der Natur: „Gott ist grofs, und sonst nichts, er schafft und erhält uns, alle Dinge sind ein Schatten vor ihm, eine vergängliche Hülle seines unsterblichen Lichtes; ihm müssen wir uns unterwerfen, uns müssen wir entsagen und uns ihm ergeben, denn sein Gesetz hat Alles aufs Beste geordnet". In diesem Islam der Gottergebenheit leben wir Alle, wie *Goethe* sagt, und Carlyle fügt hinzu: „Ein Mann ist gut und unbesiegbar, tugendhaft und auf der Bahn sichrer Eroberung, der sich selbst mit der Nothwendigkeit vereint zum Trotz den Scheingesetzen der Zeit und den Gewinn- und Verlust-Berechnungen; er ist siegreich, weil er mit der Centralordnung der Dinge selbst wirkt, und die Einsicht hat, dafs sie ist und gut ist. Und das ist die Seele des Islam".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle.

(Fortsetzung.)

Diese Wahrheit hat Mahomets Herz entflammt; und sollte er's nicht eine göttliche Begeistrung nennen, da alles Wissen, das Eindringen in die Wahrheit, ein mystischer Act ist? Er war ein Priester Gottes, er stand in Harmonie mit seinen Geboten, und sein Volk gab ihm Zeugnifs, dafs er gefunden, was Noth that. Er wollte kein Wunderthäter sein, sondern ein Prediger des Herrn, und weil er das innere ursprüngliche Leben der Menschen entzündete, so fachte er eine Gluth an, die alle niedern Betrachtungen und Leidenschaften verzehrte; er erweckte den Heroismus in den Menschen und dadurch gewann er sich Anhänger für die neue Religion. Und diese gab dem Volk erst seine Bedeutung und Bewufstsein. Der Glaube war grofs, er war lebenschaffend. — Carlyle verbreitet sich noch über viele einzele Züge aus dem Leben Muhamets, durch die eine völlige Abwesenheit alles Truges und die Lauterkeit seines Sinns bewährt ist, der nichts höher war, als die reine Gegenwart des Einen. Er spricht dann über den Koran, und setzt es auseinander, dafs die Ausbreitung mit dem Schwert kein Vorwurf für seine Lehre ist. Denn jede neue Ansicht ist bei ihrem Entstehen in der Minorität, es hat sie nur Einer. Der ist allein gegen Alle. Dafs er zu den Waffen greift, hilft ihm wenig; nur dafs seine Sache die bessre ist, und tiefre Wurzeln in der Natur hat, und dafs die Andern ihr eignes Heil in ihr finden, das giebt ihm den Sieg.

Die dritte Vorlesung: „*Der Held als Dichter*", beginnt Carlyle mit der Bemerkung, dafs diese Gestalt des Genialen ein Eigenthum aller Zeiten ist; er wählt zur Charakteristik *Dante und Shakspeare*. Denn der Held ist aller Dinge mächtig im Geist, und nur die verschiedne Sphäre der Thätigkeit, die Welt, in die er geboren wird, bedingt den Unterschied, ob er Poet, Prophet, König oder Priester ist. „Der Dichter, der nur auf seinem Stuhl sitzen und Stanzen verfertigen könnte, würde nichts Preiswerthes hervorbringen: er kann den Sieger der Schlacht nicht singen, wenn ihn selbst kein kriegerischer Muth beseelt. Und so kann ich nicht einsehn, wie ein Mirabeau mit dem grofsen glühenden Herzen, mit dem Feuer, den hervorbrechenden Thränen, die in ihm waren, nicht Verse, Tragödien, Lieder schreiben, und alle Herzen auf diesem Weg rühren gekonnt hätte, wenn sein Lebensweg nach dieser Seite gewandt gewesen wäre. Der grofse Grundcharakter ist, dafs der Mann grofs sei. Napoleon hatte Worte gleich Austerlitzschlachten". Ich erinnre hierbei an den Ausspruch *Scharffensteins:* „Wäre Schiller kein grofser Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein grofser Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden". Nur wenn Carlyle seinen Liebling *Burns* an einen Mirabeau heranrückt, wird man gelinde zweifelnd vor einer Vermischung der Geister ersten und zweiten Rangs warnen; dafs dagegen Shakspeare ein grofser Staatsmann hätte werden können, braucht nicht versichert zu werden, da er sich als solchen in seinen Dramen beweist. Und — wie ich anderwärts gesagt habe — „trug er nicht den ewigen *Begriff* der Dinge in sich, walten nicht in seinen Schöpfungen die *religiösen* Schauer des Unendlichen, war er nicht in jeder Zeile ein Held, jeder Zoll ein König"? —

Das sehende Auge verbrüdert den Dichter mit dem Propheten; in den Lilien auf dem Felde wird beiden offenbar, wie Schönheit das Wesen der Welt ist. Und wie die Wahrheit ein Allgemeingut, so findet sich in jedem Menschen eine poetische Ader, und in der Empfänglichkeit ist er in gewissem Grade selbstthätig. Den aber nennen wir einen Dichter, der das Musika-

lische und Melodische, das in der Tiefe aller Erscheinungen schlummert, der die Harmonie der Sphären im Triumph über den Mifsklang der Verkehrtheit und Gemeinheit in lebendigem Bild zu gestalten weifs. — Dante wird hiernach als der Sprecher des Mittelalters charakterisirt, der ewige Gehalt seines Werks, die sittliche Erhabenheit seines Geistes, die Energie seines Willens hervorgehoben; wie er das innerliche Leben seiner Zeit musikalisch verkörperte, so ward Shakspeare zur Beseelung des äufsern, zum Sänger der That geboren. Die ganze Vorwelt des Germanenthums nahm sich in ihm gewissermafsen zusammen; „dem Jegliches wirkt zum Ganzen mit; kein Blatt des Laubes, das am Weg verfault, das nicht ein unabtrennbarer Theil der Sonnensysteme wäre, kein Gedanke, Wort oder Handlung eines Menschen, ohne aus der ganzen Menschheit entsprungen zu sein und früher oder später, kenntlich oder unkenntlich auf Alle Einfluſs zu üben"! Shakspeare kann *fiat lux* rufen, und aus dem Chaos eine Welt gestalten, weil das Licht in ihm ist, weil er an Verstand und Einsicht hervorragt; er erkennt die Natur, weil er sie liebt, weil er mit ihr sympathisirt. Denn den Schlechten, Selbstsüchtigen, Kleinmüthigen, ist sie ein Buch mit sieben Siegeln, der erkennt nur das Oberflächliche, Gemeine für den Nutzen der Stunde. Shakspeare ist der melodieenreiche Priester der unsichtbaren Kirche; Shakspeare der Nachkomme des nordischen Heroengeschlechts, ein Klang wie der des Stahls in seinen Versen! — Wir können dem Kritiker nicht ins Einzelne folgen, nur das führen wir noch an, was er von dem Werthe des Dichters für die Nation sagt: „Ja es ist wichtig für ein Volk, eine articulirte Sprache zu gewinnen, einen Mann zu erzeugen, der wohltönend ausspricht, was in seinem (des Volkes) Herzen lebt. Italien, das arme Italien liegt zerrissen, zerstückt, nirgends im Verkehr der Staaten erscheint es als Eines, und doch ist das edle Italien Eines, denn es kann sprechen, es hat einen Dante. Der Zar aller Reufsen ist gewaltig durch so viele Bajonette, Kosacken und Kanonen, er vollführt das grofse Kunststück, so weitgedehnte Landstriche zusammenzuhalten, aber sein Rufsland ist noch stumm, seine Gröfse noch dumpf, ihm fehlt noch die Stimme des Genius, die alle Geschlechter und Zeiten vernehmen; seine Kanonen werden verrostet, seine Kosacken längst verwest sein, während dieses Dante's Worte noch hörbar sind. Die Nation dieses ist verbunden, wie kein dumpfes Rufsland sein kann. Und würde England nicht eher und lieber ohne Indien als ohne Shakspeare sein? Ist er nicht ein ganz reell greifbarer Besitz? Denn England, die Insel, ist nur ein kleiner Theil des Englischen, das in Amerika und Neuholland, im Osten und im Westen einen bedeutenden Raum der Erdkugel bedeckt. Und was hält diese Männer alle zusammen als eine Nation, dafs sie brüderlich leben? Es ist ein wichtig praktisches Problem, das Parlamentsacten nicht lösen. Nennt es nicht phantastisch, denn es ist viel Realität darin: hier ist ein englischer König, den nichts entthronen kann! Dieser König Shakspeare, leuchtet er nicht in gekrönter Herrlichkeit über uns Allen als das edelste, schönste und stärkste Vereinigungszeichen? Wir können ihn denken wie einen Strahl am Himmel über alle Nationen der Engländer, ewig und unzerstörbar. In Paramatta, in New-York, wo es immer sei, und unter jedwedem kirchlichen und bürgerlichen Regiment, Männer und Frauen englischer Zunge mögen zu einander sagen: Ja, der Skakspeare ist unser, wir erzeugten ihn, wir denken und reden durch ihn, wir sind Ein Fleisch und Blut mit ihm! — Der Staatsmann vom gröfsten Gemeinsinn mag das in Erwägung ziehen".

Der Held als Priester, *Luther* und *Knox*, *Reformation* und *Puritanerthum* wird nun betrachtet. Der Priester unterhält den Verkehr des Volkes mit seinem Gott, er ist ein Erleuchteter des Herrn im täglichen Leben. An was der Mensch glaubt, dafs er darnach handelt, das hat eine wesenhafte Wahrheit in sich; wenn sich aber die Welt, statt an diesem Kern zu halten, an die Schale hängt, wenn das lebendige Wort ihr Formel wird, dann ist ihr Herz nicht mehr bei ihrem Gottesdienst, dann wird der zum Götzendienst, der Mensch verliert die Aufrichtigkeit und die Sittlichkeit erstirbt in scheinheiliger Heuchelei. Welcher Priester dann ein Held ist, der tritt als Reformator auf, um gegen den Schein für das Wesen zu fechten. Und sind nicht alle braven Männer, die da lebten und noch leben, Krieger desselben Heers, geworben unter des Himmels Leitung, zu streiten gegen denselben Feind, das Reich des Bösen und der Finsternifs! Wie sollten wir einander verkennen und fechten nicht gegen den Feind, sondern wider uns

Digitized by Google

selbst, wegen blofser Verschiedenheit der Rüstung? Alle Rüstung ist gut, die einen tapfern Mann umschliefst. Alle Art der Waffen, der arabische Turban und blitzende Säbel, Thors gewaltiger riesenzermalmender Hammer soll willkommen sein. Luthers Schlachtstimme, Dante's Marschmelodie, alles Ursprüngliche, Echte ist mit uns und für uns. Wir stehn, Krieger desselben Heers, unter Einem Feldherrn.

Wie Carlyle vortrefflich den Charakter und das Leben der genannten Reformatoren schildert, wie er das Wahrhaftige in ihnen, die Heldenkühnheit des einen, den einfachen Glauben des andern entwickelt, müssen wir der eignen Anschauung der Leser bei ihm selbst überlassen, und wollen statt dessen die zerstreuten Züge seiner Ansicht über den Protestantismus zusammenfügen. Der Grundcharakter desselben besteht darin, dafs die *eigne Ueberzeugung*, das Gewissen jedes Einzelnen emancipirt wird. Das führt aber keineswegs nothwendig zu selbstischer Unabhängigkeit und Isolirung, vielmehr zum Gegentheil. Nicht die ehrenwerthe Forschung erzeugt Anarchie, aber der Irrthum, die Unlauterkeit, die Unwahrheit, der halbe Glaube thut es. Wer gegen den Irrthum protestirt, ist auf dem Weg sich mit Allen zu vereinen, die an Wahrheit glauben. Aber keine Gemeinschaft ist unter denen, die allein am Hörensagen hangen, denn ihr Herz ist todt und hat nicht die Macht des Mitgefühls mit der Welt und den Menschen. Nur unter den Aufrichtigen, den Wahrheitsfreunden ist Einheit möglich, und mit der Zeit so gut als gewifs.

Es ist wahr, die englische und französische Revolution sind die Folgen und Fortsetzung des Protestantismus. Von Luthers Rede zu Worms bis zu dem Getümmel, das sich um Camille Desmoulins erhob, als er zu den Waffen rief, und das Volk gegen alle Chimären aufbrach, ist eine natürliche Consequenz in der Geschichte. Man begehrt wirkliches Leben, keine Formeln, man will von aller Verkehrung und Unterdrückung zum Urrecht der Menschheit und zur Wahrheit wiederkehren, und in der falschen verwitterten Zeit wird die Offenbarung unter Donner und Blitz geboren. Dafs die göttliche Ungleichheit der Geistesrichtung und Thätigkeit Raum habe, mufste die feudale der Stände und Geschlechter erst durch die abstracte Gleichheit des Sansculottismus gebrochen werden. Aber Einheit, geistige und materielle Organisation, edler und schöner als Papstthum und Ritterthum in ihren besten Zeiten waren, wird sicher in die Welt kommen. Aber auf Wirklichkeit, nicht auf Schein und Bildern, wird das neue Leben gegründet sein. Mit einer Einheit, die auf Falschheit beruht, die Lügen reden und thun läfst, wollen wir nichts mehr zu schaffen haben. Frieden? Ein thierischer Schlaf, ein modriges Grab ist friedlich, wir aber hoffen nicht auf einen todten, sondern auf einen *lebendigen Frieden*. Noch ist all die Bewegung von Freiheit und Gleichheit, Wahlstimmen und kirchlicher Unabhängigkeit ein zeitliches Phänomen, und kein Letztes. Wir müssen Noth und Verwirrung und die Gährung der Elemente hinnehmen als die Busse vergangener Sünden und die Bürgschaft unendlichen Segens und künftigen Heils, Koste es was es wolle, nur Wirklichkeit und Wahrheit soll fortan gelten. Mit falschen Päpsten und Gläubigen ohne die Ueberzeugung des eignen Urtheils, mit Ohnmacht und Quacksalberei, die über Pöbel und Unwissenheit herrschen will, — was könnt ihr damit anfangen? Daraus kann nur Schlimmes kommen. So wenig ein Haus ohne das Senkblei und anders als im rechten Winkel gebaut wird, so wenig kann eine Association sein unter Andern, als Wahrhaftigen und Freien. Darum in all dem wilden Revolutionswerk sehen wir das gesegnetste Resultat sich bereiten, nicht die Vertilgung der Verehrung alles Grofsen und Herrlichen, sondern eine ganze Heldenwelt. Wenn ein Held ist, wer auf eignen Füfsen steht und reines Herzens und offnen Auges ist, ein wahrhafter Mann, wie möchte nicht Jeder von uns ein Held sein. Eine gläubige, wahrhafte Welt, sie war und wird sein. Und die Guten werden den Besseren, die Gläubigen den Lehrer der Wahrheit am würdigsten und vollsten verehren.

Eine neue Erscheinung ist *the Hero as Man of Letters*, durch Schreibkunst erst möglich, durch die Presse bedeutend. Durch diese äufsert er die Inspiration seiner Seele, denn auch in ihm, sofern er ursprünglich und echt (genuine) ist, waltet eine göttliche Begeisterung, und die Eigenschaft des Heldenthums, die wir *Originalität*, *Wahrhaftigkeit* oder *Genius* nennen, bezeichnet dies. Der Held lebt in der innern Sphäre der Dinge, im Wahren, Ewigen, Göttlichen, das unter der Hülle des Gemeinen und Zeitlichen überall das allein Seiende ist. So sondert Carlyle, wie *Fichte*, den wahren Gelehrten vom Stümper,

Digitized by Google

von Jedem, der nicht ganz in der Idee lebt, während in jenem die Gegenwart Gottes mit all seinen Wundern hervortritt. Sie sind eine immerwährende Priesterschaft, ihr Leben das Leben der die Welt fortschaffenden und neugestaltenden Idee in der Zeit. Sie sind eine mächtig wirkende Kirche geworden; wer die Gemüther durch ein Buch überzeugt, der leitet sie, und das edle Gefühl, das er in melodische Worte gekleidet, das Melodie in unsere Herzen bringt, ist religiöser Natur. Die Presse gewährt uns eine neue Demokratie; auch in der Literatur ist ein Parlament; wer sprechen kann, spricht in Zeitungen und Büchern zum ganzen Volk, und wird eine Macht von Einfluss. Auf Stellung und Rang kommt es hier nicht an, sondern auf den freien Gedanken. Und nicht immer werden seine Vertreter wie irrende Ismaeliten in der Gesellschaft dastehn, auch sie werden eine Organisation und mit dieser wachsende Bedeutung gewinnen.

Der Mann von Einsicht an der Spitze der Geschäfte: dies ist die Seele aller Revolutionen und Constitutionen. Der wahrhaft Einsichtige ist auch der Edelherzige, der Gerechte, der Humane, der Starke. Gewinnt ihn zum Führer und Alles ist gewonnen. Das alte Regiment der Routine hat ein Ende, Licht ist das Bedürfniss der Welt; macht die Weisheit zu ihrem Haupte und sie wird siegreich kämpfen und die beste sein! — Nachdem Carlyle einige Worte über Goethe gesagt, in dem er ein Ideal des *Man of Letters* erblickt, wendet er sich zur Charakteristik dreier Männer aus einer Zeit des Zweifels und Ringens, zu *Johnson*, *Rousseau* und *Burns*, die er als Sprecher ihrer Mitwelt bezeichnet. Dass sie treulich fochten, ist ihr höchster Preis. Mit wehmüthiger Sympathie betrachtet er sie nicht wie drei lebendige Helden, sondern wie die Grabsäulen dreier gefallenen. Dass wir auf eigenen Füßen stehen, uns unser Schicksal selber schmieden müssen, ist Johnson's Lehre; er sucht den Fußpfad durchs Gebirge im Unbetretenen, der bald zur Heerstraße werden soll. Im wüsten Chaos des Skepticismus gegen Religion und Staat, in Armuth und Krankheit stand er fest, entschlossen „vor dem Geist der Lüge, Hunger und Tod erduldend, auf keine Weise die Flagge zu streichen!" Rousseau war egoistisch, eitel, aber es war ihm bittrer Ernst mit dem, was er that, und darum war er ein Prophet seiner Zeit, sein contrat social ward ein Evangelium des nachfolgenden Geschlechts, weil er auf die ungeschminkte Natur hinwies und einem Zeitalter der Verbildung und Verdorbenheit ihren Spiegel vorhielt. Mitten im Zeitalter der Persiflage und des Zweifels hatte sich in ihm die Ueberzeugung festgewurzelt, dass wohl das Leben der Gegenwart ein verkehrtes, das Leben selbst aber eine Wahrheit sei. Mit warmem Interesse spricht *Carlyle* drittens von *Burns*, der als ein Ehrenmann gläubig und unbesiegt, als ein echtgeborner Sohn der Natur, die äußere Noth durch den freudigen Sonnenschein seines heitern Gemüths überwand. Er hat, meint der Verfasser, den Wirkungskreis für seine große Begabung nicht gefunden; in neuerer Zeit erst beginnt seine originelle, durch und durch empfundene und die Wirklichkeit durchdringende und verklärende Poesie die verdiente Theilnahme zu finden. Die ihn damals bei seinen Lebzeiten hervorziehen und durch ihn ein Amusement gewinnen wollten, die haben ihn zu Grunde gerichtet und hatten kein Herz für ihn. Richter sagt, auf der Insel Sumatra giebt es eine Art von Leuchtkäfern, die das Volk auf Dornen spießt und die Wege damit des Nachts illuminirt. Personen von Stande können so in einem angenehmen Glanze reisen, den sie sehr bewundern. Große Ehre für die Leuchtkäfer; Aber —!—

Wir kommen zu der letzten Gestalt des Heldenthums, *den Königen*. Der Gebieter der Menschen, dessen Willen die anderen leitet, dem sie sich gesetzlich unterordnen und ihre Wohlfahrt dabei finden, gehört zu den wichtigsten unter den großen Männern. Er heißt Rex, Regent, Roi; der bessere Name ist der germanische: King, König, der Könnende, der Fähige. Wenn er diesem Namen entspricht, dann steht es wohl im Staate. Der wahre König, der Führer der Menschen im praktischen Leben, hat das göttliche Recht in ihm selber; die Welt ist keine Dampfmaschine, es ist ein Gott in ihr und sein heiliges Gesetz; aber gegen die geschriebenen Formeln und Formen, die keine Sanction des Geistes haben, hat die Menschheit protestirt, und die Revolutionen waren ein Suchen nach dem wahren Fürsten. Denn jeder große Mann ist von Natur ein Sohn nicht der Unordnung, sondern der Ordnung, und seine Mission ist: zu bauen, zu ordnen. Göttliches Recht ist göttliche Macht.

(Der Beschluss folgt.)

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle.

(Schluſs.)

Während alte falsche Redensarten und Einrichtungen zerschmettert werden, entfalten sich ursprüngliche Substanzen plötzlich und unzerstörbar. In Tagen der Empörung, wann das Königthum todt und abgeschafft scheint, treten Cromwell und Napoleon wieder als Könige auf, und die alte Weise, in der das Königthum sich erhob, daſs der Tapferste und Herrschvermögendste an die Spitze des Staates trat, kehrt uns wieder in diesen Beiden. Vorzüglich den Ersteren hat Carlyle seiner Betrachtung zum Gegenstand genommen, und es ist ihm nach meiner Ansicht gelungen, ihn in ein besseres Licht zu setzen, und die historischen Valets de chambre, für die es keine Helden giebt, zu widerlegen. Er beginnt: Es ist verdienstlich auf Formen zu bestehen; denn von Natur kleidet Religion und alles Andere sich in Formen, und nur die gestaltete organisirte Welt ist die bewohnbare. Die nackte Formlosigkeit ist es nicht, die ich an dem Puritanismus preise; die bemitleide ich, einzig preisend den Geist, in dessen Gefolge sie damals war. Formen, die um die Substanz wachsen, in denen Natur und Leben ist, entsprechen ihrem Begriff und sind gut; nur die, welche man äuſserlich fabrizirt, sind verwerflich. Gegen diese kämpfend trieb der Puritanismus den Gegensatz auf die Spitze; das Extrem ist vorübergegangen, aber seine Früchte sind geblieben, die Habeascorpusacte, die Volksrepräsentation, das freie Wort. Darum hat die Nachwelt auch die Häupter des Puritanismus gerechtfertigt und ihre Schriften vom Galgen weggenommen und hält sie hoch; nur Einer scheint noch am Galgen zu hängen, ein Mann von höchstem Talent und Muth, — aber er soll die Sache betrogen haben, ein selbstsüchtiger, doppelzüngiger Heuchler, der den edlen Kampf um Freiheit zu einer Farce machte, gespielt für seinen Nutzen; — und doch, während alle die Hamden, Pym u. s. w., durchaus rechtliche, grundehrliche Männer, etwas Bleiernes an sich tragen, und Keiner von ihnen sich im Fluge der Genialität unter die groſsen Männer erhebt, ist der „verworfene" *Cromwell* der Einzige, in dem wir eine gewaltige Natur finden, der nackt und ohne die Hülle schöner Redensarten gleich einem Riesen Brust an Brust mit der nackten Wahrheit der Dinge gerungen hat. Wohl figuriren Viele in der Geschichte, die falsch und egoistisch waren, aber sie figuriren auch nur und sind Schattengebilde, es ist kein fortzeugendes Leben in ihnen, und nur die Oberflächlichkeit mag ihnen Bedeutung beimessen. Kann eine groſse Seele ohne das sittliche Selbstbewuſstsein, das Gewissen sein, das Wesen aller wirklichen Seelen, groſser wie kleiner? Und Cromwell soll ein Fürst der Lüge sein, er, dem kein einziges unwahres Wort erwiesen ist! Ein intensiver ernster Geist von Kindesbeinen an. Er bezahlt zurück, was er als Student im Spiel gewonnen hat. Sein Leben zu Ely als mäſsiger, fleiſsiger Landwirth ist das eines ehrlichen, frommen Mannes. Er baut die Erde, liest die Bibel, ermahnt zur Gottesfurcht, wandelt vor Gottes Augen. Er tritt einmal in die Oeffentlichkeit um eine gemeinsame Beschwerde zu führen, und kehrt zum Pflug zurück. Sein Einfluſs war der eines Mannes, den man als brav und einsichtig kannte. Das Alter vor ihm und die Pforte des Todes und der Ewigkeit ward er in's Parlament geschickt. Seine Erfolge hier und im Kriege sind die ehrenvollen eines braven Mannes, der mehr Entschlossenheit im Herzen, mehr Licht im Kopf hat als die anderen. Sein Gebet, sein Dank dem Gott des Sieges kann nur den ungläubigen Cavalieren mit ihrer Frivolität und Ceremonienwirthschaft erheuchelt scheinen. Einmal im Kriege mit dem Könige heiſst es:

Ich oder Er! Cromwell kann und will sich nicht von ihm täuschen lassen. Er hat einen scharfen, praktischen Blick; seine Kriegsleute fürchten Gott und sonst nichts. Soll er, wie das Parlament, den Krieg auch einen „für den König" nennen? Offen sagt er im Beginn der Schlacht: Wenn ich ihm begegne im Kampfe, so erschlage ich ihn. Dafs solch ein Mann als der anerkannt Mächtigste, Stärkste in England wirklich König ward, ist kein Wunder. Thatkraft ist Tugend, nicht schöne Reden. Cromwell, der schweigend gelebt, verstand nicht in wohlgemessenen Perioden zu sprechen; die innerliche Meinung war ihm sonnenklar, aber ihr Drang überstürzte die Mittheilung. Er war ein Mann, der beten konnte. Und hat er die einseitigen Parteimänner getäuscht, weil sie sich in ihm täuschten? Und sollte er die Früchte des Sieges durch unverständige Berathung zerstören und Unfähigen das Steuer des Staats überlassen, dem seine Hand allein gewachsen ist, wie die Geschichte nach seinem Tode lehrt? John Milton gab ihm dafür seinen Beifall, dafs er sich an der Spitze des Staats behauptete, zu der ihn die Stimme Gottes im Schlachtensturm berief. Sein Leben lag nicht wie ein Programm vor ihm, das er nun Scene für Scene durchgespielt: das ist eine Absurdität schwachsinniger Historiker. Er ging mit der Zeit, er wufste zu sehen, zu wagen, zu entscheiden; sein Ehrgeiz, wie der eines jeden grofsen Mannes, war der unwiderstehliche Drang, sich selbst der Würde und Macht entsprechend zu enthüllen, für die ihn Gott geschaffen, das durch Wort und That zu äufsern, was die Natur in ihn gelegt. Und das ist seine höchste Pflicht. Cromwell war ein löwenbeherzter Sohn der Natur, ein christlicher Held, der das Reich dessen wollte, der ihm den Sieg gegeben.

Das ist in kurzer Andeutung der Weg, auf dem Carlylé seinen gewaltigen Landsmann rechtfertigt; viel Einzelnes, das er anführt, dient seiner Ansicht zur Bestätigung, und es ist jedenfalls ein erfreuliches Ereignifs, so oft ein grofser Mann mit grofsem Mafsstab und nicht mit der Krämerelle gemessen wird, so oft man ihn nicht von aufsen betrachtet und ihm die Motive der eignen Kleinlichkeit unterlegt, sondern seine Thaten von innen heraus entwickelt. Möge diese Partie des vorliegenden Buches der Beachtung unserer Historiker empfohlen sein!

Napoleon erscheint gegenüber dem *inarticulate Cromwell* als ein *every-way articulate character*. Auch er war von einem tiefen Instinct beseelt, auch er hatte einen ursprünglichen Glauben: dafs die Demokratie in der französischen Revolution ein nicht zu unterdrückendes Factum, das der andern Welt mit ihren alten Formen überlegen war; dies Bewufstsein war sein Enthusiasmus, sein Glaube; „la carrière ouverte aux talents" die Wahrheit, die er bethätigte; dabei der Hafs der Anarchie, der ihn zum Handeln und Richten trieb. Aber er fiel ab, und verband sich mit Feudalität und Papstthum, und darin findet Carlyle den Grund seines Sturzes. Nach meiner Ansicht hat Niemand besser über Napoleon gesprochen, als *Fichte* im Mai 1813. Er schilderte ihn in der Klarheit und Festigkeit seiner Herrscherkraft, die aller unbenutzten Kräfte sich bemächtigt, die der Halbheit und Schwäche gegenüber die Begeisterung eines ganzen, absoluten Willens setzt, der alle Berechnungen und Bedingtheiten zerschlägt, die zu besiegen ist auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, eine Selbstsucht, sondern für die Freiheit. „Es ist allerdings wahr, sagt der Redner an die deutsche Nation, dafs Alles aufgeopfert werden soll, — dem Sittlichen, der Freiheit; *dafs* Alles aufgeopfert werden soll, hat er richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und er wird sicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge: dafür bürgt die Kraft seines Willens. Seine Denkkraft ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist und den Genufs verschmäht, darum verführt sie leicht erhabene, das Recht nur nicht erkennende Gemüther. Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden ist er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechtes sollte er sich aufopfern, und uns Alle mit sich, und dann müfste z. B. ich, und jeder der die Welt sieht wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme".

Bekanntlich hat *Strauss* vor mehreren Jahren von einem Cultus des Genius als dem einzigen geredet, der den Gebildeten noch geblieben. Was von theologischem Standpunct durch Ullmann hiergegen bemerkt wurde, darf wohl als wohlbegründet angesehen werden, indem für einen aufserweltlichen Gott der Genius immer nur Vermittler, und bei der abgetrennten Existenz des ersteren nie eine Erscheinung des Unend-

lichen und die Gegenwart der Idee sein kann; diesen ganzen Standpunct hat aber Strauſs verworfen. Allein auch der seinige reicht zu einer speculativen Behauptung der aufgestellten Sätze nicht hin, da er das Absolute statt in der durch sich selbst bestimmten Allgemeinheit, dem Ich, vielmehr nur in der Allheit der Exemplare, der nie vollzähligen Summe der Erscheinungen sucht. Aber den Gattungsbegriff in das Gebiet des Geistes herüberzupflanzen scheint mir eben so ungehörig, als es klar ist, daſs in jedem sich selbst erfassenden Menschen die ganze Menschheit, wie in jedem bestimmten Gedanken das ganze Denken, gegenwärtig ist, sobald man nur den Begriff der *Monade* hat, den *Leibnitz*, und nach ihm *Feuerbach*, bereits entwickelt haben. Daſs der Letztere den Geist als das dasciende Absolute begreift, kann wenigstens nicht mehr bezweifelt werden, seitdem er die Subjectivität, ja die Anthropologie im Gegensatz gegen den Dogmatismus, mit der ihm eigenthümlichen Energie zum schöpferischen Ausgangspunct für Religion und Philosophie gemacht hat. Nach dem Allen habe ich von der Darstellung des Genius und seiner Bedeutung im religiösen Leben, wie ich sie (Religionsphilosophie S. 205. cf. S. 179, 227 u. s. w.) gegeben habe, nichts hinzuzusetzen noch hinwegzunehmen. Dr. *Zeller*, der meiner Ansicht vom Wesen der absoluten Persönlichkeit widersprach, kann jetzt in der vortrefflichen betreffenden Schrift *Snellman's* denselben Begriff auf mehr psychologischem Wege erwiesen finden, zu dem ich durch Entwickelung der caussa sui gekommen bin. Wenn aber einer von denen, die alle Religion jetzt ausrotten möchten, wie einst die Puritaner alle Kunst, in den deutschen Jahrbüchern mich des Stabilismus beschuldigt, weil ich nicht bei der abstracten Negation stehen geblieben bin, sondern an's Aufbauen und Erhalten denke und nicht bloſs nichts Unvernünftiges, sondern die Verwirklichung des Vernünftigen und die Erkenntniſs seiner Wirklichkeit will, wobei es mir gestattet sein wird, mein Streben an *Fichte's* That anzuschlieſsen, so kann ich seine albernen oder böswilligen Verdrehungen wie seinen wohlfeilen Spott ruhig über mich ergehen lassen, da wir ja nach den Worten eines griechischen Philosophen und eines deutschen Dichters gewohnt sind, daſs die Menschen und die Hunde Alles, auch das Gute und Schöne, was sie nicht verstehen oder kennen, verhöhnen oder beknurren. Die Religion wird eben so wenig aus der Welt verschwinden, als die Poesie oder die Philosophie; je allgemeiner der Gedanke der Gottmenschheit erfaſst wird, je Mehrere Christum nicht mehr nur äuſserlich verehren, sondern wie Paulus sagen: Nicht ich bin es, *der in mir lebt*, sondern Christus, desto weiter wird sein Reich ausgebreitet. *Feuerbach* selbst, so sehr er gegen die Theologie und ihr Dogmenchristenthum polemisirt, hat sich für die Verklärung Christi in die Wissenschaft, die Auferstehung und Himmelfahrt des Selbstbewuſstseins, ausgesprochen, wie sie *Christian Kapp* in „*Christus und die Weltgeschichte*" angedeutet hat, und ich glaube mit diesem in Uebereinstimmung zu sein. Wenn jener neue Rekrut der Unglaubensarmee dann mich einen *Proletarier* schimpft, so bin ich geneigt, das als einen *Ehrennamen* anzunehmen. *Carlyle* hat in seinem *Chartism* und an einigen Stellen des vorliegenden Buches die Frage der Proletarier für eine des Jahrhunderts erklärt, und wer ein lebenswürdiges Leben führen will, muſs täglich neu es sich erarbeiten, und kann es nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit seinem Volke genieſsen. *Schiller* hat Recht:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Moritz Carriere, in Heidelberg.

LVII.

De C. Julii Caesaris Coloniis, scripsit A. W. Zumpt, Phil. Dr. Berol. 1841. 41 *pagg.* 4. *Einladungsschrift zu dem öffentlichen Actus des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Ostern* 1841.

Die Römer haben den ganzen Westen der alten Welt umgeschaffen, cultivirt, romanisirt. Wodurch? Durch ihre Colonien. Das Römische Colonialwesen ist durchaus einer der wichtigsten Theile der Römischen Antiquitäten, ja in Bezug auf den Fortschritt des Römischen Imperiums und den Gang der Weltgeschichte der allerwichtigste. Es ist aber merkwürdig, wie wenig dieser Gegenstand bisher einer ernsten und eigenthümlichen Forschung unterworfen ist. Die alten Römischen Civilcolonien, ihre Stiftung, Einrichtung, ihr Staatsverhältniſs, sind vielfach besprochen worden. Vellejus versäumt es nicht in seinem raschesten Ueberblick der Römischen Geschichte das Verzeichniſs derselben, mit so viel Sorgfalt als der Gegenstand er-

Digitized by Google

fordert, einzureihen: er führt es bis auf die Colonie Eporedia in Oberitalien (jetzt Ivrea), welche im Jahre 100 vor Chr. gestiftet wurde, und schliefst mit den Worten *Neque facile memoriae mandaverim, quae nisi militaris post hoc tempus deducta sit.* Mit Eporedia schliefsen nun auch alle Abhandlungen neuerer Gelehrten über das Römische Colonialwesen. Damit ist aber die Sache keineswegs abgethan. Diese älteren Colonien haben Italien umgestaltet und an Rom gefesselt, aber die folgenden haben die Römische Herrschaft über die Welt verbreitet. Sie waren meist *militares*, sagt Vellejus. Dies ist nicht einmahl ganz richtig, obgleich bei allen späteren die Versorgung der ausgedienten Soldaten eine Hauptsache war. Aber dies ändert in der Sache nichts. Die Soldaten waren Bürger und wurden wieder Bürger. Wir wünschen die Fortsetzung des Colonialwesens gründlich und mit allgemeinen Gesichtspunkten bearbeitet zu sehen, wie von den Alpen einer Seits bis nach Gades, anderseits den Rhein und die Donau hinab bis an den Ocean und den Pontus, und wiederum von Sicilien bis an die Gränzen der Sandwüste Africas mit der Römischen Militairherrschaft sich städtische und Römische Cultur verbreitete, die in der Zeit nothwendige Bedingung höherer menschlicher Bildung.

Diese unsere Forderung ist noch nicht befriedigt, ja in ihrer Vollständigkeit und Bedeutung kaum aufgestellt worden. Wir begrüfsen daher den Anfang einer solchen Untersuchung, der in der oben genannten Schrift gemacht ist, mit Freude, da der Verf. die Wichtigkeit der Sache gekannt haben mufs, indem er seine Abhandlung über die Colonien Cäsars am Schlufs nur als den Vorläufer eines gröfseren Werks ankündigt: *Reliquarum autem coloniarum, quae extra Italiam deductae sunt, enarrationem, quam habemus perscriptam, nec capit hic locus, nec patitur haec occasio. Quam quidem peculiari libello de toto hoc coloniarum genere edendo inseremus.* Gut! Wir sehen der Ausführung mit Verlangen entgegen und werden daran einen Faden für die Weltgeschichte einiger Jahrhunderte im wissenschaftlichen Sinn haben, einen Gegensatz gegen die vielen unverständigen Halbheiten, die über die Römische Kaisergeschichte der ersten zwei Jahrhunderte verbreitet sind.

Hr. Dr. Zumpt scheint etwas weit auszuholen, um auf die erste Colonie des Julius Cäsar, Capua, zu kommen: er handelt ausführlich von den vereitelten agrarischen Gesetzen des Rullus, Brutus, Plotius: aber für dasjenige, was wir wünschen, holt er doch nicht weit genug aus. Unserer Meinung nach mufs er gerade an den obigen Satz des Vellejus sich anschliefsen und von dem Zustand des Colonialwesens, wie es im Jahre 100 vor Chr. war, beginnen. Ref. hat dabei freilich immer einen Gedanken im Rückhalt, den er in seiner Schrift über die Bevölkerung der alten Welt entwickelt hat, aber die Richtigkeit dieser Ansicht von der sich schon im ersten Jahrhundert vor Chr. in Italien zeigenden Abnahme der natürlichen Volksvermehrung ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Römische Patrioten, die Gracchen, beide Livius Drusus, Cäsar, suchen ihr gerade durch Coloniestiftung, d. h. Ansiedelung landloser Bürger, entgegen zu wirken, obgleich wir nicht gerade behaupten wollen, dafs sie das Uebel in seiner ganzen Bedeutung erkannt haben, und zuverlässig viele Staatsmänner gar nichts davon ahneten. Der Egoismus der Besitzer und die Kurzsichtigkeit politischer Opposition kämpft gegen jede Ackervertheilung in Italien und bildet sich im besten Falle ein, durch das Zusammenhalten der Staatsdomäne besser für das Ganze zu sorgen. Diese Bewegungen fingen früher an, als Hr. Dr. Z. sie beschreibt. Er behandelt sie seit Rullus Ackergesetz, namentlich aber den Verlauf des Cäsarischen Ackergesetzes, in ganzer Ausführlichkeit, ohne auf die von Ref. in jener Schrift angegebene, tiefer liegende, geschichtliche Nothwendigkeit zu reflectiren. Dies schadet auch nichts, weil es zunächst auf die Facticität ankommt.

Cäsars Ackergesetz ist ein doppeltes, verschiedenes, wie der Verf. gründlich darthut, einmahl ein allgemeines Regulativ, dafs fortan die Ueberschüsse des Staatsschatzes zum Ankauf von Ländereien in Italien behufs Ansiedelung landloser Bürger, namentlich ausgedienter Soldaten, angewandt werden sollten; zweitens die Vertheilung des Campanischen und Stellatischen Ackers bestimmend in Portionen von resp. 10 und 12 Morgen Landes an Bürger, welche 3 oder mehr Kinder hatten. Es sind 2 leges agrariae, daher auch im Plurals leges Juliae genannt. Aber die Wirkung des ersten reichte, wie Hr. Z genügend darthut, weit über Cäsars Consulat hinaus, und vermöge desselben hielt sich Cäsar auch ohne ein neues Gesetz späterhin berechtigt als Dictator nach einem viel umfassenden Plan neue Ansiedelungen anzuordnen. Wenn Hr. Zumpt aufser Capua nur noch als wirklich neu gestiftet in Italien die Colonien Casilinum, Calatia und Bovianum nachweisen kann, so zeigt er daneben die Ergänzungen vieler anderer Oerter, indem er davon ausgeht, dafs Grundstücke, welche den Colonisten übergeben wurden, an den Staat zurück fielen, wenn der Colonist ohne Leibeserben verstarb. Nach Cäsars eignem Gesetz wurde ein Colonistengrundstück erst nach 20jährigem Besitz freies und verkäufliches Eigenthum. Dies ist aber in seiner genaueren Bestimmung immer noch ein streitiger Punkt sorgfältiger Forschung. Die in den Provinzen Spanien, Gallien, Africa und anderswo von Cäsar gestifteten Colonien werden, weil der Raum einer Gelegenheitsschrift sparsam zugemessen war, nur dem Nahmen nach angeführt, aber wir erkennen aus diesem Verzeichnifs, so wie aus dem Ganzen der Untersuchung, dafs der Verfasser höchst schätzenswerthe historisch-philologische Studien über diesen Gegenstand gemacht hat. Auch uns verbietet der Raum ausführlicher zu sein, als sich für die Anzeige einer Abhandlung ziemt, die zunächst nur den Anfang eines schwierigen Werkes enthält: doch halten wir es für die Pflicht einer Zeitschrift, welche den Fortschritt wissenschaftlicher Forschung darstellen will, gerade diese Anfänge der Beachtung des Publicums zu empfehlen.

C. Z.

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LVIII.

***Die Gymnasien gegen einen Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, vertheidigt von Dr. Friedrich August Gotthold, Gymnasialdirector, Ritter des Rothen Adler-Ordens dritter Classe mit der Schleife, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Beilage zu desselben Schrift: der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien. Königsberg*, 1842. *VIII.* u. 27 *S. kl.* 8.**

Referent ist durch den Titel dieser Broschüre verleitet worden, von derselben eine Vertheidigung der Gymnasien gegen den Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, der sich daselbst in Nr. 4. des Jahrgangs 1842 befindet, zu erwarten und hat aus diesem Grunde sich bereit erklärt, ihre Anzeige zu übernehmen, ehe er sie noch gesehen. Bei dem ersten Anblick aber hat er bemerken müssen, dafs er in zwiefacher Beziehung sich getäuscht hatte. Denn das Büchlein bezieht sich gar nicht auf jenen Artikel, der eine sehr ernste allgemeine Anklage der Gymnasien, besonders der Preufsischen enthält, sondern auf eins in Nr. 93. und 94. des vorjährigen Jahrgangs der evangelischen Kirchenzeitung enthaltene Beurtheilung einer Schrift des Herrn Dr. *Gotthold*, die den Titel führt: „Der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien nach dem Bedürfnifs der jetzigen Zeit". Aber nicht allein dies: sondern sie enthält wirklich auch *nichts* als eine Selbstvertheidigung und Herzens-Erleichterung des Herrn Verfassers. Dies hätte wohl Referenten bewegen können, sein Wort zurückzunehmen, da er mit persönlicher und leidenschaftlicher Polemik nie zu thun gehabt und nie zu thun haben will, den theologischen Ansichten des Herrn Dr. *Gotthold* aber durchaus fremd ist und dieselben nur beklagen kann, wie er dieses auch in einer Anzeige jenes Aufsatzes über den Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien (in Tholucks literarischem Anzeiger 1842. St. 14. und 15) unumwunden, wiewohl mit Mäfsigung und Anerkennung der anderweitigen Verdienste des Verfs. ausgesprochen hat.

Da aber Referent Gelegenheit gehabt hat, den Geist der preufsischen Gymnasien und die Art, wie sie seit 1824 von Oben her in religiöser Beziehung geleitet worden sind, aus unmittelbarer Erfahrung kennen zu lernen, da er eben so lebhaft ein Wachsthum des christlichen und kirchlichen Lebens in den Gymnasien verlangt, als er harte Beschuldigungen, die auf Irrthum beruhen, abzulehnen sich gedrungen fühlt, so hat er sich entschlossen, die dargebotne Gelegenheit zu benutzen, um ein öffentliches Zeugnifs abzulegen und wenigstens Etwas von dem zu thun, was der Titel der anzuzeigenden Broschüre verheifst.

Die Anklage lautet so: „Hier kommt vor Allem der Zustand der *Gymnasien* in Betracht, auf welchen die künftigen Diener der Kirche gebildet werden. Es ist eine unleugbare Thatsache, dafs wenige Gebiete des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstandenen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden sind, als grade dieses. Es erklärt sich dies theils aus der fast ausschliefslichen Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur, die so leicht einen heidnischen Sinn erzeugt und in ihm befestigt, um so mehr, da auf den Universitäten jetzt in der Regel das Heidnische auch heidnisch behandelt wird, theils aus dem Umstande, dafs vorzugsweise dem Schulstande sich diejenigen zuwenden, die, ursprüng-

lich gesonnen, sich der Theologie zu widmen, in der Zeit der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten haben, oder auch nur zur Erkenntnifs gelangt sind, dafs ihr Unglaube sie zum Dienste der Kirche unfähig mache, theils endlich, was speciell unser Land betrifft, in welchem der unkirchliche Charakter der Gymnasien wohl am stärksten hervortritt, daraus, dafs in einer nunmehr Gott sei Lob vergangenen Zeit geflissentlich darauf hingewirkt worden ist, die Gymnasien mit Anhängern einer dem Christenthum, ja aller Religion feindlichen Philosophie zu besetzen, und namentlich nur solche zu Directoren zu erheben".

Der wesentliche Punct der Anklage selbst ist in sehr gemäfsigten Ausdrücken abgefafst und es könnte sogar in anderer Verbindung für ein Lob gehalten werden, *dafs wenige Gebiete des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstandenen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden sind, als gerade dieses.* Denn die kirchliche Bewegung, von der hier die Rede ist, war bisher und ist grofsentheils noch ein fortwährender heftiger Kampf, der nicht umhin konnte, auch Partheisucht zu erwecken und heftige fleischliche Leidenschaft aufzuregen. Ein solcher Kampf gehört nicht für die Jugend, am wenigsten für unreife Jünglinge, die in grofsen Massen vereinigt sind und der Versuchung alle Dinge leidenschaftlich zu ergreifen und als Partheisache zu behandeln nur zu leicht unterliegen. Die grofse und schwierige Aufgabe der Gymnasialleitung war eben diese, den Gymnasien die Frucht der kirchlichen Bewegung zuzuwenden, ohne die Zwietracht und den Hafs der kämpfenden Partheien in ihrem Schoofse einreifsen zu lassen. Diese Aufgabe aber und die für Lösung derselben angewandten Bemühungen sind in dem Anklage-Artikel gar nicht in Erwägung gezogen und man kann ihm nur den Sinn unterlegen, dafs die Gymnasien von den Anfängen einer geistlichen und kirchlichen Wiedergeburt mehr als jedes andere Gebiet ausgeschlossen und in einem Zustande des geistlichen Todes geblieben sind. Dies geht aus den für dieses Phänomen angeführten Gründen hervor, deren drei ausgehoben werden:

1) Die fast ausschliefsliche Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur, die nach dem auf den Universitäten gegebenen Impuls auch heidnisch behandelt wird.
2) Der Umstand, dafs vorzugsweise dem Schulstande sich diejenigen zuwenden, die als angehende Theologen am Glauben Schiffbruch gelitten oder erkannt haben, dafs ihr Unglaube sie zum Dienste der Kirche unfähig mache.
3) Die geflissentliche Bemühung, die Gymnasien mit Anhängern einer dem Christenthum, ja aller Religion feindlichen Philosophie zu besetzen und namentlich nur solche zu Directoren zu erheben. Diese letztere Anklage soll besonders die seit nicht langer Zeit abgetretene Verwaltung Preufsens treffen, „in welchem Lande der unkirchliche Charakter der Gymnasien wohl am stärksten hervortritt".

Wir beginnen bei dem letzten Vorwurf, der jedenfalls der schwerste ist und eine individuelle, ja fast persönliche Beziehung in sich schliefst. Hier ist zunächst der Thatbestand in Abrede zu stellen, dafs im preufsischen Staate der unkirchliche Charakter der Gymnasien am stärksten hervortritt. Freilich würde hier eine sehr umfassende Kenntnifs der evangelischen Gymnasien Deutschlands erfordert, um für eine oder die andere Behauptung den Beweis zu führen. Aber das Verfahren läfst sich abkürzen, wenn man einen neu erworbenen Landestheil betrachtet und das Sonst mit dem Jetzt vergleicht. Referent kann darthun, dafs in allen ehemahls sächsischen Gymnasien, *auf welche die Regierung, namentlich auch in Rücksicht des Personals, einen ungehemmten Einfluss ausüben konnte,* das religiöse und kirchliche Leben zugenommen hat und nicht nur mit dem Königreich Sachsen, sondern mit allen angrenzenden Ländern die Vergleichung nicht scheuen darf. Ferner ist dem Referenten auch nicht ein einziges Gymnasium bewufst, wo bei Besetzung der Directorstelle, ja bei Anstellung irgend eines Lehrers, und namentlich des Religionslehrers, das Verhältnifs der Personen zu irgend einer philosophischen Schule ein Gewicht gehabt hätte. Referent sucht in seiner ganzen Provinz vergebens unter den Directoren die Männer, die als Anhänger der hier gemeinten Schule bekannt wären. Sie sind entweder der Philosophie fast ganz fremd, oder sie folgen einer ältern, am liebsten einer eclectischen

Digitized by Google

Richtung oder sie haben eben von der in der Zeit gerade herrschenden Philosophie sich gerade nur die Teinture angeeignet, die der gebildete Mann gern von den Zeiterscheinungen annimmt, kaum mehr, als die evangelische Kirchenzeitung auch nicht hat unterlassen können in ihre Spalten einzuführen, damit der Gegner doch sehe, man habe ihn auch studirt. Referent kennt nur Einen Religionslehrer an Einem Gymnasium, der in der That ein gründlicher Kenner und entschiedner Anhänger der Hegelschen Schule ist: dieser ist an die Stelle eines Mannes getreten, dem der Religionsunterricht abgenommen wurde, weil er den Glauben an den Sohn Gottes zerstörte; ihn trat die Wahl, weil er ohne Zweifel der Tüchtigste war, und seine Vorträge über Kirchengeschichte und über den Brief Pauli an die Römer, von denen Referent Notiz genommen, verdienen gewifs nicht den Vorwurf, dafs sie dem christlichen und kirchlichen Leben entfremden. Ueberhaupt dürfte es sehr bedenklich sein, alle die, welche einem philosophischen Systeme anhängen, mit demselben Maafse zu messen, besonders wo sich eine rechte und eine linke Seite so bestimmt unterscheidet, wie in der Hegelschen Schule, und wenn für den Augenblick die linke Hand die rechte niedergeschrieben und niedergeschrieen hat, so ist dadurch noch gar nicht erwiesen, dafs sie von den Principien des Systems den richtigen Gebrauch gemacht. Referent ist weit davon entfernt, von dem Dogmatismus irgend eines philosophischen Systems, namentlich auch des Hegelschen, das Heil zu erwarten, aber er sieht darin auch nicht den Grund des Unheils, sondern immer nur eine starke Waffe, um für das Gute oder Böse auf die Gebildeten der Zeit einzuwirken. Es hängt zuletzt doch Alles von der *Gesinnung* der Individuen ab. Der Glaube wird in einer Region geboren, die über der Philosophie liegt, und so wenig irgend eine Philosophie dem Glauben ganz angemessen ist, so pflegen doch die gläubigen Christen, wenn sie an der Philosophie Theil nehmen, sich in ein solches Verhältnifs zu ihr zu setzen, dafs ihr Glaube nicht dadurch erschüttert wird. So ist das Lockesche System gewifs nicht christlich: aber viele christlich lebendige und eifrige Engländer huldigen unbeschadet ihres Glaubens wohl noch bis heute der Lockeschen philosophischen Schule. Dieselbe Erfahrung hat sich bei der Wolfischen und Kantischen Schule gezeigt.

Hat denn nun aber die Centralbehörde in der jetzt abgeschlossenen Periode die Gymnasien aus Vorliebe zu einer philosophischen Richtung in so antichristlichem Sinne verwaltet? In ihren Verordnungen ist nichts davon sichtbar, eben so wenig in ihrer Behandlung des Personals. Die ergangenen Verfügungen haben auf den unmittelbaren Gebrauch der heiligen Schrift, auf die Auslegung umfassender biblischen Lesestücke gedrungen und die Erklärung, die Einprägung des kirchlichen Katechismus eingeschärft: sie haben die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und die Hausandachten in den Gymnasien nicht beschränkt, sondern offenbar begünstigt. Was aber die persönlichen Beziehungen betrifft, so begnügt sich Referent eine Thatsache anzuführen, die er verbürgen kann. Ein von der höchsten Behörde an ein Gymnasium berufener Religionslehrer, wurde vielfach seines vermeintlichen Pietismus wegen verunglimpft: glaubwürdige Personen hatten auf unsichre Vermuthungen hin entstellte Erzählungen berichtet und von vielen Seiten wurde die Behörde bestürmt, die Anstalt von einem so übel berüchtigten Manne zu befreien und ihn durch Versetzung in ein Pfarramt in einer abgelegenen Gegend unschädlich zu machen. Die Sache war reif und kein wohlgesinnter Beschützer des Verrufenen wagte sich seiner anzunehmen, mit Ausnahme eines Einzigen, und dieser Einzige war derjenige, der als der eifrigste Vertreter der Hegelschen Philosophie allgemein angesehn wurde: dieser that es aber auch kräftig, die freimüthige Rechtfertigung des Angeklagten wurde gehört und er blieb in seiner Stellung. Im Jahr 1830 wurde derselbe durch ein Libell des Herrn Dr. *Bretschneider* in die Halleschen Streitigkeiten verwickelt und hielt es für seine Pflicht, mit Nennung seines Namens ein Zeugnifs für die Wahrheit öffentlich abzulegen: er that es und *blieb*, blieb *ungekränkt*. Auch nur Eine solche Thatsache reicht wohl hin, diejenigen behutsam zu machen, die versucht sein möchten, den Charakter der frühern Verwaltung maafslos anzugreifen und zu verdächtigen.

Eben so wenig als aus dem Charakter der oberen Leitung kann aber der Mangel an kirchlichem

Digitized by Google

Sinne, der noch in den Gymnasien ist und keineswegs schlechthin abgeleugnet werden soll, aus dem Umstande erklärt werden, dafs diejenigen, die, ursprünglich gesonnen, sich der Theologie zu widmen, in der Zeit der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten, vorzugsweise dem Schulstande sich zuwenden. Erstlich ist die Zahl derer, die von der Theologie sich zum *Gymnasial*-Schulamt wenden, gar nicht so grofs, dafs dies einen bedeutenden Einflufs auf den Geist der Gymnasien ausüben könnte: sodann aber dürfte die Mehrzahl von diesen nicht aus solchen bestehen, die am Glauben Schiffbruch erlitten oder sich eines entschiedenen Unglaubens zeihen müfsten. Es sind vielmehr grofsentheils solche, die einen innern Zug des Glaubens zu Christo gefühlt haben, aber vor dem Kampf zwischen dem Glauben und der dem Glauben feindlichen Wissenschaft in dem Gebiete der Theologie zurückbeben und sich nicht die Kraft und den Beruf zutrauen, mit grofser Aufopferung auf diesem Felde zu kämpfen und zu siegen. Diese gehen gewöhnlich mit Ehrfurcht vor dem Glauben und mit kirchlichem Sinne zu dem Erziehungswerk in den Gymnasien über und gelangen in dieser Stellung als fromme und gebildete Laien nicht allzu selten noch zu dem Vollgenufs des christlichen Glaubenslebens, indem sie sich auf die gelehrten Untersuchungen der Religions-Philosophie und der biblischen Kritik weiter nicht einlassen. Indessen mögen wohl die Erfahrungen bei verschiedenen Beobachtern verschieden sein und besonders junge Männer, deren Entwickelung noch nicht vollendet ist, können sehr verschieden beurtheilt werden, je nachdem man sie als fertige oder als noch im Werden begriffene betrachtet: es ist aber etwas Menschliches, aus einzelnen Erfahrungen allgemeine Urtheile zu ziehen, ein Paralogismus, über den sich Niemand verwundern wird, weil Jedermann ihn oft selbst begeht.

Der dritte Grund, aus welchem der unkirchliche Sinn der Gymnasien abgeleitet wird, ist die fast ausschliefsliche Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur und der dadurch erzeugte und befestigte heidnische Sinn. Aber die Voraussetzung, dafs der Schulstand sich fast ausschliefslich mit heidnischer Literatur beschäftigt, dürfte jetzt kaum noch als gültig anerkannt werden: unter der ziemlich ansehnlichen Menge von Schulmännern, die dem Referenten bekannt sind, ist Keiner, bei dem sie in ihrem ganzen Umfange zuträfe. Vielmehr unterscheidet dies gerade die gegenwärtige Generation von den Schulmännern älterer Zeit, dafs sie keineswegs blofs in ihren alten Autoren lebet, sondern in lebhaftem Verkehr mit der modernen Bildung steht und dies ist, andere allgemeinere Gründe abgerechnet, eine natürliche Folge davon, dafs der Cyclus der Gymnasialstudien sich erweitert hat, dafs neuere Geschichte, deutsche Sprache und Literatur integrirende Theile derselben geworden sind, wodurch denn mancher Klassen-Ordinarius sich genöthigt sieht Einen oder den Andern dieser Unterrichtszweige zu übernehmen, wenn aber auch dies nicht der Fall wäre, doch nicht umhin kann, einiges Interesse für das zu fassen, was neben seinem Fach einen bedeutenden Platz im Gymnasium behauptet. Es ist überhaupt nicht mehr herrschender Ton die christliche Zeit gegen das römische und griechische Alterthum herabzusetzen und wir haben es wohl im Schoofse der Gymnasien selbst erlebt, dafs die, welche auch nur in einzelnen Beziehungen das Alterthum über die neuere Cultur erheben wollten, von ihren Collegen überstimmt wurden. Und so ist es gerade die moderne Bildung, der Referent es weit mehr als dem Einflufs der alten Heiden zuschreiben möchte, dafs in den Gymnasien, so wie auf andern Gebieten, der kirchliche Geist so viel Widerstand findet. Diese moderne Bildung wirkt auch mit dem ganzen Reize verführerischer jugendlicher Frische auf die Jugend der Gymnasien ein, namentlich durch die schöne Literatur, und droht eben so sehr dem gründlichen Studium der alten Classiker als dem christlichen Geiste die Jugend zu entfremden. Hier liegt das — offenbare — Geheimnifs: die Jugend wird beim ersten Erwachen höherer Bedürfnisse mit *Fleischspeise* übersättigt.

Schmieder.

№ 96.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LIX.

***Observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part I., on the theoretic application. By W. H. Mill, D. D. F. R. A. S., Chaplan to his Grace the archbishop of Canterbury. Cambridge*, 1840.**

Schon vor fast zwei Decennien hatte in England ein Hr. Hugh James Rose in seiner Schrift über „den Zustand der protestantischen Religion in Deutschland" die protestantische deutsche Theologie im Allgemeinen als eine durchaus ketzerische, „alles Heilige" mit Vernichtung bedrohende Lehre bezeichnet und zur Abwehr dieser nach seinem eigenen Geständnifs bereits vielfach in das rechtgläubige Altengland eingedrungenen vermeintlichen Pest dringend aufgefordert. Diesem Vorgänger hat sich im vorigen Jahre Hr. W. H. Mill, Kaplan des Erzbischofs von Canterbury, mit einer namentlich und besonders gegen Strauss gerichteten Schrift angeschlossen, welche, dem Vernehmen nach, wegen der sich darin kundgebenden Gelehrsamkeit und nicht geringen Deutschkenntnifs in England, so viel Aufsehn erregt und eine solche Bedeutung erlangt hat, dafs eine Beleuchtung dieser englischen Polemik in diesen Blättern nicht als überflüfsig erscheinen wird. Der bis jetzt veröffentlichte Theil des von Hrn. Mill begonnenen kritischen Unternehmens soll, als Vorläufer einer noch vorbehaltenen in's Einzelne gehenden Widerlegung des Straufsischen Werks über das Leben Jesu, nur die allgemeinen diesem Werke zu Grunde liegenden Gedanken prüfen und als einer pantheistischen Philosophie angehörig, bekämpfen. Obgleich nun Hr. Mill mit der entschiedensten Feindseligkeit nicht nur gegen Strauss, sondern auch gegen Hegel und eben so sehr gegen Schelling auftritt, und dieselben der ärgsten Gottlosigkeit (impiety and iniquity), so wie der offenbarsten Absurdität anklagt; so tragen wir doch kein Bedenken, diesen ersten einigermafsen bedeutenden von England aus gegen die deutsche Philosophie versuchten Angriff für eine erfreuliche Erscheinung zu erklären, weil wir aufs festeste überzeugt sind, dafs derselbe, weit entfernt, die damit beabsichtigte hermetische Verschliefsung Englands gegen die deutsche Philosophie bewirken zu können, vielmehr von der Vernunft des Weltgeistes zu einem Mittel für die schnellere Herbeiführung des Gegentheils der von Hrn. Mill gehofften Wirkung verkehrt werden wird, und dafs der von diesem modernen Kreuzprediger den Gläubigen sämmtlicher christlicher Confessionen, im Namen der „heiligen katholischen Kirche" gegen die deutsche Philosophie gepredigte Kreuzzug mit dem entscheidenden Siege des absolut freien Denkens der Vernunft über die beschränkten Vorstellungen und endlichen Verstandesformen jeder unphilosophischen christlichen Theologie endigen mufs. Vor diesem Ausgange scheint der Verf. selbst nicht wenig bange zu sein. Er macht das Geständnifs, dafs die Grundsätze der deutschen Philosophie durchaus nicht den Hafs erfahren haben, welchen die Straufsische Kritik sich zugezogen haben soll, — dafs im Gegentheil in der englischen Litteratur es nicht an Versuchen fehle, die Lehrer der fraglichen Philosophie als auf die Verehrung des Menschengeschlechts Anspruch habend darzustellen, — ja dafs, in Bezug auf einige Zweige des Wissens, England bereits von dieser gottlosen Philosophie heimgesucht sei und deren ferneres Umsichgreifen gefürchtet werden müsse, da sich das betrübende Schauspiel darbiete, dafs, — während im fernen Indien die englischen Missionare für den Sieg des Christenthums kämpfen, — dieselbe esoterische brahminische Lehre, mit deren Ueberwindung Jene sich vergeblich abmühen, die teuflische Kriegslist ausübe, in das Herz des christlichen Europa's vorzu-

dringen und in die Formeln „der Schellinge und Hegel" verhüllt, gerade die gebildetsten Geister unter den Christen zu unterjochen. In der That — wenn in der altersschwachen anglicanischen Theologie sich das melancholische Gefühl ihrer Erstarrung und Vertrocknung bis zu dem Spleen steigert, der sie das Hereinbrechen des Brahmanismus in das christliche Europa fürchten läfst, so können wir uns über diese Todesangst kaum verwundern. Weniger als in Deutschland aus dem eigensten, innersten Bedürfnifs des Volkes selbst hervorgegangen, hat in England der Protestantismus nicht die Kraft, nicht die ewige Frische und den unendlichen Entwickelungsdrang des deutschen Protestantismus, dessen schwächeres Abbild er ist; — nicht mit den friedlichen Waffen der Wissenschaft, sondern allein auf dem blutgetränkten Schlachtfelde Irlands den Katholicismus bekämpfend, hat er aufserdem zu seiner inneren Entwicklung des äufsren Antriebs entbehrt, welchen der deutsche Protestantismus in der wissenschaftlichen Fehde mit dem nicht mehr auf blutige Weise zu bekämpfenden benachbarten Katholicismus findet. Aus diesen Gründen ist in der anglicanischen Theologie etwas Todtes, Unbewegliches, Katholisches, Aeufserliches, Mechanisches. Während der rastlos thätige industrielle Sinn Englands mit Riesenschritten von Erfindungen zu Erfindungen fortschreitet, — während der merkantilische und kriegerische Geist dieses Landes mit männlichstem, fast tollkühnem Muthe hinaus in die weiteste Ferne stürmend und den Erdkreis mit gigantischen Armen umfassend, neben den materiellen Interessen auch das Interesse der Wissenschaft unermüdlich verfolgt und zu grofsartig ist, um für die Wahrheit fremder Religionen verschlossen zu sein; — da bleibt, — gleichsam das weibliche Element in dem Geiste des englischen Volkes darstellend, — die Theologie desselben mit schneckenhafter Häuslichkeit daheim in dem von den Urvätern ererbten, engen, altmodischen, nur hier und da nothdürftig ausgebesserten Glaubensgebäude, ängstlich besorgt, von dem mit heidnischen Religionen buhlenden Geist des gebildeten Europa's wegen hausmütterlicher Beschränktheit schmählich verstofsen zu werden. Es herrscht in der anglicanischen Theologie ein unmännlicher, ohnmächtiger, unterwürfiger Verstand, der entweder nicht zum Bewufstsein seines Widerspruches mit dem vernünftigen Inhalt des christlichen Glaubens zu gelangen vermag, oder zu feig und zu heuchlerisch ist, um diesen Widerspruch einzugestehen. Nur durch seine Mattigkeit kann dieser Verstand davor bewahrt werden, zu demselben Resultate zu kommen, zu welchem der deutsche Rationalismus fortgeschritten ist, — nämlich zur Verendlichung und Vernichtigung des unendlichen Inhalts der christlichen Religion. Diese zerstörende Gewalt hat der Verstand in England blofs bei den jetzt gänzlich vergessenen Deisten gehabt. Innerhalb der anglicanischen Theologie herrscht zwischen dem Verstande und dem Christenthum ein Friede wie zwischen zwei todten Feinden. Der objective Inhalt der christlichen Religion wird von dieser Theologie zwar unverfälscht aufbewahrt, aber er liegt in dem matten Verstande derselben wie ein unverdaubarer Stein im Magen. Nur das absolut freie Denken der unendlichen Vernunft hat die Macht, den in der Form der Vorstellung gegebenen Inhalt des Christenthums gänzlich zu durchdringen, ohne denselben zu verändern. Zu dieser Höhe des philosophischen Denkens hat sich aber England bis jetzt noch nicht erhoben; seit Locke und Hume ist es von dem nach Deutschland hinübergegangenen Strome der Entwickelung des philosophischen Geistes fast gänzlich unberührt geblieben, und noch jetzt nährt sich das Denken der englischen Theologie von dem stehenden Wasser des Lockianismus.

In diesem traurigen Elemente lebt auch unser Verfasser. Er hält in seinem Gedächtnifs das Credo der allgemeinen christlichen Kirche fest; aber sein endliches Denken ist unfähig, die objective Wahrheit der Religion in Saft und Blut der erkennenden Vernunft zu verwandeln; vielmehr bewirkt dies Denken, dafs an der Tabula rasa des Geistes des Verfs. neben echt Christlichem das Unchristlichste mit naiver Dreistigkeit Platz nimmt. Als durch und durch unchristlich, als eine Sünde wider den heiligen Geist müssen wir, vor Allem, die im schlechtesten Sinne des Wortes rationalistische, von der seichtesten Aufklärung zeugende Behauptung des Verfs. bezeichnen, dafs auch uns Christen die Natur Gottes bei Weitem unbegreiflicher sei als die unsrige dem niedrigsten Gethier. Wir unterlassen nicht die Worte im Original zu citiren: „*Now there is One Being (God), whose mode*

of existence it to us far more incomprehensible than ours to the lowest object of the sentient creation". Durch diese, ein Verbrechen gegen die Majestät des menschlichen Geistes enthaltende Aeufserung beurkundet Hr. Mill seine gänzliche Unfähigkeit, die Bedeutung der christlichen Lehre von dem Geschaffensein des Menschen nach Gottes Ebenbilde und von der Menschwerdung Gottes zu begreifen. Nachdem Gott in Jesu Christo offenbar geworden, — nachdem er uns den heiligen Geist gesandt, welcher auch die *Tiefen* der Gottheit ergründet (τὸ πνεῦμα ὁ ἐρευνᾷ καὶ τὰ βάθη τοῦ θεοῦ) — da sich mit der frech bescheidenen Behauptung hervorzuwagen: Das niedrigste Ungeziefer wisse von unserer Natur unendlich mehr als wir von der Natur Gottes, das beweist, — wenn nicht den schnödesten Undank gegen die unendliche Liebe Gottes zur Menschheit — wenigstens dies, dafs Hrn. Mill's Geist zu siebartig ist, um das πνεῦμα nicht nutzlos durch sich hindurchfliefsen zu lassen. Hr. Mill kann die uns durch den wahren christlichen Glauben zu Theil werdende Seligkeit nicht genug preisen und geräth in heiligen Eifer gegen die deutsche Philosophie, weil er sich einbildet, dieselbe wolle diesen beseligenden Glauben antasten. Aus den oben angeführten Worten des Verfs. ergiebt sich aber, dafs nach ihm diese Seligkeit in nichts Weiterem besteht, als darin, über die Natur Gottes in der einen frère ignorantin zierenden vollkommenen Unwissenheit zu sein, — die Offenbarung Gottes in den leeren Geist aufgenommen zu haben, dieselbe jedoch nicht mit dem Denken wahrhaft durchdringen zu können; in Wahrheit ein Zustand, dessen Unseligkeit vom Verf. nur deshalb nicht gefühlt wird, weil sein Geist zu schlaff ist, um sich selber in seiner Wahrheit, d. h. in seiner Einheit mit Gott erkennen zu wollen.

Aus dieser geistigen Mattigkeit entspringt aber bei Hrn. Mill nicht nur der sündhafte Unglaube an das, woran er glauben sollte, d. h. an die unendliche Macht des in uns wohnenden heiligen Geistes, der denkenden gotterfüllten Vernunft, sondern auch umgekehrt der träumerische Aberglaube an das, woran zu glauben unvernünftig und unsittlich ist, — wir meinen Hrn. Mill's Glauben an den „Einfluſs böser Geister auf den Leib des Menschen", und seine Behauptung, dafs alle Einwendungen gegen diesen Köhlerglauben unzulässig seien, weil uns „über die mysteriöse Grenze zwischen Leib und Seele" und „über die von höheren Wesen als wir besessenen Mittel geistiger Mittheilung" alle Einsicht abgehe, und weil andrerseits so mancher Umstand, z. B. „so vieler ausgezeichneter zu Christi Zeit lebender Männer Blindsein gegen die Göttlichkeit des Christenthums nur durch den Einfluſs böser Geister erklärt werden könne". S. 144.

Hiermit glauben wir die wissenschaftliche Bildung des Verfs. hinlänglich charakterisirt und über den Grad seiner Fähigkeit zum Amt eines Defensor fidei, so wie eines Beurtheilers der neuesten deutschen Philosophie, bei einsichtsvollen Lesern keinen Zweifel gelassen zu haben. Was die Gewissenhaftigkeit betrifft, mit welcher Hr. Mill bei seiner Polemik gegen diese Philosophie zu Werke geht, so haben wir darüber zu bemerken, dafs er, zufrieden mit der aus Michelet's Geschichte der neueren Philosophie über den Gegenstand seiner Verdammung gewonnenen Kenntnifs, die eigenen Werke Hegel's zu studiren für seinen frommen Zweck nicht als nothwendig angesehen hat, und dafs er von Schelling's Schriften nur dessen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums zu kennen scheint, worin ihn das über das Christenthum Gesagte nicht wenig entrüstet hat.

Indem wir nun dazu fortgehen, das kritische Erzeugnifs des Verfs. zu beleuchten, wollen wir dabei so verfahren, dafs wir die gegen Hegel vorgebrachten Beschuldigungen möglichst von den vorzugsweise gegen Strauſs gerichteten Anklagen trennen, und mit Beseitigung der ersteren den Anfang machen.

Einige der von Hrn. Mill gegen Hegel gerichteten Beschuldigungen verdienen nur deshalb Erwähnung, weil sie auf eine wahrhaft archetypische Weise die ἀκμή der Sinnlosigkeit erreichen. So die Behauptung, dafs die Hegelsche Philosophie allen Glauben an das Unsichtbare verwerfe („this philosophy discards all faith in the Unseen"). Welchen Sinn Hr. Mill in diese Anklage gelegt zu haben sich einredet, vermögen wir nicht zu sagen. Versteht er unter dem Unsichtbaren den göttlichen und menschlichen Geist, so kann er versichert sein, dafs in der Hegelschen Philosophie ein etwas stärkerer Glaube an die Macht des Unsichtbaren herrscht, als von einem Geiste wie der

seinige billigerweise gefordert werden kann. Meint er dagegen mit jenem Worte die in seiner Phantasie Wirklichkeit habenden guten und bösen Geister, so müssen wir allerdings seinem dialektischen Scharfsinne allein überlassen, die vernünftige Nothwendigkeit dieser *seine* „*idealities*" bildenden Unsichtbaren zu erweisen. Offen gestanden — wir vermögen in oben erwähnter Anklage nichts als die gedankenlose Declamation mundvollnehmender frommer Einfalt zu sehen.

In dieser Ansicht bestärkt uns die vollkommene Bewufstlosigkeit, mit welcher Hr. Mill, in Einem und demselben Athemzuge, mit jenem ersten Vorwurf zugleich die denselben gänzlich vernichtende, völlig entgegengesetzte Behauptung ausspricht, dafs Hegel, — der eben noch allen Glauben an das *Unsichtbare verwerfen* sollte — *dennoch* „*die Idee*", das heifst doch wohl, den *Inbegriff alles Unsichtbaren*, „zum Gott mache". Schlagendere Beweise kläglichster Ohnmacht im philosophischen Denken wird selbst unser Verf. zu liefern kaum im Stande sein. — Was aber diesen zweiten Anklagepunkt für sich selbst betrifft, so haben wir darauf zu erwidern:

1) dafs bei Hegel die höchste Definition Gottes nicht die logische Idee, sondern der absolute Geist ist;

2) dafs wenn Hegel Gott als die logische Idee definirte, er nur dasselbe thäte, was der Apostel Johannes gethan hat, da Hegel's logische Idee nichts ist als der zu seiner absoluten Entwickelung gekommene Johanneische λόγος, welchen der Apostel θεός nennt und zum Princip, zur ἀρχή aller Dinge macht.

3) Endlich müssen wir dem Verf. zu bedenken geben, dafs, indem er dem heidnischen Plato die Erkenntnifs des wahren Gottes zugesteht („the true God recognized by Plato, who forms and disposes all things by an all-perfect will" S. 88), er damit auch dem christlichen Hegel dieselbe Erkenntnifs bewufstloser Weise zugestanden hat, da der Platonische Gott, der leeren Form sinnlicher Vorstellung entkleidet — seinem gedankenmäfsigen Ausdrucke, d. h. seiner innersten Natur nach, durchaus nichts anderes ist, als die bei Plato noch nicht zur völligen Entwickelung ihrer Energie gediehene, noch nicht auf absolut nothwendige Art sich entfaltende *Idee*, welche in ihrer vollkommen entwickelten Form zum Gott gemacht zu haben Hr. Mill der Hegelschen Philosophie als eine Gottlosigkeit vorwirft. Nur philosophisches Unvermögen kann Hrn. Mill für Plato und gegen Hegel parteiisch gemacht haben. Wahrscheinlich hat unser Verf. sich durch die im Platonischen Timaeus herrschende mythische Darstellung, nach welcher ein nicht die Idee selbst und nicht der νοῦς selbst seiender, sondern den νοῦς und die Idee aufser sich habender Gott die Welt zu erschaffen scheint, zu der irrigen Annahme verleiten lassen, diese nur der Vorstellung und nicht dem reinen Denken angehörige Darstellung drücke den eigentlichen Sinn und Geist der Platonischen Philosophie aus, während umgekehrt anerkannt werden mufs, dafs der genannte Dialog den freilich nur unvollkommen gelungenen Versuch enthält, den ideenerfüllten νοῦς oder die durch diesen begeistigte Idee, als sich aus sich selbst auf nothwendige Weise zur unendlichen Fülle des Universums entfaltend, aufzufassen. Der im Timaeus vorkommende πατήρ τοῦδε τοῦ παντός, dieser ἀγαθὸς δημιουργός, in welchem Hr. Mill den leibhaftigen christlichen Gott gefunden zu haben wähnt, ist weiter nichts als ein sinnlicher Ausdruck für die bei Plato noch mit dem Scheine des Getrenntseins von der Idee behaftete, in der That aber in derselben schon enthaltene und im Timaeus sich bereits wirksam erweisende schöpferische Thätigkeit der unendlichen Form. Doch genug hiervon.

Zwar ist Hr. Mill — im gefahrvollen Element des reinen Denkens als schlechten Steuermann sich bewährend — schon bei seinem ersten Auslaufen gegen die Hegelsche Philosophie, sogleich im Hafen an der Sandbank seiner Unphilosophie gestrandet; sehen wir jedoch zu, ob er, von der Fluth seines religiösen Eifers wieder flott gemacht, in seinen ferneren Angriffen sich zu einem Nelson der Philosophie emporschwingen und seine Hauptabsicht, die vermeintlich dem Pantheismus von Hegel erbaute Feste niederzuschiefsen, ruhmvoll erreichen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 97.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part. I, on the theoretic application. By W. H. Mill.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Ziele steuernd, wirft unser Verf. dem Hegel sowohl wie dem Schelling vor, dafs nach ihnen „das einzige Wahre in jeder überlieferten Religion die Einheit der menschlichen Vernunft mit der göttlichen Wesenheit sei"; S. 12 (the only reality admitted by them in any system of traditional religion, being the identity of our own highest reason with the Essence of God) — dafs „das πρῶτον ψεῦδος der indischen und ähnlicher heidnischer Religionen — die Quelle alles in denselben vorkommenden *Absurden* und *Gottlosen* — gerade *Dasjenige* sei, was diese Religionen mit den *Schellingen* und *Hegeln* unserer eigenen Zeit gemein haben, nämlich die im Sanscrit fast mit denselben Worten wie von Jenen im Deutschen ausgesprochene Lehre, dafs das Wissen und das Gewufste (the knowing and the known) identisch seien, und dafs demnach für den *vollkommenen Gnostiker* aller Gottesdienst sich in *Selbstbeschauung (self-contemplation)* verwandele". Es versteht sich von selbst, dafs wir in Betreff dieses Klagepuncts hier keine vollständige wissenschaftliche Rechtfertigung Hegel's geben können; zu einer solchen wäre die dialektische Entwickelung des gesammten Inhalts der Hegelschen Logik nothwendig, welche eben nur ein fortlaufender Beweis von der absoluten Einheit des reinen Denkens und seines Gegenstandes ist. — Was die Rechtfertigung durch Autoritäten betrifft, so können wir Hegel gegen Hrn. Mill nicht durch die Aristotelischen Worte schützen: ἐπὶ μὲν τῶν ἄνευ ὕλης τὸ αὐτὸ ἐστὶ τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον. Unser Verf. verwirft die Autorität des heidnisch irrenden Aristoteles so wie die des Arabers Ebn Tophail, welcher sagt: „Wem die Erkenntnifs des göttlichen Wesens gegenwärtig ist, dem ist dies Wesen selbst gegenwärtig; denn dies ist ein Wesen, das nur sich selber gegenwärtig ist". Dem Plato aber, welcher „recognized the true God", mufs Hr. Mill glauben. Nun sind nach der im Timaeus gegebenen Darstellung im Geiste des Platonischen Gottes durchaus nur dieselben Stoffe wie im menschlichen Geiste enthalten, nämlich die φύσις ταὐτοῦ und die φύσις θατέρου. Einen anderen Inhalt kann die leere Vorstellung in den Platonischen Gott wohl hineinträumen, aber nicht erweisen. Hr. Mill wird sich daher zu dem Geständnifs gezwungen sehen, dafs auch der von ihm unversehens zum Christen gestempelte Plato die vermeintlich pantheistische Lehre predigt, nach welcher der dem Menschen inwohnende denkende Geist in Gott sich selbst wiederfindet. Gerade dasselbe aber, was Plato und was Hegel, lehrt auch das Christenthum, und der Verf. irrt gänzlich, indem er meint, zwischen der fraglichen Hegelschen Lehre und dem vom Apostel Paulus ausgesprochenen Satze, dafs wir Gott nur durch dessen eigenen Geist erkennen, sei ein immenser Unterschied. Im Gegentheil findet hier vollkommene Uebereinstimmung statt; denn die in uns wohnende göttliche Vernunft, welcher allein und nicht dem endlichen Verstande Hegel die Erkenntnifs Gottes zuschreibt, ist völlig dasselbe mit dem, was der Apostel den eigenen Geist Gottes nennt. Hr. Mill scheint in den Worten des Paulus: ἡμεῖς ἐλάβομεν τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ das ἐλάβομεν im Sinne der Besitzergreifung eines äufserlichen Gegenstandes zu nehmen, der eben so wenig wir werden kann wie wir er. Das Christenthum dagegen fordert von uns, dafs wir sowohl die Beschränktheit unseres eigenen Selbst, wie den zunächst für uns vorhandenen Schein der Fremdheit des πνεῦμα τοῦ θεοῦ überwindend, unser endliches Selbst zum unendlichen Selbst Gottes erheben und

auf's Innigste mit ihm vereinigen. — Um jedoch unserem Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind wir verpflichtet zu bemerken, dafs Hrn. Mill's umfassender Geist die Gabe besitzt, aufser seiner eben besprochenen mechanischen, Gott und das Denken absolut trennenden Vorstellung, auch noch zweitens die dieser völlig entgegengesetzte, anfangs von ihm als pantheistisch bekämpfte Vorstellung von der Einheit des Denkens mit Gott vertheidigen zu können, und dafs er dies ohne Furcht vor Folgewidrigkeit thut, indem er sagt: „*durch die wahre gnostische Religion*" werde der von der Religion des Gesetzes nicht zu überwältigende Dualismus zwischen dem Anbetenden und dem Angebeteten vernichtet (*the true gnostic religion* annihilates the duality between the worshipper and the worshipped)" S. 98.

Unter den von Hrn. Mill gegen die Grundgedanken der Hegelschen Philosophie gerichteten Angriffen mag noch ganz kurz die Behauptung erwähnt werden, dafs nach Hegel das Endliche ein Moment des wahrhaften Unendlichen sei, und dafs Gott ohne Welt nicht Gott wäre, weil er, seinem Wesen nach, Schöpfer, ein Schöpfer aber ohne Schöpfung Unsinn sei. — An letzterem, auch bei Angelus Silesius vorkommenden Satze hat selbst die katholische Kirche niemals ein Aergernifs genommen; — in dem ersteren darf Hr. Mill nichts Pantheistisches suchen, da sein von ihm zwar nicht verstandener, aber nur um desto mehr verehrter Plato diesen Satz vollständigst erwiesen hat.

Wenden wir uns jetzt zu denjenigen Anklagen Hrn. Mill's, welche sich näher auf die Hegelsche Religionswissenschaft beziehen.

Hier schaudert nun unser Verf. sogleich mit Entsetzen, wie vor dem ärgsten pantheistischen Gräuel, bei der von ihm aus Michelet's Geschichte der neueren deutschen Philosophie angeführten Stelle zurück, wo es heifst: „die wahrhafte Lehre Hegel's über die Persönlichkeit Gottes ist nicht, dafs Gott eine Person *neben* anderen Personen sei; Gott ist nach Hegel nicht *eine Person*, sondern *die Persönlichkeit selbst, das einzige wahrhaft Persönliche*". Für jeden Menschen von gesunder denkender Vernunft zeigt sich in den angeführten Worten keine Spur von Pantheismus; in Hrn. Mill's Kopfe aber hat sich die Wahrheit jener Auffassung der Persönlichkeit Gottes zu so grenzenlosem Unsinn verdreht, dafs er behauptet: nach Hegel sei Gott die Persönlichkeit *aller* Wesen (the personality of *all* beings). Dafs einem *anderen* geschaffenen Wesen als dem Menschen Persönlichkeit zuzuschreiben verrückt sein würde, — davon scheint sich in Hrn. Mill's Geist keine Ahnung hinein verirrt zu haben. Nach dieser Probe von unglaublich verdrehter Auffassung philosophischer Gedanken kann man sich nicht mehr darüber wundern, dafs Hr. Mill die Worte Michelet's: „Gott ist keine Person *neben* anderen Personen", so versteht, als ob behauptet würde, „Gott sei im *Vergleich mit anderen Personen nicht Person*" (God no person with respect to other persons), während doch gerade im Gegentheil von Hegel behauptet wird, dafs *Gott allein die absolut wahre Persönlichkeit* ist, und dafs die menschliche Persönlichkeit, — in soweit sie der göttlichen widerspricht — als nichtig erkannt werden mufs. Offenbar hat Hr. Mill bei erwähntem Angriff dem Hegel eine Hauptschlappe beizubringen gehofft, und sich zu diesem Zwecke mit dem „greatest of the physical philosophers", Isaac Newton, verbündet, dessen geniale Worte: „Deus est omnipotens, omnipraesens" etc. etc. geistreicher Weise von Hrn. Mill dem Hegel als charakteristisch entgegengestellt werden, und dessen Satz: „Deitas est dominatio Dei in *servos*", mit Einem Schlage zwei Gegner zu Boden schlagen soll, — den in der Religion nicht Neutonisch servilen Hegel, — und den gottlosen Indier, welcher zu dem von ihm verehrten männlichen Geiste des Universums zu sagen wagt: „ich suche dich nicht wie ein *Diener*; denn was du bist, bin oder werde auch ich". Leider dient jedoch der zu Hilfe gerufene „gröfste Naturphilosoph" zu nichts als zu einem Theilnehmer an Hrn. Mill's Niederlage; denn nachdem jener Bundesgenosse den Satz: „Deus omnia regit, non ut Anima Mundi sed ut Universorum Dominus" — wie Hr. Mill glaubt — gegen Hegel vorgeschoben hat, zieht er dies enfant perdu seines Denkens schleunigst zurück mit den Worten: „Deus est omnipraesens, non per virtutem solam, sed etiam per substantiam". Die im Universum präsente Substanz Gottes möchte selbst Neutonischer und Millscher Scharfsinn von der Weltseele nicht zu unterscheiden wissen.

Indem wir uns nun dem Schlusse unserer Vertheidigung Hegel's nähern, haben wir noch eine gegen

diesen Philosophen sowohl, wie gegen Strauſs, von unserem Verf. erhobene Hauptanklage kurz zu beseitigen, welche dem Letzteren als die furchtbarste von allen erscheint, weil sie eine so „desperate impiety" betrifft, daſs Hr. Mill bei seinem aus Ueberschwang christlicher Liebe für jene seine sündhaften Mitmenschen versuchten Gebet, voll Zweifel ist, ob diesen, für das Fegefeuer zu schlechten Sündern, ihr Herzensgedanke je vergeben werden könne. S. 61 (a doubtfull prayer, if *perchance* the thought of their heart may be forgiven them). Die zerschmetternde Beschuldigung ist aber die, daſs nach Hegel die Menschheit überhaupt der Christus sei. S. 12 (that the mankind at large is the Christ).

Darauf haben wir zu erwidern, daſs allerdings Hegel zuweilen nicht bloſs die Menschheit, sondern auch die äuſsere Natur in symbolischem Sinne den Sohn Gottes genannt hat, — daſs aber Hegel dadurch nicht im Mindesten verhindert worden ist, den geschichtlichen und persönlichen Christus in seiner vollsten Wahrheit, in seiner individuellsten Bedeutung zu begreifen — und daſs gerade diesem, von Hrn. Mill aus strafbarem Leichtsinn blindlings verdammten Philosophen die Anerkennung gebührt, der Erste gewesen zu sein, welcher die ganze volle weltgeschichtliche Bedeutung des Jesus Christus von Nazareth, die absolute Nothwendigkeit der Entstehung des Christenthums in dieser bestimmten Zeit und unter diesem bestimmten Volke philosophisch erwiesen hat; ein Erweis, welchen — um eine dem Verf. gefallende Ausdrucksweise zu gebrauchen — die Mill's, d. h. die stockgeschichtlichen, philosophiescheuen Theologen in alle Ewigkeit schuldig bleiben werden, zufrieden wie sie sind mit dem schon von Origines für die fragliche Thatsache vorgebrachten, selbst der Begründung höchst bedürftigen Grunde: Christus sei gerade zu dieser Zeit und eben unter den Juden erschienen, weil er nun einmal bei ihnen von den Propheten angekündigt gewesen (warum war er denn gerade bei den Juden angekündigt?), — und weil (was eher wie ein Grund gegen die Entstehung des Christenthums unter den Juden aussieht) — die Juden zwar nicht an den dreieinigen, aber doch mit Hartnäckigkeit an den einfachen Einen Gott glaubten.

Eben so grund- und bodenlos, wie die eben hinweggeräumte Anklage ist die sich unmittelbar daran knüpfende Beschuldigung, daſs Hegel den Jesus Christus von Nazareth nicht als das „einzige vollkommne Musterbild der Menschheit" (S. 119) anerkenne. Jesus Christus ist dies einzige Vorbild, weil er nichts in sich darstellt als die absolute Einheit der göttlichen und menschlichen Natur. — Bei diesem Punct brauchen wir aber nicht zu verweilen, weil der Verf. hier selber nicht weiſs, ob er seine Anklage gegen Hegel oder gegen einen frühern Philosophen richten soll.

Was nun das von unserm Verf. vorzugsweise über Strauſs gehaltene Ketzergericht anbelangt, so wollen wir bloſs die Hauptanklagen in gedrängter Form angeben. In gegenwärtiger Schrift macht Hr. Mill nur die in der Schlussabhandlung des Strauſsischen Lebens Jesu vorgetragene Christologie zum Gegenstande seines Angriffs. Dabei untersucht er in verschiedenen Kapiteln; 1) was „diese pantheistische Christologie nicht sei"; 2) „was sie sei"; 3) „ob dieselbe ein intelligibles Object des Glaubens darbiete"; 4) „ob sie auf intelligible Weise mit dem wirklichen Leben Jesu vereinigt werden könne"; daran reiht sich 5) „eine Prüfung der Strauſsischen Ansichten vom Christenthum in Bezug auf andre Religionen"; und den Schluſs macht 6) ein Kapitel über Wunder und über gute und böse Geister.

Die hauptsächlichsten im Verlauf dieser Untersuchungen gegen die Strauſsische Christologie vorgebrachten Anklagen, sind die in Deutschland längst bekannten, — daſs nämlich Strauſs den individuellen Christus leugne, — daſs er die Menschheit überhaupt zum Christus mache, — daſs er den göttlichen Ursprung des Christenthums nicht anerkenne — sondern dasselbe zu einer Erfindung der Menschen herabsetze — daſs Strauſs die Unerreichbarkeit Christi nicht zugebe — daſs er die Erlösung als nicht unbedingt von dem Einen Christus abhängig ansehe — und daſs er endlich die Möglichkeit der Wunder bestreite.

Wegen aller dieser Puncte richtet Hr. Mill an Strauſs, um ihn in die Enge zu treiben, — folgende sechs Fragen:

1) „Stellt nicht der von Christi Reden im Evangelium gelieferte bestimmte Bericht, in welchem wir Christi Vertrautheit mit den Rathschlüssen seines himmlischen Vaters und seine Identification mit dessen Sache ausgesprochen finden — stellt dieser Bericht nicht zu gleicher Zeit und auf untrennbare Weise *dies* als

Christi *eigenthümliches* Attribut dar, nämlich dafs er der *Eingeborne*, das *einzige* je dem Menschen dargebotene Abbild des unsichtbaren Vaters ist — dafs jeder Prophet aufser ihm, wenn gleich von Gott gesandt, der Erde angehört, — und dafs Christus allein unter den Menschensöhnen der vom Himmel kommende Herr ist, — den Niemand wahrhaft begreift als der Vater"?

2) „Erklären nicht dieselben Reden Christi, wenn sie in gewissem Sinne das Einssein aller Gläubigen mit Gott aussprechen — immer zugleich und auf untrennbare Weise, dafs diese Einheit mit Gott nur durch die Vereinigung mit Christus möglich ist — dafs der Mensch Jesus Christus der einzige Vermittler, der alleinige Repräsentant der Menschheit in dieser ihrer Vereinigung mit Gott ist — und dafs Niemand zum Vater gelangt als durch Jesus Christus — Niemand den Vater kennt als der Sohn und wem der Sohn ihn offenbaren wird"?

3) „Wenn die erwähnten Berichte über die Entwicklung der vollkommnen Menschheit in Jesus Christus von seiner Kindheit bis zum Mannesalter sprechen, — von seinem Bestehen unsrer Prüfungen und Versuchungen und von seinem Sichselbsterziehen zum Gehorsam im Handeln und Leiden — sprechen dann jene Berichte so, als ob Christi göttliche Sohnschaft, wie Strauſs behauptet, das Resultat dieses Processes oder zufällig von demselben abhängig wäre? Besagt nicht das Zeugnifs Christi bei seinen Geschichtsschreibern umgekehrt, — dafs er der eingeborne Sohn schon vor seinem Geborenwerden in dieser Welt war — dafs er Gott als seinen ihm eigenthümlichen und mysteriösen Vater anerkannte, noch ehe seine grofse menschliche Prüfung begann und als er noch seinen irdischen Hütern unterworfen war — dafs also sein Charakter eines Menschensohnes, seiner immer bestehenden, als der ewige Sohn Gottes zu fassenden Persönlichkeit nicht voranging, sondern dieselbe voraussetzte und zu ihr hinzukam"?

4) „Wenn in den Evangelien die Entwicklung Christi angedeutet wird, welche das einzig vollkommne Muster für jede andre menschliche Entwicklung ist, — wird uns dann jemals der von Strauſs so genau beschriebene indische pantheistische Procefs geschildert — ein Procefs, der mit einem, zwischen dem Anbetenden und dem Angebeteten bestehenden Dualismus beginnt, welchen die natürliche Religion und die Religion des Gesetzes unbeseitigt lassen, welchen aber die wahre gnostische Religion am Ende überwindet und vernichtet? — Zeigt sich nicht etwas hiervon gänzlich Verschiedenes in Jesus Christus, in welchem, — mitten in der höchsten, im Handeln und Leiden bewiesenen Vollkommenheit — die Ideen der Menschheit und der Gottheit immer von einander getrennt gehalten sind"?

5) „Gibt der Bericht der Apostel den geringsten Wink von der zum Grunde der angeführten Wunder von Strauſs gemachten philosophischen Erforschung physischer Ursachen und von Christi hieraus hervorgehender Herrschaft über die Natur"?

6) Enthalten nicht die nämlichen Erklärungen Jesu Christi, in welchen seine Einheit mit dem Vater und seine Vermittlung zum Frommen der Menschheit uns dargestellt wird, — zugleich auch die Erklärung, dafs diese Anordnung der Dinge eine *schliefsliche* ist, — dafs Niemand hinführe mit dem Charakter der Autorität erscheinen soll, aufser im Namen Jesu Christi, als ermächtigt durch den Geist, welcher vom Vater durch Jesus Christus gesandt ist, um dessen mystischen Leib in der Welt aufrecht zu erhalten, bis er selber zum Gericht wieder kommen wird"?

Auf diese an Strauſs gerichtete Fragen antwortet der Verf. selbst, indem er sagt: „über alle die erwähnten Puncte habe Christi katholische Kirche deutliches Zeugnifs und volle Gewifsheit durch das Evangelium bekommen; mit der in demselben enthaltenen Geschichte Jesu Christi stehe aber die Strauſsische Christologie in unversöhnbarem Widerspruche; sie sei daher falsch und antichristlich" (antichristian). „Wenn Jesus Christus nicht Das sei, wofür ihn die Kirche erkenne, — nämlich Alles, wofür ihn die Bejahung der zwei ersten und der letzten unter den obigen Fragen erkläre — dann sei er nicht einmal Das, wofür Strauſs ihn gelten lasse — ein ganz vollkommner menschlicher Charakter; denn damit würde dann nicht übereinstimmen, dafs er Gottes eingeborner Sohn zu sein versichert habe".

(Der Beschlufs folgt.)

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part I., on the theoretic application. By W. H. Mill.

(Schluſs.)

Wir unsererseits sind nun weit entfernt, behaupten zu wollen, die Straussische Christologie entspreche völlig dem in den Evangelien über Jesus Christus Gesagten. Dagegen müssen wir aber an Hrn. Mill den wissenschaftlichen Quietismus tadeln, der, ohne jemals zum wahren „Intellectus" fortschreiten zu wollen, sich immer und immer mit der „Fides praecedens" begnügt, und gegen jeden von Andren unternommnen Versuch einer neuen und tieferen Auffassung der christlichen Dogmen mürrisch und widerspenstig, sich beim Kritisiren solcher Versuche vor Maaſslosigkeit des Beschuldigens nicht zu bewahren weiſs. Zuviel beweisen wollend, setzt sich Hr. Mill mitunter dem Scheine aus, nichts zu beweisen. Zu dem Unbewiesenen gehört gerade Das, was als das Endergebniſs seiner ganzen Prüfung der Straussischen Christologie hervortritt — nämlich die wie eine Mythe klingende Versicherung, daſs jene Christologie tief unter den indischen Pantheismus und tief unter den Stoicismus sinkend, nur an der Weltlichkeit und Gottlosigkeit Epicurs ihres Gleichen finde (S. 65). Hr. Mill vergiſst das „Richtet nicht, auf daſs ihr nicht gerichtet werdet".

Wenn Er Strauſs beschuldigt, daſs dessen „hohe religiöse Sprache und vorgebliche Achtung vor den christlichen Mysterien von der Menschwerdung Gottes, vom Versöhnungstode und von der Auferstehung in die bei Diderot und den Encyklopädisten herrschende Ansicht von der Natur des Menschen endige"; — so haben wir unsererseits dem unbedachtsamen Ankläger zu entgegnen, daſs er durch seine bereits erwähnte Behauptung von der Unbegreiflichkeit Gottes, sich aus dem Lichte der Gott offenbarenden Religion, aus der Seligkeit eines, Gott von Angesicht zu Angesicht schauenden Christen, hinabgestürzt hat in die unselige Finsterniſs einer Philosophie, deren Urheber er gewiſs mit Abscheu zu nennen gelehrt worden ist, — wir meinen den Franzosen Robinet, welcher Hrn. Mill's „Herzensgedanken" durch die Aeuſserung ausspricht: auch den christlichen Kirchen könne die Inschrift „dem unbekannten Gotte" gegeben werden.

Vor jener Apostasie hat Hrn. Mill die ganze Schaar der guten Engel und Erzengel, unter deren Schutz er vor dem Teufel und allen Unterteufeln sicher zu sein wähnt, zu schirmen nicht vermocht. Nur eben diejenige Philosophie, welche ein böser Geist („an apostate intelligence") ihm als pantheistisch erscheinen läſst, könnte ihn vor solcher Abtrünnigkeit bewahren. Sowie sein endlicher Verstand in Glaubenssachen thätig wird, muſs derselbe unchristliche — weil endliche — weil unwahre — Gedanken hervorbringen. Die in Hrn. Mill vorhandene unentwickelte, im dialektischen Denken nicht geübte und erstarkte Vernunft aber hat nicht die Kraft, den Inhalt der christlichen Religion philosophisch zu begreifen und dadurch die Wahrheit desselben wirklich zu beweisen; Alles, was sie vermag, ist ein Glaublichmachen der Wahrheit jenes Inhalts. Zugleich führt die Schwäche einer so rohen Vernunft zu den grellsten Widersprüchen, von denen wir schon zu Anfang unsrer Kritik einige anzuführen gehabt haben und von denen wir noch eine beträchtliche Anzahl anführen könnten, z. B. den, daſs Hr. Mill rechtgläubig behauptet: Niemand — wohl zu merken — Niemand komme zum Vater, auſser durch Jesus Christus, — und gleichwohl dem durch Jesus Christus nicht erleuchteten Plato die „Erkenntniſs des wahren Gottes" zuschreibt; — und ferner den Wider-

Digitized by Google

spruch, dafs nach Hrn. Mill die Vollkommenheit Jesu Christi von uns niemals erreicht werden kann, S. 109 (that the perfection of J. Chr. can never be equalled) — und dafs dennoch der nämliche Hr. Mill behauptet: „wie Jesus Christus war, so seien alle wirklichen Christen", S. 123. (As J. Chr. was, so are all real members of Christ) — Doch von dem Sichselbstwidersprechen des Verfs. hiermit genug.

Zur Rechtfertigung unsrer Behauptung von Hrn. Mill's Unfähigkeit zum philosophischen Beweisen der christlichen Dogmen können wir, unter Anderem, erwähnen, dafs er über die Lehre von der in zwei unterschiedenen Naturen gegenwärtigen Person Jesu Christi zur Widerlegung der hierauf bezüglichen Straufsischen Sätze nichts weiter vorzubringen weifs, als dies Dürftige: „das Vereinigtsein der göttlichen und menschlichen Natur in Einer Person sei sehr wohl möglich und glaublich, weil ja die damit vergleichbare Verbindung von Leib und Seele in Einer menschlichen Person sehr glaubhaft erscheine". Dafs zu einem wirklichen Beweisen jenes Dogma's die dialektische Entwicklung der concreten Einheit der reinen Gedanken nothwendig wäre, welche der unbestimmten Vorstellung des Göttlichen und Menschlichen zu Grunde liegen, — von dieser Nothwendigkeit läfst sich Hrn. Mill's nicht freie, sondern wie eine Magd im Dienst der Kirche stehende, empirische Philosophie nichts träumen.

Eben so ungenügend wie Hrn. Mill's vermeintlicher Erweis der Wahrheit der Lehre von Christi doppelter Natur, ist unsres Vfs. Polemik gegen die allerdings gleichfalls nicht genügende Straufsische Ableitung des Christenthums aus dem religiösen Bedürfnifs der Zeit. Hr. Mill fürchtet, dafs auf diesem Wege das Christenthum zu einer willkührlichen und zufälligen Erfindung der Menschen gemacht werde. Richtig verstanden, können aber doch die Worte, „dafs Christus in die Welt gekommen, als die Zeit erfüllt war", keinen andren Sinn haben, als *den*, dafs zur Zeit der Erscheinung Jesu Christi, der in der Menschheit wirksame göttliche Geist durch seine bis dahin stattgefundene Entwicklung zu der vollendeten Form herangereift war, welche er sich durch das Christenthum gegeben hat — dafs die christliche Religion ein nothwendiges Resultat jener Entwicklung ist — dafs diese Religion aus dem religiösen Bedürfnifs der Zeit hervorgehen mufste — und dafs dies nothwendig entstandene Bedürfnifs durch das Christenthum sich das Mittel seiner Befriedigung selbst erzeugt hat, — so dafs die Befriedigung nicht von aufsen an das Bedürfnifs gekommen ist. Die Aufgabe der Philosophie ist demnach *die*, zu begreifen, *wie* das nicht auf willkührliche und zufällige, sondern auf nothwendige Weise schaffende Genie des der Menschheit inwohnenden göttlichen Geistes sowohl jenes Bedürfnifs wie jene Befriedigung aus sich selbst erzeugt hat. Nur, wenn uns die Lösung dieser Aufgabe gelingt, haben wir die absolute Nothwendigkeit der Entstehung des Christenthums bewiesen. Von dieser Nothwendigkeit weifs Hr. Mill natürlich nichts. Er denkt sich dort oben einen unbegreiflichen Gott — hier unten einen an und für sich leeren, nur von aufsen mit Religion anfüllbaren menschlichen Geist, — dort einen *ausschliefslich* in *Jesus Christus* fleischgewordnen λόγος — hier einen in *allen* Menschen — weil sie *vernünftige* Wesen sind — fleischwerdenden λόγος, — und zwischen diesen beiden völlig von einander unabhängig sein sollenden λόγοις nur eine äufserliche Beziehung. Bei dieser mechanischen, geistlosen Vorstellungsart erscheint das Christenthum auf der Bühne der Weltgeschichte, wie ein in der vorhandnen Noth zwar willkommner, aber der vorangegangnen Entwicklung des göttlichen Drama's der Weltgeschichte fremder Deus ex machina.

Einen wirklichen Beweis vermissen wir ferner, wenn Hr. Mill die Nothwendigkeit nur einer einzigen Menschwerdung Gottes aus der unbestimmten Vorstellung von der durch den Sündenfall bewirkten grofsen Schwäche der Menschheit ableitet. Durch solche Unbestimmtheiten kann er nicht hoffen, Strauſs zu widerlegen. Die Sache bedarf tieferer Auffassung.

Bei der Lehre von der göttlichen Gnade endlich ist unsres Verfs. Beweisen und Widerlegen eben so ungenügend wie bei den vorher betrachteten Gegenständen. Nach Hrn. Mill scheint die der Menschheit erwiesene göttliche Gnade nicht als Eine einzige, alle weiteren Gnaden in sich enthaltende ursprüngliche Gnade gefafst werden zu dürfen, sondern in zwei einander äufserliche Gnaden zu zerfallen, — in eine der Menschheit ursprünglich durch das Geschenk der denkenden Vernunft erwiesene, aber zur völligen Entwicklung und Beseligung der Menschheit gänzlich

Digitized by Google

unzureichende, — und eine davon getrennte, aparte, jener ursprünglichen von aufsen zu Hilfe kommen müssende Gnade.

Von jenem ersten Gnadengeschenk spricht Hr. Mill immer mit geistreich lächelnder Ironie, indem er dasselbe „unsre eigene allerhöchste Vernunft" bespitznamt (S. 12). Vernünftiger würde er gethan haben, wenn er sich angestrengt hätte, die Wahrheit und die *ganze* Bedeutung des im Timaeus vorkommenden Platonischen Ausspruchs zu erfassen, „dafs niemals dem Menschengeschlecht von der Gottheit ein *gröfseres* Gnadengeschenk als die *philosophirende Vernunft* gemacht worden sei oder *in Zukunft gemacht werden werde*". (§. 47. Tim.) (ἐξ ὧν ἐπορισάμεθα φιλοσοφίας γένος, οὔτε μεῖζον ἀγαθὸν οὔτ' ἦλθεν οὔθ' ἥξει ποτὲ τῷ θνητῷ γένει δωρηθὲν ἐκ θεῶν). Doch gehen wir in unsren Vorwürfen nicht zu weit; vielleicht hat auch hier, wie bei andren Puncten, Hr. Mill zwei einander völlig entgegengesetzte Ansichten, — stimmt, so lange er in der einen jener Ansichten verweilt, den angeführten Worten Plato's von ganzem Herzen bei — und hat denselben eben deshalb für einen vorchristlichen Christen, für einen durch seine „eigene höchste Vernunft" zur „Erkenntnifs des wahren" christlichen „Gottes" gelangten Philosophen erklärt.

Hiermit ist unsre Kritik zum Schlufs gelangt. Wir haben dem Verfasser den Frieden, den wir aufrichtig wünschen, nur auf der Spitze des Schwerdtes anbieten können. Die philosophische protestantische Theologie Deutschlands kann sich nicht durch den Puseyismus zum römischen Katholicismus zurückführen lassen; — sie mufs, auf ihrem Standpunct fest beharrend, den englischen Protestantismus zu sich heranzuziehen streben. Zu diesem Zweck würden die von Hrn. Mill nie genannten höchst gediegenen dogmatischen Werke solcher Männer, wie Marheineke und Daub, sehr förderlich sich erweisen. In ihnen lebt der Geist, welcher würdig ist, der endlich Alle Christen zu Einer Heerde vereinigende Hirt zu sein.

Boumann.

LX.

Popular treatises on science written during the middle ages, in Anglo-saxon, Anglo-norman and English. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright Esq. London printed for the historical society of Science. 1841. 8.

Vor fünfzig Jahren, wenn von Geschichte der Mahlerei die Rede war, dachte man sofort an die grofsen Italiener vom Anfange des 16. Jahrhunderts: von Niederländischen und Deutschen wufste man wohl auch einiges; van Eyck und Dürer repräsentirten mit ihren Namen aber fast die Völker, und so erschien in der That die moderne Mahlerkunst ziemlich gleich einem Pilze einmal über Nacht aus dem Boden geschossen. Natürlich, wer sich mehr mit der Sache beschäftigte, wufste etwas mehr zu sagen von den Schicksalen dieser Kunst, — aber für das Bewufstsein der gebildeten Welt im Ganzen schrumpften diese Mehrkenntnisse sofort zu dürrer Gelehrsamkeit ein — und erst seit die Boisserées durch Aufstellung ihrer Sammlung viele und höchst Gebildete auf ältere Meisterwerke überhaupt und auf die Bedeutung, die ein für sich allein weniger ansprechendes Bild doch für die Geschichte der Kunst haben kann, aufmerksam gemacht haben, hat man sich bemüht, nun nach allen Seiten hin die früheren Zeugnisse über Entwickelung der Mahlerei zusammenzubringen; ganze Gallerien sind hauptsächlich in diesem Sinne entstanden — man weifs nun wie allmählig sich die zeichnenden Künste zu ihrer Höhe gebracht, wie sie Jahrhunderte lang still gewachsen sind, ehe sie, alle Herzen zur Bewunderung fortreifsend, am Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts ihre höchste Blüthe erreichten. — Mit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften verhält es sich nun aber ganz wie mit der Wiederherstellung der Künste. Abgeschafft sind die Wissenschaften auch im Mittelalter *nie* gewesen, nur waren sie theils mehr auf einzelne Pflegeorte beschränkt, theils unter sich in geringerem Zusammenhange, und also einander weniger gegenseitig fördernd. Gewifs aber ist es eben so interessant, den Zeugnissen der Verbreitung wissenschaftlicher Keime in weiteren Kreisen im Mittelalter nachzugehen, als den einzelnen Stufen der Mahlerei und Bildnerei. Das oben angeführte Werk, welches nicht in den Buchhandel gekommen, verdankt seine Publication einer Gesellschaft, die bemüht ist, die zerstreuten Zeugnisse der Pflege der Wissenschaften in früherer Zeit zu sammeln und durch den Abdruck in ihrer reinen Gestalt zu bewahren. Wir können die Zwecke, die sich dieser Verein gesetzt, nicht genug loben — eine solche historische Gallerie wird, wenn sie hergestellt ist, durch ihr blofses Dasein eine Reihe Schiefheiten, die zeither in Beziehung auf das Mittelalter in Cours waren, beseitigen. Aber auch die Arbeit im Einzelnen, wie sie gerade an der Ausgabe der in vorliegendem Büchlein gesammelten drei Stücke sich bethätigt hat, müssen wir in aller Weise anerkennend rühmen. Denn die Texte sind treu und sauber wiedergegeben; und was zur Erläuterung dient, ist

mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit hergestellt. Es sind aber die drei Stücke folgende:

1) Eine angelsächsische Abhandlung aus dem zehnten Jahrhundert; ein Excerpt aus Beda's Buch de natura rerum, aber in der Muttersprache geschrieben, und deshalb auch in weiten Kreisen des Volkes verbreitet, wie die grofse Anzahl der vorhandenen Handschriften beweist. Diese Handschriften sind theils vollständig ihrem Inhalte nach, wie ihn der Abdruck giebt, und führen dann den Titel: de computo, theils fehlt die Einleitung. Die Abhandlung ist eine populäre Belehrung über das Weltgebäude, namentlich über die Himmelskörper und ihre Bewegung, dann aber auch über die meteorologischen und klimatischen Erscheinungen, und die chronologischen Bestimmungen die damit zusammenhängen. Der Verf. ist unbekannt; fälschlich ist Athelard von Bath aus dem 12. Jahrhundert in einer der Handschriften des brittischen Museums durch einen modernen Zusatz als solcher bezeichnet. Anderwärts hat man Aelfric genannt. In seinem Sinne wenigstens ist die typische Beziehung die den Gliedern des Universums zu dogmatischen Sätzen gegeben wird.

Da diese Abhandlung Excerpt ist eines gelehrten Werkes, ist für die Erkenntnifs deutschen Alterthums wenig daraus zu gewinnen; doch ganz unfruchtbar ist die Publication selbst nach dieser Seite nicht; denn abgesehen davon, dafs eine ausdrückliche Warnung darin enthalten ist vor Wahrsagerei aus dem Monde (Ne sceal non Cristen mann nan þincg be dam monan wiglian) bietet auch die Sprache einiges Interessante; vor allen zwei dem Ref. bisher vollkommen unbekannte Ausdrücke für das Zunehmen und Abnehmen des Mondes: cupan up und stupan. Jenes, was mir angelsächsisch noch in keiner anderen Verbindung begegnet ist, auch von den Wörterbüchern nicht in anderen nachgewiesen wird, ist offenbar unser althochdeutsches ûfchafan, supinare, in die Höhe heben, erheben, was Graff wohl ganz richtig mit caph, cacumen, specula (bei den sylvischen Deutschen heifst chêp-fêrst (cap-first) der Hausgiebel; in Salzburg kapf, ein vorspringendes Dachfenster: im übrigen Deutschen kap-loch, ein Bodenfenster, daher caphên in der alten Sprache eigentlich auf der Höhe, auf dem Giebel, auf dér Warte sein; dann: von der Warte, vom Giebel ausschauen, sich umschauen, *gaffen*) in Verbindung bringt; aber nicht gehörig von ûfcafên oder ûfcaphên (in die Höhe schauen) scheidet. Dem angelsächsischen stupan müfste ein althochdeutsches stupban, aufhören machen, abnehmen lassen, senken, niederbeugen, oder stuphên, im Aufhören, Abnehmen, im sich Beugen, begriffen sein, entsprechen, die mir beide noch nicht vorgekommen sind. Schmeller führt s. v. der *Stupf* an: „So unser mut *gestuphet* wirt in ein bekennen unser missetat". Dies *stuphen* könnte zur Erläuterung dienen, falls es: beugen bedeutet — so wie das englische stoop (humi se inclinare) dasselbe Wort ist. Der Mond geht auf, der Mond stopft, sind also die altgermanischen Ausdrücke für: es ist Vollmond, und: es ist Neumond. — Ein anderes interessantes Wort ist acle-midde, wörtlich: Nadel-Mitte, weil es uns die Methode kennen lehrt, wie die alten Deutschen, ohne Cirkel, einen Kreis zogen, indem sie eine Nadel einsteckten, und den Faden um denselben herumführten. Solche feststehende, technische Ausdrücke in ihrer ursprünglichen, wörtlichen Bedeutung gewähren immer einen Blick in's Leben.

2) Li livre des creatures, by Philip de Thaun. Philipp de Thaun war aus einer normandischen Familie, deren Sitz in Thaun drei Lieues von Caen, zu suchen ist. Vermuthlich war (wenigstens de la Rue vermuthet es) Humfrey de Thaun Hugh Bigot's, Seneschal's Heinrichs I. von England, Kapellan, ein Oheim unseres Philipp, dessen Bestiarius, in den zwanziger Jahren des 12. Jahrhunderts geschrieben, der Königin Adelaide dedicirt ist. Die Gedichte Philipps de Thaun gelten für die ältesten in normandischem Dialekte. Der liber de creaturis mufs in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts abgefafst sein; er ist ähnlichen Inhaltes, wie die oben besprochene angelsächsische Abhandlung und seine Grundlage scheint ebenfalls Beda und dann des St. Gallischen Helpericus Buch de computo, nebst den Abhandlungen zweier nun unbekannter Schriftsteller, Nebroz (oder Nebrot) und Turkil (oder Turchil). Der Abdruck, welcher uns hier gegeben wird, ist nach der ältesten der sieben bekannten Handschriften (MS. Cotton. Nero. A. V.) mit Berücksichtigung einiger der anderen hergestellt. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich der Herausgeber in diesem Falle durch die beigefügte tüchtige Uebersetzung erworben, die bei einem Dialekt, für den noch so wenige zuverläfsige Hilfsmittel zu Gebote stehen, wie für den alten normandischen oder nordfranzösischen, ein hinlänglich schwieriges Unternehmen war. Höchst dankenswerth ist endlich

3) ein englisches Gedicht aus der Zeit, wo sich eben aus angelsächsischer und normandischer Sprache die neue englische zu mischen begann — dankenswerth ist diese Mittheilung, weil aus diesen Zeiten des 13. Jahrhunderts nicht eben viel sich erhalten hat, noch weniger publicirt ist. Der Herausgeber hat dies Gedicht überschrieben: Fragment on popular science from the early english metrical lives of saints. Natürlich finden sich in diesen Anfängen noch vorwiegend angelsächsische Elemente, und die Schreibung, in der sie hier erscheinen, kann weit sicherer zu Untersuchungen über Aussprache und Buchstabenlehre des Angelsächsischen benutzt werden, als das in dieser Hinsicht wenig brauchbare, später vollständig ausgebildete Englisch. Der Inhalt dieses Bruchstückes aus dem Leben der Heiligen ist eine versificirte Abhandlung von den Himmeln, die alles umgeben, von der Erde in ihrer Mitte, und von der Hölle in der Erde Mitte; von den Himmelskörpern; von den Elementen; von deren Mischung im Menschen; von den drei Seelen des Menschen, deren eine ihren Sitz in der Leber, dem Mittelpuncte des physischen Wachsthums und der organischen Leibesentwickelung habe; deren andere im Herzen wohne, dem Sitze aller Sinnesthätigkeit und aller selbstständigen Bezeigung des physischen Lebens; deren dritte, im Gehirn sitzende, allein unsterblich, dem Menschen nicht, wie die anderen Seelen, mit den Thieren, sondern nur mit den Engeln gemeinsam und der Grund und Boden alles geistigen Lebens des Menschen ist.

Ohne Zweifel bewahren die Bibliotheken noch ganze Schätze ähnlicher kleiner, bisher wenig beachteter Schriften, die doch für die Erkenntnifs der eigenthümlichen Physiognomie und lebendigen Farben der mittleren Zeiten, so wie für unsere deutsche Sprach- und Alterthumsforschung, noch wahre Schätze bergen können, und auf jeden Fall für *den* höchst anziehend sind, der sich der Betrachtung des Fortschreitens und der Mittel menschlicher Bildung erfreut. Möge also die ehrenwerthe Societät nicht müde werden in ihren gemeinsamen Bestrebungen, und immer so geschickte Kräfte für ihre Zwecke finden, wie in gegenwärtigem Falle.

H Leo.

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LXI.

A practical treatise on locomotive engines upon railways, etc., by the Chev. de Pambour. London, published by John Weale*, 1836. 1 *Bd.
Théorie de la machine à vapeur par le Chev. de Pambour. Paris, Bachelier*, 1839. 1 *Bd.

Die Theorie der Maschinen hat sich lange Zeit auf die Untersuchung des Gleichgewichtes zwischen Kraft und Last beschränkt; auch wird häufig noch in neueren Lehrbüchern die Maschine definirt als eine Vorrichtung, mittels welcher eine Kraft irgend einer anderen Gleichgewicht halte. In diesem Sinne nennt man den Hebel und die schiefe Ebene einfache Maschinen, bei welchen die Bedingungen des Gleichgewichtes für jenen von *Archimedes*, für diese von *Stevinus* (1585) zuerst aufgestellt und bewiesen wurden. Vorzugsweise aus der Betrachtung der Maschinen in der angegebenen Bedeutung des Wortes hat sich derjenige Theil der mechanischen Wissenschaften entwickelt, welchen man die Statik nennt; als man aber später durch die Entdeckung der Gesetze des Falles und der allgemeinen Gravitation zur Theorie der Bewegung, zur Dynamik überzugehen veranlafst wurde, blieb die Lehre von den Maschinen noch lange auf ihrem früheren Standpuncte stehen, obgleich leicht einzusehen war, dafs das Wesentliche einer Maschine, z. B. einer Mühle, nicht blofs in Erhaltung eines Gleichgewichtes zwischen Kraft und Last bestehe, sondern in Hervorbringung einer fortdauernden Bewegung, bei welcher irgend ein Widerstand überwunden werden mufs. Allerdings findet auch bei der Bewegung einer Maschine, wenn ihr Gang genau gleichförmig ist, ein Gleichgewicht zwischen Kraft und Last satt, welches, wie immer, den Gesetzen der Statik unterworfen ist; aber die Untersuchung desselben unterscheidet sich von der Bestimmung des Gleichgewichtes zwischen Kraft und Last für den Ruhestand der Maschine wesentlich dadurch, dafs bei jener die Geschwindigkeit der Bewegung mit in Rechnung gebracht werden mufs. Wenn sich daher einerseits die Bestimmung des gleichförmigen Ganges einer Maschine als eine blofs statische Aufgabe betrachten läfst, so findet doch andererseits gerade bei Maschinen der eigenthümliche Umstand Statt, dafs die Kräfte, zwischen welchen das Gleichgewicht besteht, zum Theil durch die Geschwindigkeit der Maschine bedingt werden, wie z. B. der Druck, welchen das treibende Wasser auf die Schaufeln eines Mühlrades ausübt, bei übrigens gleichen Umständen von der Geschwindigkeit dieser Schaufeln abhängt, und eben die Ermittelung dieser Abhängigkeit macht den wesentlichen und eigenthümlichen Theil der Aufgabe einer dynamischen Theorie der Maschinen, im Gegensatz einer statischen, aus. *Parent*, Mitglied der Pariser Academie, war der erste, welcher eine Maschine im Zustande der Bewegung betrachtete, indem er im Jahre 1704 eine Theorie der Wasserräder aufstellte, welche, wenn auch später durch die Arbeiten von *Borda*, *Deparcieux*, *Bossut*, *Euler* u. A. übertroffen, doch damals mit Recht als ein bedeutender Fortschritt in der Mechanik anerkannt wurde. Leider aber werden Kenner der Hydraulik zugestehen müssen, dafs dieser Zweig der Mechanik noch weit von seiner so sehr zu wünschenden Ausbildung entfernt ist, und dafs man in der Theorie der hydraulischen Maschinen noch oft genöthigt ist, die nach allgemeinen Gesetzen entwickelten Formeln durch Einführung empirischer Coefficienten, von deren Werthen die Theorie keine Rechenschaft giebt, auf eine den Beobachtungen immer noch unvollkommen entsprechende Weise zu verbessern.

Um so erfreulicher ist es sich zu überzeugen, dafs es in einem andern in neuern Zeiten höchst wichtig gewordenen Theile der Maschinenlehre gelungen ist, der Herrschaft empirischer Coefficienten, welche auch hier

schon ziemlich allgemein eingeführt waren, ein Ende zu machen, und überhaupt an die Stelle der früheren höchst einseitigen theoretischen Betrachtungsweise der Dampfmaschine eine Theorie zu setzen, welche sich von vorn herein durch ihren innern Zusammenhang und durch die Vollständigkeit empfiehlt, mit welcher sie die auf Bewegung und Leistung der Maschine bezüglichen Fragen beantwortet. Diese Theorie ist eine dynamische; indem sie das allgemeine Princip der neueren Maschinenlehre (Principe de la transmission du travail) auf die periodisch-gleichförmige Bewegung der Maschine anwendet, und daraus das bei dieser Bewegung nothwendig eintretende Verhältnifs zwischen Kraft und Widerstand herleitet, bestimmt sie zugleich Geschwindigkeit, welche die Maschine unter gegebenen Umständen in ihrem gleichförmigen Gange annehmen mufs. Diese Bestimmung der Relation zwischen Geschwindigkeit und Belastung ist für die Dampfmaschine zuerst von Pambour in den oben genannten Schriften geleistet worden; bis dahin hatte man sie gänzlich vermifst, denn die Versuche, welche Tredgold und Wood in ihren Schriften über Eisenbahnen in dieser Beziehung gemacht hatten, sind so verfehlt, dafs sie niemals einige Aufmerksamkeit erregen konnten. An jene Relation knüpfen sich sodann in klarem wissenschaftlichem Zusammenhange die weiteren Untersuchungen über den Nutzeffect der Maschine unter verschiedenen Umständen, namentlich über die zur Erreichung des gröfsten Nutzeffectes dienliche Geschwindigkeit, über den Einfluss, welchen die Dimensionen der Maschinentheile, besonders des Cylinders, auf die Bewegung und Leistung der Maschine ausüben, über den Verbrauch an Brennstoff, über den Betrag der Reibungen und anderweitigen Hindernisse der Bewegung, zu deren Messung die Theorie selbst Mittel an die Hand giebt, denen die vielseitigste Benutzung zu wünschen ist. Mögen dann immerhin die numerischen Angaben in den Pambourschen Formeln mehr oder weniger erhebliche Aenderungen erleiden, mag namentlich, wie es zu wünschen ist, die Abschätzung der Widerstände auf einen viel höheren Grad der Genauigkeit gebracht werden, als bis jetzt geschehen ist; immer wird der Verf. das Verdienst behalten, zu allen diesen Untersuchungen den richtigen Weg zuerst gezeigt zu haben.

Um dem Leser den Gang und die Eigenthümlichkeit der vorliegenden Theorie, so viel als diese Gelegenheit zuläfst, anschaulich zu machen, will Ref. versuchen, die Grundzüge derselben in ihrer einfachsten Gestalt darzustellen, wobei nur eine sehr geringe Kenntnifs der Theile einer Dampfmaschine vorausgesetzt wird. Während die Maschine in gleichförmigem Gange ist, und das Feuer unter dem Kessel fortwährend gleichmäfsig unterhalten wird, dringt in jeder Secunde die gleiche Wärmemenge in diesen ein, und verwandelt die gleiche Wassermenge, z. B. 20 Cubikzoll, allgemein a Cubikzoll Wasser, in Dampf von einer gewissen Spannung S, d. h. welcher vermöge seiner Elasticität einen Druck von S Pfunden (z. B. 75 Pfunden) auf den Quadratzoll ausübt. Diese in der Zeiteinheit verdampfte Wassermenge, und nicht die Spannung S der im Kessel gebildeten Dämpfe, ist vorzugsweise das die Stärke der Maschine bestimmende Element, welches Pambour die Verdampfungskraft (force de vaporisation) nennt; in der Hervorhebung desselben besteht die erste Eigenthümlichkeit der Pambourschen Theorie im Gegensatze der früheren Darstellungen, welche die Verdampfungskraft in die Berechnung des Effectes der Maschine nicht einführten. Der im Kessel erzeugte Dampf strömt durch das Leitrohr in den Cylinder, wo er auf den vor ihm ausweichenden Kolben mit einer gewissen Kraft drückt, welche keineswegs, wie in der früheren Theorie angenommen wurde, der Spannung im Kessel gleich ist oder zu ihr in einem constanten Verhältnifs steht, sondern vielmehr durch die Spannung im Kessel gar nicht bedingt wird. Man kann den gesammten Widerstand, welchen die Maschine zu überwinden hat, mit Einschluss aller durch Reibung oder wie immer entstehenden Hindernisse der Bewegung, als eine Kraft betrachten, welche mit R Pfunden auf den Quadratzoll der Kolbenfläche drücke; nennt man nun S' die Spannung, mit welcher der Dampf auf den Quadratzoll der Kolbenfläche drückt, so folgt aus der vorausgesetzten Gleichförmigkeit des Ganges der Maschine, dafs die bewegende Kraft S' dem Widerstande R Gleichgewicht halten und dafs mithin $S' = R$ sein mufs. Der Dampf, welcher im Kessel die Spannung S hatte, dehnt sich also, im Cylinder anlangend, aus, und drückt auf den Kolben nur noch mit der Spannung S', welche lediglich durch den Widerstand oder die Belastung des Kolbens bedingt wird. Diese Gleichung $S' = R$ gilt jedoch nur dann,

Digitized by Google

wenn der Dampf aus dem Kessel während des ganzen Kolbenlaufs ununterbrochen in den Cylinder strömt; wird aber der Zufluſs des Dampfes durch Absperrung des Cylinders unterbrochen, so tritt eine andere Werthbestimmung für S' ein; für den Zweck dieser Skizze ist es jedoch angemessen, nur bei dem einfachsten Falle stehen zu bleiben. Mit Rücksicht auf diesen Zweck mögen uns Kenner erlauben, die Spannung des Wasserdampfes ganz einfach seiner Dichtigkeit proportional zu setzen, was freilich nur angenähert richtig ist. Wenn also 1 Cubikzoll Wasser, nachdem er sich in Dampf verwandelt hat, im Cylinder einen Raum von m Cubikzoll einnimmt, und dabei die Spannung S' besitzt, so ist nach vorstehender angenäherter richtigen Voraussetzung das Product m S' eine für die verschiedenen zusammengehörigen Werthe seiner Factoren sich gleich bleibende Zahl; ist z. B. S' = 40 Pfund, so beträgt m ungefähr 670; d. h. 1 Cubikzoll Wasser nimmt in der Form von Dampf von 40 Pfund Spannung etwa 670 Cubikzoll Raum ein; das Product beider Zahlen ist 27800; und beinahe derselbe Werth ist es, welchen dieses Product auch für andere zusammengehörige Werthe von S' und m erhält, wenigstens in dem Umfange, in welchem diese Gröſsen bei Dampfmaschinen überhaupt in Betracht kommen. Läſst man sich diese Voraussetzungen, die bei einer gründlicheren Entwickelung der Theorie anderen genaueren, aber auch weniger einfachen, Platz machen müssen, hier gefallen, so folgt weiter, daſs die in der Secunde aus dem Kessel in den Cylinder strömenden Dämpfe, welche aus c Cubikzoll Wasser gebildet sind, sich im Cylinder, die Spannung S' annehmend, zu m c Cubikzoll ausdehnen. Bezeichnet ferner a den Querschnitt, l die Länge des Cylinders, so ist a l sein Rauminhalt; wenn nun der Kolben in der Secunde n mal durch den Cylinder geht, oder n Hübe macht, so wird bei jedem Hube der Raum a l mit Dampf von der Spannung S' gefüllt, welcher alsdann sofort entweicht; bei sämmtlichen n Hüben wird mithin das Volumen a l × n von Dampf von der Spannung S' verbraucht. Das während jeder Secunde in den Cylinder eindringende Dampfvolumen war aber nach dem Vorigen m c, und da es dem verbrauchten gleich sein muſs, so erhält man zur Bestimmung der Anzahl der Kolbenhübe in der Secunde die Gleichung $a\,l\,n = m\,c$, oder $n = \frac{m\,c}{a\,l}$. Da ferner m S' eine constante Gröſse, (= c) und S' = R ist, so folgt aus m S' = c auch m R = c, also $m = \frac{c}{R}$, und folglich ist $n = \frac{c\,c}{a\,l\,R}$ die gesuchte Anzahl der Kolbenhübe in der Secunde, durch welche die Geschwindigkeit der Maschine bestimmt, und zwar der gesammten Belastung des Kolbens, bei übrigens gleichen Umständen, umgekehrt proportional gefunden wird.

So einfach, wie in dieser Darstellung, verhält sich zwar die Sache in der Wirklichkeit nicht; immer aber ist das Vorstehende hinreichend, auf die wesentlichsten Grundbestimmungen der Theorie aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie sehr dieselbe über das Spiel der Maschine Licht zu verbreiten im Stande ist. Je gröſsere Wichtigkeit aber dieser Gegenstand durch seine ausgedehnte Anwendung erlangt hat, desto eher glaubte Ref., indem er auf obige Erläuterung einging, die Aufmerksamkeit einiger Leser dieser Blätter für dieselbe gewinnen zu können.

Eine genauere Darlegung des Inhaltes der oben genannten Schriften scheint für diese Blätter weniger geeignet zu sein. Die erste, von welcher im 10ten Bande des Journals für Baukunst von A. L. Crelle eine deutsche Uebersetzung durch den Herausgeber geliefert worden ist, beschäftigt sich blofs mit den Dampfmaschinen auf Eisenbahnen und enthält die zahlreichen Versuche, welche der Verf. über dieselben in England angestellt und zur genaueren Begründung seiner Theorie angewendet hat. Die zweite Schrift trägt mehr den Charakter eines Lehrbuches, in welchem zuerst die allgemeine Theorie mit ihren Gründen ausführlich vorgetragen und dann auf die verschiednen Arten von Dampfmaschinen näher angewendet wird, namentlich nicht allein auf die rotirenden, welche eine ununterbrochne gleichförmige Bewegung zu unterhalten bestimmt sind, sondern auch mit gleichem Erfolge auf die nicht rotirenden, vielmehr absatz- oder ruckweise wirkenden Maschinen, wie man sie z. B. in Schachten zur Hebung des Wassers braucht. Wenn einerseits zur Lösung aller dieser Aufgaben ein hoher Grad von technischer Einsicht erforderlich war, so würde derselbe doch unfruchtbar geblieben sein, wenn sich mit ihm nicht die genaue Kenntniſs der Principien vereinigt hätte, durch welche die neuere Mechanik sich von theoretischer Seite in die Maschinenlehre Eingang zu

verschaffen gewufst hat, und welche wir eben so, wie die hier besprochne wichtige Anwendung derselben, ausschliefslich französischen Mathematikern zu verdanken bekennen müssen.

F. Minding.

LXII.

***Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von Heinrich Leo. Halle,* 1842. *bei Ed. Anton. XIV u.* 252 S. 8.**

Der Vf. hat es eingesehen, zu welchen Aufschlüssen die angelsächsische Literatur leiten kann, mit der er sich immer wärmer und lebendiger beschäftigt. Denn in den meisten Dingen ganz auf dem Fufse unsers heimischen Alterthums stehend, hat sie voraus vor diesem, reichlicher und mehr in der noch vollen jugendlichen Kraft der Landessprache entsprungen zu sein, zu einer Zeit, in welcher das fränkische Reich und dessen mächtiger Einfluſs auf das innere Deutschland nur der lateinischen Sprache Vorschub that und dadurch der freien Entfaltung unsrer Literatur unerträgliche Fesseln anlegte. Die nahe Verwandtschaft aller deutschen Dialekte untereinander gestattet uns aber aus dem angelsächsischen Quell an mancher Stelle, wo Spur und Zusammenhang ehmaliger Verhältnisse fast versiegt zu sein schienen, den Grund und Boden aufzufrischen und bedeutende Uebereinstimmungen zu gewahren. Nicht kärglich ertragen solche Studien dem, der verstehen lernt den Brunnadern unserer alten Sprache emsig nachzugehn, so lange sie sich verfolgen lassen, und sie aufzugeben, sobald sie dem offnen Blick des bedächtigen Forschers schwinden.

Es sind zwei neuerdings in England herausgekommne Werke, welche den Verf. angezogen haben, Thorpes Ausgabe der angelsächsischen Gesetze, und Kembles Sammlung angelsächsischer Urkunden. Jener entnimmt er die Rectitudines singularum personarum, d. h. einen im zehnten Jahrhundert entstandnen Aufsatz über die damaligen Rechte der Gutsinsassen, dessen lateinischen Text Lappenberg bereits vor acht Jahren im neuen rheinischen Museum für Jurisprudenz Bd. VI. S. 145—153 unter dem Titel: de dignitate hominum anglosaxonum mitgetheilt hatte. Leo liefert nicht nur den angelsächsischen und lateinischen, sondern auch eine sorgfältige Verdeutschung und wendet der Erklärung des Inhalts die gröfste Aufmerksamkeit zu. Aus Urkunden, die von 604—966 reichen, meist lateinisch, zum Theil angelsächsisch abgefafst sind, entwirft er Verzeichnisse der örtlichen Namen (über 1200) und braucht sie zu den vielseitigsten Folgerungen. So erhalten wir die auf dem Titel angegebnen einzelnen Abhandlungen, in denen mühsame Arbeit und ungemeiner Scharfsinn aufgewandt werden.

Was aber frommte es, einem von Etymologien strotzenden und sie kühn handhabenden Werke seine allgemeinen Ergebnisse einzuräumen oder abzustreiten, ehe hier noch ein Abschluſs zur Reife gediehen sein kann? Vieles ist ansprechend zusammengestellt, anderes mag künftig erst bewiesen werden oder wieder fallen. Diese angelsächsischen Forschungen sind dadurch belebt, dafs sie anregen, und unserm, wenigstens an Glossen und Eigennamen überschwänglich reichen althochdeutschen Alterthum gestatten, sich vergleichungsweise daneben zu stellen. Aus der grofsen Fülle der gepflognen Untersuchungen wollen wir einige Einzelheiten herausgreifen.

S. 48. 49 wird der Ausdruck *seta* oder *seota* gewifs richtig durch Weideland erklärt; am natürlichsten scheint es, ihn auf die goth. Wurzel sitan sedere zu beziehen, so dafs é und eo den gebrochnen Vocal darbieten, wie veota = vita, freodho = fridhu, wozu auch der Wechsel beider Laute in den Ortsnamen Ruminigseta, Hafingseota, Bobingseota stimmt. Die Benennung war nicht minder althochdeutsch, in den neulich von Dronke herausgegebnen Fulder Glossen S. 17 begegnet das einfache *siozza* praedia, und in zwei Urkunden bei Neugart, no. 155. aus dem Jahr 805 Wolfpoldes *siaza*, und no. 226 a. 826 Wolfpoltes *siuzza*; offenbar ist wieder Waldgegend oder Weide gemeint. Eine ahd. Form *sëza* kann nur vermuthet werden, vorgefunden hat sie sich noch nicht. Aber altnordisch wechselt *setr* (Gulathingslög S. 378. 407. 454 durch mapalia aestiva übersetzt) mit *sæta* oder *sætra*, welches æ sich zu ë verhalten mag, wie in den ags. männlichen Substantiven -sëta und -sæta (mhd. -sëzze und -sæze) von derselben Wurzel.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von Heinrich Leo.

(Schluss.)

Die Schreibung Bobingseata könnte für -sæta genommen werden, und jenes siuzza verschrieben oder verlesen sein statt siazza. Lye aus cod. Coton. 174 giebt *siota* stabula, aber *seotu* buccetum entwendet Bosworth, der kaum etwas eignes hat, aus Lye oder aus Somner, daher wo diese kein Citat beifügen, auch ihm keins darf zugemuthet werden. Aus dem Begriffe Weide folgt der von Rinderstall von selbst.

Vurdh oder *Vordh* (S. 51. 52) wird sich nicht in hochdeutschen Denkmälern aufweisen lassen, nur in niederdeutschen. Es drückt aus Boden, area, platea, meist einen festgestampften oder gepflasterten Platz vor dem Haus, weshalb es auch geradezu für Hof gebraucht wird und verschiedentlich für Strafse. Das altnordische *urdhr* ist sogar saxetum. Neben dem ags. Femininum *vordh* findet sich mit demselben hier das Masculinum *vordhig* Beov. 3939. Ps. 53, 10. und Ines dômas 40. Altniederdeutsch erscheint nur die weibliche Form: de villa midlistan Fadaruurde (l. Fadaruurdhe) Pertz 2, 388; eine Urkunde bei Lacomblet no. 65 vom Jahr 855 nennt hintereinander Sceldanuurthi, Gevesuurdhi, Vederuurdhi (jenes Fadaruurdhi) und bis auf heute sind in Niedersachsen und Westphalen die Ausdrücke *Word*, *Achtword* im Gang geblieben. Auch Heliand 75, 22. scheint thiu *uurdh* nicht hora, tempestas, wie Schmeller annimmt, sondern solum area. Man unterscheide ags. vurdh (fem.) area, vyrd (fem.) fatum, vord (neutr.) verbum; = alts. wurdh area, wurd fatum, word verbum; = ahd. wurd area, wurt fatum, wort verbum; = altn. urdhr saxetum, urdr fatum, ord verbum. Doch die altn. Grammatiker und Handschriften mengen dh und d, gleich den altsächsischen, während die ahd. d und t, die ags. dh und d richtiger sondern. wurd area scheint auch den mhd. Quellen abzugehn; das oberdeutsche *wörth* = ahd. werid insula liegt ab.

Aus dem Namen *Andscôhesham* (Kemble 1, 102) folgert der Vf. S. 100—104 zu viel. Er gedenkt dabei des pfälzischen Ortes *Handschuhsheim* unweit Heidelberg (deutsche Weisthümer 1, 456) und stellt noch andere Benennungen dieser Gegend zu angelsächsischen, aus welchen er ein uraltes engeres Band zwischen Sachsen und Alamannen herleitet. Ein zweites Handschuhsheim sei nicht in ganz Deutschland zu finden. Das ist ungegründet. Im Elsafs liegt ein zweites (deutsche Weisthümer 1, 729. 731). Ob das bei Schannat trad. fuld. no. 84. (a. 788) angezogne *Hantscôhasheim* eins dieser beiden oder ein drittes sei? vermögen wir in diesem Augenblick, wo uns das Buch abgeht, nicht zu ermitteln. Aber ein vierter Ort, ähnlichen Namens, findet sich bei Erfurt in Thüringen, nämlich Henschleben, das in Urkunden vom Jahr 1136 und 1137 *Hanscûleve* und *Hantschuheslebe* heifst, vgl. Wigands Archiv, 5, 41. 42 und Schöppachs hennebergische Urk. no. 4. Hansci ist die alte zusammengezogne Form für Handscuoh, altn. handski, dän. handske; Beov. 1147 kommt das ags. *hondscia* vor statt des sonst üblichen glof, engl. glove. Es scheint also dafs jenes Andscôheshâm dennoch in *Handscôheshâm* zu berichtigen und die allerdings merkwürdige Ortsbenennung entweder aus der Bauart des Dorfs in fünf Gassen nach den Fingern, oder noch licher aus einer Berechtigung zum Jahrmarkt, die der symbolisch aufgesteckte Handschuh verkündigte, erklärlich sei, ohne dafs man sie auf Sachsen und Schwaben einzuschränken hätte. So werden sich auch mehrere der S. 104 aufgeführten Namen noch anderwärts darbieten.

S. 105 ist *ioclet* munsiuncula, oratiuncula aus

Digitized by Google

Kemble 1, 249. 250. 2, 102 zwar angeführt, aber unbesprochen gelassen. Lye merkt an, dafs noch heute im Kentischen ein Acker a *yokelet* heifse, der mit einem schwachen gespanne rinder (tenui jugo boum) gebaut werden könne. Gioc, gewöhnlicher gioc, goc scheint deutlich darin zu stecken, doch das folgende -let ist schwer aus einer blofsen Ableitung oder gar Verkleinerungssilbe zu erklären. Erinnert wird man dadurch an das gleich dunkle Wort *eolet*, das Beov. 446 etwa für mare oder littus gesetzt ist. Bei beiden Ausdrücken lassen alle übrigen Dialekte völlig im Stich. *Sulung* steht offenbar für *sulhung*, und leitet sich von *sulh* aratrum, dem das lat. sulcus ganz nahe tritt, wie das ahd. *huohili* aratiuncula von huoha, goth. hôha aratrum abstammt (Gramm. 3, 415). Auch ahd. begegnet *suoli*, wo nicht verschrieben für huoli? Seltsam nur ist neben sulung die öftere Schreibung *seulung* (Kemble 1, 292. 310. 2, 102).

Aus Adhelstânes dômas wird S. 107 einer alterthümlichen Bestimmung des Königsfriedens gedacht: er soll sich von dem Burgthor, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Furchenlängen, drei Ackerbreiten, neun Fufs, neun Schaftbundbreiten und neun Gerstenkörner weit. Den gröfseren Fernen und Mafsen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so dafs offenbar das letzte, das *Gerstenkorn*, aller Landmessung zum Grunde liegt. Hierzu läfst sich nun viel einstimmendes anführen. Eine Stelle bei Chapeaville (script. rer. leodiens. 2, 413) lehrt, dafs auch in den Niederlanden vom hordei granum ausgegangen wurde. Wiederum aber enthalten die Leges wallicae lib. 2. cap. 19. de terrarum mensuris folgende merkwürdige Vorschrift: hasce autem mensuras Dunwallo ad longitudinem grani hordeacei constituit: tria grana hordeacea unciam efficiunt, tres unciae palmum, tres palmi pedem, tres pedes passum, tres passus saltum, tres saltus terram, quae recentioribus Wallis vocatur Erw, i. e. porca, et harum porcarum mille efficiunt milliare, vgl. Próberts ancient laws of Cambria p. 187. 188. Darf man in dieser Bestimmung einen uralten deutschen und zugleich celtischen Gebrauch erblicken? denn nichts nöthigt zu der Annahme, dafs ihn die Angelsachsen erst von den Walen überkommen hätten, da wir ihn eben so wohl in den Niederlanden antreffen. Es läfst sich aber auch bei morgenländischen Völkern nachweisen, gleich vielem andern in den Einrichtungen unserer frühsten Vorzeit. Zwar nicht die heiligen Schriften der Hebräer, allein die Rabbinen bestimmen das Mafs nach Breiten der Gerstenkörner (Bertheau zur Geschichte der Israeliten. Göttingen 1842. S. 60); die Araber sollen ein gleiches thun. Den Römern und Griechen scheint diese Grundlage nicht hergebracht; für die Mongolen galt sie hingegen: siebenmal siebenfach vergröfserte Stäubchen bilden ein Gerstenkorn, sieben Gerstenkörner einen Daumen, vier und zwanzig Daumen eine Elle, vier Ellen eine Klafter (Alda), fünfhundert Klafter eine Strecke soweit ein Schneckenhorn (Blasinstrument) hörbar ist, endlich acht solcher Strecken eine Meile (Bere), vgl. Schmidt's Ostmongolen p. 5. Den Indern stellt das Gesetz des Manu für den Werth des Geldes folgendes auf: das kleinste Gewicht ist Sonnenstäubchen, acht Sonnenstäubchen sind = einem Mohnkörnchen, drei Mohnkörnchen = einem schwarzen Senfkorn, drei schwarze Senfkörner einem weifsen Senfkorn, sechs weifse Senfkörner einem Gerstenkorn mittlerer Gröfse, drei Gerstenkörner einem Raktika oder dem Korn der Gandscha, sieben Raktikas von Gold machen einen Masa, sechzehn Masas einen Suverna, vier Suvernas einen Pala, zehn Palas einen Dharana u. s. w. vgl. J. G. Rhode über religiöse Bildung der Hindus 2, 591. Hier erscheint das Gerstenkorn unter andern Körnern zur Bildung der Gewichte, wie dort zu der der Landmafse. Die einzelnen Angaben weichen so von einander ab, dafs schon dadurch der Gedanke an unmittelbare Erborgungen ausgeschlossen wird; es war Gemeingut der ältesten Völker.

S. 137—141 lesen wir eine sinnreiche Zurückführung der allgemeineren Namen *theod*, *dryht*, *cyn*, *folc* und *hîred* auf die Begriffe Verbindung, Dienerschaft, Abstammung, Gefolge und Familie, können aber doch noch nicht allem beipflichten. Zumal scheint uns ein starkes Verbum theodân auf keine Weise gerechtfertigt. Davon abgesehn, dafs dessen Part. Prät. nur getheoden und nicht getheoden lauten könnte, wie der Verf. selbst bemerkt, läfst sich auch die Form getheoden nicht einmal aus der Glosse 3311 bei Mone erweisen. Denn daselbst ist entweder tôgetheodendne oder tôgetheodne = tôgetheodedne zu bessern; das Verbum tôgetheodan, tôgetheoddan adhaerere ist zu häufig als dafs man sich irren könnte. theod, goth. thiuda gens wird also richtiger mit theov, goth. thius, puer, servus zusammenzuhalten sein, bei dem allerdings die S. 171

Digitized by Google

angegebne Wurzel thivan, thau, thuvum statthaft scheint; thiuda enthält folglich eher den Begriff des Dienstes, der Dienerschaft als der Verbindung. Ebensowenig möchten wir das ags. eidh germen auf eyn genus beziehen; es gehört, wie das entsprechende abd. eid und die anderweite Ableitung chîmo, zum goth. keian, Part. kijan germinare (Gramm. 2, 258. 260). Endlich hat die Wurzel fihan für folc deshalb Bedenken, weil dann die abd. Form folah und nicht folk, die altn. fol und nicht folk lauten würde. Darum wird auch folgen sequi nicht dazu gerechnet werden dürfen.

Die ags. Göttinnen *Eástre* und *Hrêdhe* bei Beda ist Leo zu bezweifeln geneigt, weil sich sonst keine Spur von ihnen finde, und die übrigen Monatsnamen nicht von Göttern hergenommen seien. Aus diesem letzten Grund dürfte man auch den lateinischen Martius und Januarius nicht zum Gotte Mars und Janus schlagen, denn die andern Namen (des Majus unsichre Beziehung auf Mercurs Mutter ungerechnet) sind ebensowenig nach Göttern, und vollends in Fulmânot könnte der neuentdeckte Phol gar nicht stecken. Lieber wollen wir an Bodas oder eines dennoch alten Interpolators Nachrichten festhalten. *Lidha*, wodurch bekanntlich Juni und Juli bezeichnet werden, deutet der Verf. nicht aus lidhe lenis (lind), sondern aus lidh poculum, potus, und gewinnt so einen Gegensatz zu Geola. Wenn die Länge des Vocals ausgemacht ist, liefse sich auch an lidhan ire, navigare denken. Zu den einzelnen Monaten werden die von Strutt bekannt gemachten Bilder S. 207—215 hübsch erläutert. Dafs das ganze Jahr unsern heidnischen Voreltern in zwei Hälften zerfiel, ergiebt zumal die hier unerwogen gebliebne merkwürdige Benennung ags. missere, altn. misseri, von welcher anderswo ausführlicher zu sprechen Gelegenheit sein wird.

Jac. Grimm.

LXIII.

Li romans dou chevalier au leon. Bruchstücke aus einer vaticanischen Handschrift, herausgegeben von Adalbert Keller. Tübingen, 1841. 8.

Hr. Prof. Keller, der sich um die Geschichte der Litteratur des Mittelalters schon so mannigfache Verdienste erworben, theilt uns in der kleinen Druckschrift, deren Titel über diesem Artikel steht, Anfang und Ende des französischen Gedichtes mit, nach welchem unser Hartmann von der Aue seinen Iwein arbeitete. Der Mittheilung liegt eine vaticanische Handschrift (1725 der christinischen Bibliothek) zu Grunde, in welcher Bl. 34 c. bis Bl. 68 b. der chevalier au leon enthalten ist. Der Herausgeber fügt hinzu: „Das gegenwärtige Heft möge als Vorläufer betrachtet werden zu einem gröfseren Werke, in welchem ich die Resultate meiner Nachforschungen nach Materialien zur Geschichte mittelalterlicher Dichtung auf italienischen Bibliotheken bekannt zu machen gedenke". — Mit gröfster Spannung sehen wir diesen weiteren Publicationen entgegen.

Es wird allmählig Zeit, dafs mehr und mehr die französischen Quellen, aus denen ein grofser Theil unserer mittelhochdeutschen Dichtungen geströmt ist, wieder aufgedeckt werden, theils um ihrer selbst willen, indem diese ganze französische Ritterdichtung zu den bedeutendsten, wenn auch uns nicht immer ansprechenden geistigen Erscheinungen gehört, theils aber auch um unsrer Nation willen, damit endlich die, welche sich um diese deutsche mittelalterliche Litteratur kümmern, nachgerade alle klar einsehen, wie viel davon wir uns nicht zusprechen dürfen, wie viel davon seinem Charakter und seiner ganzen Empfindungsweise nach, wenn auch in gewisser Beziehung schön, doch *undeutsch* ist. Ref. hat einmal jemanden urtheilen hören, das Nibelungenlied komme ihm vor wie eine kahle Haide, auf der nur hie und da eine Blume blühe — das aber, was hier als Blume bezeichnet ward, gehörte grade den sentimentalen Stellen an, die erst unter dem Einflusse der französirenden Hofdichtung in die Nibelungendichtung hereingekommen — der Kern der Sage galt also hier als kahle Haide, d. h. der, welcher so urtheilte, hatte für die einfache, männlich-wilde deutsche Auffassung der Dinge kein Auge und kein Herz, und die wohlgezogene, sentimentale französische Empfindung, die uns jetzt auf allen Seiten den Leben eingeimpft wird, war ihm so in die Fugen des Leibes und der Seele gedrungen, dafs er nur da Blüthen fand, wo er diesem Empfindungszeuge wieder begegnete. Dem Geltendmachen wenigstens so schiefer Urtheile wird am besten begegnet werden können durch eine chemische Nachweisung des Unterschiedes französischer Ritterdichtung und deutscher, zu welcher Hr. Prof. Keller willkommenes Material liefert. Nur müssen wir dabei *uns* (d. h. unsrer deutschen und respective fränkischen Empfindungsweise) einen von den Franzosen später selbst als ihnen fremdartig zurückgestellten Zweig ihrer mittelalterlichen Dichtungen vindiciren, den Kreis nämlich der älteren Kürlingesagen, die Bertha mit dem grofsen Fufs, den Werner von Lothringen und den Raduif von Kemmerich, zumal den letzteren, denn diese Gedichte ruhen nicht nur theils auf deutschen Sagen, theils auf historischen Verhältnissen, wie sie durch den fränkischen Adel des nordöstlichen Galliens hergestellt waren, sondern die in ihnen herrschende Empfindung ist auch noch ganz und gar deutscher Waldesduft, in dessen Einathmen einem zu Muthe wird, als hätte man den elastischen Boden eines Fichtennadelngrundes unter den Füfsen, als hörte man die Spechte an den Stämmen hämmern und sähe die Füchse durch die Wachholderbüsche schnüren oder dann und wann die Falken und Aare sich erkrimmen. *Das gehört uns;* wogegen wir den Franzosen alle unsere artu-

Digitized by Google

sischen und sangralischen Dinge gern zuschreiben dürfen — obgleich dort französische, hier deutsche Zunge einen anderen Weg zu zeigen scheint.

Das Eindringen französischer Dichtungsmotive in die deutsche Litteratur fällt zusammen mit der Zeit der Ausbreitung französisch ritterlicher Formen des Umgangs, französisch ritterlicher Gesichtspuncte für die Beurtheilung des Lebens, wie dies Alles durch die Domination der französischen Ritterschaft in den christlichen Gründungen in der Levante veranlafst worden war. Die Frauen auf den Burgen, auch in Deutschland, wollten allmählig gegen die lange Weile Unterhaltung durch Vorlesen, während sie sich sonst hinter Stickrahmen und Spinnrad bei heimischen Interessen und Sagen hinlänglich befriedigt gefunden hatten. Das Gefühl einer geistigen Spannung, die nicht nachlassen darf, ohne die Empfindung der langen Weile hervorzurufen, war in die deutschen Ritterhäupter eingekehrt. Der Inhalt des vorzulesenden mufste diese neuen Wünsche befriedigen, wenigstens berühren; Ritterfeste mit schönen Kleidern, Liebesabenteuer, schöne Reden der Handelnden gegen einander — das alles boten die neueren französischen, besonders die auf bretonischem Grunde ruhenden Ritterromane: die letzteren auch noch die ausgesprochene Poesie des Ehebruchs obendrein. Was sich von nationalen Stoffen beliebt halten wollte, mufste sich in seiner Ausstattung einigermafsen dem nähern — sogar das Nibelungenlied hat sich auf diese Weise eine Menge Kleiderbeschreibungen und sentimentale Stellen anheften lassen müssen. Die vollste Befriedigung fand aber diese Art oberflächlichen Unterhaltungstriebes in den Romanen, welche die Thaten der artusischen Ritter feiern. König Artus selbst tritt dabei überall zurück. Er braucht nichts zu thun, um sich ritterliches Ansehen zu erkämpfen; er steht schon im vollendetsten Ansehen da; wodurch er dies erhalten hat, ist nicht recht klar — aber es ist so; und eigentlich ist es nur der Hof, der hervortritt, um in der Schilderung des Lebens an demselben eine Spiegelung der Wünsche und Ideale geselligen Lebens zu haben, mit denen sich dies neue französische Ritterthum trug. Nun sind es eine Reihe einzelner Ritter, die dem Könige theils verwandt, theils ihm durch ausgezeichnete Tapferkeit werth sind, welche ihn als sein Hofstaat umgeben — und mit den Thaten einzelner dieser Ritter beschäftigen sich die Heldengedichte, die in diesen Kreis gehören. Die Erfindung ist immer höchst einfach — fast armselig; entweder die Ritter sind schon Glieder der Tafelrunde und ziehen auf Abenteuer, indem sich an Artus, als an den Spiegel alles Ritterthumes, alle Wittwen, Waisen, Jungfrauen u. s. w. in bedrängter Lage wenden und Hilfe suchen, wo er ihnen dann einzelne seiner Ritter zu Hilfe ziehen läfst — oder aber diese Ritter suchen sich durch abenteuerliche Thaten erst Aufnahme unter die Waffengenossen der Tafelrunde zu erkämpfen. Die einzelnen Acte dieses Ritterthumes, das Bekämpfen von Riesen, Unthieren u. s. w. folgen in der Regel ziemlich unmotivirt, nur äufserlich verbunden auf einander, und das Ende vom Liede ist eben so in der Regel die Erkämpfung einer schönen Frau, die ein noch schöneres Königreich hat. Es ist gewissermafsen die französische Ritterschaft selbst, die sich in Artus personificirt — und ihr Streben, wie es historisch in der Gründung einer ganzen Reihe ritterlicher Reiche hervortritt, wird hier poetisch als eine Reihe von Rittern gefafst, die aber alle einer so ziemlich dasselbe thun, wie der andere.

Freilich würde man dem Verdienste eines Theiles unserer deutschen Dichter, die diese Stoffe aufgenommen haben, sehr zu nahe treten, wenn man sie blofs als Uebersetzer ansehen wollte; vielmehr behandeln die besseren unter ihnen, deren Werke auserdem noch dadurch einen unantastbaren Werth haben, dafs sie uns unsere mittelhochdeutsche Sprache in ihrer gröfsten organischen Reinheit und Bildsamkeit sehen lassen, die französischen Gedichte, die ihren Schöpfungen zu Grunde liegen, nur als den Rahmen, den sie, wo er irgend Raum läfst, mit deutscher Empfindung zu erfüllen suchen — doch ist klar, dafs in solcher Beziehung Rahmen und historische Verknüpfung, wie sie einmal von den Franzosen übernommen wurden, auch selbst auf diese besseren deutschen Dichter einen sehr bedingenden Einflufs übten; — nur der tiefe Natursinn, der in eben dem Grade unser deutsches Volk in allen Ständen und zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, als er den Franzosen im Grunde geradehin fehlt, oder doch bei ihnen durch eine unbezwingliche Neigung, alles conventionell und abstract aufzufassen, aufgewogen wird, scheidet beider Arbeiten entschieden. Um dies Verhältnifs klar zu machen, sei uns vergönnt, aus dem von Hrn. Prof. Keller mitgetheilten Anfange des Romans vom Löwenritter eine Stelle neben Hartmanns Verse zu stellen. Man wird dann leicht fühlen, was in den letzteren von dem französischen Dichter abliegendes zu finden ist, und zu finden sein würde, selbst wenn das Verhältnifs umgekehrt, Hartmann der frühere, der Franzos der Nachbildner gewesen wäre.

— Apres menger parmi les sales
Li chevalier satropelerent
Et damoiseles et puceles
Li un racantoient noueles
Li autre parloient damors
Des angoisses et des dolors
Et des grant biens quen qui souent
Là desciple de lor conent
Qui lors estoit riches et boens
Mes or i a molt poi des soens
Que a bien pres lont tuit lessie
Sen ont amours molt abessie
Car cil qui soloient amer
Se fesoient cortois clamer
Et preu et sage et honorable
Or ont amors torne a fable
Pour ce que cil qui riens den sentent
Dient quil aiment mes il mentent —

Dô man des pfingestages enbeiz
Männeclich in die vreude nam
Der in dô aller beste gezam,
Dise sprâchen wider diu wip,
Dise banecten den lip,
Dise tanzten, dise sungen,
Dise liefen, dise sprungen,
Dise hôrten wittspil,
Dise schuzzen zuo dem zil,
Dise retten von seneder arbeit
Dise von grôzer manheit u. s. w.

Man sieht die ganze Tirade auf die zur Fabel gewordene höfische Liebe fehlt und eine schöne, lebendige Aufzählung deutscher Ritterfreuden ist an deren Stelle getreten. Je mehr uns diese französischen Texte erschlossen werden, je lieber werden wir doch im Durchschnitt unsere deutschen Dichter gewinnen; obgleich auch dem Mittelalter nicht ganz die Sorte Menschen fehlt, die wir in unseren heutigen Uebersetzungsfabrikanten haben. — Möge Hr. Prof. Keller, der seine eindringende Bekanntschaft mit älterer französischer Litteratur schon mehrfach bewährt hat, uns bald den ganzen Löwenritter vorlegen, und fortfahren in dieser Art Publicationen mit der jungen Schule, die sich für solche Dinge in Frankreich gebildet hat, zu wetteifern. Nicht blofs die allgemeine Litteraturgeschichte bedarf der Ausfüllung dieses wichtigen, und nur zu lange fast leer gelassenen Feldes, sondern auch in specie unsere *deutsche*.

B. Ley.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juni 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Inhalt des Juni-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101—120.

	Seite
B. Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1841. — Planck.	851
Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. primo. Milano, 1841. — Diefenbach.	823
Casalis, Etudes sur la langue Séchuana. Paris, 1841. — Schott.	913
Ueber das Verhältniss der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus. Berlin, 1842. — Marheineke.	921
Cieszkowski, du Crédit et de la Circulation. Paris, 1839. — Baumstark.	945
Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem preußischen Residenten zu London, Oberhofmarschall von Printz, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John (Bolingbroke), Leibnitz u. a. Leipzig, 1842. — Marheineke.	921
Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul Ackermann. Paris, 1839. — Schnakenburg.	837
Th. Mundt, Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. 3 Bde. Altona, 1842. — Jung.	801
Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Auctore Adolpho Guilelmo Otto. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Vratislaviae, 1841. Auch unter dem Titel: Museum anatomico-pathologicum Vratislaviense. Auctore A. G. Otto cet. — Gurlt.	934
Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority. Lond. 1841. — Marheineke.	921

Digitized by Google

Auf das neuerlich von den betreffenden löblichen Verlagshandlungen öfter ausgesprochene Verlangen, ihre zum Behuf der Beurtheilung in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eingesandten Verlagsartikel remittirt zu erhalten, dient hiermit zur Nachricht, dafs während die unterzeichnete Societät, wie bisher, nach Möglichkeit, und in so weit die wissenschaftliche Bestimmung ihrer Zeitschrift solches gestattet, darauf Bedacht nehmen wird, die ihr eingesandten Schriften in ihren Jahrbüchern zur Anzeige bringen zu lassen, es doch ihre Geschäftseinrichtung und insbesondere die Ungewifsheit, ob und wann bestellte und zugesagte Recensionen eingehen werden, nicht gestattet, sich mit Zurücksendungen zu befassen und sie deshalb die erwähnten Artikel als zu ihrer freien Disposition gestellt betrachten mufs.

In Beziehung auf das für die Beiträge zu den Jahrbüchern an die Herrn Mitarbeiter zu zahlende Honorar, wird hierbei zugleich bemerkt, dafs diesfalsige Anträge, weder an die frühere (*Duncker- und Humblot*sche) Verlagshandlung, mit welcher bereits bei Beendigung dieses Verlagsgeschäfts vollständige Abrechnung statt gefunden, noch an den jetzigen Commissionair, Herrn *W. Besser*, sondern lediglich an die unterzeichnete Societät, zu Händen ihres General-Secretairs zu richten sind.

Berlin, den 9. Juni 1842.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXIV.

Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt. 3 Bde. Altona, 1842. Verlag von J. F. Hammerich.

Es ist gegen den historischen Roman von Einigen schon manches Bedenken und nicht mit Unrecht erhoben worden. Nicht als wenn solches Bedenken in der *Idee* selbst des historischen Romans sein gegründetes Recht hätte, vielmehr einzig in der Art, wie solche Idee schon so oft ausgeführt worden. Bald dafs man in der Ausführung das *historische* Gebiet ganz und gar vernachlässigte, indem man die einzelnen Facta nicht allein bunt durch einander warf, mit abenteuerlich gesuchten Fabeln versetzte, oder gar auf eine phantastische Weise, ohne jedes Schönheits-Motiv, die Wahrheit völlig verdrehte; bald dafs man uns in der wörtlichen Abfolge historischer Ueberlieferung, mit einiger Pracht der Rhetorik aufgeschmückt, blofs Geschichte, ja Geschichtchen erzählte, in kleinlicher Furcht, gegen das geringste, chronologische oder geographische Moment zu verstofsen, ohne alle Einsicht in den Geist, der diese Thatsachen hervorgebracht, viel weniger mit dem künstlerischen Geschick, die Thatsachen umzustellen, auch wohl mit kühner aber sicherer Hand sie hie und da zu verändern, um diejenige Wahrheit herauszubringen, die ihr Leben allerdings in keinem historischen Compendium abschliefst, auch nicht nach Entfernung der Coulissen nun blofs der *Vergangenheit* angehört. — In beiden Fällen aber entsprang aus solcher Behandlung etwas, das sowohl hinter der *Kunst*, als hinter der *Wirklichkeit* zurückblieb, wohl aber eine *Mischung* war, ein *Halbschlag* von Beidem. —

Es mochte sich mit so träumerischen Producten, zwischen Schlaf und Wachen erzeugt, sehr wohl die beliebte Ansicht vertragen, als sei ja eben die Poesie das *Jenseits* der Wirklichkeit, wie man ja Aehnliches auch von der Wissenschaft, auch von der Religion, von jeglichem Ideal als solchem behauptet. Und so mufste denn freilich der sein sollende Dichter bemüht sein, beide Welten zu versöhnen, beide auf halbem Wege einander entgegen zu bringen, statt dafs man, im Sinne jenes *grofsen Denkers*, der endlich der *Wirklichkeit* die *Vernunft* gewidmet, auch die *Schönheit*, auch das *Wesen der Kunst*, wenn man sich nur erst auf die *wahre* Wirklichkeit verstünde, zugleich als ein heitres *Disseits*, als *unendliche Gegenwart* hätte erkennen sollen. —

Hatten die Deutschen es sich selbst zur Gnüge bewiesen, wie wenig und gar nicht, selbst bei entschiedenem Talent des Bearbeiters, ein solches Mittelding von willkürlicher Phantasie und Geschichte, von Luft und derber Sinnlichkeit auf die Länge von Werth sein könne; so sollten sie dergleichen auch hinlänglich am *Auslande* erfahren. In dem unverwüstlichen Sinn für das *Ausland* hat sich bekanntlich von je her unser grofsartigstes Weltbewufstsein, aber auch eine sehr lächerliche, ächt kleinstädtische Unsicherheit in dem, was das *Schickliche* sei, ausgesprochen. — Hatten die Deutschen in ihren bisherigen Leistungen auf dem Felde des historischen Romans alles Mögliche mit der Geschichte zusammenzubringen versucht, Mystisches und Philosophisches, Belletristisches und Moralisches, Antiquarisches und Geselliges, von *Feßler* und *Van der Velde* und *Zschocke* und *Tromlitz* an, und früher zurück, bis auf die neueste Zeit herunter; so war in dem Allen doch wenigstens immer noch eine *gewisse Geistigkeit*, eine *gewisse*, den Deutschen angestammte *Idealität* im Hintergrunde geblieben, die, selbst wenn das blofs Historische hinlänglich abgenutzt worden, immer wieder zur Lectüre noch einmal hinziehen konnte. Aber — seitdem in Deutschland jene Wuth für Walter Scott erwachte, die endlich, wie der Meister bis

auf das Leben Napoleon's, so in der Lectüre bis auf die Liederlichkeit einer angekauften Pfennig-Uebersetzung heruntersank; da konnte man gewahr werden, wo das endlich hinaus wolle. Und Walter Scott war noch dazu, wie gesagt, ein Meister, freilich aber ein Meister, der, obwohl ihm ein unerschöpfliches Dichtungsvermögen zu Gebote stand, oft willkürlich genug mit der Geschichte verfuhr; statt wirklicher Gestalten, den Leser nicht selten mit Harnischen, mit Flittern, mit geistlosen Pfauen-Federn, mit einem blofsen Luxus von Garderobe abzufinden wufste. Wo blieb hier oft auch nur die *Idee* der Erzählung, um nach den *Ideen* erst gar nicht zu fragen. — Der fade, der ordinäre Leser liest überhaupt *nie* ein Buch zweimal. Der gebildete, der gedankenfähige könnte ein geistreiches Buch immer wieder lesen. Wer also liest überhaupt noch ein ideenloses Buch zum zweiten Male? —

Und doch, der *historische Roman* als solcher ist nicht Schuld an dem Allen. Im Gegentheil. Der Dichter, welcher dieses Genre unternimmt, befindet sich in einer beneidenswerthen Stellung, hat eine der reichsten Aufgaben zu lösen. Seine Stellung entspricht im Dichten der des Philosophen im Denken, welcher daran geht, die Philosophie der Geschichte zu bearbeiten. Wie uns dieser die Geschichte *zumal* überschauen läfst, wie er uns alle die unzähligen Data, diese labyrinthischen Fäden von Einzelnheiten, die den Historiker so vielfach beschäftigen, nur in verkürzter Zeichnung bringt; so dafs es alles da ist, als wäre es nicht, da es in der That bereits gestorben; wie er uns dafür aber auch verklärt die *Geister* vor Augen stellt, welche handelnd das Ganze ewig vollbringen, das Gesetz, nach dem sie es vollbringen, die *Gedanken*, welche die Geschichte machen, das, was auch noch bleibt, in das Ganze *eingebaut* bleibt, es integrirt, wenn auch die Zeit des bestimmten Jahres, ja des Jahrhunderts vergessen werden sollte, kurz: *diese Allgegenwart der geschichtlichen Wahrheit;* so soll uns der Dichter des historischen Romans über alle Einzelnheiten der gewöhnlichen Wirklichkeit so viel wie möglich hinwegheben, wenigstens soll er auch sie in schöner Perspective verkürzen, das blofse Kehrwieder des täglichen Lebens, diesen regelmäfsigen Ablauf der äufserlichen Geschichte zwar verdecken, aber er soll das alles uns nicht verachten lehren, sondern es uns als Träger erkennen lassen eines höheren Geschehens, einer bleibenderen Welt, und vor Allem einer entfesselten *Schönheit* und ewigen *Harmonie*. —

Wie der sinnige Maler, um die schönsten Modelle für seine Kunst zu finden, nicht erst die Wirklichkeit zu entfernen, nicht immer erst künstliche, ausgesuchte Zusammenstellungen zu unternehmen braucht; sondern wie er im gemeinsten Alltagsleben, oft in dessen harter Armuth und Noth, selbst Qual, die herrlichsten Situationen, die idealsten Momente entdeckt, dafs er nicht genug solcher *Erfindungen der Wirklichkeit* zu Papier bringen kann, und seine Kunst jetzt die des blofsen *Sehens* und *Copirens* ist; so wird in noch unendlich weiterem Umfange — da ihm eben die Allmacht des *Wortes* dient — der Dichter des historischen Romans *das Geschehen des wirklichen Lebens* so zu fassen, so sinnig zu betrachten, zu malen, zu gestalten wissen, dafs wir aus dem, was er giebt, ersehen, wie das *Leben selbst* überall Poesie spendet, ja als Ganzes, in seiner Unendlichkeit, die kühnste, die göttlichste der Dichtungen ist, indem es seinen eigentlich *immer* originellen Inhalt (den Menschen nie so verpfuschen können, dafs die göttliche Genialität nicht unsterblich zurückbliebe zu weiterer Zeugung) stets bemüht ist, auch in der *angemessensten Form* herauszustellen. Dies ist das eigentliche *punctum poeticum* im Leben, in der Wirklichkeit. Denn — setzen wir mit Recht des Künstlers *höchstes* Gelingen in diese gegenseitige Durchdringung des Gedankens und seiner Form, und bleiben die Meisten eben darin zurück; so ist das Leben schon an und für sich, durch den Gott, der es schafft, jene Durchdringung selbst, indem es die Erscheinungen, trotz aller Lüge und Verstellung des menschlichen Willens, immer *nur* das sein läfst, was ihr *Inhalt* ist. Bringt das Leben nun wirklich noch grofse Gedanken, erhabene Charaktere, aufserordentliche Gelegenheiten, bringt es das Pathos, welches jedem energischen Handeln sich von selbst bereitet, bringt es den Blitz des Genies, die Kämpfe, in denen die Einzelnen mit Einzelnen, die Völker mit Völkern begriffen sind; so entsteht eben jenes grofsartige Schauspiel der Geschichte, dessen poetischen Verlauf als Erzählung und vermittelte Handlung der Dichter des *historischen Romans* darzustellen hat; so dafs er, bei glücklicher Bewältigung, Epos und Drama uns ersetzen kann. —

Gehen wir nach solcher Orientirung zu unserem vorliegenden Romane über, so wird uns sein *geschichtlicher* Boden und Charakter bereits durch den *Titel* angegeben. — Der Gegenstand, schon an sich ergiebig und neu, dürfte auch in so fern sehr glücklich gewählt sein, als die geschichtliche Zeit, in welche er fällt, mit ihren Spannungen zwischen Alt und Neu, zwischen Kirche und Staat, und besonders zwischen Confession und Confession, mit ihren revolutionären Gährungen ohne Gleichen, noch nie so durchaus wiedergekehrt ist, als in unseren Tagen; weshalb man denn jene Zeit für denjenigen, der sich auf solche Beobachtungen versteht, in der That eine Luftspiegelung unserer Gegenwart nennen könnte. —

Das Ganze unseres Romans zerfällt in sieben Bücher: 1) *der schwermüthige Kaiser*; 2) *Thomas Müntzer in Allstedt*; 3) *die zwölf Artikel*; 4) *Bauernkrieg*; 5) *Thomas Müntzer's christliches Reich in Mühlhausen*; 6) *Luther's Frühlingsreise*; 7) *Thomas Müntzer's Schlacht und Ende*. — Gerade *diese* Eintheilung ist unseres Erachtens sehr zweckmäfsig getroffen. Sie ergiebt sich aus der Geschichte, und gewährt dem Leser sogleich für die durchgeführte Entwickelung eine gewisse Uebersicht und pittoreske Abrundung, indem sie durch solche Umrahmung die einzelnen historischen Begebenheiten als einzelne Bildchen von einander abscheidet, durch diese verheifsende Mannigfaltigkeit spannt, und doch den genauen Zusammenhang dieser einzelnen Scenen sogleich hervorhebt, indem gerade der *Bauernkrieg* in so fern die richtige Mitte bildet, als er die ganze Breite der Handlung, den ganzen Procefs sowohl steigert, als zu Ende führt. —

Der Anfang versetzt uns sogleich in jene oben angedeutete, merkwürdige Stimmung der Zeit. Bauersleute sehen wir auf dem Wege zum Kaiser, um ihm manche Bitte vorzutragen, manche geheime Bedrückung vielleicht sonst noch an's Herz zu legen. Wir befinden uns am Rheine. Der Kaiser hat sich hier, kränklich wie verstimmt, auf ein Schlofs zurückgezogen. Wie der Verfasser an vielen Stellen des Buches die Darstellung so lakonisch gehalten hat, dafs wir dadurch zu manchen Nebengedanken veranlafst werden, was immer schon den Leser in eine angenehme Erregung versetzt; so könnten wir auch in den Namen zweier dieser Landleute, Vater und Tochter, *Michel* und *Micheline*, an den berüchtigten Erbfehler unser Aller, an den *schlafenden* John Bull unseres Volkes, an den bekannten, *deutschen Michel*, denken, den die sonst so wackeren Leute sogleich bestens repräsentiren. Ja selbst wenn der Verfasser beim Namengeben hieran nicht gedacht haben sollte, so wäre das Hervorgehobene seinem Werke dennoch als prägnante Schönheit anzurechnen, denn wie kann sich der Producirende alles dessen bewufst sein, was er des Guten und Treffenden giebt! Genug, diese hier gleich sich ankündigende deutsche Michelei läfst schon voraus sehen, dafs sie wieder bei den vielen Worten, die sie macht, und bei all' der Ehrlichkeit und Tapferkeit, die sie beweist, übertölpelt werden dürfte. — Das Gespräch dieser Bauern ist derb und naturwahr ausgeführt, nur dafs hie und da vielleicht etwas zu Altklügelndes störend dazwischen tritt. —

Wir bekommen es in dem Weiteren sehr bald zu empfinden, wie empörend, wie unmenschlich in der damaligen Zeit noch immer mit dem gemeinen Manne umgegangen wurde, beim Auftreten Olympia's und des Grafen Helfenstein. — Maximilian's Schwermuth und Unstetigkeit ist wohl motivirt. — Wie es des Menschen Gröfse, aber auch wieder seine *Endlichkeit* ist, in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft reflektirend zu leben, in dieser durch *Getheiltheit* bedingten Allgegenwärtigkeit; so mufs hier selbst auch *der* Mann, welcher die *neue* Zeit mit heraufbeschwören hilft, je mehr er selbst die *alte beschliefst*, desto mehr den ungeheuern, nicht zu bewältigenden Alpdruck des Kommenden fühlen; er mufs sich sträuben gegen alle diese Umwälzungen, gegen dieses Zusammenbrechen alles Bisherigen, gegen dieses verzweifelte Toben der Leidenschaften; er mufs sich sträuben aus Menschlichkeit, und weil *er* zunächst das *Alte* vertritt. So ist es stets und so ist im Grunde ein Jeder. Nur die Fanatiker verkennen diese humane Schwäche des einzelnen Menschen. In solchem Sich-Sträuben und doch unwillkürlichen Befördern, in solchem Verzögern und Beschleunigen vollbringt sich die Weltgeschichte. So ist auch Maximilian gezeichnet. Er steht am Abende seines Lebenstages, er hat hinter sich die Vollendung glorreicher Werke, aber er ahnt, was *er nicht* mehr vermag, wo *sein* Tod beginnt, die alte Zeit ringt in ihm mit der neuen, und *will* nicht sterben, und *mufs* doch sterben, und dieses treibt den edlen Kaiser von Grübelei zu Grübelei, von Schlofs

zu Schlofs, vom Leben zum Tode. — In der Art und Weise, wie sich Maximilian gegen Matthäus Lang ausspricht, finden wir zu viel *moderne* Elemente, namentlich S. 41., wo es beinahe so klingt, als wäre an den Kaiser das Gesuch einer Constitution in *unserem* Sinne gerichtet worden, und er mache nun, den Bittenden gegenüber, den Vertheidiger seiner Rechte, den Vertheidiger absoluter Monarchie. Kurz, wir sehen uns in die neueste Zeit versetzt, aber viel zu ernst, daher viel zu unwahrscheinlich für Maximilian und seine Zeit, ohne allen Lakonismus, zu dem auch der Kaiser viel zu melancholisch und aufgeregt ist, der aber allein hier wieder alles hätte gut machen können. —

Wir befinden uns bald darauf mitten in einer Berathung der Bauern, wo es nichts weniger gilt, als den Ausbruch eines Aufstandes gegen Fürst, gegen Adel und Pfaffenthum. Die derbe, eben so mutterwitzige als einfältige Bauernnatur ist vom Verf. lebhaft aufgegriffen und wiedergegeben in den Reden, die nun abwechselnd gehalten werden, wo denn zunächst der Schmied, eine geheimnifsvolle Köhlernatur, unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt, und wo es ein durchaus tiefer, naturwahrer, feintreffender Zug ist, der solchen Leuten stets eigen zu sein pflegt, dafs indem sich Schmied und Michel, die früher Verfeindeten, als Eidgenossen desselben Bundes *versöhnen*, das Gefühl in dem sonst keineswegs zarten Michel so aufwallt und durchbricht, dafs er allerliebst komisch zu „heulen" anfängt. —

Diejenige Figur jedoch, welche so eben aus dem Hintergrunde dieser lärmenden Dorfschenke auftaucht, und sich bei den Gästen beliebt zu machen bemüht, um sich nur verdächtiger zu machen, und das Aeusserste zu riskiren, dann aber doch Pfiff und Listigkeit genug besitzt, um sich aus jeder Affaire zu retten, ist der Lanzknecht, den wir unter dem Namen *Lucius* später, wir möchten sagen, als den *ewigen Juden* des Romans — wie er denn auch Jude ist — in einem immer wieder veränderten Rollenspiel auftreten sehen, der aber überall als der Aushelfende, als der deus ex machina erscheint. — *Lucius* ist nach unserem Dafürhalten der *eigenthümlichste*, der *gelungenste Charakter* des ganzen Romans. In *Lucius* blitzt jener wunderlich probate Welthumor des jüdischen Volkes auf, dessen Flamme, wie das Leben der Juden, so oft verfolgt, nie zu löschen, zu ersticken gewesen, sondern überall, ehe man sich versieht, wieder lustig durchgängelt, und sich Nahrung zu verschaffen weifs. Es ist dieses ein Phänomen der Geschichte einzig in seiner Art. Es ist dieses der Stoicismus des Handels und Wandels, der diese Naturen eisenfest macht unter ewiger Gefährdung, der ihnen in der Aussicht, morgen ein Procentchen, ein Profitchen zu gewinnen, das höchste Gut zeigt, Schmerz keinen Schmerz sein läfst und ihnen so immer wieder den süfsesten Lebensreiz beibringt, so dafs sie in dieser unendlichen Zähigkeit, beschimpft und verwünscht, gestofsen und entehrt, gehafst, nie aber übervortheilt, *unvertilgbar* bleiben. Dieser *Lucius*, wie ihn uns *Mundt* mit glücklichsten Farben malt, ist gleichsam schon der Ur-Ur-Aelter-Vater der kommenden Rothschilde — obwohl er hier klein genug beginnt — der daher auch, als Prototyp unserer Zeit, vor Allem nicht fehlen darf, wo Kaiser und Reich und Papst und Kirche im Kampfe sind; der von unten auf dient, immer dreister speculirt, um später, in kleinen oder grofsen Mafsen, den Staat und die Kirche vielleicht noch zu unterstützen, wenigstens, wo Gefahr ist, ihnen beizuspringen, zu helfen, und so, streng genommen, obwohl stets im Hintergrunde weilend, auf Schmuggel- und Schleichwegen hausirend, Krieg zu führen und Friede zu schliefsen. Und so ist es höchst ergötzlich, in diesem *Lucius* zu sehen, wie der Jude zu *allen Zeiten* schon *Jude*, und *darin* eben der *ewige Jude* ist, dafs er der nicht gewollte und doch unentbehrliche wird, und dafs er als dieses Haus Israel und Juda, dem die Geldmittel nie ausgehen, in dieser blanken, finanziellen Baronschaft auf eigenem Fufs, die weltlichen und die kirchlichen Interessen der laufenden Geschichte geheimster Weise vermittelt. — Beiläufig erlauben wir uns noch die Bemerkung, dafs uns dieser *Lucius* in *einem* Zuge einigermafsen an *Friedrich* in Wilhelm Meister's Lehrjahren erinnert, obwohl wir es unentschieden lassen, ob dieses nun auf jener Zufälligkeit beruht, mit der so oft Aehnlichkeiten von dem einen gefunden werden, wo der andere sie nicht bemerkt, oder ob wirklich ein Familienzug solcher Geistesverwandtschaft da ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung.)

Beachtenswerth dürfte in den aufrührerischen Reden der Bauern noch sein, dafs, wie ähnliche Zeiten immer entweder dasselbe oder Entgegengesetztes hervorrufen, hier in Bezug auf das Christenthum mit Recht gerade das *Gegentheil* von demjenigen anklingt, was wir heute so oft als Beschuldigung vernehmen; dafs, wie sich diese Bauern auf die Bibel, auf das Christenthum in der Forderung der Freiheit berufen, man in unserer Zeit das Christenthum vielmehr anklagt, dafs es unfrei erhalte, indem es die Völker immer mit dem Lohne des jenseitigen Himmels für alles hiesige Dulden abtröste. — Auch der predigerhafte, biblische Grundton ist in diesen Reden ganz und gar angebracht. Es drängt sich hier dem tiefer Blickenden der durch alle Jahrhunderte, durch alle Menschenklassen hindurch wirkende Gottesgeist auf. Aus dem Gemälde eines früheren Zeitabschnittes springt unwillkürlich das Bild des jetzigen hervor. Auch beweisen solche Reden, wie das Volk sie in aufgeregten Zeiten, wie die hier geschilderten hält, dafs das Talent, dafs der Geist eigentlich nie ausbleiben, und auch in der untersten Klasse sich in solchen Katastrophen auf die angegebene Weise geltend machen, indem sich in der *mündlichen Rede* aufserordentliche Kräfte entwickeln. Nur hie und da dürfte der Verfasser für die handelnden Personen doch zu viel Reflexionsfeinheit haben einfliefsen lassen. —

In dem Helden nun unseres Romans, in *Thomas Müntzer*, wird uns auf's Lebhafteste, ohne den geschichtlichen Charakter zu verläugnen, das Wesen des ächten Schwärmers, ja des Fanatikers vorgeführt. Gewifs haben hier, wie der Verf. in der Vorrede auch andeutet, Schriften *Müntzer's* selbst manche Winke gegeben, aber unverkennbar sieht man, wie *Mundt* mit Erfindungsgabe und Geist poetisch zu gestalten vermag. — Das Hauptsymptom des ächten Fanatikers, die Welt einstweilen Welt sein zu lassen, und, mit dem *blofsen* Glauben an *sich*, sich um sich selbst zu bewegen, und sich dabei nur *dadurch* vom eigentlichen Bösen zu unterscheiden, dafs man jene Bewegung, jenen Aufwand von Kraft immer nur unternimmt, um der Welt zu Hülfe zu kommen, sie zu fördern, zu *reformiren*, finden wir in *Thomas Müntzer* excentrisch nach den verschiedensten Richtungen ausgeprägt. Die grofse, die glänzende Anlage, die in dem Manne ohne Zweifel vorhanden ist, bricht in Visionen, in Predigten, in Monologen, in Dialogen, kaum aber noch in den letzten, weil der Schwärmer immer nur sich *selber* sprechen hört, auf's Feurigste, auf's Unwiderstehlichste durch. Die Flammen einer verdrehten Prophetie, einer totalen Antireformation, einer taumelnden, radikalen Weltverbesserung greifen in jener Osternacht, an jenem Ostermorgen, in dem kleinen Studirzimmer des Propheten, vor der stillen Lampe dermafsen um sich, dafs sie fast im eigentlichsten Sinne zuletzt sogar *aus dem Fenster hinausschlagen*, um das kleine Nest von Stadt in Brand zu setzen, um ein Feuer anzuzünden, welches nicht etwa blofs bis Weimar, bis Worms, nein bis Rom, bis zum Weltende reichen solle, indem *Müntzer* äufserst charakteristisch, und gleich seine fanatische Mission der Welt verkündigend, zum Fenster hinausruft: Feuer, Feuer. *Mundt* hat hier durchaus sinnreich das eigentliche Element und Temperament des Fanatismus, das sanguinische *Feuer*, zugleich zum lauten Losungsworte des Fanatikers selbst gemacht. Die Osternacht, aus der das neue Leben hervorgehen, auferstehen soll, ist es also auch hier wieder, wie dort bei Faust, in ihrer vollsten Glorie, in der *Müntzer* zum Morgen, als dem Anfange seiner Laufbahn, sich rüstet, selbst Freund Wagner

tritt auf den Ruf: Feuer, Feuer in *Haferitz*, dem geistlichen Amtsbruder und adorirenden Bewunderer *Müntzer's*, in's Zimmer. Daneben liegt die Wöchnerin, *Müntzer's* Gattin, und gebiert das Kind gleichsam als Hinweis auf das *ewige* Kommen des Göttlichen in's Fleisch. — Es handelt sich ja in *diesem* Fanatismus, wie angedeutet, um das Ungeheuerste, es handelt sich um die Verbesserung der Welt, um die aus Gott, und zwar aus dem christlichen Gott, herzuleitende Ertheilung der *Freiheit* und *Gleichheit Aller*; so dafs wir Deutsche auch in der letzten Parole des Fanatismus das *Früher* vor den Franzosen von 89 aufzuweisen haben, wobei aber wieder in Vergleich mit dem *radikalen* Weltverbesserungsplan unserer Gegenwart sich der Unterschied herausstellt, dafs Müntzer doch noch von Gott, und zwar von dem christlichen Gott aus das neue Evangelium proklamirt, während unsere modernen Speculativ-Radikalen die ungeheuere Reform im eigentlichsten Sinne des Wortes *ohne Gott* ausführen wollen.

Es mufs ein merkwürdiger, jeden Falls tief erregter Mensch gewesen sein dieser *Thomas Müntzer*, nach dem, wie ihn uns hier der Verf. vorführt. Ohne uns auf eine speciellere Betrachtung seines Charakters einlassen zu dürfen, heben wir nur hervor, wie es allerdings von grofsem, psychologischem Interesse und von ungemeinem Effect ist, dafs dieser so überkräftige, leidenschaftlich und selbstgewifs um sich tobende *Müntzer*, der, in seinen Contemplationen und Visionen über sich, es gewifs für eine Schmach hält, ihn mit *Luther* auch nur entfernt zu vergleichen, der im Gegentheil über *Luther* zu triumphiren gedenkt, indem er eben mit dem Blitz einer *deutschen Messe* jenen Weltbrand stiften will bis nach Rom, bis an der Welt Ende, dafs, sagen wir, dieser gewaltige *Thomas Müntzer*, der sich auf die Citation, nach Weimar zu kommen, freudig, trunken von der Gewifsheit seines Sieges und der Herrlichkeit seiner öffentlichen Disputation vor dem Kaiser, den Fürsten und Cardinälen, vor Reich und Kirche, *selbst* noch Abends spät das Pferd sattelt, um nur schnell hin zu gelangen, dafs dieser nun plötzlich in sich zusammenbricht, gebrochen an sich augenblicklich fast irre wird, als er in das *stille Weimar* einreitet, nicht beachtet, viel weniger empfangen, statt des schon seiner harrenden Volkes *leere Gassen*, statt der von den Grofsen erfüllten Sitze nichts findet, als einige Domherren und andere Herren, die ihn wie einen ganz gemeinen Delinquenten in's Verhör nehmen. — Es ist dies ein Zug von aufserordentlicher Wahrheit und Schönheit, wo wir denn aber sogleich die Gewifsheit erhalten und erhalten *müssen*, dafs *Müntzer*, der solcher Demüthigung *erliegt*, nicht die *wahre*, die *gesunde* Gröfse besitzen könne. —

Weiter spricht es freilich die tiefste Originalität in *Müntzer* aus, was gewöhnliche Theologen natürlich in ihrer gedankenlosen Weise als Blasphemie abfertigen müssen, dafs er glaubt die Entdeckung gemacht zu haben, Gott könne in seinem oft zu ruhevollen Zulassen *gezwungen* werden, hervorzutreten, zu handeln, gleichsam durch Aufsässigkeit, durch Zorn, die man gegen ihn äufsert; ein durch und durch fanatisches Moment in *Müntzer*, was aber eine der geheimnifsvollsten Verborgenheiten in der menschlichen Natur zur Sprache bringt, und für das wirklich *speculative* Denken von ungemeiner Ergiebigkeit und Bedeutung ist. —

In *Müntzer's* einmal hervortretendem Verhalten zu *Lucius* ist jene Eigenheit glücklich herausgestellt, dafs selbst der intoleranteste Christ, der geistlichste Zelot, wie einseitig er dem *Ernste* des Lebens zugekehrt sein mag, doch auch wieder dem *Komischen* die Ehre geben mufs, indem er in gewissen Stimmungen seine Lust, sein innigstes Behagen hat an der jüdischen Natur in ihrer nie rathlosen, immer raffinirten Leichtfertigkeit, in ihrem göttlichen Verstandeshumor. Auch ist es an *Müntzer* von sehr komischer Wirkung auf den Leser, wie jener nach seiner Zurückkunft von Weimar nur noch als eine Art *Natur-* und *Winkel*-Doctor erscheint neben dem durch die überstandene, grofse Staatsprüfung auf dem Reichstage zu Worms zu glücklicher Bestallung vorgedrungenen, *wirklichen* Doctor *Luther*, der nun gleichsam docirt und curirt, während *Müntzer'n* das Handwerk gelegt werden soll durch Unterdrückung der Presse, die er sich in einem eigens dazu besorgten Drucker zu verschaffen gewufst.

Der Verf. gewährt uns unwillkürlich von hier aus einen sehr interessanten Einblick in die *Macht* der *deutschen* Presse schon in der *damaligen* Zeit, nachdem sie doch nicht längst erst erfunden war, und wo sie sich doch gleich qualitativ in ihrer Grofsartigkeit zu erkennen giebt, so dafs sie schon damals eine Waffe gewesen, die bei Freund und Feind die ungeheuerste Wirkung ausgeübt, was alles später in an-

Digitized by Google

deren Ländern auch in *weltlicher* Beziehung sich zeigen sollte, aber *verhältnifsmäfsig* doch nie so kolossal mehr, wie damals in der Kirche, und was uns Deutschen heitere Bürgschaft gewähren mag für die Zeit einer *neuen*, grofsen Wirkung der Presse. *Luther* hatte damals in der That mit dem *Worte* der Bibel, mit jenem gefundenen *Worte* des Prologs zum Johannesevangelium, auch das *Wort überhaupt* durch die Presse befreit und in die Welt geschleudert, so dafs dieses *Wort* auch das *eigentliche* Feuer war, an dem er die Bannbulle verbrannte. *Guttenberg erfand* die Presse, *Luther* erst *bediente* sich ihrer. Ueberhaupt ist es erstaunenswerth, welch' eine Fruchtbarkeit sich damals allein schon im *kirchlichen* Leben von Deutschland aus zu entwickeln vermochte, eine Fruchtbarkeit, die sehr häufig, in Vergleich mit den *weltlichen* Debatten, welche *uns* jetzt bewegen, viel zu gering angeschlagen wird. —

Einen komischen Gegensatz zu dem überernsten, am Pathos seines tragischen Schicksals schwer tragenden *Müntzer* bildet der Pastor *Ring*, obwohl der eigentliche Gegensatz zu *Müntzer* auf dem Gebiete des Fanatismus erst in *Pfeifer* erscheint. *Ring* dagegen mildert den furchtbaren Ernst *Müntzer's*, welcher zu tausend Opfern der Grausamkeit und des eigenen Martertodes bereit ist, durch die lächerlichste Verrücktheit. Wie es sehr charakteristisch für die Hauptaufgabe, für die Grundidee unseres Romans, den *Fanatismus*, ist, dafs fast jeder hervortretende Charakter *diese Idee* repräsentirt, indem er seine eigene *fixe Idee* hat, so trägt Pastor *Ring* solche Idee in seinem ewigen *Phantasiren von Troja* gleichsam als den zu rettenden Anchises auf dem Rücken, worüber aber dieser fromme Aeneas im Getümmel den Verstand verliert. *Müntzer's* Pathos dagegen erreicht da den schönsten und idealsten Ausdruck, wo er im Gespräche mit den Seinigen seines Aufenthaltes in Rom gedenkt, und *seinen* Schmerz, *seine* Zukunft sich abspiegelt, indem er den endlosen Schmerz in der Gruppe des *Laokoon* zergliedert. —

Von den anderen Nebenfiguren bis zum christlichen Reiche *Müntzer's* in Mühlhausen, als dem eigentlichen Wendepunkt der Geschichte, erwähnen wir an dieser Stelle nur des *Hans Zeyfs*, des Herzogs *Ulrich* und des *Wendelin Hipler*. — *Hans Zeyfs* ist ein behaglicher, spafsiger, ächt mittelalterlicher Charakter, wie sie in Nürnberg, und zumal in kleineren deutschen Städten, vielleicht sogar jetzt noch, anzutreffen sind, und wie sie, namentlich beim Beginne des damaligen, neuen Zeitalters, immer noch nachkommende Spärlinge und Spätlinge des früheren waren. — Dagegen ist Herzog *Ulrich* einer jener Mächtigen, das Leben cavalièrement, genufssüchtig und gewissenlos vertändelnden Grofsen, wie sie in jener Zeit durch schändlichen Druck und tyrannischen Eigenwillen das arme Volk bis zur Empörung aufgestachelt hatten; Menschen, die auch heute noch durch ein wenig persönliche Tapferkeit und ritterliche Rauflust alle anderen Tugenden ersetzen zu können wähnen, an denen sie bar sind. Auch dieser *Ulrich* hatte früher vielfach dazu beigetragen, die Geduld der ehrlichen Bauern auf die Probe zu stellen; er kommt so eben aus der Schweiz, um sich mit Hülfe einer Abtheilung Bewaffneter und der zu gewinnenden Bauern wieder zum Herrn von Schwaben zu machen, und trägt alle die heuchlerische, zungengewandte Zweideutigkeit an sich, welche, ächt aristokratisch, sich sogar der Freiheit und Freundlichkeit bedient, um für sich einzunehmen, aber auch in solcher ausbietenden Freiheit unverschämt roh ist, das arme Volk gleich Jagdhunden zu koppeln, so wie denn auch *diesem* Herrn, nach Art seines Gleichen, am Ende des vorbeiziehenden Trosses eine ganze Koppel Hunde folgt, denen natürlich Sängerinnen und Tänzerinnen nicht fehlen. — *Wendelin Hipler* endlich ist eine durchaus resolute, untersätzige, lang still und arbeitsam für sich hinlebende Natur, mit vielem Spürsinn, viel praktischer Fähigkeit versehen, die nun aber, seitdem sie beleidigt worden, seitdem sie einmal grollt, und sich die Rache in den Kopf gesetzt hat, auch sich selber Wort hält, unsühnbar ist, ihre geheimen Wege geht und sinnt und sinnt, mit anderen beräth, wirbt, sich an die Spitze des Aufstandes stellt und dabei, nie berauscht, nie fanatisch, wie die Anderen, immer weifs was sie will. — In der Unterhaltung des Herzogs *Ulrich* mit den Bauern ist besonders eine gewisse Ruhigkeit bäuerlicher Einfalt, in Verbindung mit tüchtigem Mutterwitz, rühmlichst anzuerkennen, nur dafs ein *Landmann* denn doch, ungeachtet aller durch Poesie gestatteten Idealisirung, überall nicht sprechen wird, wie Vater *Claus* mitunter spricht, z. B. die Worte zu Herzog Ulrich: „heifst das nicht Euer Volk zu plötzlich auf eine schwindelnde Höhe

der Cultur versetzen"? — Das einzige Wort „Cultur", und nun noch gar „schwindelnde Cultur", bringt sogleich beim Leser das Gefühl der höchsten Unwahrscheinlichkeit hervor. Auch weiter unten, S. 229 Bd. I. ist die Rede des Bauern, in der das Stichwort immer der *Witz* ist, viel zu *witzig* in dieser Art, als dafs solcher *Witz* nicht im Munde eines Bauern *Aberwitz* werden sollte. Ueberhaupt ist die Sprache der Landleute in unserem Werke, obwohl im Ganzen naturwahr und treffend, doch auch wieder hie und da, wir möchten sagen, zu *hochdeutsch* gehalten. Um uns mit Herrn Herzog *Ulrich* aus dem Grunde bekannt zu machen, hat der Verf. sehr wohl gethan, uns auch die schon erwähnte, bei der Bagage des Heeres nachfahrende Künstler-Wirthschaft vorbei defiliren zu lassen. Denn wie sollten solche Herrn, wie Herr *Ulrich* einer ist, ohne dergleichen Sängerinnen und Tänzerinnen, zu verschiedenen Functionen *zugleich* abgerichtet, existiren können? Haut gout. Wir verstehen den Verfasser, und loben ihn für seine Ausmalung. —

Sehr gelungen hat ferner der Verf. in dem ganzen Passus über die *zwölf Artikel* unsere Zeit mit in diesen Rahmen gefafst. Wie das Volkslied, wie das politische Lied — und *beide* sind *verwandter* und innerlichst *einiger* als viele vermuthen — oft plötzlich erwacht, wie der Lerchenruf hoch unter dem blauen Himmel plötzlich aufschlägt; so ist es allerdings auch häufig mit jenen kleinen Schriftchen beschaffen, die im Volke cursiren, bis auf unsere Tage. Niemand weifs woher, von wem dergleichen kommt, es ist da, weil es da ist, weil es kommen *mufste*, weil es noch einen *Gott* in der Geschichte giebt. So auch ist vieles in unserm Werke da, weil es da ist, die Kritik darf es nicht einmal aussprechen, *was* eigentlich da ist, denn es ist nicht erlaubt, und man würde plump gegen den Verf. sein, wenn man es thäte; aber es ist da, und das ist die Hauptsache; es ist lakonisch zur Sprache gebracht bis auf jenes Verleihen von Titeln, mit denen der jämmerliche Herzog *Ulrich* alles gut und ungefährlich machen will S. 256, Band. I. —

Wir können im Weiteren uns kürzer fassen, da wir unseres Erachtens die erforderlichen Gesichtspuncte für unsern Roman bereits hinlänglich angedeutet haben. — Fast unangenehm hat es uns berührt, dafs die Scene des Zusammenseins des Grafen *Helfenstein* mit seiner Gemahlin *Olympia*, vor der Schlacht, einigermafsen so gehalten ist, als sollten Hector und Andromache uns hier geschildert werden, um so mehr, als später auch noch sogar die Wärterin das gräfliche Kind dazu bringt; so dafs man ordentlich meinen könnte, der früher erwähnte, treffliche Pastor Ring treibe auch *hier* wieder seinen trojanischen Teufelsspuk im Verborgenen. Glücklicherweise macht noch, als die Noth der Trennung, bevor es in die Schlacht geht, am höchsten ist, der Narr einen klugen Strich durch diese ganze Homerische Rechnung. —

Das Leben im Bauernlager wird uns Band II., S. 105 in seiner ganzen, lustigen und Uebermuth übenden Weise vorgeführt. Klöster und Burgen werden demolirt, die Wachfeuer lodern, die Bratenwender drehen sich, die Böden der Weinfässer werden zerschlagen, die grofssprecherische Bravour, welche sich auf *künftige* Thaten beruft, wird lächerlich überboten von dem *gegenwärtigen* Appetit zu Speise und Trank; überall herrscht ein munterer, braver, ausgelassener Humor, nur dann und wann finden wir, dafs diese Bauern und Kleinbürger viel zu viel reflectiren, viel zu sehr sich in schönen Sentenzen ergehen. Dennoch rundet sich das Ganze wieder zu einem heitern, reichen, genrebildlichen Gemälde ab. Es herrscht in diesem ganzen Treiben und Haranguiren und Scharmützeln, bevor man den Feind noch sieht, bis auf Trommelschlag und wackelnden Paradeschritt und schlecht militärische Haltung und vermuthliche Wohlbeleibtheit mancher Figuren, jene ergötzliche Naivetät der Selbstgenügsamkeit auf niederländischen Bildern, jene oft in's Lächerliche spielende Art eines aufmarschirenden, von kreischenden Stimmen commandirten Landsturms, zu grofsem Leid und Kopfschütteln des soldatisch geschulten Ritters *Florian Ulrich*. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt.

(Schluſs.)

Wir gestehen, daſs die Seite 119, Band II. vorkommenden „Rothenburger Verhältnisse" fast den Eindruck eines sinnreichen Anagramms, einer witzigen, vom Verf. bezweckten Amphibolie auf uns gemacht haben. Es klopfen diese „Verhältnisse", wenn man aus der neuesten Geschichte nur den *verwandten* Namen dazu zu finden weiſs, stark mit Schicksalsschlägen an die Thür unserer Gegenwart. Wir meinen besonders die mit passender Schlichtheit verlautende Stelle: „Meine Herren und Freunde, die rothenburgischen Verhältnisse sind in der That die belehrendsten, welche wir in der letzten Zeit anzuschauen gehabt". —

Obwohl unser Autor überall das *geschichtliche* Element vorwalten läſst, und sich so viel wie möglich jeder Ausschmückung enthält, welche durch poetische Einschiebungen und Einzelnheiten etwa erreicht werden könnte, so durfte er doch allerdings, eben weil er doch auch nicht *bloſse* Geschichte geben wollte, namentlich seinem *Helden* Vorzüge beilegen, die er in der gemeinen *Wirklichkeit* vielleicht nicht gehabt, die aber in dem *Ideal* des Fanatikers liegen. Ohne solche Idealität ist ja überhaupt kein *poetischer* Effect zu erreichen, und so darf es dem Verf. nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daſs er den Kreis der Wirksamkeit *Müntzer's*, nachdem er von jener Demüthigung zu Weimar sich wieder erhoben, in's Ungemessene erweitert. Es muſste von jetzt ab *Müntzer's* fanatische Begeisterung noch stärker angefacht sein durch das *doppelte* Unrecht, welches er nach seinem Dafürhalten jetzt zu sühnen hatte, das Unrecht an dem *Volke* und das Unrecht an *ihm selbst*. — Demgemäſs wird uns nun auch *Müntzer* vor Augen gestellt. Er erscheint uns von dieser Zeit an gleichsam als das Gewissen Aller, wenigstens als das Gewissen der sich selbst zerfleischenden Zeit, da ja auch *wirklich* in ihm eine Art *Nemesis* auftrat für die unverantwortliche Schmach, die dem armen Volke von Seiten der Groſsen seit lange zugefügt worden. *Müntzer* ist von jetzt ab zergangen in die Unsichtbarkeit, in die geisterhafte Allgegenwart einer dämonischen Macht, man weiſs nicht, *wo* er ist, man weiſs nicht, *was* er bezweckt, man *weiſs* es aber, man *fühlt* es *täglich*, *stündlich*, *hier*, *da*, *dort*, *daſs* er wirkt, *daſs* er zugegen ist. Man vergleiche in unserem Romane Band II, S. 119 u. s. w. „Man lauert ihm auf allen Wegen und Stegen auf, um ihn zu fangen", heiſst es. — Wer aber *kann* den Geist *fangen?* Das ist ja eben das Uebergewicht, das groſse Voraus, was *Müntzer bis dahin* noch hat. *Das* ist der Segen, der auch auf einem *unterdrückten* Volke immer noch ruht, *das* ist seine Ueberlegenheit, daſs es noch *Geist* besitzt, welcher dem Gegner, da jener als *Geist* nicht zu fangen ist, immer wieder viel zu schaffen machen, ja den Gegner vielleicht vernichten wird, und zwar um so sicherer, als der Gegner nicht *auch* der *Geist* ist. — So lange daher *Müntzer* auch in unserm Romane so als *Geist* wirkt, ist er im Vorwärts-Schreiten begriffen, ist er nicht zu erreichen, nicht einmal auszuspüren; erst als er verblendet genug ist, von Mühlhausen aus sich ein *sichtbares* Reich Gottes, ein Reich der Freiheit und Gleichheit zu stiften; als er sogar mit äuſseren Kräften, mit rohen Heeresmassen wirken will, und als er noch gar mit demjenigen Gemeinschaft macht, der auch insofern sein Gegensatz ist, als er *nicht* den *Geist*, sondern die derbste *Sinnlichkeit zügelloser Empörung* und *Grausamkeit* darstellt, *Pfeifer* nämlich; von da ab beschleunigt *Müntzer* seinen Sturz, sein schmachvolles Ende. — In vielen Reden *Müntzer's* und namentlich in der Art, wie er in Mühlhausen in solchen Reden mit dem Volke verkehrt, wird man für

unsre Zeit unwillkürlich an La Mennais erinnert, und an die Studien, die Mundt an La Mennais' Persönlichkeit in Frankreich zu machen wohl Gelegenheit gehabt. —

Der dritte Band unseres Romans endlich führt uns in eine ganz andere Umgebung, in eine Episode, welche von der sich verjüngenden Natur des hervorbrechenden Frühlings gar anmuthig getragen wird. *Luther* ist so eben Willens eine Reise anzutreten, zu der ihn *Müntzer's* immer bedenklicher werdende Unternehmungen und Aufwiegelungen antreiben. — Es ist für das zarte, gewissenhafte Walten pflegender Menschenliebe, ob um geistiges oder leibliches Wohl besorgt, gewifs kein schöneres Bild zu ersinnen als das eines Hirten, als das eines Gärtners. Wie tief und sinnig ist das Bild vom Hirten in den Büchern des neuen Testamentes angewendet und durchgeführt worden, und wer denkt nicht, was den Gärtner betrifft, an jenes ewige Musterstück in *Shakespear's* Romeo und Julie, wo der Ordensbruder Lorenzo eben beim ersten Dämmer des frischen Morgens seine Zelle verlassen will, um hinauszugehen nach Blumen und Kräutern. —

Auch *Luther* erscheint uns hier als *Gärtner*, der, wie er von seinen lieben Blumen nicht lassen kann, nun er verreisen mufs, mit seinem alten Diener Wolfgang noch mit Giefskanne und Spaten hinausgeht, nach diesem und jenem Pflänzchen noch einmal zu sehen, und alles zu erquicken. — Wie uns hier *Luther* selbst eben so kräftig und tüchtig und kindlich-naiv vorgeführt wird, wie wir ihn kennen, also auch sein Wolfgang, treu und redlich und ein ächter Kammerdiener, bis auf den Zug, um alles wissen, in allem auch ein Wörtchen mit drein reden zu wollen. Später treten noch *Melanchthon*, seine Frau und *Katharina von Bora* auf, und in dem Gespräche, welches sich hier entwickelt, heben wir besonders die sehr gelungene Diction in *Luthers* und *Melanchthon's* Reden hervor, in denen dann auch jener eigenthümliche, geistlich-geistreiche Rhythmus der Wortfolge hervorklingt, der eben sowohl die Bekanntschaft dieser gelehrten Herren mit dem Griechischen verräth, als er leise und nicht unangenehm in die moderne Beredsamkeit hineinspielt, wie sie in neuerer Zeit besonders von *Schleiermacher* ausgebildet und fast *geschaffen* worden in seinen Predigten und zumal in der Weihnachtsfeier, was aber, wie bemerkt, hier in so unscheinbarer, vorsichtiger Beimischung gebraucht worden, dafs es durchaus nichts Störendes hat. Nur die *ganze* Art und Weise dieser sonst durchaus würdigen und geistvoll gehaltenen Geselligkeit hat uns denn doch etwas zu Weltliches, der *jetzigen* Bildung Abgelauschtes, als dafs wir uns ganz einverstanden zeigen könnten. —

Das siebente Buch endlich versetzt uns wieder zu *Thomas Müntzer* nach Mühlhausen. Wir gewahren alsbald, wie alles mit *Nothwendigkeit* seinem Ende entgegeneilt, da unter *solchen* Häuptern wie *Müntzer* und *Pfeifer* keine Einigkeit von Dauer sein kann, um so weniger, als der letzte dem gedankenlosesten Eigensinne, der niedrigsten Unabhängkeit und Grausamkeit huldigt. Es entsteht eine Fraction, und bald wird denn auch bei Frankenhausen alles so ausgefochten, oder eigentlich von Seiten der Bauern nur verscherzt, und durch die unmännliche Feigheit und den dümmsten Aberglauben so verdorben, dafs zuletzt *Pfeifer* und *Müntzer* dem Schaffot überliefert werden, wie es denn aus der Geschichte bekannt ist. —

Wir fürchten sehr, eine gewisse Kritik unserer gegenwärtigen Literatur wird in ihrem Urtheil über den vorliegenden Roman sehr ungerecht sein, und seine wirklichen Schönheiten, wie seinen rein gegenständlichen Gehalt nicht erkennen oder vielmehr nicht erkennen *wollen*. Und zwar *diejenige* Kritik, welche, ungeachtet alles Renommirens mit dem Liberalismus, heut zu Tage das servile Echo eines übersättigten, der Aufstachelung bedürftigen Publicums ist, oder, *wenn* selbstständiger, doch in eine so politische Gereiztheit, in eine so speculative Selbstanbetung zerfahren, dafs ihr nichts mehr gilt, dafs sie in allem nur den Verderb und den Abfall erblickt, wo sie nicht das blofse Organ *ihrer* Parteiangelegenheiten, den stärksten Ausdruck *ihrer* ephemeren Tendenzen findet. — Diese Kritik wird gerade in demjenigen den Rückschritt und die Charakterlosigkeit unseres Werkes sehen, was unseres Dafürhaltens sein Fortschritt und sein Hauptverdienst ist, wir meinen die überaus grofse *Einfachheit* und die anspruchslose *Objectivität*, mit denen hier alles bewerkstelligt ist. — Nachdem die moderne Literatur gerade auf dem Wege des Subjectiven zu grofsen Vorzügen, besonders im Style, in der Form, gediehen ist, bis zu jenem Glanz und Luxus, der schon wieder bei der Ueberladenheit und der Geschmacklosigkeit angelangt,

eine Folge des ewigen Schreiens nach Emancipation; so haben sich offenbar die besseren und besten Schriftsteller der gegenwärtigen Periode davon überzeugt, wie sehr eine gewisse *Selbstzügelung* und *Vereinfachung* der Form noth thue, statt des endlosen, kritischen Raisonnements die Thätigkeit des objectiven *Producirens*. Wir erleben daher gegenwärtig die erfreuliche Erscheinung, dafs sich viele dieser Schriftsteller von jeder *Manierirtheit* der Form, der auch *sie* bereits nachzugeben begannen, in kurzer Zeit möglichst los gemacht haben, um frei von der tonangebenden Coterie und Schule zunächst ihre Eigenthümlichkeit und die Sache selbst zur Darstellung zu bringen. Schon das Durchbrechen einer von Aufsen her dictirten, zur Mode gewordenen Form ist der *erste* erfolgreiche Schritt, um *selbst* zu schaffen, und zu einer *eigenen* Form zu gelangen. Uebrigens mufs jene Thatsache, eine Zeit hindurch den zu grofsen Enthusiasmus, ja den *Rausch* der modernen Schreibart getheilt zu haben, auch wieder entschuldigt werden. Es gehört dazu schon etwas mehr als *gewöhnliche* Literaten- oder gar Gelehrten-Natur. Es gehört dazu schon *Empfänglichkeit* für die Schöpfungen des *Genius* überhaupt, welche Empfänglichkeit zu besitzen Viele sich in Wahrheit nur *vorlügen*. Es gehört dazu harmlose Freude an der unendlichen Bildsamkeit unserer Sprache, an dem Hervortreten immer neuer Lebensgestalten, und vor allem ein leicht vibrirender Schönheitssinn, welcher also noch nicht entnervt für die *Zukunft* ist. — Wie viele eigensinnige, bornirenden Privatstudien hingegebene Literaten, wie viele mit Blindheit und Pedanterie geschlagene Gelehrte giebt es nicht noch in Deutschland, welche nie, auch nur den *geringsten* Lichtreiz der Schönheit empfanden von der grandiosen Darstellungsweise *Hegel's*, und von der *ungeheuern* Wirkung, welche *Hegel's* Werke auf den *deutschen Styl* ausgeübt haben! Jene Leute aber plauderten freilich selbst ihre *Spiefsbürgerlichkeit* aus, indem sie über diejenigen spotteten, welche sich früher allerdings *zu sehr* dem Schwelgen in Hegelscher Form auch in *eigenen* Werken hingegeben hatten. Aber diese waren doch wenigstens die *Sehenden*, die *Begeisterten*; jene aber waren die *Blinden*, die *Schwachköpfe*. — Aehnliches mufs in doppeltem Vorwurfe gesagt werden von den Wirkungen, welche der eigentlich *moderne* Styl der jüngeren Literatur ausgeübt hat. Sie ist wirklich im Style zu etwas *Neuem* gekommen, sie hat darin einen *Fortschritt* auf dem Gebiete der Schönheit gemacht. Die unempfänglichen, polternden Alten schmähten sich selbst im Schmähen. Die Jüngeren, welche auch hier, in der Nachahmung der modernen Schreibart, *schwelgten*, waren zu tadeln, aber sie verriethen doch wenigstens die *Kraft* der *Jugend*, den *Geist*. — Wie sich aber gegenwärtig die durch *Hegel* vollbrachte Sprachumwälzung bereits ohne Sclaverei der blofsen Nachahmer, vielmehr in schöner, populärer Freiheit in Deutschland aufdringt; so ist auch der Styl der Modernen nach allen Seiten hin *frei* geworden, um die wirkliche Errungenschaft *heiterer Eleganz*, entsprechend der jedesmaligen Eigenthümlichkeit und Objectivität, sich entfalten zu lassen.

Je mehr man aber noch *selbst* an die Schule, an die Coterie gefesselt ist, desto mehr wird man den Gewinn für die Gegenwart auf *beiden* betrachteten Seiten verkennen, und indem man tadelt, nur sich *selbst* tadeln. In dieser Beziehung sei denn auch der Verf. unseres Romans auf Vorwürfe, auf die gröbsten Verkennungen, ja auf Verfolgungen vorbereitet. —

Wenn die *Seligkeit* des Schaffens allerdings der unendliche, *göttliche* Segen ist, der jedem *guten* Werke, man kann kaum sagen, auf dem Fufse folgt, sondern es selbst ist, so hat die Welt deshalb, und *eben deshalb*, noch gar kein Recht *spröde* oder wohl gar undankbar zu sein. Denn *Seligkeit* ist noch kein *Lohn*, weil *mehr* als *alles*, und *soll* auch kein Lohn sein. Daher hat die *Welt* einem *guten* Werke immer noch seinen Lohn zu zahlen, *weil* jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, und *weil Gerechtigkeit* sein *soll*, besteht dieser Lohn auch eben nur in der *gerechten Beurtheilung*. — Nun ist das aber sicher oft eine der gröfsten Unmenschlichkeiten und Flachheiten unserer heutigen Kritik, dafs sie, sobald sie von der *Partei* ausgeht, *ohne dafs sie es weifs und zugiebt*, immer schon das Urtheil, durch Vorwegnahme aller Leistungen, fertig hat, *und zwar für alle Zeiten eines Schriftstellerlebens*. Es kommt nur darauf an, ob man den Autor fallen lassen *will* oder *nicht*. Er besitze unleugbar Geist, er sei anerkannt productiv, er lege alle Eilfertigkeit ab, er vermeide alle ihm bisher von der Kritik vorgeworfenen Fehler, er mache Studien auf Studien, er trage seine Werke aus, so lang' er wolle; rückt er damit vor, so kann er, der in Ungnade Gefallene, *sicher* sein, *gegeifselt*, *verworfen* zu werden. Dies — ein

Digitized by Google

elendes Pathos, welches die noch elendere Gesinnung einer durch die *Partei* feilen Kritik dem Schriftsteller zu tragen geben will, was er aber gar nicht tragen *darf*, weil es jeden Falls seiner unwürdig ist; so dafs er es daher ganz und gar zu *ignoriren* hat. —

Und so beschliefsen wir denn unsre Beurtheilung des *Mundt*'schen Werkes mit dem Bemerken, dafs, wenn wir auch *für uns* gewünscht, der Verf. hätte hie und da die *dichterische Licenz* und die *eigentliche Erfindung* noch mehr walten lassen als geschehen, und hätte auch an manchen Stellen noch etwas kühner und ausdrücklicher das *liberale Princip* der Gegenwart, zur Schmach für die Unterdrücker desselben, herausgestellt, wir ihm schuldigerweise für das Geleistete, für die anspruchslose, ruhig gehaltene, *geistvolle* Durchführung seiner Arbeit hiemit unsern *besten Dank sagen*. —

Alexander Jung.

LXV.

Atlante linguistico d'Europa, di B. Biondelli. Vol. primo. Milano, 1841. *Mit Atlas.*

Freudig begrüfsten wir in den Naturforscherversammlungen Italiens, und eben auch in den gegen sie ergangenen Verboten, Zeichen eines *neuen* Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden. Ein ähnliches erblicken wir in dem vorliegenden Buche, dessen Gegenstand dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturgeschichte angehört, der der Sprachen- und Völkerstämme (Linguistik und Ethnographie). Der Verf. hat, nach eigner Aussage mit manchen Aufopferungen, sich die meisten, vorzüglich in Deutschland erschienenen Hülfsmittel dieser Wissenschaft verschafft, und was Mehr ist, hat sie benutzt, um sich ein autoptisches, selbstständiges Urtheil zu bilden. Seine früheren einzelen Abhandlungen über Theile jenes Gebietes in italienischen Zeitschriften sind dem Referenten nicht zu Gesichte gekommen. In einer derselben soll er mitunter kritische Bemerkungen gegen J. Grimm gewagt (wir brauchen diesen Ausdruck unbeschadet unserer Feindschaft gegen jedes αὐτὸς ἔφα) haben; im vorliegenden Buche spricht er nur mit der gröfsten Achtung von dem kolossalen Denkmale, das Jener seinem Volke und sich selbst gesetzt hat, und mit besonderer Wärme von dem Gründer der vergleichenden Sprachwissenschaft in ihrer heutigen Gestalt, Fr. Bopp (z. B. „l'incomparabile grammatica comparativa di F. B., il più profondo cultore vivente delle lingue indiane"). Zu bedauern ist, dafs er ein vorzügliches, mit dem seinen verwandtes Werk noch nicht kennt: Pott's Abh. über den indogerm. Sprachstamm in der grofsen deutschen Encyclopädie. In rein sprachlicher und ethnographischer Hinsicht beschreibt dieses einen weiteren Kreis; wie sich auf den gemeinsamen Feldern die Leistungen beider Gelehrten zu einander verhalten, mufs Biondelli's Fortsetzung lehren. In Letzteres Plane liegt, wie schon hinlänglich dieser erste Band beweist, eine gröfsere Berücksichtigung der Literaturgeschichte; er verspricht sogar ferner „alcuni cenni sulle letterature popolari, e sulla bibliographia dei varii dialetti". Eine gesondere Arbeit, die er in Aussicht stellt, ist eine auf eigenen Forschungen beruhende vergleichende Grammatik der indo-europäischen Sprachen. Er wählt geflissentlich diese Benennung der grofsen Sprachfamilie, die auch Bopp in seiner neuesten Schrift, über die malayisch-polynesischen Sprachen, gebraucht.

Da dieser erste, auch als selbständiges Buch dastehende, Band selbst eine Uebersicht dieser ganzen Familie und darin einen Abrifs des voluminös werdenden Werkes (mit Ausnahme der darin vorkommenden Sprachen *aufserhalb* jener Familie) enthält, dabei aber nicht weniger als 261 Seiten zählt, ohne irgend überflüfsigen Ballast aufzunehmen; so müssen wir diese Epitome möglichst kurz epitomiren und auf eine zusammenhangende Relation verzichten. Der Leser verzeihe, wenn dadurch unsre Citate aus dem Buche sammt unsern wenigen Bemerkungen und Zusätzen ein ziemlich fragmentarisches Aussehen gewinnen. Die grämliche Physiognomie, welche die durch das Bedürfnifs der Kürze in engem Raume zusammengedrängten tadelnden und ergänzenden Notizen unsrer ganzen Anzeige geben werden, ist gerade das Gegentheil des Totaleindruckes, den das Buch wohl auf jeden Freund dieser Studien macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 104.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Atlante linguistico d'Europa, di B. Biondelli.

(Fortsetzung.)

In der Einleitung sind beispielsweise einige Völker genannt, die, obwohl finnischer Abstammung, doch türkische Dialekte reden, unter diesen mit Unrecht die Mordwinen; vgl. u. A. die mordw. Grammatik von v. d. Gabelentz in Zeitschr. f. d. K. d. Morg. II. 2 — deren Verf. die Ausführung seiner vergleichenden Grammatik des „finnisch-tatarischen Sprachstammes" uns nicht lange vorenthalten möge! Biondelli weist bei jenem Beispiele auf eine besondere Wichtigkeit detaillirter Dialektstudien in, über die genealogischen Völkergrenzen hinaus, verbreiteten Sprachen hin, indem die Verschiedenheit der Dialekte mit der der Völkerabstammung zusammenhange. — Einen schönen Traum des Verfs. von einer „unità letteraria europea, dalla quale solo possiamo ripromettercì i più rapidi e mirabili avanzamenti" und für die er einen Grundstein in einem gemeinsamen Alphabete und Schreibungsgesetze erwartet, können wir nicht theilen, so lange andere Schlagbäume, als verschiedene Alphabete, vor dem literarischen Verkehre der Völker stehen.

S. 23 Anm. 3 hält der Verf. der Beschränktheit classischer Archaeologen die Wichtigkeit der „Linguistik" vor die Augen, mit Recht; nicht so aber, wenn er S. 15 von der äufsersten Linken der modernen Schule her sagt: „Chi uvrebbe mai potuto imaginare, cinquant' anni addietro . . ., che quelle poetiche leggende e filosofiche dottrine, delle quali menava vanto la dotto Grecia, altro non erano che *svisate* tradizioni e *corrotte* rimembranze d'una civiltà antica, che, trasportata dalle falde degli Imalai sulle sponde dell'Arcipelago, vi cominciò, sotto vario aspetto, un' èra novella?" Dies Excerpt in der Originalsprache sei zugleich ein Beispiel des Styles. Schade für manchen schönen oder weisen Mund, dafs er statt der Wohllautsfülle der italienischen oder auch der castilianischen Sprache die verkrüppelte Schwester aus Nordfrankreich zur Verständigung mit Menschen aller Nationen gebrauchen mufs!

Mit Recht findet B. in seiner Einleitung auch eine Uebersicht der asiatischen Sprachen der indo-europäischen Familie nöthig. Dafs er aber, wie richtig die georgische, die armenische und ossetische Sprache (S. 15, 54) von jenen trennt, indem er die erstere eine „lingua sui generis" nennt, die zweite näher an die *finnischen*, die armenische und georgische, als an die medo-persischen stellt: darin werden ihm die deutschen Sprachforscher nicht beistimmen, Ref. auch nicht, wenn gleich neuerdings die ossetische Sprache, gleich als schon lange her die persische, *mit Unrecht* in nähere Beziehung zu der deutschen gestellt wird. Offenbar kennt B. auch Petermann's Forschungen über das Armenische noch nicht. Seine Eintheilung der indo-europäischen Sprachen in eilf Familien wird sich aus dem Folgenden ergeben.

1. Familie der indischen Sprachen. Neben der richtigen Form *sanscrita (sanskrtam)* irrig noch *samskrda*, *braminica* (sollte wenigstens *brahmanica* lauten), *devanagari* als lingua divina für die Sprache, statt für die Schrift; und *grandonica*. Tiefer geht eine irrige, wenigstens unklare, Ansicht über die Sprache selbst. Der Verf. glaubt zwar an ihre einstige Verbreitung über die ganze Halbinsel, aber in verschiedenen Dialekten der verschiedenen Stämme. Ob wir schon hier, wie bei jeder Sprache, eine einstmalige Einheit annehmen, so geben wir doch nicht weniger bei gröfserer Verbreitung die Entstehung dialektischer Verschiedenheit*) zu. Aber von da bis zu einer so gewaltigen Umwandlung, wenn nicht Zertrümmerung,

*) Ein alter eigentlicher Sanskritdialekt dürfte der girnarische sein; vgl. Spiegel, Kammavâkya.

Digitized by Google

der Laute und grofsentheils der Flexionen, wie sie schon im alten Prakrit als einem *neuen Tochterstamme* sich zeigt, ist noch ein grofser Schritt. Und darin irrt nun der Verf., dafs er die Prâkrtasprache als absolut gleichzeitig mit dem Sanskrit ansieht und ihre Dialekte als solche der eigentlichen Sanskritsprache; eher möchten wir noch in ganz neuen indischen Sprachen, wie im Bengali, Reste alter eigentlicher Sanskritdialekte suchen. Freilich steht das alte Prakrit, auch wo es schon dem Sanskrit mit entschiedenem Charakter gegenüber steht, diesem immer noch viel näher, als die neuen Prakritsprachen, eben auch noch viel mehr, als die romanischen Sprachen der altrömischen; doch aber sicher ferner, als die alte Romana rustica der cultivirten Schwester. Letztere Gleichung nimmt der Verf. an und geräth dabei in den entsprechenden alten Irrthum: das Sanskrit sei nur Sprache der Gebildeten gewesen. Wenigstens verwechselt er hierbei die ursprüngliche Stellung des Sanskrits mit der späteren, und dehnt vermuthlich auch manche künstliche Bildungen der Composition und noch mehr der Syntaxis in der Literatur auf die lebende Sprache aus, deren Wurzelvorrath, Flexions- und Bildungssuffixe gewifs einst von einem ganzen Volke gehandhabt wurden.

Ueberhaupt mag der Verf. auf diesem Felde weniger zu Hause sein, denn auch die Classification der heutigen indischen Sprachen ist falsch, indem er die Sanskritiden mit den fremden, vorbinduischen Sprachen verwechselt und später nur einen dieser Irrthümer berichtigt; ohne Zweifel findet er später Gelegenheit, sich vorzüglich aus Lassens Schrift über die Prakritsprache über jenen Punct zu unterrichten. Namentlich schweigt er von dem Verhältnisse des Hindustani zum Hindi und schreibt dem Arabischen einen übermäfsigen Einfluss auf Wörtervorrath und selbst Flexion des ersteren zu. Das Vaterland der Zigeunersprache (l. zingarica) stellt er mit Bestimmtheit an das Nordufer des Indus, und verheifst später Näheres darüber zu berichten. Selbst die cingalesische und die maldivische Sprache stellt er zu den prakritisch-sanskritischen; über diesen Gegenstand dürfen wir von Fr. Bopp und vielleicht von Fr. Spiegel bald Aufklärungen erwarten. Des Elù auf Ceylan gedenkt weder Biondelli noch Pott l. c.; vgl. Fr. Spiegel, Kammavâkya; nach Clough Singhalese dict. wäre es das alte Cingalesische, und letzteres gehört nach Rask zu den unsanskritischen Dekansprachen. Von Spiegel dürfen wir bald ein Paliwörterbuch erwarten, ebenso von Brockhaus.

2. Familie der persischen Sprachen. Ihre „primitiva origine indiana" dürfen wir nicht sowohl geographisch verstehen. Die Heimath des Zend sucht er, wie auch Pott, in Baktrien; gerade hier hätte er Bopp's verdienstvolle Leistungen mehr hervorheben sollen. Bei den Citaten für das Altparsische und die Keilschrift vermissen wir Seyffarth*) und vorzüglich den allzufrüh gestorbenen Beer. Das Pehlvi betrachtet er als die ächt persische (arische), nur mit Semitischem gemischte Sprache des alten Mediens; Pott aber als vielleicht skythische, mit Persischem u. s. w. gemischte Sprache der alten Parther, demnach als turanische — ob mit Recht, ist noch sehr ungewifs; hoffentlich setzt Müller in München seine Forschungen fort. — Für die neupersische Sprache wäre die vergleichende Grammatik von Vullers zu erwähnen; bei B., wie bei Pott l. c., fehlt unter den Wörterbüchern das zwar unvollständige, aber immerhin — faute de mieux — brauchbare und in deutschen Versteigerungen manchmal billig zu habende italienisch-französisch-lateinisch-persische von Angelus a S. Joseph. Dorn's und Ewald's Forschungen über die Afghanensprache sind nicht angeführt. Wir mögen kaum *hoffen*, dafs uns durch englische Wiedereroberung Afghanistans neue Kunde über die dortigen Völker und Sprachen sobald zukomme; der Genius der Menschheit blickt mit Thränen des Schmerzes und des Zornes auf die Städteeroberungen der Engländer und die Civilisationszüge der französischen Razzia's. — Bei der kurdischen Sprache fehlen Pott's und Rödiger's Studien.

3. F. der gaelischen und 4. F. der cambrischen Sprachen. Bei der Darstellung der ehemaligen ungeheuern Ausbreitung der Kelten hätten ihre Wohnsitze unter illyrischen u. a. Völkern des südöstlichen Europa's mehr hervorgehoben werden sollen. Interessant sind die Hindeutungen auf Landstriche Amerien's, in denen übergewanderte Kelten heute noch Sprache und Nationalität bewahren. Dabei konnte an uralte Kel-

*) Namentlich auch dessen Untersuchungen über den Ursprung der neuen persischen und arabischen Alphabete aus den alten persischen.

tenzüge dorthin erinnert werden; vielleicht waren Iren die ersten Entdecker America's, lange zuvor, ehe sie England's Tyrannei und andere Umstände zur Auswanderung dorthin drängten. Träumerei aber ist es, wenn man hochschottische Sprache unter nordamerikanischen Eingeborenen sucht; und mit den ursprünglich cymrischen Stämmen unter diesen wird es sich nicht anders verhalten, wiewohl allerneustens Madawgs Colonie in Nordamerica wieder entdeckt sein soll; ein geborener Cymre macht eine Reise, um der Sache auf den Grund zu kommen. — Ohne Zweifel geht der Verf. zu weit, in seiner Unterscheidung obiger beiden Sprachstämme von dem alten Keltischen, wie von einander, auch in seiner Annahme völliger Wildheit und Unbildung der alten Kelten. Es ist keineswegs heute unmöglich, wie der Verf. behauptet, den Zusammenhang der gaelischen (gadhelischen) und cambrischen (kymrischen) Sprachen mit den altkeltischen nachzuweisen; Pott und Ref., bereits längst begonnene Untersuchungen prüfend und erweiternd, haben doch wenigstens die Möglichkeit dargethan. Auch stehen sich jene beiden Familien nicht so ferne oder gar „ferner als Lateinisch und Griechisch einander stehen"; besonders sind bei dieser Vergleichung die *alten* irischen Formen zu berücksichtigen, die auch Bopp hervorgehoben hat, und zu deren Kenntnifs wir in Cormac's Wörterbuche und anderen Resten des Alterthums neue Hülfe erwarten dürfen. Von der anderen Seite, der altkeltischen nämlich, eröffnet sich durch Leo's merkwürdige Erklärung der Malbergischen Glosse (des Salischen Gesetzes) eine unverhoffte Quelle der *grammatischen* und lexilogischen Kenntnifs. Gehören, wie Leo zu erweisen sucht, die Belgen dem gadhelischen Stamme an, so erscheint dieser dann auch auf dem Continente, wo wir ihn lange vergeblich suchten. Wir verwundern uns, dafs der Verf. noch die Belgen (mit gröfserem Rechte noch die Cornuer, doch auch diese nicht mit Sicherheit) den Deutschen zuzählt; aus politischen Zwecken, denen übrigens Ref. von Herzen beistimmt, hat man jetzt in Belgien jene Rococomeinung wieder aufgewärmt. Irrig nach Namen und Sachen sind auch die Angaben des Verfs. über die Vertheilung der lebenden gaelischen Dialekte in Irland und Schottland; ebenso über das Verhältnifs der cornischen Sprache zur wallisisch-cymrischen, als sei jene nur deren Dialekt, während sie doch auch wichtige und zahlreiche Correspondenzen mit der armorisch-britonischen (einige sogar mit der gadhelischen) zeigt, die auch geschichtliche und geographische Gründe ihr nahe rücken. Ein umfassendes cornisches Wörterbuch ist demnächst zu erwarten und wird Stoff zu neuen Feststellungen der Verwandtschaftsgrade gewähren.

5. F. der albanischen Sprachen (l. Albanesi). Vielleicht fällt es auf, die von einem zwar weithin zerstreuten, aber doch nur kleinen Volke gesprochene albanesische Sprache als eine ganze Familie charakterisirt zu sehen. Wir werden aber dem Verf. vollkommen beistimmen, wenn wir erfahren, dafs er damit den, einst vielleicht über den ganzen Südosten Europa's verbreiteten, illyrischen Stamm meint, der wahrscheinlich noch vor dem griechisch-italischen und dem keltischen einwanderte. Noch verzweifeln wir nicht an der Möglichkeit, dafs künftige Forschungen die illyrischen und thrakischen Völker als Einen grofsen Stamm darstellen, und zwar als den ersten der indoeuropäischen Familie in Europa — auf die Gefahr hin, des „Pansanskritismus" angeklagt zu werden. Vor allen Dingen sammelt die Wörter, Namen und Inschriften des „barbarischen" Alterthums, dann vergleicht sie und zugleich die Fragmente der Völkergeschichten bis durch das *Mittelalter* in die heutige Zeit herein! Bausteine zu einem Documentencorpus könnten vorerst in eine ungebundene Zeitschrift zusammengefahren werden. Ref. stimmt zwar dem Verf. bei, wenn er grammatischer Nachwirkungen jenes Stammes in den ostromanischen und der bulgarischen Sprache gedenkt, und hat selbst den postpositiven Artikel dieser Sprachen in einer, übrigens schlechten Jugendschrift: Ueber die romanischen Schriftsprachen, auf diese Weise zu erklären gesucht; mufs aber seinen Zweifel gestehen, wenn Jener *esisco*, *ueriper*, *tuloper* in den Eugubischen Tafeln (letzteres sogar mit Ital. *per tutta* übersetzend) ebenso herleitet und im Lat. *tecum*, *quapropter* u. s. w. eine weitere „rimembranza" sieht. Anders könnte es sich mit neulich aufgefundenen, angeblich Euganeischen, Inschriften verhalten, wenn hier nicht die räthselhaften Liguren näher stünden. Zu erweisen stehen auch noch die „intimi rapporti grammaticali", die der Verf. der albanischen Sprache „colle germaniche e scandinaviche" zuschreibt. Pott hat auch auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, dafs die Etrusker in diese Sippschaft gehören, die er

Digitized by Google

jedoch ganz von der indo-germanischen trennt. *Zufällig* fällt uns bei dieser Gelegenheit der Name einer albanischen Völkerschaft, der Tosken (oder Toxiden) auf.

6. F. der griechischen Sprachen. Die besten Schriften über die Dialekte sind, mit Ausnahme der wichtigen von Ahrens, erwähnt. Der Verf. theilt chronologisch: 1) Altgriechisch mit 4 Hauptdialekten: dem dorischen, aeolischen, ionischen und attischen, letzterem in 3 Perioden; 2) Byzantinisch, von a. 1000—1500; 3) Romaisca oder Neugriechisch. Vorläufig wenigstens sind die Schriften von Friedemann, Henrichsen, Heilmayer, Poppo u. A. über die spätere Entwickelung der griechischen Sprache nicht genannt und vielleicht nicht benutzt; sonst hätte der Verf. wahrscheinlich die dritte Periode weit früher beginnen lassen oder weniger strenge von der zweiten geschieden. Auch hätten mehrere uralte Formen der heutigen Volkssprachen und das noch nicht hinlänglich beleuchtete Lakonische Erwähnung verdient; ohne Zweifel geht der Verf. später ausführlich darauf ein.

7. F. der lateinischen Sprachen. B. scheint die alte Herrschaft der etruskischen Sprache zu weit auszudehnen und dadurch zu der Annahme ihrer Verwandtschaft mit der lateinischen mitbestimmt zu werden. Doch möchten wir diese keineswegs mit Pott entschieden ableugnen; wir hoffen, dafs die aus so viel Gräbern auferstehenden Geister des merkwürdigen Volkes immer deutlicher in der alten Zunge zu uns reden werden, und vielleicht antworten ihnen doch noch mit verwandten Lauten Stimmen aus Kleinasien, die alte Stammsage bestätigend. Glück auf den Aposteln der Wissenschaft in Kleinasien und im Kaukasus! Unter den citirten Italologen vermissen wir Lassen, Lepsius, Lindemann, Döderlein und sogar O. Müller. Aus einer grundfalschen Ansicht dürfte der Satz hervorgehen: die lateinische Sprache habe in ihrer Hauptculturepoche von der griechischen Formen und Endungen angenommen; doch mag B. damit einige bekannte, stets fremdartig gebliebene, Entlehnungen aus der griechischen Declination meinen. Viel auffallender bleibt es uns, dafs der scharfsinnige und gelehrte Grotefend sich, wie es scheint, bis heute noch nicht von einer veralteten und unorganischen Betrachtungsweise der lateinischen Sprache losmachen kann. — Da der Verf. sich speciell mit seiner Muttersprache und vermuthlich mit den romanischen überhaupt beschäftigt hat, so nimmt es uns höchlich Wunder, dafs er, auch schon in dieser Einleitung, das classische Werk unseres Diez, so wenig wie die Arbeiten von Reimnitz, Schnakenburg und das inhaltreiche Buch von Fuchs nennt*). Da er der Dialekte Sardiniens erwähnt, als mit Arabischem gemischt, hätten deren grammatische Eigenthümlichkeiten auch Ansprüche auf Nennung nicht blofs, sondern, wie wenigstens Ref. überzeugt ist, auf eine besondere Stelle unter den aufgezählten romanischen Hauptsprachen begründet. Die Kleinheit des Areals bildet keinen Gegengrund; manche neuere Forscher gehen sogar so weit, in dem eigentlich Sardischen kein Romanzo, nur ein verderbtes Latein zu finden, was uns übertrieben scheint. Ref. behält sich eine Monographie über diesen interessanten Gegenstand vor. Auch sind die langues d'oc noch ausgebreitet genug, um so gut, wie die rhaetoromanische Sprache, ihre Stelle einzunehmen; wir wollen darum letzterer das Recht nicht nehmen, nach ihrem Inhalte, wie nach ihrer geographischen Stellung, ein Mittelglied zwischen jenen und den italienischen zu heifsen. Dann aber dehnen wir ihr Gebiet auch auf einen Theil Oberitaliens, namentlich das Furlano Friaul's, Tyrol's und auf mehrere sogenannte Patois der Schweiz aus, die sich gleich scharf von den dortigen französischen wie italienischen unterscheiden.

8. F. der germanischen oder teutonischen Sprachen, unterschieden von 9. F. der skandinavischen Sprachen, wegen a) der grammatischen Unterschiede, b) der stets von der germanischen Literaturentwickelung getrennten und unabhängigen der skandinavischen Sprachen. Den zweiten Grund können wir nicht absolut und den ersten nicht in dem Grade annehmen, dafs er jene Scheidung begründete. Der Name „Teutonisch" sollte für den einen Zweig gemieden werden, weil es noch gar nicht entschieden ist, welchem der beiden, und ob überhaupt sogar dem deutschen Stamme die Teutonen angehörten und weil deren Name ohnedies schwerlich mit dem der *Deutschen* identisch ist; dagegen mag der vermuthlich ursprünglich keltische Name *Germanen* passen, weil er nicht so leicht ein Vorurtheil begünstigt.

*) Die neuen Arbeiten von Giov. Galvani sind auch dem Ref. noch unbekannt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Atlante linguistico d'Europa, di B. Biondelli.

(Schluſs.)

Die alterthümliche Reinheit der isländischen *) Sprache und noch mehr die der (lebenden) friesischen überschätzt der Verf. denn doch etwas. Indem er die germanischen Sprachen in nördliche und südliche theilt, fügt er hinzu, daſs sich Flexion und Wurzelvorrath dieser Verzweigungen vor Alters schärfer unterschied, als heute. Wir dürften mit gleichem Rechte oder Unrechte das gerade Gegentheil behaupten; die rechte Mitte könnte hier nur durch Einzelheiten gezeigt werden, für die der Raum mangelt. Zum süddeutschen Zweige zählt B. die Franken; seines Ortes wird er sich vermuthlich näher darüber aussprechen; die entgegengesetzte Hypothese ist ihm bekannt. Bei dem Mittelhochdeutschen zeigt sich eine kleine Controverse gegen J. Grimm; B. dehnt diese Periode von der Mitte des 12. Jahrh. bis in die des 14. aus. Die Fortdauer des Meistergesangs in Ulm bis in die neueste Zeit kennt er; Ref. erinnerte sich dabei mit Freuden an den Einzug des Ulmer Liederkranzes, des unmittelbaren und gesetzmäſsigen Erben jener altehrwürdigen Corporation, beim Schillerfeste in Stuttgart, die ächte alte Fahne an der Spitze. Freisinnig hebt B. Luthers („fondatore dalla riforma religiosa") Einfluſs auf die Cultur und Befestigung der Sprache hervor. Bei der groſsen Belesenheit und eignen Einsicht, die er auf diesem Gebiete zeigt, befremdet um so mehr seine, freilich noch unlängst auch in Deutschland häufige, Verwechselung der Gothen mit den schwedischen Gotländern; falsche historische Folgerungen knüpfen sich natürlich daran. Dagegen stimmen wir ihm völlig bei, wenn er die gothischen Lautverhältnisse gegen die allzunahe Stellung der Sprache an die hochdeutsche (bei B. süddeutsche) einwendet. Bei der Dauer der gothischen Sprache hätte er an die sogenannten busbeckischen Gothen, den wahrscheinlichen Rest der Gothi Tetraxitae, erinnern sollen. Ref. war im Begriffe, eine kleine Schrift über diese, sowie über die angeblich gothischen Gesänge am byzantinischen Hofe herauszugeben, als ihm Maſsmann mit seinen trefflichen Gothica minora zuvor kam. Die altfriesische Sprache sieht B., durch Rask verleitet, als Mutter der holländischen an, nachdem er ihr mit Recht bei aller Verwandtschaft mit der niederdeutschen oder altsächsischen eine selbständige Stellung neben dieser angewiesen hatte; die unentbehrlichen Wörterbücher von Richthofen und Outzen sind ihm noch fremd. Aus deutschen Ortsnamen in wallonischem Gebiete schlieſst er vielleicht zu ausnahmslos auf spätere Entlehnung wallonischer Sprache bei ursprünglichen Deutschen; der gröſste Theil der Wallonen mag keltischer Abstammung sein und nie Deutsch gesprochen haben, wie auch in der Schweiz meistentheils die romanischen Dialekte die ursprünglich keltische Bevölkerung von der deutschen unterscheiden. Die Selbständigkeit der verschiedenen niederländischen Dialekte, in der der Verf. ein Haupthinderniſs allgemeiner Entwickelung der Sprache als Einer sieht, wird durch kürzlich ergangene Verordnungen für das Schulwesen aufs Neue begünstigt. Der Verf. verbreitet sich bei den beiden (in weiterem Sinne) germanischen Familien bedeutend über die Literaturgeschichte und zeigt eine, zumal bei einem Romanen, bewunderungswürdige Belesenheit. Wir vergessen zugleich nicht, der groſsen Correctheit des überhaupt schön ausgestatteten Buches in dem Drucke der zahlreichen transalpinen Namen das verdiente Lob zu spenden.

*) Ein neues isl. Wörterbuch werden die Studenten Gislason und Holdersohn herausgeben. Unter den lebenden Resten alterthümlicher Sprache ist vorzüglich die der Faröer zu erwähnen. Die Modification der ursprünglichen Einheit der scand. Sprachen wird jetzt neu aufgenommen.

10. Familie der slavischen Sprachen. Ein Abrifs der slavischen Geschichte geht voran, der äufseren, wie der inneren; wiederum beurkundet der Verf. ein ausgedehntes und tiefes Studium seines Gegenstandes. Nach Aufzählung der verschiedenen Classificationen der Slaven, theilt er sie in den russisch-illyrischen oder slavisch-griechischen und den böhmisch-polnischen oder slavisch-lateinischen Ast; unter dem Namen der Illyrier begreift er noch alle „slavi meridionali" vom schwarzen Meer bis in die österreichischen Staaten, unter dem der Böhmen auch die Mähren, die Slovaken Ungarns und die Lausitzer Sorben. Da er die Geschichte der Sprache und der Schrift ausführlicher verhandelt, hätte er Etwas über die angeblich oder wirklich slavischen Runen sagen sollen, über die sich freilich zur Stunde noch nicht Viel sagen läfst. Bei der Literatur der slavischen Sprachforschung hätte er Bopp vor Allen nennen müssen, wenn auch nicht frühere mangelhafte Vergleichungen der slavischen Sprachen mit dem Sanskrit und Dankovsky's Kunststücke. Purkinje ist, wie wir hören, sehr thätig, und manche unpolitische Hoffnung setzen wir auf die politischen Bestrebungen der heutigen Slavisten slavischer Nation.

11. Fam. der lettischen Sprachen. Auch hier nimmt B. einen allzu starken Unterschied von dem vorigen Sprachstamme an, wenn er ihn mit dem, der doch selbst auch nah verwandten griechischen und lateinischen Sprachen vergleicht. Pott's Untersuchungen „de Linguarum Letticarum cum vicinis nexu" *) werden, wann sie erst auch die Grammatik mehr umfassen, ein deutliches Verhältnifs der slavischen zu den lettischen Sprachen ergeben und zwar wahrscheinlichst ein töchterliches, zwar nicht wie der romanischen zur lateinischen Sprache, aber etwa wie der *alten* Prakritsprachen zur sanskritischen. Allerdings jedoch mufs die Trennung sehr früh, vielleicht tief in Asien, erfolgt sein. Unverdientes Vertrauen schenkt B. den auf ganz verfälschte Daten gestützten Vergleichungen Parrots, wiewohl er keineswegs dessen gesuchtes Resultat: den Kelticismus der lettischen Sprachen annimmt. Auch führt er gewichtigere Stimmen an für seine scharfe Trennung der lettischen Sprachen von den slavischen und sogar deren Coordination mit den germanischen, keltischen u. s. w. als *Doppelstämmen:* J. Grimm, dessen mitgetheilte Aeufserungen keineswegs so entschieden lauten, und Castiglioni, dessen ausführlich gegebener Brief zugleich die Identität der lettischen Völker mit den Sarmaten des Alterthums darzuthun sucht. In der That scheint B. die grofse Alterthümlichkeit und Classicität der lettischen Sprachen zu verkennen und ihre Mischung mit den nachbarlichen in weit übertriebenem Mafse anzunehmen.

In diese eilf Familien theilt also der Verf. die Indo-Europäer. Wir haben aber an einigen Stellen schon unsre Meinung angedeutet, dafs die Coordination derselben die sehr verschiedenen Verwandtschaftsgrade nicht charakterisirt. Viel passender finden wir Pott's Eintheilung des gesammten Sprachstammes in I. asiatische Gruppe. 1) Indische Familie. 2) Arische F. II. Europ. Abtheilung. 3) Griechisch-lateinische F. 4) Keltische F. 5) Germanische F. 6) Lithauisch-slavische oder sarmatische („wenn dies nicht ein falsches Präjudix einschliefst") Familie.

Das Schlufscapitel überschreibt B. „Caratteri e regno delle lingue indo-europee". Voran geht eine allgemeine Eintheilung der Sprachen in 1) lingue affatto prive d'artificio grammaticale, ossia lingue semplici. 2) Lingue ad affissi ad affissive. 3. Lingue a flessioni o inflessive. Es ist schwer, die verschwimmenden Grenzen der beiden letzten Classen scharf zu zeichnen; die finnischen Sprachen stellt B. zwar zur zweiten, gesteht aber ein, dafs sie auch zur dritten gerechnet werden können; dazu erinnern wir noch an das schwere Räthsel der finnischen sehr zahlreichen Berührungen mit den indogermanischen Sprachen, und zwar keineswegs allein mit den germanischen, slavischen oder auch arischen Sprachen, sondern mitunter mit dem Sanskrit selbst. Ueberdas befremdet das Schweigen des Verfs. über W. v. Humboldt's geniales Werk und die darin enthaltene Eintheilung der Sprachen. Auch dem Laien interessant ist am Ende unseres Buches ein geographischer Ueberblick der einzelen indoeuropäischen Stämme oder Familien in der Gegenwart mit einigen Rückblicken auf die Vergangenheit, an die sich die Ahnung der Zukunft und der wohlbegründete Satz schliefst: „che nel sopranaturale artificio del mondo intellettuale v'ha qualche arcano principio che distingue e solleva da ogni altro lo stipite indo-europeo"!

*) Das erste Heft ist übrigens dem Verf. bekannt.

Digitized by Google

Das erste Heft des splendiden Atlas enthält drei Tafeln; zwei Charten führen die Titel „regno delle lingue indo-europee" und „prospetto topografico delle lingue parlate in Europa". Zu der ersten gehört eine grofse und bequeme tabellarische Uebersicht der indoeuropäischen Sprachen. Der Plan des Ganzen ist sehr ausgedehnt und umfafst nicht weniger als 17 Abtheilungen, wozu noch eine „Conclusione" kommt. Im Interesse der Wissenschaft und vorzüglich ihres Gedeihens in Italien wünschen wir dem Werke recht glücklichen Fortgang; Inhalt und Form, ausgebreitete Gelehrsamkeit und klare Darstellung des Verfs. empfehlen es gleicherweise.

Lorenz Diefenbach.

LXVI.

Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul Ackermann. Paris, 1839. XII, XXXIX u. 588 S.

Paul Ackermann, der durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes sowohl seiner Freundschaft für Fallot, als seinem ernsten Streben nach Förderung gründlichen Studiums der französischen Sprache ein dauerndes Monument gesetzt hat, charakterisirt in einem kürzlich von ihm veröffentlichen Werkchen über das Wesen der Poesie, die Franzosen mit den Worten: on a le progrès à la bouche et la routine dans l'esprit. So wahr dies in vieler Hinsicht sein mag, so kann man doch, hinsichtlich der Fortbildung ihrer Sprache, den ersten Theil der Behauptung nicht in sehr ausgedehntem Mafse gelten lassen. Sie haben seit zwei Jahrhunderten von einer Perfectibilität ihrer Sprache nicht viel hören lassen und nichts hören wollen, sondern sie mit vollständigster Selbstzufriedenheit als ein Meisterstück von Vollkommenheit angesehen und bewahrt. Von dem Augenblick an, wo die Sprache aus dem Stadium der Spontaneität herausgetreten (nach Marot und Rabelais) im XVI. Jahrhundert in dem Kampfe mit der Reflexion nach und nach erliegt, bemächtigen sich derselben Männer von Geist, Geschmack und gelehrter Bildung, wie Menage, Patru, Bouhours, Th. Corneille, Coeffeteau, Regnier, Desmarets und vor allen Vaugelas, ja eine ganze gelehrte Körperschaft mit königlichen Privilegien, und setzen alle ihre Kräfte daran, um sie zu reinigen, zu poliren, ihren Formen Stetigkeit und Consequenz zu geben, mit einem Worte, sie allen Anforderungen entsprechend zu gestalten. Man fragt sich nun mit Recht, wie ein so grofser Kraftaufwand in wesentlichen Beziehungen so sehr seinen Zweck verfehlen konnte. Der Grund davon ist allein in dem unseeligen Mifsverständnisse zu suchen, der von Anfang an die neuen Bearbeiter der Sprache in der ersten nothwendigsten Definition des Sprachgebrauchs theilte, und endlich der unbegründetsten Annahme den Sieg verschaffte. Vaugelas definirte bekanntlich den Sprachgebrauch: la façon de parler de la plus saine partie de la cour, und dieser Glaube wurde, obgleich vor und nach ihm angefochten, endlich doch der allein seelig machende. La Mothe le Vayer sagte gerade zu, die Bemerkungen Vaugelas seien auf rein subjective Ansichten gegründet (sur des sentiments particuliers), predigte aber in der Wüste und gab nicht bessere Ansichten. Auch Menage behauptet, man müsse weiter gehen und aus dem schöpfen, was man damals la ville nannte; dabei war er aber Jurist und hatte eine zu weitläuftige classische Bildung, um nicht der lateinischen und griechischen Sprache einen wesentlichen Einfluss auf die französische Sprache einzuräumen. So will er die einzelnen Wörter nach der lateinischen Analogie, die Phrase nach griechischem Vorbilde fixirt wissen. Von einer nationellen, geschichtlichen Entwickelung der Sprache ist auch bei ihm nirgends ernstlich die Rede. Am stärksten sprach sich schon fast hundert Jahr vor diesen Reformatoren, der durch seine Ausgaben der alten Klassiker und durch seine Kenntnifs der neueren Sprachen gleich berühmte Henri Estienne aus. Er lebte freilich in einer Zeit des XVI. Jahrhunderts, wo der Kampf zwischen dem alten nationellen und dem neuen methodisch formellen Sprachgeiste noch erst im Anfange begriffen und die Erinnerungen an die naiven, volksthümlichen Formen des XIII. und XIV. Jahrhunderts noch lebendig genug waren. In einem Briefe an den Präsident de Mesme sagt er, die in der Sprache sich zeigende Verwirrung rühre davon her, dafs die Hofleute sich herausnähmen, Bastardwörter zu legitimiren und Fremdem das Bürgerrecht zu geben, und dafs man anfange, sich hochnasig vorzuwerfen: ce mot-là sent sa boulie, ce mot-là sent sa rave, ce

mot-là sent la place Maubert, während gerade in dem Volke die wahre nationale Sprache sei, und mit dem Volke für das Volk, nicht aber für eine gewisse Klasse der Gesellschaft die Sprache ausgebildet werden müsse. In Zwischenräumen tauchten neben den unsinnigsten Versuchen von Sprachreform (man denke an P. de la Ramée, Gramere und seinen langage francés italianizé, an Dangeau's Schriften qui contiénent une lètre sur l'ortografe avec un supléman, an Meigret Tretté de la Grammère françoeze, fet par L. M. u. a.) die Idee einer historischen Bearbeitung der Sprache immer wieder auf, wird aber durch den allgewaltigen Einfluss der einseitigen Geschmacksrichtung immer wieder verdrängt. So fällt einmal Vaugelas selbst aus der Rolle und kommt auf den richtigen Weg, indem er zu dem Geständniss gezwungen wird, die besten Sprachformen seien doch diejenigen, die schon zu Amyot's Zeiten Gültigkeit hatten. Fenelon kannte die alten Monumente der Sprache und bedauerte den Verlust, den die Schriftsprache seiner Zeit im Vergleich mit jenen erlitten. Er fand in der alten Sprache je ne sais quoi de court, de naïf, de hardi, de vif et de passionnée, freilich alles Eigenschaften, die in das steife Hofceremonial jener Zeit nicht recht hineinpafsten. Wie sehr es übrigens selbst den hervorragenden Männern jener Zeit zur zweiten Natur geworden war, auf die älteren Denkmäler der Sprache mit Verachtung zu blicken, beweiset am besten Lafontaine, der, ungeachtet er dem Studium der nationellen Sprache seinen schönsten Ruhm verdankt, mit dem Ausdrucke vieilleries gauloises die altfr. Dichtungen belegt, welche Boileau l'art confus de nos vieux romanciers nennt. Noch ist Chapelain zu erwähnen, der bekannte Verf. des kalten und langweiligen Epos la Pucelle, der es einmal wagte, gegen Menage und Sarrasin, die ihn bei der Lectüre des Lancelot de Lac trafen, und über diese unerhörte Ketzerei staunten, die Vertheidigung der altfr. Sprache und Dichtungen zu übernehmen. Die Arbeiten der Benedictiner von St. Maur, so wie die einer Ducange, Carpentier u. a. waren für ihre Zeit fast verloren.

Die Encyklopädisten des XVIII. Jahrhunderts thaten nichts von Belang für die Sprache, fühlten aber nichtsdestoweniger das Unvermögen derselben. Voltaire nannte sie une gueuse fière, Jancourt un ramage faible et gentil. Dabei blieb es aber; Niemand wagte ernstlich die Hand anzulegen. Einen in mancher Beziehung wichtigen Schritt that der Präsident de Brosses in seinem 1765 zu Paris erschienenen Traité de la formation méchanique des langues, dadurch, dafs er sich ernstlich an das Alphabet machte. Aber auch er scheiterte, weil er gleich zu weit ging, und ein Universalalphabet aufstellen wollte, eine Idee, an welche sein Nachfolger Gébélin unglücklicherweise noch die der Auffindung einer allgemeinen Ursprache knüpfte und verfolgte. Es war den letzten Decennien unseres Jahrhunderts vorbehalten, das Studium der französischen Sprache historisch und wissenschaftlich zu begründen. Was Orell, Wolf, Schlegel, Jmmanuel Becker, Dietz in Deutschland, Raynouard (Observations sur le Roman de Rou), der Abbé de la Rue (Essai historique sur les Bardes), Paulin Paris (Berte aux grans piés) in Frankreich für die Kenntnifs und Würdigung des Altfranz. gethan, ist hinlänglich bekannt. Fallot sahe ein, dafs man noch einen Schritt weiter gehen und mit den Dialekten beginnen müsse, wenn man zu genügenden Resultaten über die altfr. Sprache kommen wolle. Wenn Jemand dazu geschaffen war, diese schwere Aufgabe zu lösen, so schien es gewifs dieser von dem edelsten Eifer beseelte und mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattete junge Mann. Die Auffassung seiner Aufgabe ist grofsartig, und die Ausführung würde gewifs nicht hinter derselben zurückgeblieben sein, wenn der Tod ihn nicht in mitten seiner Arbeiten, in der Blüthe seiner Jahre (er war 29 Jahr alt als er starb) dahingerafft hätte. So ist das vorliegende Werk nur ein schöner Torso. —

In der Einleitung spricht nun Fallot zunächst von dem Schicksale der Sprachen überhaupt, von ihrer Wandelbarkeit, ihrer Feststellung und ihrem endlichen Verfalle. Es giebt nicht nur, sagt er, in der Sprache eine Intelligenz, welche Gedanken überliefert, und eine Intelligenz, welche sie empfängt, sondern auch eine Stimme, welche Töne ausdrückt, und ein Ohr, welches sie aufnimmt. So wie die empfangende Intelligenz die Gedanken klar und bestimmt will, so will das Ohr die Töne harmonisch. Dieses Bedürfnifs der Harmonie ist es, welches die Schicksale der Sprache regelt, sie beweglich macht, sie fixirt, und dessen allmähliger Verlust sie endlich untergehen läfst. — Dieser Grundsatz scheint durchaus einseitig aufgefafst.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 106.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul Ackermann.

(Fortsetzung.)

Fallot versteht hier unter Sprache doch wohl nur die Schriftsprache; diese aber entsteht nirgends und ist nirgends entstanden aus dem Consensu aller Theile einer Nation, sondern windet sich in irgend einem Theile des Landes, durch günstige Umstände getrieben, aus dem mütterlichen Schoofse los, und trägt mehr oder minder während ihrer ganzen Dauer vorzugsweise die Züge und charakteristischen Zeichen der Provinz, wo sie entstanden, an sich. Ihre Entwickelung und Verallgemeinerung steht in genauem Zusammenhange mit der geschichtlichen, politischen und literarischen Wichtigkeit dieser Provinz. Wer könnte behaupten, dafs einerseits ohne den politischen Einfluss des Nordens auf den Süden, und andererseits ohne das geistige Uebergewicht der Pariser Universität und später des Hofes die französische Sprache das für Frankreich geworden wäre, was sie geworden ist! Treffender, wenn auch nicht neu, ist die Beschreibung, die er von dem Bildungsgang der Wortformen macht: Wenn wir der Sprachbewegung von den ersten geschriebenen Texten an, die auf uns gekommen, folgen, so sehen wir, wie sich hier ein Wort zusammenzieht, dort ein anderes sich ausdehnt; Diphthongen entstehen, reinigen sich hier, während anderswo ihre Elemente durch Einschiebung von Consonanten getrennt werden. Ein Wort vermehrt, ein anderes vermindert seine Vocale. Verschiedene Endungen werden nach und nach demselben Worte angepafst und verworfen. Die Orthographie wird inmitten dieser Bewegung mehr und mehr unsicher und bietet eine Menge gleichbedeutender Formen für dasselbe Wort. Endlich stellt sich nach und nach ein harmonischeres Gleichgewicht her. Die für den Grundton der Sprache zu dumpfen oder zu schreienden Laute (nämlich immer nach dem Geschmack der sich durch andere Gründe geltend machenden und sich aufdrängenden Sprache einer bestimmten Region) gleichen sich in verschiedenen Richtungen aus, der Wortschatz wird gesichtet (durch wen?) und die Sprache gelangt schliefslich zu dem Stadium der Ruhe (oder auch der Erstarrung). — Von den sechs Capiteln, in welche das Buch zerfällt, und von denen das erste einleitende Betrachtungen enthält, die andern den Artikel, das Substantiv, die Eigennamen, die Zahlwörter und die Fürworter behandeln, ist nur das vom Artikel, nach Ackermanns Angabe, vollständig, das des Substantivs ist unbeendigt geblieben. Adverbien und Conjunctionen blieben Entwurf und kamen nicht bis zu irgend einer Redaction. Das Verbum ist nicht behandelt; Fallot verweiset in Bezug auf dasselbe auf Orell's altfr. Grammatik. — In den einleitenden Betrachtungen theilt nun Fallot die nordfranzös. Sprache in drei Hauptdialekte; nämlich in den normännischen, burgundischen und picardischen. Gegen diese Eintheilung (obgleich nicht genau) liefse sich schon weniger einwenden, als gegen die Ausdehnung, welche er jenen Dialekten anweiset. Von Anfang an und durch das ganze Buch räumt nämlich Fallot dem Burgundischen eine zu grofse Wichtigkeit ein. Gewifs hat sich schon seit dem XII. oder XIII. Jahrhundert in Frankreich die Meinung geltend gemacht, dafs die Sprache von Isle de France, welche Provinz immer vornehmlich la France genannt wurde, die vorzüglichere sei. So lesen wir bei Coesne de Béthune, der aus Artois war, dafs son lagage ont blasmé li François; er könne aber nicht dafür; denn, führt er fort, je ne fus pas norriz à Pontoise. Pontoise und Paris ist aber dasselbe. Die Sprache von Paris hat sich aber, wie es noch heut deutlich aus der Volks-

Digitized by Google

sprache nachzuweisen ist, vielmehr durch normännischen und picardischen als durch burgundischen Einfluſs gebildet. Dies gesteht Fallot auch anderswo theilweise ein, indem er sagt, daſs der normännische Dialekt seinen Einfluſs im XIII. Jahrhundert bis Paris ausgedehnt habe. Dessenungeachtet zählt er Isle de France zu den Provinzen burgundischen Dialekts, und bezeichnet diesen Dialekt selbst als den wahren Stamm des heutigen gebildeten Französisch: le langage du coeur de France et le vrai langage français. Es gehören nach ihm zum normännischen Dialekt: Bretagne, Maine, Perche, Anjou, Poitou und Saintonge; zum picardischen: Artois, Flandern, Hennegau, Nieder Maine, Thiernche, Rethelois; zum burgundischen: Nivernais, Berry, Orleanais, Touraine, Nieder Borbonnais, Isle de France, Champagne, Lothringen, Franche Comté. — Die charakteristischen Lautunterschiede dieser drei Dialekte sollen nun für die Vocale folgende sein:

Normänn.	Picard.	Burgund.
u	u, ou, eu	o.
ei	oi, ai,	oi, ei, ai.
e	oi, ai, ie	oi, ai, ei, ie.
ui	i, oi, oui	ui, oi, eui, oui.

Der normannische Dialekt soll aufserdem das i der Sylben ier, ie, ai, air der anderen Dialekte ausstofsen. Dagegen läfst sich manches einwenden. Man findet diese Sylben häufig neben den angedeuteten in normänn. Manuscripten, z. B. im Roman de Rou: nagièrent, marchié, trièves, roulier (rouler), légier, herbergier u. s. w. Ebenso findet sich o, welches durch u repräsentirt werden soll, und auch wirklich oft repräsentirt wird, dennoch sehr häufig. Während in der Chanson de Roland, den Chroniques anglo-normandes, der Vie de St. Thomas de Cantorbéry u vorwaltet, findet sich o sehr allgemein im Roman de Rou: lor, fors, plusors, forches, jostes, totes, trover u. s. w. O steht auch oft für eu; z. B. flor, seignor, dolor, honor, und so in vielen anderen Fällen. So ist auch Fallot's Angabe, daſs das Burgundische dadurch besonders einen entschiedenen Gegensatz (opposition radicale) zu dem Normänn. bilde, daſs es allen an-, in- und auslautenden a und e ein i hinzufüge, nicht unbedingt anzunehmen, da zahlreiche Ausnahmen dagegen sprechen. In dem ächt normann. Rolandsgesange finden sich z. B. die Wörter proveire, ameiner, feidels, peil, beiau, und viele andere. Dagegen ist der zwischen dem Flandrisch-Picardischen (rouchi) und dem Normänn. und Burgund. aufgestellte Unterschied, ungeachtet der von Ampére dagegen angeführten Beispiele, als ein wesentlicher zu betrachten. Das Rouchi substituirt nämlich fast durchgängig das ch (französ. ausgespr.) dem s und c Zischlaute, und dagegen den k Laut jenem ch; z. B. *fachion* (façon), *chechi* (ceci), *canoine* (chanoine). (S. des Unterz. Tableau des Idiomes populaires de la France, p. 56 u. 57). Meistens sind hier etymologische Gründe zu berücksichtigen. Das Picard. ist viel consequenter in der Anwendung des k Lautes geblieben als die anderen Dialekte und das Französische; es sagt *queir* statt choir nach cadere, *car* statt char nach carrus, *vacque* statt vache nach vacca, *campion* statt champion nach Kämpe; aber *larchin* nach latrocinium, *lechon* nach lectio u. s. w. — In dem Capitel vom Artikel erfahren wir, daſs der picard. Dialekt hinter den anderen in der Unterscheidung des männlichen und weiblichen Artikels zurückgeblieben sei, und erst später aus dem Burgund. diesen Unterschied überkommen. Fallot führt viele Beispiele dafür an; u. a. einen Contract, der in Guise im Jahre 1387 geschrieben ist, und in welchem die Artikel wenigstens häufig verwechselt sind. Vielleicht ist dies nicht in allen Gegenden gleich gewesen, wenigstens giebt ein Mscrpt. von 1246 aus dem Kloster Noyon, welches gegen die Grenzen der Picardie liegt, die Formen li abbés et li couvent, au commendement, a le mesure, eu tereoir u. a. m. Die grofse Mannigfaltigkeit der Artikelformen ordnet Fallot, meist nach Raynouard, so, daſs nur li und l' als Nom. Sing. des männl. Art. lo, lou, le u. s. w. als Regime zu betrachten sind. Raynouard hatte auch el und le als Nomin. aufgeführt, Fallot verwirft die erste als solchen gänzlich, und weiset der zweiten, beides wohl mit Recht, auf ihre Rolle als Regime zurück. Ebenso werden auch die verschiedenen Formen des Gen. del, dou, deu, du u. s. w. und des Dat. el, al, ou, au, eu u. s. w. als vorzugsweise gewissen Regionen eigenthümlich bezeichnet. Die grofse Schwierigkeit dieser Bestimmungen, welche besonders darin liegt, daſs wir über manche Puncte der damaligen Aussprache durchaus keine gewissen Nachrichten haben, läfst die Richtigkeit derselben auch nur in sehr allgemeinen Beziehungen als unbestritten erscheinen. Interessant ist die Form on,

Mehrheit ons, welche man statt des Dat. antrifft. Fallot meint, sie stehe nur für dans le, dans les, und komme nach dem XIII. Jahrhundert nur mifsbräuchlich als eigentlicher Dat. bei einigen vor, sei aber niemals populär gewesen; bei Rabelais, wo sie sehr häufig vorkommt, sei es eine blofse Affectation. Dies ist nicht gegründet. Rabelais, obgleich der Touraine angehörig, erklärt sich sonderbarer Weise viel besser aus dem lothr. Dialekt, als aus irgend einem anderen. Nun findet sich noch heut in dem lothr. Dialekte, und namentlich in der Umgegend von Metz, don für du und on für au, beides aus dem Uebergange des l in n zu erklären, der in jenen Dialekten sehr gewöhnlich ist. Es erscheint demnach diese Form als eine eben so legitim provinzielle, wie die übrigen, nur dafs sie aus Lothringen stammt, dessen sprachliche Eigenthümlichkeiten Fallot mit Unrecht überall zu wenig berücksichtigt. Im Ganzen giebt dies Capitel nicht viel Neues. —

Substantiv (pag. 68 Capitel III). Seit Raynouard (Journal des Savants, Octbr. 1816 p. 80 u. ff.) die merkwürdige Regel veröffentlichte, dafs in der altfr. Sprache bis zum XIII. Jahrh. incl. die Substantive im Nom. Sing. ein s bekamen, welches sie als Reg. und im Nomin. Plur. abwarfen, als Reg. Plur. aber wieder annahmen, blieb den folgenden Grammatikern nur die Aufgabe, diese höchst wichtige Regel, die aufser ihrem sprachlichen Interesse auch noch den besonderen Werth hat, als ein sicheres Kennzeichen für das Alter der Mss. zu gelten, in ihrer verschiedenen Anwendung zu verfolgen. Fallot hat hier sehr interessante Facta geliefert. Wir finden hier u. a. diejenigen Wortformen erwähnt, in welchen die Anhängung des s im Nom. Sing. und Reg. Plur. eine Contraction herbeiführte, während im Reg. Sing. und Nom. Plur. Formen gebraucht wurden, die sich oft den heut gebräuchlichen bedeutend nähern; z. B. li quens, le conte (comte), li bers, as barons, des barons, li mons, del monde, li lierres, per le larron, cil gars, un garson; auch umgekehrt li maires, li mayeur u. a. Also dieselbe Erscheinung wie in der lateinischen ungleichsylbigen Declination. Während die Conson. c, d, f, g, l, p, r, nach und nach vor diesem End s verschwanden, erhielt sich d und t fast beständig, nur wurde ts wohl durch s ersetzt: nuit, nuz; vertuit, vertus. Diese Regel hatte sich allein von allen übrigen der Art bis zu Ende des XVII. Jahrh. in der französ. Orthographie erhalten, ohne dafs sich die Autoren Rechenschaft darüber zu geben vermochten; denn *Marot* schon kannte diese Regel nicht mehr, da er sich einmal über den *sonderbaren* Gebrauch der älteren Schreibart wundert, dem Subst. im Sing. ein s zu geben. Wir finden bei Pascal z. B. noch fortwährend den Plur. der Partic. auf é mit einem z ohne Accent geschrieben: passez, aimez, trouvez, welches auf die alten Entdeckungen ats, ets = ez deutet. Eine sonderbare Erscheinung der heutigen französ. Orthographie ist das Plural x an gewissen Wörtern, und es drängt sich die Frage auf, wie dasselbe in die Sprache gekommen. Menage erzählt (Observat. sur la langue franc. 1672. p. 193), dafs Ludwig XIV. „qui à l'exemple de César, au milieu de ses grandes occupations, se divertissait quelquefois à examiner des questions de grammaire" einst seine unterrichtetsten Hofleute gefragt habe, warum man cieux, dieux, travaux u. s. w. mit einem x und nicht mit einem s schreibe. Als Niemand Auskunft geben konnte, wurde Menage gerufen, der die Ehre der Wissenschaft auf eine Weise rettete, die dem Könige alle Lust an diese Fragen auf immer verleiden mufste. Er stellte nach vielen klassischen Citaten auf: 1) x sei ein etymol. Buchstab, um an die lateinische Abstammung zu erinnern; 2) es könne aus der ital. Aussprache des x = s entstanden sein; 3) der Buchstab sehe am Ende der Wörter hübsch aus (!) „à cause de l'effet agréable qu'il fait à la vue". Henry Estienne hatte ein Jahrhundert früher ebenfalls keinen Grund dafür finden können. Jacques Le Pelletier meinte, die Franzosen seien so leichtsinnig, dafs sie allerlei Vorsichtsmafsregeln ergreifen müfsten, um nicht einen Buchstaben für den andern zu setzen. Nur um nicht deus statt deus zu lesen, haben sie letzteres mit einem x geschrieben. Theodor de Bèze fand diesen Grund vortrefflich. So wurden damals grammatische Fragen in Frankreich abgethan. Fallot erklärt diese Erscheinung folgendermafsen: Alle Substantive, die am Stamm al, el, il, ol, oeil, eil, oil auslauteten und einer Veränderung dieser Sylben in au, eu, ou fähig waren, und diejenigen, welche ursprünglich auf au, eu, ou ausgingen, hatten, besonders zunächst in den nordöstlichen Provinzen, eine eigenthümliche Art ihre Casus auf s zu bilden. Sie warfen nämlich das End l und End u

ab und endigten vocalisch auf a, e, i, o, an welche Endung alsdann das Flexions s im Nom. Sing. und Reg. Plur. angehängt wurde. Um nun diejenigen Fälle, wo l von denen wo u abgeworfen war zu unterscheiden, gebrauchte man x für die ersteren, s für die letzteren, so dafs die Sylben ax, ex, ix, ox anfänglich als Contraction für ursprüngliches als, aus, els, eus, ils, ins, ols, ons gesetzt wurden, und x nur die Stelle des Flexions s vertrat, nicht die Mehrheit bezeichnete. Diese ganze Schreibart scheint aus der Picardie gekommen zu sein, und findet sich hinsichtlich ax und ex erst seit der Mitte des XIII. Jahrh. in burgund. Schriften; ox und ix sind immer selten in denselben gewesen und haben sich mehr auf den picard. Dialekt beschränkt. Nach dem XIII. Jahrh. verwischte sich dieser Unterschied und x wurde für alle Fälle gebraucht, wo das Wort mit einem u ausging. Sonstigen Anlafs zur ersten Anwendung des x mögen auch wohl latein. Wörter auf x gegeben haben, wie *vox*, voix; *pax*, paix. Diese Wörter, so wie viele auf oi und ai, substituirten dem x im Nom. Sing. und Reg. Plur. ein z und behielten das x nur in den übrigen Fällen: li voix, la voix; paiz, paix. Dies ganze Capitel ist voll der interessantesten Details und gewährt eine Menge Aufschlüsse über die Bildung der jetzigen französ. Orthographie.

In dem Capitel der Eigennamen (p. 175 u. ff.) folgt Fallot zunächst Eusèbe Salverte's Essai sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux; über die Entstehung der Familiennamen in Frankreich: Heumann, de re dipl. imperat.; Schannat, Buchonia vetus; Mabillon, de re dipl.; Muratori, Dissert. 41 u. 42. Nach diesen Autoritäten stellt er auf, dafs die Taufnamen sich zuerst gebildet, die Familiennamen von Land und Besitzthum aber erst seit dem Ende des X. oder Anfang des XI. Jahrh. in Gebrauch gekommen. Nach diesen erschienen im XII. und XIII. Jahrh. in den Städten die von Gewerben, Körperbeschaffenheiten und sonstigen persönlichen Eigenschaften entnommenen. Zuletzt erschienen die Taufnamen als Familiennamen, in den untersten Klassen der Gesellschaft. Hinsichtlich der Declinabilität ist zu bemerken, dafs nur die Ortsnamen unveränderlich blieben, Taufnamen aber und sonstige Beinamen der Regel der Substantive folgten. Die männlichen Taufnamen sind vielformiger als die weiblichen. Fallot führt eine Menge Endungen an, die demselben Namen angehängt werden sollen. Er irrt aber hier sehr häufig und unterscheidet nicht die german. Endungen von roman. Diminut. und anderen. So ist es gewifs falsch, wenn er (p. 185) Alainz, Alars, Aleine als gleichbedeutend angiebt; es ist hier Alanus, Adelhard, Adelhelm gemeint. Eben so wenig ist Guy gleich Guillelme; ersterer entspricht dem deutschen Veit, letzterer dem Wilhelm. Desgleichen Giles oder Gilles (deutsch Geilo), Gillart (Geilhart), Gillebert und Gilebiers (Gilbert, Gilbrecht), Gisbert (Giselbert, Geiselbrecht) u. a. m. Die Endung on, welche heutzutage eine sehr allgemeine Diminutivendung geworden ist, war ursprünglich in vielen Fällen nur die Endung der Cas. reg., wie z. B. Othes, Othon; Perres, Perron; Karles, Charles, Karlon, Charlon; Hues, Huon. Fallot findet eine Schwierigkeit darin, dafs gewisse Namen mit einem t, andere mit einem d ausgehen: Aubert, Hubert, Robert, Alard, Gerard, Segard. Auch dies erklärt sich aus dem Deutschen Albert, Albrecht, Hugbert, Radbert; Adelhard, Gerhard, Sighard. —

Die Capitel des Adjectivs und der Zahlwörter bieten nicht viel Bemerkenswerthes. Das VI. und letzte Capitel behandelt dagegen die Fürwörter (p. 233—421) in sehr ausgedehnter und befriedigender Weise. Fast überall sind sehr gründliche Bemerkungen über die dialektalen Formen und die Zeitbestimmungen ihres Erscheinens, ihrer Verallgemeinung oder ihres Verschwindens gegeben. Am frühesten bildeten sich die persönlichen Fürwörter aus; die Sprache hatte hier bei ihrer Fixirung nur wenig zu ordnen. Der burgund. Dialekt unterschied ursprünglich bestimmt me, te, Zeitwortsaccus. von mi, ti, welches nur nach Präpositionen gebraucht wurde. In den Predigten des h. Bernhard wird dieser Unterschied auf's entschiedenste festgehalten. Von der Picardie her kam später moi, toi, und machte sich nach und nach allgemeiner geltend. In dieser Provinz, so wie in einigen anderen nordöstlichen Gegenden Frankreichs, wird auch noch heut die reine Aussprache oi für die Endung des Imperfect und Condition. der Zeitwörter beobachtet: j'aimoie, j'aimeroie. Dieser Laut ist hier in vielen Fällen beliebt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 107.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul Ackermann.

(Schluſs.)

Die Normandie kannte mi und moi nicht, sondern hatte dafür das trockenere me, durch mei flüssiger gemacht. Il wurde ursprünglich für die Einheit und Mehrheit gebraucht. Erst in der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts wurde ils geschrieben. 1354 finden sich noch Beispiele in den Ordonnances des Rois de France wie il auront, il apporteront. Auch in der dritten Person unterschied besonders der burgund. Dialekt die Reg. indir. der Zeitwörter von den von Präpos. abhängigen. So auch se, Zeitwortsaccus.; si, Dat.; soi nach Präpos. Das Fürw. eux erscheint am vielförmigsten; es wird in fünfundzwanzig oft sehr verschiedenen Formen vorgeführt. Im Burgund. wurde lour, leur nach Präpos. gebraucht, wie im Italienischen, dagegen eux wenig oder gar nicht. Fallot behauptet (p. 263), dafs die Sprache anfänglich keine possessiven Fürwörter gehabt, und statt derselben die persönl. Fürw. in der Form als Reg. angewendet habe; z. B. as mi nieprans (wörtlich aux de moi oder à moi neveux), os mi bieles sereurs (aux à moi belles soeurs). Zunächst seien nur die Artikel ausgelassen, dann soi in der dritten Person si statt lui gebraucht, si home et si tenant, und endlich seien diese Fürw. mit dem Substant. in Accord gebracht worden: mis sire, sis sires, la soie gent. Nach allen diesen Versuchen seien die Formen nostre, vostre erschienen, die erst neben den persönl. Fürw. no und vo, dann allgemeiner gebraucht worden, als Adject. Pronom. sich aber nur in der Einheit bis auf unsere Zeit erhalten haben, während in der Mehrheit die persönl. Fürw. nos, vos geblieben. Das persönliche und zugleich possessive leur deute noch heut auf diesen Ursprung aller possess. Fürw. hin. Wie dem auch sei, so haben sich selbstständige Formen für die possess. Fürw. schon sehr früh in der Sprache ausgebildet, und zwar zunächst als Reg., wie denn die Form meon schon in der Sprache des bekannten Eides Ludw. d. Deutschen vorkommt. In der letzten Hälfte des XIII. Jahrh. war die Scheidung schon fast vollständig. Der Gebrauch statt ma, ta, sa vor Vocalen mon, ton, son zu setzen ist viel neuer; ursprünglich elidirte man m'espée (mon épée) und selbst vor männl., s'amor (son amour). Das Volk sagt noch heut in gewissen Fällen m'amie, m'amour. — Die demonstrat. Fürw. (p. 290—306) zeigen eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der Formen. Fallot sondert auch hier die Dialekte sorgfältig, oder versucht es wenigstens, und weiset die Anwendung des allgemeinen Gesetzes, Subj. und Reg. von einander zu unterscheiden, oft mit vieler Schärfe nach. Einfacher sind die relativen Fürwörter. Die Sprache hat immer nur zwei gehabt. Ursprünglich wurde qui für das Mascul. und que für das Femin. gebraucht, bis 1210 ungefähr; dann qui für den Plur. fem., darauf que als männl. Reg. Sing., und endlich qui und que für beide Geschlechter, neben welchen cui als besondere Form für die Reg. indir. bestand. Dont war ursprünglich Adverb (de unde) und behält eine dieser Grundbedeutung sich nähernde Eigenschaft durch das ganze XIII. Jahrh. und selbst noch später; cui vertritt meist seine Stelle als wirkliches relat. Pron. Quoi erscheint zunächst als Präpos. Reg. von qui unter der Form von coi. Erst nach und nach verliert es die Eigenschaft als relat. Fürw. und wird fragend mit neutraler Bedeutung. Unter den unbestimmten Fürw. finden wir mehrere, die für die heutige Schriftsprache verloren sind; z. B. *quant* für combien; *quanque* für tout ce que; *alquant* für quelques-uns; *alkes*, *aikes* (aliquid); *altretel*, entsprechend dem italien.

altrettale u. a. m. Tout erscheint erst im XIV. u. XV. Jahrh. unter der Form von atout. Man soll das Alter eines Manuscripts danach bestimmen können. In den Dialekten kommt atout, itout noch heut vor und scheint sehr alt zu sein, eben so wie das reduplicirte tortot, tortout, tretout.

Aufser den angeführten Capiteln enthält das Werk noch 62 Seiten Anmerkungen (Notes), theils etymologischen und anderen sprachlichen Inhalts, theils Materialien und Entwürfe zu noch nicht redigirten Capiteln enthaltend. Diese Notes waren eigentlich von Fallot nicht für dieses Werk bestimmt; aber man mufs es Herrn Ackermann Dank wissen, dafs er sie sorgfältig gesammelt und zweckmäfsig geordnet beigefügt hat. Den Beschlufs des Werkes macht ein Glossaire von 90 Seiten, als Ergänzung und Berichtigung, besonders des Roquefort'schen. Man kann unbedingt das vorliegende Buch als eine der wichtigsten und verdienstvollsten Arbeiten der Franzosen auf dem Gebiete der nationalen Sprachforschung ansehen. Es ist durch und durch mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Aufrichtigkeit behandelt, überall sind Belege und Thatsachen angeführt für jede aufgestellte Behauptung, und über das Ganze weht ein so kräftiger, frischer Geist, dafs die moderne Philologie in Fallot's frühem Tode einen ihrer schmerzlichsten Verluste betrauern mufs.

Schnakenburg.

LXVII.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1841. *Bei Otto Wigand.*

Seitdem die ersten stürmischen Kämpfe sich gelegt haben, welche das Hauptwerk der neuesten Kritik auf dem Felde der evangelischen Geschichte hervorrief, ist auf beiden Seiten eine sichtliche Erschlaffung eingetreten; es zeigte sich als Resultat des Kampfes die Ohnmacht sowohl des speculativen als des apologetischen Standpunktes, zu dem eigentlichen historischen Kern der evangelischen Geschichte vorzudringen. Lassen sich die Vorwürfe gegen das Strausische Werk, so weit sie begründet sind, in dem einen zusammenfassen, dafs dasselbe, statt ein historisches zu sein, vielmehr ein systematisches ist, d. h. seine religionsphilosophische Grundanschauung ohne gehörige Berechtigung auf die evangelische Geschichte überträgt, so gilt es darum nicht weniger auch von der positiven Richtung, dafs sie statt, wie sie behauptete, dem Historischen sein Recht widerfahren zu lassen, ihren subjectiven Christus in die evangelische Geschichte hineintrug. Um so mehr Beachtung scheint eine Schrift zu verdienen, welche mit dem Anspruche auftritt, jene ersten Gegensätze mit ihrem gemeinsamen Grundfehler überwunden und den Weg einer rein historischen Kritik gefunden zu haben. Den Punct, in welchem die Strausische Kritik mit der positiven Richtung noch zusammenhänge, und in Folge dessen sie gegenüber von der letzteren noch unberechtigt sei, findet *B. Bauer* darin, dafs dieser Kritik die Substanz das Absolute sei, oder, nach der historischen Seite betrachtet, in der „Traditionshypothese". „Für die Frage", sagt der Verf. (1. Bd. S. VII, VIII), „auf die es allein ankommt, wenn wir wissen wollen, wie die evangelische Geschichte und ihre Darstellung in den Evangelien entstanden sei, ist es gleichgültig, ob man antwortet, die Evangelisten hätten unter der Inspiration des heiligen Geistes die gegebene Geschichte niedergeschrieben, oder die evangelische Geschichte habe sich in der Tradition gebildet. Beides ist im Principe dasselbe, da es gleich transcendent ist und die Freiheit und Unendlichkeit des Selbstbewufstseins in gleicher Weise beeinträchtigt". Wie dies näher zu verstehen sei, erhellt, wenn S. 96 gegen *Strauss* bemerkt wird, die Annahme, dafs die evangelische Geschichte sich in der Tradition gebildet habe, führe doch immer auf das einzelne Selbstbewufstsein als die letzte und alleinige Quelle zurück, was dann in Bezug auf die Vorgeschichte des Lukas theils aus deren innerem Zusammenhang, theils aus der Natur der Sache selbst zu der Consequenz fortgeführt wird, dafs es der Schriftsteller selbst sei, der sie gebildet habe. Es ist jedoch nur die eine Seite der Traditionshypothese, die damit bekämpft ist; neben der eigentlich schöpferischen Sage läfst auch *Strauss* noch eine andere bestehen, welche im engeren Sinne Tradition genannt werden mufs, die historische Ueberlieferung. Auch gegen diese Seite richtet sich der Verf. gleich sehr, sofern auch sie die Macht des Selbstbewufstseins beeinträchtige, und namentlich wird aus dem freien Verfahren der Evangelisten selbst dagegen polemisirt.

Digitized by Google

Fragen wir nun aber, welches der Fortschritt sei, den die Kritik hiermit gemacht habe, so zeigt es sich bei näherem Eingehen sogleich, dafs derselbe ein nur formeller ist. Der Verf. bekämpft das Straufsische Princip, nach welchem es nicht Einer, sondern die Vielen sind, deren religiöse Anschauung die evangelische Geschichte hervorbringt; er findet dies Princip „mysteriös", offenbar deswegen, weil es die gottmenschliche Gattung sein soll, welche in diesen Vielen sich thätig erweist. Dafs es nicht blofs die Vielheit der Subjecte, sondern auch wirklich jener erstere Punct, die ganze Anschauung von der Gemeinde selbst ist, woran sich der Verf. stöfst, das geht aus jener Zusammenstellung der Straufsischen Ansicht mit der Inspirationstheorie hervor, ein Gedanke, den wir S. 70 und 71 des 1. Bandes noch klarer ausgedrückt finden. Allein ist denn nun der Verf. über dieses Princip dadurch hinausgekommen, dafs er an die Stelle der Vielen das eine Selbstbewufstsein des Schriftstellers setzt? Dafs das nicht der Fall ist, zeigt sich aus seiner eigenen Argumentation, wenn er sagt, die Traditionshypothese führe selbst nothwendig auf das einzelne Selbstbewufstsein als die letzte Quelle zurück. Statt dafs der Verf. das Straufsische Princip überwunden hätte, hat er es nur zu seiner formellen Consequenz fortgeführt, er hat nur dasselbe im Gebiet der evangelischen Geschichte geleistet, was *Strauſs* selbst in religionsphilosophischer Hinsicht gethan hat durch seine Ideen über den Cultus des Genius. Ist die Substanz, die Gattung, das Absolute, so ist es auch das einzelne Selbstbewufstsein, so fern es sich seiner Allgemeinheit bewufst ist, und demgemäfs ist denn auch hier die Allgemeinheit zur absoluten Einzelnheit geworden. Hätte *B. Bauer* das Straufsische Princip wirklich überwunden, so wäre ihm, statt dafs er sich an das Bewufstsein dieser einzelnen Schriftsteller hielte, vielmehr die Erkenntnifs des Einen aufgegangen, dessen Bewufstsein der eigentliche Ausgangspunct der evangelischen Geschichte ist; so aber, indem er immer noch die Gemeinde, wenn gleich in der Person der einzelnen Evangelisten, den eigentlichen Schöpfer der evangelischen Geschichte sein läfst, verräth er, dafs er selbst noch innerhalb des Standpunctes steht, den er überwinden will; es ist ihm dasselbe begegnet, wie der Religionsphilosophie von *Carriere*, die ebenfalls über den Straufsischen Standpunct sich zu erheben strebt, ohne doch in der That über ihn hinauszukommen. Der Vf. könnte uns vielleicht gegen das Bisherige einwenden, dafs ja hier zunächst nur von der formellen Seite des Princips die Rede sei, hieraus also noch nicht auch auf dieses selbst geschlossen werden könne; allein nicht nur steht Beides in nothwendigem Zusammenhang, sondern auch eben daraus, dafs nur von dieser formellen Seite die Rede ist, geht hervor, dafs der Fortschritt selbst nur dieser formale ist, und dies wird durch die Kritik selbst bestätigt. War das Straufsische Princip ein wesentlich unhistorisches, so hat sich die Ungeschichtlichkeit desselben in der Kritik *B. Bauer's* vollendet. Dies gilt namentlich von der Polemik des Verfs. gegen die Annahme einer historischen Ueberlieferung; wenn Strauſs eine solche neben der Mythen bildenden Sage noch fortbestehen läfst, so möchten wir, statt auch hier die Inconsequenz zu tadeln, vielmehr darin einen historischen Sinn erkennen; es scheint erst dem norddeutschen Geiste aufbehalten gewesen zu sein, die Anwendung jenes ungeschichtlichen Princips auf die Geschichte zu vollenden.

Gehen wir nun auf die Kritik selbst ein, so zeigt sich allerdings, was die Methode betrifft, auch hier ein bemerkbarer Fortschritt. Während sich der einseitig systematische Charakter des Straufsischen Werkes auch in dieser Beziehung schon dadurch ankündigte, dafs es ihm an einer der nothwendigsten historischen Grundlagen, nämlich einem gehörigen Eingehen auf den Charakter und die Stellung der einzelnen Evangelien fehlte, so hat dagegen die Kritik *B. Bauer's* unleugbar einen grofsen Vorzug schon dadurch, dafs sie die Betrachtung der evangelischen Geschichte der Synoptiker von der des vierten Evangeliums getrennt und die Kritik des letzteren vorausgeschickt hat. Jene auffallenden Inconsequenzen, deren sich die Straufsische Kritik namentlich in Beziehung auf das vierte Evangelium schuldig machte, wurden dadurch vermieden, und das ganze Urtheil wurde ein sichreres, bestimmteres. Aber auch der zweite höchst wichtige Punct, das gegenseitige Verhältnifs der Synoptiker, ist in einer weit durchgreifenderen Weise behandelt, wenn gleich eben hier die Einseitigkeit, an der diese ganze Kritik leidet, am stärksten hervortritt. Der Verf. legt nämlich hiebei die Resultate einer Schrift zu Grunde, die zwar, wie es scheint, bei einem nicht

unbedeutenden Theile der theologischen Welt sich in Ansehen gesetzt hat, und die in der That mit grofsem Fleifse gearbeitet ist, deren ganze Methode aber uns verfehlt und deren Argumentation im Einzelnen uns keineswegs zureichend dünkt; denn in der Weise, wie *Wilke* in dem „Urevangelisten" will, aus der blofsen Betrachtung des Textverhältnisses im Einzelnen, und zwar grofsentheils in blofs formeller Beziehung, läfst sich die Frage über das gegenseitige Verhältnifs der drei Synoptiker nimmermehr entscheiden. Mag auch *Wilke* eben diese Betrachtung des Einzelnen gegenüber der blofsen Betrachtung der Evangelien im Ganzen mit Recht geltend machen, so ist er darum doch nur in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen, und von einem eigentlichen Eindringen in den Geist der Evangelien, das, wenn es auch gleich auf das Einzelne sich gründet, doch wesentlich auf einer Gesammtanschauung derselben beruht, finden wir bei *Wilke* in der That Nichts. Eben so bedünken uns die Argumente im Einzelnen, so scheinbar sie oft sind, dennoch keineswegs stichhaltig, denn sie haben nicht jene zwingende Nothwendigkeit, wie sie für die Entscheidung einer solchen Frage unumgänglich gefordert werden mufs. Als den eigentlichen bleibenden Gewinn dieser Schrift können wir nur den ansehen, dafs sie der Ansicht von der Entstehung dieses „bestimmten Typus" der evangelischen Geschichte aus der blofsen Tradition ihre Haltungslosigkeit nachweist, und die Nothwendigkeit eines Zusammenhangs der synoptischen Evangelien durch schriftliche Quellen, wie nun derselbe zu denken sei, darthut. Die nachfolgende Kritik des vorliegenden Werkes selbst wird das obige Urtheil, soweit es der Raum gestattet, bestätigen. Uns scheint es nur zu bedauern und den Werth des Ganzen zu schmälern, dafs der Verf. die Resultate jener Schrift zu Grunde gelegt hat, denn obwohl seine Kritik selbst erst den vollendeten Beweis von der Priorität des Marcusevangeliums geben soll, so hat dies doch nicht gehindert, dafs dieselbe vielfach auch blofs vorausgesetzt wird. Freilich ist dies nur der eine Hauptpunct der Untersuchung; wird auch die Priorität des Marcusevangeliums zugestanden, so bleibt immerhin die noch wichtigere Frage über den Ursprung dieses Evangeliums selbst, und hier haben wir es blofs mit der Kritik des Verfs. zu thun, obgleich derselbe auch hierin blofs das von *Wilke* begonnene Werk nach seiner ganzen Consequenz zu vollenden behauptet. Wie eng übrigens jene Ansicht von Marcus als dem Urevangelisten, von welchem die beiden Andern abhängig seien, mit dem speculativen Princip des Verfs., der Einzelnheit des Selbstbewufstseins, zusammenhängt, und wie sehr demnach, wenn das letztere fällt, auch jene den Verdacht des Unhistorischen auf sich laden mufs, daran braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

Ehe wir jedoch auf das Einzelne eingehen können, ist es nöthig, vorher einige Bemerkungen zu berücksichtigen, die der Verfasser zwar nur in der Untersuchung selbst hie und da eingestreut hat, die aber eine allgemeinere Bedeutung haben und theils gegen die Traditionsansicht gerichtet sind, theils allgemeine Gesichtspuncte in der Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses der Synoptiker betreffen. Eine solche Bemerkung ist vor Allem die im 2. Bd. S. 108. 109, welche, wenn sie so, wie sie hier hingestellt ist, ihre Richtigkeit hätte, allerdings die ganze Traditionsansicht mit einem Male aus dem Felde schlagen würde. „Das wäre wahrhaftig sehr wenig gewesen", heifst es hier, „wenn die ersten Anhänger Jesu aus ihrem Zusammenleben mit dem Heiland nichts als ein Paar oder Hunderte von Sprüchen der Welt mitgebracht und mitgetheilt hätten; damit hätten sie weder eine Gemeinde stiften noch die Welt überwinden können. Grundsätze, Principien, allgemeine Anschauungen und die Erschaffung einer neuen wesentlichen Welt, — das war es vielmehr, was der Gemeinde ihr Dasein gab, was sie anfangs allein beschäftigte und sie später dazu antrieb, einzelne Anschauungen, Pointen, Contraste und Sprüche zu bilden. Das Bestimmte, Einzelne gestaltet sich erst, wenn das Wesen und das Allgemeine einem Lebenskreise zum Gemeingut und festem Besitze geworden ist u. s. w. — Wir würden diesen Satz sehr gern zugeben, wenn er sich in der beschränkten Fassung hielte, in welcher er allein Wahrheit hat, dafs nämlich die erste christliche Gemeinde allerdings insofern in dem Principe lebte, als vor dem Leben selbst, vor dem praktischen Elemente, das eigentlich historische Interesse, wie es sich später in der Abfassung der Evangelien kund giebt, zurücktrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 108.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Wir geben also dem Satze gern soweit Recht, als er nur gegen jene Ansicht gerichtet ist, welche die Evangelien gleich in der ersten christlichen Zeit geschrieben lassen sein möchte. So aber, bei jener ganz allgemeinen Fassung des Satzes, mufsten wir uns wundern, dafs er in einer Schrift, deren ganzer Standpunct ein philosophischer ist, eine Stelle finden konnte. Wie, ist es denn nicht vielmehr das allgemeine Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, dafs ein Princip immer erst in ganz unmittelbarer Weise, in concreter Gestalt auftritt, ehe es in seiner abstracten Allgemeinheit erfafst wird! Und wenn irgendwo, so ist dies in der Geschichte des Christenthums der Fall. Eben darauf beruhte die ganze Entwicklung, beruhten die hauptsächlichsten Kämpfe der christlichen Gemeinde in den ersten zwei Jahrhunderten, dafs der Stifter der Gemeinde sein neues Princip nicht in allgemeiner, abstracter Fassung, sondern in rein praktischer concreter Weise, mit Bezug auf die einzelnen Verhältnisse des Lebens aussprach, und dafs es sich nur darum handelte, das Princip zu seiner Allgemeinheit zu erheben. Der Verf. beruft sich freilich für seinen Satz auf die paulinischen Briefe; allein eben das ist der Fehler, dafs er sich auf diese beruft. An Paulus, den Mann des Geistes, der nicht „Fleisch und Blut um Rath fragte", sondern dem Drange des ihn beseelenden Princips folgte, an ihn dürfen wir freilich nicht denken, wo es sich um die Frage über die Tradition handelt. Allein wie ganz isolirt und von unaufhörlichen Kämpfen in Anspruch genommen erscheint uns denn auch die Gestalt dieses Mannes eben in jenen Briefen! Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der christlichen Gemeinde, auch allen Spuren nach die übrigen Apostel selbst, hielten unmittelbar fest an der Form des christlichen Princips, wie es dessen Stifter in seiner Person veranschaulicht hatte, und statt das Allgemeine von dem Besonderen zu scheiden, wollten sie vielmehr eben diese besondere Form zum allgemeinen Principe erheben; dies ist es, was unter dem Judenchristenthum zu verstehen ist. Zwar war auch in der judenchristlichen Gemeinde in ihrer ersten Zeit das praktische Element das durchaus vorherrschende, und die Apostel waren weit entfernt, blofs durch Ueberlieferung von Sprüchen eine Gemeinde gründen zu wollen; allein das, was diesem Leben seinen bestimmten Inhalt gab, das war, um es nur in einem Worte zu sagen, gar nichts Andres als eben die *Tradition*. Hieraus ergiebt sich also von selbst die Antwort auf die Frage unseres Verfs. (2. Bd. S. 45): „wie denn jemals aus solcher Anekdotenkrämerei eine Gemeinde hätte entstehen können, welche die Welt überwinden sollte"! Wir antworten darauf, dafs es erstens keine Anekdotenkrämerei war, wenn die Tradition zum Princip gemacht wurde, deswegen, weil ihre Bedeutung keine blofs historische war, vielmehr in ihr das religiöse Princip angeschaut wurde; dafs aber zweitens aus diesem Standpuncte für sich allein die christliche Kirche allerdings nimmermehr zu dem, was sie geworden ist, hätte erwachsen können, dafs es vielmehr der Paulinismus war, der als das eigentlich geistige Element gegenüber der Aeufserlichkeit des Judenchristenthums die Kirche zu dem machte, was sie wurde. Auch das ergiebt sich übrigens, dafs die Seite der evangelischen Sage, die sich von selbst als die trübere erkennen läfst, die mehr äufserliche, die Wundersage u. s. w. auch in der ursprünglichen Tradition zurücktrat. So zeigt sich auch hier, wie in so vielen anderen Beziehungen, welche Wichtigkeit jener in der theologischen Welt noch immer nicht zur gehörigen Anerkennung gekommene Punct, nämlich die überwiegende Bedeutung des Judenchristen-

Digitized by Google

thums in der ersten christlichen Zeit, für die ganze Anschauung dieser letztern hat. Statt dafs man noch immerfort in der Bekämpfung von Resultaten ein Verdienst sucht, welche man doch nie widerlegen wird, sollte man vielmehr erkennen, wie nur von hier aus sich auch der historische Christus wirklich finden läfst. Auch die Kritik *B. Bauer's* hätte bei dieser Erkenntnifs unmöglich solche Resultate liefern können, wie wir sie vor uns sehen. Was es übrigens mit der Behauptung auf sich habe, dafs das Bewufstsein der Gemeinde, nachdem das Princip festgestellt gewesen sei, einzelne Anschauungen daraus gebildet habe, und dafs so die evangelische Geschichte der Synoptiker entstanden sei, das ergiebt sich aus dem Gesagten ebenfalls; die Sache wird auf diese Weise geradezu auf den Kopf gestellt.

Eine andere Bemerkung, die das Verhältnifs der Synoptiker unter sich betrifft, und der sich die Kritik des Verfs. im Einzelnen durchgehend richtet, die aber mit jener vorhergehenden in seltsamem Widerspruche steht, finden wir 2. Bd. S. 53. 54. Gegen den sonst gewöhnlichen Schlufs nämlich, dafs der Bericht des Marcus durch seine breitere Ausmalung gegenüber dem einfacheren des Matthäus seinen späteren Ursprung verrathe, wird bemerkt, der gewöhnliche Gang der Geschichtschreibung und das Schicksal, das die Urschrift unter den Händen späterer Pragmatiker erfahre, sei vielmehr der Art, dafs die ursprünglichen malerischen Züge ausgelassen und in einfachere Formeln zusammengezogen werden. Hiezu habe sich nun aber besonders die evangelische Geschichtschreibung hinneigen müssen; denn während der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des Lebens Jesu auch auf die Forderungen der Form möglichst habe sehen müssen, so haben dagegen nachher für das religiöse Interesse jene ausmalenden Züge ihre Bedeutung verloren, und es sei von den Späteren nur noch das einfache Gerüste der Erzählung beibehalten worden, zuweilen zu grofsem Schaden der Composition. Wie, möchten wir hier fragen, während in jenem obigen Satze behauptet wurde, dafs die erste Zeit in dem Allgemeinen gelebt und erst die spätere von diesem aus einzelne Anschauungen gebildet habe, so soll nun das Verhältnifs umgekehrt werden? Mufste nicht vielmehr bei der ersten schriftlichen Fixirung der evangelischen Geschichte, als man der ersten Zeit, in welcher das praktische Interesse überwog, noch näher stand, mufste da nicht ebenfalls dies praktische Interesse noch vorherrschen, während erst allmählig auch das Aeufsere, Historische mehr Wichtigkeit bekam? Es ist also eine ganz ungegründete Behauptung, dafs die erste Darstellung der evangelischen Geschichte mehr auf die Form habe sehen müssen, als es die spätere gethan habe. Beruft sich *B. Bauer* auf den gewöhnlichen Gang der Geschichtschreibung, so entgegnen wir ihm, dafs wir in der evangelischen Geschichte keine Geschichtschreibung in dem Sinne, wie das Wort hier verstanden werden mufs, erkennen, dafs wir in ihr nur die kunstlose Fixirung der Ueberlieferung sehen, die nur eben durch diese Unbefangenheit und die eigenthümliche Kraft des Gegenstandes einen poetischen Anstrich erhält. Die Ueberlieferung aber oder die Sage ist immer anfangs unbestimmt, und erhält erst allmählig ihre Ausmalung. Es wird uns gegen diese Ansicht der evangelischen Geschichte das Beispiel des Marcusevangeliums entgegengehalten werden, in dessen Anlage *B. Bauer* mit *Wilke* ein Kunstwerk sieht; allein auch abgesehen davon, dafs dieses Evangelium jedenfalls nur in sehr relativer Weise jenen Namen verdienen würde, so können wir ja auch in dieser geordneteren Form nur das Zeichen der späteren Zeit sehen, für welche das Aeufsere eine gröfsere Wichtigkeit hatte. Während also der Verf. in jenem ersten Satze das Vorherrschen des praktischen Elements mit der Allgemeinheit verwechselte, und so das Gesetz vergafs, dafs eine allgemeine geistige Wahrheit immer zuerst in der Form der Unmittelbarkeit auftritt, so übertrug er nun umgekehrt dieses Gesetz, das eben nur in der geistigen Sphäre seine Wahrheit hat, auf das Gebiet des äufserlich Historischen, wo vielmehr das Gegentheil gilt. Welches das wahre Verhältnifs sei, das zeigt am besten das Beispiel des vierten Evangeliums. Während dieses in den Reden Jesu spätere Abstractionen giebt, so ist dagegen das Aeufsere grofsentheils sehr ausgemalt, und die Anlage ist weit planmäfsiger; in beiden Beziehungen aber erweist es sich so als das späteste Evangelium. Hiemit gehen wir nun zur evangelischen Geschichte selbst über.

Die negative Kritik hat auch gegenüber dem synoptischen Berichte da vollkommen Recht, wo dieser selbst den Kreis des eigentlich Historischen über-

schreitet, wo er es nicht mit dem weltgeschichtlichen Auftreten der Person Jesu zu thun hat, d. h. in der Vor- und Nachgeschichte. Dem Verf. gebührt, was die erstere betrifft, in der That das Verdienst, die unauflöslichen Widersprüche theils in den einzelnen Berichten selbst, theils in ihrem Verhältnifs zu einander, mit Schärfe und Vollständigkeit hervorgehoben zu haben. Nur in dem Puncte, in welchem auch dieser Theil der Untersuchung mit der Grundansicht des Verfs. zusammenhängt, müssen wir ihm ebenfalls widersprechen. Was vorerst die angebliche Priorität des Marcusevangeliums und die Stellung der beiden übrigen Synoptiker betrifft, so wird allerdings das Fehlen der Vorgeschichte bei Lucas immer der scheinbarste Grund für dessen Ursprünglichkeit bleiben, und der Verf. hat vollkommen Recht, gegen die gewöhnlichen apologetischen Erklärungen dieses Umstandes aufzutreten. Allein ist damit die Möglichkeit einer anderen Erklärung aufser des Verfs. schon erschöpft? Wir leugnen es, die Akten in der Untersuchung über das Marcusevangelium sind noch bei weitem nicht geschlossen. Um nur das Eine anzuführen, was läfst sich gegen die auch sonst schon aufgestellte Erklärung einwenden, dafs eben wegen des Widerspruches zwischen den Berichten der beiden andern Synoptiker der von diesen abhängige Urheber des Marcusevangeliums die Vorgeschichte ganz weggelassen und seine Schrift mit der ausdrücklichen Bemerkung begonnen habe: ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου κ. τ. λ.?

Noch ungleich weniger aber läfst sich dem beistimmen, was über die Davidische Abstammung Jesu gesagt ist, als ob nämlich Marcus dieselbe nicht nur nicht voraussetze, sondern sich sogar ausdrücklich gegen dieselbe richte. In diesem Sinne wird nämlich die Stelle Marc. 12, 35 flgde. erklärt, wo Jesus eben über die Messianische Benennung „Sohn Davids" sich ausspricht. Diese Stelle soll der Evangelist selbst gebildet haben, um darin die ideelle Bedeutung jener Benennung auszusprechen. Da nun aber der Vf. zufolge seiner Ansicht annehmen mufs, dafs der Glaube an eine leibliche Abstammung Jesu von David in der ersten christlichen Zeit überhaupt noch gar nicht vorhanden gewesen sei, so begegnet es ihm, dafs während sich Marcus in jener Stelle gegen die Ansicht von einer leiblichen Abstammung richten soll, hiezu doch durchaus kein äufserer Grund vorhanden wäre. Dafs nun aber der Schriftsteller vollkommen unabhängig von jeder äufseren Beziehung nur die ideale Bedeutung der Benennung „Sohn Davids" habe aussprechen wollen, diese Annahme können wir nicht anders als unnatürlich finden. Hatte der Name für die erste christliche Zeit überhaupt diese ideale Bedeutung, wozu brauchte der Evangelist dieselbe erst noch in solcher negativen Weise zu begründen? Es bliebe also nur noch die Erklärung übrig, dafs sich Marcus hier gegen eine bereits aufkeimende Meinung richte; allein diese ganze Ansicht beruht überhaupt auf einer ungeschichtlichen Voraussetzung. Es ist ein völliger Irrthum, wenn *B. Bauer* sogar den prophetischen Weissagungen selbst, sofern sie die Erscheinung des Messias an das Davidische Geschlecht knüpfen, in jener idealen Bedeutung auffafst. Dem alttestamentlichen Bewufstsein war vielmehr jenes Geschlecht zum eigentlichen Träger der Theokratie geworden, und vermöge des historischen Zusammenhangs mit dem alten Bunde mufste auch das neutestamentliche Bewufstsein diese Anschauung festhalten. Nur die spätere Abstraction kann das christliche Princip in so durchgreifender Weise geltend machen, dafs selbst jene dem A. Testament so wesentliche Anschauung zu etwas Gleichgültigem herabsinkt. In den geschichtlichen Umständen selbst war es etwas ganz Anderes; das neue Princip war freilich für sich selbst von jener Anschauung ganz unabhängig, nicht aber, sofern es sich als die geschichtliche Vollendung des A. Testamentes wufste. Die alttestamentliche Offenbarung wäre für das damalige Bewufstsein zu einer ganz nichtigen geworden, wenn nicht aus dem Geschlechte, an welches sie ihre Verheifsung knüpfte, auch wirklich die Erfüllung ausgegangen wäre. *B. Bauer* vermag denn auch seine Ansicht aus dem N. Testamente nicht zu beweisen; denn die Stelle Röm. 1, 4, obwohl sie von ihm nur nebenbei besprochen wird, läfst sich in keiner Weise damit vereinigen. Es ist durchaus nichts gewonnen, wenn *B. Bauer* sagt, Paulus wolle in dieser Stelle keine geschichtliche Notiz über die Geburt Jesu geben, sondern nur den Zusammenhang der christlichen Offenbarung mit der Vergangenheit bezeichnen. Paulus spricht nun einmal in jener Stelle von einer wirklichen Davidischen Abstammung Jesu, und seine Anschauung des Zusammenhangs zwischen dem A. und N. Testamente war demnach eben hieran geknüpft. Hatte aber

ein Paulus diese Anschauung, wie viel mehr müssen wir sie der übrigen Zeit zuschreiben! Und ist es denn überhaupt auch für die Ansicht, die in der Geschichte nur die natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes sieht, wirklich etwas so Wunderbares, Auffallendes, dafs der Stifter des neuen Princips wirklich aus dem Geschlechte hervorging, an welches sich dasselbe für das A. Testament knüpfte? Mufste ja doch eben das Bewufstsein, diesem Geschlechte anzugehören, eine wesentliche Bedingung für das messianische Bewufstsein selbst sein; und überdies wie grofs mochte in jener Zeit ein Geschlecht sein, das seinen Ursprung bis auf David zurückführte, wenn es auch gleich keine förmlichen Geschlechtsregister aufweisen konnte? Gewifs die Geschichte kennt weit wunderbarere Dinge als diese Davidische Abstammung Jesu ist. Wir sehen aber gleich an diesem ersten Puncte, wie die Kritik des Verfs. ebenfalls noch, wie die bisherige, an einer ideellen Einseitigkeit leidet.

Aehnliches gilt von der Erklärung der übernatürlichen Erzeugung, sowie der dem Matthäus eigenthümlichen Erzählungen aus der Vorgeschichte. Zwar stimmen wir dem Verf. darin vollkommen bei, dafs die Idee der übernatürlichen Erzeugung sich nicht aus blofsen alttestamentlichen Voraussetzungen erklären lasse, aber wenn er nun dieselbe nach *Weifse's* Vorgang unmittelbar aus dem christlichen Princip ableitet, das hierin die Einheit des Göttlichen und Menschlichen angeschaut habe, und in dieser Beziehung bemerkt, dafs, um eine solche Freiheit des Gedankens zu erklären, bereits Bekanntschaft mit der heidnischen Welt vorausgesetzt werden müsse, so können wir auch hierin nur eine allzu unmittelbare Uebertragung des späteren Bewufstseins sehen, bei welcher die Geschichte zu kurz kommt. Wohl war das christliche Princip die Grundlage, auf welche die Idee der übernatürlichen Erzeugung sich stützte, allein zu ihrer Entstehung hatte sie eine weitere geschichtliche Vermittlung nöthig. Der Glaube an die übernatürliche Erzeugung ist nichts als die Vollendung des alttestamentlichen Messiasbegriffs, wie sie freilich erst auf christlichem Boden möglich war. Die alttestamentliche Anschauung, wornach der Messias das volle Maafs des göttlichen Geistes hat, ist dahin erweitert, dafs schon der Ursprung seines Daseins von einer besondern Einwirkung des göttlichen Geistes herrührt.

Auch in der Erklärung des Sternes der Magier schliefst sich der Verf. an *Weifse* an. Allein sehen wir auch zunächst nur auf die Erzählung selbst, wo ist denn hier der Gedanke angedeutet, dafs in dem Heidenthum selbst ein Zug der Entwicklung zum Christenthum liege? Der Stern ist ja vielmehr den Magiern nur als Zeichen von aufsen gegeben; jene Deutung mufs also zum Wenigsten ganz hineingelegt werden. Ueberdies aber, woher soll diese tiefe Idee kommen, dafs das Heidenthum gleichsam in sich selbst einen Stern gehabt habe, der es zum Christenthum hinleitete? Wie sollte in einer Zeit, wo selbst ein Paulus im Heidenthum nichts Anderes als eine Verehrung Gott verfeindeter Dämonen sah, ein so tiefsinniger Mythus entstanden sein? Müssen wir es dem Verf. danken, dafs er endlich auch einmal jene so oft wiederholte Angabe von einer allgemeinen Erwartung unter den Völkern des Orients zur Zeit der Geburt Christi einer Kritik unterworfen hat, so hätten wir gewünscht, dafs er nun auch in jener anderen Beziehung kritischer zu Werke gegangen wäre. Bleiben wir vielmehr bei der Erzählung selbst; dann erhalten wir freilich keine so tiefe Idee, aber wir bleiben in Uebereinstimmung mit der Geschichte, und nicht darum handelt es sich ja, Geist in die evangelische Geschichte hineinzutragen, sondern ihren Geist zu finden. Jene Erzählung ist in Wahrheit ursprünglich nichts Andres als eine bildliche Anschauung von Christus als dem Stern, der auch den Heiden erschienen sei; und eben dieses Bild ist es, was dann die weitere Anschauung von den Magiern hervorgerufen hat. So mufs denn freilich dem A. Testamente ein gröfserer Einflufs hiebei zugeschrieben werden, als *B. Bauer* annehmen will; dafs sich aber dennoch in der Erzählung selbst keine ausdrückliche Beziehung auf das A. Testament findet, das erklärt sich daher, dafs die alttestamentliche Stelle, in welcher von dem Sterne aus Jacob die Rede ist, allzu augenscheinlich einen blofs bildlichen Sinn hat, während in der neutestamentlichen Erzählung das Bild zur Sache geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

An diese Anschauung schlofs sich wiederum als natürliches Gegenstück (auch schon durch den äufseren Pragmatismus veranlafst) die weitere von dem Verfahren des Herodes, sowie die Flucht nach Aegypten. Dabei geben wir allerdings gerne zu, dafs diese Anschauungen nicht aus jüdischen Erwartungen sich bildeten, die schon vor dem Erscheinen des Christenthums im Schwange gewesen wären, dafs vielmehr erst das Christenthum selbst diese alttestamentlichen Weissagungen wieder in den Vordergrund treten liefs; auch leugnen wir durchaus nicht, dafs in der Erzählung von Herodes *zugleich* auch die Gemeinde ihre eigene Stellung in der Welt angeschaut hat, allein keineswegs läfst sich so, wie *B. Bauer* will, die Entstehung der Erzählung unmittelbar eben hieraus ableiten. Ueberhaupt erscheint uns die Polemik *B. Bauer's* gegen die Straufsische Erklärung der Vorgeschichte aus alttestamentlichen Anschauungen, obgleich sie namentlich das Vorhandensein eines in jener Zeit verbreiteten jüdischen Messiasbegriffs mit Recht ableugnet, dennoch im Ganzen nur eine Bestätigung dessen zu sein, was oben über das Verhältnifs dieser Kritik zu dem Straufsischen Principe überhaupt bemerkt wurde.

Von selbst fällt mit dem Bisherigen auch der Beweis, den *B. Bauer* für die Entstehung der Vorgeschichte aus dem Bewufstsein der Evangelisten führt, als ob dieselbe nämlich wegen ihres inneren Zusammenhangs nicht aus der Tradition herstammen könne. Wir sahen, dafs sich die Vorgeschichte des Matthäus sehr wohl von *einem* Grundstock (der Erzählung von den Magiern) aus entweder allmählig weiter gebildet, oder auch eine andere ursprünglich unabhängige Anschauung, wie vielleicht die von dem Kommen Jesu aus Aegypten, sich assimilirt haben kann. Ganz eben so verhält es sich mit der Vorgeschichte des Lucas. Nahm einmal die Anschauung des Verhältnisses Jesu zu dem Täufer diese Gestalt an, dafs schon ihre Geburt in gegenseitige Beziehung gesetzt und also auch die Geburt des Täufers zum Gegenstande eines besondern göttlichen Rathschlusses gemacht wurde, so ergab sich alles Uebrige hieraus von selbst. Also eben weil alle einzelnen Züge durch eine gemeinsame Idee in Zusammenhang stehen, eben darum kann die Tradition sie gebildet haben, und es braucht nicht der Zufall hiefür zu Hilfe genommen zu werden. Freilich der Verf. will auch noch zwischen der Erzählung von Simeon und dem Vorhergehenden eine Beziehung entdecken; die nämlich, dafs jene erstere die Spitze des Ganzen sei, indem hier auch auf die Heiden und auf das Leiden Jesu hingewiesen sei; allein diese Beziehung auf die Heiden tritt in der Erzählung gar nicht besonders hervor, und die Hinweisung auf das künftige Leiden läfst sich schon daraus erklären, dafs die Rede des Simeon doch einen eigenthümlichen Inhalt haben mufste. Ueberdies liefse sich hieraus noch nichts Weiteres folgern, als dafs der Schriftsteller die Hand im Spiele gehabt habe. Wie können endlich die chronologischen Angaben in der Vorgeschichte, die doch mit dem Ganzen in gar keinem Zusammenhang stehen, ein Beweis für jene Behauptung sein? Ein weiterer wichtiger Entscheidungsgrund dafür, dafs der Evangelist nicht selbst Verf. dieser Vorgeschichte ist, wäre daraus zu entnehmen, dafs allen inneren und äufseren Spuren nach die Vorgeschichte des Lucas aus dem ebionitischen Sagenkreis entnommen ist, während doch der Charakter des Evangeliums im Allgemeinen vielmehr ein paulinischer ist. Besonders schwierig mufs es *B. Bauer* werden, seine Ansicht von der Entstehung der Vorgeschichte des Matthäus mit dessen angeblicher Abhängigkeit von Lucas zu vereinigen. In der

Digitized by Google

That, wie kann man glauben, dafs ein Schriftsteller, der die spätseste Reflexion darstellen soll, auf die durchgreifenden Widersprüche zwischen seiner eigenen Erzählung und der des Lucas so gar nicht geachtet, ja dafs er überhaupt gar nichts von der Vorgeschichte des Lucas aufgenommen haben sollte? Gewifs, wenn *B. Bauer* das Fehlen der Vorgeschichte in dem Marcusevangelium bei jeder anderen Ansicht als der seinigen unbegreiflich finden will, so läfst sich dasselbe mit Recht auf seine eigene Ansicht über die Vorgeschichte des Matthäus anwenden. Was aber die Ursprünglichkeit des Matthäus und Lucas überhaupt betrifft, ist es nicht viel wahrscheinlicher, dafs die Genealogie, welche Jesus ganz unbefangen geradezu von dem Geschlecht der Könige Juda's abstammen läfst, die frühere ist, während erst später, als man sich an der Reihe jener so vielfach schlechten Könige stiefs, eine neue mühsamere Genealogie aufgesucht wurde? Die Darstellung des Matthäus soll sich aber namentlich darin als die spätere verrathen, dafs sie auf das Benehmen des Joseph bei der Schwangerschaft der Maria reflectire, während Lucas ganz unbefangen noch an nichts dergleichen denke. Allein die Darstellung des Matthäus geht gar nicht darauf aus, das Benehmen des Joseph zu erklären; vielmehr hat sie hiebei den ganz ideellen Zweck, das Wunderbare der Geburt Jesu zu veranschaulichen, und von hieraus betrachtet, ist diese Darstellung gewifs die natürlichste von der Welt. Wenn endlich bei Lucas die gewaltsame Motivirung der Reise der Eltern Jesu nach Bethlehem als ein Beweis betrachtet wird, wie viele Mühe es zuerst gekostet habe, die Geburt Jesu nach Bethlehem zu verlegen, während Matthäus bereits ganz unbefangen dieselben nur zu erzählen brauche, ist da nicht Jedem klar, dafs *B. Bauer* hier ganz willkührlich einen dem vorhergehenden ganz entgegengesetzten Schlufs macht? Das erstemal wird die unbefangene Darstellung als die frühere, das zweitemal vielmehr als die spätere hingestellt; gewifs eine solche sich selbst widersprechende Sophistik ist ein sicherer Beweis, dafs der Verf. sich seine Ansicht keineswegs überall durch das Einzelne begründet hat, sondern vielfach nur von einer vorgefafsten Meinung ausgeht. Nach dem Früheren können wir auf jene Bemerkung mit Recht entgegnen, dafs die Sage in ihrer ersten Zeit, blofs von der Idee ausgehend, sich noch nicht um die Motivirung eines Factums kümmerte, das für sie aus der alttestamentlichen Weissagung entschieden feststand, dafs es vielmehr erst die spätere Reflexion ist, die die Sache erst noch besonders zu begründen sucht. *B. Bauer* wird uns wiederum entgegenhalten, dafs ja nun umgekehrt bei Matthäus der Aufenthalt in Nazareth eigens motivirt werde; allein die Erzählung geht auch hier nicht auf Motivirung aus, sondern dieselbe giebt sich theils von selbst aus dem Vorhergehenden, theils ist es auch hier wieder ein ideelles Interesse, nämlich die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagung, worum es sich handelt.

Einer sehr strengen Kritik wird auch die synoptische Schilderung des Täufers und seines Auftretens unterworfen; im Ganzen aber müssen wir hier der Untersuchung ebenfalls Recht widerfahren lassen, obwohl das Ungeschichtliche der Nachrichten von der Askese, sowie überhaupt von der strengen, rauhen Weise des Täufers keineswegs genügend bewiesen ist. Besonders soweit es sich um das Bewufstsein des Täufers über seine eigene Stellung handelt, zeichnet sich die Kritik des Verfs. durch Schärfe und Vollständigkeit aus. Es läfst sich fürwahr sehr wohl begreifen, wie gerade in diesem Puncte das wirkliche geschichtliche Verhältnifs zurücktreten mochte; denn nirgends war das christliche Bewufstsein mehr in Versuchung, seine eigene Bestimmtheit auf einen früheren Standpunct überzutragen, als bei seiner Anschauung des unmittelbaren Vorläufers Jesu. Zwar müssen wir den Unterschied zwischen der synoptischen Darstellung und der des vierten Evangeliums hier in seiner ganzen Gröfse anerkennen, aber demungeachtet ist es gar nicht unwahrscheinlich, dafs auch in der synoptischen Anschauung die Stellung des Täufers als Vorläufers des Messias zu einer bewufsten wurde, während sie ursprünglich nur eine unbewufste war. Der grofse Unterschied zwischen den Synoptikern und dem vierten Evangelium ist nur der, dafs die ersteren im Ganzen doch auch hier noch an der Geschichte festhalten, während wir dagegen in dem vierten Evangelium eine förmliche Uebertragung des christlichen Bewufstseins auf den Täufer finden. Für jene Ansicht von dem synoptischen Berichte spricht aufser den von *B. Bauer* angeführten Gründen namentlich auch noch der Umstand, welchen er übrigens selbst an einem anderen Orte hervorhebt, dafs bei den Synoptikern während der ganzen öffentlichen Wirksamkeit Jesu sich nichts von einer Volksmeinung findet, dafs

Jesus der Messias sein könnte. Ueberhaupt vielmehr nur die, er möchte Elias sein. Das Erstere liefse sich freilich auch schon aus der ganzen Erscheinung Jesu begreifen, das Letztere aber nicht wohl, wenn schon Johannes sich als Vorläufer angekündigt hätte. Ueberhaupt, so sehr es auch anerkannt werden mufs, dafs die Erscheinung Jesu sich nicht begreifen läfst, wenn die Zeit nicht im Inneren vorbereitet war, so ist ja darum doch noch keineswegs nothwendig, dafs vorher schon die Erwartung des Messias bestimmt und öffentlich ausgesprochen war; grofse Wendepuncte solcher Art kommen vielmehr immer, so sehr sie auch vorbereitet sind, doch in dieser ihrer bestimmten Gestalt unerwartet. In dieser Beziehung hat sich der Verf. durch seine kritische Beilage über die messianischen Erwartungen der Juden zur Zeit Jesu ein nicht unwesentliches Verdienst erworben, wenn wir auch gleich dieser Nachweisung keine solche Bedeutung, wie der Verf. will, zuschreiben können, und zwar deswegen, weil, auch ohne dafs der Messiasbegriff unter den Juden jener Zeit selbst schon eine Ausbildung erlangt hatte, die alttestamentliche Anschauung doch ihren Einfluſs auf die evangelische Geschichte ausüben konnte. Von selbst versteht sich ferner, dafs wir auch bei diesem Theile der Untersuchung davon zu abstrahiren haben, was über das Verhältnifs der Synoptiker zu einander bemerkt wird. Auch hier beweist sich Marcus keineswegs als der ursprünglichste; wenn er einzelne Züge nicht hat, die wir bei Matthäus und Lucas finden, und welche immer Widersprüche enthalten, so kann dies ja eben so sehr daher rühren, dafs seine Darstellung eine abgekürzte ist; für seinen späteren Ursprung aber spricht besonders die Bemerkung, dafs er von der Predigt des Täufers gar nichts berichtet als eben das, was nach *B. Bauer* selbst am entschiedensten unhistorisch ist, nämlich die Hinweisung auf den kommenden Messias, welche von dem Späteren freilich als der Mittelpunct von der Wirksamkeit des Täufers angesehen werden mufste.

Sehr vielen Schein hat dagegen diese Ansicht in der Kritik der Tauf- und Versuchungsgeschichte; namentlich läfst sich hier auch in der Darstellung des Matthäus leicht die spätere Reflexion erblicken. Allein dieser Schein fällt, sobald die wirkliche Bedeutung der Erzählung Matth. 3, 14. 15. erkannt ist; wir geben zwar der negativen Kritik des Verfs. in Bezug auf diese Erzählung vollkommen Recht, allein ihre Bedeutung ist eine andere, als der Verf. will. Sie ergiebt sich von selbst, sobald es einmal anerkannt ist, dafs die Taufe Jesu für die erste christliche Anschauung nichts Anders als die messianische Salbung ist, was denn auch, obgleich es *B. Bauer* nicht zugeben will, theils durch die Erzählung selbst, theils durch die sonstige Anschauung des Ebionitismus, im N. Testament namentlich durch die Reden in der Apostelgeschichte, aufser allen Zweifel gesetzt wird. Gehen wir also hievon aus, so erhält die Antwort, welche Jesus dem Täufer in V. 15. giebt, ganz einfach den Sinn, dafs diese Taufe in der göttlichen Ordnung (sofern sie nämlich die messianische Salbung sein soll) begründet sei. Die Aeufserung des Täufers aber, in V. 14., ist nichts Anderes als ein Einwurf, den sich die Sage selbst in der Person des Täufers macht, wie denn nämlich die Taufe Jesu durch den Täufer mit deren beiderseitiger Stellung zu vereinigen sein solle. Diesen Widerspruch löst wiederum die Sage durch die Antwort Jesu. Für diese Erklärung spricht, dafs Jesus in V. 15. nicht blofs von sich selbst, sondern auch von dem Täufer redet (πρέπον ἐστὶν ἡμῖν), die Taufe also nicht blofs in Beziehung auf seine eigene Person setzt; das Wort δικαιοσύνη aber entspricht hier ganz dem hebräischen Mischpath. So ist denn allerdings in der Stelle eine Reflexion enthalten, aber eine Reflexion von ganz ideeller Art, und es läfst sich zum mindesten eben so gut behaupten, dafs die Sage die ideelle Bedeutung der Taufe Jesu zuerst auf diese Weise habe festhalten müssen und erst später als jene Bedeutung schon fixirt war, dieſs nicht mehr nöthig gehabt habe, als sich umgekehrt sagen läfst, erst später habe die Reflexion jenen anscheinenden Widerspruch zu lösen versucht. Gelöst ist der Widerspruch allerdings nur für die evangelische Anschauung, und *B. Bauer* hat ganz Recht, sich gegen die Straufsische Erklärung zu wenden, dafs Jesus selbst der Taufe als einer messianischen Salbung sich unterzogen habe; vollkommen richtig ist auch die Beweisführung, wie mit der gewöhnlichen Anschauung der Person Jesu diese Taufe sich nicht vereinigen lasse. Demungeachtet, so gefährdet nun auch die ganze Erzählung scheint, wird dieselbe doch namentlich durch *einen* Punct, welchen *B. Bauer* ebenfalls als Instanz gegen ihre geschichtliche Wahrheit aufführt, eher noch unterstützt; und zwar ist dies die

Darstellung des bei der Taufe Jesu geschehenen Ereignisses. So nämlich, wie wir dasselbe bei *Matthäus* *) und Marcus erzählt finden, ist es unleugbar nichts Anderes als eine Vision Jesu, die allerdings zugleich von einem objectiven geistigen Vorgang begleitet ist. Eben diese geistige Haltung des ursprünglichen Berichts nun scheint für eine geschichtliche Grundlage desselben zu sprechen; warum sollte die Sage das Ganze nicht gleich anfangs in einer mehr objectiven Weise erzählt haben? Noch weniger kann es, beiläufig gesagt, *B. Bauer* erklären, warum Matthäus als der späteste doch ebenfalls diese geistige Fassung hat, während bei Lucas, den er doch voraussetzen soll, der Vorgang ganz sinnlich gehalten ist. Jenes Argument nun hat allerdings keine förmliche Beweiskraft, und namentlich könnte man, wenn die Darstellung des Matthäus als die älteste anerkannt wird, bei der ideellen Färbung derselben die Entstehung der ganzen Erzählung aus der späteren idealen Anschauung für sehr wahrscheinlich halten. Allein die Erklärung, die *B. Bauer* von der Taufgeschichte giebt, liefse sich jedenfalls nur in einem bestimmten Umfange anerkennen; denn dafs die religiöse Vorstellung nur überhaupt den Zusammenhang zwischen Jesus und dem Täufer als seiner geschichtlichen Voraussetzung so angeschaut habe, als ob Jesus selbst durch die Taufe des Johannes hindurchgegangen sei, das ist deswegen nicht glaublich, weil, wie aus der Darstellung des Matthäus hervorgeht, die evangelische Anschauung Jesus niemals zu dem Täufer in ein Verhältnifs scheinbarer Unterordnung gestellt hätte, wenn nicht ein anderes Moment, die Idee der messianischen Salbung, hinzugekommen wäre. Auch in dieser hat die Sage eine geschichtliche Wahrheit ausgesprochen: das Auftreten des Täufers, so läfst sich die Sache zusammenfassen, war die geschichtliche Voraussetzung der noch höheren, gröfseren Wirksamkeit Jesu; darum also salbt der Täufer Jesus. Dabei bleibt aber die geschichtliche Wahrheit jener Angabe, dafs auch Jesus durch die Taufe des Johannes hindurchgegangen sei, immer noch unbeschadet, und namentlich kann jene Schwierigkeit, dafs die christliche Anschauung Jesus von freien Stücken in ein Verhältnifs scheinbarer Unterordnung zu dem Täufer gesetzt haben sollte, immerhin zu der Annahme geneigt machen, dafs das geschichtliche Factum einer Taufe Jesu durch den Täufer zu Grunde liege. Gründlich und erschöpfend ist im Ganzen auch die Kritik der Versuchungsgeschichte, allein auch hier scheint uns Marcus, statt den Urbericht zu enthalten, vielmehr nur abgekürzt zu haben. Der geistige Inhalt der Versuchungsgeschichte fehlt bei Marcus, und nur Wunderbares, Aufserordentliches finden wir an derselben hervorgehoben, wie auch sonst bei Marcus sich eine solche Vorliebe für das Wunderbare zeigt. Die äufseren Bestimmungen sind bereits alle da, und nun sollte nur gerade der geistige Gehalt, um den es der Sage ursprünglich am meisten zu thun sein mufste, erst später entstanden sein? Als einen solchen Zug, der blofs das Wunderbare an der Versuchungsgeschichte hervorheben soll, betrachten wir mit *Strauſs* die Erwähnung der Thiere, denn *Weiſse's* Erklärung, welche von *B. Bauer* adoptirt wird, geht allzusehr in das Symbolische oder Allegorische über, in einem Grade, wie wir es sonst nirgends in der evangelischen Geschichte finden. Eine blofs äufserliche wunderbare Bedeutung hat auch die Angabe von dem Dienste der Engel, so wie sie bei Marcus gestellt ist. Bei Matthäus erscheint dies Dienen der Engel als die entsprechende Folge davon, dafs Jesus die Versuchung überwunden hat, es steht zu der Versuchung selbst im Contrast; bei Marcus aber steht die Angabe ganz selbstständig und losgerissen da, ist mit dem Uebrigen ganz coordinirt, also nichts als ein weiterer wunderbarer Zug, den Marcus in seine abgekürzte Darstellung auch noch aufzunehmen für gut fand. Diese Abkürzung selbst aber erklärt sich aus der bestimmten Tendenz, die der Abfassung des Evangeliums zu Grunde liegt, auf welche hier freilich nicht näher eingegangen werden kann; das Evangelium hat nicht wie die beiden andern den ganz allgemeinen Zweck, eine Geschichte Jesu zu geben, und daher hält es sich denn vielfach summarisch; es steht in dieser Beziehung, wie auch wohl seiner Abfassungszeit nach, dem vierten Evangelium am nächsten.

*) Dafs auch bei Matthäus nur Jesus das Subject zu εἶδεν sein kann, wie dies *B. Bauer* mit Recht geltend macht, ist so klar, dafs es gar nicht mehr erst nöthig sein sollte, es zu beweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung der Versuchungsgeschichte selbst, die der Verf. giebt, leidet an einer gleichen Einseitigkeit wie die der übrigen Vorgeschichte. Dagegen, dafs die Versuchungsgeschichte aus einer blofsen Parallele mit dem A. Testamente entstanden sein sollte, erklärt sich der Verf. allerdings mit Recht, auch läfst sich zugeben, dafs in den einzelnen Versuchungen Anschauungen der Gemeinde von ihren eigenen späteren Kämpfen enthalten seien. Nur möchten wir dies nicht, wie *B. Bauer* seiner ganzen Ansicht zufolge thun mufs, zum unmittelbaren Ausgangspuncte machen. Die eigentliche Bedeutung der Versuchungsgeschichte ist vielmehr eine geschichtliche; ihr Ursprung ist der, dafs das religiöse Bewufstsein jene völlige Ueberwindung alles dem christlichen Principe Entgegenstehenden als die nothwendige Voraussetzung der öffentlichen Wirksamkeit Jesu betrachten mufste; die Vorstellung schaut dies als einen einzelnen Act an, und die alttestamentliche Parallele gab für diese Anschauung den Stoff her. Wir haben also eine geschichtliche Wahrheit, nur keine solche, die in einem einzelnen besonderen Factum bestände.

Indem wir nun auf den grofsen Schauplatz der öffentlichen Wirksamkeit Jesu übergehen, ist es uns nicht mehr möglich, der Kritik des Vfs. überall in das Einzelne zu folgen, und wir halten uns daher nur noch an solche Puncte, die theils an sich die wichtigsten, theils in der vorliegenden Kritik die scheinbarsten, theils aber auch am geeignetsten sind, die Grundansicht des Ganzen zu widerlegen. Hiebei stellt sich uns übrigens in der Beschaffenheit der Schrift selbst eine eigenthümliche Schwierigkeit entgegen. Wenn das Straufsische Werk durch seine durchsichtige Klarheit eine kritische Gesammtübersicht wesentlich erleichterte, so verhält es sich dagegen mit der Kritik *B. Bauer's* ganz anders. Es hat dies einerseits in einem Fortschritte seinen Grund, darin nämlich, dafs die Methode weit mehr eine historische ist, während die Straufsische Kritik ihre Klarheit vielfach ihrem einseitig systematischen Charakter verdankte; allein andrerseits ist es auch ein unleugbarer Nachtheil, indem nun an die Stelle jener Klarheit sehr häufig gerade das Gegentheil tritt, und zwar darum, weil in Folge der Grundansicht des Verfs. das Bewufstsein der einzelnen Schriftsteller mit allen seinen Zufälligkeiten in den Kreis der Untersuchung hereingezogen wird. Dadurch geschieht es, dafs diese Auffassung der evangelischen Geschichte, während doch sie erst das Selbstbewufstsein in sein volles Recht einsetzen soll, nun vielfach eben so sehr zu einer völlig geistlosen wird. Lassen wir in dieser Beziehung den Verf. selbst sprechen (2. Bd. S. 154). „Wir haben es redlich verdient", sagt er hier am Schlusse eines Abschnittes, „und thun es gewifs nicht aus Trägheit, wenn wir uns einen Augenblick der Ruhe gönnen. Ach wie das uns in die Kreuz und Quer dahinjagte, wie wir plötzlich von dem entlegensten Puncte zum andern gejagt wurden, was dies Alles um uns summte, schwirrte und uns neckte"! Fürwahr, das heifst doch wenigstens aufrichtig und dem Leser aus der Seele gesprochen! Die grofse Frage ist nur, ob die Sache oder ob blofs die Kritik des Verfs. die Schuld trägt. Der leichteren Uebersicht wegen, zugleich auch zu besserer Motivirung des Urtheils im Einzelnen, halten wir nun in dem Folgenden die Frage über das gegenseitige Verhältnifs der einzelnen Evangelien und die über ihren geschichtlichen Charakter überhaupt aus einander, und folgen der Kritik des Verfs. zunächst nur in Beziehung auf den ersteren Punct, obgleich derselbe mit dem zweiten grofsentheils sehr eng zusammenhängt.

Digitized by Google

Sogleich der Anfang des öffentlichen Auftretens Jesu giebt dem Verf. Gelegenheit, das Verhältnifs der drei Synoptiker nach seinem Sinne an einem sehr einleuchtenden Beispiele zu zeigen. Die Angabe Matth. 4, 13, dafs Jesus Nazareth verlassen habe, während doch gar nichts von einem Aufenthalt Jesu in Nazareth erzählt, vielmehr unmittelbar vorher erst dessen Rückkehr nach Galiläa berichtet ist, — diese Angabe wird daher erklärt, dafs Matthäus die Erzählung des Lucas von dem Auftreten Jesu in Nazareth voraussetze, und sonach, da er dieses später noch selbst erzähle, eigentlich zweimal dasselbe aufführe. Läfst sich denn aber diese Angabe nicht weit einfacher daraus erklären, dafs es der evangelischen Geschichtsanschauung natürlich sein mufste, das erste Auftreten Jesu als von Nazareth ausgehend sich vorzustellen? Ist dies nicht namentlich dann sehr begreiflich, wenn, wie *B. Bauer* selbst annimmt, jene angebliche Rückkehr Jesu nach Galiläa, die durch die Gefangennehmung des Täufers veranlafst worden sein soll, nur eine ideale Anschauung ist, für welche sich an das Ende der Wirksamkeit des Täufers unmittelbar der Anfang der Wirksamkeit seines gröfseren Nachfolgers knüpfte? Bei dieser Annahme, die allerdings durch die Sache selbst sehr wahrscheinlich wird, erklärt sich ja jene Angabe ganz natürlich daraus, dafs das ursprüngliche historische Verhältnifs sich neben jener Anschauung geltend macht, und wir brauchen dem Matthäus keine solche Gedankenlosigkeit aufzubürden. Ueberdies, wenn Matthäus hier die Erzählung des Lucas voraussetzt, warum hat er nicht diese ungleich reichere, ausgeführtere Erzählung auch zur seinigen gemacht, warum ist er vielmehr bei jener einfacheren geblieben? Warum ferner hat er nicht auch wie Lucas die Erzählung gleich an den Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu gestellt? Mufste es doch eine sehr natürliche Anschauung für den Späteren sein, Jesus in Nazareth selbst zuerst sein Amt antreten zu lassen. Wenigstens bei Lucas ist nur dies der Grund der eigenthümlichen Stellung, die er seiner Erzählung giebt; dafs Lucas die bei Marcus unmotivirt stehende Angabe, Jesus habe sich nach Kapernaum gewendet, im Gegensatz dazu, dafs er nicht in Nazareth auftrat, habe erklären wollen, ist eine ganz unnöthige Annahme *B. Bauer's*, unnöthig schon darum, weil sie ja selbst auf jenen obigen Grund zurückkommen mufs, dafs es nämlich dem Lucas aufgefallen sei, warum Jesus nicht zuerst in Nazareth aufgetreten sein solle. Die Inconsequenz aber, dafs dann in der Erzählung doch bereits Wunder, die Jesus in Kapernaum verrichtete, vorausgesetzt sind, erklärt sich statt aus der Abhängigkeit des Lucas von Marcus vielmehr einfach daraus, dafs sich hier die ursprüngliche Stellung der Erzählung im Widerspruch mit der ihr von Lucas gegebenen hereindrängt. Wenn also Marcus jenes „καταλιπὼν τὴν Ναζαρέθ" nicht hat, so ist dies nur ein Beweis, dafs er nicht mehr wie Matthäus innerhalb der ursprünglichen Anschauung steht; und dies zeigt auch der Ausdruck, in welchen er die Predigt Jesu fafst: „glaubet an das Evangelium", ein Anachronismus, auf den *B. Bauer* selbst aufmerksam macht. Solche Ausdrücke des späteren christlichen Bewufstseins finden wir bei den andern Synoptikern nicht, wohl aber in dem vierten Evangelium. Bei Matthäus und Marcus ist die Berufung der ersten Apostel vorangestellt, ebenfalls gemäfs der natürlichen späteren Anschauung; denn diese, die Jesus sich stets mit dem Gefolge seiner Jünger vorzustellen gewöhnt war, glaubte darum auch deren Berufung gleich an den Anfang der Wirksamkeit Jesu stellen zu müssen. Dagegen mit *B. Bauer* anzunehmen, dafs es auch hier nicht einmal die Idee sei, welche die Stellung jener Erzählung hervorbrachte, sondern nur das particuläre Interesse, den Aufenthalt Jesu in Kapernaum zu erklären, das ist ganz und gar gegen den Geist der evangelischen Geschichte. Aus dem, was oben über die Tradition und ihre Entwicklung bemerkt wurde, läfst sich von selbst urtheilen, wie wenig ein Evangelist, der zumal der älteste sein soll, auf solche Aeufserlichkeiten Rücksicht genommen hätte. Der Charakter der Synoptiker, obgleich er dem vierten Evangelium gegenüber den historischen Standpunct vertritt, ist darum doch ebenfalls ein einseitig ideeller; auf die Chronologie und überhaupt auf den äufseren Zusammenhang nehmen die Synoptiker bekanntlich nur allzuwenig Rücksicht. Es ist daher kein gutes Zeichen für ein Werk, welches das letzte Resultat der Kritik sein will, wenn es sich so vielfach wieder jener rein subjectiven Erklärungsweise nähert, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts und dem vorigen im Schwange war. So erst bekommt der apologetische Standpunct eini-

ges Recht, wenn er die neuere Kritik auf Grundsätze, wie sie auf einem längst überwundenen Standpuncte sich geltend machten, zurückführen will.

In der Einleitung des Matthäus zur Bergpredigt wird der Widerspruch, dafs Jesus seine Jünger belehrt haben soll, und nachher doch das Volk es ist, das sich über seine Rede wundert, daraus erklärt, dafs Matthäus die Stelle Marc. 3, 7—14. benützt habe. Allein erstens stehen jene Angaben in keinem so ganz unauflöslichen Widerspruche, wie *B. Bauer* will; es ist gar nicht so ungereimt, dafs Jesus eine Rede hauptsächlich zur Belehrung seiner Jünger gehalten habe, ohne dafs doch deren Beziehung auf das Volk dadurch ausgeschlossen wurde. Aber auch ganz abgesehen hievon, erklärt sich denn der Widerspruch, wenn er ein solcher ist, nicht von selbst aus der ganzen Stellung und Bedeutung der Bergpredigt? Diese ist bei Matthäus offenbar eine feierliche Antrittsrede Jesu, und daraus geht nur einerseits eben so die Forderung hervor, dafs sie vor einer grofsen Menge gehalten werde, als es andrerseits in der natürlichen Anschauung liegen mufste, dieselbe besonders für die noch unerfahrenen Jünger gesprochen sein zu lassen. *B. Bauer* freilich erklärt zufolge seiner ganzen Ansicht die Bergpredigt und ihre Stellung aus dem ganz untergeordneten Grunde, dafs Matthäus zur Erklärung des Folgenden durch diese Rede habe zeigen wollen, wie die Rede Jesu die Leute allerdings gewaltig ergreifen mufste. Die Ableitung jenes Widerspruchs aus der Stelle bei Marcus ist übrigens nicht blofs eine müfsige, sondern auch an sich selbst ungereimt; denn wie sollen wir es uns erklärlich machen, dafs Matthäus für eine Erzählung, die er gar nicht aus Marcus hat, und deren Stellung und Bedeutung ihm ganz eigenthümlich ist, in jenem ganz äufserlichen nichts bedeutenden Zuge sich von Marcus abhängig gemacht haben sollte? Und wie soll mit dieser knechtischen Abhängigkeit die ungebundene Freiheit zusammenstimmen, welche nach *B. Bauer's* eigener Ansicht die evangelischen Schriftsteller sonst so oft an den Tag legen? Der Verf. unterläfst nicht auf diese Frage zu antworten (2. Bd. S. 142), es sei dies überhaupt der Widerspruch, der von der positiven Religion unzertrennlich sei. „Erhebt sich das religiöse Bewufstsein das einemal in die Sphäre seiner reinen Allgemeinheit, und wird es die reine Anschauung seines Wesens, so erscheinen ihm die einzelnen positiven Bestimmungen, in denen ihm sonst sein Wesen gegeben ist, als gleichgültig —; das andremal, und zwar augenblicklich nach jener Erhebung fällt es wieder in die Knechtschaft des Positiven herab, und steift es sich auf den Buchstaben. Das religiöse Bewufstsein ist diese unmittelbare Vereinigung der unbestimmten Freiheit und der höchst bestimmten Knechtschaft im Dienst des Buchstabens". Wir können darauf nur antworten, dafs der Verf. hier abermals zwei ganz verschiedene Sphären verwechselt hat. Ein solches Nebeneinander von Freiheit und Abhängigkeit ist nur im praktischen, eigentlich religiösen Gebiet möglich, und hat hier allerdings seine unzähligen Beispiele. Das Bewufstsein kann hier bei aller Freiheit des Gedankens, zu der es sich auf der einen Seite aufschwingt, dennoch auch wiederum von dem Buchstaben deswegen so abhängig sein, weil es eben nicht blofser Buchstabe ist, sondern dieser Buchstabe zugleich das Geistige enthält. Aber etwas ganz Anderes ist es, wenn ein Schriftsteller auf dem historischen Gebiete aus ideellem Interesse heraus frei componirt; ein solcher kann sich nicht zugleich auch an den todten Buchstaben in der Schrift eines Vorgängers halten, möge er auch gleich im Ganzen von demselben abhängig sein. Jene angebliche Mischung von Freiheit und Knechtschaft ist in diesem Falle nichts als ein reiner Widerspruch. Der beste Beweis hiefür ist wieder das vierte Evangelium; an ihm zeigt sich am schlagendsten, wie wenig einem Schriftsteller, der bei seiner geschichtlichen Composition von dem ideellen Interesse ausgeht, an dem Festhalten am äufseren Buchstaben gelegen ist. Diese Bemerkung trifft zum grofsen Theile die Erklärung *B. Bauer's* von dem gegenseitigen Verhältnisse der Synoptiker überhaupt.

Die Bergpredigt selbst soll Matthäus aus Lucas entlehnt haben. Dafür wird namentlich der bessere Zusammenhang und die gröfsere Abrundung des ersten Theiles der entsprechenden Rede bei Lucas geltend gemacht; bei Matthäus sei die Rede aus ganz verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt und entbehre jener Abrundung. Allerdings ist dies, was namentlich die Seligpreisungen zu Anfang dieser beiden Reden betrifft, unleugbar; aber es fragt sich, ob darum Lucas auch der Ursprünglichere sei. Die sinnlichere Färbung der von ihm aufgeführten Seligpreisungen verkennt auch *B. Bauer* nicht; dafs nun aber Matthäus

diese sinnlicheren Bestimmungen vergeistigt habe, ist aus mehreren Gründen unwahrscheinlich. Vorerst ist dies überhaupt nicht der gewöhnliche Gang der Sage, die vielmehr das Geistige zu versinnlichen pflegt, und bei dem Vorherrschen des Judenchristenthums in der ersten christlichen Zeit ist dies auch hier gar nicht unwahrscheinlich. Ferner finden wir bei Lucas auch sonst mehrmals jene Anschauung, für welche die Reichen mit den Gottlosen und die Armen mit den Frommen identisch sind. Diese Eigenthümlichkeit nun können wir nicht Jesus selbst zuschreiben, sie trägt zu sehr den ebionitischen Charakter (vgl. z. B. Cap. 5. des Jacobibriefes), und enthält eine Einseitigkeit, die wir Jesus nicht zuschreiben können, denn jener Ausspruch, wie schwer die Reichen selig werden, beweist noch keineswegs, dafs jene Anschauung bei Jesus eine stehende war. Dafs gerade Lucas, der doch sonst den Paulinismus vertritt, diese Anschauungen enthält, erklärt sich daraus, dafs er, wie schon gesagt, theilweise aus ebionitischen Quellen geschöpft zu haben scheint. Jene Abrundung aber, welche der Bericht des Lucas namentlich durch die Wehrufe erhält, kann eben so sehr aus der Tradition selbst herkommen, zumal da namentlich hier die ebionitische Anschauung sich klar ausspricht. Endlich aber ist diese ganze Beweisführung *B. Bauer's* deswegen gar nicht zulässig, weil die Bergrede des Matthäus eine ganz andere Bedeutung hat als die entsprechende Rede bei Lucas. Aus der Stellung der ersteren als Antrittsrede erklärt es sich von selbst, wenn so viele verschiedenartige Sprüche in ihr zusammengestellt sind. Jesus kündigt in der Rede sein neues Princip an, und so wurden denn Sprüche, die eine allgemeinere Bedeutung hatten, deren besonderer Anlafs aber nicht mehr bekannt war, sichergestellt. Dadurch wird jene Annahme, dafs Matthäus von Lucas abhängig sei, eine unnöthige und willkürliche. *B. Bauer* kann sich überdies nur auf den ersten Theil der Rede bei Lucas berufen, da der zweite eben so wenig mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang steht, als er in sich selbst Zusammenhang hat.

Wir heben nun aus der Bergpredigt nur noch einzelne bemerkenswerthe Puncte hervor. Den Spruch von dem Salz der Erde (Matth. 5, 13.) soll Marcus gebildet haben (Cap. 4, 49. 50). Allein, wie *B. Bauer* selbst gestehen mufs, besteht dieser Spruch aus zwei ganz unzusammenhängenden Hälften; wie sollen wir nun glauben, dafs Marcus, wenn er ursprünglich den Spruch gebildet hätte, zwei so ganz zusammenhangslose Beziehungen dieses Bildes zusammengebracht hätte? Offenbar ist V. 49. nichts als ein höchst gesuchter Uebergang des Marcus zu dem Spruch in V. 50, den er also schon vorfand. Wenn nun der Spruch bei Matthäus, obgleich er auch hier nicht in dem rechten Zusammenhang steht, doch eine ungleich passendere Stellung hat, so zeugt auch dies wieder für die Ursprünglichkeit dieses Evangeliums.

Der Spruch von der Ehescheidung soll von Matthäus abgeschwächt worden sein, während er ursprünglich eine absolute Bedeutung gehabt habe, wie dies bei den beiden andern Synoptikern noch der Fall sei. Allein wenn dieser Spruch sowie der vom Eide wirklich in absoluter Bedeutung genommen und als historisch angesehen wird (denn *B. Bauer* sagt wenigstens nichts von einer späteren Entstehung dieser Sprüche), wie soll denn ein solches Extrem bei Jesus erklärt werden, der doch sonst von solchen Extremen fern ist! Ueberdies läfst sich einem solchen Spruche, wenn er ganz unabhängig auf dem Papier steht, leicht eine ganz andere Deutung geben, als er sie hat, wenn er in bestimmten Verhältnissen gesprochen ist; durch die Beziehung auf solche Verhältnisse kann ein Spruch, wenn er auch seiner Form nach absolute Bedeutung hat, doch eine beschränkte Gültigkeit erhalten. Was aber den Unterschied in der synoptischen Darstellung selbst betrifft, so konnte der Spruch in der Tradition eben so wohl verschärft werden, sei es damit die darin liegende Idee recht stark hervortrete, oder aus Mifsverstand, oder endlich auch aus Ungenauigkeit, denn, auch wenn der Spruch für sich selbst in ganz absoluter Bedeutung dastand, konnte sich doch in der Sage das bestimmtere Verständnifs desselben forterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 111.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

An dem Spruch von der Feindesliebe, wie er bei Matthäus eingeleitet ist, wird der Gegensatz gegen das A. Testament als unpassend getadelt, da nicht nur der angebliche alttestamentliche Spruch „du sollst deinen Feind hassen" eine in dieser Form ungeschickte, auch schleppende und störende Bezeichnung des alttestamentlichen Verhältnisses zwischen der Theokratie und ihren Feinden sei, sondern auch überhaupt durch diesen Gegensatz falscher Weise die nationale Beziehung hereinkomme, während doch der Spruch selbst damit gar nichts zu thun habe, vielmehr über die nationalen Schranken schon von vornherein hinaus sei. Demgemäfs soll auch hier wieder Lucas der ursprünglichere sein. Dafs diese Folgerung wenigstens in Bezug auf den ersteren Punct keineswegs nothwendig ist, ergiebt sich aus der einfachen Bemerkung, dafs eben das Auffallende jenes Ausdrucks „du sollst deinen Feind hassen" der Anlafs sein konnte, weswegen er später weggelassen wurde, während die erste Darstellung in ihrem rein ideellen Interesse hierauf noch nicht achtete. Die Richtigkeit des zweiten Punctes aber können wir gar nicht zugeben; denn zwar steht in dem A. Testamente die Bezeichnung „Nächster" allerdings in Beziehung zur Theokratie, aber von hieraus konnte es dann eben so gut innerhalb der Theokratie selbst wie aufserhalb ihrer Feinde geben. Jeder böswillige Feind eines Andern war damit zugleich Feind der Theokratie selbst. Eben so ist in dem Spruche „du sollst deinen Feind lieben" die Beziehung auf die Nationalität nicht auszuschliefsen, ist vielmehr eine sehr wichtige Seite desselben, nur nicht gerade die einzige. Der Gegensatz ist also wirklich ein entsprechender, und die Ursprünglichkeit des Matthäus ist abermals gerechtfertigt.

Zu Matthäus 5, 46. 47., wo die Zöllner und Heiden als Beispiel aufgeführt sind, bemerkt der Verf., diese specielle Färbung der Rede bei Matthäus gegenüber der allgemeineren Haltung der entsprechenden Worte bei Lucas (Cap. 6, 32 flgde) könne auch der späteren Reflexion angehören. Allein die spätere Reflexion giebt nur dem äufserlich Historischen noch eine bestimmtere Färbung; in der geistigen Sphäre dagegen, also namentlich in den Reden, findet vielmehr das Umgekehrte, ein Fortschreiten vom Besonderen zum Allgemeinen, zur Abstraction statt, wie das vierte Evangelium zeigt. Aufserdem ist ja Matthäus in dem äufseren Detail der Erzählung vielmehr der einfachste der drei Synoptiker.

Wie ganz grundlos manchmal von *B. Bauer* die Ursprünglichkeit des Matthäus angefochten wird, zeigt sich namentlich an dem, was über den Epilog der Bergrede gesagt wird. Obgleich dieser nämlich mit V. 21. eigentlich noch nicht beginne, so werde dennoch in V. 24. vorausgesetzt, dafs das Thema, die Worte Jesu sollen auch gethan werden, schon aufgestellt sei. Allein inwiefern soll denn dies vorausgesetzt sein? Aus dem οὖν in V. 24. folgt dies wahrhaftig noch nicht; dies οὖν leitet vielmehr nur eine Folgerung aus dem Bisherigen ein. Wenn Jesus im Vorhergehenden seine Lehren gegeben hat, ist denn da der Ausdruck nicht ganz natürlich: wer *nun* nach diesen Worten handelt u. s. w.? Unpassend soll es ferner sein, dafs, während eben vorher gegen die Werkheiligkeit gekämpft sei, diese nun unmittelbar darauf empfohlen werde. Allein in den Worten „wer nun nach diesen Aussprüchen handelt u. s. w." liegt doch gewifs keine solche Empfehlung; diese Worte erhalten ja ihre Bedeutung durch die vorhergegangenen Aussprüche, und wenn nun in diesen gegen die Werkheiligkeit gekämpft ist, so ist ja demnach auch hier vielmehr eine Ermahnung gegen die Werkheiligkeit gegeben.

Derjenige Abschnitt, in welchem das Verhältnifs der drei Evangelien am meisten zur Besprechung kommt, ist Matth. 8, 1—9, 34, von *B. Bauer* „die beiden Wundertage" betitelt. Matthäus mufs sich hier besonders harte Vorwürfe gefallen lassen. „So schreibt und so sehr verläuft sich kein Mensch", heifst es 2. Bd. S. 6, „welcher den Plan einer geschichtlichen Darstellung in seinem Kopfe entworfen hat, und selbstständig nach diesem Entwurfe das Einzelne ausarbeitet: so schreibt nur ein Compilator, der links und rechts die Arbeiten seiner Vorgänger auf dem Tische liegen hat, und diese nicht einmal so weit bewältigen kann, dafs er sich nicht in die schreiendsten Widersprüche verirrt"! Den nächsten Anlafs zu diesen Beschuldigungen giebt die Erzählung von der Heilung eines Aussätzigen (Matth. 8, 2 fg.) und zweier Blinden (Matth. 9, 27 fg.). Dafs die erstere aus Marcus herübergenommen sei, soll ihre unpassende Stellung beweisen, indem ja das Verbot an den Aussätzigen, das Wunder nicht weiter zu verbreiten, hier, wo Jesus von Volkshaufen umringt sei, gar nicht passe. Folgt denn nun aber hieraus, dafs Matthäus das Ganze aus Marcus entlehnt haben müsse? Erklärt sich der Widerspruch nicht daraus, dafs die Synoptiker die äufsere Anordnung überhaupt so wenig berücksichtigen, und dafs namentlich Matthäus auf das Aeufsere am wenigsten Gewicht legt? Wird ferner der Widerspruch dadurch erklärlicher, dafs das Ganze aus Marcus entnommen sein soll? Und wenn endlich *B. Bauer* halb und halb dem Matthäus selbst ein Bewufstsein dieses Widerspruchs zuschreiben und einen Umstand in der Erzählung daraus erklären will, ist es dann noch glaublich, dafs Matthäus die ganze Erzählung mit dem Verbote hierhergestellt hätte? Wie leicht hätte er ja auch ein anderes Wunder an die Stelle setzen können! Noch seltsamer ist die Erklärung, dafs bei einer Heilung zweier Blinden, wo nach *B. Bauer* ebenfalls die Anwesenheit des Volkes vorausgesetzt sein soll, dennoch nur von diesen beiden Blinden gesagt ist, sie hätten das Wunder ihrer Heilung überall ausgebreitet. Auch abgesehen davon, dafs hier die Annahme einer anwesenden Volksmenge keineswegs nöthig ist, warum ist denn zur Erklärung des Umstandes wieder Marcus nöthig? Und wie seltsam ist die Erklärung, Matthäus habe jene Nachricht ebenfalls aus der Erzählung von dem Aussätzigen bei Marcus herübergenommen! Warum, wenn Matthäus doch nun einmal die Erzählung von dem Aussätzigen selbst an einem ganz unpassenden Orte anbrachte, warum sollte er dann nicht zugleich auch noch jene Nachricht beigefügt haben? Welche Vorstellung endlich, als ob diese Notiz dem Matthäus so wichtig gewesen wäre, dafs er sie bei der Blindenheilung noch immer im Kopfe gehabt und nun geradezu hier nachgetragen hätte, ohne sich auch nur die kleine Mühe zu geben, dieselbe den Umständen gemäfs ein wenig umzuändern! Von einem *Beweise* der Abhängigkeit des Matthäus vom Marcus sollte doch *B. Bauer* hier offenbar nicht sprechen; eine solche Erklärung beruht in der That nur auf der allgemeinen Voraussetzung von der Priorität des Marcusevangeliums.

Eben so wenig haltbar sind die übrigen Gründe, welche *B. Bauer* in diesem Abschnitte beibringt. Der Widerspruch, dafs Matth. 8, 18 von dem Anbruch des Abends gesprochen wird, und die Erzählung doch nachher fortgeht, wie wenn hiervon gar nichts gesagt wäre, wird daher abgeleitet, dafs Matthäus von Marc. 1, 32, wo er dem Marcus nicht mehr weiter habe folgen können, unmittelbar zu Marc. 4, 35 übergegangen sei. Als ob, wenn wir bei Marcus in dieser letzteren Stelle den gleichen Widerspruch treffen, dieser Widerspruch dann nicht auch bei Matthäus eben so gut von dem Evangelisten selbst herrühren könnte, zumal da unmittelbar vorher eine alttestamentliche Stelle citirt ist, und Matthäus darüber wohl den Zusammenhang vergessen hat. In solchen Stellen darf überhaupt bei den Synoptikern gar kein Gewicht auf den Zusammenhang gelegt werden. Nimmt man die Sache so, wie sie sich unmittelbar giebt, so entstehen freilich die gröfsten Widersprüche, allein eben daraus geht hervor, dafs die Synoptiker auf Zeit und Umstände dabei gar nicht reflectiren, dafs also solche Erzählungen, wenn sie auch den Worten nach auf einander folgen, doch in der That nicht zusammenhängen, weil ihr Zusammenhang für den Schriftsteller selbst durchaus kein bewufster ist. So kann es denn auch nichts Auffallendes haben, wenn in einer Stelle des Matthäus die Abreise aus Kapernaum gar nicht motivirt ist, obwohl wir übrigens nicht einmal einsehen können, warum das von *B. Bauer* zur Erklärung von Marc. 4, 35 f. beigebrachte Motiv nicht eben so gut auch auf Matth. 8, 18 sich anwenden lassen soll. Die Beschuldigung gegen Matthäus endlich, dafs er

den Streit mit den Pharisäern wegen des Fastens und den wegen der Sabbathverletzung aus einander gerissen habe, während sie bei Marcus zusammengestellt seien, so wie dafs die zweimalige Rückkehr nach Kapernaum (Marc. 2, 1; 5, 21) dem Matth. in eine zusammengeflossen sei, hebt sich ebenfalls von selbst auf; denn die Zusammenstellung von Gleichartigem ist eher ein Zeichen der späteren Zeit, die sich auch um die äufsere Anordnung mehr bekümmert. Die Angabe des Marcus aber kann eben so gut aus einer Combination des Matth. und Lucas entstanden sein; Lukas sagt im Cap. 5, 17, welche Stelle der Marc. 2, 1 entspricht, noch nichts davon, dafs Kapernaum der Ort der dort erzählten Begebenheit sei.

Eine besonders mifsliche Stellung aber hat die Ansicht *B. Bauer's* da, wo sie selbst dem Berichte des Matthäus den Vorzug geben mufs. Dies ist z. B. bei der Erzählung vom Hauptmann zu Kapernaum der Fall. Hier erkennt der Verf. selbst die Erzählung des Matth. als die angemessenere an, und wenn dann der Bericht des Lucas doch für den ursprünglicheren erklärt wird, so stützt sich dies theils nur auf die allgemeine Voraussetzung von der Abhängigkeit des Matth., theils auf die allerdings unpassende Stellung der Erzählung. Ueber die Bedeutung des letzteren Momentes aber für die Beurtheilung der Synoptiker wurde schon gesprochen; hier ist auf dieselbe um so weniger Gewicht zu legen, weil die vorhergehende Bergrede als solche nur eine ideale Anschauung ist, und Matthäus bereits vor derselben von der Predigt Jesu in Galiläa überhaupt gesprochen hat. Die gröfsere Einfachheit und Angemessenheit in dem Berichte des Matthäus dagegen kann *B. Bauer* nur aus seiner sonstigen, bereits widerlegten Ansicht erklären, dafs für den Matthäus, weil er der Späteste sei, die breitere Ausführung kein Interesse mehr gehabt habe. Dafs es die Macht der Idee sei, die Matthäus zu seiner Darstellung getrieben habe, diese Erklärung hat bei *B. Bauer* gar keine Stelle, denn das Ueberwiegen der Idee ist das Ursprüngliche in der Tradition, später erst bildet sich auch das Aeufsere mehr aus. Aber auch die Entstehung des Berichtes bei Lucas wird in einer dessen Geist ganz entgegengesetzter Weise erklärt. Dafs nämlich von dem Hauptmann Gesandte an Jesus abgeschickt werden, soll daher rühren, dafs es dem Lucas ungeziemend dünkte, Jesus unmittelbar mit ihm zusammenkommen zu lassen. Dies in einem Evangelium, das von jeher als das paulinische galt, und in einer Erzählung, die selbst im heidenchristlichen Sinne ist! Vielmehr hat die Einschiebung der Abgesandten einen ganz entgegengesetzten ideellen Grund, denn einerseits tritt dadurch der demüthige Sinn des Hauptmanns noch mehr hervor, andrerseits werden durch die zweimalige Botschaft die einzelnen Momente, nämlich die Demuth und dann der Glaube des Hauptmanns jedes für sich recht zur Anschauung gebracht; es findet eine Steigerung statt. Dies ist nun aber eine offenbare Erweiterung der ursprünglichen einfacheren Erzählung.

Dafs die mehr ausmalende Darstellung des Marcus in der Sturmscene ein Beweis seines späteren Ursprungs sei, das bleibt nach dem früher Gesagten nun unangefochten stehen; und wenn *B. Bauer* sich an dem Widerspruche bei Matthäus stöfst, dafs von ἄνθρωποι die Rede ist, die sich über das Geschehene wundern, während doch nur die Jünger mit Jesus in dem Schiffe sein sollen, würde wohl ein solcher Widerspruch dem Späteren, Reflectirteren begegnen, ist er nicht vielmehr ein Zeichen, dafs das ursprüngliche ideelle Interesse hier noch überwiegt? Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Berichte von den Besessenen, der unmittelbar darauf folgt. Marcus zeigt hier wieder seine Vorliebe für das Wunderbare, Aufserordentliche, während der Bericht des Matthäus durchaus der einfachste ist. Die Angabe von der Zahl der Schweine bei Marcus wird (wie noch manches Andere) von *B. Bauer* nach *Wilke's* Vorgang, ohne alle Berechtigung, durch die äufsere Kritik für ein Einschiebsel erklärt; in Wahrheit ist sie nur eine weitere Bestätigung des Gesagten. Warum nun der Bericht des Matthäus, wenn er der späteste wäre, dennoch der einfachste sein sollte, das bleibt unbegreiflich. Durch die Zweizahl der Besessenen kommt allerdings in den Bericht einige Unwahrscheinlichkeit herein; allein die Erklärung, die *B. Bauer* hiervon giebt, ist trotz dem Vorgange *Weifse's* und *Wilke's* so abentheuerlich, dafs wir sie nimmer zu der unserigen machen können. Matthäus soll eine frühere Heilung eines Dämonischen, die sich bei Marcus und Lucas findet, die er aber nicht hat, hier dadurch nachtragen, dafs er zwei Dämonische geheilt werden läfst. Allein, wenn Matthäus wirklich jene Erzählung kannte, warum hat er

sie nicht auch früher schon berichtet? Das wäre ihm doch ein Leichtes gewesen. Wie soll er dagegen auf den seltsamen Gedanken kommen, sie in eine fremde Erzählung einzuflechten? Diese ganze Erklärung ist aber auch wieder ganz überflüssig; der Unterschied zwischen der Darstellung des Matthäus und der des Marcus und Lucas läfst sich weit leichter auf eine andere Weise ableiten. Der wunderbare Umstand nämlich, dafs Jesus zwei Dämonische auf einmal geheilt habe, wurde in der Sage zu dem noch wunderbareren, dafs Jesus mehrere Dämonen aus *einem* Menschen vertrieben habe; namentlich konnte das Wort δαίμων durch seine Zweideutigkeit, vermöge deren es eben so wohl einen von einem Dämon besessenen Menschen als einen in dem Menschen wohnenden Dämon bezeichnen konnte, eine solche Verschiedenheit der Sage veranlassen. Sonach beweist sich uns Matthäus auch in diesem Puncte eher als der ursprünglichere. Die Unwahrscheinlichkeit, dafs zwei Dämonische dasselbe Verlangen ausgesprochen haben sollen, erklärt sich von selbst aus der Anschauung, als ob es Dämonen gewesen wären, gehört also mit den übrigen unhistorischen Zügen der Erzählung in *eine* Classe. Dafs endlich der Geist der ganzen Erzählung den bei Marcus und Lucas beigefügten Bericht von dem Benehmen des geheilten Dämonischen fordere, ist nichts als eine Behauptung. Die spätere Sage konnte allerdings den Contrast zwischen dem Wunder Jesu und dem Benehmen der Einwohner jenes Landstriches dadurch noch weiter ausführen, dafs sie auch den Geheilten selbst in Contrast zu seinen Landsleuten stellte; allein wer darf behaupten, dafs dies eine nothwendige Ergänzung sei, und warum hätte überhaupt Matthäus diesen Jesus so verherrlichenden Bericht weglassen sollen? Auf ähnliche Weise wie die Erklärung von der Zweizahl der Besessenen widerlegt sich auch die von der Zweizahl der bei Jericho geheilten Blinden.

In dem Berichte von der Heilung der Tochter des Jairus erweist sich die Darstellung des Matthäus abermals so klar in allen Puncten, dafs die ganze Befangenheit in einer falschen Grundansicht dazu gehört, um dies zu verkennen. Wenn Matthäus von dem Namen des Archon noch nichts weifs, wenn er ferner denselben sogleich um Wiederbelebung seiner Tochter bitten läfst, während die beiden anderen Synoptiker hier wieder die einzelnen Momente zu gröfserer Anschaulichkeit des Wunders für sich hervortreten lassen, und das Wunder selbst in einen Contrast dazu stellen, wenn endlich Matthäus nirgends sagt, dafs das Mädchen wirklich todt gewesen sei, während dies wenigstens bei Lucas unläugbar der Fall ist, so können wir, da jene falschen Prämissen widerlegt sind, diese Züge nun als das anerkennen, was sie wirklich sind, als sichere Zeichen von dem gröfseren Alter des Matthäus. Namentlich ist auf den letztgenannten Punct ein nicht unbedeutendes Gewicht zu legen; statt, wie *B. Bauer*, den Bericht des Matthäus zu tadeln, dafs bei ihm die Aeufserung: das Kind schlafe, nicht gehörig erklärt sei, erblicken wir hier vielmehr noch den ursprünglichen Thatbestand, der dem Ganzen zu Grunde liegt. Dagegen ist die hebräische Formel bei Marcus in der That nichts als eine abermalige Bestätigung, wie dieser Evangelist das Wunderbare hervorzuheben sucht.

Nur noch zwei bezeichnende Puncte sei uns aus dem Folgenden hervorzuheben vergönnt. Der erste betrifft die Differenz der Berichte über die Aussendung der Zwölfe. Matthäus soll deswegen gar keine wirkliche Aussendung berichten, weil er die Berufung und die Aussendung zusammengeworfen habe. Allein darum könnte immerhin noch eine wirkliche Aussendung Statt finden; der wahre Grund ist ein ganz anderer. Müssen wir schon das für ungeschichtlich halten, dafs Jesus an seine Jünger eine besondere Instructionsrede gehalten habe, so ist es, wie auch *B. Bauer* gestehen mufs, gewifs noch weniger geschichtlich, dafs Jesus die Jünger wirklich ausgesendet habe. Nehmen wir nun demgemäfs das Verhältnifs der Berichte so, wie sie sich geben, so ist die natürliche Ansicht die, dafs bei Matthäus die Sage ihr Werk, nämlich die Zusammenziehung der Instruction an die Apostel in einen besonderen Act, erst begonnen hat; bei Matthäus ist es nur erst ein geistiger Act, eine Rede, und bei ihm finden wir denn auch noch allgemeinere, nicht hierher gehörige Beziehungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 112.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Dagegen hat sich bei den Späteren, bei Lucas und Marcus, die Sage noch mehr individualisirt, und es ist eine förmliche Aussendung geworden. Einer der scheinbarsten Puncte dagegen in der ganzen Beweisführung *B. Bauer's* ist der mit dem Vorhergehenden zusammenhängende, das Verhältnifs von Matth. 4, 12 zu Marc. 6, 30 und Luc. 9, 10. Während es nämlich bei den beiden Letzteren die Apostel Jesu selbst sind, deren Rückkehr zu ihm berichtet wird, so sind es dagegen bei Matthäus auffallender Weise die Jünger des Täufers, welche Jesus dessen Tod melden, und ganz gegen die bisherige Chronologie wird nun von diesem Puncte aus, der eigentlich in der Vergangenheit liegen sollte, die Erzählung weiter fortgesetzt. Allein wenn nun dies von *B. Bauer* so erklärt wird, dafs Matthäus, weil er von der Aussendung der Apostel nichts erzähle, nun die Jünger des Täufers an ihre Stelle treten lasse, warum hätte dann Matthäus nicht weit lieber ebenfalls eine Aussendung der Apostel vorausgesetzt und nun ebenfalls hier ihre Rückkehr berichtet! Wäre wohl ferner ein Späterer über jenen handgreiflichen Widerspruch in der Chronologie so ahnungslos hinweggegangen, und ist es nicht vielmehr wahrscheinlicher, dafs erst der Spätere einen solchen Widerspruch bemerkte! Ist endlich durch diese Nachricht von der Botschaft, die Jesus zukam, die Abreise Jesu in eine verlassene Gegend motivirt! Zwar auch Marcus hat eine Motivirung, aber dieselbe bezieht sich nur auf ein Bedürfnifs der Jünger nach Ruhe, und trägt ein solches Gepräge, dafs sie ohne Zweifel nur ein pragmatischer Hebel ist, während bei Matthäus auch die folgenden Berichte, wornach Jesus sich in das Gebiet von Tyrus und Sidon oder von Cäsarea Philippi begab, durch jene Nachricht ihre Erklärung finden. Allein woher nun jenes seltsame Zusammentreffen! Einfach daher, dafs, wie *B. Bauer* selbst bemerkt, die Nachricht von Herodes und von der Ermordung des Täufers für die beiden anderen Synoptiker ein bequemes Mittel ist, den leeren, erst der späteren Sage angehörigen Raum zwischen der Aussendung und Rückkehr der Jünger gehörig auszufüllen. Ja, wenn man noch weiter gehen will, vielleicht setzte die spätere Sage eben an die Stelle jener Nachricht von den Jüngern des Täufers die von den Jüngern Jesu selbst. Jedenfalls scheint Marcus hier wieder beide Berichte combinirt zu haben, denn während Matthäus nur von den Jüngern des Täufers, Lucas von den Aposteln zu sagen weifs, so hat dagegen er Beides zugleich. Woher nun dieses Verhältnifs, wenn Marcus wirklich der älteste wäre! Dafs Lucas nichts von der Hinrichtung des Täufers erzähle, erklärt zwar *B. Bauer* daher, dafs er schon früher dessen Gefangennehmung erzählt habe, und nun zu sehr an den Buchstaben gefesselt sei, als dafs er die Hinrichtung noch in einer Parenthese hätte erwähnen mögen; allein warum Lucas so an den Buchstaben gefesselt gewesen sein sollte, davon ist durchaus kein Grund einzusehen; betrifft doch der bei weitem gröfsere Theil der Erzählung bei Marcus den Hergang bei der Hinrichtung des Täufers. Eben so wenig läfst sich, wie schon bemerkt, die Darstellung des Matthäus auf diese Weise erklären. Dafs nun jene Nachricht des Matthäus historisch sei, das wollen wir mit dem Bisherigen gerade noch nicht behaupten; sie scheint vielmehr aus der evangelischen Anschauung entstanden zu sein. Dieser nämlich erschien ganz natürlich Jesus als die Person, an welche sich die Jünger des Täufers nach dessen Tode zunächst wenden mufsten, und welche auch an dem Tode des Täufers selbst den meisten Antheil nehmen mufste.

Digitized by Google

Noch hätte namentlich an der Darstellung des Parabelvortrags dem Verf. die Ursprünglichkeit des Matthäus sehr deutlich werden können, aber er hat die Darstellung desselben nur in ein paar untergeordneten Puncten als die passendere anerkannt. Der Mittelpunct für die Untersuchung über das Verhältnifs der einzelnen Evangelien ist hier die Anführung der alttestamentlichen Stelle. Matthäus giebt die sinnliche Verstocktheit des Volks als den *Grund* an, warum Jesus in Parabeln spreche; hier ist also noch das wahre Sachverhältnifs vorhanden; dagegen wird bei den beiden andern Synoptikern diese Verstocktheit nicht mit ὅτι, sondern mit ἵνα eingeleitet, als ob sie der Zweck wäre. Nun darf freilich auch ihnen nicht die völlig widersinnige Ansicht zugeschrieben werden, Jesus habe in Parabeln gesprochen, damit ihn das Volk nicht verstehe, und eben so wenig die Ansicht, welche *B. Bauer* hier finden will, als ob die Parabeln der Synoptiker für das schwerer zu Verstehende gelten. Wohl aber gehen Marcus und Lucas zu sehr a priori von der alttestamentlichen Weissagung aus; diese soll hier erfüllt sein, und daher das ἵνα. Der Sinn ist also der: Jesus spricht in Parabeln, also in der faßlichsten Weise, auf dafs (indem das Volk ihn auch hier nicht faßt) die Weissagung sich erfülle, mit sehenden Augen sehen sie nicht u. s. w. Dafs von Marcus und Lucas die alttestamentliche Weissagung so unmittelbar in die Sache selbst hereingezogen ist, hat auch noch den anderen Nachtheil, dafs nun die Weissagung eine zu beschränkte Beziehung erhält, nämlich eben die auf den Parabelvortrag, während sie bei Matthäus in allgemeinerer Bedeutung steht. Jesus giebt ferner bei Matthäus ganz unaufgefordert die Erklärung der Parabel, ohne dafs vorausgesetzt wäre, die Jünger haben sie nicht verstanden. Nun hält zwar *B. Bauer* diese letztere Angabe für durchaus nothwendig zur Motivirung davon, dafs Jesus den Jüngern die Parabel erklärt, und er giebt deswegen dem Marcus den Vorzug; allein vielmehr ist durch diese Darstellung des Marcus der Widerspruch, in den sich hier alle drei Synoptiker verwickeln, nur noch gesteigert. Dieser Widerspruch ist nämlich der, dafs die Auflösung der Parabel den Jüngern gegeben worden sein soll, während sie doch vielmehr vor dem ganzen Volke hätte geschehen sollen, und dafs ferner die Erkenntnifs der Jünger gepriesen wird, während ihnen Jesus doch selbst erst die Auflösung giebt. Woher dieser Widerspruch komme, kann nicht zweifelhaft sein; er rührt von der alttestamentlichen Stelle her, welche das Unverständnifs der Menge schildert, während dagegen die Erkenntnifs der Jünger gepriesen wird. Durch diesen Gegensatz liefs sich die evangelische Anschauung verleiten, die Auflösung der Parabel nur vor den Jüngern, nicht vor dem Volke geschehen zu lassen; denn die Weissagung wäre ja sonst nicht erfüllt. Dadurch entsteht aber nun die Ungereimtheit, dafs eigentlich das Volk für seinen Unverstand nicht verantwortlich, oder dafs wenigstens der Vorzug der Jünger, statt in ihnen selbst zu liegen, vielmehr ein ganz zufälliger, nur von aufsen gegebener ist. Bei Matthäus nun aber zeigt sich die Entstehung dieses Widerspruchs noch am klarsten; eben dadurch, dafs bei ihm die Auflösung der Parabel vor den Jüngern noch durchaus nicht motivirt, vielmehr nur einfach gesagt ist, ihnen sei es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu erkennen, eben dadurch verräth er, dafs die Auflösung eigentlich vor dem Volke geschehen sollte, und dafs seine Darstellung nur aus einer falschen Anwendung der alttestamentlichen Stelle entstanden ist. Marcus und Lucas dagegen haben den Widerspruch fixirt und durch nähere Motivirung gesteigert; ja Marcus hat denselben sogar noch verallgemeinert, indem er Cap. 4, 39 ausdrücklich sagt, die Auflösung der Parabeln sei jedesmal nur den Jüngern allein zu Theil geworden. So glänzend erweist sich hier die Ursprünglichkeit des Matthäus.

Nachdem wir, so weit der Raum es gestattete, auf die Untersuchung der ersten Frage eingegangen sind, gehen wir zu dem zweiten Puncte, der Frage über den historischen Charakter der Synoptiker überhaupt, über. Wir könnten freilich nach dieser Vertheidigung des Matthäus nun auch noch offensiv verfahren, könnten namentlich in dem Marcusevangelium auf Stellen hinweisen, wie die von der Hinrichtung des Täufers oder die im Cap. II, 4 5 fg., wo die Ausmalung des Einzelnen so weit geht, und theilweise so bedeutungslos ist, dafs es bei einer richtigen Ansicht von dem Bildungsgange der evangelischen Geschichte gar keinem Zweifel unterliegen kann, dafs wir einen späteren Bericht vor uns haben; allein es würde zu weit führen, sich hier noch auf Einzelnes einzulassen. Wir glauben durch das Bisherige so viel gewonnen zu haben,

Digitized by Google

dafs die Kritik des Uebrigen sich grofsentheils von selbst daraus ergiebt; auch die nun folgende Untersuchung ist dadurch wesentlich erleichtert.

Gegen die synoptische Erzählung von der Berufung der ersten Apostel hat die negative Kritik vollkommen Recht; denn es erweist sich allzuklar als naive Anschauung der Sage, wenn Jesus die Fischer Petrus, Andreas u. s. w. unmittelbar von dem Fischfang, den Zöllner Matthäus unmittelbar von der Zollstätte hinwegruft, und sie ihm nun sogleich folgen. Eine spätere Anschauung ist es auch, dafs diese Berufung der ersten Apostel eine der ersten Handlungen Jesu sein soll, ja vielleicht auch das gehört der Sage an, dafs es gerade die angesehensten Apostel sind, die zuerst berufen werden. Allein etwas ganz Anderes ist, wenn nun sogar die ganze Bergrede sich unserem Verf. in spätere Productionen der evangelischen Schriftsteller auflöst. Unhistorisch sollen vorerst die Seligpreisungen sein, wofür der Verf. zunächst keinen anderen Entscheidungsgrund hat, als sein Urtheil über die Tradition überhaupt. Lucas soll die Seligpreisungen zuerst producirt, Matthäus sie vergeistigt und bereichert haben. Es ist wahr, wenn Lucas der ursprünglichere wäre, dann hätte nach dem, was oben über seine Darstellung gesagt wurde, diese Ansicht einigen Schein; allein sie fällt ganz und gar, sobald die Ursprünglichkeit des Matthäus anerkannt ist. Wie es sich mit dem Spruche von dem Salz der Erde verhalte, sahen wir schon früher. Wir haben es hier aber hauptsächlich mit dem zu thun, was Matthäus und Lucas Eigenthümliches haben; denn ist die geschichtliche Authentie dieser Sprüche gesichert, so ist dies wieder ein nicht unbedeutendes Moment für die Unabhängigkeit dieser Evangelien von Marcus und noch weiter für den geschichtlichen Charakter der Synoptiker überhaupt.

Besonders wichtig ist Matth. 5, 17 fg., das dem gröfseren Theile nach dem Matthäus ganz eigenthümlich ist. Ohne Grund will hier *B. Bauer* die Fassung von V. 18 bei Matthäus aus der angeblich passenderen Fassung, die der Vers bei Lucas (C. 16, 17) hat, erklären. Es ist nicht einzusehen, warum in dem ἕως bei Matthäus nothwendig ein Endtermin für die Geltung des Gesetzes liegen soll; dies ἕως kann eben so gut auch gebraucht sein, ohne dafs auf den Zustand nach diesem Grenzpuncte reflectirt ist; es heifst dann einfach nur: so lange diese Erde steht, wird das Gesetz nicht untergehen. Macht man aber geltend, dafs nach der neutestamentlichen Anschauung das Gesetz, so wie es auf Erden bestehe, allerdings einmal aufhören werde, indem sich das Sollen aufhebe im Sein, so ist dann auch von dieser Seite der Spruch vollständig zu rechtfertigen; das Wahrscheinlichere ist aber die erstere Erklärung. Weit mehr Schein hat die Einwendung gegen V. 17.; denn nicht nur ist es unleugbar, dafs derselbe nicht im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht, sondern es könnte auch eine so allgemeine Erklärung über sein Princip im Munde Jesu theils schon an sich gegen die sonstige geschichtliche Analogie streiten, theils namentlich mit dem Zustand der späteren Gemeinde, in der ein Paulus so schwere Kämpfe zu bestehen hatte, unvereinbar zu sein scheinen *). Allein sehen wir nur die Stelle näher an, so zeigt es sich sogleich, dafs sie gar nicht von solcher Natur ist. Wäre hier wirklich das christliche Princip in seiner Allgemeinheit ausgesprochen, so müfste auch sein Unterschied von dem A. Testamente hervorgehoben sein, aber nur seine Einheit mit demselben ist ja hervorgehoben; sonach findet sich hier noch durchaus nichts von dem Standpuncte des Paulinismus. Wird auch der neue Bund in den nachher aufgeführten einzelnen Beispielen als die höhere Erfüllung des alten hingestellt, so ist es doch nur eine erst zu folgernde Consequenz, dafs das A. Testament überhaupt aufhöre; aber eben diese Consequenz, die von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet, hat die Gemeinde ursprünglich noch nicht gezogen. Die demnach allein noch übrige Schwierigkeit, dafs die Einleitung des Ganzen hier in keinem rechten Zusammenhang steht, nicht gehörig motivirt ist, läfst bei dem eigenthümlichen Charakter der synoptischen Darstellung noch keinen Schluſs gegen den geschichtlichen Werth der Stelle zu. Allein noch macht *B. Bauer*

*) Wenn übrigens *B. Bauer* hier dieses Moment geltend macht, warum hat er es nicht auch sonst in Erwägung gezogen? Wird es einmal anerkannt, dafs Jesus das christliche Princip nicht in seiner reinen Allgemeinheit aussprach, dafs dies vielmehr erst durch Paulus geschah, so folgt ja nothwendig, dafs die erste christliche Gemeinde das christliche Princip anfangs nur in der Form der Besonderheit, als ein historisch gegebenes, in ihrem Bewufstsein hatte, d. h. dafs ihr Standpunct der der Tradition war.

Digitized by Google

geltend, dafs auch von den Propheten die Rede sei, während doch im Folgenden keine Beziehung auf diese sich finde. Nun dann würde jedenfalls zunächst nur folgen, dafs Matthäus unpassender Weise diese Worte noch hinzugefügt habe. Allein es war auch überhaupt gar nicht nöthig, dafs Jesus auf die Propheten im Folgenden noch besonders reflectirte; dadurch, dafs er zeigte, inwiefern er das Gesetz zu erfüllen gekommen sei, zeigte er von selbst auch, inwiefern er die messianischen Weissagungen erfüllen werde; schon überhaupt dadurch, dafs er das Gesetz in seiner Berechtigung anerkannte, gab er zugleich den Beweis, dafs er auch die Wahrheit des Prophetismus nicht verkennen werde. In der Einleitung in V. 17. ferner ist noch keineswegs das wirkliche Vorhandensein einer solchen falschen Meinung vorausgesetzt; nur das liegt zunächst in den Worten, dafs eine solche verhütet werden soll; und was namentlich die Propheten betrifft, so ist gar nicht nöthig, eine directe Beziehung auf diese vorauszusetzen; Jesus kann sehr wohl, ungeachtet er sich zunächst nur in Betreff des Gesetzes erklären wollte, doch auch zugleich die Propheten mitgenannt haben. Falsch ist endlich der auch noch mögliche Einwurf, dafs Jesus hier gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit seinen Anspruch auf die Messianität als bekannt voraussetze. Nicht für das Bewufstsein der Zuhörer, sondern nur an sich ist die Messianität Jesu hier vorausgesetzt, jene Meinung, der Jesus vorbeugen will, konnte einfach durch sein sonstiges Auftreten veranlafst sein. Es war erst eine Consequenz, die aus diesem ganzen Auftreten Jesu gezogen werden mufste, und die auch so nur die Eingeweihteren ziehen konnten, dafs Jesus der Messias sein müsse; daher erscheint denn auch das Bekenntnifs des Petrus so als etwas ganz Neues.

Wie wenig wir in V. 17 fg. ein solches Product des späteren Bewufstseins, wie *B. Bauer* es hier sehen will, vor uns haben, das geht sehr klar aus V. 19. hervor, welcher ja neuerdings vielmehr als ein ganz judenchristlicher Spruch betrachtet worden ist; dies ist nun freilich eben so wenig richtig; denn werden die Worte „τ. ἐντολῶν τούτων" auf das alttestamentliche Gesetz überhaupt bezogen, so ist hier gar keine Grenze mehr, es läfst sich dann mit gleichem Rechte auch noch das ganze Ritualgesetz darunter verstehen. Offenbar sind diese ἐντολαί vielmehr die von V. 21. aufgestellten; diese sind freilich nicht ἐλάχιστα, allein diese Bezeichnung ist auch nur des gesteigerten Nachdrucks wegen gewählt. Dabei mufs denn freilich eingestanden werden, dafs die Beziehung auf die Pharisäer in V. 20. unpassend ist und den Zusammenhang stört; sie pafst aber auch schon deswegen nicht herein, weil, wie *B. Bauer* allerdings mit Recht geltend macht, im Folgenden kein böser Gegensatz gegen pharisäische Grundsätze, sondern ein Gegensatz gegen das Gesetz selbst ausgesprochen ist. Keineswegs folgt nun aber daraus wieder, dafs dieser Spruch unhistorisch sei; für sich allein hätte sich ein solcher Spruch, der in der evangelischen Geschichte durch so viele Beispiele veranschaulicht ist, allerdings schwerlich erhalten, wohl aber konnte er es in Zusammenhang mit Anderem. Seine Stellung in der Bergpredigt hat er seiner allgemeinen Haltung und der falschen Ansicht des Matthäus zu danken, der in den darauf folgenden Sprüchen eine Polemik gegen die pharisäische Gerechtigkeit sieht, oder wenigstens durch den Anklang verleitet unpassender Weise diese Beziehung herbeibringt.

Dafs die Sprüche von dem Almosengeben und Fasten (Matth. 6, 1—4. 16—18) wegen ihrer speciellen Beziehung Anspruch auf geschichtliche Geltung haben, das ist uns wiederum dem früher Gesagten zufolge ungeachtet der Einwendung *B. Bauer's* gewifs. Auch das dem Matth. und Lucas gemeinsame Mustergebet soll erst in der Gemeinde entstanden sein. Allein der dafür angeführte Grund, dafs dieses Gebet als eine stehende Formel erscheine, und dafs das Aufstellen einer solchen dem Geiste Jesu ganz zuwiderlaufe, ist nur in Bezug auf Lucas gültig. Bei diesem erscheint dies Gebet allerdings wie eine vorgeschriebene stehende Formel, und dies darum, weil Lucas nach seiner sonstigen der späteren Reflexion angehörigen Weise hier einen jener aus der Luft gegriffenen pragmatischen Hebel angebracht hat, welche ihm so eigenthümlich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 113.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Auch war es in dem gewöhnlichen Entwickelungsgange allerdings begründet, dafs das Gebet allmählig zu einer stehenden Formel wurde. Allein unklar ist, wie der Darstellung des Matthäus ein solcher Vorwurf gemacht werden kann; denn hier steht ja das Mustergebet damit in Zusammenhang, dafs Jesus die Aeufserlichkeit aus dem Gebete entfernen will; das Mustergebet ist also hier nur als Beispiel der einfachen natürlichen Kürze aufgestellt, keineswegs macht es den Anspruch einer stehenden Formel, stellt sich vielmehr durch seinen ganzen Geist einer solchen Auffassung entgegen.

Noch ein Umstand, der in der Bergpredigt besonders häufig Statt findet, zugleich aber eine allgemeinere Bedeutung hat, ist gegenüber von *B. Bauer* hervorzuheben, der nämlich, dafs sich so manche Sprüche finden, die sowohl bei Matthäus als bei Lucas (welchen beiden sie allein gemeinsam sind) ganz zusammenhangslos dastehen. Selbst bei Marcus finden sich solche Beispiele, z. B. aufser dem schon früher angeführten Spruche von dem Salz der Erde auch noch der Spruch von dem Licht der Welt Marc. 4, 21. 22. und sogleich darauf, in V. 24, auch der Spruch „mit welchem Mafs ihr messet u. s. w." Das Gewicht der hieraus sich ergebenden Folgerung, dafs also diese Sprüche nicht von dem Schriftsteller selbst producirt sein können, sondern ihnen überliefert sein müssen, entgeht dem Verf. nicht, allein er sucht diesen Schlufs durch eine allgemeinere Bemerkung zu entkräften (2. Bd. S. 338. 339). „Diejenige Art des Pragmatismus", heifst es, „welche die Facta und die Lehren, die Begebenheiten und die in der Rede hervortretenden Gedanken zu einem vollendeten Ganzen verschmilzt, scheint dem Christenthum, sobald es die Hervorbringung eines gröfseren Ganzen gilt, nicht eigen zu sein. Selbst Marcus scheitert gewöhnlich, wenn er gröfsere Redestoffe in die Erzählung verarbeiten will. — — So lange der christliche Geist das unmittelbare religiöse Interesse hatte, konnte er nicht einmal nach der Form Bedürfnifs empfinden u. s. w." Abermals bringt hier der Verf. eine Bemerkung, die gar nicht auf die Sache pafst. Sind die Evangelien Productionen des einzelnen Selbstbewufstseins, so können sie zwar auch so noch, was die eigentliche Kunst und die äufsere Geschichte betrifft, sehr formlos sein, aber so weit kann diese Formlosigkeit nicht gehen, dafs der Schriftsteller in einem Athem ganz heterogene Sprüche zusammenbringt; dadurch wird die Einheit seines Selbstbewufstseins aufgehoben. Man vergleiche nur das vierte Evangelium, ob sich hier etwas dem Aehnliches findet! Schiefheiten zwar finden wir genug, nie aber ein blofses Aneinanderreihen nach der Ideenassociation oder gar eine völlige Zusammenhangslosigkeit. Wollte nun aber *B. Bauer* auf anderweitige unbekannte Schriften aufser den Evangelien zurückgehen, so wäre seine Ansicht damit ebenfalls bereits in ihrer Auflösung begriffen.

Eigenthümlich ist die Erklärung des Verbotes, das Jesus giebt, von ihm vollbrachte Krankenheilungen nicht weiter zu verbreiten. Mit Recht wird von *B. Bauer* sowohl die Erklärung, dafs Jesus selbst seines messianischen Berufes noch nicht gewifs gewesen sei, als auch die Straufsische, Jesus habe keine falschen messianischen Erwartungen erregen wollen, ungenügend befunden. Dafs der Glaube des Aussätzigen, Jesus könne ihn heilen (in der Erzählung Matth. 8, 2 fg.), die Messianität Jesu voraussetze, ist freilich unwahr; allein bei jener ersteren Erklärung ist kein rechter Zusammenhang zwischen Grund und Folge einzusehen, und die Straufsische Erklärung scheint nicht blofs, wie

Digitized by Google

ihr *B. Bauer* vorwirft, Wunder vorauszusetzen, deren Existenz sie sonst doch nicht zugiebt, sondern sie hebt sich auch dadurch auf, dafs Jesus, so lange er sich nicht öffentlich als Messias kund gab (und dies geschah nach den Synoptikern erst ganz zuletzt), auch nicht daran denken konnte, falsche messianische Erwartungen zu verhüten. Unbegründet ist dagegen der Einwurf, dafs Jesus in diesem Falle seiner Rede hätte wenig trauen dürfen, ja, dafs er so überhaupt keine Wunder hätte vollbringen sollen; denn auch diese Heilungen lagen in seinem Berufe, wenn nur dabei jene Vorsichtsmafsregel getroffen worden wäre, und dafs Jesus seiner Rede ganz unbeschadet ihres Werthes doch vielfach sehr wenig trauen durfte, das zeigt am klarsten das Beispiel der Apostel, die sich so lange nicht in Jesus finden konnten. Wenn nun *B. Bauer* ferner bemerkt, jenes Verbot löse sich überhaupt auf, da ja Jesus sonst öffentlich Haufen von Kranken heile, und da sogar die Heilung jenes Aussätzigen vor einer Volksmenge geschehe, so ist dies wieder ein zu voreiliger Schlufs; jene öffentlichen Heilungen, wenn sie nicht überhaupt der späteren Anschauung angehören, können in eine Zeit fallen, wo der Ruf Jesu auch in dieser Beziehung sich bereits, wenn gleich wider seinen Willen verbreitet hatte. Bei der mangelhaften Chronologie der Synoptiker in solchen untergeordneteren Puncten hat diese Erklärung durchaus keine Schwierigkeit; noch weniger ist eine solche bei jener Erzählung von dem Aussätzigen vorhanden. Die Ansicht *B. Bauer's* selbst endlich, als ob das Verbot aus dem Bewufstsein der Zeit herrühre, dafs auf die Wunder nicht allzuviel Gewicht gelegt werden dürfe, und dafs darum auch wohl Jesus selbst nicht zuviel Gewicht darauf gelegt habe, beruht, auch abgesehen davon, dafs sie dem Bisherigen zufolge gar nicht gehörig motivirt ist, auch auf einer ganz irrigen Voraussetzung über die Bedeutung, welche die Wunder im späteren Gemeindebewufstsein hatten. Statt dafs sie nämlich als untergeordnet zurückgetreten wären, erhielten sie vielmehr eine immer gröfsere Bedeutung, wie sich dies schon bei Marcus zeigt, der doch das Verbot zuerst gebildet haben soll, und wie noch klarer das vierte Evangelium beweist, das so grofses Gewicht auf die Wunder Jesu legt. Auch schon aus der äufseren Betrachtung, dafs in der ersten christlichen Zeit die Wunder (d. h. das, was der christlichen Anschauung dafür galt) viel häufiger waren, ergiebt sich die natürliche Folgerung, dafs sie für die spätere Zeit eine ungleich höhere Bedeutung haben mufsten. Welches ist nun aber die richtige Erklärung des Verbots? Tragen wir nur wieder das, was *B. Bauer* der Gemeinde zuschreiben will, vielmehr dem Texte gemäfs auf Jesus selbst über; um nicht seiner höheren geistigen Wirksamkeit zu schaden, suchte Jesus ohne Zweifel zu verhüten, dafs sich die Aufmerksamkeit auf jene äufsere Seite richte. Hiebei haben wir nicht nöthig, die Wunder selbst vorauszusetzen; es hat vielmehr keine Schwierigkeit anzunehmen, dafs jene Heilungen nach der natürlichen Analogie Statt fanden, und dafs nur in der Tradition die erklärenden Mittelglieder fehlen.

Die Erklärung der Erzählung von dem Hauptmann zu Capernaum, die von Lucas an die Stelle der Erzählung von dem sidonitischen Weibe gebildet worden sein soll, fällt von selbst, wenn die Darstellung des Matth. die ursprünglichere ist. Diese Erklärung steht aber auch vollkommen im Widerspruche mit dem Geiste der beiden Erzählungen; denn dafs die Idee der Erzählung von dem Hauptmann eine ganz andere ist als die des Wirkens in die Ferne, sahen wir schon oben; und eben so wenig liegt diese Idee der Erzählung von dem sidonitischen Weibe zu Grund, welche vielmehr das nationale Moment an der Wirksamkeit Jesu hervorhebt, und zeigt, wie dasselbe neben dem höheren allgemein menschlichen Standpuncte Jesu unbeschadet fortbestand. Hieraus läfst sich nun allerdings erklären, warum Lucas diese Erzählung nicht hat, aber ganz verkehrt ist es zu sagen, die Erzählung von dem Hauptmann sei die ihr entsprechende, da diese letztere ja eine ganz entgegengesetzte Richtung hat.

Die Aussprüche, welche Jesus bei Matth. und Lucas Einigen, die sich ihm zur Nachfolge anerbieten, zur Antwort giebt, hält *B. Bauer* zufolge seiner schon widerlegten Ansicht von der Tradition überhaupt für ungeschichtlich. Aufserdem wird aber auch noch zu dem Spruche: „die Füchse haben Löcher" u. s. w. bemerkt, derselbe sei (mit *Weifse*) wesentlich in dem allgemeinen Sinne zu verstehen, dafs Jesus sich überhaupt nicht an eine endliche feste Gestalt binde; nur so, indem der Spruch aus der Gemeinde entstanden sei, habe er seine volle revolutionäre Kraft, im andern Falle, hätte er einen äufserst dürftigen Sinn. Als ob nicht, wenn auch der Spruch historisch und von Jesus

zunächst nur in Bezug auf seine äufsre Lage ausgesprochen ist, derselbe doch eine sehr tiefe geistige Bedeutung haben könnte! Auch so spricht er ja noch auf die bezeichnendste schönste Weise die Geistigkeit und Universalität des in Jesus gekommenen Princips aus, allerdings zunächst nur in dieser einzelnen beschränkten Beziehung, aber eben in dieser spiegelt sich dann zugleich das allgemeine Wesen des Princips ab. Die Erklärung *B. Bauer's* löst sich überdies selbst auf, denn auch sie mufs ja den Spruch zunächst eben an die äufseren Umstände sich anknüpfen lassen, und von hieraus ergiebt sich dann erst die weitere Bedeutung. Auch der Spruch „lasset die Todten ihre Todten begraben" soll ebenfalls geistig zu fassen und also unhistorisch sein, denn eine so grausame Collision zu bilden hätte Jesus nie wagen dürfen. Allein wenn auch die Tradition einen Spruch, dessen ursprüngliche Stellung ihr nicht mehr bekannt war, an einen unpassenden Anlafs knüpfte, so folgt ja daraus noch nicht, dafs auch der Spruch selbst unhistorisch sei.

Die ideale Erklärung von der Stillung des Sturmes durch Jesus können wir zugeben, aber es fragt sich, ob die Sage dabei nicht an einen wirklichen Vorfall angeknüpft hat; die sonstige Beschaffenheit der synoptischen Tradition macht dies wahrscheinlich. Weit schwieriger mufs für *B. Bauer* die Erklärung solcher Erzählungen sein, wie die auf die Sturmscene folgende von der Heilung der zwei Besessenen. Nicht leicht enthält eine andere Erzählung der evangelischen Geschichte in sich selbst so klare Fingerzeige, die auf die ursprüngliche geschichtliche Grundlage zurückschliefsen lassen. Dagegen hat *B. Bauer* hier nicht einmal eine Idee, von welcher aus er die Erzählung erklären kann; die Ursache, warum Marcus dieselbe gebildet haben soll, ist nur die, dafs er es nicht ertragen konnte, dafs Jesus anfangs gar nicht als Messias anerkannt worden sein solle. So wird hier ein Zug, der sich aus der subjectiven Anschauung der Sage ganz von selbst ergab und darum eine völlig untergeordnete Bedeutung hat, zum eigentlichen Ausgangspuncte der Erzählung gemacht. Denn dafs die Besessenen Jesus als Sohn Gottes anrufen, dies rührt einfach daher, dafs es für die evangelische Anschauung Dämonen sind, die aus den Wahnsinnigen sprachen. Matthäus soll diesen Zug weggelassen haben, weil bei ihm von Anfang an Jesus als Weltrichter und Messias dastehe, also auch diese Anrufung der Dämonischen für ihn nicht mehr habe bedeutsam sein können! Warum denn nicht? Mufste diese Anerkennung Jesu durch die Dämonen nicht für die ganze evangelische Anschauung ein glänzender Beweis seiner göttlichen Sendung sein? Wie grundlos ist ferner diese ganze Behauptung, da ja Matth. 8, 29. Jesus von den Dämonen ebenfalls als „Sohn Gottes" angerufen wird. Und wie verhält es sich endlich mit der Darstellung des Matthäus in Betreff der Anerkennung Jesu als Messias? Nur die Anrufungen Jesu als Sohnes David's bleiben *B. Bauer* als Belege für seine Behauptung übrig; denn andere Stellen, auf welche er sich noch berufen könnte, geben, wie wir sahen, durchaus keinen solchen Beweis. Jene Anrufungen aber sind nichts als eine Inconsequenz der Sage, wie wir sie auch Marc. 10, 46. finden (denn auch hier steht die Anrufung unpassend), eine Inconsequenz, die durch die Sage selbst widerlegt wird, wenn nachher das Bekenntnifs des Petrus „du bist Christus" als etwas ganz Neues hingestellt wird. Bei jener Erklärung *B. Bauer's* bleiben nun aber auch die einzelnen so ganz eigenthümlichen Züge der Erzählung, vor Allem das Ausfahren der Dämonen in die Schweineheerde, ganz unberührt. Nehmen wir statt dessen die subjective Anschauung der Sage, d. h. also alles von den Dämonen Erzählte, und was damit zusammenhängt, aus der Erzählung hinweg, so ergiebt sich der natürliche Thatbestand und die psychologische Entwicklung des Ereignisses von selbst.

An der Erzählung von dem Gichtbrüchigen (Matth. 9, 2—8.) werden mit Recht äufsere Unwahrscheinlichkeiten getadelt, aber damit fällt noch keineswegs die ganze Erzählung. Freilich diese ihre eigenthümliche Bestimmtheit kann sie nicht mehr behalten, aber ihre geistige Spitze, der Conflict mit den Pharisäern, bleibt. Wenn Jesus fragt: „was ist leichter zu sagen, deine Sünden sind dir vergeben, oder sagen, stehe auf" u. s. w., so ist klar, dafs hier nicht die Sündenvergebung selbst zu verstehen ist, wie *B. Bauer* will, und wie aus dem Parallelismus fälschlich geschlossen werden könnte; sondern nur die *Worte*, die die Sündenvergebung aussprechen, sind darunter zu verstehen. Der Parallelismus in der Ausdrucksweise ist nur der Anschaulichkeit und des Gegensatzes wegen da; der Sinn ist der: ich vermag noch Anderes als blofs diese Worte zu sprechen, ich vermag zu zeigen, dafs meine Worte

auch von einem Erfolg begleitet sind. Nicht einmal der Schluſs, daſs aus der Krankenheilung die Macht Jesu, die Sünden zu vergeben, hervorgehen soll, liegt in jenem Ausspruche; sie bedeuten einfach so viel als: wenn Ihr euch an meinen Worten ärgert, sehet, ich kann mehr als bloſse Worte sprechen. In dem darauf Folgenden ist nun allerdings jener Schluſs gezogen; allein diese Worte in V. 6. hängen mit der späteren Anschauung zusammen, welche nur noch um das Factum der von Jesus vollbrachten Heilungen weiſs, und der es auch nur an diesem gelegen ist, während die geschichtliche Vermittlung hinweggefallen ist. Uebrigens wollen wir mit dem Bisherigen noch nicht sagen, daſs Jesus die ihm eigenthümliche Gabe Kranke zu heilen, wenn sie auch auf ganz natürliche Weise vermittelt war, nicht für einen Beweis seiner göttlichen Sendung habe ansehen können. Das Nähere wissen wir freilich nicht, aber das ist gewiſs, daſs es in der religiösen Anschauung zumal jener Zeit lag, in solchen Fällen leicht Erweise einer höheren göttlichen Kraft zu erblicken. In der Angabe aber, daſs Jesus die Gedanken seiner Gegner durchschaut habe, ist schon an sich nichts so Auſserordentliches zu finden; denn diese Gedanken lieſsen sich ja von selbst vermuthen, auſserdem, daſs sie sich in Mienen u. s. w. kund geben konnten. Allerdings bei Marcus scheint in den Worten τῷ πνεύματι die Vorstellung eines wunderbaren Wissens zu liegen; diese Darstellung erweist sich aber eben darum, statt daſs sie mit *B. Bauer* gegenüber den beiden andern Synoptikern zu bevorzugen wäre, vielmehr als die spätere; und noch entschiedener gilt dies von dem anderen dem Marcus eigenthümlichen Zuge, daſs das Staunen der Menge so sehr hervorgehoben ist. *B. Bauer* will darin das Staunen der ersten Gemeinde selbst erkennen, während es dem Matthäus unpassend geschienen habe, von einem Wunder so viel Aufhebens zu machen; wir haben aber gesehen, daſs die Bedeutung des Wunders gerade den umgekehrten Entwicklungsgang hatte; jener Zug bei Marcus bezeichnet nur wieder die spätere wundersüchtige Sage.

In Betreff des Mahles, das der Zöllner Matthäus (oder Levi) Jesus giebt, und der damit verknüpften Unterredung mit den Pharisäern, welche beide unhistorisch sein sollen, gilt wieder die frühere Bemerkung, daſs bei den Synoptikern die unhistorische Zusammenstellung noch keineswegs auch auf die Ungeschichtlichkeit des Einzelnen selbst schlieſsen lasse. Wenn auch das Zusammensein Jesu mit den Zöllnern an einen unhistorischen Anlaſs geknüpft ist, eben so wie die Unterredung mit den Pharisäern falscher Weise unmittelbar mit dem verbunden ist, was doch nur den Anlaſs dazu gab, so können darum doch diese einzelnen Momente für sich selbst historisch sein. Mit Unrecht wird auch der Bericht des Matth. in Cap. 9, 12. 13. angegriffen. Diese Verse stehen im vollkommensten Zusammenhang. Nachdem nämlich Jesus zuerst sich gegenüber den Pharisäern gerechtfertigt hat (V. 12.), so geht er nun in V. 13. gegen diese selbst angreifend zu Werke, nämlich eben mit Beziehung auf ihre selbstsüchtige Verachtung gegen die Zöllner, und dann wird das in V. 12. Gesagte in noch bestimmterer Weise, mit Beziehung auf die Pharisäer wiederholt; nicht zu solchen Gerechten, wie die Pharisäer seien, sondern zu den Sündern sei Jesus gekommen. Wie kann also *B. Bauer* hier sagen, mit dem Gedanken des entgegengesetzten Looses der Sünder und Gerechten habe der Spruch aus Hosea nichts zu thun? Von diesem Gedanken ist ja hier gar nicht die Rede, sondern zunächst von dem Verhalten Jesu, und nur mittelbar ergiebt sich daraus auch jener Gedanke.

Aehnlich verhält es sich mit dem über V. 15—17. Gesagten. Diese Sprüche enthalten allerdings verschiedenartige Gedanken; denn der eine widerlegt die Forderung der Pharisäer aus der Sache selbst, der andere durch die Hinweisung auf den Unterschied des A. und N. Testaments; allein warum soll denn nicht Beides neben einander stehen können? Beides ergänzt sich ja gegenseitig. Das Bild von dem Bräutigam aber konnte Jesus bereits gebrauchen, wenn auch die Gemeinde noch eine erst künftige war, und überdies steht das Bild hier in der allgemeineren Bedeutung, daſs es etwas Groſses, Festliches bezeichnet, was ja ganz auf die Erscheinung Jesu paſst. Was nach dem Allem von der Ansicht zu halten sei, daſs Lucas nach der Erzählung von dem Zöllner Levi auch noch die von Zachäus gebildet habe (deren Widersprüche im Einzelnen übrigens richtig hervorgehoben werden), erhellt von selbst.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Schluſs.)

In der Erzählung von dem blutflüſsigen Weibe wird abermals ein erst der späteren Ausmahlung angehöriger Zug, den Matth. noch gar nicht hat, zum Ausgangspuncte gemacht, nämlich die Angabe, daſs schon von der Person Jesu an sich eine wunderbare heilende Kraft ausgegangen sei. Der Widerspruch, in den sich Marcus hiebei verwickelt, daſs nämlich Jesus nachher doch spricht, als ob die Heilung erst noch von seinem Worte abhänge, dieser Widerspruch, den *B. Bauer* ganz gegen den Geist dieses Evangeliums daher erklären will, daſs dem Marcus die Schwierigkeit jener Vorstellung sich noch aufgedrängt habe, rührt vielmehr nur davon her, daſs Marcus die Darstellung des Matth. und des Lucas combinirt hat, oder daſs sich ihm die ursprüngliche Darstellung hereindrängte.

Gröſsere Berechtigung hat die Kritik des Verfs. in Betreff der synoptischen Angaben von der Berufung und Aussendung der Apostel. Nicht nur sofern sie ein einzelner Act sein soll, fällt sie der Kritik anheim, sondern, wenn wir noch ferner bedenken, daſs Jesus selbst nirgends sich über die Zwölfzahl der Jünger ausspricht, und daſs, wenn die Bildung dieser Zwölfzahl als eine allmählige gedacht wird, sie wiederum allzusehr zu einer bloſs zufälligen wird, so können wir der Ansicht des Verfs. nicht ungeneigt sein, daſs es erst die spätere Anschauung der Gemeinde ist, für welche die Zwölfzahl ihre Bedeutung erhielt und eine so fixe wurde, daſs ihr, wie es in der Apostelgeschichte der Fall ist, die Ausfüllung der durch den Tod des Verräthers entstandenen Lücke eine der ersten wichtigsten Maſsregeln schien, zu welcher die Apostel schreiten muſsten. Ein anderer allgemeinerer Grund, den *B. Bauer* mit Recht hiefür geltend macht, ist der, daſs dieses Anschlieſsen an das A. Testament der Universalität des christlichen Princips hätte Eintrag thun können; jedenfalls hätte eine solche fixe Zahl den hemmenden, nachtheiligen Einfluſs gehabt, den jede feststehende äuſsere Anordnung für die Entwicklung eines neuen rein geistigen Princips haben muſs; jedoch ein solches tritt überhaupt nicht sogleich mit solchen äuſseren Anordnungen auf. Auch die strenge Kritik, welcher die Aussendung der Siebzig unterworfen wird, ist ganz an ihrem Platze; nur dürfte die Idee, welche dieser Anschauung zu Grunde liegt, wohl bestimmter so gefaſst werden, daſs diese Siebzig das Gegenstück zu den zwölf Aposteln sein sollen; wie diese die Vertreter des Judenthums sind, so die Siebzig die des Heidenthums gemäſs der häufigen Anschauung, daſs die Zahl der Völker siebzig sei. So erklärt sich dann auch, warum diese Anschauung nur bei Lucas sich findet; sie ist das heidenchristliche Gegenstück zu der judenchristlichen Anschauung von der Zwölfzahl der Apostel. Sehr fühlbar dagegen macht sich die Einseitigkeit des ganzen Standpunctes in der Kritik der Instructionsrede bemerklich, namentlich bei der Erklärung des dem Matth. eigenthümlichen Gebotes, die Jünger sollen nicht der Heiden noch der Samariter Straſse gehen u. s. w. Mit Recht dringt *B. Bauer* auf die absolute Fassung dieser Stelle; allein wie wird nun die Bedeutung derselben erklärt? Je mehr Matth. für sich selbst in der universalen Anschauung der Gemeinde lebe, desto unbefangener habe er hier den Buchstaben, d. h. das bei Marcus und Lucas Vorgefundene (die Schranke, die in der Erzählung von dem sidonitischen Weibe gesetzt sei u. s. w.) noch weiter ausgebildet; d. h. also, je mehr Matth. für sich selbst in der späteren universalen Anschauung sich bewegte, desto leichter wurde es ihm, einen Spruch zu bilden, der (nach *B. Bauer*) mit dieser Anschauung völlig in Widerspruch steht! Welches irgend denkbare Inter-

esse sollte denn Matth. gehabt haben, sich mit seiner eigenen Anschauung so in Widerspruch zu versetzen? Matth. zeigt sich doch nirgends als derjenige, der sich ein Geschäft daraus macht, das bei den andern Synoptikern Erzählte noch weiter auszubilden. Welche Gedankenlosigkeit wird dem Matth. (bei den Voraussetzungen *B. Bauer's*) zugeschrieben, wenn er geglaubt haben soll, hier recht geschichtlich treu zu erzählen! Sonst findet ja vielmehr immer das Gegentheil Statt, dafs die spätere Anschauung auf ihren Christus ihr eigenes Bewufstsein überträgt. So führt diese Erklärung nothwendig über sich selbst hinaus zu der Annahme, dafs hier geschichtliche Ueberlieferung zu Grunde liegen müsse, und in der That kommt dadurch auch gar kein solcher Widerspruch herein, wie *B. Bauer* glaubt. Das Bewufstsein Jesu wird dadurch keineswegs wieder zu einem national beschränkten; denn nur für seine Person und für die seiner Jünger hält er an der jüdischen Nationalität fest, und eben das ist das Grofse, dafs er ungeachtet seines universellen Princips dennoch die Nationalität in ihrem Rechte anzuerkennen weifs. Schon in der Kritik des vierten Evangeliums fiel es uns auf, dafs *B. Bauer* nicht auch auf den Widerspruch, in welchem die Erzählung von dem Aufenthalte Jesu unter den Samaritern mit der Darstellung der Synoptiker steht, wenigstens hindeutete. Der Grund hievon ist jetzt klar geworden: hat auch *B. Bauer* in dem Christus des vierten Evangeliums richtig die spätere Abstraction erkannt, so hat er darum doch keineswegs den historischen Christus selbst, wie ihn uns die Synoptiker zeigen, zu fassen vermocht; er ist vielmehr wie seine Gegner noch in derselben ungeschichtlichen Anschauung befangen, welche in Christus nur die Idee, nicht die bestimmte geschichtliche Person sieht. Hätten wir auch jene synoptische Nachricht gar nicht, dennoch müfste es für eine richtige Auffassung des christlichen Princips feststehen, dafs Christus die nationale Schranke eben so sehr achtete, als er andrerseits über sie hinausging. Was den Widerspruch betrifft, in welchen jenes Verbot Jesu mit dem späteren Benehmen der Apostel zu kommen scheint, so ergiebt sich aus der Idee desselben, dafs es nur so weit galt, als die Umstände es forderten, dafs mit der natürlichen Erweiterung der christlichen Gemeinde auch dies anders wurde. Welchen harten Kampf übrigens die Ueberwindung dieses Standpunctes die Apostel kostete, davon haben sich in der Erzählung der Apostelgeschichte von Petrus und vor Allem in der Erzählung des Paulus in Cap. 2. des Galaterbriefs die Spuren erhalten.

Ob die Nachricht von der Anfrage des Täufers an Jesus ebenfalls spätere Anschauung sei, lassen wir dahingestellt sein; eine zwingende Beweiskraft haben die Gründe *B. Bauer's* nicht. Zu weit gegangen ist es jedenfalls, wenn auch die Aussprüche über den Täufer sammt und sonders der späteren Zeit zugewiesen werden; hier ist das Verhältnifs ein ganz anderes, und mag sich auch theilweise Späteres eingeschlichen haben, im Ganzen haben wir hier doch Historisches vor uns; das zeigt der Charakter der Sprüche selbst.

Die Ungeschichtlichkeit dieses Standpunctes, der immer nur das Bewufstsein der späteren Gemeinde sehen will, zeigt sich besonders klar in solchen Erzählungen, wie die von den Sabbathverletzungen. Jesus, wird gesagt, stelle sich hier in einen völligen Gegensatz zu dem Gesetze; ebendarum aber sei nun die Erzählung selbst unhistorisch, denn im anderen Falle, wenn die hiebei erzählten Reden Jesu historisch wären, so würde hier eine blofse Ausnahme von der Regel aufgestellt sein. Vielmehr aber sollte *B. Bauer* eben daraus, dafs Jesus zunächst nur an diesen einzelnen Fall sich hält, der geschichtliche Charakter dieser Erzählungen hervorgehen; denn wenn auch in diesen Handlungen Jesu an sich ein völliger Bruch mit dem Gesetze lag, so hatte Jesus doch in seiner Nationalität einen Bestimmungsgrund, das Gesetz, soweit es nicht mit seinem Principe geradezu in Widerspruch trat, zu achten, und eben hierin liegt, wie oben gesagt wurde, der Grund jenes späteren Conflicts zwischen dem Judenchristenthum und dem Paulinismus. Was zunächst nur für die Person Jesu selbst galt, das wurde von dem Judenchristenthume als allgemeine Norm aufgestellt, weil es zwischen diesem Einzelnen und dem Allgemeinen noch nicht zu unterscheiden vermochte, und so wurde, wie wir es im 1 Kor. 1, 12. sehen, die Autorität Jesu dem Paulinismus, der das Christenthum in seiner Allgemeinheit erfafst hatte, gegenübergestellt. Hätte das spätere Gemeindebewufstsein (so wie *B. Bauer* dasselbe auffafst) jene Erzählungen hervorgebracht, fürwahr sie würden nicht diesen so besonnenen ganz den geschichtlichen Verhältnissen angemessenen Charakter tragen, wir würden vielmehr hier spätere Abstractionen vor uns haben.

Höchst dürftig ist die Erklärung von der Entstehung des Parabelnvortrags. Nichts als eine magre Parallele mit einem Vorgang aus der Geschichte Mosis soll diesen Parabelnreichthum veranlafst haben. Sowie nämlich Moses, nach der Berufung jener Männer, die ihm in der Rechtspflege beistehen sollten, dem Volke das Gesetz verkündigte, so mufste auch Jesus nach Berufung der Zwölfe die Gesetze des Reiches Gottes verkündigen. Dafs eine solche Erklärung durchaus nicht nöthig ist, ergiebt sich aus der Art, wie sich uns oben die Widersprüche in der Erzählung von dem Parabelnvortrage auflösten. Doch noch ungleich weiter geht die Parallelisirung in dem folgenden Abschnitte, von *B. Bauer* nach *Wilke's* Vorgang die „Eliasthaten Jesu" betitelt. Die Parallele ist hier in der That theilweise nicht ohne Schein, allein wenn diese Ansicht des Abschnittes demungeachtet, wie wir sehen werden, schon für sich selbst sich nicht durchführen läfst, so läfst sich noch weit weniger die damit zusammenhängende Ableitung des ganzen Abschnittes aus dem Bewufstsein des Evangelisten rechtfertigen. Fragen wir vorerst, woher diese ganze Parallele? Wie soll der Evangelist dazu gekommen sein, Jesus und Elias zu parallelisiren, da doch der Letztere sonst mit dem Täufer parallel steht (zumal nach *B. Bauer's* eigener Ansicht)? Wie soll es ferner durch das Auftreten Jesu in Nazareth und dessen übeln Erfolg motivirt sein, dafs Jesus nun überhaupt zu einem wandernden Elias wird, dafs er nicht mehr in Capernaum auftritt u. s. w.? Weit besser ist bei Matth. dieses Umherwandern durch die Besorgnifs vor Herodes motivirt. Verdienstlich dagegen ist die gründliche Nachweisung des Verfs., wie ganz unverträglich die Erzählung von der Hinrichtung des Täufers mit der Erzählung des Josephus sei, und etwas Bestechendes hat auch die Parallelisirung des Herodes und der Herodias mit Ahab und Isabel; auch geben wir zu, dafs die Erzählung nach alttestamentlichen Mustern gebildet ist, nur ist dann jene Parallele nicht die einzige.

Der zweite Speisungsbericht wird von *B. Bauer* wieder nach dem Vorgang *Wilke's*, allein abermals ohne alle Berechtigung durch die äufsere Kritik, aus angeblichen inneren Gründen für eingeschoben erklärt; zugleich aber wird doch dem Matth. der Anspruch auf Originalität, den er dadurch erhalten könnte, dadurch entzogen, dafs der in Marcus eingeschobene Bericht älter sein soll als Matthäus. Allein die dafür angeführten Gründe sind durchaus nicht stichhaltig. Wäre es auch wahr, dafs ein so in das Einzelne ausgearbeiteter Bericht nicht in der Tradition sich habe forterhalten können (was wir aber leugnen müssen, da diese einzelnen Züge sehr einfacher Natur sind), so würde daraus nur folgen, dafs der Evangelist in Einzelnem den Bericht noch weiter ausgebildet habe. Die Möglichkeit der Erklärung, dafs die beiden Speisungsberichte aus einer Verschiedenheit der Tradition entstanden, bleibt somach unangefochten stehen. Dafs auch noch Marcus beide Speisungsberichte aufgenommen hat, erklärt sich aus seiner Vorliebe für das Wunderbare. Dafs der zweite Bericht bei ihm nicht gehörig eingeleitet sein soll, ist nur die Folge davon, dafs diese Einleitung durch den früheren Bericht vorweggenommen ist. Dafs Marc. 7, 31—37. und 8, 11—13. zusammengehören, ist eine blofse Behauptung, denn dafs die Zeichenforderung der Pharisäer gerade an jenen Ort gestellt ist, erklärt sich auch schon daraus, dafs nachher vor dem Sauerteige der Pharisäer gewarnt wird. Wenn endlich nach dem einen Berichte Bethsaida im Westen, nach dem andern im Osten des Sees Genezareth liegen würde, so ist dies bei dem Mangel der Synoptiker in Betreff der Chronologie und Localität allzu unerheblich. Und wie ganz willkührlich ist nun die Erklärung des zweiten Speisungsberichtes, als ob nämlich der Symmetrie wegen dem zweiten Streit mit den Pharisäern ebenfalls eine Speisung habe vorausgehen sollen, zumal da nachher von dem Sauerteige die Rede sei. Also wegen eines so ganz nichtigen Grundes soll geradezu ein zweites Speisungswunder geschaffen worden sein? Solche Quälereien (um hier dem Verf. mit einem von ihm selbst so oft gebrauchten Vorwurfe zu begegnen) fallen von selbst hinweg, wenn das Vorhandensein einer Tradition anerkannt ist; dann läfst sich aber auch das Ganze nicht mehr aus einem blofs ideellen Fundament erklären. Was der Erzählung Historisches zu Grunde liegen möge, läfst sich hier nicht erörtern; Andre haben sich schon bemüht, darauf hinzuweisen. Ein ähnliches Verhältnifs möchte es wohl mit der Erzählung von dem Wandeln Jesu auf dem See haben. Wie übrigens die Streitigkeiten Jesu mit den Pharisäern in einen Abschnitt gekommen sein sollen, der die Eliasthaten Jesu befafste, ist nicht einzusehen; es wäre doch gar zu weit getrie-

ben, auch hier noch eine Parallele zu suchen. Die Idee jener Erzählung von dem cananitischen Weibe aber ist, wie wir sahen, eine ganz andere, als *B. Bauer* will, und so läfst sie sich denn auch nicht mit der Erzählung von Elias und der Wittwe zu Sarepta parallelisiren. Damit fällt zugleich der Tadel hinweg, der gegen die Erzählung des Matthäus erhoben wird.

So hätte sich uns denn auch in der historischen Untersuchung bewährt, was wir gleich anfangs über das Princip des Verfs. sagen mufsten. Nur noch *eine* Frage ist übrig, die sich schon mehr als einmal aufdrängen mufste: was soll bei *B. Bauer's* Ansicht noch für ein Unterschied zwischen den Synoptikern und dem vierten Evangelium bestehen? Die Antwort finden wir 1. Bd. S. 389. „Die Synoptiker nahmen das Princip in der einfachen Allgemeinheit auf, die es in der Gemeinde bis zu ihrer Zeit gefunden hatte, und sie geben uns die religiöse Reflexion desselben, die als solche positiv in einzelnen Sätzen, Sprüchen, Gnomen und Parabeln sich ausspricht". Ist es nöthig, dafs wir den Widerspruch erst noch hervorheben, der in diesen Worten liegt? Religiöse Reflexion soll es sein, die wir vor uns haben, und doch soll es nur die Erscheinung des Princips im Einzelnen sein; Beides hebt sich geradezu auf. „Dieser ursprünglichen (?) und religiösen Reflexion und ihrer positiven Natur", heifst es weiter, „steht die Reflexion des vierten Evangelisten als die dogmatische gegenüber. Ihre Voraussetzung ist nicht mehr die einfache Allgemeinheit des Princips, wie sie unmittelbar im Leben und Glauben der Gemeinde gegeben ist, sondern die Allgemeinheit, wie sie nach ihrer positiven Darstellung sich in die Einfachheit des Wesens zurückgezogen hat, und darin auf ihre ewigen Voraussetzungen zurückgeht und die innere Nothwendigkeit der einzelnen Bestimmungen zu ergründen sucht". Wählen wir statt jener beiden Ausdrücke „dogmatisch" und „religiös" zwei noch bezeichnendere: die „einfache Allgemeinheit", von der die Synoptiker ausgehen, soll eine *praktische*, die des vierten Evangeliums dagegen eine *theoretische* sein. Wohl, dann fällt aber der Unterschied immer nur auf *eine* Seite; es ist die Christologie des vierten Evangeliums und die Art, wie der Gegensatz zwischen Jesus und den Juden aufgefafst ist. Allein so sehr dies auch der herrschende Mittelpunct des Evangeliums ist, so wenig läfst sich doch behaupten, dafs dessen Inhalt nicht auch grofsentheils ein praktischer sei; wenigstens nach *einer* Seite hin also sollte das vierte Evangelium einen ähnlichen Charakter tragen wie die synoptischen. Statt dessen aber welcher durchgreifende Unterschied! Der Christus des vierten Evangeliums spricht immer in ganz allgemeinen Sätzen, und in Beziehungen und Ausdrücken, die oft nur dem Gemeindebewufstsein verständlich sind; beinahe nirgends finden wir jene so ganz concreten, lebendig praktischen Aussprüche, die bei den Synoptikern den Inhalt der Lehrthätigkeit Jesu bilden; nichts finden wir von jenem Jesus, der bei aller Erhabenheit über die nationalen Schranken dieselben doch so wohl zu achten weifs; die Erzählung Joh. 4. verleugnet vielmehr diesen Standpunct ganz. Woher dieser gewaltige Unterschied? *B. Bauer* vermag ihn nicht zu erklären, und das ist die Strafe für die gänzliche Verkennung des Charakters der Synoptiker. Bezeichnend war uns in dieser Beziehung das Geständnifs (denn nicht anders können wir es nennen) des Verfs. S. XIV. „Sowie jene Ueberzeugung (nämlich die von dem schriftstellerischen Ursprunge des vierten Evangeliums) begründet war, und ich im Besitze derselben zu den synoptischen Evangelien überging, um an ihrem Pragmatismus noch einmal zu prüfen, ob sie gleichfalls späteren Ursprungs seien, mufste ich *Wilke* beistimmen, oder vielmehr, die Nothwendigkeit des Fortschrittes war nicht mehr zu leugnen, da die Dialektik von Form und Inhalt gleich sehr dazu nöthigte". Statt dafs also nach Auflösung des späteren Reflexes durch die Kritik des vierten Evangeliums der Verfasser seinen Gegenstand in dem richtigen Lichte gesehen hätte, war er vielmehr so geblendet, dafs er nun überall nur noch Scheinbilder sah. Und nicht blofs eine unbefangene Kritik der Synoptiker ist ihm so unmöglich geworden, sondern er hat auch seiner Kritik des vierten Evangeliums dadurch geschadet, indem es ihm nun nicht mehr möglich ist, dem Christus der Reflexion den historischen gegenüberzustellen. Und was wird nun der weitere Fortgang dieser Kritik sein? Sie wird zu nichte werden vor der Macht der Geschichte, die namentlich in den letzten Hauptereignissen des Lebens Jesu (nach dem Bericht der Synoptiker) sich besonders glänzend erweist; sie wird vor Allem an dem Puncte scheitern, an welchem auch die Straufsische Auffassung gescheitert ist, nämlich an der Auffassung des Todes und der Auferstehung Jesu, als ob es *nur* die Gemeinde wäre, welche dem ersteren seine ideale Bedeutung und der letzteren ihre ganze Entstehung gegeben hätte. Nur durch eine Inconsequenz könnte sich hier der Verf. der historischen Wahrheit mehr nähern.

Es wäre jedoch ein falscher Schlufs, wenn man nach dem Bisherigen glauben würde, dafs wir die Bedeutung des Werkes verkennen; seine Bedeutung hätte es, auch abgesehen von seinen Verdiensten im Einzelnen, schon dadurch, dafs es die Spitze einer kritischen Richtung ist, wie man nun auch über diese urtheilen möge; und jedenfalls hat die Kritik auch in diesem Extreme noch gezeigt, dafs sie Leben, dafs sie Entwicklungskraft hat; von einer gewissen andern Seite her ist man diesen Beweis in der letzten Zeit schuldig geblieben. Je entschiedener übrigens hier die Spitze erreicht ist, desto sicherer hoffen wir, dafs die Kritik bald einen anderen Weg einschlagen werde, auf welchem sie sich den Namen einer historischen eher verdienen wird.

K. Planck.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXVIII.

***Études sur la langue Séchuana, par Eugène Casalis. Paris,* 1841.**

Das Gebiet der Sprachforschung hat in neuester Zeit über Polynesien, Nord- und Süd-Amerika sich ausgedehnt, aber ein ganzer Continent der alten Welt ist in diesem Betrachte noch beinahe übersehen. Man studirt von den Sprachen Afrikas fast nur die ägyptische (koptische) im äufsersten Nordosten; man besitzt dürftige Wörtersammlungen des Berberischen im westlichen Nordafrika, das wahrscheinlich die Muttersprache der alten Numidier gewesen; und von verschiednen Sprachen der Negerstämme im Süden der Sahâra giebt es Elementarbücher, auf deren Grund erst in neuester Zeit einige Combinationen versucht worden sind. Die vergleichungsweise stumpfere Intelligenz und moralische Schlaffheit der Bewohner des heifsesten Afrikas — so weit es bekannt geworden — haben auch das Interesse für ihre Sprachen als solche von vorn herein gelähmt; man betrachtete sie als Ausgeburten eines verbrühten Gehirns, in denen weder Verstand noch Phantasie anders als kriechend oder flatternd sich bewegen könnte.

Viel einladender würden vielleicht mehrere Idiome der südlichsten Afrikaner in dieser Hinsicht für uns geworden sein, da die sogenannten *Kaffern* an der Südostküste — gleichsam die Numidier von Südafrika — und ihre westlichen Stammverwandten, die *Betschuanas* (oder *Beschuanas*) eine weit schärfere Intelligenz und ein ungleich kräftigeres Selbstgefühl beurkunden, als ihre Continental-Genossen von der *Neger-Raçe*. Allein erst seit vorigem Jahre besitzt man, wenigstens von der Betschuana-Sprache (dem *Setschuana*) eine magere grammatische Skizze, und zwar in dem vorliegenden Werke des dort eingebürgerten französischen Missionars *Casalis*, das aber weit mehr enthält, als sein Titel erwarten liefse. Eine grofse sehr anziehende Einleitung ist Betrachtungen über das Volk und die segensreichen Fortschritte des Missionswerkes unter ihnen gewidmet, und in einem nicht minder interessanten Anhang bemüht sich der Verfasser, ein Mann von Geist und wissenschaftlicher Bildung, durch Mittheilung einer Auswahl von Schlachtgesängen, Sprüchwörtern und sehr anmuthigen Mährchen der Betschuana's die ganze geistige Existenz des illiteraten Volkes zu beleuchten.

Das *Setschuana* ist ohne Zweifel nur ein Glied einer gröfseren Sprachenkette, die bis in unerforschte Regionen der Südhälfte oder des grofsen Dreiecks von Afrika sich zu verlieren scheint. Es zeigt nahe Berührung mit dem Kaffrischen und selbst mit den Idiomen von Congo (Nieder-Guinea); wichtiger noch ist die Notiz des Pater Casalis, dafs Eingeborne aus den Gegenden am See *Marabai* oder *Morawi* (wenigstens 15° nordöstlich vom Betschuana-Lande), die von Zeit zu Zeit nach den Bergen der Betschuanas kommen, beinahe dieselbe Muttersprache reden, ein Factum, wovon der Verfasser sich überzeugt hat. Die hohen Tafelländer, welche in jener Region bis gegen den Aequator hin angenommen werden, sind vielleicht das ursprüngliche Vaterland der Betschuanas selber. Ob diese südafrikanische Sprachenfamilie mit denen Asiens und Europas in einem Verhältnisse der Wurzelverwandtschaft stehe, mufs noch unentschieden bleiben; überraschend sind uns Betschuana-Wörter, wie: *ea, gehen*; *lesa, lassen*; *bona, sehen* (√ *bin* im Persischen); *noga, Schlange* (fast genau das indische Wort); *sina, ohne*; *jaka, wie* (slawisch *jako*). Den Zahlwörtern hat der Verfasser keinen besonderen Paragraphen gewidmet; man erfährt nur beiläufig, wie der Betschuana die Einer von *drei* bis *sechs* bezeichnet und

wie die multiplicativen Formen von *eins* bis *vier* lauten. Letztere entstehen durch Präfigirung der Sylbe *ga* (*mal*):

ga-nge, einmal.
ga-beri, zweimal.
ga-raru, dreimal. *Drei* heifst *taru*.
ga-nne, viermal (*vier* heifst *nana* und in Congo *enne*); *fünf*, *tanu*; *sechs*, *cuñi*. Die Einer bis *drei* zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den entsprechenden in unserem Sprachenstamm. In *ga-nge*, ist wahrscheinlich e vor *ng* ausgefallen, wie in *ga-nne*; *eins* hiefse demnach *enge* (*en* mit nasal gewordenem Consonanten). Wenn die Zahl *zwei* auch absolut *beri* heifst, so kann diese Form sehr wohl für *bedi*, *wedi*, und diese wieder durch Versetzung der Consonanten für *dwi* stehen (im Sanskrit *zwei*). In dem lateinischen *bis* (für *dvis*) ist d ausgefallen und v (durch Nachwirkung des d erhärtet) als b vorgetreten; die Betschuana's haben d beibehalten und in r verwandelt, wie wir in *ga-raru* (*dreimal*, für *ga-taru*) und noch öfter sehen. Bei *taru*, *drei*, welches beinahe das Ebenbild des tahitischen *toru*, ist kaum eine Erinnerung nöthig *). — Das Pronomen der *ersten* Person hat zwei Hauptformen, *na* und *me*, von denen die letztere nur im *Genitiv* vorkommt. Nur in Verbindung mit dem Verbo erscheint eine dritte Form: *kia* oder *ki*. Diese drei Formen repräsentiren die *Ich's* fast aller bekannten Sprachengebiete; und es ist sehr bemerkenswerth, dafs die mit dem Labial beginnende Form auch bei den Betschuana's nur in einem Casus obliquus vorkommt, wie bei den Deutschen, Römern, Griechen und Slawen. Die dritte Person, eigentlich ein Demonstrativ, ist *ena*, *ona*; auch diese hat ihre Ebenbilder im indisch-europäischen, wie im slawischen Gebiete (*ân*, *on* u. s. w.).

Herr Casalis übersieht diese Aehnlichkeiten und hebt dagegen eine Anzahl Wörter heraus, die mit gleichbedeutenden *hebräischen* fast identisch sind, namentlich: *bana*, *Sohn*, *Kind* (*bân-îm*, *Kinder*); *kolu*, *Stimme* (*kôl*); *mocho*, *Mark* (*môach*); *amaniti*, *Wahrheit* (*âmên*, *emeth*); *tsepi*, *Antilope* (*ts'bî*); *rôma*, *Lanze* (romach); *k'autsa*, *abschneiden* (*kâtsâ*); *rora*, *verflu-chen* (*ârôr*) u. s. w. **). Die Uebereinstimmung wird noch gröfser, wenn man den Endvocal eines Theils dieser Wörter abrechnet; denn die weiche Betschuana-Sprache duldet nur selten consonantische Endungen ***).

Wenn uns bis jetzt fast lauter Anklänge an Bekanntes umschwebt haben — gesetzt auch das Meiste beruhte auf einer kaum enträthselbaren Verwandtschaft der *Eindrücke* bei Völkern der verschiedensten Abkunft: so führen uns dagegen mehrere *grammatische* Erscheinungen des Setschuana gleichsam in eine neue Welt. Ich gedenke zweier Eigenthümlichkeiten, die zwar sehr oberflächlich angedeutet sind, aber wenigstens einiger Betrachtung Raum geben. Die erste ist: Bezeichnung des Plurals am Nomen durch (scheinbare) Veränderung der ersten Sylbe des Nomens. Nach Hrn. Casalis giebt es drei Arten dieser Veränderung: ist die erste Sylbe im Singular *mo*, so wird sie *ba*, z. B. *motu*, Mensch; *batu*, Menschen; ist sie im Singular *bo* oder *le*, so wird sie *ma: botluku*, Schmerz; *matluku*, Schmerzen; *legeba*, Taube; *mageba*, *Tauben*. Alle übrigen ersten Sylben werden *li: selepe*, *Axt*; *lilepe*, Aexte. Der Verfasser nennt diese erste, im Plural veränderliche Sylbe das *Präfix* des Nomens, ohne sich über den Grund dieser Benennung weiter zu erklären. Vielleicht will er sagen, dafs jedes Nomen durch diese Sylbe erst zum Nomen werde; aber in Wörtern wie *motu*, Mensch; *kolu*, Stimme; *noga*,

*) S. *F. Bopp*: Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen (S. 13).

*) Auf *p'uka*, *blasen* (hebr. *pûach*) wird man kein Gewicht legen können, da der Naturlaut *puh!* wohl bei den meisten Völkern selbständig vorkommt; eben so wenig mufs das Setschuana-Wort *pifo* (*Wind*) mit unserem *pfeifen* verwandt sein.

**) Der Annahme dafs die meisten dieser Wörter auch von den *Arabern* erborgt sein könnten, läfst sich, obgleich dieses Volk im Binnen-Continente und an der Ostküste Afrikas erstaunlich weit vorgedrungen ist, Mehreres entgegenstellen: 1) drücken sie Begriffe aus, zu deren Bezeichnung keine Nation von einer andern borgen mufs; 2) sind einige derselben nur hebräisch, nicht zugleich auch arabisch; 3) bringt die *Form* der übrigen und die *Bedeutung* eines derselben sie den entsprechenden hebräischen Ww. *näher*: *amaniti* stimmt seiner Form nach zu dem arabischen *amânet*, und hat einen primitiveren Charakter als das hebr. *emeth*; allein das arab. Wort bedeutet nur *Sicherheit*, niemals *Wahrheit*: das hebräische und das Setschuana-Wort bedeuten *Wahrheit*.

Schlange; *pitsi*, Pferd u. s. w. sind die ersten Sylben gewifs keine Präfixa, sondern wesentliche Bestandtheile der Wurzel und der Vocal am Ende ist unwesentlich. Weit eher kann von Präfixen die Rede sein, wo man dreisylbige Nomina, wie *legeba*, Taube, *bogobe*, Brod, *serutu*, Korb, vor sich hat; auch scheinen *le*, *se*, *bo* am Anfang dreisylbiger Wörter oft wiederzukehren. Man darf also wohl annehmen, dafs die Veränderung zunächst nur wahre Präfixa getroffen habe und nachmals auf jede erste Sylbe ausgedehnt worden sei.

Die Verwandtschaft des m und b könnte uns auf blofse Umbildung des ersten Consonanten (mit Veränderung des Vocals) schliefsen lassen. Die Betschuana's hätten in diesem Falle eine Art von *pluralis fractus* gebildet, wie die Araber, wären aber noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie auch einen Consonanten modificirt hätten. Allein *ma* kann nicht eben so aus *le*, und *li* nicht aus *se* entstanden sein. So bleibt also nur die Möglichkeit wirklicher *Zusätze* von vorn, die entweder b, m, oder l (*ba*, *ma*, *li*) lauteten und in consonantisch anfangenden Wörtern den Consonanten sammt seinem Vocal von ihrer Stelle drängten: *batu* stände demnach für *ba-motu*; *lilepe*, für *li-selepe* u. s. w. Merkwürdig bleibt dabei der Umstand, dafs man nur, wenn der Initial b oder m war, ein demselben lautverwandtes, sonst aber ein ganz lautfremdes Pluralpräfix wählte *).

Eine zweite sehr merkwürdige und bisher wohl in keiner Sprache beobachtete Eigenthümlichkeit ist die grofse Rolle, welche das Präfix des Nomens überhaupt spielt, und besonders der mächtige Einfluſs, den es auf ganze Sätze ausübt. Adjectiva können durch den Genitiv des Abstractums der Eigenschaft bezeichnet werden, z. B. *motu oa musa*, *vir probitatis*, statt *vir probus*; aber es giebt auch Wörter, die ihrem Gebrauche nach nur Adjectiva sind; diese folgen dem Substantiv, das ihnen alsdann sein Präfix mittheilt. So z. B. heifst *Baum*, *sefate*; *grofs*, *golu*; *grofser Baum*, *sefate segolu*; ja dasselbe Präfix kann zwischen beiden noch einmal wiederholt werden: *sefate se segolu*. Eben so verfährt man, wenn die Eigenschaft dem Subjecte erst beigelegt wird (Prädicat); sogar eine Genitivpartikel, die dem Subjecte folgt, und ein Pronomen, wodurch es noch einmal repräsentirt wird, müssen sich einer ähnlichen Modification unterwerfen. Beispiel eines kürzeren Satzes — man will sagen: der Korb aus Binsen ist schön. Die Stellung mufs folgende sein:

Korb der Binsen ist er schön.

Ohne Einfluſs des Subjectpräfixes würde dies also lauten:

serutu oa moseme ki ona intle.

Allein das Präfix von *serutu* wirkt modificirend auf drei Bestandtheile des Satzes: die Genitivpartikel *oa* wird *sa* (für *se* + *oa*), das Pronomen *ona* wird *sona* (*se* + *ona*); endlich das Adjectiv *intle* wird *seintle*, und vor demselben spricht man noch ein isolirtes *se*. Der Satz gestaltet sich demnach, wie folgt:

serutu sa moseme ki sona se seintle.

Das Präfix des Subjectnomens ist also der ziemlich grobe Faden, welcher das Ganze durchzieht und zusammenhält. Man erinnert dreimal daran, welches der Gegenstand sei, um deswillen alles Uebrige dasteht und gesagt ist: der König oder Häuptling des Satzes blickt aus jedem Winkel hervor, und assimilirt sich Einzelnes in solchem Grade, dafs es gar nicht wieder zu erkennen ist *).

Die Verhältnisse der Nomina deutet man in der Setschuana-Sprache nur durch Partikeln an; doch

*) Fast unverzeihlicherweise sagt der Verfasser nicht, wie es gehalten wird, wenn ein Wort mit einem Vocale anfängt; vermuthlich setzt man alsdann das Präfix *li* vor, und einer der Vocale weicht, oder sie verschmelzen. So ist es wenigstens im Pronomen, dessen zweite und dritte Person mit Vocalen anfangen:

na ich . . . *rona*, wir.
uena, du . . . *lona*, ihr.
ena, er . . . *bona*, sie.
ona, es . . . *schona*, sie.

In *lona* erkennt man das l von *li* wieder; in *bona*, das b von *ba*. Das r von *rona* mag aus l entstanden sein, etwa zur Unterscheidung des Plurals erster und zweiter Person. Nur *sch* von *schona* ist dem Pronomen eigenthümlich. Wie aber in der *Endung* aller drei Personen eine Conformität mit der ersten Person Singul. gesucht worden (*na*), so auch in dem *Vocale* der vier Pluralpräfixen, welcher in allen drei Personen o ist.

*) Etwas dieser Eigenthümlichkeit des Setschuana entfernt Analoges könnten wir in den sogenannten *Ligationen* der *Tagali*-Sprache finden. Hier verbindet man z. B. Substantiv und Adjectiv durch gewisse ganz unnöthig scheinende Laute (*n*, *ng*, *na*), die aber keine Subjectspräfixe sind, und nur nach der *Endung* des vorangehenden Wortes — sei es Substantiv oder Adjectiv — sich richten.

kann der Dativ auch in einer besonderen Form des Verbums enthalten sein, und den Locativ verkündet ein dem Worte nachtönender Nasal: *pelu*, Herz; *pelung*, im Herzen. Der Locativ ist das einzige Beispiel eines Zusatzes am Ende der *Nomina*, wogegen das Verbum seine zahlreichen Derivata, desgleichen einige Tempus- und Modus-Formen, fast nur durch Zusätze am Ende bezeichnet. Die auch als Abstractum der Handlung gebrauchte Verbalwurzel (oder einfachste Form des Verbums) endet immer auf a. Sie kann in unveränderter Gestalt für Präsens, Imperfect und Futurum stehen. Da nun auch manches nur als Nomen vorkommende Wort auf a auslautet und bei weitem nicht alle Nomina Präfixa erhalten, so ist ein formeller Unterschied zwischen Verbum und Nomen nur bedingt anzunehmen, obwohl man augenscheinlich durch die ohne Ausnahme wiederkehrende Thema-Endung a (während das Nomen auf alle Vocale ausgehen kann) den Unterschied selbst an der einfachsten Form des Verbi zu bezeichnen gestrebt hat. Dieses nachlautende a geht aber symbolisch in e über, wenn ein Conjunctiv auszudrücken ist, in dessen Gebrauch ein feiner Sprachsinn sich kund giebt.

Die Setschuana-Sprache besitzt eigne abgeleitete Verba zum Ausdruck des Leidens, des Uebergehens der Handlung, des Rückwirkens und Zusammenwirkens; endlich auch ein den Dativ in sich schliefsendes Derivat. Zeichen der Rückwirkung ist ein vorgesetztes *ik* vor Vocalen und i vor Consonanten, das aber den ersten Wurzelconsonanten, wenn er r ist, in t, und wenn er g ist, in *sch* verwandelt. Die übrigen Derivata geben sich durch Sylben zu erkennen, die der Wurzel unmittelbar agglutinirt sind; nur das Passivum bezeichnet ein symbolisches o: *reka*, kaufen; *rek-o-a*, gekauft werden. Dem zuletzt genannten Derivate, welches eine Präposition wie *für* oder geradezu einen Dativ mit ausdrückt (*bofa*, binden, *bofela*, binden für), wissen wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen.

Da der Betschuana *im Tempus* nur die absolute Vergangenheit durch eine *Endung* bezeichnet: so hat man vermittelst vortretender Hülfsverben oder gleichfalls vortretender eigenthümlicher Pronominalformen (auch Beides gemeinschaftlich) das Fehlende zu ergänzen versucht. Die letzteren sind (bis auf *kia*, *ich*) im Präsens *Ausbeinungen* der absoluten Pronomina; in den Präteritis, dem Futur und Conjunctiv aber Verstümmelungen dieser ausgebeinten Formen. Diese nur dem Verbum angehörenden Pronomina stehen den anderen im Gebrauche eben so gegenüber, wie das französische *je*, *tu*, *il*, dem *moi*, *toi*, *lui* derselben Sprache; aber bei den Betschuana's ist der Unterschied auch im Plural durchgeführt:

na, ich ... *kia rata*, ich liebe ... *ki rate*, dafs ich liebe.
uena, du ... *ua rata*, du liebst ... *u rate*, dafs du liebest.
ena / *ona* } آن ... *oa rata*, er (sie, es) l. ... *a rate*, dafs er liebe.

So entsteht aus *rona*, *wir*, *rea* und *re*; aus *lona*, *ihr*, *lea* und *le*; aus *bona*, *sie*, *ba*.

Die beiden relativen Tempora, Imperfect und Plusquamperfect, werden so gebildet, dafs man bei ersterem ein Verbum substantivum im Präterito mit dem Präsens des Hauptverbums, bei letzterem aber dasselbe Verbum substantivum im *praet.* mit dem Präteritum des Hauptverbums verbindet, und beiden die Pronominal-Trümmer vorsetzt: *ich war ich binde*, heifst: *ich band; ich war ich habe gebunden* heifst: *ich hatte gebunden.* — Es giebt mehrere Verba substantiva, von denen jedoch nur zwei, *ba* und *na*, als Hülfsverba gebraucht werden können; aber letzteres hat die merkwürdige Eigenschaft, dafs es, ungleich allen übrigen Verben der Betschuana's, keine besondere Form für die Vergangenheit aufweisen kann, und je nach Person und Numerus seinen Vocal verändert: *ki ne*, ich war; u *no*, du warst; a *na*, er war. Für alle drei Pluralpersonen ist wieder *ne* gebräuchlich. Vermuthlich ist diese Formation Reliquie eines uralten Versuches, Person und Numerus symbolisch durch Veränderung der Vocale zu bezeichnen.

Obschon die dem Verbum angeeigneten gleichsam essentificirten Pronomina niemals demselben sich einkörpern, so betrachtet man sie doch in dem Grade als nothwendiges Zubehör des Verbums, dafs z. B. ein Pronomen dritter Person selbst dann nicht fehlen darf, wenn das Subjectnomen selber genannt ist. Man sagt nicht: (der) König liebt (das) Volk, sondern: *König er liebt Volk.* In der tagalischen Sprache auf den Philippinen tritt eine bedeutungslos scheinende Ligation zwischen Subject und Verbum.

Schott.

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXIX.

1) *Ueber das Verhältniſs der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus, Doctor der Philosophie. Berlin*, 1842.

2) *Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preuſsen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem preuſsischen Residenten zu London, Oberhofmarschall von Prinz, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John (Bolingbroke), Leibnitz u. a. Leipzig*, 1842. 8.

3) *Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority. Lond.* 1841. 8.

Es wird gewiſs Manchem erwünscht sein, in der Schrift Nr. 1. eine so klare, übersichtliche und gedrängte Darstellung des englischen Kirchenwesens zu finden. — Nicht so neu oder unbekannt, als der Herausgeber der Schrift Nr. 2. vorauszusetzen scheint, sind unter uns die Verhandlungen, deren Aktenstücke hier mitgetheilt sind; es giebt schon eine ähnliche und ältere Darlegung derselben; doch ohne zu bestimmen, in welchem Verhältniſs die gegenwärtige zu jener steht, können und wollen wir gern schon mit der Erneuerung derselben zufrieden sein. In neun Abschnitten ist zuerst ein kurzer Ueberblick der Verhandlungen gegeben, welche in den Jahren von 1704—1713 zum Zweck der Union der anglicanischen Kirche mit der deutschprotestantischen im Königreich Preuſsen gepflogen wurden. In der andern Abtheilung folgen sodann die Urkunden dazu. Was Jeder sogleich dabei empfindet, ist, daſs durch Diplomatie, Notenwechsel, Project und Versuch gemacht werden soll, was sich vor allem selbst machen und seine innere Möglichkeit declariren muſs und daſs es ganz unverhältniſsmäſsig ist, wenn die Natur der Sache selbst mit den in ihr selbst liegenden Gründen dagegen keine Stimme dabei haben soll. An dieser aber, nicht, wie es hier heiſst S. 42, am Tode des Königs Friedrichs I., sondern schon vorher, scheiterte der Plan zur Einführung der englischen Kirchenverfassung und Liturgie in die preuſsische Landeskirche. Ungeachtet der Klugheit und Emsigkeit, womit der preuſsische Bischof *Jablonski* besonders diese Angelegenheit betrieb, gerieth sowohl er, als der König in die Unsicherheit, ob der Plan durchzuführen sei und der Ausdruck dieser Unsicherheit war besonders der Entschluſs, daſs man nur nach und nach, erst versuchsweise und um das Volk allmählig daran zu gewöhnen, vorschreiten wolle. Die Weisheit des Staats in der Kirche hat nicht nöthig, Experimente zu machen, sondern hat mit der vollkommenen Gewiſsheit, daſs sie im Geist des Volks verfahre, nur das Beste und Nothwendige zu wissen. Die englische hohe Geistlichkeit erkannte damals weit besser, als die deutsche, die Unausführbarkeit des Plans und lieſs sich wenig auf denselben ein. Nächst *Jablonski* war es diesseits nur der Minister des Königs von Preuſsen zu London, *Bonnet*, der sich am stärksten dafür interessirte und in einem Bericht an seinen Herrn den englischen Cultus „den vollkommensten vielleicht, den es unter den Protestanten giebt" nennt, S. 26. Er hatte ohne Zweifel die Neigung des Königs zu dem englischen Cultus vorher schon ausgekundschaftet und wuſste, daſs er ihm nur sagte, was er gern hörte. Wahrscheinlich ist von da an das Gefühl von der unvollkommen eingerichteten deutsch-protestantischen Kirche in der englischen

Geistlichkeit geblieben; denn noch ganz neuerlich und auf Veranlassung der Stiftung eines Bisthums zu Jerusalem hat sich jene Ueberzeugung in England ausgesprochen. Gewifs haben wir in Deutschland keine Ursache auf die Einrichtung unseres protestantischen Kirchenwesens stolz zu sein; unser Vorzug ist vielmehr höchstens der, uns unserer Mängel bewufst zu sein; denn darin haben wir wenigstens die Möglichkeit des Fortschritts und die Hoffnung, dafs es in der Zukunft werde besser werden. Ist diese Vertröstung auf die Zukunft allerdings für den Augenblick der Gegenwart unbequem, so ist dagegen jene Möglichkeit ihrer weiteren, innern Ausbildung so sehr im Princip der protestantischen Kirche selbst gegründet, dafs sie selbst gegen jede vollkommnere Einrichtung sich sträuben müfste, mit welcher jene Möglichkeit nicht mehr zu vereinigen wäre. Aus diesem Grunde hauptsächlich können wir weder mit dem Hrn. Erzbischof von Canterbury in der unter Nr. 3. angeführten Schrift die Behauptung theilen, dafs die deutsch-protestantische Kirche weniger vollkommen eingerichtet (less-perfectly constituted) sei, auch wenn darin nicht indirect zugleich die Meinung enthalten wäre, dafs die englische Kirche dagegen vollkommen eingerichtet sei, noch die grofsen Hoffnungen zu den unsrigen machen, welche englische Blätter daran angeknüpft haben. Wie der hohe Prälat vom Standpunct seiner Kirche die deutsch-protestantische auffafst, so ist es offenbar mit geringer Kenntnifs der letztern und noch geringerer Richtigkeit der Beurtheilung geschehen. Wenn es denn gar, wie die Times sagt, auf eine Bekehrung (conversion) der deutschen Kirche zur anglicanischen, oder, wie das Missionary Register sich nach des Hrn. Erzbischofs Vorgang etwas milder ausdrückt (February 1842. p. 83), auf eine Vereinigung beider Kirchen (an essential unity of discipline, as well as of doctrine) abgesehen wäre, so könnte es wenigstens nicht überflüfsig erscheinen, sich vor Allem, wenn auch nicht der Vorzüge, doch des Unterschiedes, den die Bekehrung oder Vereinigung vorzufinden und aufzuheben hätte, genau bewufst zu werden.

1. Vollkommen eingerichtet kann eine Kirche erscheinen, wenn ihre Verfassung mit der des Staats Ein Ganzes ausmacht, und in dieser Einheit jener Unterschied bestimmt ausgedrückt ist. Gewifs mufs dies überall für das Höchste erklärt werden, was die protestantische Kirche erreichen kann. Es ist dies diejenige Einheit der Kirche mit dem Staat, welche die protestantische Kirche zu demjenigen wirklich macht, was sie zu sein in allen Ländern berufen ist. Aber dieses ist nicht, Staatskirche, sondern Landeskirche zu sein. Dies ist ein grofser Unterschied und dies im Allgemeinen zunächst der Unterschied der protestantischen Kirche von England und Deutschland. Wir gestehen allerdings, dafs der Maafsstab weder der heiligen Schrift, noch der ursprünglichen apostolischen Kirche, deren Vergleichung mit der gegenwärtigen englischen Kirchenverfassung der Verf. von Nr. 1. in ansprechender Weise bei jedem Abschnitt durchgeführt hat, ob sie gleich für immer das Ideal des reinchristlichen Geistes bleibt, ausreicht zu einer Constitution der Kirche nach dem jedesmaligen Bedürfnifs der Zeit und des Landes, dafs vielmehr dazu auch die ganze geschichtliche Entwickelung und die Anknüpfung an die vorhandenen Elemente wesentlich mit erforderlich ist. Aber eben daraus bildet sich dann auch eine Eigenthümlichkeit, welche, unerachtet des gemeinsamen Geistes, unmittelbar auch den Widerspruch enthält gegen jede andere und die Unvereinbarkeit mit ihr. Die Kirche von England ist eine Kirche mit politischer Physiognomie, steht in unvermittelter Einheit mit dem Staat, so, dafs alle Bewegungen auf der einen Seite sofort auch auf der andern gefühlt werden. Ist diese Erscheinungsweise und Abhängigkeit der englischen Kirche zwar in der ganzen geschichtlichen Bildung derselben gegründet und insofern nothwendig herbeigeführt worden, so ist sie doch dadurch noch nicht auch gerechtfertigt und dem Geiste der protestantischen Kirche gemäfs. Aus dem Standpunct der englischen Kirche könnte man nun der deutsch-protestantischen vielleicht die nämliche Abhängigkeit vom Staat zum Vorwurf machen. Gewifs ist keine Kirche in der Welt dem Staat, dem Landesherrn, dem Vaterlande ergebener und mehr von Herzen zugethan, als die protestantische. Gleichwohl geschieht es auch in Deutschland vielfältig, dafs die Kirche vom Staat bevormundet, für unreif und unfähig erklärt wird, zu wissen, was ihr Bestes sei. Aber man hat doch wenigstens den zweideutigen Trost, dies als das Wüste und Chaotische unseres kirchlichen Zustandes zu fühlen und die Hemmungen des kirchlichen Flors von Seiten der Staaten als die schmerzlichsten Fesseln zu wissen, welche

die Kirche zu tragen hat. Schwerer noch wird diese Prüfung, wenn es vom Staat sogar anerkannt wird, dafs Alles sich aus dem Innern der Kirche zu entwickeln habe und sie doch noch beständig auf die gröfsesten Hindernisse von jener Seite stöfst. Nach allen diesen Erfahrungen kann nicht daran gedacht werden, in irgend einem deutsch-protestantischen Lande die Kirche zur Staatskirche zu erheben, wenn man sich noch so ausdrücken darf, dafs das eine Erhebung zu sein scheinen könnte, gesetzt auch, dafs es, was wir leugnen, durch das protestantische Princip zugelassen wäre. In England hat man in dieser Beziehung auch nicht einmal das Bewufstsein eines Mangels; man ist im Gefühl der Abhängigkeit der Kirche vom Staat „vollkommen" befriedigt. Es ist dort in ganz gesetzlicher Weise ein weltliches Element in die Kirche eingedrungen und der Staat hat wenigstens äufserlich eine kirchliche Farbe davon getragen. Wie oft ist in der Geschichte der englischen Kirche diese ein Spielball in den Händen der Könige gewesen, benutzt zu ihren politischen Zwecken und wie sehr hat die Geistlichkeit das Gewicht, welches die Könige auf ihre Kirche legten, nur zur Vermehrung und Befestigung ihres Ansehens benutzt. So hat man auf beiden Seiten sich in die Aeufserlichkeit verlaufen, ohne dafs die christliche Kirche in der That von solcher Verschmelzung des Staats und der Kirche einen reinen Gewinn gehabt hätte. Was diese ausrichtet, geschieht im Wesentlichen durch die mannigfaltigen Vereine, durch welche sich meistens ersetzt, was die Geistlichkeit an ihrer Thätigkeit fehlen läfst, obgleich auch diese an jenen Theil nimmt. Mit dem Schein einer eigenen kirchlichen Constitution begabt, ermangelt die englische Kirche doch aller Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Staat. Dies zeigt sich besonders in der Gesetzgebung, welche auch in der Kirche die wesentlich politische ist. Das dem Geist der protestantischen Kirche überall so sehr entsprechende Institut der Synoden, hat in der englischen Kirche nie Platz finden können; denn die Convocations sind nur demüthige Anbequemungen an den Willen der Bischöfe, leere Schattenbilder von Synoden. Welch eine ganz andere Gestaltung der Kirche würde das Resultat gewesen sein, wenn die unter Eduard VI. intendirte Generalsynode zu Stande gekommen wäre. Staat und Kirche können nur so zur wahren, concreten Einheit gelangen, dafs jedes von diesen beiden sich auch in sich selbst zu fassen und zu verfassen weifs und beide im innern Verhältnifs zu einander stehen, ohne in einander überzugreifen. Durch die unbedingte Hingebung an den Staat vom Anfang an ist die Reformation in der englischen Kirche aufgehalten worden und zu einer unreifen, übereilten, unvollendeten Existenz gekommen. An dieser Klippe ist nicht nur, gröfstentheils wenigstens, was die vorzüglichsten Reformatoren in England, *Cranmer* und *Ridley*, sondern auch, was die Deutschen und Schweizer daselbst, *Bucer* und *Petrus Martyr Vermili* u. a. beabsichtigten, gescheitert. Indefs ein anderer Erzbischof (*Land*) gar an dem byzantinischen Kaiserthum das Ideal einer christlichen Kirche in seinem Kopfe trug, bemühten sich Theologen, wie *Dodwell*, das göttliche Recht der englischen Bischöfe und die Succession derselben durch bischöfliche Ordination zu demonstriren — ein isolirt und einflufslos dastehendes Dogma, nur fähig, die äufserliche Abhängigkeit der Kirche vom Staat übel zu verdecken. Selbst die Behauptung dieses Dogma, von welchem viele Bischöfe keine Notiz nehmen, ist für die andern nur eine politische Partheisache, gehört auf die Seite der Tories. Der Uebergang dieses hierarchischen Princips aus dem Papismus auf den Anglicanismus hat ohngefähr dieselbige ganz nur äufserliche Bedeutung, als der Uebergang des Supremats von der dreifachen Krone auf die einfache. In England hat die Kirche als protestantische nur ihre Abhängigkeit gewechselt, so, dafs diese, welche früher die war vom Papst, nun die ist vom Staat und eben damit ist dort das protestantische Princip nicht zu seinem Recht gekommen.

2. Der Unterschied der anglicanischen Kirche von der deutsch-protestantischen ist ferner wesentlich der, dafs jene ein Werk der Reflexion und des Verstandes, diese aus dem innersten Gemüthsleben des Volks hervorgegangen ist. Die ganze engliche Kirchenverfassung trägt von ihrem Anfang an den Stempel der klugen, verständigen Einrichtung; wie sich ein Staat organisirt, nach dieser politischen Analogie hat sich die Kirche organisirt; sie ist als diese Staatskirche die reine Verstandeskirche. Man kann davon, wie diese Kirchenverfassung zu Stande gekommen, sich ohngefähr eine Anschauung machen, wenn man sich vorstellt, dafs diese hohen Staats- und Kirchen-Beamte sich an den grünen Tisch gesetzt und aus den

verschiedenen vorgelegten Planen zur Kirchen-Verbesserung und -Verfassung einen ausgewählt und ihn auszuführen beschlossen haben. Von der tiefen, göttlichen Begeisterung, aus der in Deutschland die Reformation sich entwickelte, ist in der englischen Staatskirche nichts zu verspüren; die Elemente, aus denen in Deutschland und der Schweiz die Reformation hervorging, konnte man deshalb in England nicht brauchen; den Typus, der ihr von Heinrich VIII. gegeben war, hat sie im Wesentlichen behalten; was das Volk dazu sagte, darauf kam es nicht an; denn sie sollte nicht sowohl Volks- und Landeskirche als vielmehr Staatskirche sein. In Deutschland hingegen ist die Reformation nicht von oben herab, sondern von unten herauf gekommen, vom Volk ausgegangen und die Staaten sind dann gottesfürchtig und besonnen den heiligen Regungen und Bewegungen des christlichen Volksgeistes gefolgt; sie haben ihm nicht von vorn herein die Formen vorgeschrieben, innerhalb deren er sich halten und bewegen soll, sondern sie erst später, in der Ruhe der Reflexion nachgehohlt und nach Maafsgabe des vorhandenen frommen Bedürfnisses festgestellt. Dafs man dann freilich auch noch bei solchem Geschäft von Seiten des Volks in der übergrofsen Freude, den Gehalt des reinen Dogma und Gottesdienstes aus dem Schiffbruch des Glaubens gerettet zu haben, gegen die Form gleichgültig blieb, ist allerdings zu bedauern und von schweren, nachtheiligen Folgen gewesen. Denn eben daher ist es, dafs es in keinem deutschen Lande zu demjenigen, was eine Kirchenverfassung im eigentlichen Sinne heifsen könnte, gekommen ist. In Deutschland hat es selbst, wie in Sachsen, keine Veränderung im Glauben des Volks zur Folge gehabt, wenn der Landesherr zur römischen Kirche überging. In der Kirchengeschichte von England ist das Schicksal der Kirche bis zu der Zeit, da man den Landesherrn selbst zum protestantischen Glauben verpflichtete, beständig davon abhängig gewesen, ob der König für oder gegen den protestantischen Glauben war. No popery ist wohl jetzt der Wahlspruch; aber ist man dadurch allein schon des ächtchristlichen, gehaltvollen Princips der protestantischen Kirche gewifs und sicher, dafs man nur kein Papist ist! Dies Negative ist vorerst nur das blos Verständige, das blofse Andersein. Die anglicanische Kirchenverfassung hat in ihrer ganzen Anlage und Ausbildung diesen Charakter der Reflexion nicht verleugnet, welchem zufolge sie nicht zum reinen, protestantischen Glauben gelangen konnte; sie stellet dar eine in ihren Ingredienzien klüglich abgewogene Mixtur von Papismus und Protestantismus; man ist in Dogma und Cultus bedächtig nur darauf ausgegangen, eine sogenannte rechte Mitte zu finden, welche nur von denen bewundert wird, die eine mäfsige Unmäfsigkeit für die wahre Mäfsigkeit halten. An solcher Verknüpfung ungleichartiger, sich widerstreitender Elemente krankt die englische Kirche noch jetzt, indem die Puseyiten gewifs nicht so starke Fortschritte zu ihrem Ziel gemacht und mit solchem Erfolg den Papismus aus dem Anglicanismus hervorgelockt hätten, wenn er nicht wirklich darin enthalten gewesen wäre. Es scheint daher auch die Forderung der bischöflichen Kirche nicht inconsequent, dafs auch ein schon ordinirter Geistlicher, wenn er zu dieser Kirche übertritt, noch einmal ordinirt werden mufs, da er ja wirklich hiemit zum Bekenntnifs eines ganz andern Princips übergeht. In der Künstlichkeit des kalten Verstandesverfahrens, in der Absichtlichkeit, es damit allen Partheien recht zu machen, hat die unbestimmte Haltung der 39 Artikel und die auf den Zweck, das Volk wenigstens in irgend einer Weise in den Gottesdienst hineinzuziehen, berechnete eigenthümliche Formation der Liturgie ihren Grund. Alles, was die christliche d. i. ewige Wahrheit absoluterweise mit sich bringt, ist jener äufserlichen Abzweckung und leer verständigen Zweckmäfsigkeit untergeordnet. In England richtet sich, was kirchlich wahr sein und gelten soll, danach, ob die Whigs oder Tories am Ruder sind; denn danach bestimmt sich die Wahl der Bischöfe, welche die kirchliche Wahrheit repräsentiren; eben so laufen die geistlichen Angelegenheiten im Parlament ganz mechanisch neben der Kornbill und der Debatte über die Peitschenhiebe der Soldaten hin, welche Strafe so eben neu sanctionirt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

1) *Ueber das Verhältnifs der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus.*

2) *Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preufsen gepflogenen Unterhandlungen.*

3) *Short statement of Procedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority.*

(Fortsetzung.)

Die äufserst verständige, industrielle Betriebsamkeit der Engländer hat sich auch auf dem Gebiet der Kirche in allen Welttheilen mit grofsen, verdienstvollen Wirkungen hervorgethan. Das in England so ausgebreitete Maschinenwesen ist nicht ohne Einfluss auf das Kirchenwesen geblieben. Es ist an diesem Gottesdienst nichts aus dem göttlichen Ergufs einer tiefen Begeisterung hervorgegangen, sondern alles gemacht, fabricirt. Der alte canonische Ausdruck für das kirchliche Bedürfnifs (fabrica ecclesiae) ist da zu seiner eigentlichen Bedeutung gekommen. Die öffentliche und häusliche Frömmigkeit ist eine von oben herab (durch das common prayer book) vorgeschriebene, mediatisirte, keine reichsunmittelbare, begeisterungsvolle; der Engländer von der Staatskirche macht seine frommen Geschäfte, Fasten, Beten, Knieen mit der gröfsten Gemüthsruhe und Besonnenheit ab.

3. Ein Hauptunterschied der anglicanischen Kirche von der deutsch-protestantischen ist endlich noch, dafs dort die geistige Freiheit, so wesentlich im Princip des Protestantismus gegründet, mangelt oder doch tief darniederliegt. Dies kann auffallend erscheinen in dem Lande so grofser politischer Freiheit; die ähnliche Erscheinung ist, dafs eben da, wo die politische Beredsamkeit im höchsten Glanz steht, die geistliche so sehr unbedeutend ist und sich auf das Vorlesen gut stylisirter Abhandlungen beschränkt. Diese Kirche hat während ihrer Bildung von Heinrich VIII. her durch die verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung noch irgend ein Ziel, eine Zukunft zu erreichen gehabt, und deshalb hatte auch ihre Gegenwart noch etwas zu bedeuten; jetzt ist sie nur ihrer Vergangenheit noch zugewendet und die Gegenwart des Geistes gilt nichts mehr in ihr. Sie ist daher nur noch mit ihrer Historie beschäftigt und mit der unmittelbaren Seelsorge und Seelenrettung. Die Theologie hatte, so lange die reformatorische Bewegung dauerte, grofse Namen aufzuweisen; jetzt ist alles in ihr versteinert und veraltet. Was in jeder Kirche die Theologie regsam und in Athem erhält, ist die Philosophie; diese aber ist in England von der Theologie nicht nur längst entfernt und abgehalten, sondern auch überhaupt nicht mehr vorhanden. Philosophiren heifst in England, wie *Hegel* sagt, so viel als nach dem Thermometer sehen. Was die anglicanische Kirche in diese geistige Schlaffheit und Todtheit gesetzt hat, ist vornämlich der schroffe Gegensatz gewesen, in den sie sich zu den Puritanern und Methodisten und überhaupt zu den Dissenters gesetzt hat; diese freiwillige Beschränkung ist ihr zur unfreiwilligen Beschränktheit geworden; hiemit hat sie das Princip der Mobilität und des Progresses von sich ausgeschieden und dafür das Princip der Stabilität und des Regresses behalten, welches, weil es alle Perfectibilität ausschliefst, nur die in sich satte und doch dabei immer mehr abmagernde Vollkommenheit (perfection) ist. Auch in dieser Beziehung ist die deutsch-protestantische Kirche viel besser daran. Weil

sie nicht Staatskirche, sondern Landeskirche ist, so haben die Machthabenden im Staat nicht daran denken können, den guten Rath der Zeloten, so oft er sich auch wiederholt hat, zu befolgen, die Rationalisten und Irrlehrer überhaupt, als das schlechte Metall, aus der protestantischen Kirche auszuscheiden, um allein das reine Gold der Rechtgläubigkeit, mithin nur die, welche sich der göttlichen Wahrheit ganz sicher und „vollkommen" bemächtiget haben, zu behalten — eine Untersuchung, zu welcher freilich mehr Kritik gehört, als die Vernunft des ganzen deutschen Volkes aufbringen kann, welches daher auch mit dem Irrthum Geduld getragen und dafür desto mehr die Mängel in denen, welche sich ausschliefslich fromm und rechtgläubig dünken, in Erwägung gezogen hat. Die deutsch-protestantische Kirche hat alle dissentirenden Elemente in sich, und sie hat wohlgethan, sie in sich zu behalten; dieser Reichthum ist kein geringer Vorzug der protestantischen Kirche und durch die Union der Lutheraner und Reformirten bei uns ausdrücklich declarirt und anerkannt. Man kann daher dieser Union ganz wohl zugethan sein und doch der Union mit der englischen Kirche, welche papistisch intolerant ist und keine Gegensätze der Lehre in sich duldet, widersprechen. Was die edelste Frucht davon gewesen, ist, dafs sich ein schöner Kampf, ein reges geistiges Leben daraus entwickelt hat, durch welches die Theologie in Deutschland zu der bedeutendsten in der ganzen christlichen Welt geworden ist. Auf seine einfache Formel zurückgeführt, heifst dies so viel, als: dies ist die Macht des protestantischen Princips gewesen, welches in keinem Lande sich so, wie in Deutschland, in seiner Reinheit und Freiheit erhalten hat. Von der entgegengesetzten Erscheinung in der anglicanischen Kirche ist die Folge gewesen, dafs ihr die Dissenters längst über den Kopf gewachsen sind; eine wissenschaftlich so verarmte Kirche hat auch die Mittel nicht in sich, solcher Gefahr gegenüber sich auf die Länge zu behaupten, wie sehr sie sich auch auf den Staat verlassen mag. Diese Theologie, obgleich im Reich der Wissenschaft keiner Beachtung werth, kann sich jetzt nur noch damit beschäftigen, theils sich an ihrer eigenen Armuth zu ergötzen und sich darin zu bespiegeln, theils von ihrem beschränkten Standpunct die Theologie in Deutschland zu meistern und anzuklagen. Beide Gesichtspuncte sind anzutreffen einerseits bei Herrn Eduard Mahon Roose, Esq. (The church, her schools and her clergy. Lond. 1842.), der den Glanz der anglicanischen Kirche und Theologie verkündet, andererseits bei dem in jenem Werk sehr belobten Hugh James Rose (Discourse on the state of the protestant religion in Germany), welcher Hauscaplan des Herrn Erzbischofs von Canterbury war und auch unter uns bekannt geworden ist durch seine heftigen Ausfälle auf die deutschen Theologen und besonders auf die Rationalisten in Halle. Dasselbige Geschäft ist nach dessen Tode fortgesetzt worden durch Herrn Mill, der gleichfalls Caplan des Herrn Erzbischofs von Canterbury ist und mit der möglichst gröfsesten Unkenntnifs nicht nur gegen verschiedene Theologen in Deutschland, sondern auch gegen Schelling und Hegel zu Felde geht. (Observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism oft the gospel. Cambridge. 1841. 8. Vergl. die Beurtheilung dieses Buchs in diesen Jahrb.) Die englische Kirche hat sich wohl das Recht vorbehalten, Gebräuche anzuordnen und Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden nach der Schrift; aber sie hat sich seit langer Zeit nur mit der ganz negativen Haltung, wie gegen die Dissenter, begnügt, ohne grofse rituelle oder dogmatische Bestimmungen ausgehen zu lassen; so ist sie auch von dieser Seite längst ohne alle Geschichte. Das Streben, alles in der Lehre und dem Cultus gleich und glatt zu machen, streng nach dem Buchstaben der Liturgie als eines Symboles zu denken, ist wohl einer politischen Ansicht und Analogie gemäfs, aber nicht der freien, christlichen Gesinnung conform. Auch unsern deutschen Politicis leuchtet das leicht als wünschenswerth und nothwendig ein, dafs ein Glaubensbekenntnifs für die protestantische Kirche sein möchte, was ein bürgerliches Gesetzbuch für die Gerichte, um so eine feste und sichere Controle über die Lehre zu gewinnen. Für uns würde das der Tod der geistigen Freiheit und alles wissenschaftlichen Lebens sein. Durch die ganze, längst veraltete, eigensinnig festgehaltene Einrichtung des Universitätswesens ist in England hinreichend verhütet, dafs über den Buchstaben hinaus zum Geist vorgedrungen werde. Damit das Denken sich frühzeitig in die vorgezeichneten Falten lege, müssen

Digitized by Google

unmündige Kinder sich zur Universität einschreiben lassen und die 39 Artikel und das Bekenntnifs des Königlichen Supremats unterzeichnen, wobei offenbar auf eine richtige Erkenntnifs ihres Inhaltes nicht gerechnet ist. Bei dem bisherigen Zustande des Volksschulwesens wollen wir hier nicht verweilen. (Interessante Notizen finden sich darüber in den Blättern für lit. Unterh. 1842. No. 85 u. 86.) Nimmt man nur noch dazu, dafs aus politischen Gründen selbst die Predigten vorzulesen sind, wobei kein geringer Vortheil ist, dafs man zu solchem Zwecke auch alte und fremde gebrauchen kann, dafs gesetzlich auch Bann, Kirchenzucht und Kirchenbufse zur Anwendung kommen, die letztere jedoch für Vornehme mit Geld abzukaufen, dafs die niedere Geistlichkeit im Vergleich mit der höheren sich in einem beklagenswerthen Zustande befindet, der Mifsbrauch mit geistlichen Aemtern, Sinecuren und die merkantilische Beitreibung der Zehnten und Kirchensteuer ohne Verbesserung bleibt, so mufs man auf der Seite der Dissenter nicht nur den tieferen Gehalt der Lehre und den gröfseren Reichthum an wahrer Religionserkenntnifs, sondern auch die Macht erkennen zu einem Fortschritt, der denen, die sich ihm widersetzen, zuletzt nur verderblich werden kann.

Nach dieser nur flüchtigen Darlegung des Unterschiedes der anglicanischen und deutsch-protestantischen Kirche wird der geneigte Leser schon selbst beurtheilen, was es mit den Versicherungen des Herrn Erzbischofs von Canterbury, welcher für seine Kirche Vollkommenheit in Anspruch nimmt und mit den Anmafsungen der englischen Blätter, welche schon von Anstalten zur Bekehrung und Vereinigung träumen, auf sich habe und wie die letztere an einem mächtigen Princip ihr unübersteigliches Hindernifs hat.

Dr. Marheineke.

N. S. So eben, nach Abschlufs dieser Beurtheilung, erhalten wir noch eine kleine Schrift von grofser Bedeutung, unter dem Titel: Das anglo-preufsische Bisthum von St. Jacob zu Jerusalem — eine anonyme Schrift, in der wir einen der ersten Theologen Deutschlands zu erkennen glauben.

Dr. M.

LXX.

Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Auctore Adolpho Guilelmo Otto. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Vratislaviae, sumptibus Ferd. Hirt. 1841. *fol. max. XX et* 335 *p.* Auch unter dem Titel: *Museum anatomico-pathologicum Vratislaviense. Auctore A. G. Otto cet.*

Den Beschreibungen der 600 menschlichen und thierischen Mifsgeburten des anatomischen Museums der Universität zu Breslau hat der Hr. Verf. eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich über die Eintheilung, Benennung und über die Ursachen der Mifsbildungen ausspricht.

Die Nothwendigkeit einer Klassification wird anerkannt, weil sie in der Natur begründet ist; aber auch die grofse Schwierigkeit wird nicht geleugnet, denn sie tritt noch viel mehr bei den Mifsgeburten, als bei normal gebildeten Naturkörpern, hervor. Es kommen häufig abnorm gebildete Geschöpfe vor, an welchen so verschiedenartige Mifsbildungen vorhanden sind, dafs sie in keiner Abtheilung oder Klasse gut unterzubringen sind, und in solchen Fällen mufs die am stärksten vorherrschende und am meisten in die Augen fallende Mifsbildung bestimmend sein.

Nach dem äufsern Habitus theilt der Hr. Verf. die von ihm beschriebenen Mifsgeburten in drei Klassen, nämlich in Monstra deficientia, abundantia und Monstra strictiore sensu deformia. Jede Klasse enthält als Unterabtheilungen Ordnungen, und die erste und dritte Ordnung der ersten Klasse, so wie die erste Ordnung der zweiten Klasse, sind wieder in Genera getheilt. In diesen drei Klassen sind allerdings alle Mifsbildungen unterzubringen, und es ist die Klippe vermieden, auf die man stöfst, wenn man nur zwei Klassen (Monstra simplicia et duplicia) annimmt, nämlich der Zweifel, ob eine Mifsgeburt mit einer überzähligen Gliedmafse zu den Doppel-Mifsgeburten oder zu den einfachen zu zählen ist.

Was die Benennungen der Mifsgeburten betrifft, welche in dem vorliegenden Werke gebraucht sind, so hat der Hr. Verf. theils die länger bekannten und angenommenen beibehalten, theils die von mir vorgeschlagenen Namen, mit einigen Abänderungen, gebilligt.

Ueber die Ursachen zur Entstehung der Mifsbildungen sind bekanntlich sehr verschiedenartige und mitunter sehr wunderliche Ansichten aufgestellt worden, unter welchen das sogenannte Versehen der Schwangeren oben an stand. Otto verwirft diese Ansicht als absurd, und zwar mit allem Recht, denn es ist bekannt, dafs die Mifsbildungen mit den Gegenständen, an welchen sich Schwangere versehen haben sollen, oft nicht die mindeste, oft kaum eine entfernte Aehnlichkeit haben. Ja wir können nicht einmal mit Sicherheit nachweisen, ob überhaupt die auf das Nervensystem deprimirend wirkenden äufsern Schädlichkeiten auch eine Rückwirkung auf den in der Entwickelung begriffenen Fötus haben. Die mechanischen Schädlichkeiten, wie Schläge, Stöfse u. dgl., welche Schwangere zufällig erlitten haben, läfst der Hr. Verf. auch nicht als Ursachen der Mifsbildungen gelten, weil jene entweder nur die Mutter allein treffen, oder den Tod der Frucht und den Abortus zur Folge haben. Nur einige Bildungsfehler können nach seiner Meinung mechanischen Ursachen zugeschrieben werden, namentlich Verkrümmungen und Umdrehungen der Wirbelsäule, indem der Uterus auf einen kranken oder unvollständig entwickelten Theil derselben drückt, oder tiefe Einschnürungen durch die umgeschlungene Nabelschnur, oder völlige Abschnürungen der Glieder durch abnorme plastische Fäden (diese letzteren hält Ref. nicht für plastische d. h. durch Entzündung erzeugte Fäden, sondern für ungelöste Verbindungen mit der innern Eihaut, mit welcher der Fötus ursprünglich eng verbunden war). Den Mangel *einer* Nabelarterie oder bei Zwillingsmifsgeburten selbst *einiger*, auf welchen Manche ein grofses Gewicht gelegt haben, hält der Verf. auch nicht für eine Ursache bestimmter Mifsbildungen, weil dieser Mangel nicht bei allen Mifsgeburten gleicher Art und weil er selbst bei regelmäfsig gebildeten Früchten bemerkt wird.

Indem endlich der Hr. Verf. sich gegen Meckel's Ansicht von einem Uebermafs, einem Mangel oder einer Verirrung des Bildungstriebes, als die nächsten Veranlassungen zu Mifsbildungen, erklärt, glaubt er vielmehr, dafs gewisse Krankheiten, an welchen der Fötus, oder einzelne Theile desselben, in einem frühern Lebensalter litt, die meisten Mifsbildungen, mit Ausnahme der Mifsgeburten mit überzähligen Theilen, verursachen. Solche Krankheiten sollen, je nach der Verschiedenheit des Alters des Fötus, bald ein Organ oder ein ganzes System mehr oder weniger ergreifen, bald die Entwickelung desselben verzögern, bald Gröfse, Form, Lage, Verbindung und Structur auf verschiedene Weise verändern können. Auf diese Art liefse sich auch die grofse Aehnlichkeit vieler Mifsgeburten erklären, was auf andere Weise nicht geschehen könne. Obgleich es der Krankheiten, an welchen der entstehende Embryo leiden könne, viele und verschiedene giebt, so sollen doch keine Krankheiten häufiger vorkommen und keine so grofse Verunstaltungen erzeugen, als die Krankheiten des Nervensystems. Zu diesen, am häufigsten vorkommenden, Krankheiten rechnet der Hr. Verf. die Wassersucht der Gehirnhöhlen und des Rückenmarks; zu den seltenern die Wassersucht der Gehirn- und Rückenmarks-Häute. Bei einem solchen krankhaften Ergriffensein des Nervensystems leide nicht nur dieses, sondern es würden auch alle von ihm abhängende Organe in Mitleidenschaft gezogen. So entsteht nach seiner Ansicht eine *kopflose Mifsgeburt*, wenn der vordere Theil des im Entstehen begriffenen Rückenmarks, der sich zum Gehirn bilden sollte, durch Wassersucht so ausgedehnt wird, dafs er reifst, und je mehr das Rückenmark durch diese Krankheit zerstört ist und durch Zusammenziehung vernarbt, desto mehr fehlt auch von dem oberen Theile des Rumpfes zugleich mit dem Kopfe. Wenn aber diese Krankheit etwas später nur den vorderen Theil des Gehirns ergreift, so entstehen die Mifsgeburten *ohne Antlitz* und mit *unvollständigem Gesicht*. War das Gehirn schon in drei Blasen getheilt und die vordere noch nicht in die beiden Hemisphären gesondert, so bewirkt eine Wasseranhäufung in den beiden vorderen Blasen die *Cyclopie*. Findet die Wasseransammlung noch etwas später Statt, so entstehen den cyclopischen ähnliche und Mifsgeburten *ohne Augen* und *mit zu kleinen Augen*. Eine mäfsige Wassersucht der dritten Gehirnblase (des 4ten Hirnventrikels) scheint Mifsgeburten *ohne Unterkiefer*, oder *mit zu kleinem Unterkiefer* und solche, *deren Gehörorgane mangelhaft sind*, zu wirken.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 118.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Auctore Adolpho Guilelmo Otto.

(Schluſs.)

Die *hemicephalischen Mifsgeburten* sollen dann entstehen, wenn die Hirnhöhlenwassersucht in dem schon mehr ausgebildeten Gehirn sich bildet und wenn durch die grofse Menge des Wassers das Gehirn zerreifst und dann mehr oder weniger vernarbt. Entsteht eine geringere Wasseranhäufung, so werden nur einige Theile des Gehirns ausgedehnt, durch Lücken im Hirnschädel hervorgedrängt und es bildet sich der *Gehirn-Wasserbruch.*

Durch die später und weniger rapid entstandene Wassersucht der Gehirnhöhlen wird der *Wasserkopf* bedingt. Mit dem Gehirnleiden entstehen auch oft Rückenmarks-Krankheiten, und namentlich entsteht die *Rückenspalte* (spina bifida), wenn bei vorhandener Wassersucht das Rückenmark zerreifst. Bei geringeren Affectionen des Rückenmarks entstehen Mifsgeburten mit *mangelhaftem Rumpfe* und *mangelhaften Gliedmafsen.*

Die hier angeführte Ansicht des Hrn. Vfs., dafs Wassersucht des Gehirns und Rückenmarks zu vielen Mifsbildungen Veranlassung ist, hat allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, und Rudolphi sprach diese Ansicht schon früher in Hinsicht auf die Entstehung der Hemicephalie aus. Bei der Entstehung der cyclopischen Mifsgeburten spielt die Gehirnwassersucht unstreitig eine Hauptrolle, aber die von Huschke nachgewiesene Genesis des Auges darf hierbei nicht übersehen werden, denn die Wassersucht der vordern Gehirnblase hindert zunächst die Entstehung des Gesichtsorgans, und da dieses fehlt, so sind auch die Augen nicht von einander getrennt. Bei den ausgebildeten Mifsgeburten ohne Unterkiefer ist zwar kein Zeichen einer früher vorhanden gewesenen Wassersucht der hinteren oder dritten Gehirnblase mehr bemerkbar, aber das 5te, 9te und 12te Gehirn-Nervenpaar sind stets sehr mangelhaft, und es ist daher wohl möglich, dafs ihre mangelhafte Beschaffenheit durch Wassersucht verursacht wird.

Hr. O. macht nun auch noch darauf aufmerksam, dafs im Allgemeinen mehr weibliche Mifsgeburten vorkommen, als männliche, weil das weibliche, zartere Geschlecht überhaupt mehr zu Krankheiten disponirt. Er fand unter 473 Mifsgeburten, deren Geschlecht bestimmt werden konnte, 270 weibliche und nur 203 männliche. Dieses Verhältnifs findet aber nicht bei allen Gattungen von Mifsgeburten in gleicher Art Statt, denn so wie nach der Geburt beim weiblichen Geschlecht andere Krankheiten vorkommen, als beim männlichen, so geschieht dies wahrscheinlich auch vor der Geburt. Von 69 hemicephalischen Mifsgeburten gehörten 47 dem weiblichen und 22 dem männlichen an; unter 173 Mifsgeburten mit mangelhaftem Kopfe waren 110 weibliche und 63 männliche. Ferner fanden sich unter 142 Mifsgeburten mit überzähligen Theilen 88 vom weiblichen und 54 vom männlichen Geschlecht. Bei Mifsgeburten mit Spaltungen in der vorderen Mittellinie war aber das männliche Geschlecht mehr betheiligt, denn unter 50 waren 33 männliche und nur 17 weibliche.

Auch die vermehrte Zahl der Früchte in *einer* Schwangerschaft trägt zur Entstehung von Mifsbildungen bei, wovon mehrfache Beispiele angeführt sind.

Zur weiteren Erläuterung der vom Hrn. Verf. gebrauchten Klassification möge hier eine Uebersicht folgen.

Classis I. Monstra deficientia.

Irgend ein äufserlich sichtbarer Theil fehlt. Nach den drei Haupttheilen des Körpers zerfällt die Klasse in drei Ordnungen; nämlich:

Ordo I. Monstra perocephala. Der Kopf oder ein Theil desselben fehlt; am Gehirn und Hirnschädel zeigen sich Spuren der Wassersucht.

Genus I. Monstra acephala; Kopf und Gehirn fehlen, am oberen Ende des Rumpfes ist Vernarbung. Es ist nur eine menschliche Mifsgeburt beschrieben, denn die zweite dahin gezählte Mifsgeburt ist eher eine rumpf- und gliederlose zu nennen. Diese ist abgebildet.

Genus II. Monstra hemicephala; das Schädeldach und Gehirn fehlen entweder ganz oder zum Theil. Hiervon sind 61 Fälle beschrieben, und vier davon abgebildet, und zwar 60 menschliche Mifsgeburten (darunter ein Zwillingspaar) und ein hemicephalisches Entchen.

Genus III. Monstra hydrencephalocelica. Von dem hydropischen Gehirn sind einzelne oder mehrere Theile durch Löcher des Hirnschädels hervorgedrängt. Hierher gehören 13 menschliche Mifsgeburten (wovon drei abgebildet sind) und 11 von Thieren, nämlich 9 von Säugethieren (Schwein, Katze, Schaf, Kalb) und 2 von Vögeln (Huhn, Gans).

Genus IV. Monstra aprosopa et microprosopa. Das Gesicht fehlt ganz, oder es ist sehr mangelhaft. Von Mifsgeburten ohne Antlitz ist eine vom Menschen, zwei sind vom Schwein (mit einer Abbildung), 3 vom Hunde und 7 von Schafen (mit 4 Abbildungen). Mit zu kleinem Gesicht ist eine vom Menschen, die auch abgebildet ist, 3 sind von Hunden, 3 von Schafen, 4 von Schweinen, ein Sperling, ein Huhn, eine Gans, 13 von Karpfen, eine Plötze und ein Hecht.

Genus V. Monstra anommata et microphthalma. Die Augen fehlen, oder sie sind sehr klein. Hiervon sind 8 menschliche Mifsgeburten beschrieben (mit 2 Abbildungen), ein Hund und ein Kalb; ein Kalb mit zu kleinen Augen.

Genus VI. Monstra cyclopica. Ein vollständiges oder unvollständiges, mehr oder minder doppeltes Auge in der Mittellinie, oder zwei Augen in einer Augenhöhle; die Nase fehlt, oder sie ist durch einen Rüssel repräsentirt. Von dieser Gattung sind 45 Fälle beschrieben, davon kommen 8 auf den Menschen (mit 2 Abbildungen), 2 auf den Hund, 15 auf das Schwein (mit einer Abbild.), 14 auf das Schaf, 4 auf das Rind; dann ist eine Taube (mit Abbildung) und ein Huhn beschrieben.

Genus VII. Monstra agenya et microgenya. Der Unterkiefer fehlt, oder er ist viel zu klein, Gesicht und Mundöffnung ebenfalls zu klein, Nasen- und Mundhöhle sind hinten verschlossen, die Ohren unten verschmolzen, der Hals kropfartig. Diese Gattung von Mifsgeburten kommt am häufigsten bei Schafen vor, denn es kommen unter 27 beschriebenen Fällen 23 auf dieses Thier (mit einer Abbildung), zwei sind von Kälbern, eine vom Schwein und eine vom Menschen.

Ordo II. *Monstra perocorma.* Die Wirbelsäule ist kurz, oder wirklich mangelhaft, einige oder mehrere Nervenpaare des Rückenmarks fehlen.

In dieser Ordnung, die weiter keine Gattungen enthält, sind nur thierische Mifsgeburten beschrieben, aber keine abgebildet; es sind nämlich 13 Kälber mit mangelhafter Wirbelsäule, 2 Hunde und ein Kalb ohne Schwanz, und ein Karpfen ohne Schwanzflosse.

Ordo III. *Monstra peromela.* Einzelne oder alle Gliedmafsen fehlen ganz, oder theilweise, oder sie sind zu klein.

Genus I. Monstra apoda. Alle Gliedmafsen fehlen. Ein hierher gehörendes Kind ist beschrieben und abgebildet.

Genus II. Monstra perochira. Die oberen Gliedmafsen fehlen, oder nur eine fehlt, oder sie sind mangelhaft gebildet. Es sind 13 menschliche Mifsgeburten mit mangelhaften oberen Gliedmafsen beschrieben und acht davon abgebildet; dann folgt die Beschreibung eines Mannes und einer Frau, welchen beiden der Mittelfinger fehlte, jenem an der rechten, dieser an der linken Hand (hierzu eine Abbildung). Ferner sind 5 Hunde (2 abgebildet), 2 Katzen, 1 Frosch (abgebildet) mit mehr oder weniger mangelhaften Vorderbeinen und ein Puter nebst einem Huhn mit mangelhaften Flügeln beschrieben. An diese reihen sich die Beschreibungen von vier menschlichen Mifsgeburten (wovon zwei abgebildet), bei welchen die oberen und unteren Gliedmafsen mangelhaft waren.

Genus III. Monstra peromela. Das Fehlen beider unteren Gliedmafsen, oder nur einer, oder die mangelhafte Bildung derselben bezeichnet diese Gattung. Von den beschriebenen 19 Mifsgeburten fehlen bei keiner beide untere Gliedmafsen, was in der reichen Sammlung auffallend ist, indem diese Mifsbildung nicht so selten vorkommt. Die bei dem Menschen ausschliefslich vorkommende Sirenenbildung hat der Hr.

Verfasser in 6 Fällen hier beschrieben (zwei abgebildet), obgleich Andere sie zu den Verschmelzungsbildungen rechnen. Noch 7 andere menschliche Mifsgeburten mit mangelhaften unteren Extremitäten sind beschrieben und unter diesen ist eine, bei welcher die rechte untere Gliedmafse fehlt, die aber zwei linke hat. Vom Schwein, der Katze, der Maus und vom Frosch sind noch 6 hierher gehörende Fälle mitgetheilt und drei abgebildet.

Classis II. Monstra abundantia.

Der Charakter dieser Klasse besteht darin, dafs überzählige Theile vorhanden sind. Sie enthält drei Ordnungen.

Ordo I. *Monstra ex aequalibus coalita.* Zwei (ziemlich) gleich grofse Fötus sind verbunden, und zwar um so inniger, je früher die Verschmelzung stattfand. Im Allgemeinen scheine die Verschmelzung in der ersten Bildungszeit des Fötus, wo die Keimanlagen auf dem Keimbläschen entstehen, zu geschehen, daher kämen auch die meisten Verbindungen an der Bruchseite vor, weil diese am längsten offen bleibt. Aus diesem Grunde verbänden sich auch die später entstehenden Eingeweide gleichartig unter einander, indem die Kräfte der Anziehung und Abstofsung von beiden Theilen gleichartig wirkten, und die meisten verschmolzenen Mifsgeburten hätten nur einen Nabelstrang und ein Nabelbläschen.

Genus I. Monstra partibus mediis coalitis, superioribus et inferioribus divisis. Die Verschmelzung ist an der Brust, am Bauche, oder am Becken, oder an verschiedenen Stellen zugleich. Es sind 16 menschliche und 2 Kalbs-Mifsgeburten beschrieben und die abnormen Hände einer Mifsgeburt abgebildet.

Genus II. Monstra partibus superioribus coalitis, inferioribus divisis. Die Verbindung findet nur am Kopfe, oder am häufigsten vom Kopfe bis zum Nabel Statt. Von dieser Gattung sind im Ganzen 51 Mifsgeburten beschrieben, nämlich 10 vom Menschen, 20 vom Schaf, 5 von der Katze, 4 vom Hasen, 2 vom Schwein, 1 von der Ziege und 1 vom Hunde; dann 7 vom Huhn und 1 von der Ente. Unter den menschlichen Mifsgeburten ist eine sehr selten vorkommende, nämlich zwei an den Hirnschädeln verbundene Fötus (Burdach's V. Form). Nur zwei Abbildungen gehören zu dieser Gattung.

Genus III. Monstra partibus inferioribus coalitis, superioribus divisis. Die Verschmelzung oder die Verdoppelung geht stufenweise vom Becken bis zum Kopfe.

Es sind 49 Fälle hier beschrieben, nämlich 8 vom Menschen, 16 vom Rinde, 13 vom Schafe, 5 von der Katze, 1 vom Pferde, 2 von der Taube, 2 vom Haushuhn, 1 von der Gans und 1 von Fulica chloropus. Auch diese Gattung ist nur durch 5 Figuren erläutert.

Ordo II. *Monstra ex inaequalibus congenita.* Ein gröfserer Fötus ernährt und trägt mehr oder weniger Theile eines kleineren (Parasiten). Der Hr. Verf. hat hierher auch alle die Fälle gebracht, wo ein zweiter, unvollständiger Unterkiefer mit einer kleinen Zunge, oder wo einzelne überzählige Gliedmafsen vorhanden sind. Ref. würde die meisten dieser Fälle in die folgende Ordnung (monstra luxuriantia) gebracht haben, denn es ist kaum anzunehmen, dafs zur Erzeugung eines solchen peripherischen Theiles eine doppelte Keimanlage erforderlich ist, wenn die einzelnen Gliedmafse nicht den ganzen Körper repräsentirt, oder wenn nicht auch zugleich Rumpftheile vorhanden sind.

Zu dieser Ordnung sind 45 Fälle gezählt, nämlich 2 vom Menschen, 11 vom Schaf, 1 vom Rind, 1 vom Schwein, 1 von der Katze, 14 vom Haushuhn, 4 von der Taube, 5 von der Ente, 5 von der Gans und 1 von Fulica atra; 9 Figuren gehören hierher.

Die bei Schafen nicht selten, und so viel ich weifs nur bei diesen Thieren vorkommende Mifsbildung, wo nämlich unter einem Ohre eines sonst regelmäfsig gebildeten Thieres ein Rudiment des Unterkiefers und der Zunge enthalten ist, findet sich in dem Breslauer Museum sechsmal. In einem Falle war die Mifsbildung von der Mutter vererbt. Ein anderer, sehr selten beobachteter Fall ist der, wo in dem Hirnschädel eines Thieres eine überzählige Gliedmafse wurzelt; hier fand sich dies bei einem Lamme.

Ordo III. *Monstra luxuriantia.* Die hierher zu zählenden Mifsbildungen sind nicht aus zwei ursprünglichen Keimen, sondern aus einer Wucherung oder vermehrten Bildungskraft äufserer Theile entstanden, wie es auch bei Pflanzen vorkommt. Eine scharfe Grenze zwischen dieser und der vorhergehenden Ordnung ist nicht zu ziehen.

Die hier beschriebenen 40 Fälle von Mifsbildungen betreffen zum Theil doppelte Gliedmafsen, über-

Digitized by Google

zählige Finger oder Zehen, theilweise Verdoppelung des Schwanzes und ein drittes äufseres Ohr.

Vom Menschen sind 16, vom Schwein 5, vom Schaf 2, vom Rind 1, vom Haushuhn 1, von der Taube 1, von der Eidechse 2, vom Gerko 1, vom Frosch 1, von Siren picciformis 1, von Cyprinus auratus 3 und vom Krebs 6 Beobachtungen mitgetheilt und durch 23 Figuren erläutert.

Classis III. Monstra sensu strictiori deformia.

Diese Classe enthält Mifsbildungen, an welchen weder Mangel, noch Ueberfluſs bemerkt wird. Sie enthält 4 Ordnungen.

Ordo I. *Monstra fissione deformia.* Der Herr Verf. spricht die Ansicht aus, dafs die Entstehung dieser Mifsgeburten von gewissen Krankheiten abzuhängen scheine, wodurch die in einem frühen Lebensalter des Fötus bestehenden Spaltungen an der vorderen und hinteren Mittellinie des Körpers theils auf mechanische Weise, theils durch verzögerte Entwickelung zurückbleiben. Ref. hat in vielen Fällen die Beobachtung gemacht, dafs an den Rändern der Spalte eine für die Entwickelungsstufe des Fötus noch ungewöhnliche Verbindung mit der innern Eihaut besteht, wodurch nicht allein die Spalten offen erhalten werden, sondern wodurch auch der Körper die mannigfachsten Verdrehungen erhält.

Es sind 59 hierher gehörende Beobachtungen (mit 11 Figuren) mitgetheilt, nämlich 43 vom Menschen, 10 vom Rinde, 3 vom Schafe, 1 von der Katze und 2 vom Haushuhn.

Unter diesen gehört zu den selteneren Fällen: das Vorliegen des Herzens am unteren Theile des Halses bei einem Lamme; dann die nicht in der Mundhöhle liegende, sondern durch eine Spalte an der Kehle hervorgetretene Zunge bei einem Huhn, was mit dieser Mifsbildung fast 2 Monat gelebt hatte.

Ordo II. *Monstra coalitu singularum partium deformia.* Ueber die Entstehung dieser Mifsgeburten sagt der Hr. Verf., dafs die unregelmäfsig gebildeten Theile nicht zur gehörigen Entwickelung zu gelangen, sondern auf einer früheren Bildungsstufe zu verharren scheinen, wovon die Ursachen oft sehr dunkel sind.

Die hier beschriebenen Fälle sind Kloakbildungen und nicht getrennte Finger oder Zehen, welche sich eben so gut mit der folgenden Ordnung vereinigen liefsen. Von 11 Beobachtungen betreffen 9 den Menschen und 2 das Schwein, wozu 11 Figuren gehören.

Ordo III. *Monstra atresia deformia.* Es sind nur vier Beobachtungen (mit 2 Figuren) mitgetheilt, wovon drei nicht durchbohrte äufsere Ohren oder zu enge Gehörgänge (1 vom Menschen, 2 vom Schwein) betreffen, und ein Fall bei einem Kinde, dem der After fehlt.

Ordo IV. *Monstra morbis manifestis deformia.* Die hier beschriebenen Mifsbildungen waren durch folgende Krankheiten veranlafst: Innerer und äufserer Wasserkopf, Hautwassersucht, Rhachitis, Verkrümmung der Glieder, Zellgewebekrankheit, Hygrom, Sarcom, Struma cystica und Tumor cysticus. Es sind im Ganzen 40 Beobachtungen, wovon 28 den Menschen, 7 das Rind, 2 das Schaf und 2 den Hund betreffen (mit 5 Figuren). Ein Fall ist hier noch beschrieben, der eigentlich nicht hierher gehört, nämlich die Verschlingung der Nabelschnüre bei neugeborenen Kätzchen, was der Herr Verf. sich nicht zu erklären weifs.

Ich glaube die Sache verhält sich ganz einfach so: Bei der Geburt folgen die jungen Kätzchen rasch auf einander, so dafs die Mutter nicht Zeit hat, jedem die Nabelschnur abzubeifsen, ehe ein anderes folgt. Die noch mit der Nachgeburt zusammenhängenden Kätzchen kriechen über einander hinweg, so dafs sich die Nabelschnüre verschlingen und durch die zusammengedrehten Eihäute so verwickeln, dafs sie einen unauflöslichen Knoten bilden. Ich habe in drei Fällen der Art gefunden, dafs Stroh mit in den Knoten eingeschlossen war, wodurch die gegebene Erklärung noch wahrscheinlicher wird.

In einem *Anhange* sind noch drei hemicephalische menschliche Mifsgeburten, ein Lamm ohne Unterkiefer und eins mit mangelhaften Gliedmafsen beschrieben.

Das ganze Werk zeugt von grofsem Luxus, weshalb der Preis (55 Thlr.) auch so ansehnlich ist.

Gurlt.

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXXI.

Du Crédit et de la Circulation, par Auguste Cieszkowski, Dr. en philosophie. Paris 1839. Treuttel et Würtz. 314 pag.

Unsere Zeit ist eine Epoche der Gährung in der öffentlichen Wirthschaft und in der öffentlichen Wirthschaftslehre. Wer sich nicht blos mit den herkömmlichen Theorien in dieser Wissenschaft begnügt, dieselbe also nicht für geschlossen hält, und sie vielmehr als eine freie Wissenschaft der Forschung ansieht, für den giebt es hierüber keinen Zweifel mehr. So abgeschmackt auch in mancher Hinsicht die neuesten Systeme der Völkerbeglückung sind, und so gefährlich ihre Grundsätze und vorgeschlagenen extremen Neuerungen auch erscheinen, so sind sie doch als Zeichen der Umgestaltung in der Zeit von aufserordentlicher Wichtigkeit und enthalten viele schlagende Wahrheiten, welche man von vorn herein gern als Unwahrheiten bezeichnet, weil man sich vor ihren Consequenzen fürchtet. In diesem Verhältnisse scheinen uns die Systeme der Socialisten, Chartisten, St. Simonisten, Phalangisten und Communisten zu stehen, und einer sehr ernsten kritischen Betrachtung im hohen Grade werth zu sein. Die Ursache ihrer Entstehung und die Gegenstände ihrer Kritik liegen in der Ungleichheit und Unbilligkeit der gegenwärtigen Vertheilung des Vermögens und Einkommens und in dem Mangel an Vergesellschaftung der gewerblichen Stände, Interessen und Quellen. Das *volkswirthschaftliche* Grundgesetz der Vergesellschaftung ist ein in der Natur des Menschen begründetes, wie *das staatliche*. Dasselbe manifestirt sich in den mannigfaltigsten Formen, je nach den Fortschritten des volks- und staatswirthschaftlichen Bewufstseins der Völker und der Volksstände, wie das staatliche, nach feststehenden Gesetzen organischer Fortbildung. Ein jedes Entgegenhandeln gegen dasselbe durch die Gesetzgebung und durch die volkswirthschaftliche Einrichtung des Gewerbsbetriebes führt zur gefährlichsten Auflösung in der Volkswirthschaft, wie ein Entgegenhandeln gegen das staatliche im Staatsleben. Eine Geschichte dieser volkswirthschaftlichen Vergesellschaftung vom ältesten Kastenwesen über die Hermanien und Markgenossenschaften, über die Zünfte und Innungen und über die Handelsgesellschaften hinweg bis zu unseren jetzigen Actiengesellschaften einerseits und zu der egoistischen Vereinzelung anderseits, — eine Geschichte, die wir ebenfalls nicht besitzen, — müfste dies beweisen. Diese grofse historische Wahrheit, gar nicht erkannt von den unbedingten Gegnern aller Innungsverbände überhaupt, aber auch historisch keineswegs begründet durch unsere genannten neuesten Völkerbeglücker, liegt als eine Art von Ahnung allen neuen Systemen der Vergesellschaftung zum Grunde und giebt denselben, trotz ihrer Wunderlichkeiten und Albernheiten, einen festen Boden in der Gegenwart, welchen man vergebens läugnen will.

In engstem ursachlichem Zusammenhange mit diesen volkswirthschaftlichen Umbildungssystemen steht eine andere Klasse der neueren politischen Oekonomen, nämlich diejenige, welche die Vergesellschaftung auf die ganz moderne Grundlage des Credits bauen, und in verschiedenen Formen und Combinationen des Banksystemes das volkswirthschaftliche Heil erblicken; denn sie versuchen eine Vergesellschaftung der Vermögensquellen und der Interessen der gewerblichen Stände in Banksystemen. Hierher rechnen wir die Vorschläge des Baron Corvaja, des Herrn A. L. Rambach und Anderer, und, wie sich von selbst versteht, das Bankproject der St. Simonisten.

Obschon wir nun weit entfernt sind, den Herrn Grafen Cieszkowski unter jene erst genannte Klasse von politisch-ökonomischen Umbildnern zu zählen, und obschon derselbe auch nur in einer mehr entfernten

Beziehung zu dieser letzteren Klasse steht, so ist doch wohl das vorliegende Buch den Umbildungsvorschlägen, welche auf den Credit und das Banksystem basirt sind, beizuzählen. *Seine Vorschläge sind, gemäfs den acht Hauptstücken, aus welchen das Buch besteht, kurz gefafst, folgende:*

„Der Credit ist die Umwandlung der stehenden Capitalien in umlaufende, und der gebundenen Capitalien in ungebundene (S. 5.)". Der Credit beginnt im Laufe seiner Entwickelung als ein *passiver*, und zwar wird er nicht weiter benutzt, als bis nicht einmal oder doch höchstens zum Belaufe des Werthes der reellen Unterpfänder. In dieser Eigenschaft findet er seine ausgedehnteste Benutzung in dem Systeme der *Depositenbanken* (S. 5—11). Indessen von da an schreitet er alsbald weiter zu gröfserer Vollkommenheit in seiner Benutzung in den Formen des *offenen Credits*, ist aber dabei immer noch passiv und ein Credit auf Hinterlegung. Hierauf nimmt er die Natur als *activer* Credit an, und zwar in der Form der Emission von Creditpapieren, er emancipirt sich aus der bisherigen Beschränkung im Raume und auf bestimmte Unterpfänder. Dieser Schritt der weiteren Entwickelung zeigt sich im *Wechselbriefe* mit feststehender Verfallzeit. War er vorher ein specialer und Realcredit, so wird er nun ein genereller und schon anfänglich Personalcredit, er nimmt die Gestalt des Versprechens in der Emission an, er ist ein Credit auf Rückzahlung, ein Realisationscredit (S. 11—13). Auf dieser Stufe der Entwickelung schreitet derselbe wieder weiter, er setzt an die Stelle der Emission *besonderer* Versprechungen alsbald jene *allgemeiner* Versprechungen, er wird aus einem individuellen ein Anstaltscredit, aber mit um so strengerer Pflicht der Rückzahlung; die Creditpapiere *auf Verfallzeit* werden immer mehr solche *auf Sicht*, die Sicherstellung der Inhaber durch den ganzen Besitz macht jener durch einen blofsen Vorbehalt (Reserve) Platz. Die höchste Ausbildung in dieser Gestalt findet der Credit in den *Notenbanken* (S. 14—16). Je mehr derselbe auf diese Weise immateriell und unbegränzt wird, um so unerläfslicher ist der Grundsatz der Rückzahlung. Auf dieser Stufe der Entwickelung steht der Credit heut zu Tage. Sein Fehler und sein Uebelstand liegt darin, dafs er lediglich eine Vorausnahme der Zukunft (une anticipation de l'avenir) ist; denn er hat in dieser Eigenschaft aufgehört, eine Beweglichmachung des stehenden Capitals zu sein, was er seinem Begriffe nach ist und worin mit seiner Wesenheit seine einzige Vortheilhaftigkeit beruht und besteht; er verliert dadurch die Sicherheit, welche nur durch eine wenigstens vollwerthige Grundlage von Unterpfändern möglich ist; und er ist dadurch in seiner Ausdehnbarkeit und rascheren Entwickelung gehemmt, weil er nur durch fortwährende, jeden Augenblick drohende, so sehr lästige und Zeit und Vermögen raubende Zurückzahlung gehalten werden kann. „Ex nihilo nihil fit", anstatt des Zurückgelegten und der Vergangenheit macht man jetzt das zu Hoffende und die Zukunft zur Grundlage des Credits, man macht das Mittel zum Zweck und den Zweck zum Mittel; man spielt mit dem Credite und macht ihn zum Mifscredit; man bewegt sich innerhalb Mangels und Ueberflusses an Umlaufsmitteln u. s. w. (S. 17—30.)

Die Aufgabe der Volkswirthschaft in Betreff des Credits für die Zukunft ist die Lösung der Antinomie, dafs die wirklichen Unterpfänder, welche er bieten kann, nicht umläuflich (circulables) und die Credit-Umlaufsmittel nicht auf wirkliche Unterpfänder basirt sind. Sie mufs dégager les valeurs engagées et gager les valeurs dégagées, d. h. die gebundenen Werthe entbinden und die entbundenen Werthe binden, oder, mit anderen Worten, dasjenige, was als festsitzendes Vermögen zum Credit reel dienen kann, durch diesen beweglich machen und die pfandlosen Creditpapiere auf Unterpfänder stellen (S. 30). Dazu ist das einzige Mittel die Pfandunterlage in Grundeigenthum, denn mit der gröfsten Sicherheit verbindet der Grundeigenthums-Credit (crédit foncier) in gleichem Grade wie der gewerbliche (crédit industriel) die Fähigkeit der Geschäfte der Erneuerung und des Umlaufs (d'opérations de renouvellement et de roulement), während der letztere mehr persönlich und der erstere mehr sachlich ist. Aber das gebundene Vermögen mufs durch den Credit so entbunden werden, dafs es in Umlauf kommen und eine vollständige und beständige Umläuflichkeit (circulabilité complète et permanente) erhalten kann. Dies kann nur geschehen, wenn das Umlaufsmittel nicht mehr blofs ein *Zeichen*, sondern wirklich ein *umlaufendes Unterpfand* wird. Bis jetzt hat blofs das Metallgeld diese beiden Eigenschaften, aber auch Papiere können ausgegeben werden, welche dieselben besitzen, nur müssen sie wirkliche Gutscheine (Wär-

rants) sein, ausgegeben durch eine allgemeine Creditanstalt, nicht rückzahlbar, aber eben deswegen zinstragend. Dadurch wird der offene und passive Credit ein Credit der Emission und activ, der niedergelegte Werth ein umlaufender, der Unterpfandsschein ein Geld, die Verbindlichkeit eine Entbindung, die directe Zinsenberechnung eine indirecte Zinszahlung (S. 30—51). Bis jetzt giebt es nur zweierlei Gattungen von Geldcapitalien (capitaux pécuniaires) im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich das Zahlungsmittel (numéraire) und die öffentlichen Papiere. Jenes begreift das Metall- und Papiergeld, diese aber alle Arten von Börseneffecten, deren wesentlicher Charakter das Zinstragen ist. Ohne Umlauf ist jenes ein todtes Capital, dagegen ist der Stillstand (stagnation) die wirkliche und wesentliche Rolle der letzteren, wenigstens entbehrt das Zinstragen dieselben der Nothwendigkeit des Umlaufes. Das eine dieser Capitalien ist ein *statisches*, das andere ein *dynamisches* (S. 53—57). Es ist nun aber, wenn der Credit richtig und allseitig benutzt werden und das Zahlungsmittel die statische und dynamische Natur zugleich erhalten soll, nothwendig, dafs eine neue (dritte) Gattung von Geldcapital geschaffen werde, welches die Stelle jener beiden Gattungen zugleich vertritt. Dies sind *Rentenscheine*, und zwar ausgegeben vom Staate selbst, denn der Staat ist die einzig geeignete und berechtigte Person, welche Umlaufsmittel ausgeben darf, und das Ausgeben von Umlaufsmitteln durch eine andere Person ist mehr oder weniger mit Uebelständen verknüpft. Diese Rentenscheine als Umlaufsmittel gewähren die Vortheile der unmittelbaren fortwährenden Capitalisirung der Einkünfte durch die zuwachsenden Zinsen, ferner den Nutzen der Spar- und Versorgungskassen und die Wirkungen der Zinszinsen. Sie sind Zeichen und Unterpfand zu gleicher Zeit in aller Vollkommenheit; sie sind das vollkommenste Umlaufsmittel nach Ricardo, denn es besteht blofs aus Papier. Sie müssen aber lediglich und völlig auf Grundeigenthum, welches ihren Gesammtwerth stets übersteigt, basirt und durch dieses garantirt sein; dann ist ihr Mifscredit unmöglich, denn ihr Unterpfand ist unzweifelhaft (S. 57—67). Als *Normal-Umlaufsmittel* und als *umlaufendes Normalcapital* leisten sie dem Verkehre alle diejenigen Vortheile, welche bisher das Zahlungsmittel und die Börseneffecten getrennt darboten, vereint in Einer Form und in weit höherem Grade, sowohl für den Umlauf als auch für Anlage und Speculation, wie eben gerade der Inhaber es wünscht und beabsichtigt. Es wird fortan weder an Capital, noch an Zahlungs- und Umlaufsmittel Mangel oder Ueberflufs sein, denn der Bedarf beschränkt und erweitert ihren Gebrauch in Gegensätzen, und ihre umlaufende oder in Umlauf zu setzende Menge richtet sich zuletzt ganz nach dem Bedarf an Umlaufsmitteln für den Verkehr. Die Krisen im Umlaufsmittel werden durch sie mittelst der Anlage derselben als Capital, und die Krisen im Capital durch ihren Gebrauch als Umlaufsmittel, also gegenseitig, aufgehoben. Diese Rentenscheine werden eben so, wie an die Stelle des Metallgeldes, auch alsbald an die Stelle aller der nicht metallischen Umlaufsmittel, die man jetzt, vorzüglich in Grofsbritannien, hat, treten und diese allmählig ganz aufser Gebrauch kommen. Alle diese vorzüglichen Eigenschaften dieser Rentenscheine bringen es mit sich, dafs der allgemeine Zinsfufs gleichförmig und immer auf dem Zinssatze dieser Rentenscheine bleiben wird, denn ihr Zins wird das Minimum und das Maximum des Zinsfufses zugleich sein; denn der blofse Besitz dieser Rentenscheine sichert schon den Empfang ihres Zinses. Das Capital nicht an und für sich, sondern das Einkommen ist im Verkehre das Wesentliche und was man erstrebt, und zudem kann jeder Besitzer diese Rentenscheine durch Verkauf augenblicklich in anderes Capital verwandeln und dabei auch die kleinsten Zinsdifferenzen discontiren (S. 67—90).

Um nun aber alle diese angegebenen Vortheile zu gewähren, dazu bedarf dieses neue Umlaufsmittel einer durchgreifenden Organisation. An der Spitze mufs der Staat stehen (aus denselben Gründen, warum derselbe auch die Domainen-, Forst- und Regalienwirthschaft u. dgl. treibt, auch andere Thätigkeiten im Verkehre zum Vortheil der Gesammtheit übernimmt) und der Staat wird durch diese Einrichtung, wie Law schon gefordert hat, künftig nicht mehr Credit *nehmen*, sondern *geben*. Der Staat stellt eine Creditanstalt für die ganze Einrichtung auf, und, da auch diese wie jede andere Organisation synthetisch sein mufs, so wird die Emission central und generell, die Transmission aber peripherisch und particulair sein müssen (S. 91—131). Die Staatskasse soll demgemäfs *Pfand-Rentenscheine* (billets de change à rentes hypothécaires) in der Eigenschaft als allgemeines *gesetzliches Zah-*

tauschmittel, einen festen Zins von halbjährlicher Fälligkeit tragend (den der Verf. später zu 3,^{66} % berechnet), und auf den Inhaber lautend, ausgeben, auf deren Rückseite die geschehene Zinszahlung jedesmal durch den Kassenbeamten des Platzes bescheinigt wird. Da aber die Zinsen sich auch anhäufen, so lange die Inhaber sich dieselben nicht auszahlen lassen, und man doch beim Gebrauche dieser Scheine als Geld wissen mufs, wie hoch sich der Werth des Papiers nebst den Zinsen und Zinszinsen belaufe, so soll auf den Scheinen selbst auf stufenweise Verfallzeiten der Zinsenbelauf und -Anwachs angegeben sein. Diese Scheine nun werden hypothekarisch garantirt für die ersten Emissionsbeträge durch die Staatsdomainen bis zum Betrage der Hälfte ihres Werthes; bei steigendem Bedarfe und neuer Emission durch den Grundbesitz der Gemeinden eben so; bei noch weiter steigendem Bedarf durch die *privilegirte Hypotheke* des Privatgrundbesitzes eben so, aber capitalisirt nach der auf ihnen haftenden Grundsteuer zu 4 %, oder also mit 25 (S. 133—140). Die Zinsen derselben sind auf den durchschnittlichen Satz, in Frankreich also auf 3,^{66} % zu stellen (S. 140—144). So werden sie allgemein, nicht blofs auf Handelsplätzen, sondern auch von der grofsen Masse des Volkes, im Verkehre gerne angenommen werden, weil sie alle mögliche Sicherheit, Bequemlichkeit und Einträglichkeit darbieten; denn sie bethätigen sich als Umlaufsmittel, Zahlmittel insbesondere, und zugleich als productive Capitalien ohne die Mühe der Anlage. Sie sind *nicht rückzahlbar*, eben weil es dieser Eigenschaft gar nicht bedarf (da unter anderem der Staat auch die Steuern in ihnen erhebt) und weil die Nichtrückzahlbarkeit eine Cassenreserve, viele Mühen, Auslagen und Verlegenheiten unnöthig macht*). Wären sie aber auch dennoch rückzahlbar, so würde eine Einstellung der Zahlung durch den Staat, wenn er dazu genöthigt wäre, dennoch keine verderbliche Entwerthung der Scheine verursachen; denn sie würden alsdann ganz einfach eine der sichersten und nutzbringendsten Capitalanlagen bleiben und deshalb sich stets in Umlauf erhalten (S. 140—150). Es wird drei Hauptveranlassungen und Gelegenheiten zur Emission solcher Scheine geben, nämlich: 1) die Umwandlung der ganzen Staatsschuld in solche Scheine; 2) die Ausgaben für öffentliche Arbeiten und gemeinnützige Unternehmungen; und 3) die Benutzung des Privatcredits auf Grundlage des öffentlichen Credits. Denn so wie die Regierung die auf ihre Domainen garantirten Rentenscheine zu ihrer Disposition hat, so empfangen die Gemeinden die auf *ihren* Grundbesitz basirten Rentenscheine, und die Privatleute die auf *ihr* Grundvermögen hypothecirten zu ihrer Disposition. Die Gemeinden und Privatleute nehmen mittelst der für sie durch den Staat besorgten Emission von solchen Scheinen nun auf die leichteste und bequemste Weise Capitalien auf und machen also dadurch Gebrauch von *ihrem* Credit unter dem Schirme des öffentlichen Credits. Die Zinsen zahlen sie dafür an den Staat, und dieser an die Inhaber. Die Gemeinden können mittelst dieser ihrer Stellung auch mit ihrem Credite einzelnen Mitgliedern Hülfe leisten. Eine Agiotage ist mit diesen Papieren nicht möglich, wenigstens nicht auf die Dauer, denn stiege ihr zufolge der Cours dieser Scheine, dann senkt ihn eine neue Emission davon sogleich wieder. Aber gerade das Metallgeld hat in seiner Natur mehr Ursache zu Werthschwankungen als diese Rentenscheine, da sie bald mit physischen, bald mit moralischen Erscheinungen zusammenhängen (S. 151—164). Auch sind diese Rentenscheine nicht zu verwechseln mit den bisher in Gebrauch gewesenen Schatzkammerscheinen, obschon sie ganz deren Stelle in der Finanzverwaltung einnehmen werden. Diese Schatzkammerscheine sind une semi-espèce de capital qui n'est plus statique ni dynamique et qui n'en est pas encore à la synthèse; sie sind weder eigentliche Zahlungsmittel noch wahrhafte Börseneffecte (S. 164—170).

So weit über die Emission dieser Scheine. Was aber ihren Umsatz (transmission) betrifft, so bedarf der Verkehr der Vermittelung durch Bankanstalten. Alle Arten von Banken können und sollen sich für alle Arten von Bankgeschäften aufthun, an ihrer Spitze kann und soll dafür auch ein Nationalbank-Institut, eine Matterbank, stehen, ganz in der Art und Stellung wie die Bank von England unter den brittischen Bankanstalten.

*) *Anfänglich* dürfte, nach des Verfs. Ansicht, die Rückzahlbarkeit zweckmäfsig sein, weil und so lange das Publicum sich noch nicht an diese Art von Papier und dessen Gebrauch gewöhnt hat. *Später* wird sie kein Mensch mehr verlangen. Ehe dies eintritt, kann der Staatsschuldentilgfonds, welcher später ganz verfügbar werden wird, zur Rückzahlung verwendet werden (S. 147—148).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Du Crédit et de la Circulation, par Auguste Cieszkowski.

(Schlufs.)

Aber keine hat das Recht der Noten-Emission, sondern blofs das Recht des Umsatzes von solchen Rentenscheinen, und ihre Baar-Zahlungen geschehen auch in solchen. Diese Banken können und werden sich selbst zunächst nur auf Grundlage dieser Rentenscheine bilden und fundiren. Ihr Discontogewinnst besteht aus der Zinsdifferenz zwischen dem Zinse, den sie auf Rentenscheine bezahlen, und demjenigen, den sie für die Zwischenzeit vom Staate dafür erhalten; denn ihr Discontogeschäft ist nichts als die Vermittelung zwischen den Schein-Inhabern und der Staatscasse, alle Provinzial-, Local-, und Specialbanken sind fortan blofs Disconto-Banken, und haben laufende Rechnungen im Nationalinstitut, dieses steht in unmittelbarer Verbindung mit der Staatscasse auf demselben Fufse (S. 171—188). Am geeignetsten für die besonderen einzelnen Banken wird die Einrichtung des schottischen Banksystems sein, mit dem alleinigen Unterschiede, dafs sie das Recht der Noten-Emission nicht haben, und dafs der Grund der Nothwendigkeit der solidarischen Haftung aller Actionairs damit hinweg fällt. Diese Specialbanken hinterlegen bei der Mutterbank Immobilien oder Staatspapiere oder andere Depositen oder Consignationen, mit Einem Worte, tout fonds effectif que l'État reconnaitrait pour tel, um ihre Stiftung zu vollbringen *), und bekommen bis zu deren Werthsbelauf eine laufende Rechnung auf den öffentlichen Credit hin und die Mutterbank schiefst ihnen darauf solche Rentenscheine vor, gegen Verpflichtung der regelmäfsigen Zinszahlung. Jene Fonds der Bank sind ihr festes Capital, die Rentenscheine ihr umlaufendes Capital, in welches sie jenes verwandelt haben. Sollte nun der Fall eintreten, dafs der Verkehr mehr Rentenscheine erforderte, als der Staat auf hypothekarische Grundlagen ausgeben dürfte, so bedient sich derselbe dieser deponirten Fonds der Banken als Grundlage für neue weitere Emissionen (S. 188—198). Auf diese Weise können nun nach und nach die verschiedensten Banken für die verschiedensten Zwecke und Unterstützungen des landwirthschaftlichen, gewerklichen und Handelscredits entstehen, und erfolgreich wirken *). Ueberall bei kleinem Grundbesitze und bei kleineren Gewerksbetrieben müssen diese Banken für Nutzbarmachung des Credits ins Mittel treten, weil diese zur unmittelbaren Theilnahme an der Centralquelle des Credits auf Grundlage ihres Grundbesitzes nicht Antheil nehmen können und dürfen; der Handelscredit ist aber das eigentlichste Feld für die Thätigkeit der Banken, denn die Handelsverbindungen beruhen vorzüglich auf dem persönlichen Credit, und das Capital des Handels ist vorherrschend umlaufendes, Unternehmungen aber, bei denen das umlaufende Capital überwiegend ist, können auch nicht an der Centralquelle des Credits Antheil nehmen (S. 198—207). Bei allen solcherlei gewerblichen Unternehmungen, wo das umlaufende Capital vorherrschend und der persönliche Credit die Hauptgrundlage ist, fehlt es aber an dem wirklichen Unterpfand für die bezeichnete Creditverbindung. Dieses Unterpfand mufs daher auf an-

*) Dieses ist, nach des Verfassers späterer Aeufserung, die *einzige Bedingung der Licenz* für Stiftung solcher vermittelnder Banken (S. 235). Man werde nun zwar einwenden, dafs durch diese Einrichtung und Beschränkung den Banken die einträglichsten Geschäfte fast untersagt seien. Allein die Kassenbewegungen und die Gewinnste der Banken seien nicht proportional zur emittirten Notenmenge, die Notenemission sei nur ein Theil der Bankgeschäfte, der andere sei nicht weniger einträglich, es bestehe auch keine Rückzahlung u. s. w. (S. 235—236).

*) Als Beispiel solcher landwirthschaftlichen Creditinstitute führt der Verf. das System der preufsischen und polnischen Creditinstitute vergleichend durch (S. 201—206).

dere Weise und zwar durch Dazwischenkunft des Staats selbst geschafft werden; dies aber kann lediglich durch Zubilfenahme der Einkünfte solcher Personen und Gewerbe geschehen. Dazu mufs der Staat zwischen diesen und den Banken vermitteln, und dies kann am besten dadurch geschehen, dafs derselbe den Banken aus diesen Einkünften zur Erlangung ihrer Forderungen verhilft. Dieses aber wird bewirkt, indem der Staat mit seinen directen Steuern auch jene Verbindlichkeiten der Einzelnen an die Banken erhebt. Zu Beidem bedient er sich dann wieder der Banken selbst*). Durch dieses Mittel nun wird es auch möglich, selbst ärmeren Leuten und Gegenden die Wohlthaten des Credits zuzuwenden (S. 207—225).

Dies ist in der Hauptsache und im Zusammenhange das Project des Vfs., und im sechsten Hauptstücke (S. 227—252) sucht er dasselbe noch mehr zu begründen und die Nützlichkeit desselben, namentlich des Umlaufs jener Rentenscheine zu zeigen, — Vortheile, über welche man mit ihm nicht streiten wird, wenn man überhaupt die Haltbarkeit seines Systems anerkannt hat. Im siebenten Hauptstücke (S. 253—288) sucht derselbe nun darzustellen, dafs das bisherige System der Staatsschuld oder der Benutzung des Staatscredits ein einseitiges und verkehrtes, ein consumtives und nicht productives sei; dafs diejenigen ganz Recht hätten, welche die Staatsschuld für verderblich und gemeinschädlich halten, aber *nur* bei dem bisherigen Systeme; dafs dagegen auch Pinto Recht habe, indem er die Staatsschuld für eine Vermehrung des Volksvermögens um ihr ganzes Capital halte, aber *nicht* unter dem bisherigen Systeme, sondern unter einer ganz anderen Methode der Benutzung des Staatscredits. Diese bessere Methode sei sein vorgeschlagenes System der Rentenscheine; denn eine immerwährende Staatsschuld sei schon jetzt eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit und müsse dies noch immer mehr werden. Dieselbe müsse aber eine Wohlthat werden, sie vermöge dies nur durch Beschränkung und Mäfsigung, diese aber könne nur mit Hilfe der schon angeführten Grundlage der hypothekarischen Werthe einer Nation gegeben werden; denn die Domänen, Staatsforste, Salinen u. dgl. und die Grundsteuer lieferten das *positivste* Staatseinkommen, die anderen Staats-Einkommensquellen und im Allgemeinen die indirecten Steuern nur ein *abstractes* und schwankendes (S. 265—267). Auf jene ersteren allein könne die immerwährende und consolidirte Staatsschuld basirt werden, die auf sie gestellten Staatspapiere seien einzig und allein wahre Pfandbriefe oder *beständige* Gutscheine. Die anderen Einkünfte seien lediglich für *zeitweise* Verbindlichkeiten, also nur für die mehr oder weniger schwebende Schuld als Unterlage brauchbar und auch dafür zu verwenden. Die auf diese Weise consolidirte Schuld müsse und könne eine immerwährende ohne Rückzahlbarkeit, die andere aber nur eine auf Verfallzeit gestellte und zeitweise sein. Jene mache einen Tilgfonds unnöthig und nur schädlich, diese aber bedürfe eines solchen, und so seien alle derartige Streitigkeiten über Schaden und Nutzen der Tilgfonds und ihrer Dotation gehoben (S. 267—272). Die ganze Staatsschuld müsse daher in Rentenscheine obiger Art umgewandelt werden, und werde in dieser Eigenschaft und Form das Volksvermögen wahrhaft vermehren und productiv sein, da die Rentenscheine Schuldbriefe, umlaufendes Capital, und Zahlungsmittel zugleich sein, und fortan alles blofs Fictive im Nationalcapital und Umlaufsmittel aufhöre. Alle aufserordentlichen Bedürfnisse des Staates für rein finanzielle so wie für volkswirthschaftliche Zwecke würden fortan leicht gedeckt und dadurch der Volkswirthschaft und dem Verkehre jeder nur erdenkliche Hebel im gröfsten Mafstabe gewährt, ja grofse volkswirthschaftliche Unternehmungen müfsten dadurch eine reiche Einkommensquelle wie für das Volk so auch für den Staat werden (S. 272—288). Le crédit public pourvoirait donc aux exigences du siècle, presque sans occasioner de charges aux contribuables, et ainsi non seulement il créerait de nouvelles ressources et de nouvelles jouissances, mais il assurerait en outre de nouvaux revenus pour l'avenir (S. 282).

Der Vf. schlägt daher im achten Hauptstücke (S. 289—314) eine Umwandlung aller dermaligen Staatspapiere von verschiedener Form, Verzinsung, Rückzahlbarkeit, und Rückkäuflichkeit in Rentenscheine seines Projectes vor. Da aber der allmählige Rückkauf zu lange dauern würde und sich nicht absehen läfst, weshalb deren Inhaber nicht die Rentenscheine vorziehen sollten, so schlägt der Vf. vor, jede Gattung der dermaligen Staatspapiere in Masse zu tilgen d. h. mittelst Rentenscheine an der Börse nach dem Börsencourse oder höher, je nach den Umständen, zurückzukaufen (S. 289—297). Der Vf. specificirt sein Verfahren am Beispiele der 5 % französischen Renten, und sagt, selbst wenn man diese zu einem Cours von 120 (also um $\frac{1}{6}$ des Nominalcapitals mehr) in Rentenscheinen à 3,^{00} zurückkaufte, so würde der Staat den Unterschied zwischen 4,^{36} % und 5 % jährlich ersparen und die Gläubiger eine Vermehrung des Capitals erhalten, diese Vermehrung wäre aber nicht imaginair, wie bei den gewöhnlichen Conversionen, sondern eine wirkliche, da die Rentenscheine baares Geld seien, und ein umlaufendes Capital, welches sogleich anderweitig angelegt werden könne. Aber diese Conversion sei auch für die Gläubiger nicht mit den Uebelständen einer Zahlung in Münzen verbunden, denn die Rentenscheine seien selbst Staatspapiere (S. 297—301). Ainsi, l'opération en question ne serait, en définitive, ni une reduction, ni un remboursement, ni une conversion, mais un *rachat* pur et simple de dettes publiques, moyennant le numéraire légal de l'État, — rachat souvent même supérieur au prix de la bourse et qui ne serait qu'une généralisation des opérations ordinaires de la caisse d'amortissement (S. 302—303). Zuletzt übergeht der Vf. selbst auch nicht einmal *den* Einwand, dafs die Staatsschuld

*) Dafs dies ausführbar sei, zeigt der Verf. an der polnischen Bank, welche dergleichen schon thue (S. 209).

in solchen Rentenscheinen niemals getilgt werde, und behauptet das Gegentheil. En effet, quel est l'unique moyen rationel d'amortir les dettes publiques? C'est d'affecter à leur rachat l'excédant des recettes sur les depenses. En dehors de ce moyen, tout est illusion; mais en revanche ce moyen est bien assez puissant par lui-même, car il implique de fait l'action de l'intérêt composé. Eh bien! dans notre système comment s'opérait la réduction de la dette? De la manière la plus directe et sans aucun frais d'opérations, toujours par l'excédant des recettes sur les dépenses, c'est-à-dire que le Trésor percevrait en recettes plus de billets qu'ils n'en dépenserait pour les services courans. Tout l'excédant se trouverait donc immédiatement *épargné* dans les caisses de l'État (S. 311).

Dies ist das Project unseres Vfs. Wir hielten es für das Wichtigste, in unserem Berichte über dieses Buch eine Darstellung seines ganzen Systems zu geben, weil wohl die wenigsten Leser unserer Jahrbücher eine Kenntnifs davon haben dürften und weil es zur Beurtheilung des ganzen Projectes unerläfslich ist, dasselbe in dem Zusammenhange sowohl seiner Darstellung als auch seiner Begründung zu kennen. Es ist uns kaum jemals ein Buch vorgekommen, in welchem ein so umfassender und verwickelter staatswirthschaftlicher Plan so klar und dergestalt organisch entwickelt vorgeführt worden wäre. Dasselbe hat einen höchst seltenen Grad der Vollendung in der Form, so dafs man daraus schliefsen mufs, der Vf. habe den Inhalt und die Form geschlossen und vollendet gehabt, ehe er an das Schreiben ging. Nirgend ein Sich-gehen-lassen, nirgend eine Abschweifung! Ueberall Wärme für den Gegenstand, überall die höchste Ruhe der Entwickelung! Durchweg eine Kenntnifs der reichen Literatur über seinen Gegenstand (die deutsche ausgenommen), nirgend eine Unklarheit, aber auch keine Scheu vor den Einwendungen, im Gegentheile ein bereitwilliges Eingehen auf dieselben, insoweit sie sich ihm selbst darstellen! Selbst das Spielen mit Worten und piquanten Gegensätzen, welches durch das ganze Buch hindurch läuft, ist mehr Annehmlichkeit als Störung, schon weil es zeigt, wie vielseitig der Vf. seinen Gegenstand betrachtet. Indessen ist dasselbe ungemein reich an interessanten Bemerkungen, an tiefen Blicken in die Natur des Credits, und an schlagenden Wahrheiten. Wir glauben, man müsse das Buch lieb haben, auch wenn man Vieles gegen dasselbe einzuwenden hat. Es kann von einer Recension solcher Bücher nicht gefordert werden, dafs sie dieselben widerlege; denn dazu würde wieder ein Buch nothwendig sein, da man das viele Gute eben so anerkennen, wie das Mangelhafte zeigen müfste. Wir wollen daher nur ganz kurz angeben, dafs wir mit dem von dem Verf. vorgetragenen Projecte nicht einverstanden sein können. Etwas ganz Neues sind solche Rentenscheine nicht, obschon solche auch nicht unter solchen Bedingungen entstanden und in Umlauf waren, wie der Vf. die seinigen vorschlägt. In Frankreich wurden die billets à termes a. 1703 in eine Art Rentenscheine verwandelt *), und die in den letztverflossenen Jahren in Frankf. a. M. ausgegebenen Rechneischeine gehören gewissermafsen auch hierher. Wir haben *im Allgemeinen* gegen das Project des Verfs. unter Anderem Folgendes einzuwenden:

1. Das Umlaufsmittel wird nimmermehr ganz und gar aus solchen Rentenscheinen bestehen können, Metallgeld und Wechsel müssen daneben in Gebrauch bleiben, denn für den kleineren Verkehr würden sie unbrauchbar sein und Appoints würden bei ihnen zwischen Handelshäusern immer bleiben, u. dgl. Der Verfasser selbst spricht allenthalben vom Verkaufe der Rentenscheine. Die Angabe des Zinsen-An- und Zuwachses, so wie die Bescheinigung der Zinszahlung, auf den Scheinen selbst macht die gröfsten Schwierigkeiten. Auf kleine Summen dürften sie schon darum gar nicht lauten.

2. Die Rentenscheine würden den allgemeinen Zinsfufs (die provinziellen Abweichungen im letzteren und die Verschiedenheit der Dividenden in verschiedenen Unternehmungen sogar ganz aufser Betracht gestellt) nicht auf *ihren* Zinssatz stellen, weil der allgemeine Zinsfufs nach anderen Verkehrsgesetzen, ohne Rücksicht auf Staatsvorschriften regulirt wird. Es ist überhaupt schwer einzusehen, wie sie das Minimum *und* Maximum des Zinsfufses angeben sollen oder können.

3. Aus diesen zwei Ursachen schon geht hervor, dafs sich die Agiotage und das Börsenspiel auch dieser Rentenscheine bemächtigen würde, was sie als Zahlungsmittel und umlaufendes Capital wegen der entstehenden Werthschwankungen gleich unbrauchbar machen müfste.

4. Dem ganzen Projecte überhaupt liegt das ganze Chaos der Börsenoperationen zu Grunde, einerseits in den Banken, andrerseits in der Staatsschuldenverwaltung.

5. Ein Umlaufs- und Zahlungsmittel, welches Vortheil (Zinsen) bringt, auch ohne dafs es in Umlauf ist, hat in sich nicht den Trieb zum Umlaufe, und wird gröfstentheils nicht Umlaufsmittel werden, sondern meistens in fester Anlage verbleiben.

6. Soll die ganze Staatsschuld (auch nur mäfsig verschuldeter Staaten) in solche Rentenscheine verwandelt werden, so würden die vom Vf. in Anspruch genommenen Hypothesen dafür nicht im Entferntesten ausreichen. Es widerspricht aber den Grundsätzen des Vfs. selbst, dafs er auch das directe Steuereinkommen capitalisirt als Unterpfand einsetzen will. Denn hierin liegt eine, von ihm selbst für verwerflich erklärte, Verpfändung der Hoffnung und Zukunft, aber nicht der Wirklichkeit und Vergangenheit.

7. Es ist nicht richtig, dafs die indirecten Steuern ein für die Verwaltung der Staatsschuld unsicheres Einkommen gewähren, als die directen Steuern. Die *Gröfse* des beiderseitigen Einkommens hat der Verf. ganz aufser Acht gelassen.

8. Schon für Hypothecirung derjenigen Masse von

*) S. das Nähere in *Baumstark* staatswissensch. Versuche über Staatscredit S. 242. 259.

Digitized by Google

Rentenscheinen, welche die Stelle von Papier- und Metallgeld vertreten sollen, würde das Staatsvermögen nicht ausreichen. Die *Größe des Geldbedarfs* hat der Vf. gar nicht in Anschlag gebracht. Grundeigenthum eignet sich nun einmal nicht zur Garantie irgend eines Papiergeldes. Auch wird ein Papiergeld ohne Rückzahlbarkeit auf Sicht niemals Zutrauen genieſsen.

9. Die Hypotheken der Gemeinden und Privatleute würden Rentscheine nicht als Geld, sondern nur als Schuldurkunden, in Umlauf setzen, aber gerade darin, daſs das Geld als Umlaufsmittel und Capital zugleich fungirt, liegt die Gefahr bei der Emission von Papieren, die als Beides dienen sollen, denn der Geld- und Capitalbedarf sind sich weder gleich noch auch nur proportional. Und wie soll verfahren werden, wenn die meisten Gemeinden und Privatleute auf eine solche Anordnung ihres Schuldenwesens gar nicht eingehen wollen! — Es ist ganz undenkbar, daſs die Rentenscheine gegenseitig Capital- und Geldkrisen aufheben können, im Gegentheile durch sie wird jede Capitalkrisis auch eine Geldkrisis sein, und umgekehrt, sobald auf dem Metallgeldmarkte gröſsere Veränderungen eintreten.

10. Die von dem Manufactur- und Handelsstande zu deponirenden Vermögenswerthe bestehen, wie der Vf. sie angenommen wissen will, gröſstentheils selbst nicht aus wirklichen Unterpfändern, sondern aus Creditpapieren, und sind also schon selbst nach des Vfs. Forderungen als solche verwerflich.

11. Ein solches Stützen des Gemeinde- und Privatcredits auf den Staatscredit ist für den Staat ein höchst gefährliches Spiel, und muſs die Regierung in die schlimmsten Verwickelungen, die Gemeinden und Privatleute aber in eine beengende Abhängigkeit von dem, Alles centralisirenden, Staate versetzen. Von der Schwierigkeit und Unsicherheit der Schätzung des Grundvermögens, von den Folgen schlechter Wirthschaft der Gemeinden und Privaten unter einem solchen Creditssystem, von der Begünstigung gewagter Unternehmungen durch so sehr erleichterte und auf unsicherer Vermögensschätzung beruhende und die Persönlichkeit gänzlich aulser Acht lassende Creditgebung, und dergleichen mehr, wollen wir gar nicht reden.

12. Der Staat würde eine furchtbare Zinsenlast für Verzinsung der umlaufenden als Staatspapiere, Capital und Geld dienenden Rentenscheine zu tragen haben, nämlich für sich die Zinsen der Staatsschuld und der als Geld durch ihn emittirten Scheine, und als Geschäftsführer der Gemeinden und Privaten, welche von ihm den Credit genommen hätten. Die Unmöglichkeit für die Regierung, bei solcher Höhe des Betrags und bei soleber Verwickelung der Geschäfte, ohne Störung der Zinsenzahlung zu genügen, liegt klar am Tage.

13. Dazu kommt nun aber die gegenseitige Abhängigkeit der Banken unter sich, und der Banken und der Regierung, und bei allen lediglich auf die unsichere Grundlage des Credits. Es ist im höchsten Grade gefährlich für die Banken und die Regierung, den Banken in der angeführten Weise die Steuererhebung zu übertragen. An Steuerrückstände hat wohl der Verf. gar nicht gedacht.

14. Eine Stockung in Erfüllung der Zahlungsverbindlichkeiten auf irgend einer der Tausende von Seiten in diesem Creditsysteme würde einen Sturz und Bankbruch herbei führen, wogegen der Sturz des Law'schen und des Assignatensystemes ein Kinderspiel wäre.

15. Indessen würde schon die beabsichtigte Conversion der Staatsschulden in Rentenscheine sogleich von Anfang einen Widerstand finden, der eben deshalb unwiderstehlich würde, weil er ein negativer oder passiver wäre. Der Staatsbefehl, daſs die Rentenscheine gesetzliches Zahlungsmittel seien, würde die Annahme der neuen Rentenscheine nicht bewirken.

16. Es ist nicht richtig, daſs mit dieser Conversion keine Erzwingung geringerer Capital- oder Schuldzinsen für Inhaber von Staatspapieren (kein sogenanntes déclassement) verbunden wäre. Denn die $3,^{0}{}_{0}$ der Rentenscheine würden nicht der allgemeine Zinsfuſs sein. Wenn aber nun der Zinsfuſs an sich im Laufe der Zeit sänke, so müſste der Staat endlich auch die Zinsen der Rentenscheine reduciren, also auch die Rentenscheine convertiren.

17. Es bleibt trotz der Behauptung des Gegentheils dennoch wahr, daſs die auf diesen verschiedenen Wegen creirte, Rentenschuld des Staats niemals getilgt werden würde. Denn ihre Masse würde viel zu groſs, und der viel gerühmte Ueberschuſs der Einnahmen über die Ausgaben dagegen zu gering sein. Auch frägt es sich deshalb, ob man nicht dennoch eines Tilgfonds bedürfte.

18. Worin soll der Staat die Zinsen bezahlen? — Mit Metallgeld? dieses wäre unmöglich und würde das schon an sich unkluge Verfahren, sich mit einem verzinslichen Gelde zu belästigen, während unverzinsliches weit wohlfeiler wäre, noch unsinniger machen. — Wieder mit Rentenscheinen? Dann hat die Vermehrung derselben keine Grenzen und keinen Grund und Boden.

Mögen diese anderthalb Dutzend Einwürfe genügen. Wir glauben nicht, daſs der Vf. sie zu beseitigen vermögen werde. Aber es wäre uns unbegreiflich, wie der Vf. es sich hat entgehen lassen, seinem Projecte tiefer auf den Grund zu sehen, wenn wir nicht annehmen müſsten, daſs er über die verwickelten Vortheile, welche ihm sein schönes Kartenhaus versprach, vergessen habe, daſs es ohne Fundament auf glatter Fluche stehe und von jedem Hauche umgestürzt werden könne.

E. Baumstark.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Erstes Semester.) № 1.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΕΠΙΣΤΟΛΑΙ. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit ***Jo. Fr. Boissonade.*** 8maj. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, im Juni 1842.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's
kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von
Gustav Hartenstein.
Erster Band.
Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Sammlung wird aus drei Banden bestehen, und der zweite und dritte Band werden noch in diesem Jahre erscheinen. Der erste Band enthält zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen:

DINARCHI ORATIONES III
recognovit, annotationem criticam et commentarios adjecit
Eduardus Mätzner,
gr. 8. 1 1/3 Thlr.

Diese Ausgabe bietet einen kritisch berichtigten Text, welchem der gesammte kritische Apparat, so wie ausführliche sprachliche und sachliche Erläuterungen beigegeben sind.

Busse, *Dr.* W.,
DE DIONYSII HALICARNASSENSIS VITA ET INGENIO.
Dissertatio inauguralis philologica.
gr. 4. geh. 2/3 Thlr.

HISTORIAE ROMANAE BREVIS EPITOME
inferioribus gymnasiorum classibus destinata.
8. 1/3 Thlr.

Die Auswahl des Stoffes und des Ausdrucks ist auf den Geschichts-Unterricht in den untern und mittlern Gymnasialklassen berechnet; aber die Uebersichtlichkeit der Anordnung und die Proprietät der Sprache machen das Büchlein sehr geeignet, auch Schülern der obern Klassen, namentlich zu Repetitionen, empfohlen zu werden; es hat in beiden Beziehungen schon vielen Beifall gefunden.

In der **Schwers**'schen Buchhandlung in Kiel sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

***Paulsen*, Prof. Dr. *P. D. Chr.*,** Lehrbuch des Privat-Rechts der Herzogthümer Schleswig und Holstein, wie auch des Herzogthums Lauenburg. Zweite, verbesserte und mit dem Lauenburg. Rechte verm. Aufl. 2 Thlr.

Chalybäus, phänomenologische Blätter. 1840. 12½ Sgr.
— — — die moderne Sophistik. 1842. 5 Sgr.

In meinem Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Concordantiae Corani Arabicae. Ad literarum ordinem et verborum radices diligenter disposuit Gustavus Flügel. 4. cartonirt. Ladenpreis 5 Thlr.

Im Interesse des sprachlichen, vorzüglich lexicalischen Theiles der Wissenschaften des Corans, wie in Betracht, dafs die Muhamedaner ohne Ausnahme in ihren Schriften fortwährend auf die Aussprüche ihres Propheten anspielen und so ihre Leser unaufhörlich auf das Grundbuch ihres gesammten Wissens verweisen, unternahm Herr Prof. Flügel, der dazu vielfach, selbst vom Oriente her, aufgefordert ward, die Ausarbeitung dieser Corans-Concordanz nach europäischen Grundsatzen auf der Basis seiner Ausgabe jenes Buches, wobei weder die äufserst seltene in Calcutta erschienene Concordanz, noch sonst ein vorarbeitendes Werk irgend eine Hilfe gewährte, und füllte sorgfältigst eine bisher völlig vernachlässigte und doch so fühlbare Lücke aus. Correctheit wird diesen integrirenden Theil des in einer neuen Ausgabe erschienenen Corans eben so zieren, wie sie diesen ziert, und auch in Bezug auf Druck und Papier ist der typographischen Ausführung die gröfste Sorgfalt gewidmet worden.

Leipzig, im Juli 1842.

Karl Tauchnitz.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Handbuch
der
Geschichte der deutschen Literatur.
Von
***Dr.* Johann Wilhelm Schaefer,**
ordentl. Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.
Erster Theil.
Von der ältesten Zeit bis auf Opitz.
Lex.-8. (272 S.) geh. 1 Thlr. 11 1/4 Sgr.

Dieses Handbuch schildert die Geschichte der deutschen poetischen und prosaischen Literatur. Die gedrangte, doch

nicht compendienartige Darstellung liefert ein reiches Material nach den neuesten Forschungen, und die fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte geben weitere Nachweisungen. Lehrer der deutschen Literaturgeschichte finden hier alles für den Unterricht Nöthige beisammen. Auch für Gebildete überhaupt, die für die Geschichte unserer Literatur sich interessiren, eignet sich dieses Handbuch zum Selbststudium.

Der zweite Theil, womit das Werk geschlossen ist, wird bald nachfolgen.

Bremen, im Mai 1842.

C. Schünemann.

Philologie.

Bei **K. F. Köhler** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

***Weiske*, Prof. *B. G.*,** Prometheus und sein Mythenkreis. Mit Beziehung auf die Geschichte der griech. Philosophie, Poësie und Kunst. Nach dem Tode des Verf. herausgeg. von Dr. Leyser. gr. 8vo. 3 Thlr.

— — Philosophie der Darstellung, besonders der mythischen (besonderer Abdruck aus Obigem). gr. 8vo. 15 Sgr.

Der als Forscher und Gelehrter rühmlichst bekannte Verfasser vorstehender Werke hinterliefs das dazu sorgfältig ausgearbeitete Manuscript, das vom Hrn. Dr. Leyser revidirt, dem Druck übergeben wurde. Für jeden Gelehrten und Kenner griechischer Philosophie und Poesie wird das Werk von hohem Interesse sein.

***Lucian*, Todtengespräche** und ausgewählte **Göttergespräche;** zum Gebrauch für mittlere Klassen der Gelehrtenschulen bearbeitet von Dr. G. A. Koch. 23 Bogen. 25 Sgr.

Diese sorgfältig bearbeitete Ausgabe ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber mit practischen Erläuterungen, Bemerkungen und einem griechisch-deutschen Wörterverzeichnifs versehen, und wird den Herren Lehrern als ein sehr practisch bearbeitetes Schulbuch bestens empfohlen.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland, vom ersten Beginn des socialen Verkehrs beider Länder bis auf unsere Tage. Von Dr. E. F. Vogel. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Von demselben Verfasser:

Historisch-kritische Betrachtungen über die allmählige Gestaltung und besondere Eigenthümlichkeit der englischen Episcopalkirche im Verhältnisse zu den Grundsätzen und Ansprüchen des ächten Protestantismus. gr. 8. geh. ⅓ Thlr.

Die Materialien zu der ersten Schrift sind aus den bekannten gröfseren Werken über die britische Geschichte von Rapin von Thoyras, Hume, Mac Geoghegan, Leland, Stuart, Robertson u. A. und aus den hierhergehörigen Monographien von Camden, Clarendon, Burnet, Cuningham, Fox, Gordon, Musgrave, Cooper, Moore u. s. w. geschöpft, sorgfältig verglichen und mit beständiger Beachtung der Nothwendigkeit, den Anstrich der Partheifarbung möglichst von der nackten Wahrheit zu trennen, zu einem Ganzen verarbeitet worden.

In der zweiten Schrift wird auch unter andern nachgewiesen, wie schon vor hundert Jahren alles mögliche gethan worden ist, das englische Kirchensystem in Deutschland einzuführen.

Beide Schriften sind gediegenen Inhalts und für Theologen und jeden Gebildeten von nicht geringem Interesse.

In unserm Verlage ist erschienen:

Kurzgefafstes

exegetisches Handbuch

zum

alten Testament.

Vierte Lieferung.

Die Bücher Samuels

erklärt

von

Otto Thenius,

Diaconus und Gymnasiumprediger zu Dresden.

gr. 8. 1⅓ Thlr.

Die früheren Lieferungen enthalten:

I. Die zwölf kleinen Propheten, erklärt von Dr. *F. Hitzig.* 1½ Thlr.

II. Hiob, erklärt von Dr. *L. Hirzel.* 1 Thlr.

III. Der Prophet Jeremia, erklärt von Dr. *F. Hitzig.* 1⅔ Thlr.

Leipzig, im Juli 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig ist erschienen:

Ammon, *Dr.* C. F. von, die Geschichte des Lebens Jesu mit steter Rücksicht auf die vorhandenen Quellen dargestellt. I. Band. gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr.

Doederlein, L., Handbuch der latein. Etymologie. 1 Thlr.

Frankel, *Oberrabbiner Dr.* Z., Vorstudien zur Septuaginta. A. u. d. T. Historisch-kritische Studien zu der Septuaginta. Nebst Beitragen zu den Targumim. 1r. Bd. 1ste Abtheil. gr. 8. 2 Thlr.

Ideler, J. L., Hermapion, sive rudimenta hieroglyph. veterum Aegypt. literaturae. 2 partes. 4maj. broch. 12 Thlr.

Peter, *Dr.* C., die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. Mit besond. Berücksichtigung der Centurialcomitien und der mit diesen vorgegangenen Veränderungen. gr. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Erstes Semester.) № 1.

Im Verlage von *C. F. Osiander* in *Tübingen* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
christliche Lehre
von der
Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes
in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
Von
Dr. Ferdinand Christian Baur,
ordentl. Prof. der evang. Theologie zu Tübingen, R. d. O. d. W. K.

Erster Theil.
Das Dogma der alten Kirche bis zur Synode von Chalcedon.

gr. 8. (61¼ Bogen.) 4 Rthlr. 6 gr. — 7 fl. 12 kr.

Der Hr. Verf. lässt auf seine im Jahre 1839 erschienene Geschichte der Lehre von der Versöhnung die gleiche Bearbeitung eines andern Theils der Geschichte des christlichen Dogma folgen. Die Wichtigkeit, welche die Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes besonders auf dem Standpuncte der neuern Theologie hat, muss auch einer zum erstenmal specieller in ihre Geschichte eingehenden historischen Untersuchung ein um so grösseres Interesse geben, und wir glauben daher ein Werk, das sich eine sorgfältige Erforschung der Quellen ebensosehr zur Aufgabe macht, als eine dem Begriffe der Sache entsprechende Entwicklung, mit Recht allen Freunden der wissenschaftlichen Theologie empfehlen zu dürfen.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden, in *Berlin* durch *Alexander Duncker*, königl. Hofbuchhandler, Französische Str. 21. und durch *Wilhelm Besser*, Behrenstr. 44.

Geschichte
der
heutigen oder modernen Musik.
In
ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte
dargestellt
von
Dr. Gustav Schilling.
Hochf. H. H. Hofrathe etc. etc.

52 Bogen gr. 8° broschirt. Preis 4⅔ Rthlr.

Ueber die Gediegenheit und gründliche Ausarbeitung dieses Werkes sind uns schon von mehreren Seiten her die vollgültigsten Zeugnisse zugekommen; die aussere Ausstattung ist ebenfalls sehr geschmackvoll, wir glauben daher der Mühe überhoben zu sein, uns in Anpreisungen zu erschöpfen, sondern verweisen die geehrten Herren Musiker und Dilettanten auf das Buch selbst, welches in jeder Buchhandlung zur Einsicht aufliegt. —

Karlsruhe, den 23. Nov. 1841.

Die Verlags-Buchhandlung von
Ch. Th. Groos.

Im Verlag von *C. F. Osiander* in *Tübingen* und *F. H. Köhler* in *Stuttgart* ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauss. Zweiter Band. Gr. 8. Feines Druckpapier. 47 Bog. Preis 3 Rthlr. 4 gr. — 5 fl. 24 kr.

Mit dem zweiten Bande ist nun dies Werk beendigt, welches im Zeitraum weniger Monate schon eben so viel Aufsehen erregte, als das bereits in 4 Auflagen verbreitete Leben Jesu desselben Verfassers. Beide Werke haben, wie wenige andere, Epoche in der theologischen Literatur gemacht; sie sind die Grundlage einer neuen Schule geworden, die sich bereits einen dauernden Platz neben den bisherigen Ansichten errungen hat. Alle Gegenschriften, so zahlreich sie auch waren, dienten nur dazu, die Originalität des Verfassers desto mehr zur Anerkennung zu bringen. Obige Glaubenslehre dürfte durch das ganz ungewöhnliche reiche historische Material, welches der Verfasser, der alle Quellen ausbeutete, hier verarbeitet hat, und durch dessen Rücksichtnahme auf die Ansichten aller bedeutenden Theologen und Philosophen bis auf die neueste Zeit, auch für diejenigen, die mit den eigentlichen Ergebnissen des Werkes nicht einverstanden sind, das brauchbarste dogmatische Handbuch sein.

In der *Enslin*'schen Buchhandlung (*Ferd. Müller*) in *Berlin* sind so eben erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Mit Dantes Bildniss und zwei Karten seines Weltsystems. kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Rthlr.

Inhalt: Jedem Gesange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt voraus, dann folgt der ital Originaltext und die wortgetreue deutsche Uebersetzung ohne Reim gegen einander über und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drei Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegefeuer und Paradies, folgen die 81 enggedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: Dante's Leben und über die göttliche Komödie, und endlich wird das ganze Werk von einem äusserst reichhaltigen Namens- und Sachregister beschlossen. Ein schönes Portrait des Dante, sowie 2 Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklarung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architectur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XIV. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In 4 Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis 33⅓ Rthlr.

Einzelne Abtheilungen:

I. Abthl.: Architectur, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4. Brochirt 9⅓ Rthlr.

II. Abthl.: Sculptur, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4. Brochirt 7⅓ Rthlr.

III. Abthl.: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4. Broch. 20⅔ Rthlr.

Besonders Architecten ist dieses Werk und namentlich die 1. Abtheilung zu empfehlen. Es mochte wohl kein ähnliches architectonisches Werk existiren, was auf 73 Kupfertafeln zusammengedrangt die Abbildungen aller berühmten Gebaude jener Kunst-Epoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe fünfmal geringer als in der franz. und engl., auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniss wird auf Verlangen gratis ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserem Prof. Kugler befindet sich im Kunstblatt No. 40 zum Morgenblatt vom 20. Mai 1841, worauf wir verweisen.

In der *Easlin*'schen Buchhandlung (*Ferd. Müller*) in *Berlin* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorländer, Dr. Franz., Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. 34 Bogen. gr. 8. Preis 2⅔ Rthlr.

Wem es um eine klare rationelle und zugleich religiös-sittliche Auffassung des menschlichen Geistes und Lebens zu thun ist, dem empfiehlt sich dies Buch. Von einem originellen philosophischen Standpuncte aus sucht der Verfasser zu zeigen, wie der freie Geist in der Einigung und Gemeinschaft mit Natur, Welt und Gott alle seine Thatigkeiten in fortschreitender organischer Entwicklung hervorbringt.

Im Verlage der *Buchhandlung des Waisenhauses* in *Halle* ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben (*Berlin*, bei *Wilhelm Besser*, Behrenstr. No. 44.):

Bibliotheca Scriptor. Latinor. curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy. Instituta. Pars V. C. Cornelii Taciti opera. T. I. Annales contin. gr. 8. 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Taciti, C. Cornelii, Opera. Emendavit et commentariis instr. Ludov. Döderlein. T. I.

Ciceronis, M. T., Paradoxa graece versa et explicata ab Ioan. Morisoto. Accedunt variae lectiones duorum codicum Guelferbytanorum Paradoxa contin. edid. G. F. Wensch. 8 maj. ⅓ Rthlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad optima exemplaria recognitae. Editio nova. 8. 1/12 Rthlr.

Diedrich, Chr., Hülfsbuch für den Religionsunterricht in den untern Gymnasialklassen, Volks- und Bürgerschulen. Erster Theil. gr. 8. 1½ Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Die christliche Glaubenslehre begrifflich entwikkelt und mit geschichtlichen Beispielen veranschaulicht.

Dietsch, Rud., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulzischen Grammatik. 2. Cursus. Erzählungen aus der alten Geschichte. gr. 8. ⅝ Rthlr.

Kohlrausch, Fr., Die Geschichten und Lehren der heil. Schrift, alten und neuen Testaments. Zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. Neunzehnte Auflage. 8. ⅓ Rthlr.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bände. gr. 8. 10⅔ Rthlr.

Peter, C., Zeittafeln der römischen Geschichte zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrags in höhern Gymnasialklassen mit forlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen. gr. 4. 1⅓ Rthlr.

(C. Peter's Zeittafeln der griechischen Geschichte, gr. 4., erschienen 1835 und kosten ⅔ Rthlr.)

Schulz, O., Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 11. verbesserte Auflage. 8. 5/12 Rthlr.

(Uebungsbuch zum Uebersetzen hierzu siehe: Dietsch.)

Splittegarb, C. F., Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefassten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 12. verbesserte Auflage. 8. 1/12 Rthlr.

Novum Testamentum graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subiunxit Dr. G. C. Knappius. 2 Tomi. Editio V.

Druckpapier 8.	1 Rthlr.
Schreibpapier 8.	1⅓ –
f. f. Maschinen-Velin-Schreibpapier in Quart-Format	3⅓ –
Dasselbe sauber carton. in 1 Band, Rucken und Ecken in f. Leinwand	3⅔ –

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google